Per. 163 c
(15,2
Museum

Deutsches Museum.

Zeitschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Funfzehnter Jahrgang.

1865.

Juli — December.

15,2
1P

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1865.

38

BIBLIOTECA
REAL
MONASTERIO

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

An die Leser 929

Arthur Schopenhauer's Briefe an Dr. David Asher in den Jahren 1855—1860. I. 273

— — — — — . . II. 319

— — — — — . . III. 363

Aus dem amerikanischen Kriege. I. 394

— — — II. 417

Batz, K., Gedichte 769

Bolz, A., Die Provence und die neuprovenzalische Poesie 234

Buchner, W., Zur Geschichte der deutschen Standbilder. I.—V. 81

— —, — — — VI.—VIII. 305

— —, Goethe und Leipzig. I. II. 745

Dincklage-Campe, C. von, Die historische und culturhistorische Anekdote vor 220 Jahren 399

Dühring, E., Eine neue Einführung Byron's 570

Ehmik, D., Das zweite Deutsche Schützenfest in Bremen 345

Ernst, Gedichte 333. 372

Feuerlein, E., Studien über die französische Tragödie. I. 889

— —, — — II. 931

Förster, E., Ueber die Vollendung des florentinischen Doms Santa-Maria del Fiore 41

Fromme Kritik 205

Girschner, W., Eine Skizze aus der Künstlerwelt 651

Gottschall, R., An einen Jubilar 179

— —, Das bürgerliche Schau- und Trauerspiel der Chinesen. . . . 193

— —, Studien zur Charakteristik des indischen Dramas. I. 601

— —, — — — II. III. . . . 633

Gruß aus der Heimat an F. Freiligrath 444

Haebler, G., Ueber Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strasburg. I. 458

— —, — — — — II. 498

Hauff, G., Ueber Schiller's „Jungfrau von Orleans" 210

— —, Berthold Auerbach's „Auf der Höhe" 857

Digitized by Google

Seite

Helfferich, A., Der geschichtliche Pragmatismus 113
Herzfelder, J., Gedicht 842
Judeich, E., Den Manen Abraham Lincoln's 70
Kaden, W., Zwei Gedichte 289
Kulemann, R., Moldauische Zustände 171
— —, Gedicht 588
Kunisch, R., Drei Gedichte 259
Küster, Th., Der transatlantische Telegraph 797
Lampmann, W., Charakteristiken und Culturbilder aus Genf. III. Das Eynard'sche Athenäum und seine Gründer 51
Mair, W., Der Antlaßritt im Brixenthale 838
Reigebaur, F., Die Wohlthätigkeitsanstalten in Italien und besonders in Florenz 440
— —, Die volksthümliche Einheit der Ureinwohner Italiens und die Einheit der Gegenwart 472
Neumann-Strela, K., Musäus 828
Ohneſorge, F., Friedrich's des Großen Epitre chagrine 585
Pichler, A., Johann Senn. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte . . 153
Prutz, H., Graf Johann Kapodistrias 673
Römer, Auguste, Gedichte 31. 73. 484
Rückert, H., Zum Andenken an E. W. Weber 690
— —, Die ältere deutsche Literatur und das deutsche Publikum. I. II. 777
— —, — — — — III. 817
— —, Zwei Kämpfer für die deutsche Schule als Pflanzstätte humaner Bildung 904
San-Marte, Das letzte Geheimniß des Christenthums und seine Darstellung in der Poesie 705
Schneller, C., Die Schmiede in der Geschichte der Menschheit. Culturhistorische Skizze 20
— —, Sächsische Sage und sächsischer Sang 476
— —, Der starke Hagen des Nibelungenliedes 723
Silberschlag, K., Die Lehren des Materialismus im Alterthum 96
Smitt, W., Staat und Familie in ihren Beziehungen zur Schule 429
Speyer, O., Die deutsche Burschenschaft und ihre funfzigjährige Jubelfeier in Jena 530
Treitschke, R., Entstehung der Poesie, besonders der dramatischen. 386
Waldau, A., Böhmische Baumsagen 550
Waldstein, M., Zwei Volkslieder 256
Wehl, F., Aus jüngstvergangener Zeit. I. 1
— —, — — II. 121
— —, Margarethe Wilson 101
Weininger, H., Der Ritter Georg 870
Zwei Arbeiterversammlungen in Leipzig. I. II. 763

Literatur und Kunst.

Baader, „Die Grundzüge der Societätsphilosophie: Ideen über Recht, Staat, Gesellschaft und Kirche. Mit Anmerkungen und Erläuterungen von Professer Dr. Franz Hoffmann". 74
Baudissin, „Molière's Lustspiele" 445
Bechstein, „Thüringens Königshaus. Sein Fluch und Fall. Erzählendes Gedicht in 6 Gesängen" 590

Digitized by Google

Seite

Bergmann, „Tizian. Bilder aus seinem Leben und seiner Zeit“ 447
„Baise Pascal's Gedanken über die Religion, nebst Briefen und Fragmenten verwandten Inhalts. Für die Gebildeten unserer Zeit bearbeitet von Dr. Friedrich Merschmann“ 489
Bodenstedt, „Tausend und ein Tag im Orient“ 412
Carus, „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten“ 104
„Die Vorläufer des polnischen Aufstandes. Beiträge zur Geschichte des Königreichs Polen von 1855—63“ 734
Ettmüller, „Herbstabende und Winternächte, Gespräche über deutsche Dichtungen und Dichter“ 953
Fock, „Rügensch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten“ . . . 486
Franken's Bilder aus dem Kaukasus 413
Frenzel, „Auf heimischer Erde. Neue Novellen in zwei Bänden“ 809
Gildemeister, „Werke Lord Byron's“ 810
Glöckler, „Schwäbische Frauen. Lebensbilder aus den letzten drei Jahrhunderten“ 448
Goltz, „Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen“ 694
Gustav vom See, „Gräfin und Marquise“. „Ost und West“ 660
Hamerling, „Ahasverus in Rom, eine Dichtung in sechs Gesängen“ . . . 921
Heinel, „Gedichte“ 514
Hermann, „Echoklänge aus Venusia“ 516
Herrmann, „Herkules. Ein Heldengedicht in sechzehn Liedern“ 591
Heyse, „Dramatische Dichtungen“. 292
Horn, „Voltaire und die Markgräfin von Baireuth“ 876
Huber, „Die Idee der Unsterblichkeit“. 518
Jacoby, „Heinrich Simon. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk“ . . . 374
„Allustrirter Handatlas zur Länder- und Völkerkunde. Im Verein mit Heinrich Leutemann herausgegeben von Ehrenfried Leeder und Theodor Schade“ 878
„In den Voralpen“. 410
Kompert, „Geschichten einer Gasse“ 222
König, „Eine Catilinarische Existenz. Roman“ 187
Koppel, „Cervantes auf der Fahrt. Ein Gedicht“ 592
Kramer, „Karl Ritter. Ein Lebensbild nach seinem dichterischen Nachlaß“ 104
„Lermon's Reisen und Liebesabenteuer. Gedicht in sechs Abtheilungen“ . . 591
„Lessing-Galerie. Charaktere aus Lessing's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht. Mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht. Dreißig Blätter in Stahlstich“. 843
Loeper, „Gedichte“ 515
Mahler, „Im Oderthale. Ein schlesischer Waldroman in vier Büchern“. . 951
Meißner, „Schwarzgelb. Roman in vier Abtheilungen“ 696
Meyer-Merian, „Die Nachbarn. Ein städtisches Sittenbild aus der Gegenwart“ 592
Morgenstern, „Das Paradies der Kindheit“ 622
Möser, „Gedichte“ 516
Nemmersdorf, „Doge und Papst. Historischer Roman aus dem siebzehnten Jahrhundert“ 661
Neumann, „Dinouhy. Gedicht in drei Gesängen“ 593
Robinson, „Physische Geographie des Heiligen Landes“ 952
Rodenberg, „Diesseits und Jenseits der Alpen“ 408
Schauenburg, „Flußnetz-Wandkarten“ 622

Digitized by Google

Seite

Schenkel, „Die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaction. Eine Schutzschrift“ 563
Schmidt-Weißenfels, „Die Stadt der Intelligenz. Geschichten aus Berlins Vor- und Nachmärz“ 409
Schober, „Gedichte“ 515
Schumacher, „Jagd und Pferd“ 592
Schweder, „Scharnhorst's Leben“ 948
Stiebritz, „Allerlei Heimlichkeiten aus der Kinderstube“ 619
Strauß, „Die Halben und die Ganzen. Eine Streitschrift gegen die Herren DD. Schenkel und Hengstenberg“ 186
„Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“ 808
„Weimarische Beiträge zur Literatur und Kunst“ 618
Wilbrandt, „Geister und Menschen“ 335
Winter, „Die Prämonstratenser des zwölften Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nordöstliche Deutschland. Ein Beitrag zur Christianisirung und Germanisirung des Wendenlandes“ 261

Correspondenzen.

Aus Belgien 812
— Berlin 297. 564. 883. 955
— Dresden 37
— Aus Frankfurt a. M. 338. 525
— Genf 299. 593
— Hamburg 188
— Kiel 698. 772. 957
— Königsberg 109
— Leipzig 378
— London 33. 263. 491. 663. 879
— München 340
— Neuyork 519. 844
— Prag 149. 449. 667. 923
Vom Rhein 225
Aus Stuttgart 623
— Weimar 628
— Wien 75. 267. 452. 739. 850
— dem Wupperthal 770
— Würtemberg 700

Notizen 39. 79. 111. 151. 191. 231. 271. 342. 382. 415. 454. 495. 527. 567. 599. 630. 670. 703. 743. 775. 815. 854. 886. 926.

Anzeigen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Königliche Sächsische Landesbibliothek Dresden

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 27.** 6. Juli 1865.

Das **Deutsche Museum** erscheint in wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Aus jüngstvergangener Zeit. Von **Feodor Wehl.** I. — Die Schmiede in der Geschichte der Menschheit. Culturhistorische Skizze. Von **E. Schnellen.** — Gedichte von **Auguste Römer.** 1. Natur im Wechsel. 2. Ein tiefer See. 3. Glühwürmchen. — Correspondenz. (Aus London. Aus Dresden.) — Notizen. — Anzeigen.

Aus jüngstvergangener Zeit.

Von

Feodor Wehl.

I.

In rascher Folge ist neuerdings eine Reihe von Denkwürdigkeiten erschienen, welche einer eingehenden Besprechung würdig sind. Sind es doch durchaus keine Aufzeichnungen „aus alten verklungenen Tagen", sondern Briefe und Erinnerungen aus Jahren, die wir entweder noch selbst oder zum mindesten doch in ihren Nachwirkungen mit erlebt haben. Dergleichen Miterlebnisse aber an seinem Geiste vorübergehen zu lassen, für wen hätte das nicht Interesse? Wol jeder Sterbliche kommt einmal in die Lage, wie Rahel Varnhagen von Ense in einem Briefe zu seufzen: „Ich möchte die alte Zeit immer zur Rede stellen, vor die Schranken fordern; es ist, als hätte sie mir nicht recht stillgehalten: ich hatte damals zu viel anderes vor, man ließ uns nicht Zeit, nicht Muße."

Digitized by Google

Wem von uns ist es nicht ähnlich gegangen? Und wer ließe sich darum nicht gern in Unterhaltungen mit einer Vergangenheit ein, die entweder selbst oder in ihren Folgen an uns vorübergerauscht und die uns, weil uns Zeit und Muße fehlte, nicht recht stillgehalten? Gewiß und ohne Zweifel, jeder von uns wird gern bereit sein, sie zur Rede zu stellen, vor die Schranken zu fordern. Und wie könnten wir das besser als in solchen schriftlichen Ueberlieferungen, die uns jetzt so zahlreich gemacht werden und welche wesentlich dazu beitragen, unsere eigene Epoche bis in ihr geheimstes Innere hinein kennen und verstehen zu lernen?

Obschon Gustav Kühne's „Deutsche Charaktere" („Gesammelte Schriften", 6. Bd., Leipzig, Denicke, 1865) genau genommen eigentlich nicht mit unter die directen Denkwürdigkeiten gehören, so ziehen wir dieselben hier dennoch mit heran und hauptsächlich deswegen, weil sie jedenfalls darauf beruhen und mit denselben im innigsten Zusammenhange stehen. Kühne's Beurtheilungen von Karl August, Goethe und Schiller sind aus einem eingehenden Studium weimarischer Aufzeichnungen und Mittheilungen entstanden und geben uns ein so schönes und wohlabgeschlossenes Bild jener Periode, die man mit Recht das goldene Zeitalter unserer Literatur genannt, daß sie als hochverdienstlich dankbarst entgegenzunehmen sind.

Die Schilderung Karl August's, dieses seltenen Fürstenexemplars, der mit einer Goethe'schen Wendung sich von dem Drange erfüllt erklärte, „sich göttlich in seinem Selbst und im Erhabenen der Natur zu baden", wird auf dreiundvierzig Seiten so menschlich wahr und bezeichnend vollzogen, daß man einen vollen Eindruck seines Wesens wie seines Charakters erhält. Der Schilderer nimmt keinen Anstand, neben den Glanzseiten auch wol die dunkeln Stellen wenigstens anzudeuten. Der Herzog war so etwas von einem wilden Kumpan. Sein Leben erscheint durchaus nicht glatt, sondern manchmal recht kraus. Goethe schrieb unter anderm einmal an Frau von Stein: „Der Herzog ist wacker und man könnte ihn recht lieben, wenn er nicht durch seine Unarten das gesellige Leben gerinnen machte und seine Freunde durch unaufhaltsame Waghalsigkeit nöthigte, über sein Wohl und Weh gleichgültig zu werden. Es ist eine curiose Empfindung, seines nächsten Freundes und Schicksalverwandten Hals und Arm und Bein täglich als halbverloren anzusehen und sich darüber zu beruhigen, ohne gleichgültig zu werden. Vielleicht wird er alt und grau, indeß viele Sorgliche vergehen." Der Herzog selbst sprach ein ernst treffendes Wort über sich, indem er sagte: „Ich muß mich erstaunlich wehren, meinem Herzen und meinen Leidenschaften nicht den Zügel schießen zu lassen." „Entsagung und Selbstbeherrschung", schreibt Kühne, „erwuchsen in ihm langsam, aber sicher."

Digitized by Google

Er war ein Feuerkopf, eine wirklich „genialische Natur", von der in jener Zeit und oft unrechten Menschen gegenüber soviel die Rede war. Es lag in ihm entschieden das Zeug eines großen Mannes, und wenn er an der Spitze eines mächtigen Staates gestanden, vielleicht hätte er nicht blos für die Literatur-, sondern auch für die Weltgeschichte eine weitgehende Bedeutung gewonnen. Kanzler Müller in Weimar hat in einer Festrede in knappen Umrissen eine klare Vorstellung seiner ganzen Erscheinung gegeben. „Ein freies Naturleben", heißt es da an einer Stelle, „schien des Herzogs höchstes Gut, körperliche Abhärtung nothwendige Bedingung geistiger Stärke und Wirksamkeit. Nach allen Richtungen hin wandte sich der prüfende forschende Sinn; die Naturwissenschaften und was dahin einschlug wurden eifrigst betrieben, der Industrie, dem Gewerbe leichte Bahnen zu öffnen versucht, neue Ansichten, sinnreiche Entdeckungen verfolgt, durchprobt, in jedes Unternehmen persönliche Anstrengung verwebt, in Straßen- und Wasserbau die Elemente bekämpft, Berge und Wälder sinnenden Blickes durchstreift, besäet, befruchtet, in dunklen Schachten und Gruben der Erde verborgenen Schätzen muthig nachgespürt, in heitern Gartenschöpfungen Natur und Kunst anmuthig verschlungen."

Man wird uns, wenn man dies liest, gestehen, daß hierin das Zeugniß einer Regsamkeit und Thätigkeit liegt, die zur Bewunderung auffordert. Es offenbart sich Blick und Lust zu allem, was brav und tüchtig ist. Gewiß erhielt Goethe hier manche Anregung, manchen Sporn und lernte das Auge auf viele Dinge richten, an die er unter andern Verhältnissen nicht gedacht hätte. Freilich mag der Fürst ihn auch vielfach in Anspruch genommen und von manchem Guten abgehalten haben. Wenigstens sieht Goethe's Reise nach Italien beinahe wie eine Flucht aus und auch schon der Ausflug nach der Schweiz in Gemeinschaft mit Karl August war wie eine Ableitung, wie ein Herausreißen aus tollem Treiben, denn toll genug hat es Karl August manchmal wol getrieben. Zu Zeiten wurde es auch seinen treuesten Anhängern zu arg, so arg, daß selbst K. L. von Knebel daran dachte, den weimarischen Staub von seinen Schuhen zu schütteln. Aber in so kritischen Momenten wußte sich der Herzog stets in geeignetster Weise zu fassen und sich in einer Art entweder mündlich oder schriftlich auszusprechen, daß niemand ihm zu widerstehen vermochte. „Es war Karl August's Eigenthümlichkeit", schreibt Kühne, „sich nicht über die Menschen, aber auch nicht unter die Genies zu stellen; er lebte, dachte und fühlte in tiefster Gemeinsamkeit mit ihnen, intim und doch anspruchslos; in seiner Einfachheit liegt die Kraft und Wahrheit seiner Genialität."

Das macht seine Gestalt so sympathisch und imposant zugleich, das gab ihm die große Macht über die Geister, die er besessen und die selbst

Digitized by Google

Schiller veranlaßte, ihm auch den lockendsten Anerbietungen gegenüber treu zu bleiben. Uebrigens war das nicht alles. Diese Macht wurde noch verstärkt durch ein gewisses Etwas eines wirklichen Staatsmanns. Karl August besaß unleugbar große politische Erkenntniß und mit Recht hebt Kühne als Beleg dafür seine Idee eines Fürstenbundes, einer deutschen Union hervor, worin er Preußen die Führerschaft einräumt. Auch der Zollverein ist ein Gedanke, den er aufwarf und welcher erst lange nach ihm ins Leben treten sollte. Er schalt „über den trägen Schlummergeist, der seit dem Dreißigjährigen Kriege Deutschland befallen", und eiferte „für Wiederbelebung des Nationalgeistes in unserm Vaterlande". Auch mag es unvergessen bleiben, daß er der erste deutsche Fürst war, der seinem Volke eine Verfassung mit einer Kammer für Volksvertretung gab.

Sein letztes warmes Interesse gehörte Alexander von Humboldt, den er bei einer Anwesenheit in Berlin kurz vor seinem Tode beständig um sich zu haben wünschte und welchen die Leidenschaft des Forschens bei dem greisen Fürsten ebenso in Erstaunen setzte wie die Allseitigkeit der Wissenslust in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft und des Lebens. Auf der Rückreise von Berlin starb er zu Graditz bei Torgau am 14. Juni 1828, 70 Jahre alt.

Die zweite Abhandlung: „Die Dioskuren von Weimar", stützt sich besonders auf den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, der bekanntlich elf Jahre (1794—1805, d. h. bis zum Tode Schiller's) dauerte und von dem Goethe selbst einst an Zelter schrieb: „Er wird eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja, ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird." Kühne sagt von ihm: „Ein nachgeborenes Geschlecht tritt staunend an die Documente einer tiefinnerlichen Arbeitsamkeit des Geistes, von der die Menschen von heute kaum eine Ahnung beschleicht. Der schöpferische Hauch in diesem Briefwechsel kann in Künstlern und Denkern noch heute Leben und Kraft zu Entwürfen erwecken; diese Summe von künstlerischen Geheimnissen und Ergebnissen aus zwei großen Dichterwerkstätten liefert neben Lessing's Maximen und Lehrsätzen die bedeutsamsten Grundlinien zur deutschen Aesthetik, Epik, Lyrik, Dramatik; antike und neue Kunst werden in ihren Fundamenten untersucht, Philosophie und Leben in ihren tiefsten Gründen durchforscht, das Bereich der Natur von Goethe, das Bereich der Ideenwelt von Schiller, denn dies waren die ihnen nach ihrer Eigenthümlichkeit von Anfang an zugewiesenen Provinzen. Goethe ging von der Erfahrung, von der Empirie aus, um den Begriff zu finden, Schiller ward umgekehrt von der Idee der Dinge getrieben, um nachträglich die ideale Form mit realem Gehalt zu erfüllen. Goethe suchte und fand die poetischen Gesetze der Natur, Schiller stellte die Forderungen des Geistes, die poetischen Postulate der

Digitized by Google

Vernunft. So ergab sich in jenem mehr feste, stille, in sich befriedigte Gebundenheit, in diesem mehr Flug und Aufschwung zu den höchsten Aufgaben des Geschlechts, zu den allerhöchsten Axiomen der Freiheit. Objectives und Subjectives, die Wahrheit und die Freiheit hatten nie so dicht nebeneinander zwei Propheten zu gegenseitiger Ergänzung."

In diesen Zügen ist die Natur unserer beiden Dichterheroen sowie die ihrer Correspondenz sehr glücklich zu Tage gelegt; man erkennt, wie und wodurch sie aufeinander wirkten und sieht sich wol auch in den Stand gesetzt, das Gute oder Mißliche dieser Wirkung in ihren Folgen abzuschätzen, zu welcher Abschätzung Kühne selbst in seiner Arbeit das Beispiel gibt. Er will finden, daß im Laufe der Zeit Goethe auf Schiller von maßgebendem Einflusse wurde, von einem Einflusse, der Schiller manchmal an sich selbst irremachte und sein Talent auf Abwege führte. Schiller war noch nicht so fertig, wie Goethe es war. Es brodelte alles in ihm, gärte und zischte. Er wurde also hier und da von den Grundsätzen seines großen Freundes mächtiger und tiefer ergriffen, als dieser von den Ansichten Schiller's, so gigantisch und schwungvoll sie auch an ihn herantraten. Sie hoben, trieben, begeisterten ihn, konnten ihn in seinen Planen feuriger, dithyrambischer stimmen, aber nicht so hinreißen und bewältigen im Kern seines eigenen Wesens, als das oft Andeutungen seinerseits bei Schiller thaten. Schiller war in seinem Geist mehr idealer, lustiger Structur, seine Seele webte und wallte beständig, war stets zu Ausbrüchen geneigt, indeß Goethe, mehr firmer und irdischer Complexion, nie den Boden unter seinen Füßen verlor.

Unser Gewährsmann charakterisirt diese Verschiedenheit dadurch sehr treffend, daß er von dem Vulkanismus des einen und dem Neptunismus des andern spricht. Er sagt da sehr richtig an einer Stelle: „In der Art, wie sie ihre Dichtungen componiren, gliedern, gipfeln und die Conflicte lösen, wird dieser Gegensatz vollständig klar. Schiller motivirt zu wenig, Goethe zu viel. Schiller übereilt die Katastrophe, Goethe schiebt sie gern hinaus. Während sich in Schiller mit einer Eruption der Stoff entfaltet und eine gleichmäßig schaffende Natur nicht genug walten läßt, scheut sich Goethe vor dem Bruch der Entfaltung, gefällt sich in den Vorbedingungen zur Situation." An einem andern Platze schreibt Kühne: „Schiller war immer wie vom Wirbelwind eines geheimnißvollen Dranges erfaßt. Er verbrauchte rasch seine Kräfte; sie gingen auf ein Ziel, das weit ab lag vom Glücke des Augenblicks; er rang immer nach der Schönheit in transscendenter Gestalt, nach einer jenseitigen Unsterblichkeit. Goethe hielt an der schon hienieden allseits hingebreiteten Ewigkeit des Geistes fest. Auf die Dauer hatte Schiller,

Digitized by Google

der immer das Höchste wollte, gegen Goethe, der sich immer im Sicherſten gefiel, den Nachtheil, den der Stürmiſche gegen den überſichtlich Umfaſſenden haben muß; auf die Dauer ergab er ſich in Form und Inhalt immer mehr als der Ueberwundene." Kühne definirt das an Schiller's Abwenden im Drama vom Stile Leſſing's, von der Muſe Shakſpeare's, an ſeinem Umhertaſten in der antiken Form und Liebäugeln mit der romantiſchen Poeſie, an ſeinem Beſeitigen aller Handlung („Maria Stuart", „Jungfrau von Orleans" und „Braut von Meſſina"). Er will ſogar finden, daß der „Wallenſtein" dadurch verloren. Er gibt auch Goethe ſchuld, den Freund „vom wahrhaften Inhalt des Volkslebens" abgewendet zu haben. Er äußert: „Ueber Kriegshändel hören wir in ihren Briefen wiederholt die beiden größten Deutſchen wie zwei große Philiſter ſchwätzen."

Dieſe Anklagen ſind hart und werden ſich doch wol nicht ganz ſtichhaltig beweiſen laſſen. Ein Briefwechſel kann nicht alles geben und beſonders dann nicht, wenn man ſich erinnert, daß die Schreiber nahe beieinander, zuletzt in Einer Stadt wohnten, ſich alſo auch noch anders als brieflich unterhalten konnten. Ihre Briefe gehörten mehr ihrem Metier als der Weltbetrachtung. Dann aber vergeſſe man auch nicht, daß ſie in einer kleinen Stadt, entfernt von allem wirklichen politiſchen Leben exiſtirten. Der Wellenſchlag der Geſchichte ergoß ſich nicht bis hierher; die Revolution mußte in ihren Folgen erſt weit über alle Ufer und Dämme brechen, ehe die große Bewegung des Jahrhunderts bis hierher vordringen konnte. Es gab damals noch wenig ordentliche Zeitungen, noch keine Eiſenbahnen. Man konnte in Weimar in jener Epoche noch wie in Klein-Weltwinkel wohnen. Es war Deutſchlands poets-corner, wie Dingelſtedt es genannt hat und als welches man es auch heute noch anſehen muß.

Das möchte wohl in Betracht zu ziehen ſein, wenn man über Goethe und Schiller bezüglich ihrer politiſchen Anſchauungen und Kundgebungen ſpricht. Niemand entſchlägt ſich ganz ſeiner Umgebung, niemand, ſelbſt ein Goethe und Schiller nicht.

Nachdem ſolchergeſtalt die Dioskuren gemeinſchaftlich und in ihrer Wechſelbeziehung zueinander erörtet worden, geht Kühne nun auf jeden der Dichter noch beſonders ein. Er gibt in ſeiner dritten Abhandlung zunächſt „Goethe in der Schule der Frauen", eine ſehr eingehende, mit hervorleuchtender Liebe für den Gegenſtand behandelte Studie, in der er den Nachweis führt, wie alle Goethe'ſchen Dichtungen ſich auf den Bezug zu weiblichen Naturen ſtützen. Die erſte Frau, welche uns da entgegentritt, iſt Goethe's Mutter, die originelle Frau Rath, deren Naturell und Leben in kurzen, aber draſtiſchen Zügen geſchildert wird, die Kühne aus Aufzeichnungen und Mittheilungen aller Art, wie ſie neuer-

Digitized by Google

dings vielfach erschienen sind, mit gutem Geschick entnommen hat. Wir dürfen das alles bei unsern Lesern als bekannt voraussetzen und berühren deswegen hier nur den Einen Umstand, den freilich blos die romantische Bettina berichtet, nämlich die rasche Liebe, die Katharina Elisabeth Textor zu dem jungen deutschen Kaiser Karl VII. aus dem Hause Baiern in sich aufflammen gefühlt haben soll, als sie 1742 ihn das Osterfest in Frankfurt feiern sah. Sie soll dem hohen Herrn in alle Kirchen gefolgt, auf allen Stegen und Wegen nachgerannt und „wie von einem Donnerschlag getroffen" worden sein, so oft seine Augen sie angesehen. „Als fünf Posthörner früh morgens des Kaisers Abfahrt verkündeten, stürzte sie aus dem Bette ans Fenster, stieß ihr Schienbein wund am Stuhle und hatte davon eine Kniewunde." Wenn der kleinen Textor, der spätern Frau Rath, „solche Romantik auf kaiserlich-römischem Goldgrunde" ähnlich sieht, wie Kühne meint, so wundert es uns, daß noch niemand darauf gekommen ist, diesen Umstand mit Goethe in Beziehung zu bringen. Sollte seine königliche, majestätische Erscheinung, die stets wie für einen Thron bestimmt aussah und ihn unter gekrönten Häuptern wie unter seines gleichen erscheinen ließ, nicht mit unter dem Eindruck dieser schwärmerischen Neigung sich gebildet haben? Man hat es bedeutungsvoll gefunden, daß Dante's Mutter, als sie diesen Sohn unter dem Herzen trug, träumte, unter einem Lorber zu sitzen, warum sollte die Frau Rath, die erst achtzehn Jahre alt war, da sie Wolfgang gebar, sich nicht noch beeinflußt gefunden haben von ihrer romantischen Mädchenliebe und unter dieser Beeinflussung in ihrem Schos den deutschen Dichterfürsten erzeugt haben?

In der That scheint eine solche Folgerung uns nicht allzu kühn, und sicher ist jedenfalls, daß Goethe viel von dem Wesen der Mutter überkam, vor allem, wie er selbst sagt, „die Frohnatur und Lust zu fabuliren". Seine dichterische Ader quoll aus ihrem Blut in ihn über.

Die nächsten weiblichen Gestalten, die bestimmend auf ihn einwirkten, waren Fräulein von Klettenberg und das frankfurter Gretchen, von denen die erste sozusagen seiner Psyche, die andere seiner Sinnlichkeit die Flügel löste. Himmel und Erde stritten gleich bei den ersten Schritten in die Welt um sein Herz, und es muß als ein großes Glück betrachtet werden, daß „die schöne Seele", die Kloster-Conventualin mit ihrem frommen, gläubigen Gemüth den Vorrang gewann über das frivole Schenkmädchen „zum Puppenschränkchen", das in etwas sehr zweideutigem Licht erscheint und leicht den eben zum Jüngling reifenden Knaben hätte sittlich verderben können.

Nun folgen Käthchen Schönkopf, die Wirths-, und Friederike Oeser, die Malertochter zu Leipzig, die in diesem Klein-Paris jener Zeit bedeutsamen Einfluß auf den studirenden Goethe gewonnen haben. Käth-

Digitized by Google

chen war ein paar Jahre älter als ihr Anbeter, frisch, hübsch, munter, vielleicht etwas kokett und mit sentimentalem Anflug — jedenfalls aber ein recht herziges Mädchen, das er wol aufrichtig liebte, aber so lange mit Grillen quälte, bis ihre Geduld sich erschöpfte und „ihre Neigung in kummervollen Thränen sich ertränkte". Sein Patricierstolz mag an jenen Quälereien wol nicht ohne allen Antheil gewesen sein. „Die Laune der Verliebten" und „Die Mitschuldigen" danken diesem Verhältniß ihre Entstehung. Friederike Oeser war mehr theilnehmende Freundin, bei der er oft Trost gefunden, wenn „sein böses Mädchen ihn geplagt", d. h. eigentlich, wenn er dieses so lange geplagt, bis es, der Plage überdrüßig, ihm Trotz und Zurückhaltung zeigte. Dann verscheuchte Friederikens Witz und Munterkeit seine böse Laune, setzte ihm vielleicht auch muthwillig und unbarmherzig zu, wenn er unglücklich schien und sein Leid ihr klagte. Möglicherweise ist sie auch ein wenig der böse Genius seiner Liebe gewesen. Dadurch, daß sie vielleicht gelegentlich einmal ihn damit aufzog, ihn hänselte und neckte, ward er auf den Weg geleitet, diese Liebe selbst gewissermaßen zu ironisiren. Sie stand wol geistig über Käthchen, war geistreicher und gebildeter und setzte dadurch allein schon jene in seinen Augen herab. Nicht bedeutungslos möchte jedenfalls sein, daß er in ihren Händen die älteste handschriftliche Sammlung seiner Lieder mit Melodien zurückließ.

Auf Friederike Oeser folgt Friederike Brion in Sesenheim bei Strasburg, mit der Goethe's Herz eine reizende Liebesidylle aufführte, eine Liebesidylle, die von jeher alle Geister und Gemüther angezogen und dieselben anzuziehen noch heute nicht aufgehört hat. Noch immer pilgert das deutsche Gefühl vorzugsweise gern zu dieser Episode des Goethe'schen Lebens, die unter blühenden Bäumen, wogenden Aehrenfeldern, unter Pfänderspielen und Nachtigallenschlag sich still und heimlich abspielte und ohne große Katastrophe sich in die Geheimnisse einer lautlosen Entsagung hinein verlor. Goethe, scheint es, war vom Schicksal ausersehen, alle Arten von Liebe durchzukosten, von der Liebe der Leonore bis zu der des Gretchen herab. Die pastorale Liebe, wie wir die nennen möchten, welche zu Sesenheim spielt, ist eine seiner rührendsten. Sie ist wie ein schöner erster Sommertag, wo alles grün, frisch, wollustathmend und doch auch züchtig ist, wo das Leben aus großen blauen Augen sinnig herausschaut und die innersten Herzensempfindungen im Lerchenjubel die Luft durchjauchzen, als wäre alles gut, zufrieden und glücklich. Im Sesenheimer Liederbuche hat Goethe seine anmuthigsten, schönsten Gedichte geschaffen: „Herbstgefühl" („Fetter grün', du Laub"), „Willkommen und Abschied", mit dem unübertroffenen Schlusse:

Digitized by Google

Ich ging, du standst und sahst zur Erden
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

„Mit einem gemalten Bande“ („Kleine Blumen, kleine Blätter“), „An die Erwählte“ („Hand in Hand und Lipp' auf Lippe“), „Mailied“ („Wie herrlich leuchtet die Natur“) und „an die Entfernte“:

So hab' ich wirklich dich verloren?
Bist du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche singt:

So dränget ängstlich hin und wieder
Durch Feld und Busch und Wald mein Blick;
Dich rufen alle meine Lieder.
O komm, Geliebte, mir zurück!

Diese Lieder sind alle so einfach, so wahr, so natürlich, so menschlich empfunden, daß sie jeder Liebende hätte singen können; aber eben das macht sie so schön, so herzbestrickend und unvergänglich fesselnd. Sehr treffend sagt Kühne: „Hier ist kein Versteckspielen mehr, mit dem sich die wahre Natur hinter Reifrock und Manschette birgt, die Empfindsamkeit ist nicht mehr Empfindelei, hat weder Schminke noch Vapeurs nöthig, sein Herz spielt nicht mehr Schäferspiele, es ist und fühlt arkadisch.“ Das Arkadien Goethe'scher Dichtung, das ist Sesenheim in der That. Wie unser Gewährsmann andeutet, ging es daran zu Grunde, daß eines schönen Tages ein Zufall es in die Stadt versetzte. Die Schöne vom Lande nahm sich in der strasburger Gesellschaft wol ein wenig linkisch und sonderbar aus. Goethe war gewohnt, sie im Felde, im Garten, auf Steg und Weg oder im kleinen Pfarrhause zu sehen. Da gehörte sie hin, da war sie am Platz. In einer Stadtsoirée verlor sie. An dem moquanten Lächeln einer Räthin vielleicht ernüchterte sich sein Herz und kam insoweit zur Besinnung, daß er sich sagte: um Friederike beständig zu lieben, müßte er selbst sich für immer vergraben. Das litt sein Genius nicht und so schied er, peinlich und schmerzlich erregt, den stillen Vorwurf im Innern.

Friederike Brion ist unverheirathet 1813 gestorben. Man hat sie nie klagen gehört. Auch hat sie Goethe später noch einmal von Weimar aus besucht, um sich völlig mit ihr auszusöhnen. Groß, hager und bleich, wie sie war, nannten ihre Verwandten im Alter sie scherzhaft „den elfenbeinernen Thurm“.

Digitized by Google

Nun kommt die Reihe an Charlotte Busch, das Urbild von Werther's Lotte, von der Kühne schreibt: „Sie war schwarzäugig, sonst aber schlank und blond, «eine heitere, gesunde Natur», der eine frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen angeboren war. Nach dem Tode der Mutter leitete sie die Wirthschaft und die Erziehung ihrer zahlreichen Geschwister, in deren Umgebung der Dichter sie so reizend fand. Es war nicht der Reiz strahlender, blendender Schönheit, was ihn fesselte, sondern der still wirkende Zauber reiner, gemüthvoller Harmonie. Blonde Frauen erobern nicht im Sturm, aber um so sicherer durch die Ruhe ihrer Anmuth und Grazie, mit der sie anziehend wirken ohne gleich viel wiederzugeben." „Die heiterste Luft wehte in ihrer Umgebung", schrieb der Greis Goethe von Lotten, die damals mit einem Freunde des Dichters, Johann Christian Kestner, verlobt war. Sie wurde ihm lieb und theuer, und da er sich eben gewaltsam von ihr und ihrem Kreise in Wetzlar losgerissen und damals erfuhr, daß der junge Jerusalem sich um einer ähnlichen Losreißung willen freiwillig den Tod gegeben, schrieb er in drängender Hast jenen berühmten Roman, der eine europäische Epoche gemacht hat.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, suchte sein Herz Trost in ein paar andern Verhältnissen, die aber nur flüchtiger Art geblieben sind. Man nennt da von andern: Maximiliane Laroche, die, an einen Kaufmann Brentano in Frankfurt verheirathet, die Mutter von Clemens und Bettina Brentano wurde, und dann Anna Sibylla Münch, auf deren Wunsch er den „Clavigo" schrieb. Eine tiefgehende Liebe war die zu Anna Elisabeth Schönemann, die verwöhnte Tochter eines reichen Bankiers, von Goethe unter dem Namen Lili gefeiert. Sie ist Goethe's Salonliebe. Lili war vornehm, kokett, glänzend — ein Wesen, das ihn viel gequält und gemartert hat. Das Lied „An Belinden" gibt über seinen damaligen Zustand den besten Aufschluß:

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?
Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein;
Träumte da von vollen gold'nen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte ganz dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.
Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?

Digitized by Google

Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüberstellst?
Reizender ist mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur."

In diese Zeit gehören auch: „Neue Liebe, neues Leben" (mit dem Schlußwunsche: „Liebe! Liebe! laß mich los!"), „Morgenklare", „Liebebedürfniß" und „Die Spröde". In „Lili's Park" hat er die Zauberin sogar mit der ganzen Menagerie ihrer Anbeter, sich selbst einbegriffen, schmerzlich schalkhaft parodirt.

In diesen Liebesängsten war seine Vertraute Gräfin Auguste Stolberg, die er nie gesehen, sondern mit der er nur in brieflicher Beziehung gestanden hat. Ihr lieferte er in Prosa den Commentar zu dem ganzen „Leidvoll und Freudvoll" seiner Liebe, die er plötzlich „nicht durch Untreue, vielmehr durch schwaches Nachgeben philisterhaften Beweggründen gegenüber" abbrach. Oder sollte bei diesem Bruche der Genius seines Talents gesprochen haben? „Es war ein Glück", sagt Kühne, „für seine innere Entwickelung, daß er sich nicht binden ließ: der Poet gewann hier, was der Mensch verlor; in der pedantischen Sorge für einen glänzenden Hausstand auf Bankierfuß wäre der Dichter des «Werther» vielleicht zu Grunde gegangen." Jedenfalls ist kaum anzunehmen, daß der verheirathete Goethe nach Weimar gegangen wäre; er hätte sich wahrscheinlich behaglich oder vielleicht unbehaglich in Frankfurt eingesponnen.

Uebrigens hat seine Liebe zu Lili noch lange in ihm nachgeklungen, wie viele seiner Gedichte beweisen.

In Weimar endlich spielt eine Hauptliebe von Goethe, eine Leonorenliebe, die Liebe zu Charlotte von Stein, die über ein Jahrzehnt gedauert und ihn zu seinen reifsten Dichtungen begeistert hat.

Nachdem Kühne sehr lebhaft und anschaulich Goethe's erstes geniales Auftreten in Weimar geschildert, fährt er fort: „Nicht Corona Schröter, nicht Amalie Kotzebue" (die ihm zuerst hier nahe gestanden) „überhaupt nicht eine leicht zu gewinnende Gestalt, — Frau von Stein, eine im Ebenmaß vornehmer Sicherheit und in der Grazie harmonisch edler Form vollendete, fertige Natur sollte Besitz von seiner Seele nehmen. Es war zum ersten mal, daß eine in sich abgeschlossene, gereifte Frau ihm den Reiz der Anziehung bot, ihm, den bisher die werdende Mädchenseele oder schnelles Entgegenkommen gefesselt. Charlotte Albertine Ernestine Baronin von Stein, geb. von Schardt, war sieben Jahre älter als Goethe; sie zählte dreiunddreißig Jahre, als der siebenundzwanzigjährige Dichter sie kennen lernte. Seit elf Jahren mit dem herzoglichen Oberstallmeister Baron von Stein verbunden, dem sie

Digitized by Google

sieben Kinder geboren, ohne mit ihm mehr zu theilen als das schicksalsvolle Los gebotener Zugehörigkeit, lebte sie meist von ihm getrennt auf dem Gute Kochberg oder ebenso gesondert in der Stadt, da der Dienst am Hofe ihn ganz in Beschlag nahm, bis den äußerlich eleganten Cavalier plötzlich fromme Anwandlungen überfielen, die in völlige Geisteskrankheit ausarteten. So sich selbst überlassen mitten im Zwange des Gesellschaftslebens, dessen Gesetz und Sitte sie als Hofdame der Herzogin Amalie streng ehren und hüten gelernt, sich selbst überlassen wie eine Ariadne auf Naxos, aber ohne einen rettenden Theseus zu hoffen, hatte sie den Drang nach tieferer Erfüllung leerer Lebensformen mit der stillen Fassung einer Ruhe, die Harmonie schien, behütet und gedämpft. Ihr Bildniß zeigt uns einen feinen Kopf mit dunkel sinnendem Auge, beredtsamer Lippe und all jenen Attributen einer schlanken, sich selbst gewissen, aber unerbittlichen, nie ganz zu erobernden blonden Natur, die mehr Grazie als Leidenschaft verräth, mehr Anziehungskraft übt, als Fülle der Hingebung besitzt."

Diese Frau ist es, die Goethe auf der Höhe seines Lebens als Mann fesselte und ihm als Vorbild seiner fürstlichen Leonore im „Tasso", seiner Iphigenie vorschwebte. Sie auch lenkte ihn nach und nach aus dem „genialischen" Treiben heraus und zu jener Würde hinüber, die ihm so wohl anstand und seinen spätern Jahren viel von der imponirenden Bedeutsamkeit gab, in der wir ihn statuarisch so vielfach verherrlicht sehen.

Ob das Verhältniß zwischen ihnen ein rein platonisches geblieben oder nicht, das hat die biographische Forschung oft zu ergründen gesucht, und auch Kühne's Schilderung bemüht sich, mit zartem Finger die Schleier zu lüften, die über dieses Herzensgeheimniß mit einer gewissen wir möchten sagen koketten Vorsicht ausgebreitet worden sind. Man kennt heutzutage mit geringen Ausnahmen die Briefe und Zettelchen, welche Goethe an Frau von Stein geschrieben. Es wird sich nicht leugnen lassen, daß man sie im allgemeinen bedeutender erwartet, als man sie gefunden, wenigstens dürfte nicht jeder das Entzücken theilen, das einst Adolf Stahr darüber zu Tage gelegt. Es ist eben mehr der Mensch als der Dichter, den man darin findet. Es sind geschriebene Blicke, Grüße, Küsse — kurz, es sind meist nur armselige Nothbehelfe der Liebe, trockene Hülsen einer frischen, lebenpulsenden Leidenschaft. Das Nächste, das Kleinste bildet den Inhalt; nur selten streift der Hauch der Größe und Dichtung darüber. Ein großer Mangel dabei ist, daß die Briefe der Frau von Stein fehlen. Sie hat sie beim Abbruch des Verhältnisses zurückgefordert und später vernichtet. Die Sage will wissen: Goethe habe von allen nur Einen zurückbehalten, einen einzigen, und diesen einzigen zwar den Flammen übergeben, die Asche

Digitized by Google

desselben aber „als theures Pfand, als Erinnerungsmal an ein süßes Glück, heilig aufbewahrt".

Gustav Kühne, der einigermaßen zuverlässige Kunde von dem spätern Leben Goethe's haben kann, da er mit dessen Schwiegertochter Ottilie von Goethe, geb. Freiin von Pogwisch, seit lange nahe befreundet war, Gustav Kühne sagt: „Diese Asche des einzigen geheimnißvollen Briefs gibt einer schüchternen Ahnung Spielraum", setzt aber sogleich auch vorsichtig hinzu: „Niemand freilich hat das Recht, im Verhältniß des Dichters zu Charlotte von Stein dem Mysterium weiter nachzuforschen."

Auch wir wollen davon abstehen, denn abgesehen von der Indiscretion, deren man sich schuldig machen würde, thäte man es nicht, dürften sich doch wol unter allen Umständen kaum mehr als Vermuthungen und vage Voraussetzungen darüber gewinnen lassen. Traurig ist nur, daß die Auflösung dieser seelischen Verbindung doch eine ziemlich unerquickliche, ja zum Theil recht kleinlich ordinäre war.

Charlotte von Stein, die, wie Goethe selbst einmal an sie schreibt, eifrig daran arbeitete, ihn zum Heiligen zu machen, zeigt sich beim Auseinandergehen der Herzen keineswegs selbst als eine solche. Man will jetzt ein Drama von ihr aufgefunden haben, „Dido" betitelt, worin sie den Schmerz über den Bruch mit Goethe dichterisch ausgehaucht. In ihren anderweitigen brieflichen Mittheilungen, soweit sie bekannt, macht sich dagegen derselbe allerdings in wenig idealer Art bemerkbar. Sie ergeht sich in allerlei Klatsch und Skandalosen über die kleine runde Christiane Vulpius, der Goethe nach seiner Rückkunft aus Italien näher trat.

Dem Dichter mochte auf die Länge das jedenfalls platonische Verhältniß ungesund und thöricht erschienen sein. Es sind Anzeichen genug vorhanden, daß er gehofft, die Geliebte zu seiner Gattin zu machen; als diese sich aber seinen Wünschen dauernd verschloß, als sie es reizender, lockender, pikanter fand, ihn in freier Neigung zu ihren Füßen zu sehen, da endlich faßte er sich kurz, entfloh den Fesseln, rüttelte sich sinnlich in Italien auf und knüpfte nach seiner Heimkehr mit jener vollblühenden üppigen Mädchengestalt an, um in deren Reizen gewissermaßen das menschlich Versäumte nachzuholen.

Goethe war ein Mann von vierzig Jahren geworden und wollte Frieden machen mit dem andern Geschlecht. Dazu war Christiane wie geeignet. Sie machte keine Ansprüche, verlangte keine sublimen Aufmerksamkeiten, keine poetischen Huldigungen. Sie war voll „lachender Heiterkeit bei unbeschränkter Gutmüthigkeit des Herzens". Sich unterordnen und fügen, wirthschaften, pflegen — darin erkannte sie ihren Beruf. Sie war ganz und gar eine „Tochter des Volks".

Im Herbst 1788 lernte Goethe sie kennen; nach der Geburt des Knaben August nahm er die Geliebte nebst deren Schwester und Tante

Digitized by Google

ins Haus, und am 17. October 1806 ließ er sich ohne Aufsehen mit ihr trauen, nachdem sie, wie er selber sagte, „schon immer seine Frau gewesen".

Sie starb am 6. Juni 1816. Charlotte von Stein überlebte sie um mehr als zehn Jahre, denn diese verschied erst den 6. Januar 1827, ohne daß noch eine weitere Annäherung zwischen ihr und Goethe jemals stattgefunden. Im Alter von siebzig Jahren flammte sein Herz noch einmal für eine junge Dame aus Mecklenburg, Ulrike von Levezow, auf, der noch einige hübsche Gedichte gewidmet sind. Den Abend seines Lebens verschönte das Walten seiner früh zur Witwe gewordenen Schwiegertochter.

Damit schließt Kühne seine interessante Abhandlung über Goethe in der Schule der Frauen ab. Wir bedauern, daß er als Seitenstück dazu nicht auch Goethe in der Schule der Männer geschrieben, denn daß Lessing, Klopstock, Herder, Merk, Lavater, Jacobi und vor allen auch Schiller wenigstens versucht haben, Einfluß auf ihn zu gewinnen, das wird ohne Zweifel nicht geleugnet werden können und möchte es darum wol anziehend sein, zu erfahren und zu ergründen, warum er sich deren Einwirkung entzog und weswegen sie nicht nachhaltig für ihn wurde.

Unser Autor hat wol auch selbst gefühlt, daß so etwas am Platz sein würde und darum seinen Goethestudien noch einen Aufsatz „Goethe und sein Jahrhundert" beigefügt, um damit gewissermaßen den Ausfall zu decken. In ihm geht er die Entwickelung Goethe's durch, indem er dabei kurz und übersichtlich angibt, wer und was den Dichter zu dem werden ließ, was er nun eben geworden. An einer Stelle bedauert er, daß „Lessing's Schule leider von Schiller wie von Goethe nicht folgerecht festgehalten wurde", ohne indeß dabei zu erörtern, daß das weniger die Schuld der Dichter als der deutschen Verhältnisse ist. Man berührte sich, namentlich damals, zu wenig; die Concentration, der Vereinigungspunkt fehlte: darum konnte man nicht dauernd und nachhaltig bestimmend aufeinander wirken. Man streifte sich nur, vermochte sich aber nicht in die Hände zu arbeiten. Lessing in Hamburg oder Wolfenbüttel, Goethe in Frankfurt oder Strasburg, Schiller in Stuttgart oder Manheim, — das hieß damals noch so gut wie durch einen Ocean getrennt sein.

Daß Goethe der „historische Sinn gefehlt habe, um das Element des Staats zu begreifen", wie Kühne meint, möchten wir denn doch nicht unterschreiben. Goethe nahm wenig theil an der Politik, aber sollte er deswegen ohne „historischen Sinn" gewesen sein? Hat er nicht selbst gedichtet:

Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt' er sich richten?

Digitized by Google

Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist werth, zu sprechen und zu dichten.

Wilhelm von Humboldt, der doch eine Zeit lang preußischer Minister war, hat in vorgerücktem Alter nicht weniger antheilnahmlos die politischen Thatsachen an sich vorübergleiten lassen. Daß Goethe aber gar wohl auch in das Räderwerk und Wesen einer Staatsmaschine einzugreifen verstand, hat er doch wol im weimarischen Staatsrath bewiesen.

Man hat im ganzen über Goethe in dieser Hinsicht in neuerer Zeit weit gerechter denken gelernt, wovon sich auch in den Kühne'schen Abhandlungen die deutlichsten Belege finden. Sehr bezeichnend sagt er am Schluß: „Was ihm nicht sein Jahrhundert gegeben, hat auch er nicht seinem Jahrhundert geben können, und so steht sein großes Bild wie ein abgeschlossenes Zeitalter fertig vor uns, — nicht als olympischer Zeus, der im ewigen Glück der Seligkeit Nektar und Ambrosia genossen, denn er hat als Mensch auch seine Irren und Wirren mit Schmerz durchgekämpft, — nicht als Jupiter tonans, denn seine Stimme darf nicht gesetzgeberisch den Bann aussprechen über die kommenden Geschlechter, aber doch als Apollo unter den Göttern des deutschen Parnaß. In seiner Person war schließlich der Patriarch in ihm fertig. Die hohe Stirn wahr weisheitsvoll und faltig, das Kinn markig und fest, die Lippe aber voll ewig jugendlicher Anmuth, gleich fähig zu Tönen der Lerche und der Philomele. Ein Zug reichsstädtischer Biederkeit blieb ihm wol auch als Mensch eigen bis in seine letzten Tage. Zimmermann's Wort über ihn (im Buche über die Einsamkeit, Kap. 5) ist vielleicht das treffendste über seine Persönlichkeit geblieben: «Wer ihn gesehen hat, weiß, wie er durch Anmuth die Kraft seines Geistes zudeckt und durch Freundlichkeit den Ernst seiner Studien.»"

Mit diesem stattlichen Bilde wollen wir von Goethe scheiden, um uns zu Schiller zu wenden, den Kühne als Prophet, als Mensch und Dichter zwar nur kurz, aber in sehr treffender Weise betrachtet. Er bezeichnet sehr richtig Schiller's Wesen mit dessen eigenen Worten:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt.
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht
Und was uns die Zukunft versiegelt.
Er saß in der Götter urältestem Rath
Und belorchte der Dinge geheimste Saat —

und fährt nach dieser Bezeichnung fort: „Nie hat ein Dichter irgendwelcher Zeit so vertraut zu seinem Volke gestanden wie Schiller. Mit den Worten Schiller's begrüßt der Deutsche das neue junge Leben an der Wiege, begleitet es über alle großen Wendepunkte hinaus und gibt

Digitized by Google

dem scheidenden den letzten Gruß. Schiller's Wort geht wie Glockenruf durchs deutsche Land, seine Muse ist das Gewissen der Nation. Ueber die Geheimnisse des Seelenlebens, über die Conflicte der Leidenschaften unter den Geschlechtern, über die Mysterien der Gesellschaft müssen wir die Bücher anderer Weisen aufschlagen. Aber in allen Momenten, die offen und frei zu Tage liegen, in allen Momenten, wo der Mensch zum Menschen tritt, der Bürger sich an den Bürger reiht, da ist Schiller der Freund, der Führer und Lehrer. Wo die Schranken des Egoismus fallen, der Einzelmensch aus dem eingepfählten Kreise des Familienlebens in ein größeres Ganze tritt, seinen Blick auf das große Ganze des Vaterlandes richtet, ja, wo er eine Frage frei hat an die Menschheit: da ist er der Priester, der die Weihe bringt, das menschliche Thun heiligt, die Hände, die sich zum Bunde schließen, segnet. Immer auch glaubte er zur versammelten Menge zu sprechen, immer wie Pindar, sei's auf offenem Markt, sei's auf der Wettbahn nationaler Feste, an das gesammte Volk sein Wort zu richten. Daher der Tubaklang seiner Worte, daher der Dithyrambenschwung seiner Rede. Dies gibt ihm die Stellung des Redners zum Volke, dies erklärt uns die Form seiner Dichtung."

Wie wahr, wie zutreffend ist diese Darstellung, wie glänzend! Schiller's ganzes poetisches Naturell ist hier in kurzen Strichen enträthselt und auch dem blödesten Auge zum innersten Verständniß gebracht. So ist Schiller in der That der große Volksdichter Deutschlands, und was seine Dichtungen anbetrifft, so hat Kühne sie in ihrer vollsten und wahrsten Bedeutung aufgefaßt, wenn er sie „ihrem Inhalte nach Prophetien" nennt, „das Evangelium der freien Menschenwürde, einen Ruf nach den verlorenen Menschenrechten". „Dies Evangelium", fährt er fort, „erscholl zuerst mit ihm aus der Angst, aus dem Jammer der bedrückten Menschheit heraus, als ein Nothschrei der nach Erlösung ringenden Creatur, zu einer Zeit, wo die Knechtschaft das sicherste Erbe der Menschheit zu sein schien, in Deutschland Todtenstille auf der Masse lag, in Frankreich ferne Wetterzeichen über den Horizont stiegen. Todesschlaf ruhte auf den Völkern; nur die Weisen, die Klugen, die Gelehrten und die Witzigen waren wach, sie verstanden einander, sie winkten sich zu wie Zeichendeuter, aber das Volk verstand sie nicht. Das Volk hatte noch kein Organ, in sein Herz hatte noch keiner gegriffen, den tiefen Grund seiner Seele noch niemand angerührt."

Das alles erst that Schiller. Schiller erfaßte und weckte das Volk; er mit seinen Jüngern machte es reif für 1813. Kühne erörtert und beweist das an den einzelnen Werken. Trefflich behandelt er „Don Carlos" und besonders Posa darin. „Was Posa als Herold einer neuen Zeit verkündete, ward ein Jahrzehnt später die Forderung von

Digitized by Google

Millionen, die Forderung der Menschheit, die sich beim Wechsel der zwei Jahrhunderte endlich nahm, was man ihr vorenthielt. Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit steht Posa vor König Philipp. Wie er hat noch kein Vertreter eines Volkes, geschweige eines Standes, einer Körperschaft, vor dem Throne gestanden. So wie Posa hat noch niemand an den Riegeln, die die Katakomben eines Tyrannenherzens schließen, gerüttelt, dergestalt, daß es im Gewölbe dieser Gruft fast wie Echo widerhallte. Und was er spricht, steht wie mit diamantner Sternenschrift am Horizont des deutschen Himmels."

„Die Räuber", „Fiesco", „Cabale und Liebe", „Don Carlos" nennt Kühne die „Vorspiele der Revolution des vorigen Jahrhunderts". Was der Dichter vorausgesehen, erfüllte sich. Der Umsturz geschah. Da wurden „Weiber zu Hyänen und trieben mit Entsetzen Spott". Schiller selbst erfaßte ein Bangen; er verstummte. „Ward der Prophet irre an dem Evangelium, das er verkündet, irre an seiner Verkündigung der freien Menschenrechte? Sollte er sein begeistertes Wort zurücknehmen: «Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht?» — Er wandte sich nicht ab von seinem Zeitalter, er floh mit seinen Gedanken nicht in ferne Oasen des Orients, wo die Weltgeschichte stille Friedensstätten übriggelassen. Er hielt mit seinem Blicke den furchtbaren Ereignissen seiner Gegenwart stand, seine Gedanken blieben unausgesetzt auf die Dinge in der Wirklichkeit gerichtet."

In dieser Zeit verfaßte er seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, „in welchen er Grund- und Vorbedingungen zum Gelingen einer politischen Neugeburt niederlegte". Er stellt die Forderung der sittlichen Veredlung des Nationalcharakters. Beim Aufsteigen Napoleon's schreibt er seinen „Wallenstein". Schon zu Ende 1793 hatte er das prophetische Wort gesprochen: die Anarchie werde das Endziel der fränkischen Republik sein, bis früher oder später ein geistvoll kräftiger Mann erscheinen und sich zum Herrn von Frankreich, vielleicht auch von einem großen Theil Europas machen werde. Aber dabei verzagte er doch nicht. Als alle Patrioten die Köpfe hängen ließen, da, so berichtet Charlotte von Kalb in den Erinnerungen ihres Alters, „stand nur Einer aufrecht, nach dem Helden, der das Chaos bezwingen werde, ausschauend", dieser Eine war Schiller, Schiller, mit seinem „Wallenstein" und seinem „Tell" in der Brust. „Tell" wurde 1804, im Jahre der Kaiserkrönung Napoleon's, gedichtet; „sein letztes Manifest vom Siege der Menschenrechte":

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht;
Wenn der Gedrückte nirgends Recht mehr findet,

Digitized by Google

Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.

Das ist die Weissagung von 1813, die sich so gloriös erfüllt hat. Frau von Staël hatte recht, Schiller's Poesie das Gewissen seiner Nation zu nennen. So tapfer und gesund dasselbe in seinem innersten Wesen war, so wurde doch auch dies von den Trubeln der Romantik ergriffen, die damals eine Zeit lang nicht minder sogar Goethe berückten, aus dessen Werken sie freilich recht eigentlich als in sie hineingelegte Kukukseier hervorgegangen sind.

Kühne's Darlegung von Schiller's Verhältniß zur Romantik („Die Jungfrau von Orleans", „Braut von Messina") ist ein sehr geistvoller Theil seiner Arbeit. In kurzen schlagenden Auseinandersetzungen deckt er die Schwächen und Unzulänglichkeiten dieser Dramen auf, ohne irgendwo der Verehrung und Hingebung für den großen Poeten sich zu entschlagen.

Im weitern Verlauf seines Buchs confrontirt unser Autor die Jetztzeit mit Schiller's Werken. Er fragt: sind wir derselben noch würdig? indem er fortfährt: „Eine Nation, die groß denkt, kann keine gemein denkende Literatur haben."

Nun läßt er sich in eine kurze Rundschau ein, bei welcher er zuerst die Bühne ins Auge faßt. „Entspricht sie dem, was Schiller mit ihr wollte und bezweckte?" Eine moralische Erziehungsanstalt, eine Vorschule sollte sie sein für die Jugend, ja für die gesammte Nation. „Ist sie dies im Sinne Schiller's?" Wer hätte Stirn genug, das zu behaupten? Firlefanz, Tand, Frivolität — das sind die heutigen Factoren des Nationaltheaters. „Eine Nation, welche die Tragödien, die sie besitzt, die Bilder des großen Schicksals, welches «den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt», nicht mehr erträgt, wird ihrer großen Aufgaben weder eingedenk noch fähig sein." Es ist nur zu wahr: wir sind auf dem Wege zu entarten. Nicht hier allein, auch in der Lyrik, dem Schoskinde unserer Zeit. „Es wird sehr vielfach musicirt in der Literatur von heute; nur daß ein Ton noch kein Gedicht ist. Gegen die Schiller'sche Lyrik gehalten ist die Lyrik von heute reich an Musik geworden, aber arm an Gedankengehalt und Gestaltenkraft."

Aber vielleicht gipfelt unsere Literatur gar nicht mehr im Vers. Wie sieht es denn mit dem Roman aus? „Die Romanliteratur von heute niederländert." „Die gemeine Deutlichkeit der Dinge", wie Schiller sagt, erfüllt sie. Die Ideale sind erloschen. Aber die Wissenschaften? Nun ja, sie prosperiren wie nie zuvor. Doch ist es vor-

Digitized by Google

zugsweise der Materialismus, den sie begünstigen. Man lebt rasch und leicht. Um so mehr thut es noth, in diesen zeitlichen Trubel Schiller's Glocken hineinläuten zu lassen; diese Glocken, die einen so hohen mächtigen Klang haben und immer aufs neue wieder unser Volk an sein glorreiches geschichtliches Tagewerk rufen.

O, laßt es uns nie ganz vergessen! Und jedenfalls, solange wir uns Schiller's erinnern, kann es nicht ganz unserm Gedächtniß entschwinden. Darum thut auch Kühne gar recht, ihn uns zum Schluß noch als Mensch und Dichter in recht lebhafter Darstellung vors Auge zu führen. Er erzählt seine Jugend, seine Erziehung, sein mühevolles Ringen nach einer Existenz, die Nöthen, unter denen er schrieb, die Geschichte seiner Dichtungen.

Es ist das oft berichtet worden; aber es kann nicht zu oft geschehen. Schiller ist das arme deutsche Genie, wie es leibt und lebt, in aller Sorge, allem Leid großgemuthet und vom erhabensten Streben erfüllt. Charlotte von Kalb schildert ihn folgendermaßen: „In der Blüte des Lebens bezeichnete er des Wesens reiche Mannichfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt."

Charlotte von Kalb war Schiller's Charlotte von Stein! Nur daß sie so ziemlich als deren Widerspiel erschien. Bacchantisch erregt, flammend von sinnlicher Leidenschaft, drohte sie den Dichter in einen Wirbelwind des Lebens hineinzureißen, ihn, der schon selbst stürmend und wetterleuchtend durch sein Jahrhundert dahinschritt und mehr der Ruhe, der Sammlung, der stillen Empfindung und Liebe bedurfte, wie sie ihm später eine andere Charlotte, Charlotte von Lengefeld, gewährte.

Charlotte von Kalb war „wahnsinnig vor Schmerz und Wuth", und rief Himmel und Hölle über den Verrath des Dichters an ihr zu Zeugen an — trotzdem sie von ihrem Gatten sich gerade damals wieder Mutter fühlte.

Kühne stellt hiergegen das Benehmen der Frau von Stein als eine Art Muster auf. Er findet, daß der Bruch mit Goethe sie bitter machte, aber noch immer eine edle Haltung bewahren ließ.

Dieser Ansicht sind wir nun freilich nicht. In dem Toben der Kalb liegt etwas von einer Größe, liegt der flammende Ausbruch eines begehrlichen, liebeerfüllten Herzens. Sie wettert und rast; ihr beleidigtes Gefühl hat etwas von dem antiken Feuer, sie verzweifelt wie eine Schiller'sche Heldin in wildem Pathos. — Die Stein resignirt, aber nicht so edel, wie man es von ihr, der Heiligen, erwarten durfte. Ihre Resignation hat einen kleinlichen, ja sogar klatschhaften und skandalösen Beigeschmack.

Sehr dankenswerth ist, daß Kühne dem biographischen Geträtsch,

Digitized by Google

als ob Schiller eigentlich mehr seine Schwägerin, Karoline von Wolzogen, als seine Frau geliebt und letztere nur geheirathet habe, um zu jener in Beziehung zu kommen, tapfer und mit stichhaltigen Gründen entgegentritt.

Interessant ist auch, daß Schiller sich in Berlin ganz wohl befand, während Goethe sich sehr unbehaglich daselbst fühlte, obschon später des letztern Ruhm gerade von Berlin aus besonders propagandirt wurde. Die geistreichen Leute Berlins sind es gewesen, die ihn auf den Thron unserer Literatur hoben, auf den freilich das Volk schon Schiller lange vordem gesetzt. Das ist charakteristisch. Goethe krönte die Kunstkritik; Schiller die Nation. Der eine gehörte lange nur den Vornehmen, der andere den Mittelklassen.

Erst die Neuzeit hat sie beide gleichgestellt im Herzen des Volks wie auf der Staffel des Ruhms. Die echten deutschen Dichter-Dioskuren, so stehen sie heutzutage da, geliebt und bewundert von aller Welt.

Die Schmiede in der Geschichte der Menschheit.

Culturhistorische Skizze

von

E. Schnellen.

Es gibt keine noch so weite Ferne, die dem menschlichen Geist nicht Stoff böte zu eingehendster Betrachtung des ihm zunächst Liegenden, und erst aus diesem Weitblick erhebt sich die Hoffnung, das auf Erden Zusammengehörige, das durch eine Jahrtausende alte Geschichte über die Felder der Erde zerstreut worden ist, werde sich einst wieder zur Ganzheit zusammenfügen.

Wir wollen das an einem der einfachsten Beispiele zeigen, indem wir ein Gewerk betrachten, dessen Bedeutsamkeit für die Entwickelung der Menschheit lange nicht genug gewürdigt wird, aus dessen Werkstätten die Mittel zur gewaltigsten Umwälzung des Bodens wie der Menschheit hervorgegangen sind und noch in unserer Zeit hervorgehen — das Schmiedegewerk. Welcher Denkende beschritt je eine der riesigen Eisenbrücken, die sich über Ströme und Meerarme spannen, oder das eiserne Boot, das ihn über den Ocean trägt, ohne jener Arbeitsstätten sich zu erinnern, denen das gewaltige Werk entstammt! Wer kann den Gedanken an die Riesenkraft des Gewerks von sich abweisen, wenn er die Schöpfung der Schienenwege und die schnaubenden Ungeheuer vor sich sieht, welche unendliche Waaren- und Personenzüge mit Windeseile befördern! Das alles sind Ausflüsse aus dem Menschengeist, den der Schmied mit seiner Kunst unterstützt. Wenn aber Männer wie Krupp

Digitized by Google

auch in die politiſche Welt, in die Umgeſtaltung der Völkerverhältniſſe durch ihre Erfindungen eingreifen, ſo hat unſere Zeit die Verpflichtung, dieſe Schmiedearbeit durch die Jahrhunderte zu verfolgen bis zu ihrem heutigen Aufſchwung, um ſich der ganzen Entwickelung klar zu werden.

Von dem bibliſchen Schmied Thubalkain in unbeſtimmter öſtlicher Ferne bis zu dem ſeltſamen Eheſchmied von Gretna-Green iſt eine ungeheure Weite in Raum und Zeit. Schmied Kawah, der Befreier ſeines Volks, König David, der Patron der arabiſchen Panzerſchmiede, der Schmied von Jüterbogk beim Barbaroſſa, welchem er den Fahnenwagen der Mailänder gewonnen haben ſoll, Schmied Wieland im Norden, der göttliche Schmied Hephäſtos und der indiſche Wiswakarma — ſie füllen jene Weite. Eng verknüpft wie kein anderes Gewerk iſt das der Schmiede mit den höchſten und heiligſten Intereſſen der Menſchheit. Ihre Entwickelung in der Geſchichte geht Hand in Hand mit jener Kunſt, ja deren Jünger erſcheinen als Leiter auf dem Wege zu der Höhe, welche die hiſtoriſche Menſchheit erreicht hat.

Wenn Geſchichte „der Fortſchritt in der Freiheit“ iſt, ſo ſind die Schmiede die Väter der Geſchichte, denn ſie ſind nach den älteſten Sagen die Führer zur Freiheit. Wie das Metall machten ſie die Menſchen flüſſig. Selbſt die Mongolenſage ſpricht von ihrer Kunſt in Bezug hierauf, denn Abulghaſi erzählt: „Vierhundert Jahre hatte das Volk des Bürtä-tſchüm in Irgana-Kon, einem unzugänglichen Felslande, gewohnt, da ſchmolz ein Schmied ein Thor in die Felſen und ſie zogen hinaus in die Welt, um ein großes geſchichtliches Volk zu werden.“

Gleich ſo vielem andern entſpringt mit der hiſtoriſchen Menſchheit auch die Schmiedekunſt dem fruchtbaren Urboden des hohen Aſien. Aber wie alles, das nicht hinausgekommen über jenen Raum, iſt auch die Schmiedekunſt dort auf der alten Stufe ſtehen geblieben — in ihrer Einfachheit der Werkzeuge wie der Mechanik. Was in gewiſſer Art vollkommen, iſt uralt, traditionell von Vater auf Sohn und Enkel übergegangen. Aber intereſſant iſt es zu beobachten, wie der indiſche Schmied ſeine einfache Werkſtatt überall aufzurichten weiß und mit wunderbarer Behendigkeit ſeine Arbeit fördert. Die Zigeuner, welche man aus den indiſchen Parias abſtammen läßt, geben uns in Europa ein Bild jener Einfachheit. Die Zigeuner von Jakobsdorf im ſiebenbürgiſchen Hochlande ſind ſämmtlich Sichelſchmiede und fertigen vorzügliche Arbeit, nicht minder die ungariſchen Zigeuner. — Ein Schwert, das Artaxerxes Mnemon, der Perſerkönig, ſeinem Leibarzt Kteſias ſchenkte, ſpricht ſchon vier Jahrhunderte v. Chr. von der Höhe der indiſchen Schmiedekunſt und der Güte des dortigen Stahls, Wuz genannt, der berühmt geblieben bis auf unſere Tage, bis Faraday's unausgeſetzte Bemühungen

Digitized by Google

auch England seinen vorzüglichen Stahl schufen, den heute freilich England nicht mehr allein zu bereiten versteht.

Es ist natürlich, daß die Schmiede als Waffenfertiger bei allen Völkern in hohen Ehren standen, und es kann nicht auffallen, daß sie im Gefolge der Könige des Nordens einen noch höhern Rang einnahmen als der gleichfalls hochgeachtete Sänger. Treten doch auch bei den Völkern Afrikas, z. B. den Bambarra, die Schmiede unmittelbar hinter den Adelsgeschlechtern als erste Kaste des Volks auf, und gleich den Massassis, den Häuptern der Dörfer aus königlichem Geblüt, haben die Schmiede ihre eigene Gerichtsbarkeit und genießen das Vorrecht, nicht mit dem Tode, sondern nur mit Verbannung bestraft zu werden, wenn sie sich eines todeswürdigen Verbrechens schuldig gemacht haben. Ebenso bilden bei den Yoloff-Negern die Tug (Schmiede) die zweite Klasse zunächst dem Adel, „den guten Yolloffs". Bei den Peulhs in Senegambien heirathet die Schmiedekaste bis auf den heutigen Tag nur unter sich, sie wohnen auch von dem übrigen Volke abgesondert und gelten als Zauberer. Das erinnert an die sogenannte „Erbschmiede" bei uns, deren Zauberkunst nach Freytag's „Bildern aus dem Leben des deutschen Volks" noch um 1600 im Eutinschen benutzt wurde, um Diebe zu finden und zu strafen. Drei Sonntage nacheinander geht der Erbschmied um Mitternacht nackt und rückwärts zu einer neuen Hütte mit neuem Blasebalg im freien Felde und schmiedet jede Nacht einen Nagel. Den letzten schlägt er in einen dazu gemachten Kopf und dann fällt dem Diebe das Auge aus.

In der alten Sage der Iranier geht der greise Sal nachts gen Osten, um seinem Sohne den Zauberpfeil aus einem Ulmzweig zu fertigen, mit dem er allein im Stande ist, das Auge seines Gegners Asfendiar zu treffen. Hier wie dort gilt der Zauber des Schmiedes dem Auge, und auch Odin, der Hauptgott des Nordens, verliert sein eines Auge — er, der sich diebisch bei Gunlöd einschleicht, um den Dichtermeth zu gewinnen. Das Auge aber verliert er bei einem andern Trunk — einer ältern Sage angehörig, die jener zu Grunde liegt — aus dem Wunderborn Mimir's*), dieses Urriesen, der in der deutschen Sage als Schmied Mime auftritt, der Erzieher des Helden Siegfried, wie auch Sal in iranischer Sage Heldenerzieher ist.

Der Schmied der Urzeit erscheint nämlich nicht blos als Waffenfertiger, sondern auch als Lehrer der Helden und als Waffenmeister, der mit den Waffen, die er fertigt, am besten umzugehen weiß. Kein Wunder also, daß die Schmiede selbst als Helden auftreten, die mit ihren Waffen Wunderdinge verrichten. So Wieland, der Schmied der deutschen Sage, der kunstreichste Schmied des Nordlands, nach dem man

*) Durch den einen wie den andern aber gewinnt er Weisheit und Dichtergabe.

Digitized by Google

die Schmieden noch im Mittelalter „Wielandsstätten" nannte. In seiner Wunderkraft wird er zum Sohne eines Riesen, des meerdurchschreitenden Wade, und als kunstreiche Schmiede erscheinen auch die alten Riesen, die Entas. Nicht minder bedeutungsvoll als Sal's großer Sohn ist Wieland's Sohn Wittich, aber noch unverstanden beider eigentliches Wesen. Wittich, der Sohn des Schmieds, geht im Aufgange einer neuen Zeit unter, wie Sal's Sohn gegenüber der Sonnenlehre, die der erste Zoroaster predigte. Die alte Lehre begann mit dem Schmiede Kawah, dem Mime des Ostens.

In Banden geschlagen lag das Volk unter der Hand Zohak's. Da erhob Kawah das Schwert in den Grenzprovinzen des Reichs, sein Schurzfell hing er an den Speer und trug es als Fahne dem Heere voran, bis Feridun von den Bergen kam und sich an die Spitze des Volks stellte. Der setzte nach dem Siege den Mond auf das Schurzfell des Schmieds, das spätere Tage mit den kostbarsten Perlen und Edelsteinen schmückten. Noch heute steht der Mond auf den Thürmen und in den Fahnen des Islam, aber unbekannt ist die hochheilige Bedeutung des Zeichens, die den Menschen einst mahnte, sich gleich dem Monde zu immer hellerm und vollerm Licht aufzuschwingen und die Nächte der Menschheit zu erleuchten. An dieser Lehre hing noch der blonde Sal, an ihr sein noch gewaltigerer Sohn, dem spätere Zeiten den Namen Rustan gaben — sein eigentlicher ist verschollen. In dunkler Erinnerung setzten noch die römischen Senatoren den Mond auf ihre Schuhe, um ihn auf ihrem Wege in den Rath zum Besten des Volks stets vor Augen zu haben.

Die Schmiede sind nicht blos Helden und Heilande (Wielande) der Völker geworden, sie wurden ihnen auch zu Göttern — in Indien, in Hellas, im Norden. Als göttliche Gewalten schmieden sie den Helden ihre Waffen — Wiswakarma den Bogen Rama's, Hephästos die Waffen Achill's, Wieland das Schwert Wittich's. A. Kuhn erklärt den Namen des Hephästos uralt aus dem Sanskrit als „erster der Sippe, der im Stamm Tüchtigste", und das war der Schmied in seinem Volk; den Schmieden folgte das Volk noch in manchen Kämpfen neuester Zeit vertrauensvoll in Sieg oder Tod.

Auf die Kirchhofsmauer von Untersendling in Baiern hat Lindenschmitt 1831 den Verzweiflungskampf der Bauern im Jahre 1705 unter der Anführung eines Schmieds und seiner Söhne gegen ungarische Reiter gemalt, und das Schlachtlied der Royalisten in der Vendée zur Zeit der Revolution soll von zwei Schmiedesöhnen stammen, welche sie anführten. Tief im Volksbewußtsein hat sich die Tradition von den uralten Schmieden erhalten, die Helden und Heilande der Völker gewesen. Und auch die Sprache hat dies hier und da festgehalten. Maréchal ist

Digitized by Google

der Schmied, der Hufschmied, Dorfschmied; maréchal auch der Führer des Heeres.

Im nordischen Heidenthum steht als Hauptkämpfer des Aseureichs Thor der Gewaltige mit dem Schmiedehammer, ein Gott des Himmels geworden, der mächtige Donnergott (Donar) unserer Väter, nach welchem der Donnerstag benannt ist. Er steht als Vertheidiger der östlichen Grenze gegen die Riesen, vielleicht dahin gewiesen um des Mordes willen, den er an dem Baumeister Asgards begangen hatte, wie Kain an seinem Bruder, Tur am guten Iredsch, Peleus und Telamon an Phokus ꝛc. Die Verbannung war uralte Sitte und ist es noch für die Schmiede der Bambarra. Heinrich der Finkler setzte diejenigen, die das Leben verwirkt hatten, an die Ostgrenze, in die Vorstadt Merseburgs an den großen Heerweg, wo sie das Land gegen die Wenden zu vertheidigen hatten. Daß die Schmiede aber überhaupt wohnen mußten, wo der Krieg tobte, ist selbstverständlich, oder umgekehrt, die Schmiedekunst entwickelte sich unter den Kriegern, daher besonders auf der Grenze. Darum steht Thor als Grenzenbestimmer da — der Hammerwurf bestimmte die Grenze nach uralter Sitte. Aber Thor ist auch Befestiger des Ehebundes wie der Bündnisse überhaupt. Die Schmiede als Hauptkämpfer schufen den Frieden, ihr Hammerschlag bekräftigte ihn. Daher stammt der Schmied von Gretna-Green, der mit dem Schlag auf den Amboß das Ehebündniß unauflöslich macht. Ein uraltes Priesterthum der Grenze wird neben allem andern sichtbar, was sich an die Schmiede knüpft. Hiermit hängt denn auch das Wort „Schmied" zusammen, das wir von meten, „messen", herleiten. „Metten" nannte man die Nornen, die Schicksalsschwestern, als die Abmessenden, die Grenzen des Lebens bestimmenden Göttinnen. Meta ist auch lateinisch „Ziel", und unser „Mitte" als zwischen zwei Ländern liegende Grenze gehört ebenfalls in diesen Gang. „Metten" nannte man auch die Sommerfäden, die man als Nornengespinst auffaßte, und mit seinen Seidenfäden bestimmte man die Grenzen heiliger Stätten, die kein ungeweihter Fuß betreten durfte. So bedeutet „Schmied", s'mid nordisch, also einen „Sohn der Grenze", der, „aus der Mitte" hervorgegangen, selber Mittler, Vermittler ist, einmal der beiden Völker, sodann des Volks mit der Gottheit. Selbst im Tempel von Edfu am Nil, auf dem großen Himmelsbilde, halten die Sterne s'mete und tapesmete d. h. „Halbirer, Mittemacher" und „Kopf des Mittlers", die Mitte zwischen Ost und West. Das Wort „Schmied" ist also uralt und weit fort nach Süden wie nach Norden gewandert, als die Völker die Hochebene Asiens verließen. Daß die alte Mondlehre gleichfalls mitwanderte, beweist für unsere Länder die Volkssage, daß jene „Metten" von der Spinnerin im Monde gesponnen seien. Seltsam ist, daß auch jenes wunderbare Sagenvolk der Ama-

Digitized by Google

zonen mondgeſtaltete Schilde hatte wie auch ebenſolche Aexte, und die nordiſchen Schildjungfrauen ſtatt der letzten mondförmige Trinkhörner; dazu aber ſpukt es in den deutſchen Völkerſagen auf der Süd- wie auf der Oſtgrenze von Amazonen. Die Aufklärung des Zuſammenhangs wird ſich einmal aus jenem Prieſter im weiblichen Gewande bei Tacitus, dann aber aus dem Thor-Mythus ergeben, in welchem der Gott ſeinen verlorenen Hammer in weiblichem Gewande ſucht. Kämpfer in Frauengewändern, um Feinde anzulocken, ſind auch ſonſt in deutſcher Sage vorhanden, wie auf der Tanzwieſe bei Aſchersleben, wo es dem räuberiſchen Arnſteiner galt. Die Amazonenſage hängt aufs engſte mit den alten Grenzſchmieden zuſammen.

Wir ſahen oben die Erbſchmiede als Helfer gegen Diebe, räuberiſche Mächte einſt, welche ins Land fielen, um das Eigenthum der Inſaſſen zu ſchädigen. Ein Brauch, der ſich bis heute erhalten, zeigt uns die Schmiede als Helfer gegen das böſe Princip überhaupt. In Tirol wie auch anderwärts machen die Schmiede an jedem Feierabend gewiſſe Schläge auf den Amboß, damit Satans Kette immer neu gefeſtigt werde. In Georgien ſchlagen die Schmiede dreimal ſieben Schläge am Gründonnerstag-Abend zu demſelben Zweck. In der alten Mythe aber ſchmiedet Thor den böſen verderblichen Loki in einer Höhle an. Die Schmiede waren die Vollſtrecker höhern Gerichts, und ſo läßt noch der Verfaſſer des „Reineke Fuchs“ dem Volksglauben gemäß den Schmied als Nachrichter auftreten. Der Bär nämlich iſt der alte Thor, welcher dieſen Beinamen „Braun“ (der Bär) trägt. Die Richtſtätte war auch ſtets auf der Grenze, einſt der Länder, heute noch des Stadtgebiets faſt überall, denn das Innere ſollte rein bleiben von Blut, und hatte einer Blut vergoſſen, wurde er auf der Grenze gerichtet oder mußte flüchtig werden. Einſt aber verbannte man ihn nur an die Grenze unter die Schmiede, die Markgenoſſenſchaft, um ſeine Schuld zu büßen durch Vertheidigung des befleckten Vaterlandes.

In welchem ungeheuern Kreiſe begegnet uns alſo dieſes einzige Gewerk! Nach wie unendlich vielen, wenn nicht nach allen Richtungen laufen die Radien von dieſem Mittelpunkt aus! Und faſſen wir den Schmied gar noch in dem Sinn, wie ihn ſehr frühe Zeiten ſchon auffaßten, als Baukünſtler, ſo bleibt kein Gebiet übrig, auf dem wir das Gewerk nicht thätig und tief ins Leben eingreifen ſehen. Schon jener unglückliche Rieſenſchmied in der Aſenmythe erbaut Asgard. Da er den Bau jedoch nicht vollenden kann, der die Aſen vor ihren Feinden ſchützen ſoll, übernimmt ſein Mörder, Thor eben, den Schutz. Thor's Kämpfe gegen die Rieſen im Oſten ſind als ſeine Buße aufzufaſſen — er führt das Urtheil einer höhern Macht an ſich ſelbſt aus, eine Demuth,

Digitized by Google

fast übermenschlich bei so gewaltiger Urkraft und vielleicht ebendarum in die Gottheit gesetzt.

Als Baumeister erscheint Thor in den ihm geweihten Thürpfosten, den Säulen des Eingangs ins Haus, freilich könnte man hierbei auch an die Grenze des Hauses denken und ihn als Schützer desselben begreifen, wie er Schützer der Landesgrenze ist. Jene Norweger, welche vor Harald Schönhaar nach Island flüchteten, um dort ihre Freiheit zu wahren, vergaßen ihre Thorpfosten nicht und richteten sie am Breidafjord wieder auf, ja Thorolf Langbart nahm selbst die Erde mit, auf der sein Gottesbild gestanden hatte. Das waren die Männer, welche nun die äußerste Grenzstätte Europas bewohnten, wie ihre Väter einst die fernste Ostgrenze, und die von Island aus 500 Jahre vor Columbus Amerika (Vinland) entdeckten und uns wie dem Genuesen die erste Kunde des großen Continents im Westen überliefert haben. Columbus hat nämlich Island besucht und sich, wie Wilhelmi mittheilt, in lateinischer Sprache mit isländischen Priestern unterhalten.

An die Schmiede knüpft sich die ganze alte Cultur des Menschengeschlechts, der geschichtlichen Menschheit gewiß. Denn auch der Ackerbau gedeiht unter des Hammers Schutz. Wenn der Hammer — und der Hammer wird zu einer Persönlichkeit, wie in Deutschland so schon im alten Indien mit dem Helden Mudgala, d. h. Hammer — wenn er an der Grenze nicht wehrte, so fiel der Feind ins Land und störte die Saat oder vernichtete die Ernte. Daher steht Thor auch mit dem Stier in engster Verbindung, beide heißen „Schmied" im Norden, smidhr —, daher fährt Thor mit seinem Wagen über die Felder, die Saaten segnend, so der Rodensteiner am Rhein, so König Hugo an der Loire, hinter denen Thor hervorblickt. Mit dem Hammer erschließt Thor die Wolken, um die Saaten zu fördern, mit dem Hammer öffnet er auch den Schos der Jungfrau, daß der Heiland vielleicht hervortrete, der den Frieden bringe und mit ihm Fruchtbarkeit und Segen. Tief in die Erde hinab und hoch in den Himmel hinauf, in alle Gebiete des Menschenlebens reicht das einfache Werkzeug des Schmieds, das zu ihm selber wird — gleich groß im Frieden wie im „männervertilgenden Streit".

Und so noch heute. Der Schmied ist es, der die eisernen Riesenbrücken der Jetztzeit schafft, die Schienenwege und Locomotiven, die eisernen Dampfer, die Pflüge und vervollkommneten Ackerwerkzeuge alle, die Schwerter endlich und Schußwaffen bis zu den gezogenen Gußstahl-Geschützen, den neuesten Vertheidigern der Borde und Grenzen. Hoch oben aber über allem Menschentreiben schwebt die Glocke, gleichfalls ein Werk des Schmieds — die alten Waffen sind fast alle gegossen — deren Klänge wie aus einer andern Welt zum Gemüth dringen und es

Digitized by Google

in wunderbar beseligende Stimmungen zu versetzen vermögen. Lebendig tritt noch eine Schmiedesage vor uns bei diesen Klängen. Orion, der wilde Riese der Urzeit, heute vom Himmel leuchtend als eins der hellsten Glanzgestirne, Orion hatte gemordet, im viehischen Rausch geschändet; er ward zur Strafe des Augenlichts beraubt, wie wir es als uralte Sitte gesehen, wie es im christlichen Byzanz wieder eingeführt wurde, wie es ein neuester französischer Romanschriftsteller wiederum empfahl, Eugène Sue. Geblendet wanderte der Riese über die Erde, zur Demuth gezwungen, reuig und still ergeben geworden, den Klängen allein zugänglich, die aus der Natur und dem Menschenleben zu ihm drangen. Da hörte er von fern das Hämmern aus einer Schmiede und er kam zum Aetna, in die Werkstatt des Gottes Hephästos. Hier saß er nieder und dem göttlichen Schmied ging sein Leid und seine Reue zu Herzen. Er rief den Knaben Kedalion. „Geh' mit ihm" — sprach er zu dem Kinde — „und leite ihn zum Licht!" Und der Knabe faßte die Knie des Riesen, aber Orion hob ihn auf seine Arme und schritt, von ihm bedeutet, der Morgensonne entgegen durch Länder und Meere. Kedalion — das war die lebendige Glocke der Mythe. So sehen wir auch Thor mit Orvandil und in der Legende Christophorus mit dem Jesukinde auf der Schulter dem Licht entgegengehen.

Und hiermit genug der Sage, die freilich des höchsten Lebens die Fülle bietet. Schreiten wir zur Entwickelung der Schmiedekunst im deutschen Vaterlande.

Schon Tacitus spricht von Eisengruben im östlichen Deutschland, aber erst die Eröffnung zahlreicher Grabstätten verschaffte uns den Anblick von Waffen der alten Bewohner. In den sogenannten Hünenbetten noch von Stein, erscheinen sie in den Kegelgräbern schon von Bronze, in den Wenden- oder Heidenkirchhöfen von Eisen. In ihnen fehlt jedoch ganz die echt germanische Frame, ein Speer 3—4 Fuß im Schaft mit gegossener 8 Zoll langer Spitze. Sie ist wieder halbmondförmig und daß sie bereits im fernen Asien die eigenthümliche Waffe unserer Väter war, eng mit ihrem Mondcult zusammenhängend, beweist eine chinesische Schale in der königl. sächsischen Porzellansammlung, auf der eine framenartige Lanze abgebildet ist. Nach der iranischen Sage erstreckte sich die alte Mondlehre über das große Wasser, Sereh genannt, bis Dschin. Ist auch das Serehmeer verschwunden infolge einer gewaltigen Katastrophe, welche die Wüste Gobi an seine Stelle treten ließ, so ist doch Dschin noch bis heute als äußerstes Land geblieben. Das verrollte Meer aber trieb die Bewohner seiner Küsten über das heutige Persien fort nach Westen.

Außer der Frame ist das kurze Schwert und die bronzene Handberge echt germanisch. Jene berühmten Helden- und Götterschwerter,

Digitized by Google

Dainsleif, Eckesachs, Tyrfing, Gram, Balmung ꝛc., Erbschwerter, die unverwüstlich durch die Geschlechter gingen, hat man aus Meteoreisen geschmiedet angenommen, aus den gleichsam vom Himmel zur Hülfe in großer Noth herabgesandten Massen, sodaß ihr Werth dadurch noch mehr erhöht wurde. Wir kennen sie nur aus den Schilderungen der Sage, die meist schon aus Asien stammt. Der Geschichte näher stehen die Ringpanzer, welche von den Ringenschmieden schon früh statt der ältesten Lederpanzer gefertigt wurden. Von den Ringschmieden gilt, was wir oben von ihrem Vorrang vor den Sängern gesagt haben. Zahlreiche Schmiede gab es zu Karl's des Großen Zeiten auf dem Lande wie in den Städten, aber erst 1392 sehen wir steirische Eisenwaaren als Handelsartikel ins Ausland, besonders in den Norden gehen. Eine Niederlage in Bremen vertrieb sie über die Nord- und Ostsee bis ins ferne Rußland. Neben den steirischen erschienen die solinger Fabrikate, und auch Dortmund und Soest treten auf den Märkten von Brügge und Antwerpen als Hansestädte mit ihren Eisenwaaren auf; iserlohner Panzerhemden concurriren mit den hochberühmten mailändischen.

In demselben Jahrhundert beginnen die ersten metallenen Kanonen in Schlachten und bei Belagerungen ihre verderblichen Wirkungen zu äußern. Wie die in der Schlacht bei Crécy auftretenden drei englischen Stücke beschaffen gewesen, ist freilich nicht bekannt, ebenso wenig, wie die Venetianer bei der Belagerung von Chiozza die Erfindung des Berthold Schwarz benutzten, der 1378 in Venedig war, dann aber spurlos verschwindet. Sicher ist aber, daß die Augsburger im Jahre 1372 aus einigen ihrer metallenen Kanonen Kugeln von 127, von 70 und 50 Pfund schossen, welche die Belagerung der Stadt durch Herzog Johann von Baiern einem baldigen Ende zuführten. Zwei Jahrhunderte später lieferte Meister Hans Hofmann in Augsburg Falkonetrohre von 2—3 Ctr. schwer, 7—12 Schritt lang, und Peter Semmelmuß, der sich nach langer Wanderschaft in Solingen als Meister setzte, verfertigte deutsche Damascenerschwerter. Vor ihm hatte man das Eisen gehärtet, indem man es durch geschmolzenes Eisen gehen und etwa eine Stunde darin ließ, erzählt Beckmann in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen". Das erinnert wieder an China, wo der Schu-kan (Stahl) noch heute dadurch bereitet wird, daß man Gußeisen mit Stangen Schmiedeeisen umgibt, das Ende mit Thon umschließt und es so in einen Windofen bringt, bis die innere Stange zu schmelzen anfängt. Dann herausgenommen, wird das Ganze gehämmert, wieder erhitzt und von neuem bis zum Zusammenschweißen gehämmert. Dies wird die älteste Art und Weise sein, welche vielleicht auch nach Steiermark ꝛc. einwanderte, als die deutschen Stämme vom Kaukasus her, wo die Chalyber als Schmiede so berühmt waren, daß der Stahl nach ihnen chalybs genannt

Digitized by Google

wurde, über Kleinasien, auf dem Amazonenwege, nach der Donau und immer aufwärts gezogen. Da jedoch Deutschland nicht überall so reich an Eisen war wie Steiermark, wo es ohne bergmännische Mühe von der Oberfläche weggenommen werden konnte, so blieb die Stahlbereitung nur in immer mehr verdunkelter Erinnerung. Wohin die trefflichen Stahlwaaren der Jakuten Sibiriens zu verweisen, ob auch bei ihnen ein uralter Einfluß vorhanden, ist ein noch zu lösendes Räthsel — ihre Werkzeuge springen selbst bei der größten Kälte nicht. Vielleicht wandten sich die Markmannen-Sal's bei ihrer Vertreibung durch Böhmen zunächst ins Nordland — tibetische und mongolische Sagen scheinen auf diese Wanderrichtung hinzudeuten.

Wir kehren zu der Verfertigung der Schußwaffen in Deutschland zurück. Die alten Luntengewehre, Musketen genannt nach der Meierei Moschetta bei Feltri, wo sie sich zuerst bewährten, wurden vervollkommnet durch Deutsche, die beiden Nürnberger Kuhfuß und Recknagel ums Jahr 1570 — sie erfanden das Radschloß, die Franzosen später das Feuerschloß mit dem Hahn (chien). Seltsam, daß Hahn und Hund hierbei wieder auftreten, die beiden Thiere der ältesten Sagen und Mythen, welche in der Geschichte der Grenzen eine Hauptrolle spielen. Sie sind in ihr Bilder der Wacht und des Berserkerkampfs. Hunde bewachen die Grenze, Menschen mit Hundsköpfen sind Vorkämpfer nach der Longobardensage; der Gott „Hund" in Aegypten ist der weiseste, er steht am Eingange der Unterwelt, der Welt des Todes — war das nicht auch die Grenze, wo der Tod oft genug wüthete? Arbeitete vielleicht auch in den Benennungen des Haupttheils des Flintenschlosses noch uralte Erinnerung?

Wir sind endlich, erst in unserm Jahrhundert, zu weitern Vervollkommnungen des Gewehrs gelangt. Die letzte, das Zündnadelgewehr, hat wieder einen Deutschen, den Schlosser Dreyse zu Sömmerda, zum Erfinder — er ist vom Könige von Preußen geadelt worden. Sein Gewehr ist in ganz Norddeutschland, mit Ausnahme von Hannover, in die Armee eingeführt. Noch wichtiger ist eine zweite Erfindung, die des Gußstahls in seiner Vollkommenheit, durch Alfred Krupp von Essen. Mit diesem treten wir wieder in die alte Mark, die Grafschaft Mark, an den kleinen Zuflüssen des Rhein im westfälischen Lande — „wo der Märker Eisen reckt". Hier schreitet uns aus düsterm Bergwald der alte Thor noch einmal entgegen — ist's doch auch wieder eine Mark — in dem starken Hermel, dem Sohn der alten Grenzgöttin, hier „Frau Mark" genannt. Als Knecht, in tiefster Demuth erscheint er wieder, der Blonde, bis endlich das Maß der Dränger voll ist und er nun die riesige Eisenstange ergreift und sie auf die Peiniger seines Volks niederschmettert — Thor bei den Riesen. Hier, im Lande der

Digitized by Google

Essen, in Essen selbst, der Stadt an der Ruhr, mitten unter sprühenden Schmiedefeuern, mitten im Pochen unzähliger Hämmer sann Krupp auf seinen Gußstahl, hinter dem die Erfindung Englands weit, weit zurückbleibt. Das erkannten die stolzen Engländer selbst an der Gußstahlwalze von 400 Ctrn., welche der Schmied von Essen ihnen 1862 zur Ausstellung geschickt hatte. Um ihnen die tadellose Textur des Innern klar vorzulegen, hatte er die mächtige Walze durch eine fortwährende Einwirkung gewaltiger Hämmer auf ein und dieselbe Stelle durchbrochen. Und zwei Jahre später donnerten seine Kanonen bei Düppel. Die preußischen Offiziere, welche 1852 das erste Gußstahlrohr, einen Dreipfünder aus der Krupp'schen Fabrik, geprüft hatten, erkannten damals den Werth der Erfindung so wenig, daß sie sich nur an das kleine Kaliber hielten und dem Erfinder — oder Vervollkommner der englischen Erfindung, wie andere betonen — riethen, nicht Mühe und Geld an eine so undankbare Aufgabe zu wenden. Anders betrachtete der Chef der braunschweigischen Artillerie die hochwichtige Angelegenheit, und nach den günstigen Versuchen mit einem Krupp'schen Zwölfpfünder, den der unermüdlich Thätige ihm 1854 übergab, sprach er es aus, daß die aus westfälischen Erzen gewonnenen Gußstahlrohre mehr leisteten als die besten Bronzerohre. Das bestätigten denn auch die umfangreichern Versuche zu Vincennes, und dem Meister ward von dort gleichfalls die Anerkennung, daß der Gußstahl, wie er aus seiner Fabrik hervorginge, eine ganz besondere Berücksichtigung als Kanonenmetall verdiente, eine neue Aera begänne für die Artillerie! Und im Jahr 1857 bestellte Frankreich bei Krupp 300 zwölfpfündige Kanonhaubitzrohre, die erste Bestellung, welcher die der preußischen Regierung folgte. Fünf gezogene sechspfündige Batterien, jede zu sechs Geschützen, und eine vierpfündige Versuchsbatterie zu acht waren beim Sturm auf die Düppeler Schanzen und auf die Brücke nach Sonderburg im Kampf. Die alte Mär vom Schmied Wieland und dem Jütenkönig wurde wieder lebendig und eine Wahrheit. Lähmen konnte König Nidhung den Deutschen, aber ihn zu tödten gelang ihm nicht, und seine Söhne mußten entgelten, was der Vater gesündigt. Dazu wirkten die Sechspfünder, welche der starke Hermel hinabgesandt hatte.

Ist's nicht, als ob jene Urgestalten der alten Marken mitten unter uns wandeln? Wie in grauer Urzeit ward Friede durch die Werke des Schmieds, ein lange zerrissenes Band wieder geknüpft und gefestigt, die Freiheit geschaffen durch den Hammer, der bei Gewehr und Geschütz thätig. Hoch das Gewerk!

Digitized by Google

Gedichte

von

Auguste Römer.

1. Natur im Wechsel.

Dunkel thront ihr Bergesgipfel
Und beherrscht das Niederland,
Goldne Funken streut die Sonne
In der Felder lichtes Band.

Nebel fielen, feucht und trübe,
Düster grau lag Berg und Hain,
Bis mit warmen Götterstrahlen
Euch durchbrach der Sonne Schein.

Dunkle Schatten auf den Bergen,
Wiesengrün in Gold getaucht,
Ueber alles Nebelschleier,
Ueber alles Duft gehaucht.

Kleine Dörfer still und friedlich,
Wie ein Spielzeug aufgestellt,
Seid ihr nichtig und doch wichtig
In der großen weiten Welt.

Hier ein Baum mit dürrem Aste,
Dort der Vögel voller Sang,
Hier ein Windhauch in den Zweigen,
Dort der Abendglocke Klang.

Hier ein leises Käferschwirren,
Dort des Kornes wogend Meer,
Plötzlich eine düstre Wolke
Sturmgepeitscht und regenschwer.

Also wechselt's auf der Erde,
Schatten kämpfen, Nacht und Licht,
Nur der Urquell alles Lebens
Wahrt das ew'ge Gleichgewicht.

2. Ein tiefer See.

Mein Herz ist wie ein tiefer See,
Du kannst ihn nicht ergründen!
Doch wirst in jeder Welle du
Dein eigen Bild wol finden!

Digitized by Google

Im klaren See nur spiegeln sich
Die Sträucher und die Bäume;
Ein reines Herz nur gibt zurück
Dein Fühlen, deine Träume.

Zum klaren See zieht's dich hinein;
Du denkst nicht an Ertrinken;
Und mit dem reinsten Herzen kannst
In Elend du versinken. —

3. Glühwürmchen.

Still lauscht' ich dem rauschenden Waldesbach,
Ich zählte den Takt im Wellenschlag.
Tief dunkel lagert sich's über der Flut,
Und allerwärts heiliges Schweigen ruht.

Der Vöglein Gezwitscher schon längst verklang,
Sie ruhn von des Tages Lust und Sang;
Im kühlen schaukelnden Laubesdach
Wiegt sie in Schlummer der murmelnde Bach.

Solch ruhiges Leben, in Dunkel gehüllt,
Wie das die Brust mit Bangen erfüllt!
Ich hielt mein Liebchen so traulich im Arm,
Und wechselnd beschlich uns Freude und Harm.

Da plötzlich naht' sich ein Fünkchen klein,
Ein Lämpchen, ein wandelnder Edelstein:
Das glänzende Leben in schlichter Gestalt
Erfaßt meine Seele mit süßer Gewalt.

Wie leise du über den Wassern schwebst,
Bescheiden dein glänzendes Leben lebst!
Du kleiner Käfer, welch liebliches Licht!
Du leuchtest nur innig, du strahlest nicht.

Und wie ich noch länger und länger stand,
Glänzt hier und dort der liebliche Brand.
Gewißlich tanzen die Elfen den Reigen,
Drum hangen die Lichtchen so hell in den Zweigen.

Der Mond schaut auch mit zitterndem Schein
Nun heimlich durch Zweige und Aeste herein.
— Komm, Liebchen, komm, laß uns fürder gehn,
Laß tanzen die Elfen, laß schweben die Fee'n!

Laß leuchten solch Licht, so klar und rein,
In deinem Herzen für mich allein!
Es wird mir erhellen des Lebens Nacht.
Glühwürmchen hat alles ja angefacht!

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus London.

Anfang Juni.

MR. Man sagt in England zu einem Unschuldigen, dem irgendeine Anekdote oder gar eine zähe Verleumdung angehängt worden: „Lebe sie todt" (live it down). Unser englisches Klima ist auf dem besten Wege, seinen bisherigen Verruf los zu werden. Schon im Winter gehört der „fog" (gelbe Nebel) nicht mehr London eigenthümlich; Paris hatte so viel davon als unsere Hauptstadt. Unsere Frühlinge, Sommer und Herbste der letzten Jahre konnten sich mit norditalischen messen. Das Wetter im Süden Englands ist seit Ende März im buchstäblichen Sinne „unbeschreiblich schön". Es wehen hier jene „seidenen Lüfte", von denen Reisende mit Enthusiasmus erzählen, die in der kühlen Jahreszeit Westindien besucht. Königin Mai war herrlich, und man muß die Nächte in solchen grünen Paradiesen, wie in Kent und andern London nahegelegenen Districten, genossen haben, um einen vollen Begriff von ihrer Schönheit zu bekommen. „Die erste Weizenähre" stand schon längst in den Zeitungen. Somit wird die Ernte gewiß eine frühe werden. Je früher aber die Ernte, desto früher die Auflösung des Parlaments und Neuwahlen. So komme ich aus der lyrischen Einleitung auf die Politik. Ein hiesiges Blatt verlangt viel von dem schönen Wetter, nämlich, „daß man die Tories bei den Wahlen durchfallen lasse, um ein hart und fleißig arbeitendes Parlament zu erhalten, ein durchaus liberales Parlament, welches dem «Haus, das Derby baute»*), Vergeben und Vergessen bringe, selbst aber für die nächsten sechs bis sieben Jahre eine Epoche zu schaffen vermöge". Das kann man von Herzen unterschreiben. Unter den Einwänden gegen den Absolutismus ist ja auch der allgemeinere, daß es so gar mislich, „viel" von Einem Haupte abhängen zu lassen. Leider aber passirte es unserm englischen Parlamentarismus nur zu oft, daß „viel", ja so viel wie z. B. das Interesse von 100 Millionen indobritischer Unterthanen, von Einem Haupte abhing, d. h. von Einem Votum zu wenig, Einer zufällig fehlenden Stimme im trostlos öden House of commons. — Nur wenige Tage gelang es den Börsenspeculanten, die „Asche der Friedenshoffnungen" solcher, die sich von den Actien der südstaatlichen Baumwollenanleihe nicht zur rechten Zeit losgemacht hatten, wieder in Funken zu blasen. Die „Klugen" retteten einige Procente beim Verkauf, und die „Einfältigen", welche mit dem Namen „Texas" außerordentliche geographische Machtbegriffe verbanden — (auch geschäftlich Gebildete hierzulande stehen sehr oft mit der Geographie auf gespanntem Fuße) — kauften, dem Köder folgend, und werden binnen kurzem diese „Staatspapiere" nur zu einem fliegenden Papierdrachen für ihre Kinder verwenden können; sie werden jene „letzten" sein, von denen ein cynischer Credit Mobilier-Bankdirector deutscher Nation einst die zum Sprichwort gewordene sehr derbe, aber ungemein treffende Phrase gebrauchte: „Den

*) Eine Anspielung darauf, daß die Wahlen zum gegenwärtigen Unterhause unter dem Torycabinet Derby's erfolgten.

Digitized by Google

letzten beißen die — Hunde." Seit der eben angelangten Nachricht von der Unterwerfung des Generals Kirby-Smith in Texas können alle Wuthausbrüche der Torypresse, die an Roheit im Ausdruck und Entstellung der Thatsachen alles überbietet, was je in wildester Zeit von anrüchigen Winkelblättern geleistet worden, die Eine Zeile nicht mehr wegradiren, mit der, wie durch einen gleichmäßigen Instinct getrieben, drei Blätter ihre Leitartikel einleiten: „Der amerikanische Krieg ist nun thatsächlich vorüber." Im übrigen blasen die Blätter kalt und warm, je nach Eintagslaune. Noch einige Monate, und Präsident Johnson, der „Marat", der „Bluthund", der „Heldenschlächter", ist ihnen dann wieder ein „guter Mann", der mit sich reden lasse. Sollte jemand einmal die Geschichte der englischen Presse schreiben, so werden seiner Geduld die Haare zu Berge stehen, wenn er an jene Perioden kommt, wo Schleswig-Holstein und der amerikanische Krieg hier das öffentliche Interesse und dessen wandelbare Federn beschäftigten.

Sehr allmählich, aber doch merklich, zwingt sich John Bull — worunter ich nur jene Engländer verstehe, welche in Vorurtheilen Kruste angesetzt haben, die officiellen obenan — den französischen Suezkanal als ein Ding zu betrachten, das ihm selbst mit der Zeit sehr nützlich werden könnte. Bei einer Debatte im Unterhause kam gelegentlich einiger Posten im Budget auch die Route nach Ostindien zur Sprache. Der Oberst im Kriegsministerium, Sykes, sagte: „Von den 70000 Soldaten, die wir in Indien halten, werden 7000 im Jahre abgelöst, sodaß, mit Einschluß der «Verwundeten» (!), regelmäßig gegen 15000 auf der Seefahrt sich befinden. Auf der kostspieligen Route um das Kap der guten Hoffnung herum passirt es, daß Ersatzmannschaften gerade zur Zeit der ungesunden Jahreszeit in Ostindien anlangen, und ist demzufolge von dem Minister für Indien der Beschluß gefaßt, solche «Schiffe» sobald als thunlich (soll wol heißen nach Beendigung des Kanals) die directe Route über Suez nehmen zu lassen." Kaum war das Wort „Suez" gesprochen, so trug ein Tory auf Zählung an, und da sich die volle Zahl von vierzig nicht vorfand, vertagte sich das Haus. Die von Colonel Sykes gegebenen Ziffern deuten einen unerwarteten Aufschluß an. Danach werden „alljährlich" 1000 „Verwundete" heimtransportirt. Wo kommen diese her? Der Localkrieg im Bhutan dort datirt erst einige Monate zurück und hat nur etwa 100 Verwundete „geliefert". Erfahren wir die volle Wahrheit, wenn uns die Presse der gänzlichen Pacification Ostindiens versichert?

Während zu Dublin die Weltindustrie-Ausstellung Triumphe feiert, Pracht und Leben wieder in die öden Straßen jener Stadt auf einige Zeit eingekehrt sind, geht die Nachricht ein, daß in einer der letzten Nächte die ganze Fischerbevölkerung zweier westirischen Inseln in 40 Booten einem vorüberfahrenden Kauffahrer auflauerte, denselben enterte und so lange besetzte, bis der Kapitän ihnen die verlangten 30 Fässer Mehl überließ, deren sie, wie sie sagten, „aus langem Hunger" bedürften. Aehnliches geschah im vorigen Jahre. Das Elend und die Oede gehen wieder Hand in Hand an jenen Küsten, und der Exodus ist ein „mecklenburgischer" hundertmal mit sich selbst multiplicirt.

Zu Dublin ist der Baronet Sir Henry Staples gestorben. Es ist dies

Digitized by Google

nicht deshalb erwähnenswerth, weil der Verstorbene das neunzigste Jahr überschritten oder schon in einem Parlament saß, als heute lebende Leute, die schon das vom Psalmisten genannte Alter erreicht, noch Säuglinge waren; auch nicht deshalb, weil der Alte bei der vorjährigen speciell irischen Industrieausstellung zu Dublin während der Einweihungsfeierlichkeit Ehren halber auf den goldenen Stuhl des ehemaligen Sprechers des ehemaligen irischen Unterhauses gesetzt wurde. Sir Henry Staples war das letzte überlebende „reliet" des einstigen selbständigen irischen Parlaments. Der letzte Pair des irischen Oberhauses, Marquis Charlemont, verstarb im Frühjahr 1864, Sir Henry Staples, das letzte irische Unterhausmitglied, im Mai dieses Jahres. Es gab am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Glanzperiode für Dublin. Die Stadt war berühmt wegen ihrer geistreichen Gesellschaft. Glänzende Namen strahlten in ihrem Parlament, wie Burke, Grattan und andere. Grattan war es, der den Beschluß durchsetzte: „Der König, die Lords und die Gemeinen von Irland sind die einzigen competenten Mächte, für Irland bindende Gesetze zu geben." Grattan stand an der Spitze der enthusiastischen Minorität, welche 1800 das sechshundertjährige Parlament Irlands nicht „verschachern" wollte und gegen die parlamentarische Union mit England protestirte. In jener Minorität befand sich auch der eben Verstorbene. Die Majorität — wie längst historisch festgestellt — war theils mit englischem Gelde erkauft, theils mit Aemtern bestochen, das Oberhaus mit Titeln*), mit Beförderung lieber Verwandten zu Sinecuren ꝛc. Niemand in England leugnet das, man fügt freilich als Argument hinzu, daß ein so käufliches Parlament ja nicht werth gewesen sei, länger zu existiren. Daran ist etwas Wahres. Nur steht im allgemeinen Moralcodex nichts davon, daß der Bestechende so viel reinere Hände habe als der Bestochene.

Ferner schlägt man sich mit obigem Argument selbst ins Gesicht, denn man nahm die meisten „käuflichen" Mitglieder jenes „unwerthen" Parlaments, als Neuwahlen sie wieder in die Front stellten, mit Schmeicheleien in das „unirte" britische Parlament auf. O'Connell, der Agitator, dem ein heidelberger Postillon auf der Reise sagte: „Ah! Sind Sie der, welcher Irland — entdeckt hat?", konnte sich sogar auf Aussprüche der ersten juristischen Autoritäten Englands berufen, daß, wenn legal angefochten, jene Unionsvoten wegen jener notorischen Bestechungen (etwa neun Millionen Thaler) nicht als gültig aufrecht erhalten werden könnten. Doch — Irland ist verjährt. Die alte Regel des römischen Juristen Justinianus: „Injuria longitudine temporis jus fieri non potest", hat auf Handel und Wandel der Politik nie Einfluß geübt, und mit „leider" flickt man die Weltgeschichte nicht aus. Schlechter als Irland regiert wurde, konnte es nicht regiert werden. Es lag nicht die Schuld am bösen Willen — es sind schon die einfachsten Instincte der beiden Rassen, welche so unvereinbar weit auseinandergehen. Uebrigens hat England von einer Rebellion in Irland nichts zu fürchten, trotz der in Waffen geübten 65000 „Fenier"

*) Finden Sie in der Liste der britischen Pairie und Baronetage irische Titel mit dem Datum 1799—1801, so können Sie gewiß sein, daß dies Präsente für das „Votum" gewesen.

Digitized by Google

auf eigenem Boden, welche einen Rückhalt an einer halben Million „Fenier" in den Vereinigten Staaten zu haben hoffen. Solange „drüben" nichts passirt und der Friede zwischen den angelsächsischen Cousins diesseit und jenseit des Oceans nicht gebrochen wird, kann Irland keine Rolle spielen. Dann aber könnte es nicht nur ein Dorn, sondern ein Pfahl im Fleische werden. Dieses Risico steht zur Zeit nur erst auf zwei Augen, denen des neuen Präsidenten Andrew Johnson. — Als das Straßenpredigen in England aufkam, zerwühlten Religionskriege das Land. In moderner Zeit kam es in decentere Hände, und wegen angeblicher Unzulänglichkeit der Kirchengebäude wendete man wenig dagegen ein. Seit einiger Zeit aber haben sich allerhand zweifelhafte Geister, ungebildete Sektirer oder Speculanten darauf verlegt, und die Polizei kommt alle Augenblicke mit die Straße sperrenden „Paukpastoren eigener Schöpfung" in Conflict. Die Scene ist meist folgende. Eine Gruppe von drei oder vier oft sehr jugendlichen Personen hält Sonntags plötzlich an einem Prellpfahl in einer der belebtesten Straßen still. Sie singen Bibelstellen nach den Melodien der populärsten Gassenhauer. Der populäre Klang zieht andere herbei und dann beginnt die sogenannte Predigt. Oft ist es nur ein ausgewachsener „Knabe", der mit überlauter Stimme und überschnappender Vocalisation, rollenden Augen, krampfhafter Lippenbewegung — die mehr an Epilepsie als an die vorgegebene Inspiration erinnert — zu predigen beginnt. Nicht allein die Gemeinheit des Ausdrucks, die handgreifliche Unwissenheit sind widerlich, noch mehr ist es das Vermischen eines wahrhaft schmierigen Materialismus mit prahlerischer Belesenheit in den Psalmen, deren poetische Sprache dem Hörer gegenüber zur jämmerlichsten Caricatur verhunzt wird. Kleine Conventikel bezahlen die Leute; mitunter thut es die Hörerschaft. Auch kommt es vor, daß der Paukprediger Mühe hat, die Riechorgane derselben in so vorsichtiger Distanz zu halten, daß nicht zu deutlich zu Tage komme, wie er andern Tendenzen als denen der Teatotalers (totale Theeschlürfer) huldige. Geistliche, welche früher die Methode dieses Straßenpredigens protegirten, haben sich endlich davon zurückgezogen, und jeder beliebige Anonymus, der einen schwarzen Rock und ein weißgewaschenes Halstuch erschwingen kann, verlegt sich auf diese mehr oder weniger profitabeln Manövers. — Dem deutschen Turnfeste zu Paris wird auch ein gleiches in London folgen. Der deutsche Turnverein hier besitzt seit einem halben Jahre eine eigene große Turnhalle, deren Bau mit Einschluß der Localitäten für Bankets und Lesezimmer gegen 8000 Pfd. St. gekostet, welcher Betrag in Actien à 1 Pfund unter den Deutschen hier beschafft wird. Das Fest beginnt am 5. Juli mit dem jährliche Gewohnheit gewordenen Schauturnen in den Gartengründen des Krystallpalastes. Es werden auch Wettkämpfe mit englischen „athletic-clubs" veranstaltet. Dabei wird sich beweisen, ob die Theorie richtig, welche von Leuten, die menschliche Muskulatur studirt, aufgestellt worden ist, daß englische Turner in den Beinen, deutsche in Brust und Armen einander überlegen seien. Gut Heil!

Digitized by Google

Aus Dresden.

Juni 1865.

X. Nach Pascal's bekanntem Ausspruch ist der Mensch nur ein schwaches Rohr, aber eins, das denkt. Wenn Pascal specieller von uns Dresdnern geredet hätte, so würde er vielleicht hinzugefügt haben: Dies schwache Rohr seufze auch zu Zeiten, zumal wenn man es zu einer Pfeife zu verschnitzen denke.

Es ist nämlich gar nicht zu sagen, wie viel und aus wie tiefem Herzen, trotz des Jubels über den neuen Prinzen, „alleweile" in der guten Stadt Dresden geseufzt wird. Und das hat seinen sehr guten Grund. Ich hörte gestern einen Mann seufzen, der sonst um diese selbe liebe Rosenzeit wie der Knopf auf dem Kirchenthurme zu glänzen und zu schmunzeln pflegte. Er bewies mir an allen zehn Fingern, daß die Zeiten vom Jahre 1848 wieder im Anzug seien und daß man bald nur noch die Wahl haben werde, ob man der Commission für Barrikadenbau oder der für Freiwilligenverpflegung zugetheilt werden wolle. „Massenquartiere!" rief er aus; „ist so etwas erhört! Funfzigtausend Menschen vom Webstuhl, von der Drehbank, vom Amboß, vom Pflug und von der Schneiderelle weggeholt und in die Residenz zusammengetrommelt, um dort zu fragen: «Was ist des Deutschen Vaterland?» Und derweil haben daheim die Weiber und die Kinder nicht das Salz zum Brote!" — Ein Musiker, welcher nahebei stand, lächelte sarkastisch, aber als ich von ihm eine günstigere Auffassung unserer nächsten Zukunft zu vernehmen hoffte, mußte ich gar erfahren, daß nur Narren während des Sängerfestes in Dresden bleiben würden. Die Gesetze der Akustik, bewies er mir, sorgten schon dafür, daß Ungeheuerlichkeiten dieser Art nie und nimmer anderes als Unsinn zu Tage förderten. Dabei zeigte er auf einen Zimmermann, der, etwa zwanzig Schritt von uns entfernt, einen Nagel einzuschlagen im Begriffe war, und ich gewahrte in der That zu meinem Verdrusse, daß schon in dieser geringen Entfernung zwischen dem Sehen der Hammerschläge und dem Vernehmen derselben ein merklicher Zeitunterschied bestehe. „Wie wollen Sie machen", fuhr er taktirend fort, „daß, wenn ich jetzt dem Hammer dort mit meiner Kehle secundire, mein Ton und der seine zusammentreffen? Rein unmöglich! Von welchem Theile der Festhalle Sie zuhören mögen, die Ihnen zunächst sitzenden tausend Sänger werden schon bei den Worten «gar zu weh» angelangt sein, wenn die zweiten Tausend noch von «thut mir», die dritten Tausend von «mein Herzlein» zu reden scheinen und die übrigen gar nur an ihren offenen Mäulern als singend zu erkennen sind, denn von deren Tönen ist dann noch nicht einmal das erste Säuseln bis zu Ihnen gelangt." — Ich bedauerte, ihn nicht widerlegen zu können, mußte aber bald von einem Gastwirthe, welcher uns zugehört hatte, noch ganz andere Dinge vernehmen. Er habe, sagte er, über Kunstfragen keine Meinung; aber wie man die vielen Leute unter Dach bringen wolle, darüber zerbreche er sich seit Wochen vergeblich den Kopf. Dresden sei kein Leipzig, obschon es als Residenz auf dem ersten Stuhle sitze. Es sei eine Stadt der Fremden, der Künstler, der Beamten und der ruheliebenden Leute. Was das sagen wolle, wisse alle Welt. Wer sich zur Ruhe setze, wer die Ruhe zu lieben vorgebe, liebe meistens das billige Leben. Sollen diese guten Leute plötzlich außer ihrer

Digitized by Google

Ruhe auch noch ihr bescheidenes Jahreseinkommen schmälern? Oder sollen die Herren Künstler, deren kaum einige Dutzend im Ueberflusse lebten, dem Gesange zu Liebe bei Schmalhans in die Küche gehen? Die Maler, die Bildhauer, oder gar die Musiker selbst, die ja, wie er merke, von dem Dinge selber nicht sonderlich erbaut seien? Zuletzt möchte man wol gar noch eine Feststeuer für Polen, Russen und Engländer ausschreiben. Aber ob sie zahlen würden? Er kratze sich schon seit Wochen hinterm Ohr... er fürchte... er fürchte... Zum Glück war jemand in unsere Nähe gekommen, der diesem Lamento eine fröhlichere Wendung zu geben wußte. Die Stadt, sagte er, habe einstweilen achtzig tausend Thaler vorgeschossen. Falls es nur gelinge, den Leuten zu Gemüth zu führen, daß sie einzig die Wahl hätten: entweder sich gastlich zu erweisen und sich tüchtig Mannschaft ins Quartier legen zu lassen, oder aber im nächsten Steuerjahre einen Abgabenzuschlag zu gewärtigen, — da werde sich schon mancher zum Oeffnen seines Hauses und zum Theilen seines Bettes bequemen. Ich fragte, wie es aber mit der Akustik stände? Das, gab er mir zur Antwort, seien Kleinlichkeiten, mit denen man sich bei nationalen Festen gar nicht aufhalten dürfe. Ob denn jemand in den leipziger Octobertagen von Anno 1863 den Festredner auf dem Schlachtfelde habe reden hören? Doch höchstens ein kleiner Bruchtheil der Unzähligen, welche den Zug mitgemacht hatten. Dafür sei die Menge, wo sie sich einmal festlich zusammenfinde, an sich schon etwas so Imponirendes, daß man kaum noch Sinn für anderes als ihren Anblick habe. Ich gestattete mir die Frage, ob dem ganzen Uebelstande nicht dadurch abzuhelfen wäre, daß nur die dem Publikum zunächst sitzenden Tausend wirklich sängen, während die übrigen blos von Zeit zu Zeit den Mund öffneten und ihre Noten umblätterten. Er gab mir aber zu bedenken, daß gerade die Freude am Singen, nicht am Hören, der eigentliche Reiz des ganzen Festes sei und sein solle; daß es nichts Geringes bedeute, wenn in so viele armselige und gedrückte Existenzen einmal der volle Sonnenstrahl eines solchen eigenen Mitthuns, Mitleistens hineinfalle, und daß schon viel erreicht sei, wenn diese vielen Tausende, die meistens nur auf Paraden und Manövern sich als Masse respectabel erschienen seien, nun zu dem Bewußtsein gelangten, in einer freien Kunst sich auch einmal hervorgethan zu haben vor aller Welt, vor Bürgermeistern und Ministern, wer weiß wol gar vor gekrönten Häuptern.

Und im Grunde hat mir diese Auffassung des ganzen etwas unberechenbaren Vorhabens noch am besten gefallen.

Digitized by Google

Notizen.

Prof. Adolf Bernhard Marx in Berlin hat kürzlich zwei Bändchen „Erinnerungen" erscheinen lassen, die vieles Interessante aus seinem Leben, namentlich über musikalische Vorgänge und Persönlichkeiten enthalten. Unter anderm hat er darin auch den Aufsatz wieder mit abgedruckt, den Prof. Eduard Gans über Henriette Sontag in der Musikzeitung in den dreißiger Jahren veröffentlichte. Jener geistreiche Schriftsteller bekundet darin, daß mit dem Ruf dieser Sängerin die großartige, stilvoll classische Musik gestürzt und die blos spielerische, wenn auch amusante Genremusik ans Ruder gekommen. Mit Henriette Sontag, meint Gans, habe die Aera der eigentlichen Opernsoubretten begonnen. Diese Aera hat jetzt wohl ihren höchsten Gipfel erreicht. Die Soubretten sind heutzutage die eigentlichen Primadonnen unserer Bühnen, von Frl. Lucca in Berlin herab bis zu Frl. Krafft und Gallmeyer in Wien.

Daß auch die Literatur ihre Moden und Liebhabereien habe, hat sich vielfach erwiesen. Neuerdings sind die Judengeschichten im Schwange. Früher hat schon Hermann Schiff dergleichen verfaßt; Leopold Kompert hat geradezu seine Specialität daraus gemacht, und jüngst ist auch Alfred Meißner in dem Roman „Bamberger und Sohn" damit aufgetreten. Nun läßt die Verlagshandlung J. P. F. Eugen Richter in Hamburg unter dem Titel „Israelitische Novellen" eine ganze Bibliothek derselben erscheinen.

Als ein nicht uninteressantes Buch mögen der Lesewelt empfohlen sein: „Fahrten und Abenteuer des Schmiedegesellen Christian Beck", die in vierter, vermehrter und verbesserter Auflage kürzlich im Selbstverlage des Herausgebers (Dresden, Borngasse 2) erschienen sind. Sie geben die schlichten und wahrheitsgetreuen Aufzeichnungen eines Handwerkers, der ein gut Stück der Welt zu Wasser und zu Lande als Handwerker durchstreift und seine Erlebnisse und Beobachtungen sorgsam aufbewahrt und niedergeschrieben hat. Er durchwanderte einen großen Theil von Amerika, besuchte die Azoren, Neuseeland, die Fidschi-Inseln, das Berings-Meer, Honolulu, Otaheiti, Valparaiso und viele andere Länder, Inseln und Städte, überall auf sich und seiner Hände Arbeit angewiesen, was denn natürlich ganz eigene Erfahrungen zur Folge haben mußte, Erfahrungen über Sitten und Leben des Volks, wie sie ein Reisender von Fach kaum wol zu machen Gelegenheit haben möchte.

Anton Wallerstein, der unverwüstliche Tanzcomponist, hat für Weber's „Illustrirte Zeitung", speciell zu derjenigen Nummer, welche das große Sängerfest in Dresden verherrlichen soll, einen Sängerfestmarsch componirt.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

CANTOS.

COLLECÇÃO DE POESIAS

de **A. CONÇALVES DIAS.**

4ª edicção. 2 tomos. Com o retrato do autor.

Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese neue vierte Auflage der Poesien des vor kurzem verstorbenen Dichters, des bedeutendsten unter den neuern brasilischen Lyrikern, ist durch ein grösseres bisher noch ungedrucktes Gedicht vermehrt worden. Dieselbe bildet zugleich Bd. I und II der von der Verlagshandlung begonnenen *„Collecção de autores portuguezes“*.

Von demselben Verfasser erschien:

Os Tymbiras. Poema Americano. Cantos I—IV. 24 Ngr.

Diccioniario da lingua tupy chamada lingua geral dos indigenas do Brazil. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

JAHRBUCH
für romanische und englische Literatur.

Unter besonderer Mitwirkung von

Ferdinand Wolf und Adolf Ebert

herausgegeben von

Dr. Ludwig Lemcke.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 4 Thlr.

Herr Prof. Dr. Ludwig Lemcke in Marburg hat gegenwärtig die Herausgabe dieser Zeitschrift übernommen, und ist zugleich deren früheres Programm dahin erweitert worden, dass neben dem literarhistorischen Theil auch dem rein philologischen Gebiet besondere Berücksichtigung gewidmet werden wird. Diese Ausdehnung wird sicher dazu beitragen, den Kreis der Freunde des „Jahrbuch“ zu vergrössern.

Das erste Heft des neuen Jahrgangs ist durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 28.** 13. Juli 1865.

Inhalt: Ueber die Vollendung des florentinischen Doms Santa-Maria del Fiore. Von **Ernst Förster.** — Charakteristiken und Culturbilder aus Genf. Von **Wilhelm Lampmann.** III. Das Eynard'sche Athenäum und sein Gründer. — Den Manen Abraham Lincoln's. Von **Edmund Judeich.** — Der Frühling kommt. Von **Auguste Römer.** — Literatur und Kunst. Baader's Grundzüge der Societätsphilosophie. (Die Grundzüge der Societätsphilosophie: Ideen über Recht, Staat, Gesellschaft und Kirche, von F. v. Baader. Mit Anmerkungen und Erläuterungen von Professor Dr. Franz Hoffmann.) — Correspondenz. (Aus Wien.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber die Vollendung des florentinischen Doms Santa-Maria del Fiore.

Von

Ernst Förster.

Wenn in Deutschland im Bereich der bildenden Künste der neuesten Zeit die Malerei durch die Zahl und Bedeutung der sie vertretenden Talente die erste Stelle einnimmt, so kann man dasselbe von Italien nicht wohl sagen, wo die Bildnerei ungleich mehr und ausgezeichnetere Werke aufzuweisen hat als ihre Schwesterkunst mit Pinsel und Palette. In beiden Ländern aber hat die Baukunst, die sonst — wie die Geschichte lehrt — stets den Reigen eröffnete, sich mit ihren Leistungen in dritter Linie gehalten und erst in unsern Tagen in Deutschland, nachdem sie lange zwischen den Traditionen aus dem Alterthum und Mittelalter gesucht und geschwankt, eine annähernd eigenthümliche, der Gegenwart angehörende Ausdrucksweise gefunden. Es ist wol kaum in Abrede zu stellen, daß sie diesen Gewinn vornehmlich dem eingehenden Studium der romanischen Baustile verdankt, die der herrschenden Gefühlsrichtung näher stehen als die Formen der altgriechischen und römischen Baukunst, die aus einer völlig andern, durch das Christenthum zum Abschluß gekommenen Weltanschauung hervorgegangen sind. Italien, dessen romanische Bevölkerung die Erinnerungen an das alte Rom

Digitized by Google

fester gehalten als die vom germanischen Geist berührten Ueberlieferungen des Mittelalters, ohne jedoch daraus neue Lebenskräfte zu gewinnen, hat neuerdings Interesse gefunden an den Kunsterscheinungen des 13., 14. und 15. Jahrhunderts. Schon seit länger als einem Jahrzehnt werden die Gemälde des Fra Angelico da Fiesole von italienischen Malern mit einem Eifer copirt wie vordem die Guido's und Caracci's, und Tavole aus der Zeit Giotto's und seiner Nachfolger haben einen Geldwerth erhalten, den man früher nicht gekannt. Aber eine viel bedeutungsvollere Bewegung ist jetzt unter die Künstler Italiens gebracht, indem die Architekten veranlaßt worden sind, die Werke ihrer Vorgänger aus dem Mittelalter zu studiren und ihren Formensinn zu eigener Production sich anzueignen: der Dom von Florenz soll vollendet, es soll ihm eine Façade gegeben werden! Noch zu Anfang unsers Jahrhunderts würde es keinem Architekten in Italien eingefallen sein, für eine solche Aufgabe sich an den Stil des halbfertigen Gebäudes zu halten; und als man dies doch, auf Befehl Napoleon's, beim mailänder Dom gethan, hat man sich die Arbeit ziemlich leicht gemacht und sich mit einer oberflächlichen Nachahmung des Alten begnügt. Diese Zeit willkürlicher und unverständiger Restaurationen alter Gebäude ist vorüber und nicht am kölner Dom allein wird heutzutage mit Treue und Sorgfalt Geist und Wesen des Werks ergründet, das man vollenden oder vor Untergang schützen will. Auch in Italien folgt man derselben Strömung des Zeitgeistes, und sicher zum großen Gewinn für die Baukunst im allgemeinen.

Der Bau des Doms von Florenz, Santa-Maria del Fiore, hat im Jahre 1298 seinen Anfang genommen. Plan und Ausführung waren dem Stadtbaumeister Arnolfus (dem Vasari deutsche Abkunft nachsagt) übertragen worden mit dem Bedeuten, der herrschenden republikanischen Gesinnung gemäß ein möglichst erhabenes Werk herzustellen. Er führte den Bau nach seinen Plänen bis zu seinem Tode 1320; erst 12 Jahre später wurde der Bau wiederaufgenommen und Giotto di Bondone übergeben, der ihn bis zu seinem Tode 1336 fortführte, den Glockenthurm hinzufügte, die nach Arnolfo's Zeichnung angefangene Façade abbrechen und eine neue nach seiner Zeichnung an ihrer Stelle beginnen ließ, die denn auch bis ins dritte Stockwerk vollendet worden ist. Was unter den nachfolgenden Baumeistern am Dome geschehen, namentlich durch Brunelleschi, der ihm die gewaltige Kuppel gegeben, soll hier nicht weiter berührt werden. Wir behalten die Façade im Auge, um zu erfahren, wie sie zu dem gegenwärtigen kläglichen Zustand gekommen, in welchem ihr nichts geblieben als eine kahle Mauer mit drei runden und drei viereckten Oeffnungen.

Im Jahre 1587 bestimmte der Provveditore des Doms, Benedetto

Digitized by Google

Uguccione, den regierenden Großherzog Franz I., dem Dom eine Façade im neuesten Zeitgeschmack geben und zu dem Zweck die Façade Giotto's abreißen zu lassen. Am 22. Januar 1588 begann das Zerstörungswerk, das an den Wenigstfordernden für 225 Scudi verdungen worden war und unter lautem Ausbruch des Mißvergnügens von seiten der Florentiner ausgeführt wurde. Von den eingereichten Entwürfen zur neuen Façade waren es zwei (von B. Buontalenti und G. A. Dosi), die gleich werthvoll erschienen, sodaß man sich zu einer endgültigen Wahl zwischen beiden nicht einigen konnte. So verging die Zeit, das Leben des Großherzogs, die Lust zum Ausbau sowie das Geld dafür, und ein Versuch unter Ferdinand II. 1636, die Arbeit aufzunehmen, blieb ohne Folgen. Im Jahre 1688 bei Gelegenheit der Vermählung des Großprinzen Ferdinand mit einer bairischen Prinzessin ließ sein Vater Cosimo III. zwei Architekturmaler von Bologna kommen und eine Façade an den Dom in Fresco malen, was in zwei Monaten geschehen war. Regen und Sonnenschein haben glücklicherweise für ein kurzes Dasein dieser Arbeit gesorgt, deren fast verschwundene Ueberreste noch Zeugniß ablegen von dem gedanken- und geschmacklosen Verfahren ihrer Urheber.

Kahl und schäbig steht das Antlitz eines der erhabensten und schönsten Denkmale italienischer Baukunst vor uns, und es ist begreiflich, wie der erwachte Sinn für mittelalterliche Kunst nachgerade diesen Zustand als unerträglich empfunden. Von verschiedenen Künstlern wurden Versuche gemacht, dem Dom seine Vollendung — wenigstens im Entwurf — zu geben; namentlich geschah dies um 1845 durch einen Florentiner, Cav. Mattas, und einen deutschen Schweizer, Georg Müller, und der Großherzog von Toscana schien sich lebhaft für das Unternehmen zu interessiren, sodaß bereits unter seiner Regierung Vorbereitungen zur Ausführung getroffen worden sind. Auch hatte er die Müller'schen sehr geistvollen Pläne für den Zweck acquirirt, daß sie bei der Ausführung mit in Betracht gezogen werden könnten. *)

Bei der politischen Umgestaltung Italiens, wo sich alle Kräfte zu neuer und erhöhter Thätigkeit regen, konnte es nicht fehlen, daß man in Florenz auch den Plan wieder aufgriff, dem Dombau seine so lange versäumte Vollendung zu geben. Es bildete sich eine Art Dombauverein, eine „Associazione italiana per la edificazione della facciata del domo di Firenze", welche ihrerseits die Geschäftsführung einem Ausschuß, einer „Deputazione promotrice" übergab, die ihren Sitz in der dem Dom gehörigen „Opera" nahm und finanzielle und künst-

*) Sie sind leider bei der Revolution von 1859 und der Flucht der großherzoglichen Familie spurlos verschwunden.

Digitized by Google

lerische Kräfte für den beabsichtigten Zweck in Bewegung setzte. Infolge einer von ihr ausgeschriebenen Concurrenz liefen 1864 nicht weniger als 58 Pläne ein, fast ohne Ausnahme von italienischen Architekten: ein deutliches Zeichen, wie bereit man war, auf das bis dahin fast ganz vernachlässigte Studium der mittelalterlichen Baukunst einzugehen. Der Erfolg entsprach indeß den Erwartungen nicht. Das zur Beurtheilung der Pläne eingesetzte Schiedsgericht fand keinen der vorgelegten Pläne zur Ausführung geeignet, wenn auch einigen die Ehre einer „lobenswerthen Erwähnung" zutheil wurde.

Die Deputation ließ sich nicht abschrecken und schrieb eine zweite Concurrenz aus. Ja, sie ging einen Schritt weiter und beauftragte geradezu 10 Architekten, und zwar der Mehrzahl nach solche, welche über die ersten Concurrenzarbeiten zu Gericht gesessen*), Pläne für die Domfaçade auszuarbeiten; sie bestimmte für jede Zeichnung, gleichviel ob sie angenommen würde oder nicht, eine Entschädigung von 2500 Frcs., stellte übrigens allen Architekten des In- und Auslandes frei, sich bei der neuen Concurrenz zu betheiligen. Um ein möglichst unbefangenes, mit der Kunstwissenschaft der Gegenwart im allgemeinen übereinstimmendes Urtheil zu erhalten, beschloß man, ein internationales Schiedsgericht zu bilden, in welchem neben Italienern auch — wenigstens — Franzosen und Deutsche ihre Stimme abgeben sollten.

Es waren 43 Zeichnungen eingesendet worden. Sie wurden in Florenz öffentlich ausgestellt, um zuerst den Eindruck kennen zu lernen, den sie auf das Publikum machen würden. Einzelne der Concurrenten begnügten sich nicht damit; sie führten ihre Entwürfe im großen aus und ließen sie bei bengalischer Feuerbeleuchtung sehen, was denn natürlich von außerordentlicher Wirkung war. Viele von ihnen erläuterten ihre Entwürfe in mehr oder weniger ausführlichen Abhandlungen.

Inzwischen hatte die Deputation Einladungen erlassen, um ein Schiedsgericht aus fünf Italienern und drei Ausländern zu bilden, und zwar an den Grafen Massimo d'Azeglio in Turin, Senator des Königreichs und Schriftsteller im Kunstfach, an den Bildhauer Professer Dupré in Florenz, an den Maler Bertini in Mailand, an den Architekten Malvezzi in Palermo und an den Kunstschriftsteller Marchese Selvatico in Padua; ferner an den Architekten Viollet-le-Duc in Paris, an den Verfasser dieses Aufsatzes in München und an den Architekten Oberbaurath van der Nüll in Wien. (Ich kann hierbei die Bemerkung nicht unterdrücken, wie es ein besonders günstiges Licht auf die Deputation wirft, die künstlerischen Interessen naheliegenden politischen

*) Gast. Baccani in Florenz, Cort. Codi in Bologna, Cur. Alvino in Neapel, Al. Antonello in Turin, Camillo Boito in Mailand, And. Scala in Venedig.

Digitized by Google

Bedenken so fern gehalten zu haben, daß sie Einladungen nach Baiern und nach Oesterreich geschickt, nach Staaten, deren Regierungen dem Königreich bisher noch die Anerkennung versagt.) Die Eingeladenen hatten sämmtlich angenommen, bis auf Marchese Selvatico, der schwer erkrankt, ja sogar erblindet war, dennoch aber nicht unterließ, seine Ansicht über die Lösung der Aufgabe im allgemeinen in einer Denkschrift niederzulegen, die er einem Freunde in die Feder dictirte. Leider trat noch eine zweite empfindliche Störung ein, indem Viollet-le-Duc durch eine Sendung des Kaisers nach Algier an der Reise nach Florenz gehindert wurde; und auch Bertini schrieb kurz vor dem Zusammentritt des Schiedsgerichts ab, sodaß ein anderer Künstler gesucht werden mußte, wobei die Wahl auf den Ingenieur Monti in Bologna fiel, der denn auch rechtzeitig eintraf.

Nachdem mehrere Tage zu eingehender Betrachtung der ausgestellten Pläne verwendet worden, trat am 16. Januar d. J. das Schiedsgericht zusammen. Massimo d'Azeglio wurde zum Präsidenten erwählt, nahm indeß die Wahl nur als eine nominelle an, da er durch eine Cur, der er sich unterworfen, in Pisa festgehalten wurde und nur versprechen konnte, noch einmal einer Sitzung beizuwohnen. Der Verfasser dieser Zeilen, zum Vicepräsidenten ernannt, leitete sodann die Verhandlungen, die in italienischer und theilweise in französischer Sprache geführt wurden.

Man vereinigte sich zuerst über einen Modus der Abstimmung, um zu einem einfachen und bestimmten Schlußergebniß zu gelangen. Zuerst wurden von den aufgestellten Plänen diejenigen ausgeschieden, die man nicht für geeignet hielt, in besondere Betrachtung gezogen zu werden; und 28 Zeichnungen fielen damit zu Boden.

Man hielt es nicht für nöthig, Discussionen zu eröffnen über allgemeine architektonische Grundsätze, über Kunstansichten, welche beim Urtheilspruch leitend sein müßten: es bestand die Voraussetzung für jeden, daß er wisse, um was es sich handle, und daß die Aufgabe für die Künstler nicht sei, ein neues Werk zu schaffen, sondern ein unvollendetes altes zu vollenden, daß der Entwurf dafür mithin sich in möglichster Uebereinstimmung mit dem Vorhandenen halten müsse. 15 Pläne blieben übrig, die das Gericht einer besondern Würdigung unterzog. Es waren die Projecte von Falcini aus Florenz (zwei verschiedene), von Veito aus Mailand, von Antonelli aus Turin, Baccani aus Florenz, Mospignotti aus Florenz, Scala aus Venedig, Lodi aus Bologna, Alvino aus Neapel, Petersen aus Kopenhagen, de Fabris aus Florenz. Dazu kamen noch vier freiwillige: zwei von Ceppi aus Florenz, und zwei mit Mottos: „Felice me ꝛc." und „Godi Firenze ꝛc."

Ehe wir nun auf die einzelnen Zeichnungen und die gefällten Urtheile eingehen, wird es sich empfehlen, für Leser, die den Dom von Florenz nicht

Digitized by Google

genau im Gedächtniß oder überhaupt nicht gesehen haben, etwas von seiner Gestalt und Beschaffenheit vorauszuschicken. Er ist auf dem Grundplan des Lateinischen Kreuzes mit im Halbkreis abschließendem Chor und Querschiff erbaut, hat drei Schiffe im Langhaus, die durch Spitzbogenarcaden verbunden sind, und spitzbogige Gewölbe; über der Kreuzung erhebt sich eine achtseitige Kuppel. An der Außenseite ist das Langhaus durch horinzontale Gesimse und Friese in eine Anzahl scheinbarer Stockwerke getheilt, die, unter sich in Höhe und Ornament verschieden, durch ein mächtiges Hauptgesims (ballatojo) mit Tragsteinen und Galerie ihren Abschluß nach oben finden. Besonders charakteristisch ist im fünften Stockwerk ein vielgegliederter Fries und über demselben ein verdeckter Gang unter dem erwähnten Hauptgesims. Thüren und Fenster sind im Spitzbogen construirt und mit steil aufsteigenden Giebeln überbaut. Die gesammte Mauerfläche ist mit einer Mosaik von weißen, rothen und dunkelgrünen Marmorplatten in länglich rechteckiger oder in Rauten-Form bedeckt. An der Außenseite des Chors und Querschiffs sind halbkreisrund überbogte Mauerblenden angebracht mit eingesetzten Spitzbogenfenstern. Doch ist hier und an dem Tambour der Kuppel der Einfluß der Renaissance überwiegend. Die Façade ist, wie erwähnt, eine kahle Mauer mit drei runden Fensteröffnungen und drei rechtwinkligen Thüröffnungen.

Die Aufgabe der Vollendung des Dombaues ist demnach in scheinbar so enge Grenzen eingeschlossen, daß eine große Verschiedenheit der Lösung kaum vorauszusetzen war. Dennoch hat die erste Concurrenz 58, die zweite 43 verschiedene Entwürfe hervorgerufen. Darüber freilich waren die meisten sich klar, daß der Stil der Seitenfaçade, der auch beim Glockenthurm beibehalten ist, maßgebend sein müßte; daß ihre horizontale Eintheilung auch auf die Hauptfaçade zu übertragen sei; daß diese aber in der Erfüllung des gegebenen Raumes und in der Verzierung von Thüren und Fenstern einen größern Reichthum zu entwickeln habe als jene, wobei die Bezeichnung der drei Schiffe durch vier Pilaster nicht außer Acht gelassen werden durfte. Verschiedenheit konnte nur eintreten in der Art und Ausdehnung der Ornamentik, in der mehr oder weniger beschränkten Uebertragung der Seitenfaçadentheile auf die Hauptfaçade, vornehmlich jedoch im obern Abschluß. Dieser aber gibt der Façade ihre charakteristischen Züge, und sie eben sind es, bei denen die Ansichten am weitesten auseinandergehen. Dennoch dienten sie dazu, den Weg zu bestimmen, auf welchem das Gericht zu einer entscheidenden Wahl gelangen zu können glaubte.

Hätte man sich bei 15 Entwürfen auf das Abwägen einzelner Vorzüge und Mängel eingelassen, so würde unfehlbar immer eins das andere aufgehoben und keiner ganz befriedigt haben. Man hätte am Ende aus

Digitized by Google

15 Entwürfen einen einzigen zusammensetzen müssen. Aber im obern Abschluß concentrirten sich deutlich die Anschauungen und Systeme der einzelnen Künstler, und so ordneten sich von selbst die Entwürfe nach verschiedenen Kategorien, und zwar: 1) Abschluß mit horizontalen Linien; 2) Abschluß mit gemischten Linien; 3) Abschluß mit Linien, die der Dachform folgen; 4) Abschluß mit drei Giebeln.

In die erste Kategorie, mit horizontalem Abschluß des Mittelschiffs wie der Seitenschiffe, fiel nur eine einzige Zeichnung, die von Andrea Scala aus Venedig. Die Zeichnungen der Kategorie der gemischten Linien schlossen sämmtlich die Seitenschiffe horizontal, das Mittelschiff mit einem stumpf- oder spitzwinkligen Giebel ab, Antonelli von Turin flach, Boito von Mailand spitz, und Falcini von Florenz in zwei Entwürfen nach beiden verschiedenen Systemen. Die dritte Kategorie, mit Bezeichnung der Dachlinien (Linee fastigiate), sowol der Seitenschiffe als des Mittelschiffs, enthält dieselben Verschiedenheiten, doch nur von mehr oder weniger flach aufsteigenden Linien. Dahin gehören die Entwürfe von Baccani aus Florenz, Cipolla aus Rom, von einem Ungenannten mit dem Motto „Felice me ꝛc.", von Alvino aus Neapel, Lodi aus Bologna und Petersen aus Kopenhagen. In der vierten oder Dreigiebel-Kategorie stand ein Ungenannter mit dem Motto „Godi Firenze ꝛc." und de Fabris aus Florenz.

Das Gericht ging nun an die Prüfung und Vergleichung der einzelnen Entwürfe innerhalb ihrer Kategorien, um die relativ besten bezeichnen zu können. Bei der ersten Kategorie war keine Wahl: die einzige Zeichnung war von selbst die beste: die von Scala. — Bei der Kategorie der gemischten Linien theilte sich das Gericht in eine Majorität für Majorfi und eine Minorität für Mospignotti, ohne für einen oder den andern besonders eingenommen zu sein, da es den Entwürfen von beiden an Einheit und Ruhe fehlt, aber nicht an einzelnen Vorzügen, namentlich neben der Zeichnung Antonelli's, der die ganze Façade in ein Riesenportal aufgehen läßt.

Bei der Kategorie der Dachlinien gab es zwar keine Majorität und Minorität des Endurtheils, aber mehr als eine der Concurrenzarbeiten brachte die Wage etwas ins Schwanken. Cipolla zwar dämpfte die Bewunderung, die man vielen Einzelheiten nicht versagen konnte, durch Ueberladung mit ornamentistischen Details und durch Vermengung verschiedener Bauformen; Lodi erfreute durch eine klare Eintheilung, durch gute und imponirende Gruppirung der drei Portale und einen wohlthuenden Zusammenhang der oben abschließenden Linien; Alvino setzte durch die Genialität und Vollkommenheit seiner Art zu zeichnen, durch die Schönheit seiner Ornamente und den Reichthum seiner Sculpturausschmückung in Erstaunen, zugleich aber auch durch seinen Glauben an

Digitized by Google

Ausführbarkeit eines nahezu abenteuerlichen Projects. Große Ruhe und Harmonie im Ganzen wie aller Theile unter sich zeichnen den Entwurf von Petersen aus. Wol fühlt man etwas zu sehr die mathematische Berechnung durch; wäre aber nicht der ungelöste Widerspruch zwischen den steil aufsteigenden Linien der Portale und den halbflachen des obern Beschlusses — Petersen hätte nicht nur in seiner Kategorie mit allen Stimmen die erste Stelle, sondern bei der Hauptwahl mehr als blos Eine Stimme erhalten; wie man denn für seinen Entwurf in Florenz sich lebhaft interessirte. Petersen hatte auch an der ersten Concurrenz sich betheiligt, und zwar mit einem Entwurf, in welchem er die Façade mit drei Giebeln abschließt. Das Schiedsgericht über die Arbeiten der ersten Concurrenz verwarf aber grundsätzlich die drei Giebel — als deutsche Bauform, obschon keine einzige gothische Kirche in Deutschland diese drei Giebel der Façade hat! — und Petersen scheint sich dadurch haben bestimmen zu lassen, von seinem Plan abzugehen, anstatt ihn von neuem durchzuarbeiten.

In der vierten Kategorie hatte man nur zwischen zwei Entwürfen die Wahl, von denen der erste mit dem Motto „Godi Firenze", offenbar von deutscher Hand, ungeachtet vieler schöner Einzelheiten als völlig unausführbar alsbald zu Boden fiel, sodaß der Entwurf von de Fabris allein stehen blieb.

Man hatte demnach vier relativ beste Entwürfe und konnte nun entweder für einen oder für keinen derselben sich entscheiden. Letzteres that Monti von Bologna; die weitere Abstimmung ergab eine Majorität für den Entwurf von de Fabris, eine Minorität für Petersen.

Hierauf wurde beschlossen, eine Sitzung anzuberaumen, in welcher von beiden Seiten noch einmal alle Gründe für das Urtheil erwogen, dasselbe genau motivirt und wo nöthig modificirt, und zu welcher auch Massimo d'Azeglio eingeladen werden sollte, von Pisa herüberzukommen.

Das geschah. Die Minorität war von Dupré vertreten, der zur Motivirung seines Urtheils hervorhob, wie er in der Zeichnung von Petersen am meisten jene Anordung wiedergefunden und klar ausgebildet gesehen, die er von früher Jugend an dem Dome gewünscht. Für die Majorität sprachen vornehmlich Malvezzi und van der Nüll. Sie zeichneten mit großer Klarheit die charakteristischen Züge der italienischen Gothik und ihre Verschiedenheit von der nordeuropäischen; sie hoben die Eigenthümlichkeiten des Stils und der Anordnung beim florentinischen Dom hervor, sowie den Unterschied der Seiten- und der Hauptfaçade, und zeigten, wie der Entwurf von de Fabris im großen und ganzen das Richtige getroffen, das alle andern verfehlt, und daß er mit wenigen Abänderungen durchaus geeignet sei, den langgehegten Wunsch von Florenz und Italien im echt italienischem Sinne zu erfüllen. Sie wiesen dabei

Digitized by Google

auf die beiden großen und glänzenden Musterbauten der italienischen Gothik, auf die Dome von Siena und von Orvieto, hin, die vor allen als maßgebend zu betrachten seien; sie zeigten endlich mit genauester Angabe aller Maße und strenger Berücksichtigung aller technischen Bedingungen die Ausführbarkeit des Entwurfs. Massimo d'Azeglio, der sich anfangs schwankend und eher geneigt zeigte, gegen die Majorität zu stimmen, erklärte sich nach den Vorträgen von Malvezzi und van der Nüll eines bessern belehrt und schloß sich der Majorität an, sodaß die Zeichnung von de Fabris, Professor der Architektur an der k. Akademie der bildenden Künste zu Florenz, von dem internationalen Schiedsgericht der Deputation des Dombauvereins mit absoluter Stimmenmehrheit zur Ausführung empfohlen werden konnte.

Ich werde nun versuchen, soweit dies ohne Abbildung geht, den Entwurf von de Fabris vorzuführen. Der Gesammteindruck ist feierlich und kirchlich; er erinnert an die Dome von Siena und Orvieto und noch mehr an den Entwurf von Georg Müller zur Vollendung des florentinischen Doms, wovon meine „Wiener Allgemeine Bauzeitung" vom Jahr 1847 einen flüchtigen Umriß gebracht. Die Verhältnisse der Seiten zur Mitte sind besonders glücklich gewählt, indem der große Abstand der Breite des Mittelschiffs zu der der Seitenschiffe (ohne Benachtheiligung der Ausführbarkeit) vermieden ist. Und dies Feingefühl für Proportion beherrscht die ganze Façade; so vor allem die Gruppen der drei Portale, die nicht vereinzelt, sondern in Verbindung gleichsam als ein wohlgegliedertes Ganze gedacht sind. Die Laibungen der Portale sind reich verziert, mit Hohlkehlen und Halbsäulen gegliedert, im Spitzbogen überspannt, von Pilastern eingefaßt, mit hohen Giebeln gekrönt; Mosaikbilder, Statuen und Reliefs erhöhen die Schönheit der architektonischen Form und Eintheilung. Die drei Rundfenster haben gothische Rosetten erhalten und sind mit Quadraten (nicht, wie einige wollten, mit Spitzbogen) eingefaßt (aber an der etwas monotonen Verzierung der Einfassung hat das Gericht eine Aenderung gewünscht). Die vier Pilaster theilen die Façade in drei Theile; sie heben sich klar von den Zwischenflächen ab. An ihnen findet die Seitenfaçade mit ihren horizontalen Abtheilungen eine Fortsetzung; hier klingen ihre Linien aus; selbst das Hauptgesims wiederholt sich nur hier, während es bei andern Entwürfen über die halbe, oder gar über die ganze Façade fortgeführt ist. Dies hat de Fabris nur mit dem untern vielgegliederten Fries über den Rundfenstern und mit der verdeckten Galerie gethan, der er statt der glatten Mamorplatten andere mit reliefirten Medaillons gegeben, was das Gericht veranlaßt hat, an der Stelle eine offene Galerie vorzuschlagen. In den Pfeilern sind Nischen angebracht für Statuen, außerdem nur glatte Mamortafeln; sie enden über dem Hauptgesims

Digitized by Google

in Tabernakel oder Fialen, was, als dem Stil des florentinischen Doms fremd, nach dem Antrag des Gerichts zu beseitigen wäre. Die Pilaster der Seitenfaçade schließen glatt ab. Den Spitzbogen und Giebeln der Portale entsprechend, schließen alle drei Theile der Façade mit spitzen Giebeln ab, sodaß eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen unten und oben erreicht wird. Die Giebelverzierung wird durch eine passendere zu ersetzen, auch statt des etwas mager gehaltenen Kreuzes auf der Spitze des mittlern Giebels eine vollere Verzierung anzubringen sein. Da der Dom im ganzen mit farbigen Marmorplatten bekleidet ist, so mußte auch die Façade dieser Anordnung folgen. De Fabris hat mit der glücklichen Vertheilung der Farben und den richtigen Gegensätzen von größern und kleinern Maßen eine wahrhaft malerische Wirkung hervorgebracht. Man darf nur den ganzen Entwurf mit unbefangenem Auge ansehen, und man wird sich unbedingt für ihn entscheiden.

Das Urtheil des Gerichts war gesprochen oder spruchreif, als eine Zuschrift des Marchese Selvatico an dasselbe vertheilt wurde, in welcher der in ganz Italien hochgeachtete Kunstschriftsteller sich über die Bedingungen für eine genügende Lösung der Aufgabe ausspricht. Ich will daraus nur die Punkte anführen, die er aufstellt als unabweisliche Normen für die Beurtheilung der Pläne. Er sagt: Ausgeschlossen unbedingt von der Wahl müssen bleiben alle Projecte, welche:

1) das Dreigiebelsystem nach dem Vorbild der Dome von Siena und Orvieto nicht beobachten;
2) welche nicht vier Pilaster an der Façade haben;
3) welche das Hauptgesims der Seitenfaçade nicht wenigstens an den Pilastern fortführen;
4) welche die drei Rundfenster nicht quadratisch eingefaßt haben;
5) welche eine Vermengung der mittelalterlichen und der Renaissance-Bauformen enthalten;

Es fiel diese Stimme wenigstens mit moralischem Gewicht in die Wagschale des Gerichts, gegen dessen Urtheil und ganzes Verfahren sich eins seiner Mitglieder, der Ingenieur Professer Monti aus Bologna, mit einem förmlichen Protest im Protokoll erklärte. Dagegen ward der Deputation der Wunsch ausgesprochen, einen Abdruck der Verhandlungen und der Photographien nach den Entwürfen an Viollet-le-Duc nach Paris zu senden, was denn wol geschehen sein wird. Er ist einer der gründlichsten Kenner der mittelalterlichen Architektur, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er dem Urtheil der Majorität, deren Wortführer sich praktisch wie theoretisch in derselben Richtung bewährt haben, beistimmen wird. Der italienischen Baukunst der Gegenwart aber ist mit dem Ausbau des Doms von Florenz der Weg aufgeschlossen zum

Digitized by Google

gründlichen Eingehen auf eine Jahrhunderte hindurch vernachlässigte Architektur, wie der Ausbau des kölner Doms in Deutschland eine Schule von Bau- und Werkleuten hervorgebracht, dergleichen die Geschichte seit dem Verfall der Bauhütten nicht mehr kennt.

Die nächste Frage ist nun: wird der Ausbau der Façade wirklich beginnen und wird man sich an das Urtheil des Schiedsgerichts halten? In erster Beziehung ist zu sagen, daß der Grundstein bereits und zwar durch den König Victor Emanuel gelegt ist; daß eine ansehnliche Summe für die Unternehmung vorhanden, und daß mit Sicherheit auf die dauernde thätige Theilnahme der Bevölkerung von Florenz, vielleicht jetzt von ganz Italien, zu rechnen ist, da es sich ja nun um die Verherrlichung der Hauptstadt des Königreichs handelt und zu einer That des Patriotismus Italien stets zu jedem Opfer sich bereit zeigt. In Betreff des Plans von de Fabris wird wol ein oder der andere Anstand oder Widerspruch zu erwarten sein; allein man darf doch wol annehmen, daß man ein internationales Schiedsgericht nicht zusammengerufen haben wird, um schließlich dessen Urtheil ad acta zu legen. Wird er aber, wie zu hoffen steht, angenommen, so dürfen wir uns in Deutschland wol darüber freuen, daß zwei Deutsche mitgewirkt haben, einem der glorreichsten Baudenkmale im Vaterland der schönen Künste zur stilgerechten und würdigsten Vollendung mitverholfen zu haben.

Charakteristiken und Culturbilder aus Genf.

Von

Wilhelm Lampmann.

(Vgl. „Deutsches Museum", 1865, I, 681 fg.)

III.

Das Eynard'sche Athenäum und sein Gründer.

Eynard, du Freund der Menschheit, du segensreicher Mann...
A. v. Chamisso.

Prachtgebäude und Paläste
Schimmern hell im Glanz der Sonne...
H. Heine.

Ja, wenn zu Sol sich Luna fein gesellt,
Zum Silber Gold, dann ist es heit're Welt;
Das übrige ist alles zu erlangen:
Paläste, Gärten, Brüstlein, rothe Wangen,
Das alles schafft der hochgelahrte Mann,
Der das vermag, was unser keiner kann.
Goethe's „Faust", zweiter Theil.

Am Westende der Stadt Genf und zwischen dieser und der Vorstadt Plainpalais die Grenze bildend, liegen die Bourgeois-Bastei und der Botanische Garten, zwei reizende Spaziergänge, die vielbesuchten Ziele des lustwandelnden Publikums der schönen Lemanstadt. An die

Digitized by Google

Bastion Bourgeois knüpft sich eine trübe, jetzt allerdings halbvergessene historische Erinnerung; die Wipfel dieser mächtigen Kastanien und Linden, welche uns noch heute mit ihrem dichten Schatten erfreuen, sahen einst in einer schwülen Julinacht des Jahres 1794 die blutige Schlußscene jener Farce, mit welcher die Neuallobroger die große Revolution ihrer neugallischen Vettern an der Seine nachäffen zu müssen glaubten. Die Genfer haben nachher unter sechzehnjähriger Fremdherrschaft Zeit genug gehabt, ihre Thorheit zu bereuen und eine Lehre daraus zu ziehen, deren Werth gerade für die Gegenwart nicht gering anzuschlagen ist. Der Botanische Garten ist eine Schöpfung des berühmten Decandolle.

Beide Spaziergänge umgrenzen gegen Südosten einen kleinen, aber mit dem feinsten Geschmack angelegten Park, in welchem sich das Palais Eynard befindet, als eine der Sehenswürdigkeiten Genfs in allen Reisehandbüchern aufgeführt. Noch vor funfzig Jahren war dieser Platz wüst und leer, einige verfallende Mauern und Festungsgräben mit stehendem grünlichen Wasser bedeckten ihn. Jetzt umgeben schattige Baumgruppen, schwellender Rasen und duftige Blumenbeete von drei Seiten das Schloß; zwei marmorne Löwen hüten den Eingang der blumenbesetzten Stufen, die zu ihm emporführen. Rechts und links bemerkt man kleine Säulenhallen, in welchen einige antike Bildwerke aufgestellt sind; weiterhin zieht sich in spannendem Bogen wie ein alterthümlicher Aquäduct eine graue Mauer, zum großen Theil von dem üppigen Grün der Gebüsche und Bäume oder von Epheu bedeckt. Das Ganze gewährt einen reizenden Anblick und erscheint als ein paradiesischer Aufenthalt, an welchem sowol Garten- als Baukunst ein kleines Meisterstück geliefert haben. Denn gerade an dieser Stelle tritt eine Eigenthümlichkeit der Lage der Stadt Genf hervor, wodurch jeder Bauanlage große Schwierigkeiten geschaffen werden. Unmittelbar hinter dem Eynard'schen Schloß steigt nämlich steil der Berg empor, auf welchem die obere Stadt sich ausdehnt; gewaltige Mauern stützen die Treille, einen schon auf dem Plateau der obern Stadt gelegenen Spaziergang, von wo aus sich eine herrliche Aussicht auf die mehr idyllische Seite der Umgebungen Genfs, auf die Ebene von Lancy, den Jura und die niederern Gebirgszüge am Süduser der Rhône darbietet. Das Palais erscheint von der der Stadt zugekehrten Seite, von der Rue Calabri aus, wie ein einstöckiges Gebäude. Hier auf dieser Stadtseite gehen überhaupt die Bodenerhebungen und Senkungen chaotisch durcheinander. Calabri steht durch eine Brücke mit der noch höher steigenden Rue Beauregard in Verbindung und unter dem Bogen dieser Brücke, die einst ein altes, dann Jahrhunderte hindurch zugemauertes Festungsthor bildete, öffnet sich jetzt die Rue St.-Leger ins Freie. Jenseits, im Rücken der Rue Beauregard, war die ganze Gegend noch vor wenig

Digitized by Google

Jahren mit umfassenden Festungswerken bedeckt, drei bis vier Stockwerk tiefe Gräben wechselten mit himmelhohen Wällen. Es schien kaum möglich, hier Nivellirungsarbeiten auszuführen, und doch sind diese, nachdem James Fazy einmal die Stadterweiterung und die Schleifung der Festungswerke durchgesetzt hatte, gegenwärtig vollendet, und gerade dieser Raum bildet nun die gesuchteste Stätte für die Neubauten der Aristokratie, welche sich so lange und so heftig gegen die Abtragung jener verwitterten Mauern und verfallenden Wälle gesträubt hatte. Die Aristokratie bewohnte bekanntlich seit etwa zwei Jahrhunderten die hochgelegenen Viertel der obern Stadt, der Raum war längst zu enge geworden. Statt aber an die reizenden Ufer des Sees hinabzusteigen, wo freilich Handel und Wandel und die Fremdenwelt durcheinanderwogen, hat es das Patriciat gegenwärtig vorgezogen, sich in der angegebenen Richtung weiter räumlich auszudehnen, sozusagen im Rücken der Stadt, nur um „unter sich" zu bleiben und nicht mit der Plebs in Berührung zu kommen. Einst, vor dreihundert Jahren, war das freilich anders, denn „wenn es damals", sagt Galiffe, der gründliche Geschichtschreiber, „ein reicheres und aristokratischeres Viertel als die andern gab, so bildeten dies gerade die Rues basses und ein Theil von St.-Gervais. Die Straßen der obern Stadt, welche heute einen gewissen äußern Glanz besitzen, wie die Rues des Granges und Beauregard, datiren erst aus dem vorigen Jahrhundert. Die Rue des Chanoines war, wie ihr Name besagt, nur von den Stiftsherren zu St.-Peter bewohnt. Der übrige Theil, einige adeliche Häuser ausgenommen, bestand aus steil abschüssigen, engen, vielfach gewundenen Gassen (welche zum Theil noch bestehen) und schmuzigen, finstern und trübseligen Hausdurchgängen (sogenannten Allées), welche auf die Dauer nothwendig auf den Carakter, die Laune und physische Beschaffenheit ihrer Bewohner einwirken mußten." Heutigentags sind also die Verhältnisse wesentlich verschieden. Die Straßen der untern Stadt gehören dem Geschäftsleben an, die prächtigen Kais und neuen Viertel an beiden Seeufern dem Fremdenverkehr, und St.-Gervais ist hauptsächlich Sitz der radicalen Arbeiterbevölkerung. Nur die Aristokratie hat sich hartnäckig auf der Höhe erhalten und seit 1862 das daranstoßende ebenerwähnte neue Viertel erbaut. Diese locale Abgeschlossenheit hat auch ihre politische Bedeutung, so lange aber die damit zusammenhängende sociale Exclusivität dauern wird, so lange wird auch die politische Unmacht der Partei dauern, die höchstens in einer vorübergehenden Coalition, wie sie die gegenwärtige Independentenpartei darstellt, einen momentanen Vortheil erreichen kann. Der Radicalismus weiß dies und sieht es nicht ungern, daß das Patriciat sich auf seiner einsamen Bergeshöhe erhält. Die demokratischen Wasservögel bauen ihre Nester immer weiter und weiter längs der

Digitized by Google

Seeufer und fürchten sich schon längst nicht mehr vor des Adlers Horst, in welchem freilich auch gar manche Eule nistet.

Das neue aristokratische Viertel beginnt unmittelbar jenseit der Porte St.-Leger. Gleich gegenüber dem Eynard'schen Schloß erhebt sich ein architektonisch ausgezeichnetes Gebäude, das Athenäum, am Eingang einer Straße, welche nach ihm Rue de l'Athenée genannt wurde. Es ist eine Stiftung des Erbauers des benachbarten Schlosses, des zur Zeit des griechischen Befreiungskampfes weltberühmten Philhellenen Jean Gabriel Eynard, der sich damit ein bleibendes Verdienst um die Förderung der Kunst und die Pflege der Wissenschaft in Genf erworben hat. In keinem Lande Europas ist vielleicht unter den Besitzern der Güter dieser Welt die Sitte, wenn nicht bei Lebzeiten, so doch bei dem Tode ihre Liebe zur Heimat durch irgendwelche Stiftung oder ein Vermächtniß zu bekunden und dem eigenen Namen einen Platz in den Reihen patriotischer Bürger zu sichern, so verbreitet wie in der Schweiz. Man kann in dieser Hinsicht oft einen förmlichen Wetteifer bemerken und es ist nichts Seltenes, daß die Zeitgenossen mit Ueberraschung erfahren, der reiche X. oder Y., den man bei seinen Lebzeiten nur für einen eingefleischten selbstgenügsamen Egoisten und Genießling hielt, habe noch in seinen letzten Augenblicken seine milde Hand in großartiger Weise aufgethan und dafür gesorgt, das Andenken eines Patrioten zu hinterlassen. Allein es ist auffallend, wie selten jene testirenden Ruhmescandidaten, besonders in der Deutschen Schweiz, bei dieser ihrer Nachweltshumanität und posthumen Wohlthätigkeitsübung an die Förderung der Kunst und Wissenschaft zu denken pflegen. Wohlthätigkeitsanstalten, fromme Institute aller Art werden gewöhnlich bedacht, die Musen gehen fast immer leer aus. In Genf freilich gibt es großartige Ausnahmen von dieser Regel; da haben wir bereits das den schönen Künsten gewidmete Museum, welches der ehemalige russische General Rath gründete; sodann das Conservatorium für Musik, welches der noch heute lebende Bankier Bartholony erbaute. Zu diesen verdienten Namen hat sich nun in neuerer Zeit Eynard mit seinem Athenäum gesellt, und diese Stiftung ist um so interessanter, als der einstige Philhellene und unermeßlich reiche Bankier in seiner zweiten Lebenshälfte jener orthodox-kirchlichen Richtung zuneigte, welche wenigstens äußerlich mehr den Cultus der Ascese als denjenigen der Kunst und des Schönen übt, ja sogar so oft eine feindliche Stellung gegen das heitere Reich des Ideals einnimmt. Das Athenäum enthält, dem Willen des Stifters gemäß, zunächst die Locale und Sammlungen der Société des arts, einer der ältesten derartigen Gesellschaften der Schweiz, sodann einen Saal für öffentliche Vorlesungen und ähnliche Zwecke, und endlich die permanente Kunstausstellung, ein von den genfer Künstlern selbst gegründetes Institut, dessen

Digitized by Google

Bedeutung für die Förderung der Malerei nicht zu unterschätzen ist. Der Bau wurde nach dem Tode des Stifters von dessen Gemahlin fortgesetzt und im September 1863 vollendet; ja man sagt, daß, wenn auch die erste Idee Eynard angehört, doch der Plan selbst und die ganze Ausführung von seiner Gattin herrührt, was um so wahrscheinlicher ist, als die letzten Lebensjahre Eynard's von den Gebrechlichkeiten des höchsten Greisenalters vielfach getrübt und gedrückt wurden. Das schöne, in classischem Stil ausgeführte Werk würde ein sprechendes Zeugniß für den starken Geist und den feinen Geschmack der hochgebildeten Dame liefern.

Betrachten wir uns die architektonischen Verhältnisse des Baues etwas näher. Eine gewisse würdige Einfachheit herrscht vor, allein die Grundidee ist nach classischen Motiven und Vorbildern mit wahrhaft ästhetischem Kunstsinn durchgeführt. Sechs korinthische Säulen bilden den Eingang des zweistöckigen an einen griechischen Tempel erinnernden Vierecks. Die Fenstereinfassungen sind mit steinernem Blätterschmuck im Stil der Säulencapitäle geziert. Auf drei Seiten der äußern Wand des obern Stockwerks befinden sich in gleicher Lage neun runde Nischen vertheilt und darin die Marmorbüsten einer Reihe von Männern angebracht, in denen die hervorragendsten Perioden und Momente der politischen Geschichte und Culturentwickelung Genfs gewissermaßen verkörpert erscheinen. Die Auswahl zeugt von einer unbefangenen, unparteiischen Würdigung der genfer Geschichte, was um so mehr zu betonen ist, als politische und confessionelle Parteirücksichten in dieser Stadt selbst da, wo sie am wenigsten berechtigt sind, in den Angelegenheiten der Kunst und des geistigen Lebens überhaupt, so oft sich geltend zu machen wußten.

In ihren alten communalen Vorrechten, deren Ursprung vielleicht theils auf die römische Municipalverfassung, theils auf die burgundische Gesetzgebung zurückzuführen ist, fand die Stadt die eigentliche Grundlage ihrer spätern politischen Freiheit. Der Bischof Adhémar Fabri ließ 1387 jene sogenannten Franchesiae oder Franchises sammeln und ordnen und bestätigte sie aufs neue: er eröffnet also mit Recht den Reigen als erster Begründer der genfer Freiheit. Allein diese Freiheit, obwol sie dem Namen nach unter dem Schutz des Deutschen Reichs stand, hätte wol einer mächtigen Dynastie der Nachbarschaft, den Ränken und Gewaltthaten des Hauses Savoyen, auf die Dauer nicht widerstehen können, wenn nicht in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts Genf da ein Bündniß gesucht hätte, wo schon gleichartige, ihrem innern Wesen nach eng verwandte Interessen einen sichern Schutz erwarten ließen, bei der mächtigen und gefürchteten Eidgenossenschaft der freien Schweizer. Der Mann, dem es gelang, die überall

Digitized by Google

sich aufthürmenden Schwierigkeiten eines solchen Bündnisses mit patriotischer Hingebung zu überwinden, nachdem bereits so manches blutige Märtyreropfer dem Kampf mit Savoyen gefallen war, der größte Staatsmann, den Genf wol überhaupt je besessen hat, war Bezanson Hugues: ihm also gebührte die zweite Stelle in der Reihe der Heroen der genfer Geschichte. Dem politischen Umschwung der Dinge folgte die religiöse Reformation, wenn auch nicht gerade durch den unmittelbaren Zusammenhang der Ereignisse von jenem bedingt, so doch unzweifelhaft durch ihn gefördert und unterstützt. Der Held dieser Bewegung, welche in Genf eine geistige Umwälzung hervorrief, über deren innern Werth die Urtheile noch nicht feststehen, die aber unter allen Umständen der alten Bischofsstadt für alle Zeiten den Ruhm eintrug, von nun an „la capitale d'une grande opinion" zu werden, der Held dieser alle nationalen, socialen und allgemeinen Culturverhältnisse umgestaltenden Revolution war Johann Calvin, ein fremder Flüchtling, der durch gewaltigen Geist, unbeugsamen Willen, unerbittliche Strenge zum Herrn der Stadt und ihrer Geschicke sich aufschwang. Wie auch einst das endgültige Urtheil über diesen Mann des kalten Verstandes zugleich und der verzehrenden Leidenschaftlichkeit lauten möge — einen Platz unter den hervorragendsten Gestalten der genfer Geschichte kann ihm keine Partei verweigern.

Michel Roset, den die folgende Büste darstellt, ist eine mehr specielle genfer Berühmtheit. Man hat ihn den Diplomaten des calvinischen Reformationszeitalters genannt und er verdient gewiß diesen Namen, wenn man erfährt, daß er nicht weniger als fünfundachtzigmal von der jungen Republik mit politischen Missionen betraut wurde. Er hat mit seiner staatsmännischen Gewandtheit seinem Vaterlande in der That wichtige Dienste geleistet, besonders durch die Verträge, welche er mit den schweizerischen Cantonen theils erneuerte, theils zuerst abschloß und worin er namentlich den Schutz der Eidgenossen gegen Savoyen zu erhalten wußte, welches noch das ganze 16. Jahrhundert hindurch seine Ansprüche auf Genf geltend zu machen suchte und die republikanische Stadt stets von neuem bedrohte. Der französische Hof fürchtete so sehr Roset's Einfluß, der auch in Frankreich volle Anerkennung gefunden hatte, daß er ihn durch glänzende Versprechungen in seine Dienste zu locken suchte. Doch widerstand Roset allen Lockungen und beschloß 1613 im achtzigsten Lebensjahr eine Laufbahn, von welcher mehr als funfzig Jahre dem Dienste des Staats gewidmet gewesen waren. Die letzte bedeutende diplomatische Sendung hatte er 1603 erhalten, wo er als Vertreter Genfs nach der berühmten „Escalade" den Vertrag von St.-Julien unterzeichnete, von welchem Karl Emanuel Herzog von Savoyen noch in seinen späten Lebensjahren zu sagen pflegte, daß er

Digitized by Google

ihn niemals habe verdauen können. Roset ist auch Verfasser einer genfer Chronik, welche im 16. Jahrhundert in Genf in solchem Ansehen stand, daß der Rath verordnete, in jeder Sitzung einige Kapitel daraus vorzulesen. Uebrigens sagt schon Senebier von dieser Chronik: „Ihr Stil ist klar, die Erzählung wahr, allein die Klugheit Roset's ließ ihn einige Thatsachen mit Stillschweigen übergehen, welche er zu verbergen für geeignet fand.“ Strenger über den Mann zu urtheilen, ist Galiffe geneigt; dieser nennt ihn einen „Fanatiker, den rechten Arm Calvin's, der alle Todes- und Verbannungsurtheile gegen die Besiegten (die Libertiner) unterzeichnete“. Galiffe, um dies beiläufig zu bemerken, hat bekanntlich überhaupt scharfe Musterung gehalten unter den politischen Berühmtheiten und Geschichtschreibern der calvinistischen Partei, den Reformator selbst mitinbegriffen.*)

Einen Namen, welcher der Welt angehört, den größten Heros im Reiche des Geistes, den Genf jemals geboren, zeigt die folgende Büste: Jean Jacques Rousseau. Jener Geist demokratischer Unabhängigkeit, welchen die Lemanstadt in ihren langen Kämpfen mit dem Hause Savoyen bekundete und welcher dann auch auf kirchlichem Gebiet in der Reformation einen Sieg errang, der nur durch den herrschsüchtigen und finstern Geist eines Calvin um seine Früchte gebracht werden konnte; jene freiheitliche Idee, welche zuerst jahrhundertelang nach nationaler Selbständigkeit, dann nach religiöser Autonomie gerungen hatte, nimmt in Rousseau die Form philosophischer und weltbürgerlicher Allgemeinheit an. Die calvinistische Reformation hatte ihre weltgeschichtliche Mission, die Völker romanischer Zunge der kirchlichen Freiheit zu gewinnen, nicht erfüllen können; mit Rousseau aber erkämpft sich diese kleine Stadt am Leman, nachdem sie zwei Jahrhunderte auf engerm Schauplatz ihre Kräfte gestählt, ihre Stelle in der Geschichte der Weltcultur. Seit Jean Jacques hat der Name eines Citoyen de Genève einen weithintönenden Klang erhalten im Reiche des Geistes. Und gerade dieser Sohn ist es, gegen welchen die Mutter nicht allzu viel Liebe zeigte. Noch heute gibt es in Genf eine „kleine aber mächtige Partei“, welche eine ablehnende Stellung gegen ihren größten Mitbürger einnimmt; noch heute bekommt man sauersüße Mienen zu sehen, wenn man in gewissen Kreisen diesen Namen nennt. Der Gründer des Athenäums hat sich über solche Beschränktheit erhoben: Rousseau im Eynard'schen Athenäum ist Luther in der Walhalla.

Noch zwei Plätze waren in den Nischen des genfer Ruhmestempels

*) Näheres über M. Roset bei J. Senebier: „Histoire littéraire de Genève“, II, 36 fg. und J. B. G. Galiffe: „Nouvelles pages d'histoire exacte“, S. 82 und 83, Text und Noten. Roset's Geschichtswerk ist vom Jahr 1562.

Digitized by Google

den Größen des geistigen Lebens vorbehalten. Der eine ist Charles Bonnet, der andere Horace Bénédict de Saussure verliehen. Beide haben Anspruch auf diese Stelle, da sie gewissermaßen die lange Reihe der bedeutenden Gelehrten eröffneten, welche in neuerer Zeit das geistige Leben ihrer Heimat namentlich innerhalb der Grenzen eines bestimmten Faches mit einem weithinstrahlenden Glanz umgaben. Unmittelbar nach dem Reformationszeitalter und noch das 17. Jahrhundert hindurch zeichnete sich Genf durch gelehrte Theologen, Philologen und Juristen aus; mit dem 18. Jahrhundert sehen wir die strebsamen Geister sich mehr und mehr den Naturwissenschaften zuwenden. Bonnet gilt noch heute als das „vollendete Muster des Bündnisses zwischen Philosophie und Religion, vereinigt in dem tugendhaftesten Charakter", wie sich eine kleine bei Eröffnung des Athenäums erschienene Gelegenheitsschrift ausdrückte, und er kann in der That als ein Vertreter jener ursprünglichen Richtung der genfer Naturforscher, die besonders dem Voltaire'schen Skepticismus und den französischen Materialisten gegenüber eine Versöhnung oder doch ein Compromiß zwischen den Naturwissenschaften und dem religiösen Dogma anstrebten, mit vollem Recht betrachtet werden. Diese traditionelle Richtung hat sich bis heute erhalten und als vor etwa einem Jahre Professor Aug. de la Rive zum Mitglied der Französischen Akademie ernannt wurde, posaunten die frommen Blätter aus, daß die Zahl der also ausgezeichneten Naturforscher nun wieder um einen „echten Christen" vermehrt worden sei. Noch weniger als Bonnet durfte im Athenäum Saussure fehlen, der nicht nur der Begründer der in der Schweiz später so fruchtbar aufblühenden geologischen Forschung, sondern auch ein vortrefflicher Schriftsteller war, dessen Werke eine der ersten Stellen in der Volksliteratur der Französischen Schweiz noch heute einnehmen.

Die beiden letzten Plätze endlich sind zwei Staatsmännern zuerkannt, deren Wirken auf die neuere Gestaltung des politischen Daseins der Republik vom wesentlichsten Einfluß war, ja welchen der Ruhm gebührt, für das früher stets zwischen den Klippen begehrlicher Nachbarstaaten unsicher schwankende Staatsschiff endlich einen schützenden Hafen gefunden zu haben. Der eine ist Ami Lullin, einer der treuesten Patrioten zur Zeit der Fremdherrschaft unter dem Kaiserreich und erster Syndikus nach der Restauration; der andere Charles Pictet-de-Rochemont, jener gewandte Unterhändler, dessen diplomatische Geschicklichkeit sich um die nationale Unabhängigkeit und territoriale Vergrößerung seines Heimatlandes zur Zeit des Wiener Congresses ebenso verdient machte wie um die enge Verbindung Genfs mit der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Wir konnten uns nicht enthalten, einen Augenblick bei Betrachtung

Digitized by Google

der Büsten dieser Männer zu verweilen, in welchen die wesentlichsten Seiten des Genferthums in seiner geschichtlichen Entfaltung vertreten sind. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung diese nationale Individualität, der es so wenig an Festigkeit und Zähigkeit gebrach, daß sie die großartigsten Umgestaltungen überdauerte, ohne ihre Eigenart aufzugeben. Allobroger, Römer, Burgunder haben an ihrer Wiege gestanden; das Mittelalter mit seiner Begünstigung der Besonderheiten hat sie großgezogen; Calvin und die französische Einwanderung*) im 16. Jahrhundert haben die äußere Form des alten nationalen Lebens vollständig umgewandelt: aber alle diese Einflüsse haben den Kern doch nicht vernichten können. So wenig Genf unter der Burgunderherrschaft und dem Deutschen Reich germanisirt wurde, so wenig haben Calvin und die französischen Refugiés es französirt, da sie ja schon durch die Confession selbst wieder eine Scheidewand zwischen ihrem neuen und alten Vaterland herstellten. Später, unter dem Kaiserreich, hat sich das nationale Bewußtsein nur noch schärfer zusammengefaßt und abgegrenzt. In der Gegenwart haben wir die Periode einer wahrhaft weltbürgerlichen Einwanderung, welche ihrer Ausdehnung nach amerikanische Verhältnisse annimmt**); aber auch sie dürfte nach allem bis zu einem gewissen Grade eher assimilirt werden, als daß sie die kosmopolitische Verflüchtigung des Genferthums zu ihrer Folge hätte, wennschon sie manche abstract gewordene Einseitigkeiten desselben — und nicht zu seinem Schaden — aufhebt.

Solche Thatsachen dürfen schon in etwas den genfer Nationalstolz entschuldigen, nur soll er nicht in Ruhmredigkeit ausarten und seine Befriedigung darin suchen, aus jedem kleinen genfer Lichtchen einen europäischen Stern zu machen, was der Presse nur zu oft begegnet, ja auch der ernsten Wissenschaft, der Geschichtschreibung. Wie hat heute die Kritik zu arbeiten, um alle den Weihrauchsdunst zu zerstreuen, mit welchem verkehrter Patriotismus und Parteiinteressen Namen wie Calvin, Bonivard und andere früher umnebelt hatten! Allein diese Kritik beginnt sich zu regen, und es ist immer ein günstiges Zeichen, daß die wissenschaftliche Reformation, wenn bisjetzt auch nur noch in kleinern Kreisen, von Genf selbst ausgeht.

Es gibt schon Fälle, wo auch die Presse die Kritik zu fürchten beginnt, und es entsteht dann ein seltsamer Conflict zwischen ihren alten

*) Die Einwanderung aus Italien, Spanien und andern Ländern, zur Zeit der Reformation überhaupt weniger zahlreich, hat nie solchen Einfluß erlangt wie die französische, welche von Calvin, ihrem Haupt, begünstigt und organisirt ward.

**) Bei der Volkszählung von 1860 betrug die Einwohnerzahl des Cantons 42000 Fremde (die Schweizer aus andern Cantonen mitgerechnet) gegen 40000 Nationalgenfer.

Digitized by Google

ruhmredigen Tendenzen und dem erwachenden literarischen Gewissen. In einem ähnlichen Fall befanden sich die Zeitungen bei dem Tode des Mannes, dessen patriotisches Werk wir eben betrachteten. Es ist nicht leicht, Eynard's Leben zu schreiben, sagte mir damals ein Journalist, der zur jungen Schule gehört, und ich konnte seinen Gründen nur beistimmen. Eynard hat sich in Genf ein würdiges Denkmal gestiftet, an seinen Namen knüpfen sich ruhmreiche Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung, und doch zeigt das Leben dieses Mannes Widersprüche auf, welche ein gewissenhafter Biograph nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Zwar fanden sich sehr bald liebedienerische Federn genug, welche seinen „Eloge" in althergebrachter enkomiastischer Weise schrieben; Eynard's Verdienste um die Befreiung der Griechen wurden in helles Licht gestellt, seine spätere Frömmigkeit, Gottseligkeit und Wohlthätigkeit gegen alle Gläubige in noch viel helleres. Aber eine unparteiische Charakteristik und eine eingehendere Geschichte seines Lebens fehlt noch. Deshalb glauben wir auch nicht zu spät zu kommen, wenn wir hier wenigstens die kurze Skizze eines objectiven Lebensbildes dieses merkwürdigen Mannes versuchen, dessen Wirken in der Geschichte eines ganzen Volkes glorreichere Spuren zurückgelassen hat als in seinen Legaten zu Nutz und Frommen der modernen Gottseligkeit.

Eynard stammte aus einer französischen Réfugiésfamilie, die zur Zeit der Protestantenverfolgungen in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts in Genf eingewandert war. Sein Vater hatte sich wieder in Lyon niedergelassen, wo er ein Bankgeschäft besaß und in so gutem Ansehen stand, daß er zu verschiedenen städtischen Aemtern berufen wurde. Hier auch wurde ihm dieser sein Sohn Jean Gabriel am 29. December 1775 geboren. Die erste That, mit welcher der Jüngling den öffentlichen Schauplatz betrat, war seine muthige Betheiligung an der Vertheidigung Lyons gegen die Conventstruppen im Jahr 1793. Eynard befehligte trotz seiner Jugend bei dieser Gelegenheit eine Compagnie, welche fast stets zum Vorpostendienst verwendet wurde und die Hälfte ihrer Mannschaft während der Belagerung verlor. Nachdem sich die Stadt der Gnade des Revolutionsheeres hatte ergeben müssen, welches bald einen so furchtbaren Gebrauch von seinem Siege machte, schien auch der Familie Eynard ein sicherer Untergang zu drohen. Allein ein Mitglied der terroristischen Partei verschaffte aus Gründen, die nicht näher angegeben werden, dem jungen Eynard einen falschen Paß, mit dessen Hülfe er, als Frauenzimmer verkleidet, nach Genf entkam. Auch seinem von den Conventscommissaren zum Tode verurtheilten Vater gelang die Flucht, dagegen ging sein Vermögen völlig verloren. Die Familie ließ sich nun in Nolle im Waadtland nieder. Gabriel Eynard nahm 1795 eine Stelle im Hause seines Schwagers in Genua an, grün-

Digitized by Google

dete jedoch 1797 mit seinem Bruder ein eigenes Bankgeschäft unter der Firma Frères Eynard et Schmidt. Glück, Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit hoben dieses Geschäft sehr rasch und man rühmt den Brüdern Eynard nach, daß sie ihren ersten Gewinn zur Bezahlung der Rückstände, die ihr Vater seit der lyoner Katastrophe noch schuldig geblieben war, verwendeten. Im Jahr 1800 sehen wir den jungen Bankier noch einmal das Comptoir verlassen, um die Waffen zu tragen: er nahm als Freiwilliger theil an der denkwürdigen Vertheidigung Genuas unter Massena gegen die Oesterreicher.

Das erste Jahr des neuen Jahrhunderts wurde entscheidend für die ganze Zukunft Eynard's. Im September 1801 wollte der König von Etrurien, den der Lunéviller Frieden neugeschaffen, aber nicht mit dem nöthigen „nervus rerum" ausgestattet hatte, ein Anlehen ausschreiben; allein bei der schwierigen Lage des Landes zeigten sich sämmtliche große Häuser Livornos zurückhaltend. Da erbot sich Eynard, das Geschäft allein zu übernehmen, ein Vorschlag, der mit Freuden angenommen wurde. Der günstige Erfolg zog plötzlich aller Augen auf den kaum sechsundzwanzigjährigen Finanzmann und bildete die erste Staffel der Leiter, auf der er nun bald zu Reichthum und Einfluß emporstieg. Eynard hatte das Vertrauen der königlichen Familie so gründlich erworben, daß ihn die Königin 1803 bewog, seinen ständigen Aufenthalt in Florenz zu nehmen. Neid und Cabalen blieben nicht aus, allein der weltkluge Bankier, der sich sehr bald am Hof und in diplomatischer Umgebung wie in seinem angeborenen Element bewegte, wußte sie zum Schweigen zu bringen und seine Stellung immer mehr zu befestigen. Die Gunst der Königin war ihm gesichert, keine Finanzmaßregel oder Veränderung im Staatshaushalt wurde ohne seinen Rath vollzogen. Der Abschluß neuer Anleihen, wichtige handelspolitische Missionen an den Kaiser Napoleon wurden ihm übertragen, und er verstand es stets, sich seiner Aufträge zur Zufriedenheit seiner Regierung zu entledigen. Er stellte sein Licht nicht unter den Scheffel, ja auf Befehl der Königin mußten die florentiner Blätter die Dienste, welche er dem Lande geleistet, veröffentlichen. Selbst nach andern italienischen Staaten, nach Neapel und Lucca, wurde Eynard verschiedentlich zur Ertheilung seines Raths bei wichtigen finanziellen Maßregeln berufen, und stets bewährte sich sein staatsmännischer und nationalökonomischer Scharfblick. Dagegen gab es, wie es scheint, in Toscana noch immer eine Partei, welche dem fremden Günstling nicht gewogen war; denn während dessen Abwesenheit in Neapel hatte der Finanzminister Abänderungen getroffen, welche die Lage des Staatsschatzes nach Eynard's Ansicht compromittirten. Letzterer jedoch verlangte bei seiner Rückkehr sofort die Entlassung des Ministers und die Ernennung eines Mannes seiner Wahl. Der Bankier, der nun schon so manche

Digitized by Google

Proben seines entschiedenen Finanztalents gegeben hatte, würde selbst zu dieser Stelle berufen worden sein, wenn er nicht seine freie Unabhängigkeit dem definitiven Staatsdienst vorgezogen hätte. Dagegen übernahm Eynard auf die Einladung der Fürstin von Lucca, der Schwester Napoleon's, die Verwaltung der gesammten Einkünfte der Fürstenthümer Lucca und Piombino. Mit Einem Wort, unser Genfer war schon damals ein gemachter Mann; er schmiedete das Eisen, weil es noch warm war, und scheint sich für alle Zukunft die Lehre gemerkt zu haben, daß, wer im Rohr sitzt, sich Pfeifen schneidet wie er will.

Nur noch günstiger gestalteten sich die Verhältnisse Eynard's nach dem politischen Umschwung, der bald darauf (1808) in diesen Staaten eintrat, als Napoleon dieselben durch einen jener Willküracte, worin er Meister war, unter dem Scepter dieser seiner Lieblingsschwester mit Toscana vereinigte. Die neue Regentin wußte den gewandten Bankier, der nun schon fast unentbehrlich geworden war, mit noch innigern Banden an sich zu fesseln als ihre Vorgängerin. Eynard war nicht nur ein großer Financier, er war auch ein schöner Mann, und das mochte bei einer so galanten Dame, wie die „Semiramis von Lucca", nunmehrige Großherzogin von Toscana, war, ein eben so gewichtiger Empfehlungsbrief sein wie staatsmännisches Talent. Das Vermögen des Bankiers vermehrte sich ungeheuer, als ihm der Pacht des Tabacksmonopols, wie man sagt unter den günstigsten Bedingungen, verliehen wurde. Auch wurde Eynard im Jahr 1809 zum Mitglied einer Deputation ernannt, welche an den Kaiser nach Paris gesendet wurde, um ihm für die Erhebung seiner Schwester auf den Thron von Toscana zu danken. Der Aufenthalt der Deputation in Paris zog sich Monate lang hinaus bis zur Rückkehr des Kaisers aus Deutschland nach den Siegen von Eckmühl, Eßling und Wagram. Napoleon stand damals auf dem Höhepunkt seines Glanzes und seiner Macht; Eynard hatte Gelegenheit, den Siegesfesten und der Hochzeitsfeier des Kaisers beizuwohnen. Die Hauptstadt des modernen Cäsar schwamm drei Monate lang in einem Meer von Glanz und Begeisterung — die „große Nation" hatte sich mit dem Ruhme ihres Herrschers identificirt. Eynard vergaß unter den rauschenden Vergnügungen die besondern Aufträge nicht, die er von der toscanischen Regierung erhalten hatte, und es gelang ihm, sich derselben mit Erfolg zu entledigen. Auch wird berichtet, daß der thätige und unermüdliche Geist des hochstrebenden Mannes noch Zeit fand, sich während seines Aufenthalts in Paris wissenschaftlichen, namentlich chemischen Studien zu widmen. In Italien hatte er sich bereits mit Vorliebe den schönen Künsten zugewendet und an den classischen Werken der dortigen Museen sich die feine Kennerschaft und den ausgesuchten Geschmack an-

Digitized by Google

geeignet, von welchen seine eigenen Sammlungen und Bauten die lebendigsten Beweise ablegten.

Eynard, im Besitz eines ungeheuern Vermögens, vielleicht auch mit dem scharfen Blick des geübten Staatsmannes die Unhaltbarkeit der neugeschaffenen politischen Zustände erkennend, führte im Jahr 1810 den bereits öfters gehegten und geäußerten Wunsch aus, sich wieder in der Schweiz niederzulassen. Er vermählte sich in demselben Jahr mit Fräulein A. Ch. Adelaide Lullin de Châteauvieux und nahm nun seinen ständigen Aufenthalt in Genf und auf seinem benachbarten Landgut Beaulieu bei Rolle im Waadtland. Doch kehrte er noch oft nach Italien zurück, erhielt auch 1814 von der ehemaligen Königin von Etrurien eine diplomatische Mission, um ihre beanspruchten Rechte auf Parma und Piacenza bei den in Paris versammelten Diplomaten geltend zu machen, ohne daß Näheres über die Art dieses Auftrags uns berichtet würde. Bekannter dagegen ist der thätige Antheil, welchen Eynard an der Wiederherstellung der Republik Genf nahm, als diese (Ende December 1813) durch den Einmarsch der Oesterreicher von der französischen Fremdherrschaft befreit worden war. Er wurde Oberstlieutenant der Milizen, Mitglied des souveränen Raths und Secretär der im September 1814 zum Wiener Congreß gesandten Deputation, welche aus den Herren d'Yvernois und Pictet-de-Rochemont bestand, den wir oben unter den Büsten des Athenäum fanden. Dorthin wurde Eynard auch von seiner Gemahlin begleitet, und wenn man weiß, welchen bedeutenden Einfluß liebenswürdige und feingebildete Damen bei allen großen diplomatischen Zusammenkünften geübt haben, besonders aber in einer Zeit, die an Galanterie und Ritterlichkeit die unsere unzweifelhaft übertraf, so übersieht man nicht die folgende Stelle eines Artikels des „Journal de Genève", der kurz nach Eynard's Tode erschien: „Während ihr Oheim Pictet-de-Rochemont mit dem ganzen Talent des Staatsmanns die Interessen seines Vaterlands förderte, hatten sich Herr und Frau Eynard durch ihre Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit die Gunst der zu Wien versammelten Souveräne erworben, welche sie gegen alle Gebräuche und Regeln der Etikette zu den vertraulichen Zusammenkünften der gekrönten Häupter zuließen, wohin die Bevollmächtigten selbst nicht eingeladen wurden. Später war dieser Umstand nicht ohne Einfluß auf den Erfolg der Intervention Eynard's zu Gunsten Griechenlands."

Wir nähern uns überhaupt jetzt dem Zeitpunkt, wo die diplomatische und finanzielle Thätigkeit Eynard's sich in ihrem schönsten Glanze zeigen sollte, eben weil sie hohe und würdige Ziele verfolgte. Doch sind noch einige Zwischenereignisse zu erwähnen. So fuhr Eynard auch nach Wiedereinsetzung der Leopoldinischen Dynastie fort, den Rathgeber bei

Digitized by Google

wichtigen Angelegenheiten Toscanas zu machen und bei verschiedenen Finanzmaßregeln, Anleihen u. s. w. namhafte Dienste zu leisten. Auch erhielt er eine diplomatische Mission des Großherzogs zum Aachener Congreß und wurde in Anerkennung seiner Leistungen zum Ritter des St.-Josephsordens und zum Hofrath ernannt und in den florentinischen Adelstand erhoben. Zwischen 1817 und 1820 ließ Eynard in Genf an einem bis dahin wüst liegenden Ort das schöne Schloß aufführen, von dem wir schon oben sprachen. Dieses Haus wurde bald der Mittelpunkt einer ausgesuchten Gesellschaft, welche der gastfreie Besitzer und seine feingebildete Gemahlin um sich versammelten. Dort verkehrten die hochgestelltesten und ausgezeichnetsten Persönlichkeiten aus den verschiedensten Ländern Europas, und die Geschichte dieses Hauses würde einen interessanten Beitrag zur Geschichte der „guten Gesellschaft" unsers Welttheils während mehrerer Decennien liefern.

Man weiß, wie die griechische Insurrection als zündender Blitz in die allgemeine dumpfe Gärung und Unzufriedenheit fuhr, welche schon wenige Jahre nach der Restauration sich überall unter der kaum beruhigten Oberfläche der politischen Zustände zu regen begonnen hatte. Die neue Idee der Befreiung des classischen Bodens der Schönheit, der Poesie und Kunst von schmählichem, Jahrhunderte ertragenen Barbarenjoch erfüllte die Besten aller Nationen mit Begeisterung. Die Männer des Lichts und der Freiheit standen auf dieser Seite; nur erbärmliche egoistische Interessen, Reaction und Despotismus schienen den Fortbestand der Türkenherrschaft schützen zu wollen. Eynard ergriff mit der vollen Schwungkraft seines hochstrebenden Geistes die bessere Partei und führte ihr in seiner Person eine weittragende Kraft zu, die Besonnenheit des gewiegten Staatsmanns und den festen Willen des gereiften Charakters. Die Anwesenheit der verbannten Fürsten der Walachei und Moldau und die Ankunft des Grafen Johann Kapodistrias, einer alten Bekanntschaft von Wien und Aachen her, in Genf gaben Eynard die erste unmittelbare Veranlassung, eine Thätigkeit zu beginnen, welche ihm seine Stelle in der Weltgeschichte sichern sollte. Seit 1824 sehen wir ihn in Verbindung mit allen Notabilitäten der griechischen Insurrection und gewissermaßen als Mittelpunkt der gesammten philhellenischen Bewegung in Europa. Aber es gehörte die ganze Beharrlichkeit Eynard's dazu, um alle die Schwierigkeiten zu überwinden, welche oft gerade von der Seite her kamen, der seine ganze Aufopferung galt.

Im Jahr 1825 schloß Eynard zu Paris ein sehr vortheilhaftes Anlehen für Griechenland ab; die Verwaltung erhielt das Griechische Comité in Paris, in welchem außer Eynard Männer wie die Herzoge von Broglie, de la Rochefoucault-Liancourt und de Choiseul, Dalberg, Harcourt, Fitz-James, der Graf de la Borde, Casimir Périer, Sebastiani, Château-

Digitized by Google

briand, Laffitte, Couſin u. a. ſaßen. Allein die griechiſchen Deputirten, durch den Köder eines Geldgewinns verlockt, widerſetzten ſich mit jener ſchmuzigen Habgier, die ſo häufig neben den glänzendſten und heldenmüthigſten Eigenſchaften bei den Männern der griechiſchen Revolution hervortrat, dem Eynard'ſchen Plan und contrahirten das Anlehen in London. Wie Eynard vorausgeſehen hatte, wurde das Geld verſchleudert, ohne der Sache der helleniſchen Freiheit Nutzen zu bringen. Kurz nachher begab er ſich ſelbſt nach Ancona, um von dort die durch Piraten und die feindſeligen Maßregeln Oeſterreichs erſchwerte Verproviantirung der Inſurrectionstruppen zu leiten. Für die heldenmüthige Vertheidigung von Miſſolunghi kam die Hülfe zu ſpät, aber ſie rettete die faſt verhungerten Scharen des Generals Kolettis. Im Jahr 1826 organiſirte Eynard jene Wochenſammlungen, an welchen ſich auch der Unbemittelte mit einem Beitrag von 1 bis 5 Sous betheiligen konnte. Es war dies einer der erſten Verſuche eines in unſern Tagen ſo häufig angewandten Agitationsmittels, wodurch eine Bewegung durch alle Volksſchichten verbreitet wird. Auf einer Reiſe nach England im folgenden Jahr fand Eynard zwar bei der höhern Geſellſchaft Londons ſehr günſtige Aufnahme, doch zeigte ſich die Nation noch ziemlich gleichgültig. Dagegen hatte die öffentliche Meinung des übrigen Europa die entſchiedenſte Partei ergriffen, und die Bemühungen Eynard's trugen einen nicht geringen Antheil an dieſer Erſcheinung. Er war eine Art politiſcher Macht geworden und ein franzöſiſcher Deputirter hatte ſpäter nicht unrecht, wenn er 1846 bei Gelegenheit der Chriſtenverfolgungen in Syrien daran erinnerte, daß einſt einem einzigen „simple citoyen de Genève" es gelungen ſei, das ganze chriſtliche Europa zu Gunſten Griechenlands in Bewegung zu ſetzen. Eynard war ein moderner Peter von Amiens geworden und die laute Stimme der öffentlichen Meinung, welche er geweckt, wirkte nicht wenig auf die endliche Entſchließung der Mächte zu Gunſten Griechenlands.

Die griechiſche Nationalverſammlung hatte Eynard zum Bevollmächtigten bei allen europäiſchen Höfen ernannt; er nahm dieſe wichtigen Functionen an, lehnte jedoch den damit verbundenen Titel und Rang ab. Die Ernennung des Grafen Kapodiſtrias zum Präſidenten gab Eynard Gelegenheit, auch bei der innern Organiſation des neuen Staats ſeinen Rath geltend zu machen, wie aus dem Briefwechſel des Grafen hervorgeht. Welche Sprache Eynard nöthigenfalls bei den Höfen führte, geht aus folgendem charakteriſtiſchen Zug hervor. Im Jahr 1829 waren die Hülfsmittel Griechenlands erſchöpft. Das überhandnehmende Räuberweſen und die hereinbrechende Anarchie drohten die Früchte zweijähriger Arbeit zu vernichten. Der Präſident, dem es an Geld fehlte, die mit Meuterei drohenden Truppen zu beſolden, ging Frankreich und

Digitized by Google

Rußland um einen Vorschuß von 1,500000 Frs. an. Eynard wurde, wie gewöhnlich, mit Besorgung der so wichtigen Angelegenheit betraut. Er fand auch bei Karl X. eine günstige Aufnahme, ebenso zeigte sich das Ministerium geneigt, nur der Fürst von Polignac widersetzte sich. Der russische Gesandte zu Paris, Graf Pozzo di Borgo, hatte seinerseits den Auftrag, die Gelder nur auszuzahlen, wenn auch Frankreich sich bereit zeige. So drohte die Sache sich in endlosem Kreise herumzudrehen. Da erklärte Eynard, er selbst sei bereit, die Hälfte des Anlehens zu übernehmen, unter der Bedingung, daß Rußland die andern 750000 Frs. gebe. „Sie sind nicht Frankreich", entgegnete ihm der russische Gesandte, „ich kann nicht gegen die mir gegebenen Befehle handeln." — „Nun denn", rief Eynard aus, „so werde ich allein thun, was weder Sie noch Herr von Polignac zu thun vermögen." Und der „einfache Bürger von Genf" sandte anderthalb Millionen Frs. und rettete das kaum erstandene Griechenland von der größten Gefahr.

Es würde uns zu weit führen, alle die fernern Bemühungen und Opfer Eynard's für die griechische Sache im einzelnen hier aufzuzählen. Es sei nur noch bemerkt, daß wir ihn auch bei dem endlichen Abschluß der griechischen Frage und der Besetzung des jungen hellenischen Throns vielfach thätig finden. Namentlich verkehrte er zu diesem Zweck häufig mit dem ersten in Vorschlag gebrachten Candidaten, dem Prinzen Leopold von Koburg, dem jetzigen König der Belgier. Nach der Ablehnung des letztern und der Wahl des jungen Prinzen Otto von Baiern gab die Regentschaft unter Graf Armansperg durch vielfache Misgriffe Eynard häufig Veranlassung, seine warnende Stimme zu erheben, welche jedoch Mühe hatte, in München sich geltend zu machen. Auch nach der Thronbesteigung des Königs Otto wandte sich die griechische Regierung noch zu Zeiten an den Rath ihres alten Freundes. Diesem verdanken denn auch mehrere gemeinnützige Anstalten ihre erste Gründung, so die Bank von Athen und noch eine andere Creditanstalt zur Unterstützung des kleinen Verkehrs und Handels. Rühmend wird hervorgehoben, daß Eynard viele der ihm von der griechischen Nation zugedachten Ehrenbezeigungen bescheidentlich ablehnte, so die Errichtung eines Denkmals in Theben und die Einladung zu einer Reise nach Athen, welche für den thätigsten Förderer der neuhellenischen Freiheit nur ein Triumphzug hätte werden können. An Ordensverleihungen von verschiedenen Souveränen, nachdem einmal die griechische Sache als eine legitime anerkannt worden war, hatte es nicht gefehlt. Noch einmal, 1841, erhob der Veteran seine Stimme zu Gunsten einer neuen philhellenischen Bewegung bei Gelegenheit des Aufstandes in Kreta, allein die rasche Unterdrückung desselben ließ ein Eingreifen der frühern Mitglieder des Comité zu Paris nicht zu. Noch 1847 zahlte Eynard die von dem miswollenden

Digitized by Google

englischen Ministerium von der griechischen Regierung verlangte Summe von 500000 Frs.

Die philhellenische Wirksamkeit des ehemaligen alten genueser und florentiner Bankiers hatte diesem nach und nach einen Ruhm und eine Popularität in ganz Europa erworben, welche auch den stolzesten Ehrgeiz hätten befriedigen können. Eynard's Haus in Genf war ein Wallfahrtsort für die Griechenfreunde aller Länder, seine Salons ein Sammelplatz der bedeutendsten Männer und der feinsten Gesellschaft aus aller Welt. Noch heute hört man ältere Leute mit Begeisterung von dem Glanz und der ausgesuchten Gastlichkeit erzählen, welche vor 30—40 Jahren jene eleganten, mit den Schätzen der antiken und modernen Kunst gefüllten Räume zum Mittelpunkt des höhern geselligen Lebens der schönen Lemanstadt erhoben. Ebenso waren Eynard's Salons zu Florenz, Rom und Paris, in welchen Städten er noch oft weilte, stets der Elite der Gesellschaftskreise geöffnet und ein Stelldichein hervorragender Staatsmänner, Gelehrten und Künstler. Unter den gekrönten Häuptern, mit welchen der große Philhellene später in häufigerm Verkehr stand, wird noch König Ludwig Philipp besonders genannt, wie denn die genfer Aristokratie überhaupt gern Verbindungen an dem orleanistischen Hofe zu Paris suchte. Uebrigens verlor Eynard trotz seiner Weltstellung die politischen Angelegenheiten seines engern Vaterlandes nicht aus dem Auge und man erwähnt namentlich die großartigen Geldanerbietungen, welche er diesem machte, als Genf und die Schweiz in den Jahren 1831, 1835 und ganz besonders 1838 in der Angelegenheit des Prinzen Louis Napoleon gerade von der Regierung Ludwig Philipp's aus bedroht wurden. Indeß liegt die wesentliche Bedeutung Eynard's für Genf mehr in seiner angedeuteten gesellschaftlichen Stellung und in den vielfachen Anregungen, welche er der Kunst und dem geistigen Leben seiner Heimat zu geben wußte.

So haben wir denn Eynard bis dahin auf einem ruhmvollen und segensreich wirksamen Lebensweg begleitet. Wir sahen den muthigen Jüngling im Thatensturm der Französischen Revolution, den scharfblickenden Geschäftsmann mit Gewandtheit und Glück in Italien Reichthümer auf Reichthümer häufen, sichern Schritts den glatten Boden des Hoflebens betreten und sich in der Gunst von drei oder vier aufeinander folgenden Regierungen behaupten. Wir sahen ihn unter dem blauen Himmel und der goldenen Sonne des Südens den Künsten gewonnen werden und zum vollendeten Weltmann heranreifen; dann, mit seinen Schätzen in die Heimat zurückgekehrt, eine ehrenvolle patriotische Sendung übernehmen und in dem Glanz der Congresse von Wien, Paris und Aachen sowol für die von ihm vertretenen Staaten wie persönlich für sich große Erfolge erreichen; endlich den würdigsten Gebrauch von seinem

Digitized by Google

Reichthum, seinen Erfahrungen und seinem Ansehen machen, indem er der Mitbegründer der Freiheit einer unterdrückten Nation und in seiner Heimat ein Förderer der Kunst und Bildung überhaupt wurde. Es wäre genug der Thaten und Erfolge gewesen, ein reiches Leben zu füllen, einen unternehmenden Geist, ein hochstrebendes Gemüth zu befriedigen und ihm die beschauliche Ruhe des Philosophen zu verleihen, um den Abend, die sinkende Sonne des Lebens mit ergebener Genugthuung zu erwarten.

Für die Welt auch war Eynard's Leben mit seiner letzten That zu Gunsten der Griechen im Jahr 1847 so gut wie abgeschlossen. In der Periode aber, welche dieser Zeit bis zu der endlichen physischen Auflösung Eynard's folgte, sehen wir noch eine Wandlung in seinem geistigen Dasein vor sich gehen, nach deren Motiven wir uns in seinem frühern Leben vergebens umsehen. Der heitere Weltmann, der Freund der Künste, der Schönheit, des Griechenthums ist in einen frömmelnden Greis verwandelt, dem nicht einmal das Christenthum der genfer Nationalkirche genügt, der seine Befriedigung noch darüber hinaus in der unter den Einflüssen des englischen Methodismus gegründeten Separatistengemeinde, der sogenannten Église libre, sucht. Da uns das Verständniß für solche Metamorphosen abgeht, so möge hier eine Stelle aus dem obenangeführten biographischen Artikel des „Journal de Genève" Platz finden: „Seit dieser Zeit (1847) betrachtete Eynard seine politische Laufbahn als beendigt, allein er hatte eine neue Nahrung für sein geistiges Leben gefunden. Geboren in einem Jahrhundert der Ungläubigkeit, frühzeitig in den revolutionären Sturm hinausgestoßen, persönlich betheiligt am Ringen mit den Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten des Kampfes, auf welchen wie durch Zauberschlag alle Genüsse und der Rausch, welchen der Erfolg gewährt, gefolgt waren, hatte sich Hr. Eynard lange Zeit nicht mit den wichtigen religiösen Fragen beschäftigen können, welche das Ende seines Lebens erfüllen sollten. Mehr in die Nähe gerückten Einflüssen ausgesetzt, vollzog sich ein ernstes, tiefes Werk in ihm: er suchte sich feste christliche Ueberzeugungen zu bilden. Einfach in seinem Glauben, das Licht liebend, nahm er es an, woher es immer kommen mochte, und seine letzten Lebensjahre benutzte er, Zeugniß abzulegen von dem, was er erhalten hatte. Mit glücklicher Zufriedenheit ergriff er jede Gelegenheit, von der Liebe Gottes zu reden. ...."

Und so geht es fort in dem himmelnden Leichenpredigtton, der uns freilich das psychologische Räthsel, das uns übrigens in Genf so oft aufgegeben wird, nicht löst. Was Eynard betrieb, betrieb er immer mit einer gewissen Großartigkeit; so auch jetzt seine fromme Freigebigkeit. Ungeheure Summen wurden zur Unterstützung der Église libre in Genf,

Digitized by Google

der verschiedenen schweizerischen, französischen und englischen Missionsgesellschaften, sowie der der frommen Richtung angehörenden Armen alljährlich verwendet. In den zahlreichen Organen dieser Richtung figurirte Eynard's Name sozusagen als ständiger Artikel. Der Rest ist Schweigen. Eynard starb, längst von allen Schwächen des Greisenalters heimgesucht, am 5. Februar 1863 im Alter von 87 Jahren. Noch einmal hatten alle frommen Blätter Gelegenheit, von seiner grandiosen Wohlthätigkeit zu sprechen, als sein Testament eröffnet wurde; die verschiedensten religiösen Vereine Genfs, Frankreichs und Englands waren mit den bedeutendsten Summen bedacht; die baseler Missionsgesellschaft z. B. ist mit einem Legat von 60000 Frs. aufgeführt, dagegen die öffentliche Bibliothek in Genf, die wahrlich einer kräftigen Unterstützung bedürfte, mit nur 2000 Frs. Eine ganz eigenthümliche Anordnung hatte Eynard bereits in einer Periode getroffen, in welcher seine spätere Gottseligkeit noch weit entfernt war, zum Durchbruch zu kommen. Schon im Jahr 1821 nämlich machte er für den Staat Genf eine Stiftung von 150 Frs fünfprocentiger französischer Renten unter der Bedingung, daß die Interessen bis zum Jahr 1975 zum Ankauf neuer Renten verwendet, mit andern Worten, daß 154 Jahre lang die Zinsen fortwährend zum Kapital geschlagen werden sollten. Dieses Kapital, welches nach der Berechnung des Stifters am Schluß des angegebenen Zeitraums die Summe von 6,144000 Frs. betragen würde (geübte Rechner mögen die Probe machen), sollte dann unter verschiedene öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten vertheilt werden. Da es nun gegenwärtig keine französische fünfprocentige Rente mehr gibt, so beschloß der Staatsrath von Genf (im April 1865) im Einverständniß mit der Familie des Stifters, das bisjetzt angewachsene Kapital (24456 Frs.) in vierundeinhalbprocentigen genfer Renten anzulegen.

Diese originelle Stiftung datirt, wie gesagt, aus einer Zeit, wo Eynard noch mitten im Strome des fröhlichen Weltlebens schwamm und wol schwerlich an die Ascese seiner spätern Jahre dachte. Aber auch aus dieser letztern Periode ist wenigstens die Gründung des Athenäums ein Beweis, daß trotz aller nazarenischen Uebungen, trotz Sack und Asche die Musen aus dem Gedächtniß ihres einstigen Freundes, der ihren heimischen Boden vom schmählichen Joche befreien half, nicht ganz verschwunden waren. Griechenland seinerseits hatte die Aufopferung Eynard's nicht vergessen. Als sein Tod in Athen bekannt wurde, in einem Augenblicke, wo das Schicksal des jungen Staats abermals dem Spiel der politischen Leidenschaften preisgegeben schien, beeilten sich Nationalversammlung und Provisorische Regierung, in zwei Schreiben vom 20. Febr. 1863 der hinterlassenen Gemahlin des Verstorbenen das Beileid des ganzen Landes in der anerkennendsten Weise auszudrücken.

Digitized by Google

Den Manen Abraham Lincoln's.

Von

Edmund Judeich.

(Dresden, im Mai 1865.)

Der Ocean mit seinen Riesenwogen
Trennt von Europas buntem Wappenschild
Der Union geweihten Sternenbogen;
Doch braust die Flut auch noch so weit und wild,
Der Donner kommt herüber jetzt gezogen,
Den die Kanonen sprühn auf das Gefild
Des freien Staats, der, daß er freier werde,
Für freie Arbeit düngt mit Blut die Erde.

Die Welt schien still, es kämpfte nur der Dollar
Vom Norden bis zum Golf von Mexico;
In gold'ner Rüstung kam der kühne Roller
Aus Californien, füllte siegesfroh
Den Beutel und die Speicher voll und voller;
Vor seinem Klappern aller Hader floh,
Der heimlich sich in Süd und Nord entzündet,
Dem Herzen nur, den Augen nicht ergründet.

Still fließt der Strom — und doch liegt in der Welle,
Die vor dem Fall des Niagara weilt,
Der Kampf des Sturzes, die Gewalt der Schnelle,
Mit der die Woge nach der Tiefe eilt.
Halt ein, Gewässer! Scheue jene Schwelle,
Die warnend dir der Felsen zugetheilt —
Besänft'ge deines Dranges kühnes Zittern:
Vor dir der Tod in tausend Ungewittern.

Die Welt liegt still im süßen Morgenthauen,
Lautlos vorüber zog die Frühlingsnacht;
Den Frieden ihres Tages anzuschauen,
Erfleht die Erde und der Himmel lacht.
Da — Blitz und Schlag — geheimnißvolles Grauen,
Ihr Schläfer all', erhebet euch, erwacht:
Der erste Schuß vor Sumter ist gefallen,
Des Krieges erste Donnerklänge hallen.

Tod und Verrath in blutiger Vereinung —
Gewitterschwer der Süden lodert auf —
In heißen Gluten kühner Rechtsverneinung
Beginnt Empörung ihren vollen Lauf.
Doch ist das Wort, der Büchse Schuß die Meinung,
Die Menge rottet wild sich Hauf zu Hauf',
Das Banner, schon bedroht in Baltimore,
Erzittert auf Washingtons gold'nem Thore.

Digitized by Google

Da tönt der Schlachtenruf vom Capitole:
„Fürs Vaterland!“ das alte Römerwort —
He, Illinois, du kennest die Parole,
Dein „Vater Abe“*), jetzt des Bundes Hort,
Ein Mannesblut vom Haupte bis zur Sohle,
Ruft zu den Waffen; Hinterwäldler, hole
Dein Messer, das die Hand nicht mehr gerühret
Seit Lincoln zu den Rothen**) dich geführet!

Wie einst die Völker hin gen Troja zogen
Auf ihrer Helden ehernes Gebot,
Wie einst die Deutschen zu Armin geflogen
Zum Kampfe für Germaniens Morgenroth,
So trieb des Muthes ungestümes Wogen
Die Scharen jetzt in Schlachtentod und Noth
Aus Ost und Westen, von des Nordens Eichen
Hin zu dem Negerland, dem schmerzensreichen.

„Einheit dem Reiche, Bruch der Sklavenkette!“
Ist Lincoln's Antwort auf Rebellenhohn,
Und mit dem Retter jauchzet um die Wette
Dies hehre Wort Kanonendonnerton;
Und wenn die halbe Welt gezweifelt hätte,
Der Sieg ward ihm, des Reiches größtem Sohn;
Wohl mußte Blut noch für die Freiheit werben,
Sie selbst wird nie mit ihren Opfern sterben.

Wer nennt die Todten? Trauernd schweigt der Dichter,
Der Tod verhüllet selbst sein Angesicht,
Wo kalt für ihn der Erde schroffster Richter,
Der Krieg, sein blut'ges Urtheil grausam spricht;
Der Männer Blüte beugt sich dem Vernichter,
Doch jedes Herz, das kühn im Kampfe bricht,
Ein Denkmal ist es für des Werkes Reinheit
Und eine Säule für die Burg der Einheit.

Die Zeit verrinnt, mit ihr die wilden Stürme,
Den Sieg verkündet der Trommete Ton:
Richmond gefallen, läutet, Glockenthürme,
Lincoln zertrat den Feind der Union!
Es stäubt in alle Winde das Gewürme
Der nachtgebor'nen Bürgerrebellion,
Und aus den Gräbern der gefall'nen Krieger
Haucht eine Welt des Friedens an die Sieger.

*) Sprich Ebbi, Abkürzung von Abraham, eine Liebesbenennung seitens des Volks für Lincoln.

**) Die erste öffentliche Stellung, welche Lincoln bekleidete, war die als Kapitän in einem Vertheidigungszuge gegen die Indianer.

Digitized by Google

Die Arbeit frei! und makelfrei die Farbe —
Die Menschheit siegte in dem Einen Streit!
Verharschen wird des heißen Kampfes Narbe,
Der Keime pflanzte für die Ewigkeit;
Die Halmen blühn, die überreiche Garbe
Streut Segenskörner aus in alle Zeit.
Kein Tropfen Blutes ist umsonst geflossen,
Wo frisch gesä'te Lebensblumen sprossen.

Seht ihn, der all das bitt're Weh getragen,
Ihm gab die Noth kein Zürnen in die Brust,
Ob tausend Wunden an dem Herzen nagen,
Lincoln lebt der Versöhnung hoher Lust;
Wo kalt im Sieg Tyrannen Rache wagen,
Ist Lincoln nur der Liebe sich bewußt:
„Der Reue Gnade, Rettung den Verlor'nen!
Die Sünd' ist todt — die Hand den Nengebor'nen!" *)

Zieht heim, ihr Kämpen! Wehre deinem Weinen,
Verlass'nes Weib, dein Gatte eilt zu dir;
Dem Kranz des Ruhmes den der Lieb' zu einen,
Nimm, schöne Braut, der Blüten höchste Zier;
Und, treue Mutter, du verlorest keinen:
Sieh' deine Söhne alle wieder hier —
Wenn Sklaven freie, frohe Bürger werden,
Da gibt es keine Thräne mehr auf Erden.

Es jauchzt die Welt im ersten Morgenthauen,
Des Friedens Sonne steigt empor in Pracht;
Die Wonnen ihres Tages anzuschauen,
Ersteht die Erde, und der Himmel lacht. — —
Da tönt ein Schmerzensschrei — furchtbares Grauen!
Ihr Schläfer, auf zur Sühne, auf, erwacht!
Lincoln ermordet! Euer Freund, Berather —
Grausam getödtet euer Held und Vater!

Gibt es denn Worte für des Menschen Lippe,
Den Fluch zu sprechen dieser Mordgewalt?
Dem Engel gleicht der Tod mit seiner Hippe,
Wenn Lincoln's Mörder menschlicher Gestalt — —
Er ist gerichtet! Berget das Gerippe
Dort, wo des Lebens warmer Laut verhallt,
In tiefer Schlucht, wo nur Irrlichter lodern,
Soll dies Gebein in Ewigkeit vermodern. **)

*) Bekanntlich deutete Lincoln noch kurz vor seinem Tode seine versöhnlichen Absichten hinsichtlich der Rebellen an.

**) Booth's Leichnam ist an nur wenigen bekannter Stelle verscharrt worden.

Digitized by Google

Die Viper stirbt — mit ihr erlischt das Auge,
Das freudig auf die sterbende geschaut —
O edler Lincoln, deines Witzes Lauge
Hat den Rebellen Untergang gebraut —
Als ob das Gift der Schlange an dir sauge,
Hat dich ihr Tod dem Grabe angetraut!
Die Besten sollen siegen, aber — sterben:
Vollendung ist vom Tode nur zu erben.

Du bist dahin! Ein Adler ist gesunken
Und kehrte heim ins stille Todtenhaus;
Die Welt hat seines Auges Glanz getrunken
Und strahlt ihn hoffend auf die Zeiten aus —
Der Freiheit Tempel, ohne eitles Prunken,
Baut aus des Lebens Trümmern sich heraus:
Es ist kein Enden ohne Neubeginnen,
Im edlen Tod keimt seliges Gewinnen!

Der Frühling kommt.

Von

Auguste Römer.

Es zuckt durch alle Knospen
Der warmen Sonne Strahl;
Ein Vöglein sagt's dem andern,
Daß Frühling wird im Thal.

Und manche kamen einzeln
Schon übers weite Meer;
Es zog ein leises Ahnen
Zum stillen Thal sie her.

Die Gräser gucken heimlich
Aus dunkler Erde Schos;
Manch Käferlein, verschlafen,
Ringt sich aus frischem Moos!

Da fängt es an zu läuten
In Glöckchen weiß und rein!
Es müssen heut die Bienen
Auch Glöcknerinnen sein, —

Die Glöckchen zittern leise,
Wenn eine Biene drin; —
Sie mögen wohl sie grüßen,
Die kleine Sammlerin.

Digitized by Google

O, Menschen, hört das Klingen,
Den leisen süßen Ton!
Wer weiß, wen nächsten Frühling
Das Glöcklein ruft davon.

Literatur und Kunst.

Baader's Grundzüge der Societätsphilosophie.

In zweiter verbesserter und erweiterter Auflage liegt uns vor: „Die Grundzüge der Societätsphilosophie: Ideen über Recht, Staat, Gesellschaft und Kirche, von Franz von Baader. Mit Anmerkungen und Erläuterungen von Professor Dr. Franz Hoffmann" (Würzburg, A. Stuber's Buchhandlung). Diese vom reichsten Inhalt erfüllte Schrift konnte in keiner günstigern Zeit zum zweiten mal in die Erscheinung treten als in einer solchen, in welcher man bemüht ist, die Wissenschaft für das Leben wirksam, einem größern Kreise zugänglich zu machen, den gesunden Fortschritt nach allen Richtungen hin anzubahnen, in einer Zeit, in welcher sich aber auch die stärksten Gegensätze kundgeben, von Rom aus die strengsten Maßregeln zur Ueberwachung der Literatur getroffen werden, während es auch im Protestantismus an Bestrebungen nicht fehlt, welche gegen die Freiheit des Geistes Protest einlegen. Zur Zeit der glänzenden Feier Dante's von seiten der Italiener begrüßen wir obige Schrift als ein Ereigniß und wünschen zu Gunsten unserer heutigen Zustände, daß dieselbe von allen, denen es wirklich um Bildung und Fortbildung zu thun ist, gelesen und beherzigt werde. Der Verfasser weist schlagend nach, daß die bisherigen Theorien des Rechts, des Staats, der Gesellschaft, der Kirche sowie die danach ausgeübte Praxis einer Reform bedürfen, er gibt aber auch positiv an, wie die Umgestaltung ausgeführt werden müsse. Ueberall begegnen wir neuen, großen, folgenreichsten Gesichtspunkten, auf die man nur einzugehen brauchte, um eine Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft herbeizuführen. Ob der Verfasser die „intellectuelle Grundlage" bisheriger Institutionen beleuchtet, ob er über Evolution und Revolution sich verbreitet, das „Revolutioniren des positiven Rechtsbestandes" einer Kritik unterwirft, den schreienden Contrast zwischen Pauperismus und Besitz in Betracht zieht, ob er die verborgen liegenden Schäden unserer neuen Constitutionen aufdeckt, die weit reichenden theologisch-politischen Verirrungen eines de Lamennais nachweist, und endlich die „Verfassung der christlichen Kirche, den Geist des Christenthums" einer tief eindringenden Analyse unterwirft, er erregt im Leser das höchste Interesse. Der zuletzt erwähnte Abschnitt darf jedenfalls die Krone des Werks genannt werden, und ist in dieser zweiten Auflage neu hinzugekommen. Während eben auf katholischem Gebiet ein heftiger Kampf ausgebrochen ist zwischen der römischen Curie und der Freiheit der Wissenschaft, der für die ganze civilisirte Welt von bedeutenden Folgen sein wird, gibt uns der Verfasser zugleich eine übersichtliche Darstellung der Geschichte des Primats Petri, gibt er uns den Nachweis, daß die päpstliche Macht, wie sie sich in Unum-

Digitized by Google

schränktheit allmählich fixirte, keine kirchenhistorische Berechtigung hat und ebenso wenig eine unbedingte Autorität für die Wissenschaft sein darf. Die Schrift ist durchweg so gehalten, daß sie jedem Gebildeten verständlich ist, wozu noch die vortrefflichen Anmerkungen und Erläuterungen Franz Hoffmann's sich gesellen. Man kann das Ganze des Buchs auf die Grundgedanken zurückführen, daß die Religionswissenschaft schon lange im höchsten Grade vernachlässigt worden, daß es eine durchaus falsche Vorstellung so vieler ist, Glauben und Wissen im Widerspruch miteinander zu denken, daß aber allerdings Kirche und Staat in der Erscheinung weit hinter der wahren Wissenschaft zurückgeblieben sind. Demgemäß legt der Verfasser mit dem eminentesten Scharfsinn dar, daß das Christenthum den strengsten Forderungen der speculativen Vernunft entspreche, daß eine Staatswissenschaft vorhanden sei, daß jedoch nach ihr auch unser heutiges Constitutionswesen die größten Mängel und Gebrechen aufzeige, und daß das alles anders werden müsse, wenn wir nicht den größten Gefahren unterliegen sollen. Die Ideen, welche der Verfasser gegen das Ende des VII. Abschnitts entwickelt, sind wahrhaft genial und von einer unendlichen Tragweite in die Zukunft. Ebenso beachtenswerth und ausgezeichnet ist, was der Commentator über die Gefahren, die namentlich Deutschland drohen, unter andern in der 17. Erläuterung entwickelt, was er über den Deutschen Bund und die „Herstellung des Deutschen Reiches" daselbst zu erwägen gibt. Kurz, diese Schrift Baader's hat eine solche Wucht der Ideen und der Ansprache, daß, wenn deutsche Intelligenz nicht halb abgestorben ist, eine dritte Auflage des Werkes in nächster Zeit nöthig sein muß. A. Z.

Correspondenz.

Aus Wien.

Ende Juni 1865.

E. C. Kinder zu erziehen ist schwer, aber ein Parlament zu erziehen, noch viel schwerer. Hr. von Schmerling macht in dieser Hinsicht unangenehme Erfahrungen mit dem österreichischen Abgeordnetenhause. Anfangs war die Linke so gutmüthig, so bereitwillig, zu allen Regierungspropositionen Ja zu sagen, daß man im Staatsministerium seine Freude daran haben konnte. Man durfte damals auf die Männer unserer Linken den alten frankfurter Witz anwenden, sie säßen eigentlich verkehrt. Aber die Zeiten ändern sich und die Volksvertreter mit ihnen. Als das Deficit durch die constitutionelle Aera vergrößert ward, statt sich zu verkleinern, als das Gespenst des §. 13 der Februarverfassung Fleisch und Blut bekam und mit langen dürren Armen in das praktische Staatsleben hineingriff, hörte die Gemüthlichkeit in dem hölzernen Hause auf dem Alserglacis auf und es begann sich jene Temperatur zu entwickeln, welche Minister unangenehm zu finden pflegen. Im Augenblick steht unser Abgeordnetenhaus, nachdem es viele Zeit mit Phrasendrescherei und unnützen Debatten vergeudet, endlich auf der Höhe seiner Aufgabe. Die letzten Beschlüsse beweisen das

Digitized by Google

zur Genüge. Der Finanzausschuß stellte den Antrag, gar keine Creditforderungen mehr zu bewilligen, bis das Budget pro 1866 zum Abschlusse gekommen, und das Plenum des Hauses faßte einen noch wichtigern und folgenschwerern Beschluß in Betreff des ominösen §. 13. Nach langen lebhaften Debatten, die durch zwei Tage währten und während welcher Hr. von Schmerling vergebens die Harmlosigkeit des §. 13 und die guten Intentionen der Regierung nachzuweisen suchte, ward mit großer Majorität, der sich selbst verschiedene Regierungsmänner, wie Baron Tinti, anschlossen, die Abänderung des §. 13 beschlossen. Der neue Text desselben bestimmt, daß jede von der Regierung in Abwesenheit der Volksvertretung getroffene „dringliche" Maßregel der nachträglichen Zustimmung des Reichsraths bedürfe, und falls diese nicht erfolge, sofort aufgehoben werden müsse. Es ist der erste Schritt zum Weiterbau unserer Verfassung. Erst dann, wenn §. 13 in dieser neuen Gestalt feststeht, erst dann können wir behaupten, daß wir in Wahrheit eine Verfassung besitzen. Bisjetzt ließ §. 13 nicht nur eine Lücke in der Verfassung, sondern er drohte sie jeden Augenblick zu vernichten, er machte die Worte des Räthsels in Shakspeare's „Perikles" — d. h. wenn Shakspeare den „Perikles" vielleicht doch geschrieben haben sollte — auf neue Weise zur Wahrheit:

Nicht Schlange, nähr' ich immerdar
Mich von der Mutter Fleisch, die mich gebar.

Leider ist wenig Hoffnung vorhanden, daß das Herrenhaus die neue Gestalt des §. 13 so bald acceptiren werde. Ein Herrenhaus ist unter allen Umständen eine prächtige Erfindung und jene Seite der constitutionellen Regierungsform, gegen die der Absolutismus niemals Antipathien hegt. Mit Ausnahme des Grafen Auersperg, dessen edle Haltung den Dichter des „Letzten Ritters" nie verleugnet, sind die Oppositionsredner des Herrenhauses gestürzte Minister, die sich über den Verlust ihrer Portefeuilles ärgern und durchweg weniger liberal sind als die Regierung selbst. Graf Leo Thun z. B., der langjährige Unterrichtsminister des Cabinets Bach, der Mitbegründer des Concordats und Actionär des „Vaterland", macht dem Ministerium Schmerling Opposition, gewiß, aber welcher freisinnig Denkende wird sich seinen Ausführungen anschließen? Oder Graf Rechberg, der gefallene Lucifer des auswärtigen Amtes, welchen Eindruck kann er hervorbringen, wenn er als Herrenhausmitglied der Regierung in allen Fächern und Zweigen gute Rathschläge ertheilt und über die auswärtige Politik — schweigt? Diese Opposition ist in der That sehr ungefährlich als solche, aber schlimm wäre es, wenn es ihr gelänge, wieder einmal zur Macht zu gelangen. Das Ministerium Schmerling ist kein Musterministerium, und die Klagen gegen das Zaudern und Zögern, gegen das zum Programm gewordene „Wir können warten" sind begründet genug, aber Gott bewahre uns vor den muthmaßlichen Nachfolgern! Hr. von Schmerling sündigt auch häufig auf Rechnung dieses einfachen Calculs. Es wäre hochherziger und eines geistreichen Staatsmanns würdiger, wenn er weniger an die Nothwendigkeit, sich im Amte zu erhalten, und mehr an einen Rückhalt für sich in der Volksvertretung dächte. Unsere Oppositionsmänner aber sollten die Hoffnung aufgeben, daß sie je berufen werden, im Rathe der Krone zu sitzen. In hundert Jahren werden wir vielleicht soweit sein.

Digitized by Google

Gut Ding braucht Weile, sagt der deutsche Bundestag, wenn er wegen Mangels an Stoff eine Sitzung ausfallen läßt; auch die internationale Enquête-Commission über den englisch-österreichischen Handelsvertrag, welche hier in Wien tagte und nun, ohne sich über irgendein Resultat zu einigen, ohne auch nur eine „Vorfrage" zu erledigen, eine Vertagung von mehrern Monaten vorgenommen hat, die einer Auflösung bedenklich ähnelt. Was man von den Vorgängen im Schoße der Commission gemunkelt und geschrieben, ist allerdings Fabel; jene Correspondenten, die sich den Bären aufbinden ließen, die Mitglieder seien einander nicht blos handelspolitisch, sondern thätlich in die Haare gerathen, haben offenbar keinen der englischen Abgeordneten je in der Nähe gesehen oder gesprochen. Es sind durchweg Gentlemen, von denen man eine solche Verletzung des parlamentarischen Anstandes nicht vermuthen kann.

Eine andere kleine Versammlung thäte vielleicht gut, dem Beispiele der Enquête-Commission zu folgen und sich selbst unter allgemeinem Beifall aufzulösen — wir meinen das Festcomité für die Jubelfeier der wiener Universität. Nachdem die Studenten zuerst jede Wahl eines akademischen Festcomité verweigert hatten, begannen die Professoren unter den jungen Bürgern der Hochschule zu wühlen, bearbeiteten Examinanden des zweiten und vierten juristischen Jahrgangs, die es mit den Examinatoren doch nicht ganz verderben wollten, Stipendisten ꝛc., und ermöglichten so eine Wahl. Von den Studirenden der wiener Universität ward zwar nicht gewählt, sondern nur von einer verschwindenden Minorität. Es wurden im ganzen etwa hundertfunfzig Stimmzettel abgegeben und funfzehn Studenten in das Festcomité gewählt. Zwei Drittel von diesen lehnten aber ab, und der Rest, durch einige Nachzügler ergänzt, bildet nun das Comité. Von einer Vertretung der wiener Studentenschaft, von einer wirklichen Betheiligung an der Universitätsjubelfeier kann also gar nicht die Rede sein. Man hat den Studenten aus bleicher Furcht vor den Iden des März die Feier der Gründung an dem eigentlichen Jubiläumstage (12. März) verweigert, und den Tag der päpstlichen Bulle, wodurch die Stiftung der wiener Universität bestätigt ward, wollen und werden sie nicht feiern. Die Professoren und Beamten mögen zusammensitzen und Festessen mit loyalen Toasten abhalten, die Studentenschaft wird es nicht thun. Es ist unter solchen Umständen nur zu wünschen, daß keine Deputationen von den Studirenden anderer deutschen Hochschulen hierher gesendet werden. Sie würden sich hier etwas überflüssig vorkommen und keine Commilitonen finden. Die grazer Studenten, die doch Wien zunächst wären und keine weite Reise zu machen brauchten, haben bereits erklärt, daß sie nicht erscheinen werden. Die andern Universitäten mögen diesem Beispiele folgen, denn um das fünfhundertjährige Fest einer päpstlichen Bulle zu feiern, dazu eignet sich offenbar die theologische Facultät am besten, die andern Musensöhne haben nichts dabei zu thun. Es hätte eine schöne Feier werden können, aber man hat sie von oben herab verpfuscht und nun ist ihr nicht mehr zu helfen.

Unsere Theater vegetiren trotz des schlechten und kalten Juniwetters doch nur kläglich. Im Sommer liebt der Wiener die Komödie ganz und gar nicht, so sehr er sich im Winter dafür enthusiasmirt. Im Burgtheater

Digitized by Google

sah man noch ein neues Stück, Benedix' „Kaufmann", das seine Aufnahme ins Repertoire wol nur den beiden Gästen verdankte, die uns das hamburger Thaliatheater gesendet, dem alten Kunstveteranen Marr, der während seines Ehrengastspiels eine Reihe seiner bedeutendern Rollen vorführte, und Fräulein Schneeberger, die als künftige „Naive" des Burgtheaters und Ersatz für die „unvergeßliche" Goßmann bereits engagirt ist. Marr ward von Publikum und Kritik mit jener Pietät behandelt, die man dem verdienten Künstler in Wien nie versagt, aber er ist doch schon alt, sehr alt, und die physische Kraft reicht nicht mehr aus. Die Einfachheit und Natürlichkeit seiner Darstellung kann indeß jüngern Schauspielern noch immer als Muster dienen. Fräulein Schneeberger übertreibt die Naivetät ein wenig, gewinnt aber durch die Frische ihrer Erscheinung und das Ungekünstelte ihres Wesens. Director Laube hält große Stücke auf sie und unter seiner Leitung wird sie jedenfalls an Alter, Weisheit und Beliebtheit vor Galerie und Parterre zunehmen. Im Carltheater, wo nacheinander die Komiker Reichenbach und Weirauch gelindes Fiasco erlebt haben — bei dem letztern konnte man es schon ein vollständiges nennen — gastirt Hr. Lobe aus Petersburg, wie alljährlich im Sommer. Das Theater in der Josephstadt ist geschlossen und wird renovirt. Der Singspielhallendirector Feist, der ehemalige Volks-, respective Bänkelsänger, hat das Ziel seines Ehrgeizes erreicht und die Leitung des Josephstädter Theaters übernommen. Möglich, daß er bessere Geschäfte macht als seine Vorgänger. Das Theater an der Wien scheint die Censur umbringen zu wollen. Man hat dem armen Director Strampfer nacheinander vier Stücke verboten, die sämmtlich bereits einstudirt und inscenirt waren. Zuerst traf das Verdict Brachvogel's „Mondecaus", dann den „Landrichter von Urban" von dem österreichischen Dichter Goldhann, welches Stück in der Heimat des Verfassers, in Brünn, ohne Anstand gegeben ward, dann das Spectakeldrama „Abraham Lincoln" — um dieses Opus war es natürlich nicht schade — und zuletzt Girardin-Dumas' vielbesprochenes Werk: „Le supplice d'une femme". Die drei ersten wurden aus politischen, das letzte aus moralischen Gründen verboten. Die wiener Theatercensur ist fleißig und bewahrt noch alle Traditionen des Vormärz mit rührender Treue.

Nachschrift. Mein Brief ist einige Tage liegen geblieben, denn ich wollte ihn nicht abschicken, ohne über die wichtigen politischen Vorgänge der letzten Woche klar zu sein. Das Ziel unserer Opposition ist erreicht, das Ministerium Schmerling gestürzt. Aber niemand freut sich, und die Männer der Reichsrathslinken sind eher niedergeschlagen als froh. Das Beispiel Preußens, wo auf Schwerin-Auerswald Bismarck folgte, könnte sich hier wiederholen. Der Cabinetswechsel kam so plötzlich und unerwartet, daß die Minister selbst keine Ahnung von dem Gewitter hatten. Herbeigeführt ward es durch die Machinationen der ungarischen Altconservativen, — schöne Wirkung der ungarischen Reise! Die Hauptrolle in der Intrigue spielte Graf Moritz Esterházy, der ungarische Minister ohne Portefeuille, welcher natürlich in das neue Cabinet übergeht. Führer desselben wird Hr. von Mailáth sein, der neuernannte ungarische Hofkanzler, der Nachfolger Graf Zichy's. Der neue Staatsminister kann neben einem so ausgeprägten politischen Charakter wie Mailáth nur eine secundäre Rolle spielen, deshalb

Digitized by Google

scheint sich auch Graf Belcredi zu bedenken, die ihm zugedachte Ehre anzunehmen. Was Graf Belcredi's Glaubensbekenntniß betrifft, so möge hier die kleine Notiz stehen, daß er im Jahre 1848 als Kreiscommissär in Mähren seine Entlassung nahm, weil er nicht in einem constitutionellen Staate Beamter sein wollte. Erst 1854 unter Bach trat er wieder in den Staatsdienst, und als Abgeordneter hat er kürzlich gegen seine Collegen geäußert: Er wäre an der Stelle des Staatsministers nicht so liberal. Das genügt wol, um den edeln Grafen zu charakterisiren und die gedrückte Stimmung Wiens zu begreifen. An des Erzherzogs Rainer Stelle ist Graf Mensdorff „provisorisch" zum Ministerpräsidenten ernannt. Als ihn ein bekannter Cavalier fragte, wie es komme, daß er diesen Posten angenommen habe, erwiderte er: „Der Kaiser hat es mir befohlen!" Also ein commandirter Ministerpräsident. Uebrigens soll Graf Mensdorff den Wunsch hegen, so bald als möglich abcommandirt zu werden, denn auch er hegt für den ungarischen Czardas, den das neue Cabinet tanzen wird, wenig Sympathien. Für Schmerling haben selbst die Gegner fast nur freundliche Worte der Anerkennung, man fühlt, daß man einen staatsmännischen Charakter verliert und einen Bureaukraten dafür eintauscht. Schmerling hat in Einem Punkte einen großen Fehler begangen. Er hätte vor einem Jahre oder wenigstens vor einem halben Jahre abtreten sollen, als er noch seine volle Popularität genoß. Konnte er, wie er jedem, der es hören will, versichert, und wie es auch sehr wahrscheinlich ist, den Kaiser nicht für weitere liberale Schritte geneigt stimmen, lag das unübersteigliche Hinderniß an der Krone, dann mußte er das den drängenden Abgeordneten erklären und sein Portefeuille niederlegen. Schmerling handelte allzu loyal und dafür erntet er jetzt den Lohn.

Notizen.

Staatsrath Professor Dr. Schleiden, der sich bekanntlich seit seinem Rücktritt von der Universität Dorpat wieder in Dresden aufhält, arbeitet an einem großen wissenschaftlichen Werke und zugleich an einer Lebensgeschichte des berühmten Naturforschers Linné (geb. 1707, gest. 1778). Ein sehr interessanter Theil dieser Arbeit wird die Darstellung des Zustandes der damaligen Universitäten sein, durch welchen Schleiden am besten die ungeheure Wirkung von Linné's wissenschaftlichem Auftreten erklären zu können glaubt.

Richard Weiland, ein in weitern Kreisen noch nicht bekannter, aber talentvoller Dramatiker in Dresden, wird einige größere Schauspiele im Druck erscheinen lassen. Ein allerliebstes kleines Lustspiel: „Die Ehe nach Recept", hat er kürzlich an die Bühnen versendet, von denen schon mehrere, wie wir hören, es zur Darstellung angenommen.

Digitized by Google

Anzeigen.

Zeitschriften für 1865 aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis vierteljährlich 2 Thlr. Täglich außer Sonntags 1 Bogen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

4. Preis vierteljährlich 2½ Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen oder in Monatsheften.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

8. Preis vierteljährlich 3 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

8. Preis jährlich 2 Thlr. 12 Ngr. In monatlichen Heften von 5 Bogen.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

8. Preis jährlich 15 Ngr. In monatlichen Nummern von 1 Bogen.

Bibliografia polska.

8. Preis jährlich 20 Ngr. In monatlichen Nummern von ½—1 Bogen.

Jahrbuch für romanische und englische Literatur.

Unter besonderer Mitwirkung von **Ferdinand Wolf** und **Adolf Ebert** herausgegeben von Prof. Dr. **Ludwig Lemcke.**

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.**

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Bestellungen auf diese Zeitschriften werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 29.** 20. Juli 1865.

Inhalt: Zur Geschichte der deutschen Standbilder. Eine Skizze von **Wilhelm Buchner.** — Die Lehren des Materialismus im Alterthum. Von **Karl Silberschlag.** — Margaretha Wilson. Gedicht von **Feodor Wehl.** — Literatur und Kunst. Zwei Genien der Wissenschaft. (Karl Ritter. Ein Lebensbild nach seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt von Kramer. Erster Theil; Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten von Karl Gustav Carus. Erster Theil.) — Correspondenz. (Aus Königsberg.) — Notizen. — Anzeigen.

Zur Geschichte der deutschen Standbilder.

Eine Skizze
von
Wilhelm Buchner.

Der Brauch, verdiente Männer durch Denkmale zu ehren, hat in den letzten dreißig Jahren in Deutschland so auffallend überhandgenommen, das Denkmalwesen oder, wie man theilweise sogar sagen möchte, das Denkmalunwesen, ist ein so bedeutsamer Theil unserer modernen Kunstübung geworden, daß es wol zweckgemäß erscheinen mag, der Entstehung und den allmählichen Fortschritten der deutschen monumentalen Bildnerei von ihrem Anfange bis auf die Gegenwart nachzugehen und die verschiedenen Entwickelungsstufen zu beleuchten, über welche sie bis zu der in unserm Jahrhundert erlangten überaus reichen Entfaltung emporgestiegen ist. Und wenn, ungeachtet wir es „so herrlich weit gebracht", zum Beschlusse dieser Skizze auch einige ketzerische Bemerkungen über das neueste deutsche Denkmalwesen mit unterlaufen sollten, so möge der Leser dieselben dem Verfasser gestatten als Entschädigung für die lange, bisweilen mühsame und unerquickliche Wanderung durch das ganze Gebiet der deutschen monumentalen Plastik.

Digitized by Google

Der Verfasser gibt diese rasch hingeworfenen Bemerkungen nur für eine Skizze, wie er sie in der Ueberschrift genannt hat. Was in seinem Werke „Deutsche Ehrenhalle" (Darmstadt, Köhler), welches die bedeutsamsten deutschen Denkmale in Bildern zeigt und eingehend erläutert, nur zufällig zusammengereiht erscheint, sodaß der rothe Faden der Kunstgeschichte sich nicht selten jeder Beobachtung entzieht, das sollte hier in kurzen, aber übersichtlichen Zügen zusammengefaßt werden.

I.

Die deutsche Statuenbildnerei (und vielleicht ließe sich dies von der christlichen im allgemeinen sagen) ist zunächst vollständig andern Ursprungs als diejenige des Alterthums. Der Hellene feierte die Sieger in den Nationalspielen durch die höchste nationale Ehre des öffentlichen Standbildes; aber mochten auch diese Standbilder die vollste Entwickelung der Lebenskraft feiern und darstellen, Porträtähnlichkeit erstrebten sie nicht. Und das erklärt sich leicht. Wenn Glaukos von Karystos im Faustkampfe siegte, so war es doch nicht sowol Zweck des Standbildes, der Nachwelt seine Züge zu erhalten, als vielmehr, zugleich mit dem Ruhme des Kämpfers den Ruhm seiner Vaterstadt zu mehren; wie konnte es überhaupt darauf ankommen, die Gesichtszüge eines Mannes festzuhalten und geistig zu idealisiren, der sich als Ringer, Faustkämpfer oder Discuswerfer hervorgethan hatte? Sobald die griechische Bildnerei wirklich dauernd bedeutsame Persönlichkeiten darstellt — und dauernd bedeutsam wird ja der Mensch nur durch geistiges Wirken — so wird sie unwillkürlich zur Porträtbildung hingeführt. Der Grieche schmückte mit seinen Standbildern die Tempelhaine und Marktplätze; so standen sie, diese Abbilder des vollen Lebens, mitten im vollen Leben. Gleichartig mochte es sein bei den Römern; der hochgesteigerte Luxus, dabei die ganz außerordentliche, ja uns völlig unbegreifliche Niedrigkeit der Herstellungskosten gestattete dem Alterthum eine so üppige Entfaltung der Bildnerkunst, daß es sich erklärt, wie die Städte mit Tausenden von marmornen oder ehernen Bildwerken geziert waren, und wie die Ehre des Standbildes keineswegs selten oder außerordentlich war. Diese Fülle der Kunstübung aber rief zugleich eine solche Sicherheit der Technik, eine so künstlerische Vergeistigung des Handwerksmäßigen hervor, daß auch die Werke längstverschollener Künstler untergeordneten Ranges, die bloßen Porträtsculpturen, noch Züge der ewigen griechischen Schönheit an sich tragen.

Das deutsche Standbild erwuchs in völlig anderer Weise; seine Wiege ist nicht der Markt, nicht der Hain der Götter, sondern das Grab. In der Kirche, welche das sterbliche Theil eines geistlichen oder welt-

Digitized by Google

lichen hohen Herrn aufnahm, an den Pfeilern, im Seitenschiff, im Kreuzgange ward dem Gestorbenen ein Denkstein errichtet, über seiner Gruft oder in der Nähe derselben. Aelter ursprünglich waren die liegenden, jünger die stehenden Grabdenkmäler; doch kommen bald beide Formen gleichzeitig vor; die liegenden bald einfache gemeißelte Steine, in das Steinpflaster eingelassen, bald bei wichtigern weltlichen und Kirchenfürsten Tumben, steinerne oder eherne Bahren, auf denen die Gestalt des hohen Herrn in starrem Schlafe ruht; nicht selten waren diese Tumben mit reichem künstlerischen Schmucke geziert. Stehende Grabdenkmale richtete man an Pfeilern und Wänden auf: steinerne, eherne, flach erhabene oder mit eingegrabenen Umrissen. Ob die Lebenswahrheit in diesen uralten Steinbildern festgehalten ward, vermögen wir freilich jetzt nicht mehr zu sagen; vielfach zeigen sie so individualisirte, wol auch, wo in seltenen Fällen Berichte über das Aeußere der dargestellten Persönlichkeit vorhanden sind, so entsprechende Züge, daß es sich nicht wohl bezweifeln läßt, es sei die Porträtähnlichkeit erstrebt worden; wenigstens läßt es sich z. B. von dem zu Speier befindlichen Grabstein Rudolf's von Habsburg annehmen. Die Zahl dieser Grabdenkmäler, welche sich in unsern Gotteshäusern erhalten haben, ist trotz der ergangenen Verwüstungen ungemein groß, und die Handbücher der Kunstgeschichte führen die bedeutendsten derselben aus dem Zeitalter der romanischen und gothischen Kunstübung auf. Hier auf dieselben näher einzugehen, ist nicht unser Zweck; es galt uns nur, in aller Kürze nachzuweisen, daß das Denkmal im Mittelalter wesentlich ein Grabmal war, nicht bestimmt zum Ausdruck der Dankbarkeit oder Verehrung von Zeitgenossen oder Unterthanen, sondern lediglich als ein dem Range des Verstorbenen geziemendes Erinnerungszeichen, als künstlerischer Schmuck der Grabstätte. Daher auch vielfach nur Umrißzeichnung oder flacherhabenes Bildwerk; wenn hocherhaben, doch gebunden an die architektonische Umrahmung oder an den monumentalen bahrenartigen Unterbau.

Daß bereits im deutschen Mittelalter Standbilder in dem Sinne aufgestellt worden seien, wie es jetzt geschieht, nämlich um einen verdienstvollen Mann zu feiern und sein Andenken für die dankbare Nachwelt desto lebendiger festzuhalten, dafür finden sich verhältnißmäßig nur wenige Beispiele, obwol in Norddeutschland u. a. die althergebrachten Rolande wol darauf hätten führen können. Das Denkmal ist sich selbst Zweck, und gerade dieses ist bei den Standbildern des Mittelalters selten der Fall. Wol zierte man Brunnen auch mit volksthümlichen Gestalten aus der Vorzeit, wie z. B. die Schweiz ihre zahllosen „Tellen", wenn auch nicht eben aus früher Zeit, besitzt; wol erscheinen in den Bildwerken der Kirchen geschichtliche Personen geistlichen oder weltlichen

Digitized by Google

Standes, doch gemeiniglich durchaus der Architektur untergeordnet. Schon mehr dem Wesen unserer Denkmäler entsprechen die mittelalterlichen Steinbilder verdienter Fürsten, welche man an der Außenseite mancher Kirchen findet, wie das Reiterbild Rudolf von Habsburg's am strasburger Münster, die sitzende Kolossalstatue Karl's des Großen am züricher Großmünster u. a.; dennoch haben auch sie durch ihre Verbindung mit dem mächtigen kirchlichen Gebäude etwas Unselbständiges, der Anschauung unserer Zeit Fremdartiges, dem Begriffe des Denkmals Widersprechendes. Das einzige mir bekannte Beispiel eines Standbildes, welches einigermaßen der Empfindungsweise der Gegenwart nahe kommt, ist das Standbild Otto's des Großen auf dem Altmarkt von Magdeburg. Und doch steht auch dieses uns fremd gegenüber: das Reiterbild ist im Verhältniß zu seiner vormals gothischen Bedachung nur klein, es zeigte sich bei der Herstellung aus vielen einzelnen Stücken zusammengesetzt und mit farbigem Stuck überzogen. Dabei scheint das jugendlich bartlose Gesicht nicht eben dem geistigen Gepräge des gewaltigen Herrschers, den es vorstellt, zu entsprechen; auch mochte es zur Zeit der Errichtung, Ende des 13. Jahrhunderts, nicht möglich sein, in dem Kaiserbilde eine treue Nachbildung der Natur zu erreichen. Ungeachtet seiner Mangelhaftigkeit hat jedoch das magdeburger Standbild Otto's des Großen eine hervorragende kunstgeschichtliche Bedeutung als meines Wissens das erste, welches, auf öffentlichem Platze dem Begründer von Magdeburg von der Bürgerschaft aufgestellt, dem wahren Wesen des Denkmals Genüge leistet, nämlich Verehrung und Dank gegenüber einem großen Todten auszusprechen. Weil es in seiner Zeit, soweit mir bekannt, nicht allein das erste, sondern das einzige ist, erscheint es um so bedeutsamer, ja es bleibt auch noch das einzige Beispiel eines echten Denkmals durch den Verlauf einer ganzen Reihe von Jahrhunderten. Wie reich die bildnerische Thätigkeit der gothischen Kunst, wie großartig das Städteleben des ausgehenden Mittelalters sich entwickelte, wie bedeutsame Gestalten auch in jener Zeit auftreten mochten — die Plastik blieb beschränkt auf den Dienst des Cultus, die Zier der Gotteshäuser und öffentlichen Gebäude; ob der Gedanke, den segensreichen Herrscher, den verdienstvollen Bürger durch ein Standbild zu ehren, jener Zeit überhaupt fern lag, oder ob gerade die Macht des allgemeinen bürgerlichen Bewußtseins diesem Hervorheben des einzelnen widerstrebte, möchte sich schwer entscheiden lassen.

II.

Die Gothik blühte sich aus, die Renaissance trat an ihre Stelle; die Reformation entfesselte die Geister, aber noch lange blieb ihre Bewegung vorwiegend beschränkt auf das Gebiet des Glaubens; das

Digitized by Google

Heraustreten aus den Kirchenhallen auf den Markt des öffentlichen Lebens geschieht nicht so leicht und rasch. Eine neue Kunstblüte entfaltet sich im schönsten Reichthum; deutsche Künstler wandern fort und fort nach Italien, nicht nur, wie in frühern Jahrhunderten, auf dem Boden von Welschland stolze Dome in deutschem Geiste zu bauen, sondern um an den Vorbildern des Alterthums, in der Unterweisung großer Maler und Bildhauer die neue Kunstweise zu erlernen. Italiener bürgern sich dagegen als Hofkünstler bei deutschen Fürsten ein. Tolle Eiferer des neuen Glaubens zertrümmern das herrliche Steinbildwerk der alten Kirchen, und in den neugebauten ward jeder bildnerische Schmuck vermieden, der an die überwundene Knechtschaft der römischen Kirche erinnern konnte. So war die Glaubenserneuerung der bildenden Kunst keineswegs günstig; dieselbe sah sich mehr und mehr auf die Grabesbildnerei beschränkt, welche nunmehr durch weit gewanderte deutsche oder durch eingewanderte fremde Meister in der Kunstweise der Renaissance geübt wird. Obgleich noch räumlich an die Kirche gebunden, befreit sich doch die monumentale Plastik mehr und mehr von der Strenge und dem Ernst der alten Darstellungsweise. Betrachten wir die köstlichen Grabplatten Peter Vischer's und seiner Söhne zu Wittenberg und anderweit, so bewundern wir die Lebensfülle, die classische Vollendung dieser hoch hervortretenden Gestalten, die Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit des Schmuckwerkes, das ganze weltfreudige Wesen dieser Grabdenkmale, alles im vollen Gegensatze zu der kirchlichen Gebundenheit, dem Todtenstarren der Bildwerke des Mittelalters. Das Kenotaph Kaiser Maximilian's I. zu Innsbruck ist in gleichem Geiste gedacht. Während in der Grabesplastik des Mittelalters die Todten mit gefalteten Händen auf der steinernen Bahre liegen, oder gleich zusammengefaßt und regungslos kaum aus der Wandplatte hervortreten, kniet der letzte Ritter betend auf seinem mächtigen Unterbau, an den vier Ecken Gestalten der Tugenden, und um das Fußgestell reihen sich, in höchst realistischer Weise gehalten, Reliefs aus des Kaisers Leben; rings umher stehen in voller, in theilweise fast manieristischer Lebenswahrheit die Gestalten seiner Ahnherren und Ahnfrauen. Wäre man nicht in der Kirche, das Denkmal selbst würde nicht daran erinnern. Gar mannichfach sind die in ähnlicher Weise gebildeten Grabdenkmäler geistlicher und weltlicher Fürsten aus dem 16. und 17. Jahrhundert, dabei theilweise von einer so bedeutenden Kraft und Schönheit der Darstellung, daß wir vor den zum guten Theile längstverschollenen Künstlern jener Zeit große Verehrung gewinnen müssen. So erinnere ich mich allezeit mit Freude jenes so gut wie unbekannten Renaissancegrabsteins eines Hrn. von Hanstein, Feldhauptmanns Karl's V., in der schönen oppenheimer Katharinenkirche; es ist der Comthur aus

Digitized by Google

dem „Don Juan", wie er nicht gewaltiger gedacht werden kann. Auf die zahlreichen Arbeiten dieser Art in unsern Domen, Kirchen und Klöstern kann nur im Vorübergehen hingewiesen werden.

So blieben die Standbilder, wie vor alters, so auch in der Zeit der Renaissance, zwischen den düstern Kirchenmauern eingeschlossen, wenn sie auch bereits unter der Einwirkung der welschen Kunst trotz ihrer Grabesbestimmung weltliches Gepräge empfingen. Sie waren und blieben der künstlerische Schmuck eines Grabes, der herkömmliche, dem Range des Beigesetzten gebührende Zoll der Hochachtung; nicht Zeichen dankbarer Erinnerung eines Volks, höchstens eines Verwandten oder Nachkommen. So dienten sie der Oeffentlichkeit nur in beschränktem Maße, hatten aber das nicht genug zu schätzende Verdienst, daß sie, in stetiger Folge sich aneinanderreihend und zum Theil ganz vortrefflich durchgeführt, in jenen an anderweitigen bildnerischen Leistungen so armen Jahrhunderten die schwierige Technik der Marmorarbeit und des Erzgusses nicht untergehen ließen. Auch wenn die Bildnißsculptur nicht über Gräbern auftritt, wie in den schönen Kurfürstenbildern des heidelberger Schlosses, wird sie darum doch nicht frei, sondern bleibt decorativ. Der Begriff des Denkmals, wie wir ihn jetzt fassen, fehlte eben jener Zeit.

Der Westfälische Friede schließt den Zeitraum der Glaubenskämpfe ab und eröffnet die Periode ausschließlich staatlicher, auf Befestigung der fürstlichen Macht gerichteter Strebungen, welche die 150 Jahre von da bis zur Französischen Revolution umfaßt. Langsam erholte sich Deutschland von den Schrecken des furchtbaren Kriegs; was die letzten Jahrhunderte an ständischen Rechten noch übriggelassen hatten, brach zusammen unter den harten Tritten der ihre Souveränetät stabilirenden Fürsten, welche als Zierde ihrer dem Versailles Ludwig's XIV. nachgebildeten Höfe auch die so lange vernachlässigte bildende Kunst heranzogen. Jetzt, als die Plastik die Aufgabe empfängt, den Fürsten nicht in der Machtlosigkeit des Todes zu zeigen, sondern ihm als lebendige Erläuterung des l'état c'est moi zu dienen, jetzt treten die Standbilder aus dem Dunkel der Kirchen heraus auf die Plätze, Märkte und Schloßhöfe der fürstlichen Hofstädte. Wie im Mittelalter Magdeburg die erste und meines Wissens die einzige Stadt war, welche ein fürstliches Denkmal im modernen Sinne des Wortes errichtete — allerdings lange genug nach dem Ableben dieses Fürsten, um keinen Argwohn schmeichlerischer Liebedienerei zu gestatten —, so begegnen wir auch jetzt wieder auf dem Boden Norddeutschlands dem erneuten Erwachen der Kunst; nur daß noch über ein Jahrhundert lang es lediglich als Vorrecht der Fürsten gilt, öffentliche Denkmale andern setzen zu lassen und für sich zu empfangen.

Digitized by Google

Das 18. Jahrhundert, wenigstens der allergrößte Theil desselben, ist ausschließlich die Zeit der Fürstenstandbilder; die hohen Herren werden nach ihrem Tode, wol auch noch bei ihrem Leben auf Brücken, Märkten und Prachtplätzen aufgerichtet, mit besonderer Vorliebe hoch zu Roß und in römischem Gewande, zu welchem die stattliche Lockenperrüke oder die Krone nicht immer passen will. Männer anderer Art und nach der Anschauung jener Zeit geringern Verdienstes, Kriegsleute, Erfinder, Gelehrte, Künstler, Dichter ꝛc., überhaupt der homo sapiens Linn., sofern er nicht fürstlichen Blutes ist, werden nicht beachtet. Verschiedene Stoffe und Kunstweisen werden in diesen Fürstenbildern angewandt; daß sie uns, soweit mir bekannt, in dem meist katholischen Süddeutschland nicht begegnen, mag sich wol aus dem Festhalten an der kirchlichen Ueberlieferung erklären.

Unter der nicht geringen Zahl von Kunstwerken dieses Zeitalters und Gegenstandes, und zwar zunächst unter den Erzgüssen, sei genannt das edelste Kunstwerk der ganzen Zeit, das Standbild des großen Kurfürsten auf der Langen Brücke zu Berlin, die Meisterarbeit Schlüter's, gegossen von Jacobi, aufgestellt 1703; von geringem Kunstwerthe ist das 1711 errichtete Standbild von Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz auf dem düsseldorfer Marktplatze, das in Kupfer getriebene Reiterstandbild August's II. von Sachsen auf dem Markte von Neustadt-Dresden u. a. m. Unter den Marmorwerken gedenken wir des Steinbildes, welches „das Vaterland", ohne Zweifel um seinen Dank für den Verkauf von 12000 Landeskindern an die Engländer auszudrücken, dem Landgrafen Friedrich II. von Hessen noch bei seinen Lebzeiten zu Kassel aufgerichtet hat. Die Menge der kleinern Kunstwerke dieser Art ist ebenso groß wie ihr Kunstwerth gering; wir begegnen gar mannichfach auf den stillgewordenen Schloßhöfen oder Märkten ehemaliger kleiner Residenzen solchen alten Herren in zerbröckelndem Marmor oder Sandstein, welche, von der lieben Straßenjugend übel zugerichtet, trüben Sinnes herniederschauen zu dem Geschlecht, das ihnen keinen Blick mehr zuwendet, das nicht mehr ihre Namen, geschweige denn ihre Verdienste kennt; und wol mag dann ab und zu dem Beschauer die Frage in den Sinn kommen: wer wird über ein, zweihundert Jahre die Verdienste vieler Fürsten und Kriegsmänner kennen, welchen unsere Zeit Denkmale aufrichtet, deren äußerer Prunk in ebenso kläglichem Gegensatze steht zu dem wahren Verdienst der Gefeierten, zu der verehrenden Liebe der Nachwelt?

III.

Das unsterbliche und für die ganze Weiterentwickelung der bildenden Kunst wunderbar erfolgreiche Verdienst, die Schranke durchbrochen zu

Digitized by Google

haben, daß das öffentliche Standbild ein Vorrecht des Fürsten sei, gebührt jenem gewaltigen Herrscher, welcher freien und kraftvollen Sinnes so manche andere Schranke des Vorurtheils niederriß: Friedrich, dem großen Preußenkönig. Hatte man bisher das Standbild nicht selten betrachtet als eine Ehre, welche einem leiblichen oder unleiblichen Fürsten ebenso von Rechts wegen zukommt, wie ein gewöhnlicher Mensch seinen Grabstein oder doch sein hölzernes Grabkreuz beanspruchen kann, so hatte Friedrich der Große den freien Blick, die hochherzige Gesinnung, um das Denkmal aufzufassen nicht als ein Ehrenzeichen, sondern als einen Beweis fürstlicher Dankbarkeit; und so groß der Mann war, noch größer erscheint er uns, wenn wir sehen, daß er das Verdienst seines siebenjährigen Riesenkampfes nicht, wie er wol konnte und ein kleinerer gethan hätte, auf sein eigenes Haupt häufte, sondern dankbaren Sinnes seiner bedeutsamsten Kampfgenossen gedachte und sie durch Standbilder ehrte. Daß Friedrich der Große ausschließlich seine Feldherren dieser Ehre würdig fand, darf nicht überraschen. Das Verdienst des Feldherrn tritt schon bei seinem Leben hervor, das Verdienst des Gelehrten, des Dichters, des Erfinders kann vielfach erst die Nachwelt würdigen; dazu kommt, daß jene Zeit, je ungewohnter sie einer kraftvollen dem Auslande Hochachtung abnöthigenden kriegerischen Thätigkeit war, dieselbe um so höher schätzen mußte; ja man möchte im allgemeinen als Grundsatz aufstellen, daß eine noch im Absolutismus befangene Zeit nur für fürstliches oder feldherrliches Verdienst das rechte Verständniß habe. Noch ist das Denkmal nicht der Ausdruck der Dankbarkeit des ganzen Volks, noch hat nur der Fürst zu danken. Aber daß Friedrich der Große diese Volks- und Fürstenpflicht erkannte, ist nicht das geringste Blatt in seinem Ehrenkranze.

Nun ist allerdings die Art, wie er es that, vom Standpunkte der Kunst aus nicht ganz zu loben. Von den auf Friedrich's des Großen Befehl errichteten Standbildern des berliner Wilhelmsplatzes zeigten Schwerin und Winterfeldt die ganze Schwerfälligkeit und Geziertheit des übertriebensten Zopfstils: gezwungene Stellung, Römerkleidung und Zopf, bauschige Fahnen und Gewänder, sodaß, als sie durch die Unbilden der Witterung in den letzten Jahren ihrem gänzlichen Verderben entgegengingen, eine völlige Neubildung im Gewande der Zeit rathsam befunden ward. Seydlitz und Keith zeigen sich, obwol in noch etwas ungeschickter Weise, bereits einfacher und natürlicher, entsprechender dem, wie sie im Leben gewesen; und das war ein großer Schritt zum Bessern.

Mit der Zopfbildhauerei völlig gebrochen, das neue Princip der Naturwahrheit bewußt und sicher, mit einem den Anhängern der classischen Richtung ohne Zweifel unbegreiflichen und unerträglichen, aber darum desto genialern und wirksamern Realismus durchgeführt zu haben,

Digitized by Google

dieſes hohe Verdienſt gebührt Johann Gottfried Schadow, dem berliner Schneidersſohne, dem Stammvater eines trefflichen Künſtlergeſchlechts. Schadow's Lehrer, Taſſaert, hatte zwar bereits mit ſeinem Seydlitz, obwol unbeholfen genug, ſich dem Realismus in der monumentalen Bildhauerei zugewandt; Schadow warf alles franzöſiſche Weſen, wie es unter Friedrich's des Großen Einfluß ſich auch in der berliner Bildnerei üppig eingeniſtet hatte, alle Geſpreiztheit und Unnatur ſeiner Vorgänger fort und ſtellte in ſeinem Leopold von Anhalt, ſeinem Ziethen wahre Meiſter- und Muſterwerke einer fein charakteriſirenden, im Ausdruck maßvollen und dabei vollkommen lebenswahren Porträtbildnerei hin. Keine Kunſtweiſe iſt ſo ſehr auf eine getreue Darbildung des Lebens angewieſen, bei keiner führt das Bemühen zu idealiſiren ſo leicht zur Unwahrheit und Unnatur als bei der monumentalen Plaſtik; das hat Schadow ſelbſt bewieſen, als er ſpäter unter Goethe's Einfluß ſeinen Blücher zu Roſtock in antikiſirender Darſtellung ſchuf, ein krankhaftes und unangenehmes Werk, vornehmlich wenn wir den huſariſchen Dreinſchläger vergleichen, welchen Rauch nach einer Zeichnung von Schadow für Breslau geſchaffen hat. Wieder ganz in deutſcher Weiſe gedacht iſt Schadow's Luther zu Wittenberg.

Die Umwälzung, welche die deutſche Plaſtik durch dieſe Rückkehr zur Wahrheit erfuhr, iſt nicht hoch genug anzuſchlagen; die Bildwerke werden deutſch; und wenn auch das Volk ſie noch nicht errichtet, es kann ſie doch verſtehen und lieben. Nur naturgemäß iſt der weitere Schritt, daß das Volk, nachdem es ſich für die ihm nicht mehr wie Fremdlinge gegenüberſtehenden Kunſtwerke der Plaſtik erwärmt hat, die Errichtung derſelben ſelbſt in die Hand nimmt, nicht mehr in der Weiſe, wie die „grata civitas", die „patria" des 18. Jahrhunderts zu Düſſeldorf oder Kaſſel, ſondern aus wirklicher Dankbarkeit und ungeheuchelter Verehrung. So faßte z. B. noch bei Friedrich's II. Lebzeiten 1779 die Beſatzung von Berlin den Plan, ausſchließlich aus Beiträgen des preußiſchen Heeres ein Reiterſtandbild Friedrich's des Großen aufrichten zu laſſen. Ungleich ſeinem weniger großen kaſſeler Namensvetter verbat ſich der Heldenkönig die Ehre, indem er als ſeine Anſicht ausſprach, daß die Sitte erſt nach dem Tode des Gefeierten demſelben ein Denkmal zu errichten geſtatte. Fand dieſes erſte beabſichtigte Volksdenkmal der Neuzeit keine Ausführung, ſo doch das 1805 bereits angeregte, aber wegen der kriegeriſchen Zeiten erſt 1821 vollendete Lutherſtandbild zu Wittenberg, das erſte wahrhafte deutſche Nationaldenkmal, ſoweit dieſer Ausdruck geſtattet iſt bei einem ohne Zweifel nur von proteſtantiſchen Gebern geförderten Unternehmen.

Und auch in anderer Hinſicht iſt jenes Lutherſtandbild bedeutſam; es iſt das erſte künſtleriſch werthvolle Standbild nicht eines Fürſten,

Digitized by Google

eines Heerführers, sondern eines bürgerlichen Mannes, eines Geisteshelden; und nicht würdiger konnte nach Ablauf des monarchisch-militärischen Zeitraums der deutschen Bildhauerei die demokratische Zeit derselben eingeleitet werden als durch Luther, den Befreier des deutschen Glaubens von römischer Knechtschaft, gebildet von der Hand Schadow's, des Befreiers der deutschen Plastik vom französischen Zopf.

IV.

Es ist bekannt, wie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die deutsche Malerei sich ebenso von der Herrschaft des akademischen Classicismus befreite, wie früher bereits Schadow die monumentale Bildhauerkunst befreit hatte. Allerdings war der bängliche Zustand der Napoleonischen Drängniß einer nur einigermaßen gedeihlichen Entwickelung der monumentalen Plastik nicht günstig; denn diese fordert nicht allein bedeutende Geldmittel, sondern auch die Begeisterungsfähigkeit, die Opferwilligkeit für das Schöne, welche bei Fürsten wie bei Völkern nur eine Folge friedlicher Entwickelung sein kann. Daher begegnen wir in den ersten zwölf Jahren dieses Jahrhunderts einem fast gänzlichen Stillstand der bildnerischen Thätigkeit, soweit sie der monumentalen Verherrlichung großer Todten dient; die Lebenden hatten genug mit sich selbst und der Noth der Zeit zu thun. Der neue Aufschwung der Denkmalbildnerei geht aus von demselben geistigen Brennpunkte, von welchem überhaupt die gewaltige politische Bewegung jener Zeit der Befreiungskriege ausging, von Preußen. In Berlin hatte Schadow schon früher die Erneuerung der Plastik begonnen; in Berlin erwuchs unter seiner Anleitung, einem jungen Löwen an Kraft vergleichbar, Schadow's größerer Schüler Christian Rauch, bestimmt, aus einem königlichen Kammerdiener ein Bildner der Könige und Helden zu werden. Nachdem der Kriegssturm ausgetobt hatte, mußte naturgemäß der Gedanke entstehen, den heldenmüthigen Männern, welche den jüngstbeendeten siegreichen Kampf vorbereitet und durchgefochten hatten, und die jetzt, einer nach dem andern, lorberbekrönt in die Gruft stiegen, die höchste Ehre, die des Denkmals, zu gewähren. Daß der Preußenkönig selbst diesen Gedanken erfaßte und in glänzendster Weise durchführte, ist ein Zug jener königlichen Dankbarkeit, zu welcher Friedrich Wilhelm III. mehr als sein großer Vorfahr Friedrich II. Anlaß hatte, wenn es auch dem Geiste der leider alsbald einbrechenden Zeit des Rückschritts entspricht, daß Stein, der Neubegründer des preußischen Staats, dabei übergangen ward. Desto glänzender wurden die Kriegsmänner bedacht. Eine Fülle von Heldengestalten quoll aus Rauch's großartig schöpferischem Geiste: in leuchtendem Marmorweiß erstanden 1822 Scharnhorst, der Schlachtendenker, und Bülow, der allezeit glückliche Feldherr; ihnen

Digitized by Google

gegenüber steht seit 1826 Blücher, der zornmüthige Feldmarschall, dann erst dreißig Jahre später Blücher's Freund und „Kopf", Gneisenau, und sein bärbeißiger Nebenbuhler, der mannhafte Yorck; im charlottenburger Mausoleum ruht auf marmornem Lager die edle Königin Luise von ihren bittern Schmerzen aus. Und wie die Befreiungskriege Anlaß gaben zu diesen Heldenbildern, so das Jubelfest der Reformation zu der Durchführung des lange beabsichtigten Lutherstandbildes. Mit der Herstellung des Friedens beginnt diese Blütezeit einer wahrhaft nationalen Plastik; ihr Ausgangspunkt ist, ihr Herzpunkt bleibt Berlin, die Stadt, wo Schadow und Rauch eine Fülle hochbegabter Schüler um sich sammeln, welche an Schadow's freier Richtung des künstlerisch veredelten Realismus festhalten. Anfangs ist es noch vorwiegend Marmorbildnerei; in der Technik des Erzgusses waren die berliner Künstler noch ungeübt; Schadow mußte sie in Rußland und Schweden studiren, zur Vollendung seiner Erzbilder, des Luther z. B., mußten französische Gießer und Ciseleure verschrieben werden, und erst nach und nach bildete sich jene vollendete Sicherheit des Erzgusses aus, die jetzt in Berlin heimisch ist.

Die Befreiung, die Begeistigung, die Volksthümlichmachung des deutschen Denkmalwesens geht aus von dem Berlin Friedrich's des Großen; und wie wirksam diese Befreiung gewesen ist, lehrt die seit achtzig Jahren ununterbrochen sich folgende Reihe der trefflichsten plastischen Künstler, welche sämmtlich einen großen, fruchtbringenden und dankbar anerkannten Theil ihres Wirkens der Denkmalbildnerei widmen: Tassaert, sein Schüler Schadow, an dessen großen Schüler Rauch sich wieder Drake, Kiß, Rietschel und die zahlreiche jüngere Schar der berliner Bildhauer anreihen. In steiger Folge vererbt sich die Technik der Bildnerei, der Marmorsculptur, des Erzgusses in ihren verschiedenen Weisen; wie Rauch, dessen beste schöpferische Kraft der Denkmalbildnerei zugewandt war, von 1820 an die Plätze Berlins mit zahlreichen Kunstwerken schmückte, so ging hauptsächlich von Berlin, von Rauch's Wirken die Anregung aus zu jener stetig zunehmenden Zahl von Denkmalen, die in andern Städten unsers Vaterlandes an die großen Todten erinnern.

Daß es nicht Ueberhebung ist, wenn Preußen das Verdienst der Erweckung der nationalen Plastik sich zueignet, lehrt ein Blick auf die entsprechenden Kunstwerke anderer Städte. Stuttgart besaß in Dannecker einen trefflichen Künstler; aber eine Blüte der Denkmalsplastik konnte in den engen Verhältnissen deutscher Kleinstaaterei nicht aufkommen. Wie kläglich es noch lange in Dresden bestellt war, lehren Rietschel's Aufzeichnungen über seine Jugendjahre.*) Wien war zu sehr in den Banden des Metternich'schen Polizeistaats, welcher jedem Zuge-

*) Oppermann, „Ernst Rietschel" (Leipzig, F. A. Brockhaus).

Digitized by Google

ständniß an die Stimme des Volks, jeder Entwickelung eines freien Volkswillens auch nur in der Errichtung eines Denkmals gründlich abhold war. Diesen Zusammenhang zwischen dem Geiste der Regierung und der Blüte der Denkmalsplastik lehrt die Geschichte der österreichischen Kunstbestrebungen mit vollkommener Deutlichkeit. Eine Befreiung zunächst von den Banden des Classicismus, wie Schadow sie der berliner Schule errang, fand in Oesterreich nicht statt. Das einzige bedeutende Standbild jener Zeit, Zauner's Joseph II. zu Wien, ist zwar ein sehr anerkennenswerthes Kunstwerk, aber ganz im römischen Imperatorenstil; es ward dem freisinnigen Kaiser errichtet 1807, in der Zeit der Waltung Stadion's und des Erzherzogs Karl, als man nothgedrungen für kurze Zeit in die Bahn größerer Freiheit und Volksthümlichkeit einlenkte. Lange, lange Zeit schien es, als ob an der Donau nur ein geborener Erzherzog der Ehre des Denkmals theilhaft werden könne; jene fürstliche Dankbarkeit und volksthümliche Kunstliebe, welche Friedrich II. und Friedrich Wilhelm III. so schön bethätigten, sie waren in Wien nicht zu Hause; jedenfalls harren noch immer Daun, Laudon und Kaunitz ihres Denkmals, anderer zu geschweigen. Die Erinnerung an den tiroler Freiheitskampf war erst recht verpönt, weil in dieser Heldenzeit das Volk es gewagt, sich selbst zu helfen. Als 1823 einige tiroler Offiziere Andreas Hofer's Leiche ohne hohe obrigkeitliche Erlaubniß aus Mantua nach Tirol brachten, machte man ihnen den Proceß, führte die Gebeine in tiefstem Geheimniß weiter und ehrte erst elf Jahre später das Andenken des tapfern Volkskämpfers durch ein Denkmal, nicht ein öffentliches, sondern ein Grabdenkmal in der Hofkirche zu Innsbruck. Kaiser Franz' II. Denkmal in Wien von Marchesi, errichtet 1846, zeigt noch gänzlich den undeutschen Cäsarenstil mit seinen allegorischen Zuthaten. Das 1848 zu Prag aufgerichtete Standbild Kaiser Karl's IV., das 1858 vollendete Radetzkydenkmal daselbst, das 1860 in Wien vollendete Reiterbild Erzherzog Karl's waren wol die ersten großartigen in deutschem Geiste gedachten öffentlichen Standbilder Oesterreichs, welches in dieser Hinsicht, was die Denkmalfreude sowol des Herrscherhauses wie des Volks betrifft, hinter den Kunstkreisen, deren Mittelpunkte Berlin und München bilden, entschieden zurücksteht. Indeß ist bereitwillig anzuerkennen, daß das Jahr 1848 auch in dieser Hinsicht einen Fortschritt gebracht hat.

V.

Eine Kunststätte, welche mit Berlin in der Herstellung von Denkmalen wetteiferte, entstand gegen Ende der zwanziger Jahre in München. König Ludwig I. von Baiern war seit seinem Regierungsantritt 1825 bemüht, auch die Bildnerei zu reicher Entfaltung zu bringen, und es

Digitized by Google

bot sich ihm zur Ausführung dieser Absicht in Ludwig Schwanthaler ein leicht, wenn auch weder allzu tief, noch in wahrhaft freiem Geiste schaffendes Talent. Schwanthaler übte etwa von 1840 an durch seine eigenen Werke wie durch die seiner Schüler einen ähnlichen, wenn auch weit minder durchgreifenden Einfluß auf Süddeutschland, wie solchen bereits seit 1820 Rauch auf Norddeutschland geübt hatte; bezeichnend ist jedenfalls, wie noch der 1840 enthüllte Dürer zu Nürnberg ein Werk Rauch's, der 1839 zu Stuttgart aufgestellte Schiller, sowie sogar der in München selbst 1839 aufgerichtete Kurfürst Maximilian I. ein Werk Thorwaldsen's ist. Der Erzguß erreichte indeß zu München bald eine Stufe glänzender Entwickelung und erzielte vor allem unter Stiglmayer's und von Miller's kundiger Leitung die reichsten Erfolge. Der Ruf der münchner Erzbildnerei drang weithin, während das mainzer Gutenbergcomité noch 1834 das Standbild in Paris gießen ließ, dieses etwa damit begründend, man müsse die beste Gelegenheit aufsuchen; die patriotischen Mainzer haben diese sogenannte „beste Gelegenheit" zu einer Zeit, als Rauch's Blücher zu Berlin, sein Francke zu Halle längst in trefflichster Ausführung dastanden, nach Gebühr bezahlen müssen.

Es ist sehr erklärlich, daß die in den drei ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts errichteten Denkmale ihrem größten Theile nach das frühere Gepräge eines vom Landesfürsten veranlaßten, auf Landeskosten geschaffenen Kunstwerks tragen. Daß das ganze Denkmalwesen eine ich möchte sagen demokratische Färbung gewonnen hat, datirt im wesentlichen von der größern politischen Regsamkeit der dreißiger Jahre an; die Volksbewegungen derselben weckten und kräftigten den Gemeinsinn, welcher sich u. a. auch in der selbstthätigen Errichtung von Denkmälern zu äußern versuchte; und diese wurden fortan seltener Fürsten und Kriegsmännern, dagegen mit Vorliebe großen Bürgern, Gelehrten, Dichtern, Künstlern errichtet. Wer einigermaßen die höchst bedeutenden Kosten eines wirklich künstlerisch werthvollen Denkmals kennt, und wer weiß, wie schwer es gemeiniglich in Deutschland hält, für ein ideales Unternehmen 10—20000 Thlr. zusammenzubringen, der wird es erklärlich finden, daß diese Volksdenkmale, mit Begeisterung begonnen, mit Eifer weiter geführt, dennoch nicht selten erst nach Jahren zur Ausführung gelangten, ja daß manches derselben, eine Wirkung allzu gewaltiger Anlage oder ermatteter Theilnahme, trotz langjähriger größter Anstrengungen nicht zu Stande kam, wie z. B. das Hermannsdenkmal. Im ganzen tritt etwa seit 1830 die Zahl der auf allerhöchsten Befehl ausgeführten Denkmale hinter der Zahl der durch öffentliche Sammlungen zusammengebrachten wesentlich zurück. So erstand aus solchen Sammlungen, welchen indeß auch aus fürstlichen Chatoullen mancher

Digitized by Google

bedeutende Beitrag zufloß, Blücher zu Breslau 1827, Francke zu Halle 1829, J. Möser zu Osnabrück 1836, Gutenberg zu Mainz 1837, Schiller zu Stuttgart 1839, Dürer zu Nürnberg 1840, Bonifacius zu Fulda und Mozart zu Salzburg 1842, Goethe zu Frankfurt a. M. 1844, Beethoven zu Bonn 1845, Karl IV. zu Prag und Friedrich Wilhelm III. zu Berlin 1849, Herder zu Weimar und Thaer zu Leipzig 1850. Lessing zu Braunschweig und Kopernicus zu Thorn 1853, Wieland und Goethe-Schiller zu Weimar 1857, Kurfürst Johann Friedrich zu Jena, Gutenberg-Schöffer-Fust zu Frankfurt, Radetzky zu Prag 1858, Händel zu Halle und Winckelmann zu Stendal 1859, K. M. v. Weber zu Dresden und A. Thaer zu Berlin 1860, Luther zu Möhra 1861, Maria Theresia zu Wiener-Neustadt 1862, Kant zu Königsberg 1864. Die Schillerfeier des Jahres 1859 gab Anlaß zu der Begründung einer Anzahl von Schillerdenkmalen, zu Berlin, Frankfurt, Hannover, Mannheim, Mainz, Hamburg, München ꝛc., welche theils beabsichtigt, theils bereits vollendet sind. Das große Lutherstandbild für Worms harrt der Vollendung durch Rietschel's Schüler, zu dem Arndt's für Bonn haben sich überraschend schnell die Gelder zusammengefunden, Goethe und Lessing für Berlin sind vorbereitet, für Kepler und Uhland wird eifrig gesammelt, kurz es ist eine ungemeine Regsamkeit in der Herstellung von Standbildern aus freiwilligen Beiträgen. Und hierbei sind nur diejenigen Namen erwähnt, die allgemeine nationale Bedeutung haben, nur die Kunstwerke, die in wirklich großem Stile ausgeführt wurden oder werden. Die Zahl der mehr local bedeutsamen, der in bescheidenerm Maße ausgeführten Kunstwerke wird derjenigen der bereits genannten Denkmale wenig oder nicht nachstehen.

Dabei dürfen wir keineswegs vergessen der wenn auch minder zahlreichen, doch zum Theil sehr bedeutsamen Standbilder, die im Auftrage von Fürsten während dieser selben dreißig Jahre errichtet wurden. Es seien hier nur aufgeführt: Kurfürst Maximilian I. zu München und J. P. F. Richter zu Baireuth 1841, Rudolf von Habsburg zu Speier 1843, Gluck zu München 1848, alle gesetzt auf Befehl König Ludwig's I. von Baiern; Franz I. 1846, Erzherzog Karl 1860, beide zu Wien, Gneisenau und Yorck zu Berlin 1855, und vornehmlich das großartigste aller deutschen Denkmale, vielleicht aller Denkmale der Welt, Rauch's Friedrich II. zu Berlin, enthüllt 1851.

Von der einen wie von der andern Abtheilung, den durch Volksbeiträge und den auf höhern Befehl in den letzten dreißig Jahren entstandenen Denkmalen, ist hier sicherlich noch nicht der dritte Theil aufgezählt, es sind diejenigen, welche durch die Persönlichkeit des Gefeierten eine mehr oder minder nationale Bedeutung erhalten. Ueberaus zahlreich vertreten sind außerdem die Fürstenstatuen, die hier zu aller-

Digitized by Google

meist übergangen wurden, weil sie vielfach nur örtliches Interesse haben, vielfach an künstlerischer Bedeutung zurückstehen, oder auch, weil wir über deren Entstehung nicht völlig unterrichtet sind. Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover, alle übrigen großen und kleinen deutschen Länder bis zu Reuß-Schleiz herab haben, die einen mehr, die andern weniger, Fürstlichkeiten aus alter oder neuer Zeit aufgefunden, ihre Märkte und Plätze damit zu zieren: Friedrich II., Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Franz I. von Oesterreich, Maximilian II. von Baiern sind mehrfach vertreten; es ist kaum eine leidlich ansehnliche Stadt, kaum ein leidlich bedeutsamer Mann zu finden, die nicht ihr Denkmal besäßen. Abgesehen von dem dadurch allerorten geweckten oder gesteigerten Kunstsinn und Bürgerbewußtsein hatte diese eifrige Denkmalsliebhaberei der letzten dreißig Jahre mit der sicherlich zu Hunderten zählenden Menge von Standbildern einen höchst bedeutsamen Einfluß auf die Pflege der deutschen Bildnerkunst überhaupt. Mit dem größern Bedürfniß erwuchs auch eine gegen früher wesentlich ansehnlichere Zahl von Bildhauern; je mehr, der Zeitströmung entsprechend, die ideale und Marmorbildnerei zurücktrat, desto größere Ausbildung und Verbreitung gewann der Erzguß. Während man noch vor vierzig Jahren französische Gießer und Ciseleure nach Berlin kommen ließ, noch vor dreißig Jahren den mainzer Gutenberg zum Guß nach Paris schickte, besitzt Deutschland außer den großartigen Gießereien zu Wien, Berlin und München eine Anzahl kleinerer, die nicht weniger Treffliches liefern, wie die gräflich Einsiedel'sche zu Lauchhammer, die von dem verstorbenen Burgschmiet zu Nürnberg gegründete, die von Howald zu Braunschweig u. a. m. Jedenfalls ist die gegenwärtige deutsche Erzgießerei der jedes andern Landes mindestens ebenbürtig, und ebenso sind unter der Einwirkung dieser Kunstblüte die verwandten Kunstzweige, der Eisen- und Zinkguß, die Galvanoplastik u. a., in der reichsten Entfaltung begriffen. Desgleichen ist nicht zu verkennen, daß die häufige künstlerische Verwerthung des Granits, dieses so prächtigen Materials, ganz eigentlich dem Denkmalwesen der Gegenwart ihren Ursprung verdankt.

s. 305 #

Digitized by Google

Die Lehren des Materialismus im Alterthum.

Von

Karl Silberschlag.

Nach den Ausführungen mancher neuern Schriftsteller sollte man meinen, die Lehren des Materialismus seien ein Product der neuesten Wissenschaft, Naturforscher wie Vogt, Moleschott, Büchner, hätten zuerst den Materialismus wissenschaftlich begründet. In der That aber ist der Materialismus durchaus keine neue Lehre, die jüngsten naturwissenschaftlichen, namentlich die physiologischen Entdeckungen und Conjecturen haben allerdings Einfluß auf Darstellung und Begründung des Materialismus gehabt, dieser selbst aber ist uralt.

Man bedenke nur, wie weit verbreitet materialistische Ansichten im vorigen Jahrhundert waren, wie z. B. bereits um das Jahr 1740 Lamettrie, der bekannte Vorleser Friedrich's II., in seinem Werke „L'homme machine" darzuthun suchte, es existire überhaupt kein menschlicher Geist, der Mensch sei nur eine gutgebaute Maschine, das Denken, Empfinden und überhaupt die ganze Geistesthätigkeit des Menschen sei nur ein Product seiner Nerven.

Die ältesten Versuche einer wissenschaftlichen Begründung des Materialismus erfolgten, soviel uns bekannt geworden, schon im Alterthum durch eine Anzahl griechischer Philosophen, unter denen der im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt lebende Demokrit einer der ersten gewesen zu sein scheint.

Sokrates hat nach dem Zeugnisse sowol Xenophon's als Platon's vielfach in seinen Gesprächen atheistische und materialistische Ansichten bekämpft.

Wir wollen zwei Stellen in Platon's Gesprächen, die uns geeignet scheinen, Licht auf die Geschichte des Materialismus und Atheismus bei den alten Griechen zu werfen, herausheben. Diese Stellen finden sich im „Phädon", bekanntlich einem der frühesten Werke Platon's, und in seiner letzten Schrift: „Von den Gesetzen".

Erstere Stelle lautet:

„Als ich jung war" (diese Worte sind dem im Gefängnisse befindlichen Sokrates in den Mund gelegt), „hatte ich ein wunderbares Verlangen nach jener Weisheit, welche man Naturkunde nennt. Denn sie dünkte mich überaus erhaben zu sein als Wissenschaft von den Ursachen, warum jedes Ding entsteht, weshalb es vergeht und weswegen es ist; und oftmals habe ich mich nach oben und unten gewandt, indem ich zuerst Folgendes in Betrachtung zog: ob, wenn das Warme und Kalte in eine gewisse Fäulniß geräth, dann wirklich, wie einige behauptet haben, die lebenden Geschöpfe mit erwachsen, und ob das Blut das sei,

Digitized by Google

durch welches wir vernünftig sind, oder das Feuer, oder ob vielmehr das Gehirn das sei, was die Wahrnehmungen des Hörens, Sehens und Riechens bewirke, und ob aus diesen dann Erinnerung und Vorstellung entstehe, aus Erinnerung und Vorstellung aber, wenn sie Stetigkeit gewonnen haben, das Wissen entstehe ....

Als ich nun einst jemand aus einer Schrift des Anaxagoras vorlesen und behaupten hörte, daß der Geist es sei, welcher alles anordne und ursächlich bedinge, da hatte ich meine Freude an dieser Ursache und es dünkte mich in gewisser Art etwas Schönes zu sein, daß der Geist die Ursache von allem sei; auch war ich überzeugt, daß, wenn dies der Fall ist, der ordnende Geist auch alles so ordne und jedes einzelne so bestimme, wie es wol am zweckmäßigsten sei ... Ganz im Eifer nahm ich nun die Schriften des Anaxagoras zur Hand und las sie, so geschwind ich nur konnte, um so geschwind als möglich das Zweckmäßigste und das Schlechtere zu erkennen.

Da sah ich mich nun aber von einer wundervollen Hoffnung zurückgebracht, als ich im Lesen weiter komme und einen Mann finde, der von seinem Geiste gar keinen Gebrauch macht, ihn auch nicht als Ursache in Anordnung der Dinge aufführt, wohl aber Luft und Aether und Wasser und vieles andere Ungereimte als Ursachen aufführt. Und es kam mir vor, es sei ihm ganz ebenso ergangen, als wenn einer sagen wollte, Sokrates thut alles, was er thut, mit Geist, und, indem er sich hierauf anschickte, die Ursachen von allem, was ich thue, zu nennen, nun zuerst sagen würde, daß ich deshalb jetzt hier sitze, weil mein Körper aus Knochen und Sehnen zusammengefügt sei und weil die Knochen fest seien und Gelenke haben, die Sehnen aber so beschaffen seien, daß sie angezogen und nachgelassen werden können, während doch die wahre Ursache, weshalb ich hier sitze, die ist, daß, nachdem es die Athener besser dünkte, mich zu verurtheilen, es denn auch mich wiederum besser gedünkt hat, hier zu sitzen und die Strafe zu erwarten, sintemal ja diese Knochen und Sehnen längst entweder in Megara oder in Böotien wären, von der Vorstellung des Besten getragen, wenn ich nicht glaubte, es sei gerechter und schöner, statt zu entfliehen, die Strafe zu erdulden.

Solche Dinge also, wie Knochen und Sehnen, als die Ursachen zu bezeichnen, ist gar zu ungereimt; wenn man aber sagen wollte, daß ich, ohne Knochen und Sehnen zu haben, das nicht thun könnte, was mich gut dünkte, so wäre das wol richtig."

Die Stelle in der Schrift „Von den Gesetzen" lautet, (im 12. Buche §. 857):

„Kein Mensch, der die Gestirne nicht blos oberflächlich und unwissenschaftlich angeschaut hat, ist noch je von einer so gottentfremdeten Natur gewesen, daß sie nicht gerade den entgegengesetzten Einfluß auf

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google

ihn ausgeübt hätten, als den die große Menge von ihnen erwartete. Denn die große Menge meint, daß alle, welche sich mit der Sternkunde und den nothwendig mit ihr verbundenen Wissenschaften beschäftigen, dadurch zu Gottesleugnern werden, weil sie dadurch zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Dinge aus der Nothwendigkeit ihren Ursprung nehmen und nicht dazu eines bewußten und vernünftigen Willens bedürfen, der auf ihre möglichste Güte und Vollendung hinarbeitet. Den frühern Astronomen erschien alles, was sich vor ihren Augen am Himmel bewegte, als nichts anderes denn eine Masse von Steinen und Erde und andern leblosen Stoffen, unter welche sie also die Ursachen der ganzen geordneten Welt vertheilten.

Das war es, was damals viele Leute zu Gottesleugnern machte und viele andere von derartigen Beschäftigungen zurückhielt, sodaß denn auch Dichter es wagen konnten, solche Philosophen zu schmähen und sie mit Hunden zu vergleichen, die unnützes Gebell machten, und sich in andern thörichten Reden gegen sie zu ergehen. Jetzt aber, wie gesagt, steht die Sache gerade entgegengesetzt."

Suchen wir uns auf Grund dieser Stellen ein Bild von der Entstehung und Ausbildung der materialistischen Lehren im Alterthum zu machen!

Sobald bei den alten Griechen die wissenschaftliche Erforschung der Natur begann, mußten die Naturforscher sofort mit dem allgemeinen Volksglauben in Betreff der Götter in Widerspruch gerathen. Wenn der Naturforscher z. B. den Regen, die Wolkenbildung oder Donner und Blitz auf natürliche Weise erklären wollte, so verstieß er gegen den Volksglauben, daß Zeus, der Wolkenerwecker, wie ihn Homer nennt, (νεφεληγερετὰ Ζεύς) die Wolken über die Erde führe und den Blitz herabwerfe. Wenn der Naturforscher den Lauf der Sonne um die Erde aus physikalischen Gründen zu erklären suchte, so verstieß er ebenfalls gegen den Volksglauben, der dahin ging, daß Helios auf seinem Gespann die Sonne um die Erde herumführe. Wurde doch der Philosoph Anaxagoras der Gotteslästerung beschuldigt, weil er behauptet hatte, die Sonne sei nur ein feuriger Stein, der durch einen Wirbel des Aethers um die Erde herum bewegt werde. Ein Conflict der Naturforschung mit dem herrschenden Volksglauben war daher bei dem Charakter des letztern unvermeidlich.

Die Naturforscher waren genöthigt, sehr vieles aus dem bisherigen Volksglauben zu verwerfen. Manche unter ihnen gingen aber insofern zu weit, als sie den ganzen Volksglauben verwarfen und überhaupt die Existenz von etwas Göttlichem in und über der Natur sowie die Existenz eines vom Körper zu trennenden menschlichen Geistes leugneten. Hierzu trug wahrscheinlich am meisten der Umstand bei, daß die Natur-

Digitized by Google

forschung sich nur mit dem beschäftigen konnte, was sich durch Beobachtungen und Schlußfolgerungen erforschen läßt, nämlich mit den nächsten materiellen Ursachen der Naturerscheinungen; die immateriellen Ursachen dessen, was geschieht, nämlich die göttliche Vorsehung im Weltall, der Geist des Menschen in unserm Körper, konnte wol Gegenstand des Nachdenkens, aber niemals Gegenstand der Beobachtung und somit der eigentlichen Naturforschung sein; eben um deswillen mochten viele Naturforscher sich verleiten lassen, ganz von ihnen abzusehen.

Das Volk machte nun keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Naturforschern. Es nahm überhaupt an, jeder, der sich mit Naturforschung, namentlich mit Sternkunde beschäftige, sei ein Atheist.

Nun trat aber unter den Naturforschern Anaxagoras mit der Lehre auf, die ganze Welt sei ein wohlgeordnetes Ganze (κόσμος); die Ordnung der Welt, die in ihr herrschenden Gesetze lassen auf einen Geist (νοῦς) schließen, welcher die Welt geordnet habe.

Dieser Lehre des Anaxagoras schloß sich Sokrates mit seiner Schule an. Es sind vorzugsweise zwei Beweise für die Existenz Gottes oder der Götter, welche Xenophon sowol als Platon übereinstimmend dem Sokrates zuschreiben und welche daher gewiß schon von ihm selbst vorgetragen und nicht nachträglich von seinen Schülern erfunden worden sind; nämlich einmal die Ausführung, daß die in der Welt herrschende Ordnung und Gesetzmäßigkeit nothwendig auf ein geistiges Wesen schließen lasse, von welchem diese Ordnung, diese Gesetze herrühren, und sodann der Hinweis auf die Natur des Menschen, die Betrachtung, daß, da der kleine Mensch einen verständigen denkenden Geist habe, man unmöglich annehmen könne, das ganze Weltall sei ohne einen verständigen Geist, der dasselbe beherrsche und leite.

Eine dritte Argumentation findet sich blos bei Platon, in seiner Schrift „Von den Gesetzen"; sie ist insofern mehr negativer Natur, als sie besonders das Ungereimte der Ansicht der atheistischen Philosophen nachzuweisen sucht. Nach Ansicht der letztern waren nämlich die Erde und sämmtliche Himmelskörper aus den vier Elementen zusammengesetzt, letztere aber bestanden wieder aus den Atomen, die anfangs im Weltraum ruhend geschwebt haben, dann aber durch Zufall in Bewegung gekommen seien und sich zu den Elementen vereinigt haben sollten. Hiergegen macht nun Platon gewiß mit Recht geltend, daß, wenn wirklich jemals eine Zeit gewesen sei, wo die Atome im Weltraume ruhend geschwebt hätten, dann doch die leblosen Atome nicht von selbst hätten anfangen können, sich zu bewegen, sodaß keine andere Ursache jener Bewegung der Atome, wodurch eben erst die Elemente und dann die Weltkörper gebildet sein sollten, sich denken lasse als eben ein die ganze Welt beherrschendes geistiges Princip, d. h. eben Gott.

Digitized by Google

Wir wollen diese dem Materialismus entgegengestellten Gründe nicht näher untersuchen. Sicher ist wol, daß durch die Lehren des Anaxagoras, Sokrates und Platon dem Materialismus viele Anhänger entzogen wurden, daß der Materialismus und Atheismus von den genannten großen Männern im ganzen mit Erfolg bekämpft wurde.

Wenn nun aber Platon in seinen „Gesetzen" die Hoffnung ausspricht, man werde künftig die Naturforscher, namentlich die Astronomen, nicht mehr wie bisher als Gottesleugner, sondern als vorzugsweise fromme Männer erkennen, weil ja die Betrachtung der Natur und ihrer Gesetze auf die Existenz eines ordnenden und herrschenden göttlichen Wesens hinleite, so ist diese Hoffnung keineswegs in Erfüllung gegangen. Noch heutzutage zählt der Materialismus unleugbar verhältnißmäßig die meisten Anhänger unter den Naturforschern, namentlich den Physiologen. Woher kommt dies? Gewiß aus keinem andern Grunde, als weil Gegenstand der Naturforschung — mag diese sich nun die Außenwelt oder die Menschen betrachten, mag sie blos beobachten, wie im Alterthum, oder auch experimentiren, wie in der Neuzeit — immer nur die nächsten körperlichen oder materiellen Ursachen der vorkommenden Erscheinungen sein können. Der Vorwurf, den Platon in der von uns angeführten Stelle dem Anaxagoras macht, er habe sich in allen seinen Büchern fast blos mit den nächsten materiellen Ursachen beschäftigt, ist ein höchst ungerechter; als Naturforscher konnte Anaxagoras nicht anders handeln; der ganze Vorwurf beweist nur, daß Platon blos Philosoph war, während Anaxagoras zugleich Philosoph und Naturforscher gewesen ist. Die beständige Betrachtung der nächsten materiellen Ursachen, welche dem Naturforscher unentbehrlich ist, kann nun aber leicht dahin führen, das offenbar vorhandene geistige Element ganz zu vergessen.

Um eine einzelne Bewegung des Armes oder Fußes zu erklären, genügt die Betrachtung der Nerven, Muskeln und Knochen. Sehen wir aber auf das ganze Leben des Menschen, auf seine mancherlei Handlungen, auf die Gedanken und Empfindungen, die ihn in Liebe und Haß, in Freude und Schmerz bewegen, so müssen wir neben den Nerven und Muskeln einen menschlichen Geist annehmen, wie wir ja auch die Erscheinungen des Weltalls im ganzen und großen ohne die Annahme eines über der Materie stehenden geistigen Elements nicht erklären können.

Es ist nun aber gerade die fleißige und minutiöse Erforschung des einzelnen in der Natur mit dem Fortschritt der Wissenschaft in neuester Zeit immer mehr ausgebildet worden, und gerade über dieser minutiösen Erforschung des einzelnen, z. B. im Bau des menschlichen Körpers, der Thätigkeit der Muskeln und Nerven, verlieren die Physiologen und

Digitized by Google

Naturforscher oft den Ueberblick über das Ganze. Sehen wir doch bei großen und kunstvollen Bauwerken, daß, wer dicht vor denselben steht, nur Einzelheiten wahrnimmt, aber nicht den Plan des Ganzen, der sich weit besser und leichter von dem in einiger Ferne befindlichen Beobachter erkennen läßt.

Margarethe Wilson. *)

Von

Feodor Wehl.

Vor Claverhouse, den zornentbrannt
Mit seinen wilden Horden
Der zweite Jakob ausgesandt,
Die Ketzer zu ermorden,
Ward von den Häschern, ungerührt
Von jungfräulichem Zagen,
Die arme Margareth geführt,
Sie schimpflich anzuklagen.

„O, Oberst, sieh", so sprach voll Wuth
Die meuterische Rotte:
„Das Lärvchen hier von Milch und Blut
Schwört auch zum falschen Gotte.
Umsonst schon haben wir versucht,
Sie gläubig zu bekehren;
So gut und schwer wir auch geflucht,
Sie blieb bei ihren Lehren.

Nun schleppen wir sie dir heran,
Den Starrsinn ihr zu brechen.
Gelingt auch dir's nicht, magst du dann
Ihr gleich das Urtheil sprechen.
Der König hat dich abgeschickt
Und Vollmacht dir gegeben, —
Wo Protestanten man erblickt,
Zu nehmen Leib und Leben."

„Ho!" ruft der wilde Claverhouse,
„Hier gilt es kurz Verfahren.
Sieh', Schatz, nur nicht so traurig aus
Mit deinen achtzehn Jahren.

*) Siehe Macaulay's „Geschichte von England seit dem Regierungsantritt Jakob's II. Uebersetzt von L. G. Lemcke" (Braunschweig, Leibrock), II, 55.

Digitized by Google

Komm, sei gescheit und blick mich an,
Ich will zur Braut dich nehmen,
Wenn deine arme Seele kann
Katholisch sich bequemen."

„Um dich nicht, wilder Henkersknecht,
Um keine Königskrone
Entsag' ich meinem Glaubensrecht
Und meines Heilands Lohne.
Fletsch nur die Zähne, knirsch im Zorn:
Es schreckt mich nicht dein Wüthen,
Und würfst du mich auf eitel Dorn,
Mich dünkt' er Himmelsblüten."

„Hoho!" schreit Claverhouse in Wuth,
„Hier gilt es Mores lehren.
Noch gibt's ein Mittel, schlicht und gut,
Den Trotzkopf zu bekehren.
Seht hier am Solwaystrand den Pfahl
Im Sande eingedämmet,
Er wird am Tag zu zweien mal
Vom Meere überschwemmet.

An diesen Pfahl, Dragoner, sei
Gebunden fest die Dirne;
Schon leise rauscht die Flut herbei
Und näßt ihr bald die Stirne.
Läuft ihr das Wasser erst ums Kinn,
Der Kehl' die Luft zu rauben,
So fährt dahin ihr stolzer Sinn
Zusammt mit ihrem Glauben.

Drum schnell ans Werk und zaudert nicht!
Das ist die erste Probe.
Streng zieh' ich Ketzer ins Gericht,
Daß mich mein König lobe."
— Und wie gesagt, so wird gethan,
Flugs ist das Werk verrichtet:
Margreth hat freudig himmelan
Ihr frommes Aug' gerichtet.

Die Woge steigt ihr bis ans Knie,
Und bald zu Leib und Mieder!
Die Dränger beben, aber sie
Singt ihrer Kirche Lieder.
Sie singt und singt und fraget nicht
Nach Graus und Todesqualen,
In Freuden sieht man ihr Gesicht
Und wie in Glorie strahlen.

Digitized by Google

So schwillt das Wasser auf und schwillt
Ihr bis zu Hals und Munde,
Und Claverhouse ruft freudenwild:
„Nun, Schatz, kommt deine Stunde.
Schwör' ab den Ketzerglauben gleich,
Sonst ist's um dich geschehen!"
„Mir wird", ruft sie, „das Himmelreich,
Mag denn mein Leib vergehen!

Nicht schwör' ich ab, was ich geglaubt,
Und gerne will ich sterben,
Durch Christus, unsrer Kirche Haupt,
Die Seligkeit zu erben.
Doch dich, o Henker, wiss' es, wird
Zu schwarzen Höllenflammen
Der gläub'gen Heerde frommer Hirt
Einst gnadenlos verdammen.

Sink' tief nur in den Sündenpfuhl
Und freu' dich meiner Qualen,
Einst wirst du sie vorm Richterstuhl
Des Ewigen bezahlen.
Gedenke mein, und was ich sprach,
Es wird sich wahr einst zeigen!"
— Die Flut schwillt über allgemach
Und auf ihr herrschet Schweigen.

Dahin ist Margareth, und sacht
Nur hört die Well' man gehen.
Vor Claverhouse kommt schwarze Nacht,
Er fühlt sich Graus durchwehen.
Stier blickt er in das Meer hinein;
Er bebt in tiefster Seele:
Wild packt ihn des Gewissens Pein,
Daß sie hinfort ihn quäle.

Margrethe Wilson muß er sehn
An einen Pfahl gebunden
Vor seines Geistes Auge stehn
Zu allen Lebensstunden.
Er hört die Woge ab und zu,
Ihr Schwellen und ihr Schäumen,
Sie gibt ihm nimmer wieder Ruh'
Im Wachen noch im Träumen.

Mag König Stuart ihn mit Ehr'
Und Gnaden überhäufen
Und mag in Wein er noch so sehr
Sein böses Herz ersäufen:

Digitized by Google

In aller Lust, in aller Pracht
Muß er die Schuld bewahren,
Und plötzlich sterbend über Nacht
Hinab zur Hölle fahren.

Literatur und Kunst.

Zwei Genien der Wissenschaft.

Das Leben eines Mannes liegt erst dann klar vor uns, wenn wir es verstehen, d. h. nach Humboldt, auf Nothwendigkeit zurückgeführt haben; und Goethe sagt: „Wir verstehen nur das, dessen Entstehen wir kennen." Es ist beides dasselbe; die Nothwendigkeit des So und Nicht anders liegt eben in dem Wie der Entstehung. Aus ihm lernt der Mensch, der die Wege großer Genien erforschen will, nicht aus dem Anstaunen, aus der Bewunderung des Glanzes, der schließlich die Häupter umflicht.

Karl Ritter und Karl Gustav Carus — dieser noch unter den Lebenden, jener schon geschieden — wir können keine schönere Illustration zu dem Obigen geben als die Biographie dieser beiden Männer, wie sie, von jeder der erste Theil, also eben die Entstehung, in zwei Werken vor uns liegt: „Karl Ritter. Ein Lebensbild nach seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt von G. Kramer" (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses), und „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten von Karl Gustav Carus" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Der eine umfaßte die Erde, der andere den Menschen auf ihr. Was gibt's noch, wenn nicht vielleicht den fernen Himmel mit seinen Heeren von Sternen, was uns mehr anzöge? Aber wie so matt zieht's die meisten an — wie so gewaltig riß es jene Männer an sich! Die alten Zeiten sprechen von Lieblingen der Götter, und viele begnügen sich noch heut mit dieser poetischen Floskel, die angethan ist, den Neid wach zu rufen und Bitterkeit zu erregen in dem Gedanken: Warum bin ich nicht ein solcher?! — Warum? Ja, warum! Das ist das gewaltige Wort, welches Geister schafft und Lieblinge der Gottheit, dieses kleine Warum. Wer das auf den Lippen mit ins Leben nimmt, der ist nicht verloren, der ist zu Hohem bestimmt.

Carus wie Ritter haben dieses Zauberwort auf ihren Lebensweg mitgenommen. Carus sagt: „Ich hatte mir ein ganz Ungewöhnliches, ja Außerordentliches zum Ziel gesteckt, und so gelang es mir allein, einiges zu schaffen, das über das Gewöhnliche sich erhebt." Hierin liegt schon jenes Warum, welches so ungewöhnlich ist in der Welt, daß es fast ein Außerordentliches geworden. Und doch lockt das Ungewöhnliche, Außerordentliche; es stecken sich auch wirklich viele, zumal in der Jugend, hohe ungewöhnliche Ziele — woher kommt's, daß die meisten dennoch so gar nichts schaffen? Carus sagt an einer andern Stelle: „Das erste Bedingniß, unter welchem wir zum Ideal gelangen, ist Freiheit! Wer über die Stürme der Jugend sich glücklich hingearbeitet, ohne daß seine edelsten Kräfte verzehrt worden, der wird etwas leisten können und müssen, wenn er nicht in Egoismus versinkt." Haupt empor also nach irgendeinem Stern

Digitized by Google

in der Weite, und dazu sich frei ringen von den Strudeln, welche edle Kräfte verzehren — das ist es! Wo aber sind die Sterne? „Eine fertige Wissenschaft mir anzueignen, meinen Geist zu einem bloßen Compendium zum Nachschlagen zu machen, wollte mir nie zusagen" schreibt Carus schon 1812, damals 23 Jahre alt. Die Naturwissenschaft war zu jener Zeit ein solcher Stern — „es gab noch viel unerobertes freies Land in der Wissenschaft" — also auf zur Eroberung, zur Entdeckung vielleicht! ein Magellan, ein Cook auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, in dem man das Warum so lange, lange vergessen, fast noch nicht gedacht hatte!

Es gab eine Zeit, da meinte man, der Mensch dürfe nur in sich hinabsteigen, um alles Warum zu beantworten, um das Tiefste, Verborgenste zu erreichen. Und viele stiegen hinab, abstrahirten sich von der Welt und ihren Erscheinungen und stiegen mit vielem Abstracten wieder herauf, das sie für Gold ausgaben. Und die noch blinde Welt nahm es für Gold und hat sich lange mit dem Umwechseln der Münze herumgequält. Es war aber nur abstractes Gold und hat heute keinen Curs mehr für sich allein. Erst das Concrete fest ins Auge fassen, ehe man zum Abstracten fortgeht! Das war auch Carus' Grundsatz von je an und — „noch sah ich nicht genug Strahlen in meinem Focus gebrochen, um ausstrahlen zu können", sagt er 1815. Dennoch hatte er bereits ein Jahr zuvor zwei sehr beifällig aufgenommene Werke veröffentlicht, ein „Lehrbuch der vergleichenden Zootomie" und ein „Lehrbuch der Gynäkologie", hatte in Leipzig, seiner Vaterstadt, Vorlesungen über vergleichende Anatomie gehalten, der erste, der diesen Zweig an der dortigen Universität las.

Geheimnissen ging er nach: der geheimnißvollen Natur des Weibes im gesunden und kranken Zustande, dem Geheimniß des menschlichen und thierischen Baues überhaupt, er suchte die große Einheit in der Unendlichkeit des scheinbar so Verschiedenen in der Natur. Schelling's „Weltseele", Oken's „Programm", Goethe's „Studien", Cuvier's „anatomie comparée" ꝛc. waren damals die anregenden Kräfte. Alles das steigerte seine Freudigkeit unter den trüben Verhältnissen des Kriegs, der auch seiner Aeltern Wohlstand vernichtete — „und so trat mehr und mehr diejenige Begeisterung für die Wissenschaft in mir hervor, welche einestheils hinwiederum dem medicinischen Studium zugute kam, anderntheils mir schon jetzt den Gedanken näher brachte, mich künftighin besonders für das akademische Lehrfach auszubilden".

Wie stand Ritter damals? Zehn Jahre älter als Carus — schon 1779 geboren — war er nach dem frühen Tode seines Vaters, der Arzt im alten Quedlinburg gewesen, von Salzmann als erster und Freischüler in die eben neuerrichtete Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal aufgenommen worden. Dann nach einem mehrjährigen Cursus in Halle hatte er im Bethmann-Hollweg'schen Hause zu Frankfurt die Erziehung des ältesten Sohnes zunächst übernommen. Nach vierzehn langen Jahren hatte er 1813 mit seinem zweiten Zögling die Universität Göttingen bezogen. Hier, im „saft- und kraftlosen" Göttingen, reifte sein großes Werk, das seinen Namen über die Welt tragen sollte, dessen Principien freilich lange schon in ihm festlagen. Von hier aus wandte er sich, nach einem nochmaligen

Digitized by Google

kurzen und wenig erquicklichen Aufenthalt in Frankfurt als Lehrer am Gymnasium, nach Berlin, der Stätte, die untrennbar mit seinem Ruhm verknüpft ist, von der sein Riesenwerk in die Welt schritt.

Auch die geographische Wissenschaft war bis auf ihn ein „unerobertes freies" Gebiet gewesen, eine Wissenschaft von Namen der Länder und Völker, der Berge, Ströme, Städte, ohne alle innere Einheit. Ritter gab ihr diese Einheit, und sie ward die geographische Wissenschaft der Neuzeit. Welcher Stoff war da zusammenzutragen und zu übersehen, welche ungeheure Receptivität mußte der eigenen Production auch hier vorangehen! Und welche Kraft des Körpers wie des Geistes verlangte dieses Werk nicht — und dabei schuf er es neben seiner Thätigkeit als Erzieher. Freilich wurde das Werk im Bethmann-Hollweg'schen Hause nur im Geiste fertig; die Grundlinien allein lagen niedergeschrieben vor und hatten die Anerkennung aller gefunden, denen er davon Mittheilung gemacht, unter ihnen Leopold von Buch und Alexander von Humboldt, die den jungen Gelehrten mit dem reichen Schatz ihrer gewonnenen Erfahrungen förderten. „Für alles andere bin ich verloren", schreibt Ritter in jenen Tagen, als Humboldt in Frankfurt weilte. Sein Geist wuchs jetzt mächtiger, seit den Tagen dieser Anerkennung seines Strebens. „Ich dünke mich so stark, als trüge ich mein künftiges Leben und mit ihm mein Glück auf meinen Händen, und keiner unter den Sterblichen sei mächtig genug, es mir zu entreißen." Das ist ein Glaube an die eigene Kraft, wie jener biblische, stark genug, um Berge zu versetzen. Wer sich zu diesem Glauben durchgerungen, wie mächtig schreitet der einher, wie klein sind gegen ihn die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens, die andern oft so niederdrückend erscheinen, vor denen sie sich in ihrer Schwäche beugen! „Ich bin vielleicht der glücklichste Mensch in Frankfurt" — der Krieg drückte damals alle danieder — „nur zuweilen ist mir wie einem Menschen, der seine Kräfte zu einem weiten Marsche fühlt und auf wenige Schritte beschränkt ist." Und wie war er beschränkt, wie hat er gerungen — wir lesen viele düstere Stunden aus seinen Briefen heraus — gerungen gegen eine Welt der Anmaßung, des Geldstolzes, der geistigen Beschränktheit, er, der redlichste Erzieher, dessen Briefe an die Seinen eine wahre Fundgrube für echte Erziehung sind, wie hat er schmerzlich gerungen, ehe er sagen konnte: Ich habe Freude! Ich bin der glücklichste Mensch! — Wenn man von Einem sagen kann, er ist alles, was er geworden, aus eigener Kraft geworden — da steht er, der Alte mit dem lieben Gesicht, in das auch wir noch geschaut, das bei der Lektüre seines Lebens in seiner ganzen plastischen Erscheinung vor uns rückt. Jugendfrisch, wie er in allem gewesen, leuchtet es noch von dem alten Auge, von der gefurchten Stirn. „Ich bin ein Naturmensch!" ruft er, und das ist die Auflösung des Räthsels. „Wir wälzen uns jeden Tag wie die Kinder in das Wasser — eine Knabeneinfalt ergreift uns jedesmal, wenn wir in den reichen Fluten uns schaukeln, und gibt uns den Kinderfreuden wieder." Damals, wie auch in der Schweiz, wo er im Jahre 1812 mit seinen Zöglingen in Genf weilte, um französische Sprache und Literatur zu studiren, war schon Ruhe über ihn gekommen. Er war der Freund der Mutter geworden, mit der er einst so viel zu schaffen gehabt — sie hatte seinen Werth in ihrem Witwenthum erkannt und ließ ihn nicht mehr

Digitized by Google

los, den Vielgetreuen, bis die Erziehung auch des zweiten Sohnes ganz und voll beendet war. Damals in der Schweiz, vor den Riesenkuppen des Montblanc und seiner Genossen, ging die Welt der Berge vor ihm auf in all ihrer Größe; aber er bedurfte ihrer kaum mehr, schon war er der Geistesriese, dessen Scheitel die Eisfirnen berührte. Was später kam, sein größtes Werk, waren nur die niederströmenden Alpenwässer, die in der aufsteigenden Sonne des Lebens herabrinnen müssen, um Matten und Aecker zu befruchten.

Wir können die folgenden Wege ruhiger wandern — der Sturm im Innern, der uns mit jenen Geistern durchschütterte, hat ausgetobt. Wir treten in das stille Studirzimmer von Carus zu Dresden. Wie Ritter, hatte auch er manche hoch ehrende Anträge zur Uebernahme von Aemtern ausgeschlagen. Freiheit! Auch diese Freiheit jetzt nach jener errungenen! Wer bedarf ihrer mehr als der, dem es um ein Großes zu thun ist, das zu Ende geführt werden soll? Wer mag sich mit dem freien Geist, der allerorten hin muß, um zu sammeln, in ein Gefängniß stecken, freiwillig, nur um der Lebensnahrung und Nothdurft willen? Thun es viele, die meisten — gut! wir rechten mit keinem; aber die beiden haben es nicht gethan. Sie haben mit Geringem zu leben gewußt und von dem Geringen noch ihrem Wissensdrange, ihrer Kunstliebe geopfert, um in stillen Stunden mit den hohen Genien der Vergangenheit nach Belieben verkehren zu können. Selbst darum gebettelt haben sie zu Zeiten, als sie noch nichts aufwenden konnten. So schreibt Ritter an seinen Bruder, der Buchhändler geworden: „Es werden oft bei euch Karten, Risse, Tabellen u. dergl. verpackt — denke dabei an mich, sie nützen meinen geographisch-statistischen Studien.“ Dank, Dank euch, ihr großen, reichen Bettler, die doch nur für die Menschheit schließlich bettelten! — Aber Carus in seinem Studirzimmer über der Elbe, dicht vor der Brühl'schen Terrasse! Er war 1814 von Leipzig mit gar spärlichem Gehalt als Director an die neue Entbindungsanstalt nach Dresden übersiedelt. Da sitzt er und zeichnet — er war selbst Maler, dessen Werke die Kunstausstellungen zierten — zeichnet die Kupfertafeln zu seiner „Vergleichenden Anatomie“. Er radirt sie auch selbst, zwanzig an der Zahl, sie schmücken sein 1818 erschienenes Werk. So saß Ritter im Sommer 1812 vor den Alpen und zeichnete, das Fernrohr vor dem Auge, mit seinen Zöglingen die Profile der Gebirgsketten. Auch Ritter war schon früh ein so tüchtiger Zeichner, daß Salzmann sich ihn als künftigen Kupferstecher dachte, aber sein Jugendlehrer Gutsmuths wußte wohl, daß der andere in ihm steckte, und hat es früh ausgesprochen: „Karl macht starke Schritte, einmal Professor der Geographie zu werden. Es ist ein Vergnügen, ihn darin zu unterrichten.“ Da war aber noch ein Professor in der Anstalt, der meinte, ihm gingen die Geisteskräfte zum Studium ab. Armer Professor! Carus hatte weniger von solcher Beschränktheit zu leiden, ihm war das Glück günstiger, bis die Kriegsjahre seine Thätigkeit für die Seinen in Anspruch nahmen. Aber er hat diese Ansprüche voll auf sich genommen — Vater und Mutter wohnten bei ihm in Dresden. Mit seltener Berufstreue, unermüdlich thätig in seiner Praxis außer der Anstalt, erübrigte er doch die Stunden für eine reiche literarische Thätigkeit und für die Staffelei, um der Symbolik der Natur, der Landschaft und des Men-

Digitized by Google

schen auch auf der Leinwand Ausdruck zu geben. „Das Typische in den Naturgestalten, d. h. den äußern entschiedenen und strengen Ausdruck einer tiefen innern Gesetzmäßigkeit zu finden" — das war schon früh sein Ziel.

Und ebenso hat Ritter gestrebt, jene Gesetzmäßigkeit in den Erdgestalten, in allen ihren Formen zu finden, ob sie als Bergmassen emporstarren oder in ewig wechselndem Lauf zum Meere rinnen, ob sie als Kiesel und Samen von den Fluten gewälzt werden oder als Menschen von den Hochebenen Asiens niedersteigen, um eine neue Welt zu schaffen. Er schrieb in Göttingen, mitten unter geographischen Arbeiten, seine „Vorhalle europäischer Völkergeschichte vor Herodot", an der er zwei Jahre arbeitete. Er war auch hier ein Erster, der auf ein neues einheitliches Princip aufmerksam machte, das er freilich bei dem Stande der damaligen Sprachwissenschaft und orientalischen Völkerkunde nur labyrinthisch zu behandeln vermochte. Das Licht ist in diese Gebiete erst später gekommen, auch mit durch ihn, durch sein „Asien" — aber welche Forschungen anderer mußten diesem Werke nicht erst vorangehen! Was Ritter jedoch ahnte, die uralte Lehre von einem einigen Gott unter den Völkern Asiens vor allem Polytheismus — es wird immer mehr zu einer Wahrheit, wenn auch in anderer Form, als er sie geben konnte.

Und so scheiden wir von diesen Männern der Wissenschaft — Genien, welche in ihrem reichen Leben die Erziehung der Menschheit lehren, Genien, in deren Schauen der Mensch erstarken kann zu gleichem Ringen nach hohen Zielen. Natur und Kunst hat sie beide geführt, zwei Leiter, die stets richtig führen. Das Haus, in dem Ritter zu Berlin wirkte und starb, ist niedergerissen; ein Palast mit hohen und weiten Balkonen erhebt sich an der Ecke des Gensdarmenmarktes. Aber was ist dieser Prachtbau gegen das Mausoleum, darinnen er ruht, das er sich selber errichtet hat aus Steinen, die reden, reden von den Urbergen Asiens, den Höhen, von denen die Geschichte strömt! Und diese Ströme umrauschen die Pyramide des Königs, aber nicht wie die längst ausgetrockneten Wellen jenes Mörisees Aegyptens die gefallenen Königsdenkmäler — die Ritterpyramide steht ewig, und ewig klingen die Wasser der Geschichte um sie. E. S.

Correspondenz.

Aus Königsberg.

Ende Juni 1865.

△ Der Verfasser der „Kritik der reinen Vernunft" hat nachgewiesen, daß es durchaus angemessen und wohlbegründet sei, zuerst vom Wetter zu sprechen; die hierauf bezüglichen Redensarten, die auf ernstlichen Widerspruch nicht stoßen, hitzige Debatten nicht veranlassen können, sind in der That die recognoscirenden Tiralleurs, die man vorausschickt, um das Terrain und den Gegner kennen zu lernen. So mag denn auch mein erster Bericht aus Kant's Vaterstadt mit dem geistreichen Thema vom Wetter beginnen. Um Königsberg nicht zu verleumden, bemerke ich, daß wir nur während des dritten Theils des Jahres grauen Regenhimmel über uns haben,

Digitized by Google

während der andern zwei Drittheile fällt Schnee. Auch zeigt sich bisweilen die Sonne von ihrer boshaftesten Seite; nachdem man sie nämlich so lange entbehrt, daß man fast ihre Schönheit vergessen hat, bricht sie plötzlich durch die grauen Wolken, verscheucht alles Dunkel vom Himmel und von der Erde, strahlt und wärmt so stark, daß wir mit unsern nur an die Abwechselung von Frostkälte und Naßkälte gewöhnten Constitutionen es kaum ertragen können, und verschwindet nach wenigen Stunden, nachdem sie mit uns gespielt wie Harun-al-Raschid mit seinen Unterthanen, wenn er sie auf einige Stunden zum Sultan machte. Da gegenwärtig Sommer ist, so regnet es, hier, wo die Häuser, und in Cranz, wo die Bewohner von Königsberg sind. Endlich ist nämlich die Zeit der großen Auswanderung da, wo alles diese Stadt verläßt, gewöhnlich um in Cranz die nun beginnenden zwei Sommermonate zuzubringen. Cranz ist ein Seebad, und wenn man im Wasser ist, wird man gegen den fallenden Regen gleichgültiger. Außer dieser nicht zu bezweifelnden Wahrheit treibt der Umstand die Königsberger nach Cranz, daß andere Reisen von hier aus schwer zu unternehmen sind. Wir müssen hundert Meilen fahren, um nur an irgendeinen Ort zu kommen, von dem aus wir eine Reise antreten können. Deshalb fährt man selten nach „Deutschland", wie hier der Sprachgebrauch sagt, nicht unzutreffend, denn in Deutschland sind wir zwar, sprechen auch deutsch, obgleich mit mehr Provinzialismen als irgendwo sonst; denkt man aber bei Deutschland an Berlin, Leipzig, Dresden, Wien, Frankfurt, München, Köln, Breslau, dann empfindet man es doch recht, daß wir hier sehr — östlich wohnen. Ohne die Vorzüge Königsbergs und der ganzen Provinz zu unterschätzen — ich komme später auf sie zurück — muß ich doch in diesem ersten Berichte manches erwähnen, was auswärts wenig bekannt, zur Orientirung über hiesige Zustände aber durchaus erforderlich ist. Der Westen ist culturgebend, der Osten culturempfangend, diese Bemerkung drängt sich auch hier auf. Nicht als ob hier Gegenden vorzufinden wären, welche an polnische Wirthschaft erinnern, bewahre, selbst die ärmsten und verkommensten Ortschaften an der Grenze sehen noch nicht so schlimm aus wie manche Dörfer im Großherzogthum Posen und selbst in Oberschlesien. Unter ein gewisses Niveau ist hier die Cultur nirgends gesunken, über einen gewissen Höhenpunkt hinaus auch nie gestiegen. Die Bezeichnung „Kant's Vaterstadt" hat viel irrthümliche Vorstellungen auswärts verbreitet; gerade philosophisches Denken wird man hier am wenigsten suchen dürfen. Der Ostpreuße ist etwas schwerfällig, erhebt sich nicht leicht in die Regionen abstracten Denkens; auch ist er zu wenig beweglich, um sich diejenige Vielseitigkeit des Wissens anzueignen, welche zu einer geistreichen Anschauung fast unentbehrlich ist. Für die Kunst ist der Nordosten auch kein günstiges Terrain; nur Männergesang wird hier mit Vorliebe vielfach getrieben, andere Symptome einer Vorliebe für Kunst sind spärlich. Wir haben hier bekanntlich eine Akademie, unter Leitung des verdienstvollen Rosenfelder; sie ward als Leuchte der Kunst im dunkeln Osten gegründet, vielleicht wird es einmal heller werden. Aber es fehlen für eine künstlerische Richtung im Volkscharakter und im Charakter der Gegend zu sehr alle Vorbedingungen. Dafür sind hier auch Vorzüge zu finden, die anderwärts schon selten geworden: der Ostpreuße ist schwerfällig, aber auch stahlhart; er faßt schwer, aber er hält auch mit

Digitized by Google

Eigensinn fest an dem, was er sich erworben; er hat eine überwiegend dem Materiellen zugewandte Richtung, aber dafür besitzt er auch eine Gemüthlichkeit, die in den Residenzen des Geistes nicht anzutreffen. „Schlecht tragend, aber von Charakter" — an scharf und kantig ausgeprägten Charakteren fehlt es hier nicht. Leicht zugänglich sind die Häupter der Eingeborenen nicht, wen aber eine ostpreußische Familie einläßt in ihren Kreis, den schließt sie auch in ihr Herz. Raisonnirt wird viel, es ist schwer, es dem Ostpreußen recht zu machen, er faßt nicht leicht eine Meinung und läßt deshalb auch nicht leicht von der sauer erworbenen; aber das Raisonniren ist nicht böse gemeint und eigentlich moquant ist höchstens ein wenig der junge Nachwuchs. Das Leben ist hier ein wenig traulicher wie anderwärts, und traulich sind auch manche Provinzialismen. „Duchen!" Man muß hier eine Zeit lang gelebt haben, um die gemüthliche Innigkeit, welche in diesem Diminutiv von Du liegt, nachzuempfinden. Von dieser Gemüthlichkeit merkt man allerdings nicht viel in Cranz, wo zu verschiedene Elemente zusammengedrängt sind auf engem Raum. Familienartiger ist das Badeleben in den gleichfalls nur mehrere Meilen entfernten Ortschaften Warnicken und Kuhren; hier steht auch der berühmte Lindenbaum, der wohlbekannte Eheprocurator, um den die Jünglinge und Mädchen abends so lange herumtanzen und Pfänderspiele spielen, bis sie am Schluß der Badesaison sich verloben. Dort mag die Jugend sorglos tanzen; die Väter schauen nicht so vergnügt darein, am wenigsten die Gutsbesitzer. Die Ernte ist theilweise schlecht gerathen, große Hoffnungen können auf sie für dieses Jahr nicht gesetzt werden. Das ist für unsere Provinz, die wenig Industrie hat und im Ackerbau viel mehr producirt, als sie verbraucht, von hoher Wichtigkeit. Zwar ist die Lage der Grundbesitzer hier trotz aller Klagen nicht so schlimm wie in manchen andern Provinzen. Fabelhafte Reichthümer gibt es hier nicht, mehr als 50000 Thlr. Rente dürfte auch der reichste ostpreußische Magnat nicht haben; andererseits gibt es aber auch hier noch nicht so viel Grundbesitzer, die durch eine schlechte Ernte ruinirt werden, wie anderwärts. Hier hält sich noch, oft mühsam freilich, der altangesessene Grundbesitz; die Speculation des Güterverkaufs und Güterschwindels fängt hier erst an, nachdem sie mit manchen andern Theilen Deutschlands bereits fertig ist. Das unverhältnißmäßige Steigen der Güterpreise datirt hier erst aus neuester Zeit, läßt sich übrigens theilweise rechtfertigen durch den großen Aufschwung, den die Verkehrsstraßen nehmen. Nachdem die Bahn nach Pillau fertig geworden ist und am 1. October d. J. dem Verkehr übergeben werden kann, was mit der Tilsit-Insterburger Bahn vor wenigen Tagen geschah, rückt auch der Bau der Südbahn mächtig vorwärts, eine Bahn, die mit ihren weitern Anschlüssen für diese Provinz von einer in der That unermeßlichen Bedeutung ist. Gleichzeitig wird auch der Bau von Chausseen in den meisten Kreisen eifrig betrieben; von ihrer Nothwendigkeit überzeugen sich die Interessenten mehr und mehr, ihren Nutzen werden sie bald genug empfinden, insbesondere die Grundbesitzer. Denn da letztere, wie erwähnt, mehr produciren, als die Provinz verbraucht, so sind sie auf den Export angewiesen, und von dem billigen und schnellen Versenden hängt ihr Wohlstand wesentlich ab. Wie der Grundbesitz, so hat auch, und in noch höherm Maße, der Handel eine außerordentliche

Digitized by Google

Zukunft. Der großartige Gedanke, den äußersten Nordost mit dem äußersten Südost, Königsberg mit Odessa und der Levante zu verbinden, verspricht, durch seine Ausführung Königsberg zu einer Großstadt des Handels zu erheben. Nach dieser Richtung hin ist die künftige Bedeutung der Vaterstadt Kant's und der Provinz, deren Centrum sie bildet, zu suchen.

Notizen.

Das in Leipzig zusammengetretene Comité für die Hinterlassenen Hermann Marggraff's veröffentlicht einen zweiten Rechenschaftsbericht über die gemachten Einnahmen und Ausgaben vom 30. Juni v. J. bis zum 12. Januar d. J. Die Summe der Einnahmen betrug, mit Hinzurechnung des am 30. Juni 1864 verbliebenen Bestandes, 4992 Thlr. 2 Ngr., die der Ausgaben 1197 Thlr. 24 Ngr., sodaß 3794 Thlr. 8 Ngr. zur Verfügung blieben, welcher Betrag zum größten Theil in Werthpapieren angelegt und an die Depositenkasse des königlichen Bezirksgerichts zu Leipzig für die Hinterlassenen Marggraff's abgeliefert worden ist.

Von Robert Waldmüller (E. Duboc) erscheinen demnächst bei F. A. Brockhaus in Leipzig zwei neue Novellen: „Mirandola" und „Fra Todesco". Aus der Feder desselben Autors brachte das „Morgenblatt" unlängst eine Erzählung: „Passiflora". Wie wir hören, ist Robert Waldmüller in diesem Augenblicke mit einer größern erzählenden Arbeit beschäftigt, welche in London spielt und den Namen „Die wandelnde Pyramide" führen wird.

Bei Gebhardi in Magdeburg ist vor kurzem eine Broschüre: „Der mecklenburgische Patrimonialstaat", erschienen, welche sofort nach ihrem Erscheinen von der mecklenburgischen Regierung verboten wurde. Es ist darin zum ersten mal der Versuch gemacht, die sämmtlichen politischen und socialen Zustände dieses immer noch so wenig gekannten Landes für das große Publikum übersichtlich darzustellen und dem auswärtigen Leser ein klares Bild von den verworrenen Zuständen desselben und seiner wunderbaren feudalen Verfassung zu geben.

Das vierte Heft der „Deutschen Schaubühne" von diesem Jahr enthält einen kleinen Aufsatz von Feodor Wehl über die scenische Einrichtung von Julius Mosen's Drama „Otto III". Wir erfahren daraus, daß das Hoftheater in Dresden dem leidenden Dichter versprochen, dieses Drama wieder neueinstudiren zu lassen. Möchten doch andere Bühnen diesem Beispiele folgen, damit der Verfasser noch die Freude habe, sich gerade von dem Institut nicht desavouirt und vergessen zu sehen, dem stets seine wärmste Theilnahme zugewendet war.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Xenia Orchidacea.

Beiträge zur Kenntniss der Orchideen

von

Heinrich Gustav Reichenbach fil.

Zweiter Band. 1.—4. Heft: Tafel CI—CXL; Text Bogen 1—9. 4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Von diesem für alle Botaniker und Freunde der Pflanzenkunde sowie für Bibliotheken höchst wichtigen Werke ist kürzlich das vierte Heft des zweiten Bandes erschienen.

Der erste Band, enthaltend 100 Tafeln und 31 Bogen Text, kostet 26 Thlr. 20 Ngr., gebunden 30 Thlr., und ist nebst einem ausführlichen Prospect (der sehr günstige Besprechungen des Werks, unter anderm von Prof. Lindley, dem berühmten englischen Botaniker und Kenner der Orchideen, mittheilt) durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

LE MAGASIN DES ENFANTS

PAR

Mme LEPRINCE DE BEAUMONT.

Nouvelle édition. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine vielfach verbesserte neue Ausgabe dieses berühmten französischen Lesebuchs, das als vortreffliches Mittel für den Jugendunterricht empfohlen zu werden verdient.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Das soeben erschienene siebente Heft enthält:

Stebenbürgen und sein Landtag. — Barnhagen und Heine. Eine literarische Studie von Rudolf Gottschall. — **Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864.** Fünfter Artikel. (Schluß.) — **Richard Cobden.** — **Feuilleton** (Literatur. Theater. Technologie).

Monatlich ein Heft von 5 Bogen zum Preise von 6 Ngr.

Die bisher erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 30.** 27. Juli 1865.

Inhalt: Der geschichtliche Pragmatismus. Von **Adolf Helfferich.** — Aus jüngstvergangener Zeit. Von **Fredor Wehl.** II. (Briefe von Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von Karl von Holtei.) — Correspondenz. (Aus Prag.) — Notizen. — Anzeigen.

Der geschichtliche Pragmatismus.

Von

Adolf Helfferich.

> Man verdient wenig Dank von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen selbst geben, ihnen das Herrliche eines wahren edeln Daseins zum Gefühl bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, Märchen erzählt, von Tag zu Tag ihnen forthelfend, sie verschlechtert, da ist man ihr Mann, und darum gefällt sich die neuere Zeit in so viel Abgeschmacktem.
>
> Goethe.

Es ist keineswegs das Gebiet der Kunst allein, das die schöpferischen Menschengeister in Versuchung führt, mehr als den guten, den schlechten Gewohnheiten des Publikums Rechnung zu tragen; alles, was nicht den exacten Wissenschaften anheimfällt, wenigstens nicht dem Populärstile, läuft bei der schriftstellerischen Behandlung Gefahr, in einer Weise mundgerecht gemacht zu werden, daß anstatt des Gegenstandes an sich vielmehr die Art und Weise den Ausschlag gibt, wie derselbe den Lesern sich am besten empfiehlt.

Hierin liegt eine unversiegliche Quelle des „Abgeschmackten", das Goethe geißelt; im Grunde aber geschieht es weit weniger mit Absicht, daß man „Vögel belügt" und „Märchen erzählt", als weil es einmal so herkömmlich ist und das Verlassen der breiten Heerstraße leicht als un-

Digitized by Google

statthafte Schrulle eines Sonderlings gedeutet werden könnte; so wahr ist es, daß auf der ganzen Welt kein drückenderes Joch existirt als die Routine. So ist es in der Kunst, so in der Wissenschaft. Denn darüber werden nur wenige, wenn sie die Augen offen und rein behalten, im Zweifel sein können, daß namentlich auch auf dem deutschen Universitätswesen der Alp der Routine lastet, es müßte denn sein, daß die Betreffenden nicht die Vögel, sondern sich selbst belügen.

„No men, measures": nicht Männer, Maßregeln — lautet ein angelsächsisches Sprichwort, in unübertrefflicher Gedrängtheit die größte aller Wahrheiten verkündend, daß der Mann auf ein Haar hin so viel werth ist als seine Methode. Wahrhaftig, in keinem Zeitalter der Vielschreiberei ließ sich leichter lernen als in dem unserigen: die literarischen Hülfsmittel sind zahllos und nach dem Bedürfniß selbst der verschrobensten Köpfe eingerichtet; aber wenn dem so ist, wozu von den Katheedern herab Bücher in die Feder dictiren? Da haben wir den Mann; wo bleibt aber die Methode? Es kann einer noch so viel im Hefte und im Kopfe haben, wenn sein Besitz mehr nicht ist als eine Sammlung gefüllter Blattseiten, beschriebener Papierschnitzel, so läßt sich kaum sagen, daß er zu den Wissenden gehört, wenigstens nicht in dem Sinne des Sokrates. Ob die ideale Wissenschaft in den letzten fünfundzwanzig Jahren bei uns Fortschritte gemacht hat, oder stehen blieb, was ganz entschieden einer rückgängigen Bewegung gleich zu achten wäre, kann hier füglich unerörtert bleiben und damit zugleich die Frage: ob die ausschließliche Rücksicht auf Massengelehrsamkeit den Universitäten zur Förderung und nicht vielmehr zum Nachtheil gereicht; nur um die Methode der Geschichtswissenschaft handelt es sich in nachstehendem Excurse, und kann von den übrigen Zweigen höherer Erkenntniß, wie Philologie und Philosophie, um so eher Umgang genommen werden, als auch für sie der Stand der geschichtlichen Methode maßgebend ist.

Das Beste, was die deutsche Gelehrsamkeit gegenwärtig leistet, gehört der Geschichtschreibung an. Von dem Augenblick, da Freiherr von Stein die „Monumenta Germaniae" ins Leben rief und Leopold Ranke die Archive für mittlere und neuere Geschichte in ausgiebigster Weise zu benutzen lehrte, datirt die kritische Geschichtskunde in Deutschland. Nicht als ob es unter uns vordem keine großen Geschichtschreiber gegeben hätte, was einfach durch die Namen Schlözer, Möser, Eichhorn, Spittler, Planck, Heeren u. a. m. widerlegt wird; allein für eine kritische Sichtung der Quellen und Urkunden, wozu die Kirchenreformation für die Geschichte der christlichen Kirche einen so vielversprechenden Anfang gemacht hatte, namentlich aber für eine wahrhaft pragmatische Behandlung des urkundlich festgestellten Stoffes geschah viel zu wenig, als daß in der eingeschlagenen Richtung Neues und Bedeutendes zu erreichen gewesen

Digitized by Google

wäre. Die Textkritik, die in den Pertz'schen „Monumenta" an Fleiß und Scharfsinn mit den Benedictinern wetteifert, hat eine Schule von deutschen Geschichtsforschern ins Leben gerufen, der wir die Grundlagen der deutschen Urgeschichte verdanken und zugleich jene Technik zur richtigen Behandlung von Quellenschriften, ohne die es keine geschichtliche Kritik gibt. Schon darum ist die Bedeutung der „Monumenta" für die deutsche Wissenschaft nicht hoch genug anzuschlagen, wenigstens solange die Werkmeister des monumentalen Baues auf dem ihnen durch zum Theil höchst mühsam erworbene Erfahrungen vertraut gewordenen Boden stehen bleiben. In solcher weisen Selbstbeschränkung liegt die unanfechtbare Stärke Bethmann's, Wattenbach's und Jaffé's. Ebendarum mußte es Verwunderung erregen, daß der Herausgeber der „Monumenta", im Widerspruch mit der Anlage und dem Zwecke des Werks, ganz unerwartet anfing, den dritten Band der „Leges" von den gelehrten Bearbeitern reichlich mit Noten ausstatten zu lassen, die zur Feststellung des Textes in gar keiner Beziehung stehen und der Belesenheit der Verfasser Ehre machen mögen, zur Sache selbst aber nicht gehören.

Nicht genug, daß auf diese Weise das ohnehin schon sehr kostspielige Werk ganz unnöthig und unabsehbar vertheuert wird; kaum geringer, weil das Ganze geradezu verunzierend, ist der Uebelstand, daß bei Abfassung der Noten gar keine bestimmten Grundsätze in Anwendung kamen und jeder Verfasser aufs Gerathewohl unter den Text setzte, was ihm brauchbar erschien. Was wird man schon in 50 Jahren dazu sagen, in einem Sammelwerke von dem Belang der „Monumenta Germaniae historica" schriftstellerische Eintagsfliegen citirt zu finden, deren ganzes Verdienst darin besteht, daß ihre betreffenden Schriften im Jahr der Gnade 1862 Novitäten waren! Fühlten die Verfasser das Bedürfniß, ihrer Textkritik mit erläuternden Anmerkungen zu Hülfe zu kommen, so konnte dem Drange auf eine für den Leser weit zweckmäßigere und wohlfeilere Weise Genüge geschehen, wenn sie dieselben abgesondert erscheinen ließen, selbst auf die Gefahr hin, des Herausgebers und ihr eigenes Honorar dadurch zu schmälern. Von dem edeln Merkel war es ganz natürlich, daß er, ein Muster gewissenhaften Fleißes, den Wunsch hegen mußte, seine Kenntnisse in der deutschen Rechtsgeschichte, durch die er alle andern weit überragt, nach Kräften nutzbar zu machen; seine Zusätze sind in der That auch von größtem Werth, aber in die „Monumenta" gehören sie schon darum nicht, weil der gelehrte Apparat immer noch zu viel „Vergängliches" aufnehmen mußte, das an einem andern Platze durchaus nichts Störendes haben würde. Was Bluhme betrifft, so denkt er viel zu gut von der Aufgabe der geschichtlichen Kritik, als daß er seine Anmerkungen zum Burgunderrecht für monumental hielte und unter andern Umständen sich entschlossen hätte, sie der Oeffentlich-

Digitized by Google

keit zu übergeben. Etwas anders steht die Sache bei von Richthofen: sein Verdienst um deutsche Sprache und deutsche Rechtsgeschichte steht weitaus allem voran, was uns das vergangene Vierteljahrhundert an wahrhaft Neuem gebracht hat, daher es nicht fehlen kann, daß seine Bearbeitung und Erklärung des Friesenrechts reich ist an den schätzbarsten Aufschlüssen über ein hochwichtiges und fast gänzlich vernachlässigtes Glied der germanischen Völkerfamilie. Je bereitwilliger ich Richthofen dafür meine Anerkennung ausspreche, desto weniger, davon bin ich überzeugt, wird er es übel aufnehmen, wenn ich trotzdem den Wunsch hege, er möchte in den „Monumenta" sich mit Einleitung und Text begnügt, das übrige aber in einer umfassenden Abhandlung niedergelegt haben. Eine Geschichte des Friesenrechts — das ist es, was die deutsche Rechts- und Sprachgeschichte von ihm erwarten darf, von ihm, der sich in der glücklichen Lage befindet, durch keine Kathederroutine den freien Flug des geschichtlichen Gedankens sich beengen zu lassen.

Uebrigens müssen es tüchtige und erfahrene Kräfte sein, wenn sie den in den „Monumenta" noch fehlenden Volksrechten gewachsen sein sollen. Warten wir ab, was die Auserkorenen bringen werden, und zwar um so ruhiger, als der nichts weniger als unverfängliche Uebergang von der Geschichtsforschung zur Geschichtschreibung in den gedruckt vorliegenden Leistungen übergenug Stoff für Erwägungen und — Befürchtungen liefert. Kann der Monumentalist zugleich guter Geschichtschreiber sein? Ganz zuverlässig, wenn er ein so unbefangenes und weitreichendes Denkvermögen besitzt wie Ranke; ganz gewiß nicht, wenn der Geschichtschreiber sich erst aus dem Geschichtsforscher entwickelt. „Stein's Leben" von Pertz, weit entfernt, sich zur Nachahmung zu empfehlen, ist fast formlos abgefaßt, nicht viel besser geschrieben als Schlosser's Geschichtswerke, in denen Freimuth und redliche Gesinnung lange nicht hinreichen, um eine zerhackte, polternde, zerfahrene Redeweise erträglich zu machen, zu geschweigen der zahllosen Unrichtigkeiten, die sie enthalten. Nicht leicht ist es, ein durchaus unparteiisches und zutreffendes Urtheil über Georg Waitz zu fällen. Seine Rührigkeit verdient volle Anerkennung, wie er denn unter den vom Monumentalismus zur Geschichtschreibung übergegangenen Historikern die erste Stelle behauptet, auch im Vergleich mit Wilhelm Giesebrecht, um so viel feiner, taktvoller, methodischer, zumal beim Gruppiren des Stoffes, letzterer auch verfahren mag. Aber so emsig Waitz die Quellen ausbeutet, vom Buchstaben weiß er sich nicht frei zu machen und ein klarer Einblick in Personen und Zustände ist ihm versagt. Darum leisten seine Geschichtswerke zwar gute Dienste zum Behuf einer äußerlichen Aufreihung des aus den Quellen mehr oder weniger vollständig zusammengetragenen Materials, reichen jedoch lange nicht aus zu einem harmonisch gegliederten Aufbau, zur lebensvollen Gestal-

Digitized by Google

tung geschichtlicher Zustände. Es fehlt die wahre Motivirung, der Nerv persönlicher Geistesthaten zur Umbildung gegebener Verhältnisse.

Waitz ist kein Pragmatiker, obschon er sich rühmt, aus Ranke's Schule hervorgegangen zu sein. Auch Niebuhr, dem er in mancher Beziehung nahe steht, hat sich, so praktisch Beruf und Lebensanschauung bei ihm angelegt waren, zeitlebens nicht in den Pragmatismus hineingefunden; ja, die geschichtlichen Vorlesungen, die er kurz vor seinem Tode in Bonn hielt, sind von einer Beschaffenheit, daß man wünschen möchte, sie wären ungedruckt geblieben. Philologie und Finanzwissenschaft, so wie Niebuhr ihnen oblag, trübten den Blick des scharfsichtigen Mannes, dem überdies die Charakterstärke abging, die ein Geschichtschreiber ersten Ranges nicht entbehren kann. Denn um pragmatisch zu verfahren, muß der Historiker zwar stark in Liebe und Haß, dagegen um so freier von Schwächen und kleinlichen Neigungen sein. Zum Geschichteschreiben reichen gelehrte Kenntnisse, auch wenn sie geistreich zugespitzt sind, nicht aus: der Schriftsteller muß schlechterdings etwas in sich haben, das sich nicht anerlernen läßt, sondern ursprünglich in der Organisation eines wissenschaftlich befähigten Geistes liegen muß, um den idealen Gehalt des wirren und bunten Völkerlebens zu erfassen.

Dieses geheimnißvolle „Etwas" liegt in Leopold Ranke.

Da wir Johannes Müller ganz zu den Unserigen zählen weder können noch wollen, so bleibt es ausgemacht, daß Ranke als Pragmatiker einzig dasteht und in dieser Eigenschaft höchstens Planck und Heeren zu Vorgängern hat. Was den Hellenen Thucydides, den Römern Tacitus, den Italienern Macchiavelli, den Franzosen Montesquieu, den Engländern Macaulay — dasselbe und noch weit mehr ist uns Deutschen Ranke, weil er fast alle Vorzüge seiner Vorgänger in sich vereinigt, ohne ihre Schwächen zu besitzen, wenn man hin und wieder auch wünschen möchte, sein geschichtliches Urtheil hätte mehr Nerv. Am nächsten steht ihm Montesquieu, hinter dessen Pragmatismus Niebuhr und seine ganze Schule weit zurückbleiben. Mit dem feinsten aus der Tiefe des menschlichen Selbstbewußtseins geschöpften Verständniß weiß Ranke die geschichtlichen Thatsachen in einen natürlichen und nothwendigen Zusammenhang zu bringen mit den allgemeinen Culturzuständen der Zeit, in der das Thatsächliche vorfiel, und da seinem Scharfblick weder ein Urkundenwerth noch irgendein erheblicher Bestandtheil zeitgenössischer Sittengeschichte entgeht, überdies ein ungemein anmuthiges Formgeschick die Massen vortrefflich vertheilt und gruppirt, so verschafft er dem Leser nicht blos die reichste und erfreulichste Belehrung, sondern weckt, schärft, animirt auch sein Nachdenken bis zu einem Grade, daß dieser das Dargestellte selbst zu erleben und zu beschreiben glaubt. Daraus erklärt es sich zum Theil, warum Ranke unter den Süddeutschen, deren Phantasie lebhafter ist als im Norden, mehr auf-

Digitized by Google

richtige Bewunderer zählt als in der eigenen Heimat. Ich glaube nicht, daß unter den heutigen Männern der Wissenschaft Einer den gleich großen und nachhaltigen Einfluß auf unser Volk übt wie Ranke, dem man es hauptsächlich zu danken hat, daß Geschichtsforschung und Geschichtschreibung in Deutschland ohne Vergleich eifriger und erfolgreicher cultivirt werden als Theologie, Rechtswissenschaft, Philologie und Philosophie.

Hoffen wir, daß die mit sittlichem Ernst und unabhängiger Gesinnung geschriebenen Geschichtswerke, die unserer Literatur zur Ehre gereichen, zugleich als Antrieb und Sporn wirken mögen, damit wir in frischem Anlauf einmal über den „garstigen Graben" setzen, vor dem unsere politische Entwickelung immer wieder stehen bleibt. Geschichtschreiber wie von Sybel und Häusser bewegen sich, obschon sie in keiner Weise ihre Persönlichkeit verleugnen und nach Inhalt und Form durchaus selbständig schreiben, in Ranke's geschichtlichem Pragmatismus besonders glücklich, und auch sonst fehlt es nicht an jüngern Kräften, die mit gutem Erfolg die Ideen in der Geschichte aufsuchen. An Sybel nimmt es wunder, daß er in seiner geistvollen Schrift über das Zeitalter der Revolution von 1789 auf Louis Blanc's „Histoire de la révolution française" gar keine Rücksicht genommen hat; denn wie man über Louis Blanc als politischen Parteimann auch denken mag, in seiner Revolutionsgeschichte sind die im Britischen Museum massenhaft aufgespeicherten Tagesschriften jener denkwürdigen Zeit und außerdem handschriftliche Aufzeichnungen aus Frankreich derartig benutzt, daß jeder, der die Französische Revolution actenmäßig kennen lernen will, Louis Blanc oder seine Quellen, von denen einige fast nicht zugänglich sind, studirt haben muß. Hagen hat, wennschon immer noch unvollständig, gezeigt, was „fliegende Blätter" für das Reformationszeitalter zu bedeuten haben; ich selbst habe aus Spanien einen ähnlichen Eindruck hinsichtlich des Dreißigjährigen Kriegs mitgebracht und kann bei der Gelegenheit weiter nichts als den dringenden Wunsch aussprechen, daß so überaus kostbare, mit jedem Jahre massenhaft verschwindende Urkunden möglichst gewissenhaft gesammelt werden mögen. Wer sich nicht allseitig mit Quellenstudien beschäftigt hat, kann sich schwer eine Vorstellung davon machen, wie werthvoll für den Forscher das scheinbar unbedeutendste Denkmal ist, das dem Untergang entrissen wurde. Wir sind noch lange nicht am Ende des rückwärts gewendeten Prophetenthums, das die Ursprünge der Menschheit sozusagen aus den Fußspuren, welche die Völker der alten und ältesten Welt in dürftigen Trümmern hinterlassen haben, zu einem vernunftmäßigen Ganzen verknüpft. Im allgemeinen muß man sagen, daß Epigraphik und Monumentalarchäologie ihre Schuldigkeit gethan haben und mit lohnendem Fleiße darin fortfahren; was aber die combinatorische Synthetik betrifft, die der einzige vernünftige Endzweck des geschäftigen

Digitized by Google

Sammelfleißes sein kann, so steht sie noch im Kindheitsalter. Kommen muß einmal der Zeitpunkt, da die Lösung ernstlich und mit neuer Methode in Angriff genommen wird.

In der Methode liegt überhaupt der Schwerpunkt der ganzen Frage. Gleichwie die Geschichte der mathematischen und physischen Wissenschaften weiter nichts ist als eine Reihenfolge neuer Methoden, so vermag auch die auf die Erforschung der menschlichen Gesittung gerichtete Geschichte ganz allein vermittels neuer Methoden vorwärts zu kommen. In der Regel stammt die Methode der Forschung aus Verfallsperioden, weil rein productive Zeitalter selten und höchstens auf einzelnen Gebieten des Erkennens das Bedürfniß fühlen und Muße genug haben, über den Vernunftwerth oder die wissenschaftliche Bedeutung ihrer Erzeugnisse sich den Kopf zu zerbrechen. Mit dem Auftreten der Reflexion kommt die Production meist ins Stocken; der gebildete Mensch fängt an, darüber, was er ist und wie er es geworden, nachzudenken und leider auch zu grübeln, was zur unumgänglichen Folge hat, daß der durch äußere und innere Anschauung (Einbildungskraft) gezogene Culturfaden reißt und durch eine ganz andere Geistesthätigkeit, die sich in dem Element des abstracten Denkens bewegt, von neuem angeknüpft und fortgesponnen wird. Ein solches Uebergehen oder Umschlagen hat in der Culturgeschichte seinen prägnantesten Ausdruck gefunden in dem Dioskurenpaare Platon-Aristoteles, dem Ausläufer der Anschauungsperiode und dem Anläufer der Verstandesperiode, inmitten eines Volks, das im ganzen Verlauf der Culturgeschichte ohne Widerrede das Größte auf beiden Gebieten geleistet hat. Platon faßt in sich und seiner Weltanschauung alle vom hellenischen Volksgeiste gesponnenen Fäden der Intuition oder schöpferischen Anschauung als productiv zusammen; Aristoteles zieht reflexiv über alles, was der griechische Geist vor ihm hervorgebracht, das Kategoriengewebe des schärfsten Verstandes, der jemals in einem sterblichen Leibe Wohnung nahm, und bezeichnet, indem er nicht mehr in, sondern über dem Griechenthum steht, so zwar, daß er nicht einmal griechisch, sondern aristotelisch, d. h. nach den Regeln des allgemeinen Menschenverstandes, schreibt, die granitene Säule zwischen nationalhellenischer Schöpferkraft und allgemein-menschlicher Verstandesreflexion.

Es konnte darum nicht fehlen, daß in der Philosophie Platon's das unmittelbare Menschliche, in der Philosophie des Aristoteles die vermittlungsbedürftige Gelehrsamkeit zum sprechendsten Ausdruck gelangte, und wer ein feines Gefühl besitzt für das den gesammten Gesittungsproceß beherrschende Dioskurenthum, der findet es ohne Mühe heraus, daß dergleichen Paarungen mit auffallender Regelmäßigkeit beim Abschluß gleichmäßiger Strömungen des nationalen Culturlebens wiederkehren. Die productive Methode fällt den ersten, die systematische oder gelehrte

Digitized by Google

den zweiten Dioskuren anheim. In ihrer Art verdienstlich sind beide; wenn aber die gelehrte Systematik die ausgiebige Intuition überflügelt und sich isolirt, wie in der Germanistik die Lachmann'sche Richtung die phantasiereiche Syntheſe Jakob Grimm's aus dem Felde zu schlagen bemüht ist, so gewinnt es zwar den Anschein, ein strenges methodisches Verfahren sei an die Stelle willkürlicher Combinationen getreten, in Wahrheit aber verdrängt ein ideenloser Schulzwang die freie und selbstständige Forschung. Hinter der Versicherung blinder Ergebenheit gegen einen überlegenen Geist versteckt sich gar zu leicht bedientenmäßiges Nachtreten eines durch seine Unselbständigkeit aufgeblähten, kameradschaftlich herausgeputzten Gelehrtendünkels. Wir haben es allzu oft erleben müssen, wie die gelehrte und sattsam klingelnde Reclame ihre eigene und ihrer Kameraden Unentbehrlichkeit in die weite Welt posaunte, während bei unbefangener Prüfung sich das Facit herausstellt, daß diese Unentbehrlichen, die sich fest die Hände reichen gleich den um den Olymp tanzenden Horen, von aller und jeder gesunden Methode entblößt, der lernbegierigen Jugend nichts zu bieten vermögen.

Nicht darauf kommt es an, was einer weiß, sondern wie er es weiß und zu lehren versteht, und eben dieses Wie, die Methode, ist bei Ranke ausgezeichnet. Man kann getrost behaupten, daß man in eine Wagschale den einzigen Ranke, in die andere den ganzen Haufen der „Unentbehrlichen" setzen könnte und gleichwol der Eine die Dutzende, soweit der Balken steigen kann, in die Höhe schnellen würde. Sollte es einmal dahin kommen, daß aus den Hochschulen nur Mittelmäßigkeiten oder höchstens einzelne Wissende, die ein klein wenig über das Mittelmaß emporragten, hervorgingen, so käme das nahezu dem Ende der deutschen Wissenschaft gleich; das aber ist ausgemacht, daß wir längst auf der schiefen Ebene der Wortklauberei stehen und sehr ernstliche Anstrengungen zu machen haben, wenn es nicht länger ab- und rückwärts mit uns gehen soll. Das Behagen, worin so viele unserer gelehrten Größen sich wiegen, sticht gar gewaltig und nichts weniger als erfreulich ab gegen die angestrengte Forschung, die auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften die Besten und Würdigsten, ohne zu ermüden, bis zu ihrem späten Lebensabend fortsetzen, gegen deren mühevollen Eifer, Namen und Rüstzeug bis an ihr Ende blank zu erhalten. Auch in dem Stücke verdient Ranke unsere ganze Bewunderung, er, der es für die Aufgabe seines Lebens hält, seine mit unermüdlichem Fleiße zusammengetragenen Materialien nach allen Seiten hin pragmatisch zu verwerthen. Nie hat er auf seinen redlich verdienten Lorbern Ruhe gesucht, noch immer gehört der Greis zu den jugendlich Strebsamen und schafft Raum der Methode, die allein uns Förderung bringen kann.

Digitized by Google

Aus jüngstvergangener Zeit.

Von

Feodor Wehl.

II.

(Vgl. „Deutsches Museum" 1865, II, 1 fg.)

Wie die früher behandelten Charakteristiken, so gehören wol auch die „Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von Karl von Holtei" (Breslau, Trewendt) zu den Memoiren unserer nächsten Vergangenheit. Die Sammlung, aus vier Bänden bestehend, bietet neben gar manchem Unbedeutenden doch auch vielerlei Interessantes. Im ganzen will uns freilich bedünken, daß der Herausgeber einerseits zu bedenklich, andererseits zu nachgiebig gewesen. Er hat einzelne Briefe nur um der Namen der Schreiber willen aufgenommen und um zu zeigen, daß Tieck auch mit diesen in Verbindung stand; andere ließ er fallen, weil ihrer zuviel geworden wären oder weil er sich scheute, indiscret zu scheinen.

Aus alledem geht hervor, daß Holtei das vorhandene Material nicht gehörig abgeschätzt und sich über die bei der Herausgabe desselben zu beobachtenden Grundsätze nicht vollständig klar geworden. Vorerst bekennen wir, daß wir die alphabetische Ordnung des Briefwechsels nicht für glücklich halten, sondern daß uns ein Folgen nach den Daten und Jahreszahlen günstiger für die Sache bedünken will. Man erhielte dadurch einen bessern Ueberblick über die Zeit und ihre literarischen Bewegungen, soweit sie sich in dieser Correspondenz abspiegeln. Nichtssagende Billete und Zuschriften, auch von berühmten Leuten, wären gewiß zu unterdrücken oder nur in einzelnen Auszügen zu geben, ja vielleicht nur mit Anführung von deren Namen zu erwähnen gewesen. Dagegen hätten gerade die zahlreichen Schreiben von wenig gekannten Personen vollständig erscheinen sollen, weil durch sie vielleicht die Epoche, in der sie verfaßt wurden, eine Art von Ausdruck erhalten konnte. Im ganzen, das läßt sich nicht leugnen, ist die Ausbeute dieser Briefe weit geringer, als man erwarten durfte. Nur weniges ist so beschaffen, daß es noch heute eine lebhafte Antheilnahme zu erregen in Stande ist.

Die zwei ersten Bände enthalten Briefe von 114 Personen. Es sind diese der Reihenfolge nach folgende:

Ampère (gest. 1864), Verfasser verschiedener Schriften, auch einer Reiseschilderung durch Amerika; der dänische Dichter Andersen; Graf Armansperg; Achim von Arnim und Bettina von Arnim, deren wenige und jedenfalls ansprechende Zeilen aufrichtig bedauern lassen, daß nicht mehr in der Sammlung von ihnen vorhanden; der schwedische Dichter

Digitized by Google

Atterbom, der jüngst verstorben; der französische Schauspieler St.-Aubin der längere Zeit in Berlin engagirt war und Leistungen gab, die ihn als trefflichen Künstler documentirten, wie seine Zeilen ihn als feingebildeten Menschen erkennen lassen. Die holperigen Verse einer Auguste hätten füglich wegfallen können, ebenso wie die gehässigen Worte eines von Tieck nicht empfangenen Dr. G. Bacherer.

Graf Wolf Baudissin, der bekannte Shakspeare-Uebersetzer, ist leider nur durch einige unbedeutende Zettelchen vertreten; Graf Karl Baudissin, Verwandter des vorigen, Karoline Bauer, die ehedem sehr beliebte Schauspielerin, Eduard von Bauernfeld, der bekannte wiener Lustspielautor, bieten nichts Wichtiges. Bernhard von Beskow, ein schwedischer Dichter und längere Zeit Theaterintendant zu Stockholm, beweist in seinen langen und interessanten Schreiben den Mann von seiner Kenntniß und vielem Geist. Er erzählt unter anderm, daß der pariser Dichter Chénier ihm einmal mit großer Selbstgefälligkeit gesagt: „Ich habe wirklich Schiller's «Don Carlos» durchgeblättert; man muß auch das Mislungene nicht verachten. Das Unglück deutscher Dichter ist, daß sie nun einmal ohne Geschmack geboren sind und von eigentlicher Kunst und Gemüthsschilderung nicht einmal von unsern großen Meistern etwas gelernt haben. Ich gedenke nun selbst einen Philipp II. zu schreiben!" Sehr geistvoll und einigermaßen treffend nennt Beskow Friedrich Schlegel den Dichter, August Wilhelm Schlegel den Dichtenden. Es liegt in der That etwas Bezeichnendes in dieser Unterscheidung. Interessant ist, daß er berichtet, wie er und Schleiermacher schon auf der Schule übereinkamen, das Altwerden des geistigen Menschen als eine wahre Niederträchtigkeit zu betrachten, indem es immer eine schlechte Erziehung oder eine leichtsinnig verschwendete Jugend verriethe. Karl August Böttiger, durch ein überflüssiges Wischchen vertreten; Sulpice Boisserée schreibt sehr eingehend über niederländische Maler; Friedrich Heinrich Bothe, stolzer Philologe, der in der Jugend über Tieck's Versuche, sich seine Freundschaft zu erwerben, die Nase rümpfte, im Alter aber, als Tieck der Freund eines Monarchen geworden, des Verschmähten Protection nachsuchte; Christlieb Julius Braniß, Professor der Philosophie in Breslau; Clemens Brentano gibt Mittheilungen, welche interessant für den Charakter des Dichters wie der ganzen romantischen Schule sind; Friedrich Arnold Brockhaus, der Begründer der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig, zeigt sich in seinen Zeilen als strenger Ehrenmann; Graf Brühl, ehemaliger berliner Theaterintendant, gibt liebenswürdig geschriebene, wenn auch an sich nicht eben vielsagende Billetchen; Elise Bürger, die Witwe des Dichters, empfiehlt Tieck einen jungen Schauspieler. Holtei ist entzückt, daß sie von dem nie gesehenen Meister Ludwig sagt:

Digitized by Google

„dessen Augensterne ich wol einmal funkeln sehen möchte, wenn ihn Begeisterung erfüllt." Er meint: „Etwas Treffenderes, deshalb Schöneres dürfte schwerlich über Tieck's Anblick gesagt worden sein." Büsching, Sohn des Geographen, Professor in Breslau, ladet Tieck zum Mitarbeiter an seinem Blatte „Pantheon" ein).

C. streut ein Briefmysterium in die Sammlung, das den Duft und Zauber eines weiblichen Herzens, aber leider so geheimnißvoll athmet, daß das Ganze nur wie eine einzelne unverstanden verwehte Blüte des Gefühls erscheint; Carové, der bekannte Schriftsteller, und der berühmte Carus sind nur durch etwas dürftige Briefchen vertreten; Wilhelmine von Chézy, die redselige, aber begabte Dichterin, gibt in einem Briefe vom 26. October 1815 Nachricht über ihr Walten in Spitälern und Lazarethen, wo sie an armen Verwundeten Gutes that, das ihr nie vergessen sein soll, denn hier hat sie sich als echte deutsche Frau gezeigt; John Payne Collier, der bekannte Textcorrector Shakspeare's, gibt nichts von Belang; Matthäus von Collin, nicht zu verwechseln mit Heinrich von Collin, seinem Bruder, der mit seinen dramatischen Dichtungen viel höher steht und die Vergessenheit keineswegs verdient, in die er derzeit gefallen ist, bespricht mancherlei von seinen eigenen Arbeiten und Planen wie auch von denen seiner Zeitgenossen, ohne freilich etwas wesentlich Wichtiges zu erörtern; Georg Friedrich Creuzer, Verfasser von „Symbolik und Mythologie der alten Völker".

Pierre Jean David d'Angers, der französische Bildhauer, Deinhardstein, der Dramendichter, geben nur flüchtig hingeworfene Schreiben; Eduard Devrient läßt sich ausgiebiger aus. Er richtet zunächst nicht uninteressante Fragen an Tieck bezüglich der Aussprache mancher Buchstaben, bespricht dann seine scenische Einrichtung von Tieck's „Blaubart", die Auffassung Hamlet's und anderes. Einmal erwähnt er die Schauspielerschulen und sagt da: „Im allgemeinen haben die Schauspieler keinen Respect vor ihrem Berufe, und daher misbrauchen sie ihn. Es scheint, der Mensch achtet nur, was ihm sauer wird; wenn die jungen Schauspieler arbeiten müßten, bevor sie zur Production zugelassen werden, wie alle andern Künstler, so würden sie mit mehr Ernst und Achtung daran gehen, sie würden beim Studiren gelernt haben, wie himmelweit wir immer von dem Ideale unsers Berufs entfernt bleiben." Karl Devrient spricht in zwei Briefen wesentlich nur von sich.

Johann Joachim Eschenburg's Zeilen konnten nur Interesse für Tieck selber haben.

Karl Förster, Professor, gestorben 1841 in Dresden, ist durch ein bedeutungsloses Zettelchen vertreten; Luise Förster, geb. Förster, documentirt sich in ihren Briefen als eine feinsinnige, poetische Frau; wesentlich interessant in ihren Mittheilungen ist aber nur eine Angabe

Digitized by Google

über „die heilige Genoveva" von Tieck und Maler Müller. Letzterer hatte die seinige an Tieck gegeben, damit ihm dieser einen Verleger schaffe, was indeß nicht gelang, obschon Meister Ludwig das Werk sehr lobte, wie er denn überhaupt in Müller einen Menschen von großem Genie anerkannte. Später hat Tieck bekanntlich selbst eine „Genoveva" geschrieben, „ohne das Mindeste des Müller'schen Werkes zu benutzen"; da aber „der gute Müller sich nicht entblödete", Tieck „eines Eingriffs in sein Eigenthum zu beschuldigen", so, schrieb er, hat auch dieser selbst die Müller'sche Dichtung herausgegeben, um der Welt den Beleg seiner Unschuld an der angeblichen Benutzung der Müller'schen Dichtung vor Augen zu legen. Friedrich Förster, der sogenannte berliner Hofdemagoge und in den vierziger Jahren der literarische Ueberallundnirgends dieser „Stadt der Intelligenz", liefert ein unwichtiges Schreiben; August Follen, der Dichter volksthümlicher Lieder und Herausgeber des trefflichen Werkes: „Bilderſaal deutscher Dichtung", erweist sich in seinen beiden Briefen von 1828 und 1829 als tüchtige, ehrliche, echt deutsche Haut. Gustav Freytag zeigt sich in seinen zwei Schreiben von 1847 und 1848 als das liebenswürdige, frische und etwas abenteuerliche Dichternaturell, das sich damals zuerst zur Geltung brachte.

Eduard Genast, der weimarer Schauspieler, W. A. Gerle, der prager Dramatiker, der zu keinen Erfolgen kommen konnte und seinem Leben freiwillig 1846 oder 1847 ein Ende machte, sowie Friedrich von Gerstenbergk (in Weimar) und Leopold Gmelin, Professor der Medicin in Heidelberg, führen sich mit unbedeutenden Blättern vor. Görres gibt sich in seinem einen Briefe vom 1. August 1823 ganz als der knorrige und curiose Heilige, als den man ihn aus seinen Werken kennt. Goethe präsentirt sich in seinen paar dictirten Briefen äußerst zuvorkommend und herzlich gegen Meister Ludwig. Unter dem 9. September 1823 schreibt der Dichterfürst: „Gar wohl erinnere ich mich, theuerster Mann, der guten Abendstunden, in welchen Sie mir die neuentstandene «Genoveva» vorlasen, die mich so sehr hinriß, daß ich die nah ertönende Thurmglocke überhörte und Mitternacht unvermuthet herbeikam." Dankbar fügt Goethe bei: „Die freundliche Theilnahme, die Sie nachher dem Gelingen meiner Arbeiten gegönnt, wie Sie manche denn durch Vorlesen erst anschaulich und eindringlich gemacht, ist mir nicht unbemerkt geblieben. Nunmehr erhalte ich durch die Aufführung von «Faust» (1829) und die demselben vorgeschickten gewogenen Worte die angenehmste Versicherung aufs neue." Christian Grabbe tritt uns in seinen Briefen (1823) mit seinem ganzen Elend entgegen. Er entdeckt Tieck, daß er Schauspieler werden und „mit 200 Thlr. Gage den reichsten Bankier in Deutschland nicht beneiden wolle". Er glaubt jede Rolle „gut darstellen zu können"; er nennt Hamlet, Lear, Falstaff als Kleinigkeiten,

Digitized by Google

er, der nicht gehen und stehen konnte, wie uns Immermann und andere, die ihn kannten, versichern! In Braunschweig hat er auf Empfehlung Tieck's 30 Thlr. von der Theaterdirection für ein Stück erhalten, er trägt einen Theil dieser Summe, zu Fuß, seinen Aeltern nach Detmold, von wo aus er in unglücklicher Stimmung bittet, ihm „irgendeine theatralische, schriftstellerische oder abschreiberische Carrière mit ungefähr 150 Thlrn." zu verschaffen. Das Verschrobene, Ungeheuerliche und doch zugleich Genialische seiner Natur offenbart sich in jeder Zeile. Johann Dietrich Gries, der Uebersetzer aus dem Italienischen und Spanischen, spricht über seine Uebertragungen.

Wilhelm Häring (Wilibald Alexis) gibt nichts Wichtiges; Fr. Heinrich von der Hagen, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu Berlin, gestorben 1856, bespricht die alten Heldengedichte, für deren Wiedererweckung er seinerzeit so thätig gewesen. In seinem Briefe vom 12. März 1813 preist er Fouqué als Volker den Spielmann, „der den Fiedelbogen mit dem Schwert abwechselt" und welchen er ermahnt hat, „den französischen Hunden wacker zum Tanz aufzuspielen". Ernst August Hagen, Professor in Königsberg, Verfasser einer „Geschichte des königsberger Theaters", empfiehlt Tieck seine wenig oder gar nicht bekannt gewordenen dramatischen Versuche; Charlotte von Hagn entschuldigt sich schmeichelnd, daß sie das für Dresden eingegangene Engagement (1831) ablehnt und in München bleibt, aus Rücksicht für ihre Mutter; Karl Halling, ein verschollener Student, ist so recht der Typus vorlauter Jugend. In einem beinahe zwölf Druckseiten langen Briefe glaubt er sich Tieck dadurch angenehm zu machen, daß er auf Goethe und so ziemlich die ganze Welt schimpft. Es ist nicht zu leugnen, daß er etwas gelernt und den Zug einer gewissen Größe in sich trägt, die sich in seinen Anschauungen über Shakspeare, die Alten und in den Mustern seines eigenen literarischen Strebens (Luther, Hutten, Fischart) bekundet. Aber die Art, wie er seinen Lehrer Franz Horn, die Universitätslehrer in Berlin, wie er den Architekten Schinkel, das Theater behandelt, ist haarsträubend naseweis. Von seinen eigenen Schöpfungen verspricht er sich große Erfolge. Der Humor davon ist, daß man nichts von ihnen weiß. Hallwachs, darmstädtischer Staatsmann, gibt nur flüchtige, für die Zeit und Literatur werthlose Billete. Hardenberg (Novalis) ist bedauerlicherweise nur durch vier Briefe vertreten — die weitern sind von seinem Bruder Karl — in denen sich jedenfalls sein tiefer, poetischer Geist vielfach glänzend abspiegelt. Er spricht eingehend von seinem „Ofterdingen", seinem Studium Jakob Böhme's und Goethe's „Wilhelm Meister's Lehrjahre", von denen es heißt: „So viel ich auch aus «Meister» gelernt habe und noch lerne, so odiös ist doch im Grunde das ganze Buch. Ich habe die ganze Recension im Kopfe. —

Digitized by Google

Es ist ein Candide gegen die Poesie, ein nobilitirter Roman. Man weiß nicht, wer schlechter wegkommt, die Poesie oder der Adel, jene, weil er sie zum Adel, dieser, weil er ihn zur Poesie rechnet. Mit Stroh und Läppchen ist der Garten der Poesie nachgemacht. Anstatt die Komödiantinnen zu Musen zu machen, werden die Musen zu Komödiantinnen gemacht. Es ist mir unbegreiflich, wie ich so lange habe blind sein können. Der Verstand ist darin wie ein naiver Teufel. Das Buch ist unendlich merkwürdig — aber man freut sich doch herzlich, wenn man von der ängstlichen Peinlichkeit des vierten Theils erlöst und zum Schluß gekommen ist." J. C. Hauch, der dänische Aesthetiker und Dichter, gibt eine scharfe Kritik der literarischen Zustände Kopenhagens im Jahre 1827; Wilhelm Hauff, gestorben 1827 mit einem Freudenruf für das befreite Griechenland auf den Lippen, schreibt in bescheidenster Weise über sich und seine poetischen Plane; Friedrich Hebbel thut dasselbe, aber fester, mit mehr norddeutschem Accent und Wesen; Ulrich Hegner, gestorben 1840 in Zürich, wo er Regierungsmitglied war, erzählt Tieck auf dessen Anfrage die Veranlassung zu seinem Roman „Salys"; Heiberg, der dänische Autor, schickt 1827 dem berühmten deutschen Dramaturgen seine ersten aus dem Deutschen übersetzten Vaudevilles; Wilhelm Hensel, der berliner Maler, theilt in wenigen eiligen Zeilen nichts von Belang mit. F. R. Hermann reichte Tieck dramatisirte „Nibelungen" ein, über welche dieser sich wohlwollend aussprach und welche dennoch sammt dem Verfasser spurlos verschwunden sind; Georg Heumann, Archivrath in Darmstadt, bespricht Gesellschaft und Theater daselbst (1846): „Sommernachtstraum", Jenny Lind ꝛc. ꝛc.; Moritz Heydrich legt Tieck seine ersten dichterischen Versuche vor und erzählt, daß er eine Zeit lang Schauspieler gewesen, aber das Metier satt bekommen. Einen Brief aus Hamburg voll Witz und Humor hat Holtei nicht aufgenommen, weil er die Adresse des Schreibers nicht wußte und ohne dessen Erlaubniß nicht glaubte, ihn veröffentlichen zu dürfen. Moritz Heydrich, schreibt Holtei, soll in Dresden leben. Das ist bekanntlich in der That der Fall. Liegt denn aber Breslau so weit von Dresden ab, daß der Herausgeber sich nicht Zeit zu einer Erkundigung hätte nehmen können? Hirzel, Buchhändler in Leipzig, theilt 1837 Tieck einen Brief von Klinger von 1777 mit, worin dieser erklärt, daß nicht Lenz der Verfasser der „Soldaten" sei, sondern er selbst. Die Sache ist nicht aufgeklärt. E. Th. Amad. Hoffmann, der Gespenster-Hoffmann, empfiehlt den Schauspieler Kühne (Lenz) mit ein paar unbedeutenden Zeilen; Holtei theilt von sich selbst zwei Briefe mit, von denen einer in des Dichters bekannter drolliger Manier die Schilderung eines Festes gibt, das man am 31. Mai 1833 zu Ehren Tieck's in Berlin gefeiert, der zweite aber das Stück Holtei's

Digitized by Google

„Shakspeare in der Heimat" bespricht, das er nach einer Novelle Meister Ludwig's bearbeitet; Joseph Freiherr von Hormayr, der österreichische Plutarch, beklagt von Wien aus den geistigen Untergang Friedrich Schlegel's, bespricht von München aus Rauch's Anwesenheit und die Vorbereitungen zum Guß seines sitzenden Königsbildes, Wit-Dörring's Treiben und anderes; Alexander von Humboldt's Zettelchen bieten manches Witzige und Scharfe, wenn auch nur in höchst aphoristischer und fragmentarischer Gestalt. Holtei hat darin mancherlei wegstreichen zu müssen gemeint, und kann bei dieser Gelegenheit natürlich nicht umhin, das alte Lied anzustimmen, wie soviel des aus Humboldt's Feder Bekanntgewordenen „mit dem edeln Charakter des großen Mannes sich nicht gut verträgt". Als ob ein Witz, ein kleiner Spott, ein sarkastischer Einfall gleich etwas Entsetzliches und unvereinbar mit einem trefflichen Herzen wären! Vergessen denn diese Leute ganz und gar, daß Friedrich Wilhelm IV. selbst diesen Ton angeschlagen und zum herrschenden am Hofe gemacht? Das Moquiren war damals allgemein und Mode in der großen und kleinen Welt. Und was ist es denn so Fürchterliches, wenn man sich über dieses und jenes einmal bitter auslässt? Deswegen braucht doch lange noch nicht alle sonstige Verehrung und Liebe Lug und Trug zu sein. Die Welt stürzt noch keineswegs zusammen, wenn auch die Großen der Erde oder ihre Umgebung die Lauge der Ironie über sich ergießen lassen müssen. Auch ist's weder Undank noch Untreue. Man kann immer noch diejenigen lieben, über die man sich einmal lustig macht. Aber die kleinen Geister verstehen keinen Spaß, das ist eine alte Sache.

Jacobi, der Dichter des „Woldemar", Christ. Frdr. Wilhelm Jacob, Schriftsteller und Oberbibliothekar in Gotha, bieten nichts von Interesse; Karoline Jagemann, die Schauspielerin und Freundin Karl August's in Weimar, spricht sich in ihren alten Tagen (1842) recht anziehend über die allerdings etwas sonderbare Art aus, mit der sie Schülerinnen bildet. An einer Stelle heißt es: „Die Jeanne d'Arc ist die einzige Rolle, in die auch ich mich niemals habe finden können. Es ist zu wenig darinnen Künstlerisches zu leisten." Iffland hat ein Jugendwerk Tieck's aufzuführen abgelehnt; 1800 setzt er den jungen Dichter ordentlich zurecht, weil dieser sich durch eine Theaterfigur Schulberg compromittirt meinte. Aus diesen Ursachen mag, wie Holtei einräumt, das harte Urtheil zum Theil mit entstanden sein, das Tieck in jüngern Jahren über den Schauspieler und Dramatiker fällte. Karl Immermann liefert in seinen eingehenden Briefen so ziemlich wol den anziehendsten Theil des zweiten Bandes. Zunächst bespricht er seine literarischen Arbeiten: „Die Bojaren", „Alexis", „Tulifäntchen", „Hofer", „Epigonen" (eine Arbeit von zwölf Jahren), „Das Gericht von St.-Petersburg"; dann seine Freunde in

Digitized by Google

Düsseldorf: Uechtritz und Schnase. Von Raupach sagt er an einer Stelle sehr scharf: „Raupach stellt wirklich ein Pessimum dar; nach menschlichem Begriff läßt sich nicht tiefer kommen: das Korn ist in der Mühle vollkommen durchgeschroten, und dieser jüngste Meister verkauft, um aufzuräumen, noch die Kleien in den Säcken. Selbst die berliner Komödianten fangen an, sich in seinen Rollen zu langweilen, was doch viel sagen will. Nun aber kommt in unserm Deutschland die Praxis immer nach der Theorie, und nur erst, wenn den Leuten einmal demonstrirt worden ist, wie schon unser Gerüst dazu führt, das Elende und Schwache zur Evidenz zu bringen, wird man anfangen, sich zu besinnen." Interessant ist sein Vergleichen seines „Merlin" mit Tieck's „Hexensabbat". Ueber die Bühne läßt er sich bitter aus. Von der berliner schreibt er (1834): „Sie hat keine Fehler mehr, sie ist negativ geworden, sie stagnirt." Ueber sein eigenes Project äußert er sich folgendermaßen: „Es beruht wesentlich darauf, die Literatur und Poesie wieder mit der Bühne in Verbindung zu setzen. Es ist dies nicht unmöglich, wenn man die Sache leise anfaßt und nicht zu viel auf einmal von den Leuten verlangt. Hin und wieder muß man sich auch accomodiren können; wenn man aber das thut, so weiß ich durch selbstgemachte Erfahrungen, daß die Menschen nicht so unempfänglich für Feineres und Tieferes sind, als sie gemacht werden." Dann bespricht er die Darstellung des „Macbeth" und zwar, was von Bedeutung ist, nach der Einrichtung Schiller's; nur daß die Hexenscenen nach der Tieck-Schlegel'schen Uebersetzung genommen wurden. Sein scenisches Arrangement, das er hier beschreibt, darf als mustergültig angesehen werden. Marianne Immermann, die Gattin des Dichters, offenbart in ihren Briefen ein echt weibliches, tiefes und schönes Gemüth, Bernhard Severin Ingemann, der dänische Poet, gibt ein paar freundliche Dichterschreiben; Nik. Heinrich Julius, der Gefängniß-Julius genannt, weil er sich den Untersuchungen des Gefängnißwesens gewidmet, ein paar Empfehlungsworte.

Kabach, Prediger, ruft Tieck auf: Tragödien zu schreiben nach seinem Vorbilde Shakspeare; Philipp (nicht Alexander) Kaufmann, wie Holtei irrthümlich gesetzt, läßt sich über seine classischen Shakspeare-Uebersetzungen in eingehender Weise aus. Er war ein gründlicher Kenner des Shakspeare und einer der liebenswürdigsten und gutmüthigsten Menschen, die sich denken lassen. Er wußte stets geistvoll und anregend zu sprechen, war aber so zerstreut und unpraktisch, daß es ihm ohne liebende Hand nicht möglich wurde, sich durchs Leben zu schlagen. Nachdem er diese verloren und längere Zeit als Erzieher der Liszt'schen Kinder in Paris gewirkt hatte, fand man ihn eines Tages daselbst erschossen. Sein Tod ist nie aufgeklärt worden.

Digitized by Google

Justinus Kerner klagt über das Nichtverstehen seiner „Seherin von Prevorst"; Freiherr von Killinger, unter dem Autornamen K. von Kreling schreibend, plaudert in angenehmer Weise über Gott und die ganze Welt, indem er sich dabei als Kenner der englischen Sprache und Literatur ausweist; Maria von Kleist, eine Verwandte des Dichters Heinrich, zeigt sich in ihren Zeilen immerhin geistig mit diesem etwas verwandt, denn obschon sie nicht eben einen bedeutsamen Inhalt haben, fesseln sie doch durch eigenthümliche Ausdrucksweise. Ein sich daranschließendes Schreiben eines Johannes von H. läßt vermuthen, daß ein wichtiges Manuscript Kleist's, „die Geschichte seiner Seele", „ohne welche Kleist's ganze Schriften nur ein Fragment bleiben dürften, wenigstens für die, welche ihn gern ganz kennen und würdigen, vorzüglich seinen letzten Schritt gern entschuldigen möchten" — verloren gegangen. A. Koberstein, der bekannte Literarhistoriker, Professor zu Schulpforta, schreibt unter dem 14. November 1839 einen Brief, der noch ganz erfüllt ist von den Eindrücken, die er während einer Anwesenheit in Dresden im Sommer dieses Jahres von Tieck empfangen. Er läßt sich zu der Aeußerung hinreißen: „es werde in Deutschland die Ueberzeugung immer tiefere und breitere Wurzel schlagen und treiben, daß Goethe und Sie (Tieck) die beiden Gipfel unserer neuern Poesie sind, und nicht Goethe und Schiller, dessen jetzige abgöttische Verehrung spätere Geschlechter mit gesunderm Sinne kaum werden begreifen können." Man sieht hier die alte Beobachtung neu belegt, wie es immer Leute gibt, die noch königischer gesinnt sind als der König selbst. In Koberstein lebt noch der romantische Geist, der an Schiller nicht glaubt und Tieck hoch überschätzt. Tieck ist ein großer Dichter, aber mit Goethe ihn in Einem Athem zu nennen und ihn über Schiller zu stellen, ist wahre Blasphemie. Karl Köchy, Dramaturg in Braunschweig und Dichter, theilt Tieck seine dramatischen Arbeiten mit, indem er sich dabei über das Theater und das Drama im allgemeinen ausspricht; Heinrich Koenig, Verfasser der Romane „Die hohe Braut", „William Shakspeare", „Georg Forster's Leben", „Die Clubisten in Mainz" ꝛc. ꝛc., zeigt durch den Einen Brief, der von ihm in dieser Sammlung vorhanden ist, daß auch er einmal fürs Theater zu dichten unternommen hat. Gottf. Wilh. Körber, gestorben als Director des Gymnasiums zu Hirschberg, liefert in seinem Schreiben vom Jahre 1812 eine humoristische Epistel mit allerlei literarischem Krimskrams, die im Rückblick auf die Zeit, in der sie geschrieben ist, als einigermaßen curios und charakteristisch für die der Welt entrückten Kreise der Romantiker bezeichnet werden darf. Christ. Gottfr. Körner, der Freund Schiller's und der Vater Theodor's, bietet in seinen Briefen nichts von Belang. Sie lassen den geistigen Verkehr zwischen Tieck und dem Briefschreiber nicht bedeutender als mit den vielen

Digitized by Google

andern hervorragenden Menschen jener Epoche erscheinen. Hans Köster findet sich mit einem frisch und keck geschriebenen Briefe aus Paris vom 7. September 1841 eingereiht, worin er französische Zustände in Kunst und Leben frei von der Leber weg, und nicht ohne Interesse damit zu erzeugen, erörtert; Koreff, der Arzt in Berlin und später in Paris, debutirt hier mit einem ausgedüftelten nichtssagenden Geburtstagsschreiben, das wie vieles andere fehlen dürfte, wenn der Herausgeber mehr die Zeit und die Verhältnisse und weniger klingende Namen im Auge gehabt hätte. Etwas Aehnliches gilt von dem Schreiben eines gewissen Franz Kratter, der eine Menge mittelmäßiger oder gar schlechter Schauspiele geschrieben und sich an Tieck mit der Bitte wendet, ihm dafür einen Verleger zu schaffen. Welchem bekanntern Autor wird so etwas nicht zugemuthet? Es zu veröffentlichen ist Papierverschwendung. Ueberflüssig dürften auch wol die Briefschaften der nachfolgenden Personen sein: Karl Christ. Fried. Krause, Philosoph, gestorben 1832 in München, und Friederike Krickeberg, Schauspielerin in Berlin, die höchstens dadurch noch etwas Interesse für uns gewinnt, daß sie von sich sagen kann: Gentz habe sie einst geliebt und treulos verlassen. Karl Theodor von Küstner tritt mit wenigen gleichgültigen Zeilen auf.

In mancher Beziehung wichtiger sind die Briefe von Heinrich Laube, der in einem an den Generaldirector von Lüttichau in Dresden gerichteten, von Tieck aufgehobenen Schreiben, zu seiner eigenen Beherzigung, da er selbst nun Director des wiener Hofburgtheaters ist, Folgendes sagt: „Ew. Excellenz werden mir zugestehen, daß es fast unmöglich ist, unsere brach liegende dramatische Poesie zu fördern, wenn man an neue Stücke mit so speciellen Forderungen ginge, daß sie um einiger kecken Situationen willen zurückgewiesen würden. Unser Vorrath an neuen Originalstücken müßte wol reichlicher sein für so strenge Auswahl, als er in der That ist*), und die Herren, welche der productiven Poesie gegenüber eine so wichtige Position einnehmen wie die Intendanten der besten Bühnen des Vaterlandes, wären dann allerdings dem Vaterlande verantwortlich für die Aufmunterung oder frühzeitige Verurtheilung dramatischer Schriftsteller.“ Karl Lebrun, der 1842 in Hamburg verstorbene Schauspieler und dramatische Autor, erscheint mit zwei unbedeutenden Zettelchen; mit einem keineswegs wichtigern J. N. von Lenz-Kühne, gleichfalls Schauspieler in Hamburg. Johann Wilhelm Loebell, Professor in Bonn, wo er 1863 verstarb, bekannt durch seine treffliche Schrift „Gregor von Tours und seine Zeit“, liefert in seinen Briefen ausgiebigeres Material. Leider hat auch hier wieder Holtei viel unterschlagen zu müssen gemeint, „was höheres Interesse geboten —

*) Jetzt klagt wol auch Laube das alte Lied, daß zu viel dramatisch producirt werde.

Digitized by Google

lediglich aus leidigen Rücksichten auf Verhältnisse und noch lebende Personen". Hätte man dann lieber noch gewartet; manches Wichtigere wäre dann frei geworden und vieles Unwichtigere mit den Namen, die schon heute kaum noch irgendeine Geltung haben, verschollen. Was speciell die Briefe Loebell's betrifft, so ist zu bekennen, daß sie eine aufrichtige Verehrung für Tieck athmen und manches berühren, das Theilnahme zu erwecken im Stande ist, wenn auch sonst das Zeitalter und seine Literatur nicht durch Streiflichte von besonderm Werth beleuchtet werden. Otto Heinrich Graf Loeben, der sich als Dichter Isidorus Orientalis nannte, zeigt uns auch in seiner Correspondenz die krankhafte Ueberschwenglichkeit, die seine seit lange schon vergessenen Dichtungen charakterisirte. Ludwig Löwe, der wiener Hofschauspieler, gastirt mit einem „unbedeutenden Blättchen", wie Holtei selbst sagt, wenn er auch dennoch diesem hinterher noch einige Wichtigkeit zuzuwenden versucht. Im ganzen ist es erstaunlich, daß sich unter den Briefschaften Tieck's, der doch mit so vielen Schauspielern verkehrte, so gar wenig anziehende und bedeutsame Schreiben von solchen befinden. Otto Ludwig, der sich mit seinen ersten dichterischen Schöpfungen an Tieck gewendet, dankt diesem in rührenden Zeilen für die Aufmerksamkeit und den Tadel, denen er sie unterzogen. Holtei benutzt wie öfter so auch hier wiederum die Gelegenheit, an diesem Beispiele zu zeigen, daß „der alte Meister junge Gesellen nicht zurückstoßend behandelt". Und gewiß ist dies durchgehends nicht der Fall gewesen. Daß Tieck indeß warmen und dauernden Antheil an der jüngern Literatur genommen, widerlegt sich einigermaßen schon dadurch allein, daß ein fortgesetzter Briefwechsel mit jung auftauchenden Talenten sich beinahe gar nicht vorfindet, sodaß seine Antheilnahme über gewisse Anläufe doch kaum hinausgekommen zu sein scheint. Georg Wilhelm von Lüdemann, Regierungsrath in Schlesien, wo er 1863 in einem Mühlgraben ertrank, reichte Tieck 1832 eine Bearbeitung der „Beiden Edlen von Verona" ein, von deren Verwendung indeß nichts bekannt geworden zu sein scheint.

Siegfried August Mahlmann, der bekannte leipziger Dichter, welcher 1826 daselbst verstarb, mahnt den Dichter des „Phantasus" um versprochene poetische Beiträge und bespricht Geschäftliches oder literarische Ereignisse des Tages in sehr fragmentarischer Weise. E. F. G. O. Freiherr von Malsburg, ein poetisirender Diplomat, der 1824 auf seinem Schlosse Eschenberg in Hessen das Zeitliche segnete, hat allem Vermuthen nach eine lebhafte Freundschaft für Meister Ludwig empfunden, mit dem vielfache gemeinsame Interessen ihn verbanden. Die englische, spanische, italienische Literatur sind nebst den eigenen und den Arbeiten der Freunde der unerschöpfliche Gegenstand ihrer Correspondenz. Diese umfaßt die Jahre 1820—24 und ist noch mit am meisten geeignet, ein

Digitized by Google

Bild der dichterischen Bestrebungen jenes Zeitraums zu geben, wenn auch freilich keineswegs ein auch nur halbwegs genaues. Apollonius Freiherr von Maltitz, russischer Minister am weimarischen Hofe, ein liebenswürdiger, geistvoller alter Herr, der noch heute der Dichtkunst ergeben, zuletzt durch zarte und witzige Sinnsprüche sich rühmlich hervorgethan, widmet in seinen Zeilen an Tieck einer frühverstorbenen Freundin von sich und Tieck, der auch als Schriftstellerin bekannten Adelheid Reinbold, einen innig und tief empfundenen Nachruf. Gotthard Oswald Marbach, Professor und Hofrath zu Leipzig, wo er noch jetzt dichterisch thätig ist und sich durch eigene dramatische Dichtungen wie durch die Uebertragungen griechischer Tragiker einen rühmlichen Namen gemacht, legt 1833 Tieck seine Gedichte vor und fordert ihn 1838 zur Mitarbeiterschaft an einer von ihm begründeten Zeitschrift auf. Xavier Marmier, ein Franzose, bekannt durch seine Reisewerke und deutschen Studien, sagt in seinem Briefe unter anderm: „On me trouve à Paris bien germanisé et je ne repudie pas ce titre. Je l'aime." Henri und S. Martin, zwei Landsleute des Vorigen, treiben gleichfalls deutsch und haben Tieck's „Hexensabbat" ins Französische übersetzt, welche Uebersetzung sie aber für nicht so gelungen halten, um sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Felix Mendelssohn-Bartholdy wechselte mit Tieck drei Briefe bezüglich der bekannten Aufführungen altgriechischer Tragödien, zu deren Chören er die Musik componirt. Wolfgang Menzel, der herbe Kritiker, zeigt sich gegen Tieck sehr zuvorkommend und höflich. Aus einem seiner Schreiben ersieht man, daß der Verfasser des „Blaubart" den Versuch gemacht hat, Menzel zur Fahne Goethe's schwören zu machen (etwa 1828), aber vergebens. Meyerbeer ladet im Verein mit Rellstab Meister Ludwig ein, einer Probe des „Feldlager in Schlesien" beizuwohnen. Von Bedeutsamkeit ist nichts in den drei mitgetheilten Billeten. Johannes Minckwitz, der Platen-Minckwitz, wegen seiner Verehrung dieses Dichters so genannt, jetzt Professor in Leipzig, erinnert seinen alten Freund und Gönner von Dresden her in Berlin an seine Uebersetzungen des Sophokles, zur Zeit, da dieser die Einstudirung der Donner'schen 1841 im berliner Hoftheater leitete. Er sagt von der „Antigone": „Ich will mich nun nicht zum Lobredner meiner eigenen Arbeit aufwerfen, aber deutlicher und sinnrichtiger, vielleicht auch poetischer achte ich sie als jene von Donner und Solger, was freilich gegen das göttlich-griechische Original nicht viel sagen will." Später schreibt er: „Glauben Sie aber nicht, daß Ihre Wahl der «Antigone» von Donner mir ärgerlich ist. Ich besitze keinen Ehrgeiz, nur Liebe zur Sache; und wenn man die Verse von Donner lobt, rechne ich im stillen mit um so größerer Zuversicht darauf, daß man die meinigen dermaleinst in ihrer Vollendung recht erkennen wird."

Digitized by Google

Minckwitz, der viel von Platen gelernt hat, hat sich auch dessen Selbstbewußtsein anzueignen nicht versäumt. Ohne Verdienst ist dieser Literator nicht, wenn dasselbe wol auch so groß nicht ist, als er meint. Er hat sich zuletzt oft einen sehr anmaßenden und wegwerfenden Ton zu schulden kommen lassen. Johann Jakob Meioch, 1804 gestorben, hat sich als Lyriker hervorgethan und unterhält sich in einem Briefe aus Warschau im Jahre 1801 mit seinem Freunde über die Freiheiten des Reims. Eduard Mörike, der Verfasser von „Maler Nolten" und vieler schönen Gedichte, sendet 1833 eins seiner Bücher mit sehr bescheidenen und verehrungsvollen Zeilen an Tieck. Auch hier ist die Annäherung wol über den ersten Anlauf von seiten Mörike's nicht hinausgekommen. Meister Ludwig mag nicht abweisend gewesen sein, aber ohne Zweifel so wenig zu brieflichen Auslassungen geneigt, daß infolge dessen der geistige Verkehr des an die Scholle gebannten und still schaffenden Poeten ein überdies dürftiger und nur selten befruchtender blieb.

Gehen wir nun zum dritten und vierten Bande über.

Christian Molbech, ein dänischer Philologe und Historiker (er starb im Jahre 1857) mag in der That „ein eben so liebenswerther Charakter sein, als er für einen achtungswerthen Gelehrten gilt"; etwas für die Jetztzeit Wichtiges bieten seine fünf Briefe nicht. Die neun von Julius Mosen erzählen die freilich uns schon bekannte Art und Weise, wie der Dichter in Italien zu seinem Epos vom „Ritter Wahn" gekommen, und zeigen uns außerdem sein Streben und Ringen als Dramatiker. Daß Tieck's Wunsch, „etwas von Goethe's eigener Handschrift zu besitzen", die Verehrer des letztern sowie Autographensammler mit Freuden erfüllen werde, mag wahr sein, aber deswegen den Brief des bekannten weimarischen Kanzlers F. von Müller mitzutheilen, scheint uns denn doch ziemlich überflüssig, da er sonst nichts von wesentlichem Belang enthält. Anziehender sind die Schreiben von dem liebenswürdigen Alterthumsforscher Karl Otfried Müller, der 1840 in Athen starb, in welchen er recht anschaulich das Theater der alten Griechen beschreibt. Die zwei Briefe Wilhelm Müller's, des Sängers der Griechen- und Müllerlieder, sind oberflächlich hingeworfene Zeilen, nicht ganz der Vorstellung entsprechend, die man sich von diesem wahrhaft liebenswürdigen Poeten zu machen gewohnt ist. Freiherr Münch (Friedrich Halm) spricht mit angenehmer und doch bescheidener Wärme von seinen Stücken.

W. N....'s sonderbare Mittheilungen scheinen uns unstatthaft, da man über sein Thun und Benehmen uns doch gar keine erläuternde Auskunft gibt. Recht wacker und den Abfasser im besten Licht erscheinen lassend sind die zwei Schreiben von Christoph Friedrich Nicolai, Herausgeber der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek", der Tieck über seine poetischen Extravaganzen tüchtig den Text liest und auch gar nicht unrecht damit

Digitized by Google

hat. „Wenn Sie", schreibt der „alte Radoteur", wie er sich selbst nennt, „im «Gestiefelten Kater» auf hiesige Theateranekdoten anspielen, so ist's vielleicht schon für hiesige Leser, welche unbedeutende Theater- und Parterre-Anekdoten für armselig halten, nicht interessant; was sollen denn auswärtige Leser dabei denken, die gar nicht wissen, was sie lesen?" Jedenfalls ist nicht zu leugnen, daß Tieck in dergleichen literarischen Lappalien viel Talent und Zeit sehr ungehörig verschwendete. In dem aber, was Nicolai sagt, prägt sich der Mann von echtem Schrot und Korn aus. Die paar Briefe Oehlenschläger's sind nicht bedeutend. Lustig ist einzig, daß er erzählt, wie er als Rector der Universität in Kopenhagen in einer lateinischen Rede eine ganze Viertelstunde davon sprach, wie dumm es sei, lateinisch zu reden. Die Zettelchen von Henriette Paalzow, der Brief von dem Schauspieler Pauli und die von Karoline Pichler sind von keinem Werth. Die von Robert Prutz beweisen nichts weiter als die liebende Verehrung, die er als schüchterner Anfänger gegen Tieck empfand.

Johann Gottlieb von Quandt in Leipzig, Rahbeck in Kopenhagen, Prof. Rake in Breslau bieten nichts Bemerkenswerthes, denn daß Tieck zum Doctor in letzterer Stadt ernannt wurde, wird jetzt noch kaum jemand interessiren. So ganz vereinzelte Schreiben dürften überhaupt nur in den seltensten Fällen von irgendwelchem Gewicht sein. Auch die Sestine von Ch. F. Raßmann wird ein solches nicht gewinnen. In den Zeilen Karl von Raumer's, Bruders des Historikers Friedrich von Raumer, wird Tieck ein wenig christlich zurechtgesetzt. Auch folgende Anekdote erzählt er: „Als die alte Schulz im Sarge lag, kam die Händel-Schütz zum Alten und sagte ihm: er solle doch die Leiche noch einmal sehen. Sie hatte das Todtengesicht geschmückt! Der Alte sagte: der Anblick versetzte ihn in die Jugend zurück." Das ist denn ein rechtes Komödiantenstückchen! Elisa von der Recke, Joh. Gottl. Regis (Shakspeare-Uebersetzer, Sonette —), Aug. Wilh. von Rehberg geben nichts von Belang. Die Briefe von dem Tonsetzer Joh. Friedr. Reichart lassen wenigstens die mancherlei Plane erkennen, mit denen er und Tieck sich eine Zeit lang trugen. Von Adelheid Reinbold, einer begabten Schriftstellerin, ist zu bedauern, daß nicht mehr vorliegt als ein paar ziemlich nichtssagende Mittheilungen. Ludwig Rellstab, Julie Rettich, Ribbeck wären zu missen. Auch die zwei Zettelchen von Jean Paul Friedrich Richter bringen nichts als die Bestätigung seiner bekannten curiosen und verschwommenen Vorliebe für Musik. Er behauptet: „Die Musik — besonders die unbestimmte — ist ein Sensorium für alles Schöne; ja unter Tönen faß' ich sogar Gemälde leichter." Das ist denn freilich echt Jeanpaulisch! Die Schreiben von Ludwig Robert haben zunächst insofern Reiz, als darin berichtet wird, wie man am berliner Königstädtischen Theater

Digitized by Google

einmal daran dachte, Tieck als Dramaturg oder als correspondirendes Mitglied zu engagiren. Holtei findet in einer Randglosse, daß „das ein verwünschter Gedanke" sei, wir wissen nicht, ob weil Tieck so brieffaul war oder weil jener sich ein correspondirendes Theatermitglied überhaupt nicht denken kann. Nun hat das in der That etwas Seltsames; aber möglich dürfte es doch immerhin sein. Warum sollte eine Bühne nicht einen Mann von Fach besolden können zu dem Zwecke, sich in gewissen Fällen dramaturgischen Rath bei ihm zu erholen? Hätte man nur erst nach Dresden hin mit dem Dichter angeknüpft und diese Anknüpfung einen Erfolg gehabt, vielleicht würde man es später sich selber haben angelegen sein lassen, Tieck nach Berlin zu berufen. Wichtig ist zu erfahren, daß Cotta 1824 auf Robert's Betreiben Tieck 10000 Thaler für seine sämmtlichen Werke bot. Uebrigens ist es interessant zu sehen, wie Ludwig Robert dafür, daß er Geschäfte für Tieck abzumachen suchte, nicht vergaß, sich, wie er es selbst nennt „ein Douceur" in Besprechung seiner dramatischen Arbeiten von Tieck auszubitten. Er scheint in der That ein tüchtiger Geschäftsmann gewesen zu sein, womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß wir ihn nicht auch für einen Dichter halten. Er hat jedenfalls mancherlei geschaffen, das seinerzeit Beachtung fand und dieselbe auch heute noch verdient. Wie vielen andern Schriftstellern, so ist auch ihm Berlin bis zu einem gewissen Grade fatalistisch geworden. Die dort herrschende kritische Zugluft benahm seinem etwas schwächlichen Talente zu Zeiten den Athem. Immer will er fort von Berlin — „denn hier bringe ich nun einmal nichts hervor, und sei es auch meine Schuld, ich fühle und weiß es nur allzu deutlich" — und bleibt doch immer. Holtei bemerkt ein eigenes Spiel des Zufalls: „Robert und seine Frau, die schöne Friederike, Heine's erste Muse, entflohen aus dem Kreise ihrer berliner Freunde aus Besorgniß vor der Cholera, um beide in Friederikens Heimat Baden dem damals dort epidemischen Typhus zu erliegen." Die „Schwaben" scheinen Robert seltsamerweise „die größte Anlage zu haben, die vollendetsten Deutschen zu werden, weil sich in ihnen eine harmonisch-glückliche Mischung von Hingebung und Reflexion findet". Sehr richtig bestimmt er dagegen den Rang der Talente in der Literatur dahin: „Obgleich jedes Jahrhundert (neue Zeitepoche) nur Einen Dichter haben kann, bedarf es doch auch der Virtuosen, so wie ein Baum nicht nur Wurzel und Stamm sein, sondern auch seine Wipfel in die Breite ausstrecken und Blätter und Blüten und Früchte tragen soll, des Schattens und des Farbenwechsels und der würzigen Frühlingsdüfte halber." Friedrich Rochlitz, Rückert, Rühs, Rumohr, Sallet, A. von Schack bringen wenig oder gar keinen anziehenden Stoff. Karl Schall und Eduard von Schenk jedenfalls nicht viel.

Digitized by Google

Wichtig dagegen ist der Briefwechsel der beiden Schlegel. Er gibt einen ungefähren Einblick in das literarische Treiben jener Zeit. August Wilhelm wird oft sehr heftig und setzt Tieck ordentlich wegen seiner Schreibfaulheit und Unpünktlichkeit in der Ablieferung versprochener Arbeiten zurecht; er scheint der geborene Redacteur gewesen zu sein: er greift die Dinge rasch und thatkräftig an, weiß sie zu regeln und in Schick zu bringen. Auch zu rechnen versteht er, wo es sich um das Honorar handelt, das er ebenso pünktlich einzutreiben und auszuzahlen liebt, als er emsig hinter den Arbeiten her ist. Er zeigt gründliche Kenntnisse in den Sprachen und Literaturen. Eine Jugendgeliebte, die er durch den Tod verliert, beweint er aufrichtig und aus tiefstem Herzen. Er scheint nicht eben viel Dank für die Förderungen erhalten zu haben, die er vielen angedeihen ließ. Er klagt über Schütz, Fichte, Schleiermacher und andere. „Der einzige dankbare Schüler", schreibt er, „den ich gehabt, ist Fouqué." Leider ist dies der verstrubeltste der Romantiker, der unklarste Kopf, wenn auch immerhin ein wirklicher Dichter. Novalis, der früh starb, scheinen die Schlegel tief und wahr geliebt zu haben. Sie betrauern seinen Tod sehr innig. Die Briefe aus dem Alter lassen August Wilhelm munter und jovial, aber auch zugleich so ziemlich als den Geck erscheinen, für den man ihn zu unserer Zeit in Berlin erklärte, wo er verliebte Sonette an die damals glänzende Schauspielerin Charlotte von Hagn dichtete und wie eine geschminkte Kokette im ersten Range des Theaters saß. Er schreibt 1836: „Abends bei hellem Kerzenlicht, sauber geputzt und mit meinen Orden-Pompons angethan, in der neuesten, noch nicht fuchsig gewordenen Perrüke, bringe ich noch eine leidliche Decoration heraus. Schöne Damen sagen mir, ich müßte wol ein Geheimniß besitzen, um mich immerfort zu verjüngen. Aber die Pflege des Leibes nimmt Zeit weg." Er liebte es, auf großem Fuße zu leben, und klagt, „daß er verlernt, wohlfeil zu reisen". Er schreibt: „Ich brauche einen Bedienten, einen eigenen Wagen, Postpferde und gute Gasthöfe." Dabei ist er aber wohlgemuth und mit einem Anfluge von Burschikosität. Als er Tieck bittet, ihn zu besuchen, und voraussetzt, daß es diesem an Geld fehle, meldet er ihm: „Ich pumpe dir, und wenn ich es nicht in Kasse hätte, so pumpt mir der Bankier." Er zeigt sich sozusagen als alter Schwerenöther, der indeß doch auch das volle Bewußtsein seiner Verdienste hat. Einmal sagt er: „Meine Uebersetzung (des Shakspeare) hat das deutsche Theater umgestaltet. Vergleiche nur Schiller's Jamben im «Wallenstein» mit denen im «Carlos», um zu sehen, wie sehr er in meine Schule gegangen." Friedrich Schlegel gibt sich zusammengenommener, ruhiger, in sich bemessener. An seltsamen Schrullen ist er nicht ärmer als sein Bruder. „Ich überzeuge mich immer mehr", schreibt er 1802 aus Paris, „daß

Digitized by Google

der Norden und der Orient in jeder Weise, in moralischer und historischer Rücksicht die guten Elemente der Erde sind — daß einst alles Orient und Norden werden muß." Ein andermal behauptet er: „Alles, alles stammt aus Indien ohne Ausnahme!" Dann wieder soll das deutsche Drama „auf dem lyrischen Wege" vollendet werden. Schleiermacher, Joh. Friedr. Heinr. Schlosser, der hamburger Theaterdirector Schmidt, ein anderer Theaterdirector Schmidt, Professor F. Wilh. Valentin Schmidt, der Erklärer Calderon's, Schnaase, Adolf Schöll treten keineswegs mit bedeutsamen Mittheilungen hervor, höchstens, daß letzterer mit ein paar Andeutungen über alte classische Stücke erscheint, die sich mit Nutzen lesen lassen. Johanna Schopenhauer, Wilhelm von Schütz, Stephan Schütz, Friedrich August Schulze (Fr. Laun), Gustav Schwab, ein Mimiker Gustav von Seckendorf, der unter dem Namen Patrick Peale schrieb, tischen jedenfalls nichts auf, das eine besondere Theilnahme in Anspruch nehmen könnte. Das Schreiben des Komikers Seidel in Weimar ist insofern von einigem Interesse, als darin eine Geburtstagsfeier Goethe's (28. Aug. 1827) geschildert wird, zu welcher König Ludwig von Baiern nach Weimar kam, um den Dichter mit dem Civilverdienstorden zu schmücken. Die Briefe eines verschollenen Abenteurers, Otto von Skepsgardh's, hätten füglich hier wol auch wegbleiben können. Dieser junge tolle Mensch, den Unglück und Ueberspannung wahnsinnig machten und der durch Selbstmord geendet, schrieb ein höchst wirriges Stück, und da Tieck, dem er sich durch seine Schwester, eine Schauspielerin, zu nähern gewußt, ihm dafür nicht gleich Geld und Verleger schaffte, meinte er sich von demselben beneidet und rächte sich später an ihm durch eine niederträchtige Vorrede. Er wollte „Werke hinstellen, die, solange es eine deutsche Literatur gibt, ihn und sein Schicksal in der Menschen Gedächtniß erhalten sollten". Inzwischen hat ihn und sein Thun der Flugsand der Vergessenheit längst begraben und es ist daher ziemlich unnöthig, daß Freund Holtei ihm noch ein Erkleckliches nachschimpft. Welcher berühmte Mann wäre nicht einmal gemisbraucht oder ausgebeutelt worden? So etwas ist selbstverständlich und mit Stillschweigen zu übergehen; jedenfalls gewiß da, wo man nicht solche Käuze als charakteristische Figuren für die damalige Zeit und Welt hinzustellen im Stande ist oder die Lust hat. Solger's drei Schreiben sind nur von den Stoppeln gelesene Briefähren, da das Meiste und Beste dessen, was der bekannte Kunstphilosoph in brieflichen Mittheilungen an Tieck niedergelegt, bereits für seine „Nachgelassenen Schriften" von Friedrich von Raumer und Tieck benutzt worden war. Friedrich August von Stägemann's Zeilen beweisen, daß man eine Zeit lang daran dachte (1820), Tieck in Berlin eine Professur zu geben und daß er schon damals die Gunst des Kronprinzen,

Digitized by Google

des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV., besaß. Henrik Steffens' Auslassungen sind frisch, angeregt und bezeichnend für seine Epoche. Er schreibt 1814 unter anderm: „Es war eine wunderliche, ahnungsvolle Zeit, in welcher ich Deine erste Bekanntschaft machte (etwa 1801). Aus meinem fernen Lande (Norwegen) früh schon durch große Hoffnungen und sonderbare Wünsche getrieben, fand ich mich in der Mitte vieler bedeutender Männer, die mich gern aufnahmen, und mit einem großen, kindlichen, recht eigentlich absichtslosen Muthwillen ließ ich alle meine Gedanken und Anschauungen, geschenkte und eigene, ein leichtes, loses Spiel treiben. Ich denke oft mit inniger Freude daran, und diese Zeit, die mir an Liebe, Freundschaft, geistiger Anregung mancherlei Art so reich war, erscheint mir immer als die Blütezeit meines Lebens. Was Du mir wie so vielen damals warst, das weißt Du; denn so verschieden unser äußeres Dasein auch erscheint, so stimme ich dennoch innerlich mehr mit Dir überein als mit irgendeinem andern, und nachdem die vielen Stützen, die man mir als Systeme reichte und die ich gutwillig annahm und eine Zeit lang benutzte, nun alle in die Ecke gestellt sind, — trat das freiere und dennoch gebundenere innere Leben freudiger hervor. So gewiß wie es ist, daß die Zeit, in welcher Goethe und Fichte und Schelling und die Schlegel, Du, Novalis, Ritter und ich uns alle vereinigt träumten, reich an Keimen mancherlei Art war, so lag dennoch etwas Ruheloses im Ganzen. Ein geistiger Babelsthurm sollte errichtet werden, den alle Geister aus der Ferne erkennen sollten. Aber die Sprachverwirrung begrub dieses Werk des Hochmuths unter seinen eigenen Trümmern. — Bist du der, mit dem ich mich vereinigt träumte? fragte einer den andern — Ich kenne die Gesichtszüge nicht mehr, deine Worte sind mir unverständlich, — und ein jeder trennte sich in den entgegengesetztesten Weltgegenden, die meisten mit dem Wahnsinn, den Babelthurm dennoch auf eigene Weise zu bauen." Das ist ein einigermaßen zutreffendes Gemälde jener Geistes- und Literaturperiode; leider jedoch sind Steffens' weitere Aeußerungen nicht der Art, es zu vervollständigen. Wir wissen nicht, woran es liegt, aber auffallen muß es jedenfalls, daß Tieck keinen recht dauernden und ausgiebigen Briefwechsel geführt hat. Entweder ward ein solcher durch Tieck's Briefsaulheit oder durch einen Mangel warmer Mittheilsamkeit verhindert. Im allgemeinen ward von vielen an Tieck geschrieben, aber von wenigen viel und so, daß sich daraus das geistige Leben der Zeit annähernd abgespiegelt zeigte. Auch die Blättchen von Heinrich Stieglitz thun das nicht. Zu einer Mittheilung desselben, daß Theodor Mundt Tieck kenne und erkenne, fügt Holtei die Bemerkung hinzu: „Diese Erkennung muß unter den Freunden geblieben sein. Zur Anerkennung hat sie nicht geführt; im Ge-

Digitized by Google

gentheil!" Dies Gegentheil kann sich wesentlich doch wol nur auf Tieck's letzten Roman „Victoria Accorombona" beziehen, der seinerzeit allerdings von Mundt, wie so ziemlich wol vom sämmtlichen Jungen Deutschland, mit einer Art von Schadenfreude begrüßt wurde. Es kitzelte diese Herren, den Altmeister Tieck mit einer Arbeit, worin er die Emancipation der Frauen und den Abscheu vor der Ehe glorificirte, wegen welcher Glorification sie selbst vom Staat hart angeklagt und verfemt worden waren, in dem Augenblicke auftreten zu sehen, in dem man am berliner Hofe Miene machte, ihn in die Nähe des Königs, Friedrich Wilhelm's IV., zu berufen. Damals hat Mundt, dessen erinnern wir uns allerdings, Meister Ludwig hart mitgenommen, wie er wol auch hier und da einmal in seiner journalistischen Thätigkeit ihm schroff gegenübergetreten sein mag. Im allgemeinen aber hat Mundt die Verdienste Tieck's nicht verkannt, wie das seine literaturgeschichtlichen Werke beweisen. Daß er von keiner systematischen Antipathie gegen den Dichter beseelt war, belegt wol am besten der Umstand, daß im Mundt'schen Gesellschaftskreise es war, wo man zuerst daran dachte, ein Tieck'sches Märchen dramatisch darzustellen. Wie viel Lust, Heiterkeit und glückliche Stunden hat uns damals diese Aufführung des „Rothkäppchen" bereitet, zu der Adolf Bernhard Marx, der berühmte Professor der Musik, von dem soeben „Erinnerungen" erschienen, eine reizende Composition lieferte und in welcher Frau Klara Mundt (Luise Mühlbach) die Großmutter, Theodor Mundt selber aber den Hund tragirte. Damals hatten Mundts auch Tieck zu dieser Vorstellung eingeladen, der viele der geistvollsten Köpfe des dramatischen Berlin beiwohnten, Meister Ludovico ließ sich aber durch Kränklichkeit entschuldigen, wie er denn überhaupt dadurch für uns Jüngere ziemlich unzugänglich wurde. Hinter seinen Leiden lebte er wie hinter einer Spanischen Wand, durch welche nur Zudringliche oder sehr Begünstigte Zutritt erhielten. Uebrigens war es auch nur allzu bekannt, daß Tieck der jungen Literatur nicht eben viel Interesse, wohl aber viel Widerwillen entgegentrug und sich ziemlich abweisend gegen sie verhielt. Holtei, der oft genug in Berlin mit Mundt und dem literarischen Nachwuchs verkehrte, hätte das wol wissen können. Damals hatte unsern liebenswürdigen schlesischen Landsmann auch noch keine politische Bewegung erschreckt und gegen mancherlei an sich ganz berechtigte Bestrebungen so finsterblickend gemacht, wie es jetzt oft der Fall. Es ist rührend, zu sehen, wie Holtei alle Gegnerschaft gegen sich selbst vergessen, aber oft peinigend, zu gewahren, wie er über Werke und Thaten des Sturmjahres 1848 nicht wegkommen kann, ohne kopfschüttelnd und anklägerisch dagegen aufzutreten. Für den Opfertod der armen Charlotte Stieglitz hat er eine Thräne

Digitized by Google

und selbst für das unmännliche Gebaren des Gatten Verzeihung. Daß aber Stieglitz eine Schrift erscheinen ließ, worin er für die Republik schwärmt, das kann Holtei nicht vergessen.

Hierbei mag überhaupt gleich gesagt werden, daß des Herausgebers Vorbemerkungen bei den einzelnen Briefstellern uns nicht glücklich scheinen. Sie sind nicht objectiv genug, in ihrer subjectiven Auffassung aber zu kurz und aphoristisch. Wären wirkliche Charakteristiken aus ihnen gemacht worden, so würden sie das Lückenhafte und Dürftige des ganzen Tieck'schen Briefwechsels nicht nur zu ergänzen, sondern auch vergessen zu machen vermocht haben; Tieck selbst und seine Zeit hätten besser und lebhafter hervortreten und viele ganz nichtssagende Schreiben fortbleiben, andere nur als Belege des Gesagten und Geschilderten gelten sollen. Eine geistreiche Darstellung hätte hier jedenfalls zu ersetzen gehabt, was das Material verschuldet, nämlich die geringe Ausgiebigkeit und gegenständliche Fülle von Mittheilungen über die innersten Literaturvorgänge jener Zeit. Was für Reiz kann es für die heutige Welt z. B. haben, zu lesen, daß ein schwedischer Schauspieler Stjernström sich an Tieck mit der Bitte wendet, ihm den Weg auf die deutsche Bühne bahnen zu helfen? Holtei weiß nicht anzugeben, ob Tieck je und was er darauf geantwortet. Die Sache ist also ganz todt und müßig und selbst die Klage Holtei's mit einem Seitenblick auf Dawison und die Bulhovszky, daß, wenn Tieck des jungen Mannes sich nicht angenommen, die deutsche Bühne vielleicht einen Verlust erlitten, ziemlich überflüssig.

Von dem jungverstorbenen Dichter Moritz Grafen Strachwitz befindet sich ein Geleitschreiben in der Sammlung, mit dem er seine Erstlingsgedichte an Tieck gesendet; es ist voll rührender Bescheidenheit, wie sie der Jugend und Anfängerschaft ziemt. Die zwei Zettelchen von David Friedrich Strauß bringen nichts von Werth. Daß Holtei die Gelegenheit benutzt, das deutsche „Leben Jesu" gegen das französische von Renan hervorzuheben, ist brav von ihm.

Der holländische Gelehrte und Staatsmann Thorbecke ist mit einigen Zeilen vertreten, die einer vernünftigen Betrachtung über das Leben und die Dichtungen Heinrich von Kleist's gewidmet sind. Er bezeigt dem unglücklichen Dichter große Verehrung und vertheidigt, was sehr anziehend zu lesen ist, im „Käthchen von Heilbronn" auch das Somnambulistische des Verhältnisses zwischen Käthchen und Wetter von Strahl. Er findet, daß durch die Vision, „welche den Blick über alles Menschliche und Zufällige erhebt, der unmittelbar göttliche Ursprung einer solchen Liebe beständig im Hintergrunde gegenwärtig erhalten wird". Das Schreiben von George Ticknor, einem amerikanischen Advocaten und Schriftsteller, nahm Holtei nach seinem eigenen Geständnisse nur auf, „damit neben Briten, Dänen, Schweden und Franzosen auch

Digitized by Google

ein Amerikaner sich melde!" Um solche Beziehungen zu erwähnen, hätte hier, wie an vielen Stellen, eine Notiz genügt.

Die Auslassungen Friedrich von Uechtritz' und die wenigen Zeilen von Tieck an diesen bekunden des letztern warme Theilnahme für das tüchtige, leider wenig erfolgreiche und anerkannte dramatische Streben des erstern. Uechtritz hat ein paar Dramen („Alexander und Darius", „Rosamunde") gedichtet, die zu den besten Schöpfungen jener Zeit (Mitte der zwanziger Jahre) gehören. Er war ein Freund von Immermann und hat diesem bei seinen düsseldorfer Theateranfängen treulichst beigestanden. Tieck rühmt von „Alexander und Darius", daß ihm seit Kleist's „Prinz Homburg" kein dramatisches Gedicht eine so reine Freude gewährt. Dennoch ist es, wie so viel Gutes der deutschen Bühne, in Vergessenheit gerathen. Uechtritz, ein feines, aber sehr sensitives Dichtergemüth, weilt jetzt ganz zurückgezogen in Görlitz. Dann und wann besucht er noch Dresden, um mit den Malern zu verkehren, deren er viele hier lebende noch von Düsseldorf her kennt. Seine Briefe legen das Edle, Zarte und Innige seines Wesens und Charakters klar zu Tage. Der berühmte Gelehrte Hermann Ulrici, gegenwärtig Professor an der Universität Halle, macht sich das seltsame Vergnügen, ein paar seiner Jugendarbeiten vor Tieck's Augen unbarmherzig zu zerpflücken; man sieht: er hat sein kritisches Secirmesser zuerst an den Eingeweiden seines eigenen Geistes versucht und es geschliffen und geschärft für seine Werke: „Ueber Shakspeare's dramatische Kunst", „Das Grundprincip der Philosophie", „System der Logik" u. s. w.

Die hingewischten Briefe von Eugen Baron Baerst charakterisiren den ganzen Menschen, einen lebenslustigen, abenteuernden, kecken Cavalier, der seinerzeit (in den dreißiger Jahren) viel von sich reden machte. Er war ein etwas leichtfertiger Patron, ein Lebemann im wahren Sinne des Worts und nicht sehr gewissenhaft. Aber anstellig, voll Geist und praktischer Rührigkeit. Er schrieb eine „Cavalierperspective" (1836), „Die Pyrenäen" (1847) „Gastrosophie"; war Soldat, Carlist Reisender, Theaterdirector und Zeitungsredacteur in Breslau. Holtei behandelt ihn, wie uns dünkt, über Gebühr wegwerfend, so wegwerfend, daß er sich nicht einmal Mühe gab, sein Todesjahr genau zu erfahren, was doch wol möglich gewesen sein würde. Er starb am 16. September 1855. In einem Briefe Varnhagen von Ense's vom 1. Juli 1836 ist folgendes Bekenntniß von Wichtigkeit: „Die Lebenden will ich geschont wissen, und ich glaube, daß ich es meinerseits nur allzu sehr gethan: in welchem Maße, könnte nur der beurtheilen, der einsähe, was alles in meinen unendlichen Papieren ich zum Schweigen gebracht habe."

Von Varnhagen kommen wir sofort zu Rahel, seiner Frau, die Tieck über Theater, das Publikum und die Recensenten unter

Digitized by Google

anderm Folgendes zuzetert: „Eine Vorstellung (1826) ist alten, wahrhaftigen Theaterliebhabern, wie wir geboren sind, genug, die Schändung desselben zu überschauen! Die jetzt hineingehen, schreien, recensiren, klatschen, lesen, sind unfähige, sinnliche Wüstlinge, die der Wüste in sich zu entfliehen gedenken und sie nach außen treiben, klexen und sprechen. Diese dürren Referirungen «Referent» !!! wo hergebrachter Unsinn als fleißigstes Unkraut wuchert und ein maulsperrendes Parterre toll und stumm macht! mit Staatsdirectoren an der Spitze, die aus vollen Beuteln der Raserei Paläste bauen, steinerne und wieder hölzerne darin, die eine ganze Natur untereinander wüthen lassen und eine Kunst zu machen vermeinen!“ In demselben Briefe sagt sie: „Es ist nicht solche Kleinigkeit, welches Theater eine Nation hat, wenn sie so weit ist, eins zu haben. Bei den Deutschen ist es ja schon ein allgemeines Bedürfniß und an allen Enden und Ecken erbaut. Es ist sowol der Beweis, was eine Nation will, als ihr Weg zu dem, was sie wollen soll. Nehmen Sie (Tieck) ums Himmels und um der Bessern willen, die existiren und die sich entwickeln können, den Zügel des tollen jagenden Fuhrwerks in Ihre Hand, lassen Sie es einlenken, ehe es, noch mehr geladen, vom höchsten Fels der Verkehrtheit zerschmettert stürzt, oder verfahren in Einsamkeit verwittert und in funfzig oder Gott weiß welcher Geschichtszahl von Jahren nicht wieder zu sich kommt. So wie es ist, verdirbt's die Jugend — die Höfe. Noch geht alles von den letztern aus, und die erste umspannt alle Zukunft. Es ist wahrhaftig nicht solche Kleinigkeit, wie Unumsichtige wähnen! Warum soll Gemeinheit herrschen, tausendfache Vor- und Unurtheile aller Art und alle Abende in diesen Tempeln predigen, wirken, verleiten, hoffärtig, stupid und närrisch machen dürfen? So, daß man nach dem Theater gegen zehn Uhr auch mit keinem Menschen mehr sprechen kann? Mit demselben wohlgepflegten Unverstand richten sie ja nicht minder Thaten und Sitten! und helfen im strengsten Sinne des Worts unsere Welt so machen, wie sie ist. Ein jeder muß helfen, der sie schlecht findet, und deshalb schreib' ich Ihnen.“ Das sind Ideen, die allerdings stilistisch etwas übereinandergestolpert, aber uns doch so richtig erscheinen, daß wir sie ähnlich oft genug zu Tage gestellt. Man sagt, die Klage über den Verfall des deutschen Theaters sei alt: und in der That eben daraus erhellt, daß es den Edeln und Besten unserer Nation mit wenig einzelnen zeitweisen Ausnahmen noch nie entsprochen. Vielleicht sollte man nicht sagen: Verfall. Noch war es möglicherweise nicht auf der Höhe und erreicht diese, wie so vieles andere, erst mit dem geschichtlichen Aufschwunge der Nation, mit der Einheit und der politischen Machtgröße unsers Vaterlands.

Digitized by Google

Nach dieser Abschweifung zu den Briefen an Tieck zurückkehrend, kommen wir zu dem Schreiben eines Bäckermeisters, Vorholz mit Namen, der dem Dichter seine Freude und Genugthuung über die Verherrlichung des Handwerkerstandes ausspricht, wie sie im „Jungen Tischlermeister" zu Tage liegt. Die Sache ist gar nicht etwas so Besonderes; denn da der deutsche Handwerkerstand mit zu den gebildetsten der Welt gehört, so ist es keineswegs zu verwundern, wenn sich hier und da eins seiner Mitglieder, durch seine Theilnahme für literarische Erzeugnisse angeregt, zu einem Briefe an irgendeinen hervorragenden Literator getrieben fühlt. Auch will das alles nicht viel sagen, wenn man nicht einmal weiß, wer dieser Vorholz eigentlich gewesen, wann und wo er gelebt. Da nachzuforschen und womöglich irgendeine nähere Mittheilung zu geben, wäre viel schätzenswerther gewesen, als eine Auslassung zu bringen wie die folgende: „Wenn diese Sammlung den Hauptzweck verfolgt, Tieck's Angedenken unserer jüngern Generation wach zu rufen und gewissen Leuten vor Augen zu stellen, wie tief und innig der oft geschmähte Meister mit seinen Werken in die Seelen der guten, klugen, redlichen Zeitgenossen gedrungen ist, welchen Widerklang seine Dichterstimme erweckt hat.... dann können wir dies Zeugniß eines schlichten Bürgersmanns nicht hoch genug anschlagen. Es sagt in einfachen ungekünstelten Worten unendlich mehr für Tieck, als spitzige, in Gift und Galle getauchte Federn, auch von gelehrten Gegnern geführt, gegen ihn aufzubringen vermochten."

Unser innig verehrter Freund Holtei möge entschuldigen, aber uns scheint doch, als legte er zu viel Bedeutung in die Zeilen eines ganz unbekannten Menschen und als stellte er daneben Tieck als einen von seinen Zeitgenossen ganz übel behandelten Autor hin. Tieck aber, bedünkt uns, hat seine volle Würdigung erhalten, ja mehr als das, denn wie uns jüngst von einem Ohrenzeugen erzählt wurde, hat Meister Ludwig am Abend seines Lebens selbst eingeräumt, daß seine Freunde und Verehrer seine Begabung überschätzt. „Man fragt und wundert sich immer", soll er zu verschiedenen malen geäußert haben, „daß ich den «Aufruhr in den Cevennen» und viele meiner sonstigen Versätze nicht vollendet oder gar nicht ausgeführt habe. Darauf ist die Antwort sehr leicht. Es geschah, weil es über meine Kräfte ging. Andere und ich selbst nahmen mich in der Jugend für ein Genie; ich bin aber nur ein bescheidenes Talent gewesen." Wenn aber ja ein Vorwitziger oder Neidischer oder die Verdienste Tieck's Verkennender sich an ihm versündigt, was ist das mehr als Tieck's Verkennen und Verketzern Schiller's, von dem er doch nicht ganz freizusprechen, man mag darüber sagen was man will? Man sieht also, so etwas war und wird sein und es lohnt nicht, darüber das Geschrei zu erheben, das Holtei darüber erhebt, den das Alter, wie es scheint, begonnen hat, ein wenig griesgrämig und finster blickend zu machen.

Digitized by Google

Tieck selbst könnte ihn darüber artig zurechtsetzen. Schreibt er doch an seinen Neffen, den damals jungen Gustav Friedrich Waagen, unter dem 4. Februar 1815: „Hüte Dich nur, das ist das Wichtigste, vor der Hypochondrie; lerne Dich ein, jede Stunde des Lebens zu genießen und froh zu sein; der heitere Mensch lernt (Waagen war damals Student) und denkt in Einer Stunde mehr als der trübe und verstimmte in Wochen. Nur Heiterkeit bringt den wahren, gedeihlichen Fleiß hervor."

Sehr bezeichnend für Tieck ist die Art und Weise, wie er sich gegen seinen jungen Neffen über die Dichter des Alterthums ausläßt. Er empfiehlt ihm die griechischen Autoren, den Plutarch, den Thucydides, den Homer und Sophokles. „Tacitus ist erst wahrhaft groß in seinen Annalen und der Geschichte." Später fährt er fort: „Alles, was ich aber hier gesagt habe, kann sich überhaupt kaum auf die Römer beziehen, denn genau zu sprechen, haben sie wol keine Dichtkunst wie keine Kunst besessen; Herrschen, Reden, Geschichteschreiben, Kriegführen, das waren ihre Talente. Was sie an Poesie aufzuweisen haben (wenn nicht das Alte, Einheimische untergegangen), ist auch nie national geworden wie bei den Griechen. Was ist Plautus und Terenz anders als Uebertragung und Verderbung griechischer Vorbilder? Wie mögen die Verse der griechischen Lyriker anders ausgesehen haben, als wir sie beim Horaz wieder finden? Da, wo wir ihnen auf der Spur sind, sehen wir den Unterschied nur gar zu deutlich. Der originellste Dichter der Römer ist nach meiner Meinung Ovid, nur ist er oft gering und klein; Catull ist mir sehr lieb, und im Horaz seh' ich den feinen, edeln Weltmann; mich erheitert die Urbanität seiner Gesinnungen und mich reizt die Eleganz seines Ausdrucks, aber wenn ich an große, an wahre Dichter denke, ist er der letzte, der mir ins Gedächtniß kommt. Darum sind auch seine Satiren eigentlich nur das Werk, von dem man als einem recht eigenthümlichen sprechen kann. Welchen falschen Einfluß sein lustiger Brief «Ad Pisones», den man «Ars poetica» hat nennen wollen, auf die Bildung der neuern Welt gehabt hat, wird Dir wol noch einmal in Zukunft recht deutlich werden. Kann es eine unglücklichere Aufgabe für einen Poeten geben, als überhaupt die Art des Landbaues beschreiben oder gar zu lehren zu wollen, wie es Virgil gethan? Das sind die Gedichte, die nur entstehen können, wenn ein Volk Luxus genug hat, um auch Dichter haben zu wollen, misverstandenen Stolz genug, daß sie lehrreich sein, und Verirrung aller Begriffe, Mangel an Kunst und Enthusiasmus, daß sie sich mit gezwungener Künstlichkeit auf etwas beziehen sollen. Wie sieht dagegen das unschuldige, aus dem Gemüth geschriebene, aber freilich auch unpoetische alte Spruchgedicht des Hesiodus aus! Ueberhaupt, Lieber, mache Dich nur mit frischem

Digitized by Google

Muth an die Griechen, und ich bin fest überzeugt, daß sie Dir einleuchten und dich begeistern werden, ohne daß deshalb Deiner zärtlichen Liebe für die Neuern Eintrag geschieht. Den Homer muß man auswendig wissen, er ist kein Dichter mehr, er ist Natur, Menschheit und Kunst selbst; kannst Du zum Aeschylus und Sophokles gelangen, so studire sie, und auch nachher den Pindar. Euripides ist eine höchst merkwürdige Zerbrechung griechischer Kunstvollendung und mir darum sehr lieb und werth, weil er mir manche große Erscheinung der Neuern erklären hilft. Gegenüber die großen Prosaiker: Herodot, Thucydides und dann Plato, Aristoteles, welche Namen! Der Theokrit wird Dir gewiß zusagen, um so weniger Dir Geßner gefällt. Livius, Tacitus, alle Geschichtschreiber der Römer studire und die lateinischen Dichter der Sprache, weniger des Inhalts wegen."

Daß Holtei die Briefe Waagen's, mit Ausschluß eines einzigen, „ihrer Familienbeziehungen halber, nicht abzudrucken wagen durfte", bedauern wir. Hier hätte sich vielleicht mancher menschliche Aufschluß für den Dichter Tieck ergeben, wie ihn gleich daneben die brieflichen Auslassungen Wilhelm Heinrich Wackenroder's, jenes Jugendfreundes von Tieck, zeigen, der, sechsundzwanzig Jahre alt, mitten in der berauschendsten poetischen Schaffenslust dahinstarb. Holtei meint nicht mit Unrecht, daß sie gewissermaßen wie die Morgenröthe jener ganzen Epoche der Dichtkunst erscheinen, die man die „romantische" benennt, „höhnisch die romantische benennt", sagt seltsamerweise unser Herausgeber, der ganz vergißt, daß die Romantiker selbst sich diese Bezeichnung gaben, und daß dann die Benennung „classische Periode" für die Zeit Goethe's und Schiller's ebenso höhnisch gemeint sein müßte. Es ist Holtei's Grille, überall Feindseligkeit zu gewahren, auch da, wo keine zu gewahren ist, wie hier. Die romantische Schule ist eine Epoche unserer Literatur wie nachher das Junge Deutschland. Man hat, und zwar mit gutem Recht, die Unarten und Ausartungen beider gebührend gegeiselt; aber daß man die Benennungen selbst nur im Hohn genommen, davon ist uns nichts bekannt. In einzelnen Fällen mag dergleichen mit untergelaufen sein, aber im allgemeinen sind die Bezeichnungen sicher ganz ernsthaft gemeint gewesen und sind es noch. Haben dieselben doch auch ihren guten Sinn. Wackenroder selbst belegt das sehr schlagend in einem Briefe, in dem er schreibt: „Ein Bürger, oder sonst einer, der nicht Gelehrter werden will, braucht doch wahrlich in unsern Zeiten im Grunde die vaterländische Geschichte so wenig als eine andere; und es würde nach meiner Meinung also zweckmäßiger sein, wenn man irgendeine interessante Geschichte, ohne Rücksicht, ob dieses oder jenes alten oder neuen Volkes — in untern Schulen vortrüge." Hierin zeigt sich recht klar, wie sehr der Name Romanticismus für das poetische Wirken dieser Gruppe von Schriftstellern paßt. Es baute

Digitized by Google

zum Theil allerdings auf das deutsche Volksthum, aber auf das deutsche Volksthum, das ganz außerhalb von Zeit und Geschichte, gewissermaßen in nebelhaftester Ferne, auf den seligen Inseln der Sage und des Märchens weilt. Es hat rührend schöne, unveräußerlich kostbare Werke geschaffen, Werke, die unter Umständen immer ihren bestrickenden Reiz und fesselnden Zauber üben werden, welche aber ihrer Mehrzahl nach zu absichtlich dem Wesen ihrer Zeitepoche abgewandt erscheinen, um von dauerndem Einflusse sein zu können. Es heißt noch keineswegs die romantische Dichtkunst höhnen, wenn man derselben ihre Irrthümer und Fehler vorhält, deren sie in der That sehr arge und gravirende aufweist. Sind ihre guten Seiten deswegen doch noch keineswegs vergessen. Auch ein jugendlicher Schwärmer wie Wackenroder wird uns immer anziehend sein, so anziehend, daß wir nicht umhin können, uns zu wundern, daß Tieck, sein nächster Freund, ihm nicht ein literarisches Andenken gestiftet mit Zugrundelegung seiner Briefe, in denen ein begeistertes, in Empfindungen schwelgendes Herz sich kundgibt, ein Herz, das freilich von sich bekennen muß, daß es „sein Leben und seine Gesundheit zu sehr liebt, um körperlichen Muth zu besitzen". Wackenroder klagt selbst über die Reizbarkeit seiner Nerven und erzählt, daß, als er eines Abends eine Geschichte von einem Schiffskapitän vernommen, der von seinen rebellischen Leuten auf ein Boot ausgesetzt und mit der größten Lebensgefahr und unter allaugenblicklicher Furcht, vor Hunger zu sterben, von Otaheiti nach England zurückgekommen, er mismuthig — zu Bett gegangen, weil er eine Empfindung hatte, als wenn ihn vor sich selber ekelte, daß er so ruhig und glücklich dasäße. Es ist ihm da, als hätte er ein Unglück mit Geld erkaufen und seinen Körper geißeln und kasteien können. Nachher aber kommt er auf die Idee, diese Empfindung in eine Ode zu bringen. Charakteristisch für ihn ist sein Genießen der Musik, sein Schwelgen darin. Etwas Ueppiges, Verweichlichtes liegt in seiner ganzen Natur, die aber trotz dessen doch als eine großartig angelegte, wahrhaft erhabene erscheint. Das Gefühl einer „großen Freundschaft" spielt darin eine hervorragende, und man darf sagen, eine hinreißende Rolle. In Wackenroder liegt etwas von dem Wesen der Jünglinge aus Schiller's Jugendmuse. Es pocht und pulset darin ein edles, zu Zeiten gigantisches Feuer, das Feuer eines Geistes, „der die Insektenseelen am Riesenwerk seiner Liebe hinaufschwindeln" macht. „Ist es denn wirklich Dein Ernst, lieber Tieck", läßt sich Wackenroder unter anderm aus, „daß Du mich nicht vergessen kannst? O, er muß es wol sein! Es hat mich recht gerührt, daß Du schreibst: «Es war recht unvorsichtig von uns, daß wir uns die letzte Zeit in Berlin so oft sahen.» Es hat mich recht gerührt. O Tieck, Tieck, ich habe es geglaubt, daß Du

Digitized by Google

mir gut wärst; aber kaum, kaum hab' ich es je glauben können, daß Du so zärtlich gegen mich denkst. Und daß Du mir nichts als wahre Empfindung Deines Herzens äußerst, weiß ich. Womit soll ich's Dir vergelten? Du demüthigst mich." Man muß lesen, wie entzückt Wackenroder ist, als er dem Freunde seinen Besuch in Halle ankündigen kann, um einen Begriff von der Lebhaftigkeit seiner Empfindung zu bekommen. Uebrigens bleibt der Briefwechsel selbstverständlich bei diesen Ergüssen nicht stehen. Wackenroder wenigstens gibt allerlei Anregungen und Fragen, die geeignet sind, Tieck ernsthaft zu beschäftigen. Ueberall sieht und erkennt man den Hauch und das geistige Weben einer Jugend, die, von ihren Träumen, Hoffnungen und Wünschen gehoben, die Höhen des Lebens zu gewinnen sucht. Es ist sehr zu bedauern, daß Wackenroder so jung gestorben ist, wir sind davon überzeugt, er würde von nützlichstem Einflusse auf den Freund geblieben und geworden sein. Sein Enthusiasmus, sein Eifer, sein sittlicher Ernst, seine Hingabe an alles Bedeutende und Große dürften auf Tieck förderlamst gewirkt haben. Hätte Wackenroder gelebt, vielleicht würde Tieck sich auch nie so kalt und fremd von Schiller abgewandt haben, als es später geschehen, denn es ist jener, der einmal schreibt: „«Cabale und Liebe» hat auf mich gewirkt, wie es soll: stark, entsetzlich stark. Ich freute mich, das Ganze besser zu verstehen, als da ich es vor einigen Jahren las..... Ich habe es nun göttlich gefunden: es gehört mit zu den einzigen Triumphen, die den glorreichen Dichter zum höchsten Gipfel des Ruhms erhoben. Wer hat die Empfindung stärker gemalt als er in der Scene, da der Vater die Geliebte des Sohnes seinen Händen entreißen läßt? Dieses hat mich am schrecklichsten erschüttert. Und das Ende! Es kann keine heftigere Spannung der Leidenschaften geben! Ich fühlte es, wäre ich in Ferdinand's Lage — wahrlich, Tieck, ich hätte kaum anders gehandelt." Man sieht hier, wie sehr Schiller das Wesen und den Charakter seiner Zeit getroffen und daß darin keine Uebertreibung.

Aber um auf die Briefe an Tieck zurückzukommen, haben wir nun diejenigen von Gottlieb Heinrich Adolf Wagner in Leipzig zu erwähnen, jenes heitern Gelehrten, der über Goethe, Schiller, Wieland, Boccaccio, Petrarca, Dante, die Reformatoren, Theater und Publikum sowie über manches andere sehr schätzenswerthe Schriften herausgegeben hat. Er machte Tieck vornehmlich über Shakspeare und seine Zeitgenossen interessante Mittheilungen, Mittheilungen, von denen man nur bedauern muß, daß Holtei aus Rücksicht darauf, daß der vierte Band schon übermäßig stark geworden, nur einen kleinen Theil, gleichsam nur eine Probe davon aufnehmen konnte. Der Brief von Gottfried Weber, jenem musikalischen Schriftsteller, der 1839 zu Kreuznach starb, ist unwichtig; dasselbe gilt von den Zeilen des Alterthumsforschers F. Gottlob Welcker in Bonn; die von Amadeus

Digitized by Google

Wendt, der eine Zeit lang das „Leipziger Kunstblatt" redigirte und 1836 starb, bringen ebenfalls nichts von besonderm Werth; dergleichen der Brief von Charlotte von Wiebeking. Anziehender sind die Briefe von Sigismund Wiese, der 1864 zu Genthin verstarb, nachdem er durch sonderbare Dramen eine kurze Zeit, in Berlin wenigstens, einiges Aufsehen gemacht. „Don Juan", „Moses", „Jesus", „Petrus" wurden besprochen. Der Verfasser muß als eine Art Original gelten, über den Näheres zu erfahren immerhin wünschenswerth wäre. Karl Wille's Zettelchen bieten nichts von Werth; etwas ausgiebiger sind die von Pius Alexander Wolff, den Tieck versuchte von Berlin nach Dresden zu engagiren (1824), was bekanntlich mislang. Bedeutsam ist, daß dieser berühmte Darsteller dem Dichter schreiben mochte: „Das beste Theater in Deutschland ist jetzt in Ihrem Zimmer, an Ihrem runden Tische, bei zwei Lichtern, das dritte ist noch zu viel. Da ist Ensemble, Stil, Harmonie, Inspiration, Humor und alles, was wir nur wünschen können."

Die Auslassungen eines berliner Kammermusikus X (Holtei hat aus zarter Rücksichtnahme seinen Namen verschwiegen) über die Pasta und den Krittlergeist der Berliner sind Wasser auf die Mühle des Herausgebers, aber im allgemeinen doch wol zu oberflächlich brieflich, um „Musikern vom Fach" von Aergerniß sein zu können. Die Bekenntnisse des jungen Cavalerieoffiziers von Y sind nicht uninteressant, könnten aber eine Bedeutung nur bei näherer Kenntniß über denjenigen erhalten, der sie macht. Der Brief von dem österreichischen Dichter Joseph von Zedlitz gibt einige spärliche Nachrichten über dessen dramatische Arbeit „Kerker und Krone". Die Briefe Karl Friedrich Daniel von Zieten's erinnern an einen eigenthümlichen Mann, den wir selbst noch in Berlin im Hause des Schauspielers Wauer kennen lernten. Er war Soldat, Forstmeister, wieder Soldat, dann Schauspieler, Schriftsteller und zuletzt Erfinder von allerlei Maschinen. Eine Zeit lang mit der Prinzessin Ulrike von Nassau vermählt, die man später veranlaßte, sich von ihm zu trennen, gelang es ihm mit nichts, was er anfing, recht in Gang zu kommen. Er war ein Mann von Geist und Genie, aber wol ohne rechten Halt und Kern. Unruhig, immer das Glück suchend und nirgends findend, hat er sich zuletzt, ins tiefste Elend versunken, selbst den Tod gegeben. Die Schriftstellerin Minna Wauer, die Tochter jenes seinerzeit so beliebten Mitgliedes des königlichen Hoftheaters in Berlin, muß Näheres über Zieten anzugeben wissen, denn es hatte dieser seine letzte Zuflucht in der Freundschaft und dem Hause ihres Vaters gefunden. Er war gewiß ein schöner Mann gewesen, der auch in seiner tiefsten Herabgekommenheit immer noch etwas auf sein Aeußeres hielt. Er sprach gut und gewählt; hatte zuletzt aber in seinem Wesen etwas Scheues und Gedrücktes.

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Prag.

2. Juli.

E. S. Das große politische Ereigniß, der Ministerwechsel in Wien, hat in keinem Lande der Monarchie, Ungarn ausgenommen, größere Sensation hervorgerufen als in Böhmen. Hoffnungen, die kaum zu Grabe getragen, erstehen nun wieder um so lebhafter, und Befürchtungen, die kaum beschwichtigt worden, finden neue Nahrung; der Contrast der nationalen Elemente tritt abermals schärfer denn je hervor. Staatsminister von Schmerling, der „Frankfurtianer", war den Czechen die verkörperte Idee der drohenden Germanisirung, und der Fall dieses Ministeriums gibt den Nationalen Veranlassung, ein jubelndes Halleluja anzustimmen. Die Deutschen Böhmens können sich zwar nicht sonderlicher Bevorzugung von seiten des abtretenden Ministeriums rühmen, allein die Zukunft muß ihnen jedenfalls noch düsterer erscheinen und mit einigem Bangen blicken sie auf die neue Gestaltung der Dinge. Die Föderalisten, Feudalen und Klerikalen, sie reiben sich vergnügt die Hände, denn sie glauben, es dürfte ihre Zeit nun wieder kommen. „Rückkehr zum Octoberdiplom" das ist die Parole, nach der sie sich lange gesehnt haben. Der Moment scheint den Herren, welche die czechische Nation officiell vertreten zu müssen glauben, geeignet, um wieder einmal mit einigen bescheidenen Anforderungen hervorzutreten, als da sind: Ernennung eines czechischen Hofkanzlers für Böhmen, Creirung eines obersten Gerichtshofs in Prag, Czechisirung der Universität u. s. w. Es schäumen wieder einmal die Elemente, welche nie ganz zur Ruhe gekommen waren, ungestümer empor.

Der gegenwärtige Statthalter Böhmens, Graf Richard Belcredi, ist nun als Zukunfts-Staatsminister der Held des Tages, auf den aller Blicke mit Spannung gerichtet sind. Graf von Belcredi hat während der kurzen Zeit seiner Statthalterschaft es verstanden, jenes Justemilieu einzuhalten, welches für die leitende Persönlichkeit in unserm Lande eine Nothwendigkeit ist, um sie weder mit der deutschen noch mit der national-czechischen Partei zu verfeinden, und von allen Seiten rühmt man ihm bedeutendes Administrationstalent und rührigen Bureaufleiß nach. Bei den Verhandlungen im böhmischen Landtage zeigte er sich den Czechen gewogen, und diese hoffen durch ihn die Sanction jenes Gesetzes zu erlangen, durch welches die czechische Sprache auch in den deutschen Schulen obligater Lehrgegenstand werden soll. Bei andern Gelegenheiten erwies sich Graf Belcredi als Aristokrat von reinstem Wasser, und in Kreisen, welche auf das Einvernehmen mit dem hohen Klerus großes Gewicht legen, wird besonders hervorgehoben, daß Belcredi den Einfluß und die Bedeutung der geistlichen Macht hoch zu schätzen wisse. Alles in allem werden unsere Föderalisten die Ernennung des Grafen Belcredi zum Staatsminister freudig begrüßen, denn, wie sie behaupten, bedeutet ihnen die Ersetzung Schmerling's durch Belcredi zweierlei: „den Fall eines großdeutschen Ministeriums und den Beginn eines österreichischen Ministeriums in Oesterreich". Zum Lobe des neuen Ministers führen die czechischen Verkämpfer an, „daß er

Digitized by Google

Basis und Ziel des Reiches Oesterreich in diesem selbst und nicht außerhalb von dessen Grenzen sehe". Sie schmeicheln sich sogar mit der Hoffnung, es werde einer der nationalen Führer in den Rath der Krone berufen werden. Wirklich sollen in dieser Richtung Unterhandlungen zwischen Wien und Prag angeknüpft worden sein, als deren Vermittler man den „nationalen Aristokraten" Grafen Clam-Martinitz bezeichnet. Selbstverständlich wird hierbei Dr. Rieger als Ministercandidat genannt, wie das schon so häufig bei einer Neugestaltung des Cabinets geschehen ist. Während ihm aber von den czechischen Blättern das Portefeuille des Handelsministers zugedacht wird, wollen die deutschen Journale in ihm nur den zukünftigen Unterstaatssecretär dieses Ministeriums sehen. Wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir weder das eine noch das andere Gerücht für wahrscheinlich halten, weil eben zu viele Gründe gegen eine solche Annahme sprechen.

Bei dem mystischen Nebel, in welchen die nächste Zukunft gehüllt ist, finden wir es begreiflich, daß die „berühmte Somnambule", welche gegenwärtig in unserer Stadt weilt, sich großen Zuspruchs seitens der „höhern Stände" zu erfreuen hat. Prag gilt allenthalben als nüchtern ernste Stadt, frei von aller Romantik und Schwärmerei, und die Hellseherinnen und Somnambulen, welche die Residenz so häufig heimsuchen, verschonen uns gewöhnlich auf ihrer Künstlerreise. Nun hat sich endlich eine solche mit magnetischem Fluidum gesegnete Dame hier niedergelassen und siehe da! sie findet selbst in der ernsten Königsstadt Beifall und Vertrauen. Die größten Feinde aller Somnambulen, die Polizei und die Aerzte, wußte unsere Hellseherin außer ihrem Bereiche zu halten, indem sie feierlich versichert, auf Fragen über Politik und andere Krankheitszustände keine Auskunft geben zu wollen. Sie beschränkt sich darauf, den Schleier der Zukunft für häusliche und Wirthschaftsangelegenheiten zu lüften, als da sind: Ehegeheimnisse, Geldfragen u. s. w., immerhin noch heikle Gegenstände.

Wenn die Hellseherin doch auch das Schicksal des czechischen Nationaltheaters vorhersagen könnte! Dieses ist nämlich an einem kritischen Wendepunkte angekommen, welcher für das Fortbestehen des nationalen Musentempels entscheidend sein dürfte. Der bisherige Director desselben, Hr. Siegert, hatte in Anbetracht des bedeutenden Deficits den Landesausschuß um eine Erhöhung der Subvention gebeten und, da diese verweigert wurde, seine Resignation eingebracht; diese wurde auch angenommen und zur Neubesetzung der Directorstelle der Concurs ausgeschrieben. Ein Versuch, zwischen der czechischen und deutschen Oper eine Mischehe zu schließen, bei welcher die deutsche Oper selbstredend die schwächere Hälfte gebildet hätte, scheiterte zum Glück. Der Intendant des czechischen Theaters, Hr. Dr. Rieger, hatte sich gegen dieses Project, der Intendant des deutschen Theaters aber sonderbarerweise dafür ausgesprochen. Wer nun die Zügel erfassen wird, um den Thespiskarren in die nationale Bahn zu leiten, ist vorläufig ein ungelöstes Räthsel; so viel scheint aber gewiß, daß denn doch aus Landesmitteln abermals neue Summen bewilligt werden dürften, um dem czechischen Publikum sein Theater zu erhalten. Mit wie vielen Schwierigkeiten die problematische Existenz des Nationaltheaters zu kämpfen hat, darüber dürfte uns demnächst das Memoire aufklären, welches Hr. Siegert betreffs seiner Thätigkeit als czechischer Theaterdirector zu veröffentlichen beabsichtigt. Es

Digitized by Google

dürften darin Aufklärungen über einige Vorgänge hinter den Coulissen der czechischen Partei im allgemeinen gegeben werden.

Die letzten Tage brachten uns wieder einmal zur Abwechselung eine Wahlbewegung. Bekanntlich kommen wir aus den Wahlagitationen für die Bezirksvertretung, Gemeindevertretung, Handelskammerrepräsentanz u. s. w. gar nicht heraus, und die Candidatenlisten in den Journalen gehören zu den stehenden Inseraten. Diesmal beschränkte sich die Agitation auf einen kleinern Kreis, war jedoch nicht minder lebhaft. Die israelitischen Bewohner Prags hatten die Neuwahl der Cultusrepräsentanz vorzunehmen. Wer die verhältnißmäßig bedeutende Zahl der Israeliten (etwa 15000) in Prag und ihre sociale Stellung berücksichtigt, wird die Wichtigkeit dieser Wahlen nicht unterschätzen. Alle die verschiedenen widerstrebenden Elemente, welche sich bei den großen Wahlbewegungen in Böhmen geltend machen, traten auch hier im kleinen in Wirksamkeit, das nationale Moment spielte dabei nicht die geringste Rolle, und der Wahlaufruf der einzelnen israelitischen Parteien gab ein Spiegelbild des Parteilebens in Böhmen überhaupt. Die Ansicht vom „Makrokosmus im Mikrokomus" fand hierbei ihre Illustration. Im allgemeinen siegte die liberale Partei und aus der Wahlurne gingen die Namen von Repräsentanten hervor, welche wol das Judenthum im Geiste der Neuzeit zu erfassen und zu vertreten gesonnen sind. Bei dieser Gelegenheit sei als eines wenig erfreulichen Zeichens der Zeit einer Broschüre erwähnt, welche, soeben hier erschienen, sich „Zur Beleuchtung der Verhältnisse der Mitglieder beider Confessionen im deutschen Turnverein zu Prag" betitelt und eine förmliche Geschichte angeblicher Reibungen zwischen den christlichen und israelitischen Turnern bietet. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir der Broschüre auch die Absicht unterschieben, die Israeliten, als einen bei den verschiedenen Wahlen wichtigen Factor, der deutschen Partei zu entfremden und den Nationalen günstiger zu stimmen. Aehnliche Manöver wurden wenigstens schon so häufig vorgenommen, und namentlich der Umstand, daß der deutsche Turnverein sehr zahlreiche Mitglieder israelitischer Confession zählt, welche wol füglich zur Verstärkung des czechischen Sokol dienen könnten, ist gewissen Herren ein Dorn im Auge.

Notizen.

Die unter dem Autornamen A. Brook als Schriftstellerin aufgetretene holsteinische Dame hat ihrem ersten Romane „Schutzlos aber nicht hülflos" einen zweiten folgen lassen, der sich „Frauenloos" betitelt und von der Verfasserin soeben im Manuscript beendet worden ist.

Der Humorist Adolf Glaßbrenner in Berlin feiert am 15. September d. J. mit seiner Frau Adele geb. Peroni die silberne Hochzeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Zum Jubiläum der Deutschen Burschenschaft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des Jenaischen Studentenlebens

von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart.

Von

Dr. Richard Keil und Dr. Robert Keil.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses als Festgabe zum 300jährigen Jubiläum der Universität Jena im Jahre 1858 erschienene, mit allseitiger Anerkennung aufgenommene Werk ist keine ephemere Gelegenheitsschrift, sondern das Resultat vieljährigen Sammelns und Studiums und ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des deutschen Universitätswesens wie zur deutschen Cultur- und politischen Geschichte überhaupt.

Namentlich kann das Werk allen, welche der im August d. J. zu Jena stattfindenden Jubiläumsfeier der Deutschen Burschenschaft beiwohnen oder das Fest im Geiste mitfeiern wollen, als das vollständigste und gründlichste Erinnerungsbuch empfohlen werden, da die Entwickelung der burschenschaftlichen Verbindungen von ihren ersten Anfängen an besonders eingehend darin behandelt ist.

In demselben Verlage erschien:

Geschichte des deutschen Studententhums

von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen.

Ein historischer Versuch von **Oskar Dolch.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brockhaus' Reise-Atlas von Deutschland.

Neuester Führer durch alle Theile Deutschlands, enthaltend 58 verschiedene General- und Special-Eisenbahnkarten, Flusspanoramas, Städtepläne, Ansichten u. s. w., Nachweis der Hotels, Taxpreise, Sehenswürdigkeiten und viele andere dem reisenden Publikum nothwendige Notizen.

Brockhaus' Reise-Atlas besteht aus folgenden sechs Sectionen, deren jede für sich ein selbständiges Werk bildet und einzeln zu beziehen ist:

Oesterreich. Mit 6 Karten und 2 Städteplänen.
Die Rheinlande. Mit 8 Karten und 2 Plänen.
Baiern und Würtemberg. Mit 10 Karten und 4 Plänen.
Nordost-Deutschland mit Schlesien. Mit 8 Karten und 3 Plänen.
Nordwest-Deutschland. Mit 6 Karten und 4 Plänen.
Sachsen, Thüringen und Hessen. Mit 7 Karten und 3 Plänen.

Die Eintheilung des Reise-Atlas in sechs Sectionen gewährt den grossen Vortheil, dass der Reisende in jeder derselben alles für eine grössere Tour Nöthige findet, ohne sich mit einem umfangreichen Buche beschweren zu müssen.

Preis jeder Section cartonnirt 24 Sgr. Die Karten und Pläne sind auch einzeln mit Text cartonnirt à 5 Sgr. das Blatt zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 31.** 3. August 1865.

Inhalt: Johann Senn. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Von **Adolf Pichler.** — Moldauische Zustände. Von **Rudolf Kulemann.** — An einen Jubilar. Eine Epistel von **Rudolf Gottschall.** — Literatur und Kunst. Strauß wider Schenkel und Hengstenberg. (Strauß, Die Halben und die Ganzen. Eine Streitschrift gegen die Herren DD. Schenkel und Hengstenberg.) Ein modernes Zeitgemälde. (König, Eine Catilinarische Existenz.) — Correspondenz. (Aus Hamburg.) — Notizen. — Anzeigen.

Johann Senn.

Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte.

Von

Adolf Pichler.

Frommen Sinnes errichtet der Aelpler an dem Orte, wo ein Wanderer vom Felsen stürzte oder, von einer Lavine in den Abgrund geschleudert, unter der Last des Schnees erfror, einen Pfahl mit der Darstellung des Unfalls und empfiehlt die abgeschiedene Seele dem Gebet der Vorübergehenden. So möchte auch ich dem tiroler Dichter Senn, welcher auf den Pfaden des Geistes verkam, wo mehr Klüfte gähnen und Klippen drohen als in der schreckenvollsten Oede des Hochgebirgs, eine solche Marterſäule errichten — nicht als stolzes Denkmal, sondern zur Sühne dessen, was die Heimat an ihm versäumt, um wenigstens, so weit es an mir, das Gedächtniß seines Namens zu retten.

Johannes, Sohn des Pflegrichters Senn, dessen Name in der Geschichte Tirols mit Ehren genannt werden muß, wurde zu Pfunds am 1. April 1792 geboren. Das Datum bezeichnete er nachträglich oft im Scherze als schlechte Vorbedeutung: die Mutter, welche nach wenigen Tagen starb, habe ihn in den April geschickt. Sein Leben machte den Scherz zur bittern Wahrheit. Die ersten Eindrücke, welche der Knabe empfing,

Digitized by Google

gingen von der großartigen Natur Tirols aus; die Aufregung der Kriegsjahre und die Heldengestalt des Vaters prägten sich tief seiner Brust ein, sie bildeten den männlichen Sinn, das trotzige Gefühl der Unabhängigkeit, welches aus seinen Liedern widerklingt. Einen Theil seiner Gymnasialstudien vollendete er zu Innsbruck. Nach dem unglücklichen Ausgange des großen Kampfes von 1809 folgte er dem Vater nach Wien, wo er bald als älternlose Waise sich selbst überlassen geblieben wäre, hätte er nicht durch die Vorsorge des Kaisers Franz eine Stelle in einem Convict erhalten. Dort beschloß er auch seine philosophischen Studien und wendete sich dann der Rechtswissenschaft zu. Den Unterhalt mußte er sich, wie so mancher andere, durch zeitraubendes Stundengeben verdienen, was andererseits, da er den besten Häusern empfohlen war, dazu beitrug, seine Unbeholfenheit in der Gesellschaft abzuschleifen. Bald schloß sich an den feurigen strebsamen Jüngling ein Kreis gleichgesinnter Altersgenossen. Senn schreibt darüber:

„Die deutschen Befreiungskämpfe 1813—1815 hatten auch in Oesterreich eine bedeutende geistige Erhebung zurückgelassen. Unter andern hatte sich damals in Wien gleichsam instinctartig ohne alle Verabredung ein großartiger geselliger Kreis von jungen Literaten, Dichtern, Künstlern und Gebildeten überhaupt zusammengefunden, desgleichen die Kaiserstadt schwerlich bis dahin je gesehen und der nach seiner Auflösung nach allen Richtungen Samen der Zukunft streute.

„Viele der Genossen nahmen in der Folge in Wissenschaft, Kunst und Poesie wie im Staat ehrenvolle Stufen ein. Einige trug der neue Umschwung der Dinge seit März 1848 auch in der politischen Welt empor: Fischer wurde Statthalter in Oberösterreich, Doblhof Minister. In diesem Kreise dichtete Franz Schubert seine Gesänge, die später durch Liszt zu europäischem Rufe gelangten, und sang Johann Mayrhofer seine Gedichte, an denen nachher Feuchtersleben Pathenstelle vertrat, — anderer zu geschweigen, welche zu nennen hier nicht der Ort ist.

„Auch meine Gedichte, von denen Schubert manche in Noten setzte, entstanden in diesem Kreise zum Theil, oder stehen in Beziehung zu demselben, oder sind als Nachklänge zu betrachten, wenn auch die wechselvolle Gegenwart ihr Recht behielt. So wenig dieselben würdig sind, den oben angedeuteten Erzeugnissen anderer an die Seite gesetzt zu werden, so verleugnen sie doch meist nicht ihren Ursprung im engern und weitern Sinne des Worts, den sie häufig auch durch ihre Einkleidung bekennen, und dürften insofern wenigstens einiges bildungsgeschichtliche Interesse darbieten.

„Uebrigens war auch jene Zeit eine Epoche der «Errungenschaften». Die Freiheit nach außen war durch die Vernichtung der Fremdherrschaft wirklich erkämpft, die innere Freiheit durch feierliche Verheißungen, wie

Digitized by Google

es schien, verbürgt, welche so ziemlich alles in sich faßten, was die Schlagwörter der Gegenwart andeuten.

„Diese Verheißungen wurden schon hier und da erfüllt, und man konnte der gänzlichen Erfüllung noch mit Vertrauen entgegensehen. Man ruhte auf Lorbern und Rosen, leicht gab man sich der erkenntnißreichen Beschaulichkeit, dem Gedankenleben hin, und in dem stolzen Bewußtsein gesicherter Berechtigung mochte man sich und andere schon etwas gelten lassen. Die Freiheit entfesselt die Seele zum Geist und macht den Menschen zum Gott, und der Olymp senkt sich auf jede Stätte nieder, wo freie Menschen sich versammeln.

„Aber ach — welche Enttäuschung! Das nur noch Verheißene wurde vorenthalten, das schon Gegebene zurückgenommen oder verkümmert, das Vertrauen hintergangen, die Stätten der Erde wurden Kerker, die Menschen zu Gefangenen. Aus war es mit dem beschaulichen Götterleben und übrig blieb nur die Klage, die Ergebung, die männliche Fassung im Hinblick auf die denn doch unausbleibliche schönere Zukunft.

„Die Freuden und Leiden einer Generation spiegeln sich gewissermaßen in den individuellen Erlebnissen eines einzelnen, wie sie in meinen poetischen Denkblättern sich angedeutet finden. Von diesem Gesichtspunkt gewinnen die letztern, so geringfügig sie sonst sein mögen, die Bedeutung wahrer Zeitgedichte, und zwar nicht nur in Hinsicht auf die bezügliche Vergangenheit, sondern auch auf die Gegenwart. Sie sind gleichsam eine Botschaft von jener an diese des Inhalts: «Durch meinen Schaden gewitzigt, lege die Hände nicht in den Schos! Gedenke stets, daß die herrlichen Errungenschaften auch jetzt den Völkern nur gezeigt, nicht in vollen Besitz gegeben sind und daß sie in Wahrheit erst noch errungen werden müssen. Arbeit thut noth und Wachsamkeit. Der Preis ist der Mühe und der Sorge werth. Du wirst die Freiheit besitzen und den Himmel nicht über den Sternen suchen, du hast ihn auf der Erde!»"

So schrieb Senn, der Vergangenheit gedenkend, am Sylvesterabend 1849.

Die geistreiche Gesellschaft kam hier und da in einem Wirthshause zusammen, sei es nun, daß sie einen Tisch für sich in Beschlag nahm oder ein eigenes Zimmer aufsuchte. Dieser Umstand und weil hier nicht nach wiener Brauch von Dirnen, Theater, Backhändln und derlei amusantem Nichts, sondern von Kunst, Wissenschaft und Philosophie die Rede war, — genügte, um die argwöhnische Aufmerksamkeit einer kleinlichen Polizei zu erregen. Ein Denunciant wagte, sich einzudrängen, wurde jedoch als nicht zur Gesellschaft gehörig zu verschwinden ersucht und, als er grob erwiderte, zur Thür hinausgeworfen. Aus Rache zeigte er sie wegen hochverrätherischer Umtriebe an. In jener Nacht

Digitized by Google

rasselten die Fiaker mit Polizeisoldaten auf den Rücksitzen durch alle Straßen von Wien, um die Verschwörer aus dem Neste zu heben. Da jedoch schon die erste Voruntersuchung ihre Unschuld herausstellte, wurden sie mit väterlichen Warnungen entlassen. Senn war bei jenem Auftritte zufällig nicht anwesend und daher dem Schicksal der Genossen entgangen, um einem noch härtern zu verfallen. Die Polizei hatte sich auch der Schriften der Verhafteten bemächtigt. In dem Tagebuche eines Freundes hieß es nun: „Senn ist der einzige Mensch, den ich fähig halte, für eine Idee zu sterben." — Eine Idee, für die man stirbt! — das konnte nur die Republik sein, und Senn ward verhaftet. Trotzig berief er sich beim Verhör auf seine beleidigte Ehre und stellte dort, wo man vielleicht Bitten und Thränen erwartet hatte, das Recht, ihn gefangen zu halten, in Abrede. So zog man ihn anfangs hin und her, schien dann seiner zu vergessen und ließ ihn ein Jahr und drei Monate im Kerker schmachten. Der Commissar gab als Schlußact der Untersuchung das zweideutige Gutachten ab: „Er ist ein Genie." Man hielt ihn vielleicht gerade deshalb im Oesterreich jener Tage für gefährlich und lieferte ihn auf dem Schub nach Tirol, obgleich er dringende Vorstellungen machte, daß er sich nur zu Wien durch Lectionen Unterhalt verschaffen könne.

Da stand er hülflos, ohne Freund, er stand gebrandmarkt in den Bergen seiner Heimat. Um nicht zu verhungern, mußte er 1821 Abschreiber bei dem Advocaten Alfons Widmann werden, der ihm schließlich das schriftliche Zeugniß gab, er habe Jahr und Tag in seiner Kanzlei gearbeitet und während dieser Zeit natürliche Fähigkeit, Bildung und Rechtschaffenheit in gleich hohem Grade bewährt. — Wie sollte jedoch Senn's feuriger Geist in so untergeordneter Stellung, wo er nirgends einen Hebel ansetzen konnte, um etwas zu leisten, lange aushalten? Verzweifelnd sah er sich jede Zukunft abgeschnitten. Aus Wohldienerei wollte ihm kein Vorstand eines Amtes die Kanzlei öffnen; den juridischen Doctorgrad zu nehmen, fehlten ihm alle Mittel, und was hätte er ihm auch genützt! Man würde es zu vereiteln gewußt haben, daß sich ein so gefährlicher Mensch, in dessen Brust der bitterste Groll kochte, als Advocat selbständig niederlasse. Da nahm er 1823 Einstandsgeld für ein Muttersöhnchen und wurde im Regiment Kaiserjäger gemeiner Soldat. Mit kurzen Worten zeigt er es einem Freunde an: „Während Du Dich in Kleinigkeiten erschöpfst, habe ich meinem Leben eine große Entscheidung gegeben — ich bin Soldat geworden. Adieu!" — Oesterreichischer Soldat in jener Zeit! man muß wissen, was das heißen will. Mit stummem Fleiße lernte er alle Einzelheiten eines kleinlichen Gamaschendienstes; daß er jedoch auch hier nach einer seinem Sinn angemessenen Wirkungssphäre strebte, wird ihm niemand verargen. Ein

Digitized by Google

Freund, der ihm eine Lehrerstelle in einem militärischen Erziehungshause verschaffen sollte, antwortet ihm: „Sie waren schon für das Erziehungshaus in Hall auserkoren. Der dortige Director aber sagte, Sie wären zu geschickt für jene Anstalt, Sie würden das Ganze zu sehr übersehen, also mehr einsehen, als man wünscht, daß gesehen werde. Dieser Grund war nicht zu widerlegen.“ Später wurde er Lehrer an der Cadettenschule des Regiments; als er zu einem andern Zweck verwendet wurde, überreichten ihm seine Zöglinge eine Dankadresse. Im Jahr 1827 begegnen wir ihm als Oberjäger in Innsbruck, 1828 hatte er sich trotz der gegen ihn bestandenen Vorurtheile zum Offizier emporgearbeitet. Er marschirte 1831 nach Italien, besuchte Dante's Grab und beschäftigte sich, soweit es bei einem Feldzug möglich, mit Macchiavelli. Ueber einzelne Ereignisse, welche ihn auf dieser Fahrt betroffen, ist wenig mehr zu erfragen; was sein geistiges Leben anlangt, so konnte er unter den Verhältnissen, welche ihn nach Italien führten und dort festhielten, freilich nicht zu jener Abklärung des Innern gelangen wie andere vor ihm, doch ist in den Stoffen seiner Gedichte die Anregung nicht zu verkennen, die er aus seiner Umgebung schöpfte; wir erinnern an „Dame und Schleier“, worin er in origineller Weise die Armee mit den ihr vorausfliegenden leichten Truppen schildert. Mehr und mehr durchzuckte ihn das furchtbare Gefühl eines verlorenen Lebens. Er schreibt an den Pater Seraphikus Bruchmann zu Würzburg, der im Jahre 1819 Genosse des obenerwähnten wiener Jünglingsvereins gewesen war:

„Sie haben sich in Erniedrigung, Gefahr und Noth stets auf eine Art in Wort und That zu mir bekannt, daß die Welt ein Beispiel darin finden würde, wenn sie es wüßte. Ich aber stehe zwischen den Ruinen meines Lebens; — soll ich mir auf diesem Grund und Boden einen Genius Salvator krönen und ihm aus diesen Trümmern einen Thron bereiten? Sie sind des entsetzlichen Hohns nicht fähig, das zu verlangen, obwol vielleicht ich, es zu thun. Ich will es aber nicht thun, sondern zu einer Art von Dank Ihnen offenherzig sagen, daß ich die Rechte dieser Stätte des Untergangs kenne, in deren Bereich der Name der Freundschaft auf jeder menschlichen Lippe zu verstummen schuldig ist. Gleichwie mir nun das Höchste im Leben unerreichbar geblieben ist, so wirft dieser Umstand einen Schatten auf meine Welt, in welchem mir der Glanz aller Dinge erlischt, meine eigene Existenz wie die Wahrheit aller erhaltenden Beziehungen mir verschwindet, ja die äußere Realität der letztern blos wie zum vollendeten Spott sich mir aufdrängt, welche grausame Mystification, darauf eingehend, zu erwidern dann eine eigene Art von Zeitvertreib abgibt, wobei ich mich durch diesen Brief freiwillig unterbreche, zu dem aber übrigens Götter

Digitized by Google

und Menschen weinen könnten, ohne sich zu schämen. So wie nun aber meine falsche Existenz noch bei Leben ist und außer ihrer eigenen Falschheit alle Uebel mit dem übrigen Dasein theilt und augenblicklicher Linderung fähig wie bedürftig ist, so zähle ich im Geiste die vielen Momente, die Sie mir verschönert oder über die Sie mir freundlich hinweggeholfen haben, und all die Merkmale der Schätzung und des Wohlwollens, womit Sie mich überhäuft. Ich rechne hierher Ihren schönen Brief und die namhafte Summe, womit Sie mir letztlich beisprangen. Glauben Sie, daß ich fühle, was Sie je Unwürdiges von mir fern gehalten und was Sie je Würdiges über mich verbreitet haben."

Senn grünten übrigens beim Militär keine Lorbern mehr; er kränkelte fast ein ganzes Jahr und mußte den Abschied nehmen — mit der Pension von 200 Fl., die 1856 auf 250 Fl. erhöht ward. Zu wenig um zu leben, zu viel um zu sterben! Auch die Verleumdung heftete sich noch an seinen Fuß; man sagte, daß er, lebend in einer phantastischen Welt, zum Dienst unbrauchbar gewesen und deswegen beiseite geschoben worden wäre. Man sucht eben in Tirol jedem, dessen Streben sich nicht in kirchlichen Bahnen bewegt, eins anzuhängen; was jedoch Senn betrifft, so sind wir in der Lage, diese Anschuldigungen gründlich zurückzuweisen. Wir haben das Zeugniß seines Obersten, des Grafen Sickingen, in Händen, und dieses lautet so: „Dem k. k. Herrn Lieutenant Johann Senn, welcher 9 Jahre 11 Monate in dem unter meinem Commando stehenden Kaiserjägerregimente gedient hat und wegen der sich im Allerhöchsten Dienste zugezogenen physischen Gebrechen am 16. Mai 1831 in den Pensionsstand versetzt wurde, ertheile ich hiermit das Zeugniß, daß derselbe vom Jahre 1823 bis 1831 in der Cadettenschule des besagten Regiments als Lehrer der deutschen Sprache, des Geschäftsstils, der Geschichte und Geographie verwendet wurde, wobei derselbe nicht nur seine eigenen umfassenden Kenntnisse in den besagten Gegenständen an den Tag legte, sondern auch einen Eifer und eine Thätigkeit entwickelte, wodurch seine Lehrvorträge den günstigsten Erfolg hatten und ihm die besondere Zufriedenheit und den Dank des Regimentscommandos erwarben. Da ferner dieser Offizier mit einem tiefdenkenden Geiste und einer ausgebreiteten wissenschaftlichen Bildung auch einen sehr rechtlichen Charakter verbindet, so rechne ich es mir zur angenehmsten Pflicht, ihn allerorten, wo er sich allenfalls wegen seiner dermaligen Verhältnisse zur Verbesserung seiner Lage um irgendeine Anstellung bewerben sollte, bestens anzuempfehlen."

Man wußte also beim Militär seinen Werth sehr wohl zu schätzen, und nach diesem Zeugnisse gereicht es nicht ihm zur Schande, daß er es in zehn Jahren nur zum Lieutenant brachte, sondern denen, welche seine ausgezeichnete geistige Kraft nicht besser verwendeten.

Digitized by Google

Wie sollte er sich aber jetzt sein Stücklein Brot erwerben? Er trat als Concipient in die Kanzlei seines Jugendfreundes des Dr. Fischer in Salzburg, des nachmaligen Statthalters, und verblieb daselbst bis 1836, wo ihm diese Art von Erwerb, nachdem er mit seinem Chef in Zwiespalt gerathen, von seiten der Militärbehörde unter der Drohung verboten wurde, ihn einer commissionellen Untersuchung zu unterziehen und dem Hofkriegsrath anzuzeigen, weil kein Offizier Privatdienste für Geld versehen dürfe. Zu Salzburg vergeudete er seine herrlichen Kräfte, denen jedes würdige Ziel fehlte, in sinnlichen Ausschweifungen, doch gab ihm Dr. Fischer das schriftliche Zeugniß, „daß er theils in seiner Kanzlei, theils zu Hause für dieselbe als Concipient in Gegenständen des adelichen Richteramtes, Grundbuchsachen, in politischen und Rechtssachen nebst jeder Art von Correspondenz zu seiner vollsten Zufriedenheit gearbeitet. Er nahm species facti auf und arbeitete wichtige Schriften mit Selbständigkeit aus und hat sich in jeder Hinsicht als ein ausgezeichneter Geschäftsmann bewiesen." Statthalter Fischer bestätigte mir nachträglich mündlich, „daß seine Kanzlei vorzüglich den Leistungen Senn's Glanz und Ansehen verdankte".

Senn bemühte sich nun um eine Anstellung beim Kriegsarchiv; sein Freund Meyrhofer, dessen Verwendung er begehrte, erklärte ihm jedoch, daß er zuvor 1—3 Jahre unentgeltlich prakticiren müßte. Wie sollte er aber unterdeß für seinen Unterhalt sorgen? Er gab dieses Project auf und ging nach Innsbruck, in der Hoffnung, dort eher praktische Verwendung zu finden. Gedrängt von Noth, ließ er sich 1836 zum Tagschreiber bei der Bezirksverwaltung machen und konnte nur durch das absichtliche Uebelwollen eines Kameralraths, welcher ihm ohnehin seine baldige Entlassung weissagte, dahin gebracht werden, das Präsentire zu spielen und auszutreten. Später bewarb er sich um eine Diurnistenstelle bei der Gefällenverwaltung sowie bei der Bezirksverwaltung in Feldkirch, jedoch ohne Erfolg. Vor diesen Thatsachen verschwindet das Geschwätz, „er habe nichts thun und unabhängig leben wollen". Senn kannte die Welt zu gut, als daß ihm je so etwas in den Sinn gekommen wäre, er durfte seinen Gegnern ruhig in das Antlitz schauen und mit männlichem Stolze darauf hinweisen, „er habe sich stets das bischen Leben redlich sauer werden lassen". Wer ein Haus bauen will, bedarf des Bodens, wer eine Statue meißeln will, des Marmors; was konnte Senn dafür, daß er, Zeit und Ort verfehlend, nirgends eine Handhabe für seine Kraft fand? Wo das Glück fehlt, hilft kein Wollen. Senn seufzte unter dem Drucke, der damals auf ganz Deutschland bleischwer lastete, er löckte wider den Stachel und drückte ihn tiefer in das Fleisch. — Von jetzt an lebte er zu Innsbruck als Winkelschreiber, von den Advocaten, welche seine Schlagfertigkeit fürch-

Digitized by Google

teten, vielfach angefeindet, in beständigen Häkeleien mit der Militärbehörde, welche diese Art von Geschäftsbetrieb dem ehemaligen Lieutenant nicht gestatten wollte. Als Journalist konnte er auch nichts verdienen, denn das brachte in Tirol, ja damals in ganz Deutschland weder Geld noch Ehre. Aber warum wandte er sich denn nicht nach dem außerösterreichischen Deutschland? Hätte er aus Tirol Correspondenzen geliefert, so wäre ein Zusammenstoß mit dem Absolutismus jener Tage, der sich durch Censur und Verletzung des Briefgeheimnisses zu fristen wähnte, unvermeidlich gewesen; er hätte seine Pension verloren und wahrscheinlich auf einer Festung gebüßt. Aber warum floh er denn nicht über die schwarzgelbe Grenze? Hungern konnte er in Tirol so gut wie in Leipzig; dort blieb ihm wenigstens als letzter Nothanker die Pension erhalten, hier bezahlte sich nur seichte Modeschreiberei, und Senn dachte stets zu groß, um den Götzen des Tages zu fröhnen. Aber warum geschah denn in Tirol nichts für ihn? Du lieber Gott! Hier galt ein Zeitungsschreiber und ein Hanswurst gleich viel, nur für ergötzliche Späße warf man beiden allenfalls einen Brocken hin; den wohlfeilen Hausbedarf deckte der Kalender, und den Frauen genügte Goffine's Gebetbuch. Als sich der verstorbene Schuler eine Bibliothek anzulegen begann, die nicht blos die ihm nöthigen juridischen Fachschriften enthielt, schüttelten die Leute über eine solche unnütze Verschwendung bedenklich das schwere Haupt. Ultramontane wurden für sein Seelenheil besorgt, und als er gar das Gift an strebsame junge Leute auslieh, hätte man ihm wol am liebsten die Schränke mit dem Zeichen des Lammes versiegelt. Polizeispione lauschten an den Fenstern, wenn er abends im Erdgeschosse Besuch hatte, und gaben gelegentlich einmal, indem einer den andern wegen des Verdachts von Einbruch festnehmen wollte, zu einem sehr drolligen Intermezzo Anlaß.

Kurz vorher, ehe Senn nach Innsbruck kam, war ein schönes Unternehmen an der Theilnahmlosigkeit des Publikums gescheitert. Wir meinen die „Alpenblumen aus Tirol", welche, 1828 beginnend, nur dreimal erscheinen konnten. Dieser Almanach vereinigte die aufstrebenden jungen Talente und enthielt nicht blos hoffnungsreiche Keime, sondern auch sehr tüchtige Leistungen, unter denen Schuler's Novellen über alle hervorragten. Zu diesem Kreise zählten: der Orientalist Pius Zingerle, der Dichter Beda Weber, dem bei einer zu üppigen Phantasie nur das Maß fehlte, J. Lertha, welcher in etwas nüchterner Weise meistens tirolische Stoffe besang, und J. Streiter, der wenigstens das Verdienst besitzt, in Tirol außer dem Liede auch noch andere Gattungen der Poesie angebaut zu haben, wenn auch seine matten Versuche nach allen Richtungen der Windrose fremden Mustern, insbesondere Shakspeare und Byron, nachflattern. Schon lange vor Senn's Ankunft war dieser Kreis gesprengt.

Digitized by Google

Er trat blos mit Schuler in einige Beziehung, der ihm freilich ebenso wie Flir, der geistreiche Aesthetiker, nur geistige Anregung und Bücher, aber keine thatsächliche Unterstützung bieten konnte. Streiter leitete später einen Briefwechsel ein, zunächst um eine Reihe polemisirender Sonette zu erlangen, welche Senn gegen seine ultramontanen Gegner und ihr unduldsames Haupt Giovanelli in Botzen, der vorzüglich die Austreibung der protestantischen Zillerthaler bewirkt hatte, je nach Gelegenheit schleuderte. Von diesen Seiten konnte Senn wenig Förderung kommen; dafür wirkte er selbst mannichfach auf Hermann von Gilm, dessen glänzendes lyrisches Talent auch nicht alle Blüten trieb, die man unter andern Verhältnissen zu erwarten berechtigt war. Dieser schrieb am 1. April 1845 wegen eines Artikels in der „Augsburger Postzeitung", wo damals Beda Weber mit einigen Spießgesellen auf eine wahrhaft perfide Weise zur größern Ehre Gottes sein ultramontanes Unwesen trieb, an Senn: „Wir waren lange Kameraden und sind viele traute Stunden zusammengesessen. Jahre sind vergangen, und wir stehen wieder Arm in Arm auf dem — Pranger und über uns weht die verfemte Fahne Jungtirols. Diese Denunciation, diese boshafte Verleumdung im Namen des Katholicismus hat meine Anstellung unmöglich gemacht. Ich muß etwas thun und ich weiß nicht was. Alter Löwe, rühren Sie sich. Ich bin Ihnen viel verpflichtet. Sie haben eigentlich mich erst zu meinem poetischen Bewußtsein gebracht."

Aus diesen Mittheilungen kann sich der Leser eine Skizze der damaligen geistigen Zustände Tirols zusammensetzen; die deutsche Literaturgeschichte, wenn sie sich einmal um die Culturverhältnisse südlich des Main mehr kümmern wird als bisher, wird sie nicht außer Acht lassen dürfen.

Von den übeln Vorbedeutungen nicht entmuthigt, beschloß Senn 1838, seine Gedichte herauszugeben. Das war freilich, vorzüglich weil die Censur von den Händen beschränkter Geistlichen geübt wurde, eine schwere Zangengeburt; manches Epigramm fiel der Schere und ein harmloses Trinklied sollte gestrichen werden, denn es könnte „zu Fraß und Völlerei Anlaß geben". Endlich war auch diese Klippe, wenn auch mit verstümmeltem Maste und zerrissenem Takelwerk, überwunden, die thätige Wagner'sche Buchhandlung ließ sich bewegen, den Verlag zu übernehmen, und Senn bot alle seine Freunde zur Pränumerationsjagd auf. So gelang es mit Mühe, die Kosten zu decken. Senn meinte, die paar hundert Exemplare würden bald abgesetzt sein, und schwärmte bereits 1841 von einer neuen Auflage. Ein Brief Gilm's vom 3. November 1841 kühlte jedoch seine Hoffnungen ab, sodaß er den Plan vorläufig aufgab. Jener schreibt: „Mit dem Subscribentensammeln geht es

Digitized by Google

schlecht. Ich habe alles, was nur einigermaßen auf Bildung Anspruch hat, angeredet und allenthalben mit einem recht langweiligen Gesicht ein langweiliges Nein erhalten. Ich weiß nicht, warum sich ein so unaussprechliches Ennui aller Gesichter bemeistert, wenn von Poesie die Rede ist. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich das ganze Publikum in zwei Klassen theile: der einen ist alle Poesie schon von Haus aus ein Abscheu, und das hat seinen Grund in der mönchischen Erziehung; die andere Klasse, die sogenannten «Aufgeweckten», bringen ein Vorurtheil mit gegen jedes Buch, das einen vaterländischen Verfasser oder einen vaterländischen Verleger hat."

Der Erfolg oder vielmehr der Nichterfolg seiner Gedichte war nach dem Gesagten leicht vorauszusehen. Außerhalb Tirols kümmerte sich niemand darum, denn was sollte wol aus Nazareth Gutes kommen? Senn gehörte keiner literarischen Coterie an und wurde daher nicht ausposaunt; zu streng für Rhetorik, zu ernst für Sentimentalität, machte er nicht in Tendenz für Halbmänner und in Empfindelei für breiweiche Frauen. Seine Gedichte gewinnen erst Relief, wenn man sie öfters und mit eingehender Betrachtung liest; auf ihrer Oberfläche liegt wenig, aber viel in der Tiefe, und wer mag sich im Zeitalter des Dampfes damit beläftigen! Die Literaten denken ohnehin jeder nur an sich.

In Tirol wird man ihn denn doch endlich jetzt, und wär' es nur wegen seines herrlichen Liedes vom Tiroleradler, geehrt haben? Nun, das Lied vom Tiroleradler wird wol außerhalb Tirols gesungen, in Tirol rümpft man über solchen „Schund" höchstens die Nase, wenn man überhaupt dafür einen Blick hat. Eine Correspondenz in der „Augsburger Postzeitung" bezeichnete Senn als „einen obscuren Pensionär, von dem kein Mensch weiß und spricht". Schuler, der Redacteur des „Tiroler Boten", brachte nicht einmal eine Anzeige der Gedichte, er hatte zu viel Rücksichten zu nehmen und mochte gegen niemand verstoßen. Er legte sogar eine Recension, die ihm zugesandt worden, beiseite, weil sie ihm nicht genüge und er, was freilich nie geschah, selbst eine tiefere schreiben wolle. Senn schrieb nun an deren Verfasser:

„Was mich betrifft, so bin ich ein großer Verehrer der That und ein Verächter des Geschwätzes, und ich weiß Ihnen innigen Dank für Ihre Recension und die Versendung derselben schon an und für sich, und dann für die sehr gütige und mir höchst schmeichelhafte Meinung, welche sich darin so großdenkend ausspricht. Da ich Sie aber allzu hoch schätze, um nicht aufrichtig gegen Sie zu sein, und ein großes Zutrauen in Ihre Mannhaftigkeit habe, so sage ich Ihnen ohne Bedenken, daß Ihre Recension auch mir nicht genügt. Nachdem Sie mich schon einmal würdigten, meine zwar nicht der Tendenz, wohl aber der wirklichen Leistung nach unbedeutenden und nur relativ

Digitized by Google

beachtenswerthen Gedichte so hoch zu stellen, als ob das Vaterland sich deren rühmen könnte, so will ich Ihnen meinen Dank dafür durch meinen Freimuth beweisen, wie es Ihnen und mir gleich gut anstehen dürfte. Es sagt mir nämlich keineswegs zu, mich in Opposition gegen die praktische Richtung der Zeit gestellt zu sehen, wie es in der Recension geschieht. Eben diese praktische Richtung ist es, welche mir über alles geht, indem ich die Poesie nur als die Blüte derselben betrachte. Es gibt keine Poesie der Poesie, sondern nur eine Poesie der Prosa. Ich bin froh, daß die Welt praktisch ist, weil ich einzig und allein dadurch mich berechtigt fühle, poetisch zu sein, und nur weil ich selbst praktisch bin, kann ich poetisch sein. Die Wirklichkeit ist der Grund und Boden aller Poesie; daher denn auch nur die wirklichen Erlebnisse des eigenen Herzens und Geistes in sich oder durch schöpferische Theilnahme an Leben und Welt «mit urkräftigem Behagen» den Sinn an sich zu zwingen im Stande sind. Mit Einem Wort, es gibt nur eine praktische Poesie und jede erdichtete Dichtung ist sogleich geistlos. Daher ist denn auch die wesentliche Tendenz meiner Gedichte keineswegs Opposition gegen die Zeit, sondern nur mitunter auch gegen die verkümmerte Seite derselben, hauptsächlich aber die Verklärung alles dessen, was sich einer Realität erfreut in Genuß, Freude und Bewunderung, wie in Sehnsucht, Schmerz und Vermissung.

„Minder erheblich ist mir der Punkt, daß Sie mich blos als Epigrammatisten darstellen, obwol ich auf mehr Anspruch mache und glaube, daß das Register der Menschenbrust in meinen Gedichten mit Rücksicht auf den beschränkten Umfang ziemlich mannichfaltig gezogen erscheint.

„Ebenso leicht nehme ich es, daß Sie meinen Gedichten blos Witz und Tiefe der Auffassung zugestehen, während die Form des geistigen Cubus darin nicht zu verkennen sein dürfte, wodurch ich mich zwar großer aber gleichmäßiger Facultäten gerühmt haben will, welche einander decken."

Auch eine Kritik Feuchtersleben's befriedigte ihn nicht, sondern forderte eine ziemlich herbe Erwiderung von seiner Seite heraus, welche, in der dritten Person verfaßt, Senn's Gedanken über Form und Inhalt in der Poesie darlegt. Feuchtersleben sagt am Schlusse seines Aufsatzes: „Senn's Gedichte stammen, wie man leicht bemerkt, von einem bedeutenden Manne her, der es sich aber nicht nur nicht angelegen sein läßt, uns über sein Wesen durch ein vollständiges Bild desselben aufzuklären, sondern es sogar vorzieht, sich noch mehr zu verhüllen, und, indem er aus einem zusammengefalteten Mantel nur manchmal die Augen hervorblicken läßt, uns ein gründliches Urtheil über ihn unmöglich zu machen. Die Empfindungen, die er ausspricht, die Gedanken, die er

Digitized by Google

mittheilt, sind meistens tief, oft großartig, stets anregend und bedeutungsvoll — aber nur selten werden sie zur lebendigen Gestalt. Ueberall blickt ein Erlebtes durch — aber es ist selten so ins Allgemeine durchgearbeitet, daß es auch andere als den Dichter und seinen Freund lebhaft beschäftigen, daß es auch andern als ihnen frommen könnte, und wenn der Verfasser mit Wahrheit von seinen Liedern sagen kann:

Ich habe sie gelebt und nicht gedichtet!

so bleibt es doch eben bei Gedichten immerhin wünschenswerth, daß sie auch gedichtet seien. Dasjenige, was an diesen Gedichten einseitig und unvollkommen erscheint, wird man einer geistigen Einsamkeit, in welcher ihr Verfasser vielleicht lebt, zuschreiben müssen. Jedenfalls sind sie sein Eigenthum — und wir sehen ihn, frei von dem Einflusse früherer oder gar der gegenwärtigen poetischen Mode, rein und selbständig eigene Bahnen wandeln."

Wie erwähnt, fand sich Senn zu einer Entgegnung, in der dritten Person geschrieben, veranlaßt; sie hat folgenden Inhalt:

„Der Kritiker Feuchtersleben geht von dem Grundsatz aus, «daß in der Dichtung die Kunst, die Form, die Verkörperung, die Gestaltung alles — hingegen der Stoff, der Inhalt, der Gehalt ein rein Gleichgültiges sei.» Diesem theoretischen Grundsatze huldigte Feuchtersleben auch praktisch, indem er selbst ein renommirter Dichter, nämlich eine Espèce Goethischaner und gestaltungsseliger Kunstpoet war.

„Ganz anders hatte Senn in dem Vorwort zu seinen Gedichten, herausfordernd genug, sich gerühmt, er habe seine Lieder gelebt und nicht gedichtet, d. i. nicht nur gedichtet, nicht erdichtet, sondern wirklich erlebt, wovon jene selbst für den Kenner sattsames Zeugniß geben. Hiermit hatte er die Nichtigkeit der hagestolzen Kunst proclamirt und ihr, ohne Vermählung mit dem Leben, alle Kraft und Würde abgesprochen.

„Es kann für Senn eine Genugthuung sein, daß seine übrigens ganz anspruchslosen Gedichte die Aufmerksamkeit eines Mannes wie Feuchtersleben erregten, während in der Heimat namentlich die bisherigen Organe der Publicität kein Sterbenswörtchen von Urtheil über die Erzeugnisse des Dichters verloren, gleichsam als wären dieselben eben unter aller tirolischen Kritik. Eine noch größere Genugthuung für Senn dürfte aber darin liegen, daß Feuchtersleben dessen obenbezeichnete Herausforderung nicht nur im Innersten verstand, sondern auch sich würdigte, dieselbe anzunehmen und den Fehdehandschuh aufzuheben. Feuchtersleben's Kritik ist nichts anderes als Feuchtersleben's Selbstvertheidigung, welche aber freilich ihrerseits auch wieder offensiv wird.

„Es handelt sich hier jedoch nicht so sehr um Individuen als um die Sache, die sie vertreten. Es ist der Gegensatz von Leben und Kunst

Digitized by Google

in der Dichtung, die hier zur Sprache kommt, wodurch der Streit ein allgemeineres Interesse gewinnt.

„Es gibt Lyriker — und ihre Zahl ist Legion — welche arm an innerm und äußerm Leben, und doch begierig, sich wo möglich interessant zu machen, allerlei Schicksale, Situationen, Gefühle, Freuden und Leiden fingiren und dieselben, in gute oder schlechte Verse gebracht, dreist als ihre eigenen wirklichen Erlebnisse der Welt octroyiren, indem sie ganz unbefangen in erster Person davon sprechen. Wie unerquicklich ein solches Zeug ist, sobald man einmal die Lüge heraus hat, was unausbleiblich erfolgt — könnte am besten derjenige sagen, welcher, dem Schlage der Nachtigall zu lauschen vermeinend, zu seinem größten Verdruß einen Bausback von Schnurrpfeifer im Gebüsch entdeckt. Hier ist Kunst, Form, Verkörperung, Gestaltung in Ueberfluß und meinetwegen so regelrecht, glatt und glänzend, als man nur will, und dennoch, welcher klägliche Erfolg! Sodann — um ohne weiteres gleich auf den Mittelpunkt der Sache loszugehen — ist nicht der poetische Stoff selbst das maßgebende Princip der Gestaltung? Jeder gibt zu, daß die Form nach der Verschiedenheit des Stoffes auch verschieden sein muß. Diese Nothwendigkeit hat ihren tiefen Grund. Wie die Seele sich ihren Leib bildet, so organisirt sich das Gefühl, der Gedanke in dem Leibe des Wortes. Die Weisheit des Dichters besteht einzig darin, diese ebenso nothwendigen als charakteristischen Formen zu erkennen und Respect davor zu haben. Seine Thätigkeit beschränkt sich darauf, dieselben zu enthüllen und sie von aller fremdartigen Zuthat so viel wie möglich rein zu halten, auf daß sie in der Blöße ihrer Schönheit volle Wirkung ausstrahlen. Zu dieser Mäßigung gehört freilich eine Enthaltsamkeit, eine Selbstverleugnung, die nicht jedem gegeben ist, von welcher aber gerade die eigenthümlichsten Gedichte Senn's zu ihrem Vortheile die unverkennbarsten Spuren zeigen. Hier ist Gestaltung, aber doch nicht im Ueberfluß, sondern in strengster Oekonomie; wahr ist es aber, daß diese Gestaltung nicht so sehr malerisch als plastisch ist.

„Es ist kein Wunder, daß ein Kritiker auf dem Standpunkte Feuchtersleben's, dem Gestaltung und abermals Gestaltung das Höchste oder gar alles ist, in jener Mäßigung des Gestaltens keineswegs ein Verdienst, sondern eben den Hauptmangel aller Mängel erblickte, ja dieselbe so arg misverstehen konnte, daß er sie zum Theil aus Geheimthuerei zu erklären suchte.

„Dagegen trifft freilich der Tadel der Mäßigung im Gestalten diejenigen nicht, welche, die wahre Form verkennend, in ellenlangen Gedichten Strophen auf Strophen häufen, weil sie immer das rechte Wort suchen, aber nie finden. Oder welche, wenn sie ja einmal zufällig das rechte treffen, es doch nicht lassen können, wie es ist, sondern erst ihre

Digitized by Google

Brühe darüber abgießen müssen, um es, wie sie glauben, genießbar zu machen. Oder endlich welche, von Eitelkeit getrieben, gar in dem Gedichte gleich einen Commentar dazu niederlegen, damit das kostbare Kleinod ja nicht unbeachtet bleibe, wobei sie sich übrigens im stillen erst noch vorbehalten, einst auch eine Art «Wahrheit und Dichtung» zu schreiben, um den letzten Rest der poetischen Illusion in prosaisches Wasser aufzulösen. In der That ist Verschlossenheit nicht der Fehler von Leuchen dieses Schlages. Eine entzückende Offenheit macht sie so liebenswürdig! Man weiß durchaus, woran man mit ihnen ist. Sie lassen nicht etwa nur die Augen aus dem verhüllenden Mantel hervorgucken, nein! sie zeigen auch das ganze Gesicht und wol auch, nachdem sie Mantel und Inexpressibles weggeworfen, noch mehr.

„Für das Compliment rücksichtlich der Tiefe und Bedeutung des Inhalts der beurtheilten Gedichte dürfte Senn dem Kritiker schwerlich einen großen Dank schuldig sein, insofern dieser, gemäß seiner Grundansicht von der Gleichgültigkeit des Stoffes und Gehaltes, dem erstern nur ein sehr secundäres Lob zu spenden vermeinte. Abgesehen von dieser Meinung hat Senn von seinem eigenen declarirten Standpunkte aus alle Ursache, damit zufrieden zu sein, und man kann ihm nur rathen, dasselbe zu Nutzen anzunehmen."

Uns liegt Senn's ganzer poetischer Nachlaß vor, wie er ihn — Gedrucktes und Ungedrucktes — wahrscheinlich für eine neue Auflage, die er 1848, wo der Umschwung der Dinge auch ihm die Freiheit zu bringen schien, beabsichtigte, zusammengestellt hat. Bald jedoch erstarrte alles wieder im alten Banne; von nun an zu lebenslänglichem Schweigen verurtheilt, zog er sich finster und hoffnungslos auf sich selbst zurück, ohne die neue Wendung der Dinge in Oesterreich und die allmähliche Anerkennung seiner Gedichte in der Heimat zu erleben.

Man möchte ihn wol den Grabbe der Lyrik nennen. Mehrere Epochen der Literatur gingen, bis er ergraute, an ihm vorüber, man kann ihn jedoch bei seiner Selbständigkeit unbedingt keiner derselben anreihen. Er berührt sich hier und da mit den Romantikern, ohne von ihrem nebelhaften Zauber gebannt zu werden. Als in der elenden Zeit der zwanziger Jahre Heine seine Ruhmesernte hielt, war Senn bereits vollkommen in sich gefestet und abgeschlossen, und jener erlangte keinen Einfluß auf ihn. Gleicht auch der metrische Bau mancher Gedichte Senn's dem von Heine mit solcher Virtuosität zur Vollendung durchgebildeten, so sei doch den Recensenten, welche gleich mit der Schablone zur Hand sind, bedeutet, daß der Tiroler die Verse in dieser Manier fertig hatte, ehe vielleicht jener Meister des Spottes daran dachte, sie zu versuchen. Wenigstens größtentheils! Wenn Heine dieser Form so glänzenden Erfolg verdankt, daß sie jetzt als ihm eigenthümlich betrachtet zu

Digitized by Google

werden pflegt, obwol ihre Gesetze lange vor ihm bekannt waren, so konnte das für Senn kein Grund sein, sie aufzugeben. Daß sie nun auch nach Heine niemand anwenden soll, weil ein Schwarm ohnmächtiger Nachahmer sie misbrauchte, ist einer der vielen lächerlichen Alexandrinismen moderner Kritik, die nicht wie jene Lessing's das Schaffen fördert, sondern hemmt. Von den Werken des ein wenig jüngern Platen kannte Senn sehr wenig, höchstens die Ghaselen; diese waren jedoch seiner Natur zu heterogen, um auf ihn zu wirken. Wir bedauern dies; Platen's vollendete Technik hätte Senn, der für alles Gediegene ein feines Auge besaß, gewiß angespornt, die Verse feiner zu ciseliren und zu feilen, wenn er sich auch nie dahin verirrt haben würde, eine derartige Geschicklichkeit mit dem Vermögen der Poesie zu verwechseln. Man darf Senn, weil ihm die Werke eines so trefflichen Dichters fremd geblieben, nicht der Theilnahmlosigkeit an dem edlern Streben seiner Zeit beschuldigen; nur ein Zufall hätte sie ihm während seines Militärdienstes in kleinen deutschen und italienischen Garnisonsstädten in die Hand geben können, und wäre er auch darauf aufmerksam gemacht worden, wo sollte der arme Soldat das Geld hernehmen, sie zu kaufen? Selbst Schuler's Bibliothek enthielt keine Gesammtausgabe von Platen's Schriften, und der Schreiber dieser Zeilen darf es sich wol als ein Verdienst anrechnen, daß er seit 1849 die studirende Jugend vielfältig auf Platen verwies und sie anregte, sich mit ihm zu beschäftigen. Erst dadurch wurde dieser in Tirol weitern Kreisen vermittelt. Die spätere politische Dichtung eines Herwegh beachtete Senn wenig; er hatte zu viel echte Bildung, forcirtes Trommelgerassel je für eine Symphonie zu halten. Noch weniger konnte man dem ehernen Manne, nachdem ihm bereits das Alter die Haare gebleicht, zumuthen, sich um das süßliche Gelispel reactionärer Neuromantik zu kümmern; er brauchte Moses und die Propheten nicht erst zu suchen, und die „Amaranth" überließ er gern den innsbrucker Fräulein, wenn sie aus Dietramzell oder Lauterach zurückgekehrt waren. Fort und fort nährte er sich von dem Mark der Alten, die er in der Ursprache las, was er freilich auf keinem der österreichischen Gymnasien, wie sie damals waren, gelernt hatte. Daher trägt seine Poesie auch den vollen Ausdruck einer spröden in sich geschlossenen Männlichkeit; von der Oberfläche ist bei ihm leicht und flüchtig nichts abzuschöpfen, gründlich muß sich mit ihm beschäftigen, wer ihn verstehen und genießen will. Die Form ist eng und knapp, kein Wort überflüssig, Reim und Vers, wie bei den meisten Dichtern seiner Zeit, nicht immer tadellos. An Schärfe des Gepräges übertrifft er sehr viele, und wir schätzen diese mehr als die Glätte, welche manchem als erstes Zeichen eines Kunstwerks gilt, wenn wir diese auch genau zu würdigen wissen. Vorzüg-

Digitized by Google

lich gelang ihm das Epigramm und wahrhaft furchtbar sind die Sonette, die er auf einige Dunkelmänner, welche ihm zu nahe traten, schleuderte. Sie wurden handschriftlich weit verbreitet.

Sein bedeutendstes Werk ist gewiß „Napoleon und das Glück", ein sonderbarer Cyklus, reich an erhabenen Gedanken und doch wieder ermüdend durch seine Länge und den Mangel an Fortschritt. Es gleicht einem Lavastrom, die Oberfläche in rauhen Zacken und kantigen Trümmern erstarrt, während sich innerlich noch die feurig flüssige Masse vorwärts wälzt. Napoleon besungen zu haben, möge ihm niemand vorwerfen; er gehört deswegen nicht zu jenen Deutschen, welche die Füße des Unterdrückers küssen, und hat insbesondere durch seine Adlerlieder den Beweis geliefert, daß die Bewunderung des feindlichen Genius, die Erkenntniß von dessen weltgeschichtlicher Rolle in ihm die Vaterlandsliebe nicht erstickte. Im ganzen zeigen Senn's Werke einen tiefen Geist, der sich meistens, ohne gegen den Sprachgenius zu verstoßen, einen eigenthümlichen Ausdruck schuf und sich durch keine Schwierigkeit der Darstellung abschrecken ließ. In manchen Sonetten beeinträchtigt der philosophische Gehalt das Recht der Poesie und dieses jenen, sodaß die haarscharfe Grenze, welche die Gebiete scheiden und die Gattungen umschreiben soll, manchmal zu Gunsten des einen oder des andern Princips verborgen erscheint. Blieb übrigens dem Unglücklichen die letzte Läuterung versagt, so soll man doch mit scheuer Ehrfurcht an dem Stamm vorbeigehen, dessen blühenden Wipfel der Blitz des Schicksals in den Sumpf geschleudert. In Tirol ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen! Die meisten Talente erliegen den Verhältnissen und der Armuth, Kleriker und Beamte insbesondere ihrem Stande, viele verlieren die beste Zeit im Kampfe gegen den spröden Stoff ihrer Umgebung, und ringt sich einer los, so geht es ihm wie dem gefangenen Fuchs, welcher sich nur durch den heroischen Entschluß, daß er den Fuß abbeißt und in der Schlinge zurücklässt, befreit, und dann für den Rest des Lebens halb lahm in der Welt herumhinkt.

Senn war durch den geringen Erfolg seiner Gedichte, wenn er ihn auch voraussehen konnte, sehr verstimmt. Er wendete sich fast ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten zu. Der Vollständigkeit wegen erwähnen wir die bereits 1832 im „Oesterreichischen Archiv für Geschichte, Erdbeschreibung, Kartenkunde, Kunst und Literatur" erschienene „Orographische Skizze der Oetzthaler Ferner". An diese schloß sich ein Aufsatz: „Die große Wasserscheide der europäischen Westküste." Die „Oesterreichischen Blätter für Literatur und Kunst" enthielten 1846 eine weitläufige Abhandlung über das „hydrographische System von Morea". Man muß diesen Arbeiten Beherrschung des Materials und Uebersichtlichkeit der Darstellung nachrühmen.

Digitized by Google

In seinem Nachlasse findet sich handschriftlich eine Reihe „Etymologische Belustigungen", worin er eine große Anzahl deutscher und fremder Namen nach ihrem oft vermischten Ursprung zu erklären sucht; dann eine kleine Anzahl Schnadahüpfln, die er wol meistens im Oberinnthal aufgelesen; einzelne Notizen über deutsche Dichter, über die tragische Schuld in „Romeo und Julie"; ein kurzer Aufsatz: „Sokrates und die Athener", worin er nachweist, daß diese „griechischrecht", jener „weltrecht" hatte; Beiträge „zur Geschichte Jesu", angeregt durch die Forschungen von Strauß; ferner Bruchstücke einer philosophischen Abhandlung über das Bewußtsein und eine andere vollständige: „Begriff und Bedeutung von Hegel's Phänomenologie des Geistes." Diese Arbeiten, ein Zeugniß seiner rastlosen Thätigkeit, seines vielumfassenden Blickes, wurden in den letzten Lebensjahren zu Innsbruck, wo ihm die Universitätsbibliothek zur Benutzung offen stand, ausgeführt. Am interessantesten sind wol seine „Glossen zu Goethe's «Faust», den zürnenden Goethomanen und den nicht zürnenden Manen Goethe's gewidmet". Sie fallen in die Jahre 1840—1842 und erschienen nach seinem Tode in der Wagner'schen Buchhandlung vor kurzem in zweiter Auflage. Diese Glossen stehen in naher Beziehung zu des Verfassers Studien der modernen Philosophie, namentlich Hegel's, und kränken in ihrer Weise selbst einseitig, aber in dieser Einseitigkeit nicht ganz ohne Berechtigung, gewiß manches Vorurtheil. Julius Große bezeichnet das Büchlein als ein pikantes Curiosum, deshalb merkwürdig, weil der Verfasser einen negativen Standpunkt gegen Goethe einnimmt und mit scharfer kritischer Analyse die Widersprüche in Faust's Charakter nachzuweisen versucht, und zwar nicht etwa von dogmatischem, sondern von philosophischem Standpunkte aus. Es versteht sich natürlich, daß diese Kritik, welche den Faust als Idioten, als Halbwisser und Polyhistor hinstellt, dem es mit der wahren Philosophie doch kein rechter Ernst ist, nur eine einseitige sein kann, und daß Senn der eigentliche Schlüssel des Faust'schen Charakters völlig entgangen ist. Dieser liegt eben darin, daß sein Streben niemals befriedigt werden kann, niemals befriedigt werden will. Mit dem ersten Augenblicke dieser Erfüllung: mit dem Tode des Strebens, hat der Teufel die Wette gewonnen. Gleichwol bietet dieser Aufsatz vielfache neue und anregende Gesichtspunkte. Auf diese Glossen bezieht sich das Gedicht Senn's: „Weisheit und Seligkeit"; es spiegelt seine positive Weltanschauung und schließt sein Urtheil ergänzend ab. Eine seiner letzten Poesien, entstand es wahrscheinlich bald nach 1842. Diese Arbeiten konnten ihm in jener Zeit nicht viel abwerfen; die wiener Journale brauchten anderes Futter: lahme Witze in der Manier des Hansjörgel oder thränenfeuchte Erzählungen à la Bäuerle. Damit konnte Senn

Digitized by Google

nicht aufwarten, und wahrscheinlich hätte er nicht blos keine Ehre gewonnen, sondern auch noch Zeit und Papier umsonst vergeudet.

Werfen wir noch einen Blick auf seine letzten freudlosen Tage. Tief und tiefer senkte sich auf ihn der Schmerz eines verfehlten Lebens, des Erlöschens jeder Hoffnung, je einen Wirkungskreis zu erlangen, der seinem Talent, seinem Ehrgeiz entspräche. Hielt ihn auch die Energie seines Charakters lange aufrecht, so verdüsterte sich sein Geist doch allmählich, er wurde schroff und unerträglich und suchte bei der Rumflasche Trost, ohne daß man ihn je betrunken gesehen hätte. Nach und nach verfiel er ganz, wahrhaft dämonischer Hohn und Menschenhaß waltete über seinen Gedanken und prägte sich in den Zügen des fahlen Antlitzes aus. So saß er schweigend oft stundenlang vor einem Gläschen im Kaffeehause; ein kleiner breitschulteriger Mann mit großem Kopfe, die hohe Stirn von schwarzem Haar, das sich zuletzt sehr mit Grau mischte, wild umflogen, unter den buschigen Brauen loderten unheimlich die dunklen Augen. Wagte sich, was wol auch geschah, irgendein Philisterchen an ihn, um ihm zum Spaße die Würmer aus der Nase zu ziehen, so schnalzte Senn ihn gewiß so treffend ab, daß er, mit einem Schafsgesicht abziehend, lange Zeit nicht blos für seine Kameraden, die ihn vielleicht gehetzt, lächerlich blieb, sondern zum Spott der Stadt wurde. Begreiflicherweise ging ihm dieses Gelichter bald ganz aus dem Wege und verdrehte, da er ja auch als Freigeist berüchtigt war, höchstens hinter seinem Rücken die Augen. Schloß sich um ihn ein Kreis Studenten, deren er viele aus der Bibliothek kannte, wo er gewöhnlich über Hegel brütete, so ließ er sich auch wol bewegen, ein oder das andere seiner Gedichte, am liebsten „Napoleon" vorzutragen. Es geschah mit eigenthümlich dumpfem Dröhnen der Stimme. Dann versank er leicht in Sinnen, schüttelte den Kopf und rief mit schmerzlichem Lachen: „Glaubt mir, es ist alles nichts, es ist alles nichts, nichts, nichts!"

Im Sommer 1857 erkrankte er und ward in das Militärhospital gebracht. Je näher dem Tode, desto ruhiger ward seine Seele; er verschied am 30. September. Von seinem Heimgang nahm fast niemand Notiz. Warum auch? Er war ein „Dichter ohne Geld, ein Gelehrter ohne Anstellung, ein Mensch ohne Orthodoxie". Nur ein obscures Winkelblättchen machte den Versuch, ihm einen Eselstritt zu geben. Es war dies zunächst die Veranlassung, daß der Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes, empört über eine solche Gemeinheit, bei einigen Freunden der Muse innerhalb und außerhalb Tirols eine Sammlung anregte, deren Ertrag genügte, um Senn auf dem Militärfriedhof ein anständiges Denkmal zu setzen.

Was sollen wir noch beifügen? Daß es sich hier um keine „Ehrenrettung" im Sinne rhetorischer Kunststücke dieser Art handle, wird der Leser wol bemerkt haben. Wir waren bemüht, das Material so zu grup-

Digitized by Google

piren, daß man ein klares Bild von der Individualität des Verſtorbenen gewinnen, daß man darüber entſcheiden könne, inwiefern Senn ſein Elend ſelbſt verſchuldet habe, inwiefern es aus den Verhältniſſen ſeiner Zeit entſprang. Möge von ihm erhalten bleiben, was licht, gut und edel; für ſeine Fehler, ſeine Schwächen hat er mehr als genug gebüßt durch ſeine Leiden.

Moldauiſche Zuſtände.

Von

Rudolf Kulemann.

An einem Julitage kam ich von Rußland her in Jaſſy an und ſtieg daſelbſt in einem der erſten Hotels ab. Von der Galerie im Seitenflügel trat ich unmittelbar in mein Zimmer. Hier wie überall in Jaſſy ſind ſelbſt die Fenſter der höhern Stockwerke meiſt mit eiſernen Gittern verſehen.

Ich freute mich, einmal wieder recht viel Deutſch zu hören, das in der Moldau weit mehr verbreitet iſt als in Beſſarabien, Podolien und andern öſtlichen Provinzen. Faſt jeder Gebildete, ſelbſt mancher aus dem Volke ſpricht deutſch. Um ſeine Bildung an den Tag zu legen, ſchreibt der Moldauer an höhere oder höchſte Perſonen rumäniſcher Abſtammung deutſch, ſo mangelhaft es auch ſein mag. Hier gleich eine Probe aus einem zufällig in meine Hand gekommenen Briefe, der mir außerdem wegen ſeines myſteriöſen Inhalts einigermaßen merkwürdig erſchien: „Theure Princeſſin Durchlaucht, ich weis alles zu genau was vorgefallen iſt und in Politiſche Verhältniſſen was im Lande herrſchet gegen Seine Fürſtliche Durchlaucht Perſon! — Seine F. D. weiß nicht viertelheil, was ich weiß, daher bitte ich und ruffe an unaufhörlich dem allmächtigen Gott, er möchte mir die Gnade zu ertheilen, daß ich im Dienſte neben Seiner Fürſtlichen und Ihrer Princeßlichen Durchlaucht mir theuren Perſon gelangen könne, damit ich zwiſchen Seiner Fürſtlichen und Ihrer Princeßlichen Durchlaucht das heiligſte, zufriedenſte, glücklichſte Leben ermöglichen und von anderer Seite Seine Fürſtliche Durchlaucht auf die höchſte Stufe erhöhen möge, von wo Seiner F. D. Regierender Nahmen gelobt und geſegnet ſoll werden ewiglich vor ganzen Nation, ich ſchwöhre zu Gott, daß Seine Allmacht mir zur vohlbringung die Kraft beſtätigen wird." — Man fühlt ſich verſucht, ſtark zwiſchen den Zeilen zu leſen.

Der Boden in der Moldau hat mit den benachbarten ruſſiſchen Provinzen dieſelbe Beſchaffenheit: ſchwarzes, ſchweres, klebriges Erdreich. Regnet es in Jaſſy ein paar Minuten, ſo ſind die Straßen wie mit Seife überzogen, wodurch das Gehen außerordentlich erſchwert wird.

Digitized by Google

Darum fährt dort alles; selbst auf die gute Jahreszeit, wo man recht wohl zu Fuß gehen könnte, pflanzt sich die Gewohnheit des Fahrens fort. Nirgends sah ich schönere und schöner bespannte Droschken. Man zahlt nur 3½ Piaster für die Stunde, aber da Winter und Sommer alle Fortbewegung in Droschken geschieht, so kommen doch das Jahr über große Beträge heraus. Ein Fürst, den ich kennen lernte, zahlte monatlich für seine Droschke 50 Dukaten. Es gibt Bojaren, welche ihren Droschkenführern 3000 Dukaten schuldig sind. Weil jeder fährt, so unterläßt man auch wol, das Straßenpflaster zu verbessern, welches abscheulich ist. Trottoirs giebt es zwar, aber so schmal, daß kaum zwei Personen nebeneinander gehen können; die Platten sind verschoben, von Regen und Fußtritten ausgehöhlt. Vielleicht liegt es auch im Interesse der allem Anschein nach mächtigen Genossenschaft der Wagenverleiher — meist Juden — die Beförderung zu Fuß durch unpassirbare Wege zu hintertreiben. Ich sah von früh Morgens bis in die Nacht hinein die Hauptstraßen förmlich von Droschken bedeckt, zwei, drei nebeneinander. Will der Fußgänger auf die andere Seite hinüber, so hat er den Augenblick abzupassen und einen Anlauf zu nehmen, um rasch durch die Lücke zu kommen. Vor der Uebersiedelung des Fürsten Cusa nach Bukarest soll das Gewühl noch ärger gewesen sein. Dies unaufhörliche Fahren in einer namentlich gegenwärtig keineswegs gewerbreichen Stadt läuft denn wol auf Zerfahrenheit hinaus und heißt das Geld ohne wirthschaftliche Folge zum Wagen hinauswerfen. Die Damen, von der Bojarin bis zur jüdischen Krämersfrau herab, tief rückwärts gelehnt, mit vorgestreckten Füßen, sodaß der Körper eine ziemlich horizontale Lage einnimmt, in ihren weißschimmernden die Wagenbrüstung überflutenden Gewändern nehmen sich in einiger Entfernung wie eine Ladung Musselin aus, die man zu Markte fährt. Auch ist natürlich dieser Mangel an körperlicher Bewegung der Gesundheit nicht förderlich.

Wie bekannt, ist Jassy zu wiederholten malen von russischer und österreichischer Einquartierung heimgesucht worden. Die Oesterreicher stehen in besserm Andenken, weil sie mehr Geld hatten und stattlicher aussahen. Der Oesterreicher trank Wein, der Russe Branntwein. Ersterer bezahlte auch gleich, und es ist durch die Oesterreicher viel Geld nach Jassy gekommen, Hoteliers und Kellner wissen davon zu sagen. Die Unlust der Bojaren, Einquartierung einzunehmen, wurde von den Russen kurzweg mit Kolbenstößen gegen die Thüren beantwortet; man streckte sich mit schmuzigen Stiefeln auf den Divans aus, und in Ermangelung von Schnupftüchern hat man sich auch wol in die Fenstervorhänge geschneuzt. Der Oesterreicher trat höflicher auf, klopfte an, bat um Quartier, wurde aber barsch abgewiesen; da rieth man ihm, das Beispiel der Russen nachzuahmen, und hierauf wurde es besser. Und

Digitized by Google

die schlanken, stattlichen Oesterreicher — lauter Cavalieristen! In Jassy's Mysterien sind viele Bojarinnen verflochten. Da gab es denn auch Conflicte mit blutigem Ausgang.

Ueberhaupt sind die ehelichen Verhältnisse in der Moldau sehr locker. Liebschaften nebenbei und als Folge davon Ehescheidungen finden häufig statt, und man spricht auch sehr frei darüber. Ein Bojar, den ich in meinem Hotel kennen lernte, theilte mir, ohne daß ich die geringste Veranlassung dazu gab, ohne weiteres seine innersten Familienverhältnisse mit. Seine Frau sei reich, sagte er, sie habe sich von ihm scheiden lassen. Er selbst — er war noch ein ziemlich junger Mann — habe in London, Paris ꝛc. 15000 Dukaten ausgegeben, gegenwärtig besitze er noch 1000. Er hatte furchtbar weite Pumphosen an, in denen er, aus einer mächtigen Bernsteinspitze Papiercigaretten rauchend, wie ein Türke langsam dahinschritt. Der Lockerheit der ehelichen Verhältnisse leisten die Reisen, die Zerstreuungen Vorschub. Ich kannte einen Bojar, der sich in einer Provinzialstadt der Moldau aufhielt, während seine Frau zu Jassy und seine Kinder mit der Bonne in einer Stadt Deutschlands lebten. Auf so großen Um- und Zwischenwegen begegnet dem Bojaren und der Bojarin manches. Und wenn vieles nicht wirkt, dann doch Gold. Sie war eine sehr schöne, reizende, vornehme Frau von bestem Ruf. Aber ein Herr erschloß mit einem goldenen Schlüssel, d. h. mit 2000 Dukaten, das Herz dieser Dame, von der man glaubte, daß sie nicht erobert werden könne. Und Gold ist nicht allein ein Keil, welcher Verhältnisse sprengt, sondern auch ein Kitt, der die widerstrebendsten Gegensätze bindet. Zuweilen bricht denn aber doch die Verbindung mit einer furchtbaren Explosion auseinander. So ereignete sich zu Jassy der Fall, daß kurz nach dem Hochzeitsmahle ein junger Bojar sich eine Kugel durch den Kopf jagte. Ein hinterlassener Brief enthielt die Motive. Es war darin von Verhandeltwerden die Rede. Er hatte wol früher eine sehr nahe Verwandtin mitverhandeln helfen, jetzt, da es ihn selber treffen sollte, machte er sich von dem Handel mittels eines Pistolenschusses los, dessen Blitz nicht verfehlte, weithin die rumänische Gesellschaft zu beleuchten.

Die Aristokratie reist viel, das Geld geht zum Lande hinaus. Dieses an Flüssen, Wäldern, erz- und steinkohlenhaltigen Bergen, an Korn, Taback, Salz, Wein und Früchten der mannichfaltigsten Art so reiche Land ist eine schräg gehaltene Tafel, von welcher die Dukaten nach Frankreich, Italien, Deutschland hinabrollen. Gegen diese gütige, ergiebige Erde benimmt man sich undankbar, indem man, statt sie mit dem aus ihr Gewonnenen zu verbessern und zu verschönen, ihre in Geld verwandelten Gaben in weitabgelegene Kanäle, in die Salons, Spielhöllen und gefräßigen Hotels des Auslandes ausschüttet. Reisen will und muß

Digitized by Google

man nun einmal. Woher aber das Geld nehmen? Man leiht zu ungeheuern Zinsen von den Juden, man bestürmt die Göttin Fortuna — es wird viel gespielt zu Jassy, zu Bukarest. Von einem jungen Herrn, der bereits alle seine Güter verspielt hatte, wurden mit einer kleinen Summe, die er übrigbehalten hatte, 30000 Dukaten gewonnen, die er jedoch bald darauf während meiner Anwesenheit bis auf den letzten Kreuzer verlor. Nun lieh er — das kommt auch nicht selten vor — von seinem Bedienten.

Die Geld- und Vermögensverhältnisse scheinen in der Moldau äußerst zerrüttet zu sein. Selten erfüllt einer gegen den andern seine Verbindlichkeiten. Wenn er es auch könnte, er thut es nicht, es ist einmal so Brauch. Ein Bojar kann reich und zugleich sehr arm sein, weil ihm die Gelder nicht eingehen, die er zu fordern hat. Alle Consulate haben bis zum vollsten Uebermaß nur mit Geldangelegenheiten zu thun. Die Advocaten nehmen von allen den Summen, die sie einklagen, gesetzlich 20 Procent. Die Deutschen, die ich fragte, wie lange sie schon in der Moldau seien, pflegten zu antworten: „Leider schon so und so lange! Könnt' ich nur fort! Aber ich habe Gelder ausstehen." Geschäftsleute, Handwerker machen nicht selten Bankrott, weil man ihre Rechnungen nicht bezahlt. Ein Schneidermeister, der das erste Geschäft in der Moldau hatte, zu Jassy ein Haus machte und seine Kinder zu Paris erziehen ließ, mußte aus diesem Grunde sein Geschäft aufgeben. Ich sah in sein Contobuch, die gesammte Elite der Gesellschaft war darin vertreten. Er hielt sich noch immer einen einspännigen Wagen, mit dem er zu Zeiten in das Land hinaus Excursionen machte zur Eroberung rückständiger Posten.

Von harmonischer Vertheilung des Geldes ist keine Rede, denn es fehlt der ausgleichende Mittelstand. Bojaren und Bauern! Bei letztern unproductive Anhäufung des Geldes, zum Theil auch bei erstern. Da ist so ein Bojar vom alten Schlage, sagte man mir, der fünf große Güter und außerdem 300000 blanke Dukaten besitzt, über denen er jede Nacht im Pelzrock schläft, nämlich über dem eisenbeschlagenen Kasten, in welchem sie liegen. Ich ließ mich den Gang nicht verdrießen, sein Hotel anzusehen. Ein ungeheures, von einer massiven, sechs Ellen hohen Mauer umgebenes Gehöft und innerhalb desselben ein blockiges Gebäude, auf dickstämmigen Säulen ruhend, mit einem mächtigen etwa zwanzig Fuß im Geviert haltenden Balkon. Hier lebte der sehr bejahrte, aber noch rüstige, von seiner Frau geschiedene Alte, der an Ehescheidungen überhaupt ein solches Gefallen fand, daß er seiner an einen unbemittelten Bojaren verheiratheten Tochter die Erneuerung der sehr bedeutenden Mitgift versprach, wenn sie ihren Mann verlassen wolle! — Von reichen Bojaren sprach ich. Während meiner Anwesenheit in Jassy

Digitized by Google

wurde einer begraben, dessen Leichenbegängniß nach genauer Ermittelung 5000 Dukaten kostete. Ich habe niemals mehr Popen auf Einem Fleck zusammen gesehen, nämlich gegen 400. Weit und breit aus der Moldau waren sie mit Kerzen und Kirchenfahnen herbeigekommen. Jeder erhielt neben freier Zehrung einen Dukaten, die bis zum Erzbischof hinauf vertretene höhere Geistlichkeit natürlich mehr. Auf funfzehn von dreißig Männern getragenen Bahren wurden funfzehn Kuchen, groß wie Wagenräder, vorangeführt. Dann kam der Deckel des Sarges, hierauf dieser selbst mit dem sichtbaren Leichnam darinnen, beide von je zwölf Männern gehalten. Sämmtliche Träger, 54 an Zahl, hatten funkelneue schwarze Anzüge an, ein Geschenk des Verstorbenen. Die öffentlichen Spenden zogen ganz Jassy herbei, wenigstens alles, was Almosen nahm. Und von diesem Sarge kamen noch andere Gaben herab, z. B. auch zwei Güter, die der Verblichene zur Begründung eines Hospitals ausgesetzt. Ja, der Mann war reich, aber wie viele arme Bojaren gibt es neben ihm und dem Dreihunderttausenddukatigen! Ich kannte einen Herrn, der ohne Licht zu Bette ging, weil er nicht soviel Geld hatte, um sich eins zu kaufen. Sein Bedienter legte sich ins Mittel. Ohne Auftrag zu haben, stellte er ihm eine Stearinkerze hin, die er auf seine Kosten vom Krämer geholt. Auf mein Zimmer trat eine Frau, die mich anbettelte, sie stammte aus einem adelichen, namhaften Hause der Moldau. Zwischen solchen Extremen, ohne Küste und Continent, ohne Heimat und Wurzelkraft, wogen die Gelder auf und ab, eine gute Beute für Piraten, wuchernde Juden und Industrieritter.

Wie anderwärts unter den Cavalieren, hört man auch hier sehr häufig das Wort: „Auf Ehre!" was aber gar nichts bedeuten will. Nebenan im Hotel ein paar Schritte von mir wohnte ein Fürst, dem ich schon in Rußland begegnet war. Bis tief in die Nacht hinein auf seinem Zimmer Convivium! Knäse und rumänische Offiziere, die bekanntlich keine hohe Gage beziehen, gingen aus und ein. Ich hörte die Pfropfen knallen, auch helle, weibliche Stimmen. In wenigen Tagen für 150 Dukaten Champagner und sonstiges consumirt! Der Hotelier fragte mich: „Kennen Sie den Fürsten? Sie kamen aus derselben Gegend." „Nicht sehr", erwiderte ich, „ich weiß nur, daß er nichts, seine Frau aber die Güter besitzt." „Ah so!" sprach er mit gedehnter Stimme. — „Sagen Sie", fragte ich nun meinerseits, „wie steht's hier mit dem Ehrenwort?" — „Ehrenwort?" erwiderte er, indem er mich mit großen Augen ansah, „pfui!" — Mit diesem Worte spie der sonst so bedächtige, in Formen wohlgewiegte Mann über die Brüstung der Veranda, ohne zu bedenken, daß er auf benachbartem Blumenbeet eine Rose traf. Dies Pfui, in welchem sich augenblicklich alle seine Empfindungen zusammendrängten, erschien mir wie ein dickverkörpertes

Digitized by Google

Bonmot, das ihm, um in Goethe'scher Weise zu reden, manche Börse Goldes gekostet haben mag.

Die Juden zu Jassy und in den andern Städten der Moldau haben das meiste Geld. An allen Straßenecken sieht man sie stehen, die übereinandergewölbten Hände hin- und herschüttelnd, sobald sich ein etwas anständig Gekleideter nähert, damit man die darin verborgenen Münzen klimpern höre. Das soll heißen: Leihet zu hohen Zinsen, oder wechselt mit tüchtigem Agio! Bestände in der Moldau nicht das Gesetz, daß die Juden keine Gutsbesitzer sein dürfen, so wären die meisten Bojaren bald von ihnen hinweggeblasen. An die Angehörigen französischer Nation zu Jassy sind die Bojaren 20 Mill. Piaster (à $2\frac{1}{2}$ Sgr.) schuldig, an die Juden dagegen 740 Millionen! Und wie viel an die deutschen Kaufleute und Handwerker? Ich weiß es nicht, wohl aber, daß ich, ein Deutscher, von einem Bojaren 80000 Piaster zu fordern hatte. Deshalb war ich nach Jassy gekommen.

Die Geschichte dieses Kapitals würde ein ganzes Buch füllen und merkwürdige Schlaglichter auf die dortigen Verhältnisse und Charaktere werfen können. Es kommen interessante Personen und Situationen darin vor. Ich fasse mich hier kurz. Mein Schuldner war ein reicher, und doch wieder armer Bojar, dessen glänzender Name tief in die vergangenen Jahrhunderte hinabreicht. In der so einfachen und klaren Sache hatte man ihm doch einen anrüchigen, geldgierigen Advocaten beigegeben, der bereits aus Podolien verwiesen, vom österreichischen Generalconsulat excludirt und, ich sage das zum Lobe des Bojaren, von diesem selber verschmäht worden war. Mit diesem Advocaten ließ ich mich gar nicht ein, so sehr er mich auch zu fangen versuchte. Der Bojar bot mir an, eine Forderung von 2100 Dukaten nebst rückständigen Zinsen, die Schuld einer reichen Fürstin, mir zu cediren. Ich wollte wenigstens den Versuch machen, ob ich auf diese Weise zu meinem Gelde gelangen könne. Der Bevollmächtigte der Dame, Vetter eines noch lebenden frühern Hospodars der Moldau, war nicht in Jassy. Ich begebe mich also in das Hotel der Fürstin. Abermals ein ungeheures, mit mächtiger Mauer umgebenes Gehöft. Hohe Akazien und Platanen, anscheinend die Vorläufer eines Parks, neigen sich nach dem Palaste hin. Eine gegen den wüsten Lärm der Stadt abgegrenzte und umschlossene Oase, auf welcher sich der Maissack der Bauern in Cedern und Platanen, in Gemälde und Mosaiken, in mühelose Heiterkeit verwandelt hat. — Drei Kammerzofen empfangen mich unter dem Portal — „Die Fürstin ist nicht zu Haus" — „Wo ist sie?" — „Wir wissen es nicht, wenn nicht auf einem ihrer vier Güter" — Ich schreibe vier Briefe an die Fürstin der vier Güter, aber, obgleich ich noch so lange in Jassy verweilte, daß ich füglich von Kairo, oder Jago di Compostella

Digitized by Google

hätte Antwort erhalten können, blieb eine solche gänzlich aus. Späterhin erfuhr ich: die Fürstin reise in Italien!

Meine Dukaten, obwol nur in Perspective, lockten doch viele an. Schneidermeister, Beamte, Bojaren baten mich, die Summe, nachdem ich sie empfangen, ihnen zu heben, sichern Zinsen zu leihen. Einer dieser Antragsteller, ein Bojar, erbot sich, mit mir in einer Droschke, die natürlich ich bestellen müsse, zu einer einflußreichen Verwandten zu fahren, durch deren Vermittelung ich meine Dukaten mobil machen könne. Für seine Bemühung wolle er nichts haben, bemerkte er. Diese Worte finde ich sehr charakteristisch — Was nun? Ich wohnte so und so lange im Hotel, meine Gelder schwanden, ich hatte an die für meine Rückreise nach Deutschland nöthigen Mittel zu denken. Ich bat also den Bojar, mir wenigstens so viel Dukaten zu verschaffen, daß ich im Stande sei, zurückzureisen und meine Rechnung im Hotel zu bezahlen. Eine billige Forderung, die er doch nicht ablehnen wollte. Aber woher die Dukaten nehmen für mich und für sich? Denn auch für sich mußte er Rath schaffen: es war Erntezeit und seine Anwesenheit auf einem seiner Güter, das etwa 80 Werst von Jassy entfernt lag, durchaus nothwendig, aber er hatte nicht so viel Geld, um die Reise bis dahin bestreiten zu können. Nun also: von der Zinsensumme, die ihm ein Bojar schuldig war, trennt er 550 Dukaten auf einem Scheine ab, den er einem Juden als Garantie für dessen Darlehn bietet. Der Jude verlangt auch die Unterschrift der Bojarin, denn diese besitzt die Güter. Er erhält sie. Nun will der Jude 300 Dukaten geben und dafür nach einem Vierteljahre 550 wieder erhalten. Der Bojar unterhandelte, eine Woche und noch eine geht darüber hin. Endlich hat er sich auf andere Weise mit geringerm, aber immer noch enormem Verluste geholfen. Er theilte die Dukaten mit mir und reiste nach seinem Gute ab. Auch ich selber konnte reisen, d. h. ohne die 80000 Piaster, nachdem ich etwa zehn Wochen lang auf meine Kosten zu Jassy im Hotel gewohnt!

Als ich tags vor meiner Abreise — an dem nämlichen Tage, an welchem das erwähnte 5000 Dukaten kostende Begräbniß stattfand — auf dem Polizeigebäude erscheine, um meinen Paß in Empfang zu nehmen, den ich bereits 24 Stunden vorher eingereicht, war zwar alles geöffnet, aber niemand da. Ich durchwandere alle Zimmer, ich suche und suche — endlich wankt mir aus einer Ecke ein Gerichtsdiener betrunken bis zum Umfallen entgegen. Ich kann sein Lallen nicht verstehen. Wahrscheinlich hatten ihm die Spenden des Bojaren die Zunge versiegelt, und wahrscheinlich war auch die ganze Polizei hinter dem Sarge hergegangen. Andern Tags früh 9 Uhr ging ich abermals hin, aber der Expedient war nicht da. Um 10 Uhr wiederum nicht. Er sei beim Frühstück, sagte man mir. Endlich um 12½ Uhr mittags —

Digitized by Google

ich hatte einen Zeugen mitgenommen — steht der Mann kerzengrade hinterm Tisch. Ich nehme ihm ungestüm den Paß aus den Händen, ich rede ihn mit Worten an, die eben nicht lieblich klangen, eine solche Freiheit kann man sich dort schon nehmen. — An der moldauischen Grenze war der Expedient ebenfalls nicht da. Natürlich sollte man ihn mit Piastern aus irgendeinem Winkel herausködern. Aber ich hatte meinen Kopf daraufgesetzt, es nicht zu thun, ich ging nach meinem Wagen zurück, ich wartete wol eine Stunde. Endlich erscheint ein Beamter vor der Thür, er sieht mich und dann den Himmel an, er mustert die Wolken. „Kann man denn hier durchaus nicht expedirt werden?" redete ich den Mann scharf an. Er überblickte rasch meine Gestalt — meine dunkelblau lackirte Kalesche war mit vier Pferden bespannt, ich hatte sie in Jassy mit drei andern Herrn gemiethet, die mich vorn im Orte verlassen, jetzt saß ich allein darin, wofür sollte mich der Mann halten? — „Sie können ja fahren", sagte er, indem er nach dem Schlagbaum zeigte. „Das heißt unexpedirt, oder in der Idee. Zahlt Ihnen Ihre Regierung Ihren Gehalt in der Idee aus?" Kaum gesagt, erschien auch der Expedient. — Nun durch den Schlagbaum hindurch, ich war auf österreichischem Gebiet.

Einsam, in mondheller Nacht fuhr ich durch die Bukowina dahin. Unterwegs dacht' ich: welche verworrene, willkürliche Verhältnisse da in der Moldau! Seit kurzem aber wird's besser. Der Fürst Cusa räumt auf, er läßt den Bojaren und Juden zur Ader und schöpft in die Venen der Bauern. Land! schrie der Bauer, der Fürst Cusa ließ ihn landen. „Liebe Bauern", schrieb er in einer Proclamation, „Freunde, Rumänen, die ihr, ansässig geworden, nunmehr ein Vaterland gewonnen habt" — Der schweifende, umherfegende Bojar hört's auf hoher Flut. Zurück an die Küste will er, fest will er werden, ja, ein neuerdings geschaffenes Gesetz verhaftet ihn, wenn er in der und der Zeit nicht zahlt. Aufs Wurzelfassen kommt's eben an. Reist der Bojar, die Bojarin, d. h. reißen sie aus und lassen die Cultur des Landes und die Verpflichtungen hinter sich, die sie gegen andere zu erfüllen haben, so muß man sich nach denjenigen umsehen, welche bleiben und bauen: die Bauern übernehmen die Mission des Adels. Wird der Bojar dadurch veranlaßt, selber zu bleiben und Bauer zu werden, dann erst wird's besser werden.

Digitized by Google

An einen Jubilar.

Eine Epistel

von

Rudolf Gottschall.

Du würd'ger Greis — die Tage unſ're Ehren
Sind leider! Tage auch, die unſ're Sorgen mehren.
Es iſt die böſe Welt, die jedes Glück erſchwert —
Sie bleibt erbarmungslos, ſelbſt wo ſie liebt und ehrt!

Du haſt dem Staat gedient — wir wiſſen das zu ſchätzen.
Am grünen Tiſch und auf Paradeplätzen
Erwirbt man ſich zwar nicht Unſterblichkeit —
Der Weg zu ihr iſt gar zu weit —
Doch treuer Dienſte Lohn, ein gut Gewiſſen,
Und einer Penſion bequemes Schlummerkiſſen.
Und hat Natur für unſ're Lebensreiſe
Den Staub geformt in dauerhafter Weiſe,
Sieht man die Jahre ſanft an ſich vorüberſchreiten,
So wie vom Mackintoſh die Regentropfen gleiten,
Dann winkt aus goldgeſticktem Schleier
Zuletzt — die funfzigjähr'ge Jubelfeier.

Du blickſt zurück — welch langer Weg — und ehrlich
Geſprochen, weniger anmuthig als beſchwerlich.
Erſt kommen ach! die magern Jahre —
Sie bleiben manchem treu bis an die Bahre.
Man rührt ſich für die Zukunft, wirkt und ſchafft
Fürs Vaterland mit jugendlicher Kraft.
Man träumt von hohen Titeln — Excellenzen,
Sieht alle Welt vor ſich mit Reverenzen;
Es winken aus der blauen Ferne
Die breiten Bänder und die Ordensſterne.
Der Traum iſt ſchön; indeß — die Wirklichkeit
Iſt minder feenhaft — und langſam ſchleicht die Zeit!

Du biſt am Ziel — mit Silberhaaren,
Am Ziel — nach funfzig langen Jahren.
So hoch du an den Kletterſtangen
Des Staats dich auch emporgemüht,
Von edlem Eifer heiß erglüht —
Du konnteſt nicht zur Excellenz gelangen,
Die Ordensſterne blieben oben hangen —
Und heut noch fühlſt du mit Behagen
Die Bruſt mit einem Kreuz geſchmückt,
Das du ſolange, tiefgebückt,
Nur auf dem Rücken haſt getragen.

Digitized by Google

Der Tag iſt ſchön. Früh ſpringſt du aus dem Bette!
Natur macht noch die Morgentoilette —
Sie ſchmückt ſich dir zu Ehren ohne Frage!
Die Häuſergiebel glühn vom jungen Tage;
Die Fenſter drüben ſind vom Oſt illuminirt,
Und mit Guirlanden wird die eig'ne Thür verziert.
Du hörſt ein Klopfen, Hämmern, Lärmen —
Der Liebe Geiſter ſind's, die dienend dich umſchwärmen.
Dein Blick fällt in die Gärten mit Behagen;
Jetzt weißt du erſt, wozu ſie Blumen tragen!
Natur beſtimmt die überflüſſ'ge Waare
Zu Ehrenkränzen und — für Jubilare!

Bald ruht dein treues Weib in deinem Arm;
Du dienſt ihr noch nicht ganz ſo lange wie dem Staat!
Doch auch der Tag der Gold'nen Hochzeit naht.
Nachſtürmt der Kinder und der Enkel Schwarm.
Die einen ſchrein, die andern declamiren,
Der eine ſtockt, der and're hilft ihm nach;
Der jüngſte gratulirt auf allen Vieren;
Ein kleines Babel ſchwirrt durch das Gemach.

Und ſelbſt der Frühſtückstiſch verſteht die Etikette —
Das zeigt die neue Kaffeeſerviette.
Wie farbenfriſch, das reinſte Himmelsblau!
Und drein zur angenehmen Schau
Iſt eine Jagd gewebt mit Hirſchen, Hunden, Rehen,
Gar künſtlich ausgeführt, gar freundlich anzuſehen.
Und denkſt du tiefer nach, du ſiehſt dein eigen Leben,
Ein müdgehetztes Wild, an dir vorüberſchweben.
Wer ahnt indeß, daß ſich in ihren Falten
Verſteckt des Zufalls tück'ſche Geiſter halten?
Die Kinder ſchwätzen, lärmen, lachen!
Denn ſtrafbar, wer den Kopf an ſolchem Tage hängt.
Umſchlägt die Kaffeetaſſe wie ein Nachen,
In deſſen Segel ſich der Wind verfängt.
Ein Rieſenfleck begräbt die Jäger und das Wild,
Starrt die Matrone an wie ein Meduſenſchild.
Ein Schmerzensſchrei — auffährt die Schar der Tiſchgenoſſen,
Eh' ſich die braune Flut aufs Feſtgewand ergoſſen.
Man zankt — man ſchreit — der Schuld'ge vor die Schranken
Schuldlos ein jeder, ohne Arg und Harm,
Wie an der Throne Sturz der Herr der Franken —
Ein Aermel war es nur — und nicht ein Arm.
Doch tiefverſtimmt verläßt der Jubelgreis
Den lärmend aufgeregten Kreis.

Bald rollen Wagen vor — du wirfſt dich in die Bruſt.
Die Subalternen ſind's, du ſchieltſt durch die Scheiben,

Digitized by Google

Und du empfängst sie selbstbewußt —
Die Kluft ist einmal da und muß erhalten bleiben.
Sie stammeln ihre Wünsche schüchtern,
Verschnörkelt nach Kanzleigebrauch — und nüchtern.
Nur Einer steht dort an der Schwelle,
Ein widerborstiger Geselle
Mit rothem Negerhaar, das auf dem Haupt ihm loht
Wie auf dem Dache eine Feuersbrunst —
Nie stand er hoch in deiner Gunst —
Du hast ihn oft gestraft und öfter ihm gedroht.
Jetzt lächelt er verschmitzt, als wollt' er sagen:
„Wohl wüßt ich manchen Fehl und könnte dich verklagen!"
Das quält dich — und du hörst nicht auf den Sprecher,
Dem Honig von den Lippen fließt,
Weil Wermuth in der Freude Becher
Dir jener rothe Bursche gießt.
Bald bringen ihren Glückwunsch dir entgegen
Die Vorgesetzten und Collegen.
Allein — wo ist der Chef? Unpäßlich — heute!
Du stehst und sinnst, was dies bedeute!
Ist's nur ein Schnupfen ohne Vorbedacht,
Wie ihn das feuchte Wetter mitgebracht?
Wie — oder gönnt er dir den Orden nicht,
Den dir zu überreichen seine Pflicht?
Dir winkt das Kreuz, das bunte Bändchen auch;
Du freust dich nicht, es ist einmal der Brauch.
Wer sein Verdienst solang in stiller Brust getragen,
Der trägt's im Knopfloch jetzt mit doppeltem Behagen.
Du aber hast nicht auf den Orden Acht —
Denn daß dir ihn der Chef nicht überbracht,
Läßt allen seinen Glanz verblassen —
Du bist verstört, vermagst dich kaum zu fassen.

Das Festmahl winkt, beim Tusche der Trompeten
Bist du an den geschmückten Tisch getreten.
Dein ist der Ehrensitz, von schöngeformtem Glase
Steht ein Pokal zu deiner rechten Hand,
Vor dir in zierlichster Rococovase
Der dickste Strauß, den dir die Liebe wand.
Doch während rings die tapf're Truppe
Mit Löffeln und mit Gabeln ficht,
Nach kräftiger Mockturtlesuppe
In die Coquillen stürmend bricht,
Da sitzest du mit Unbehagen,
So wie ein Wüstenpilger sturmverschlagen,
Der auf die rechten Pfade sich besinnt;
Nur wenig Löffel, wenig Bissen —
Da horch! Das erste Lied beginnt.

Digitized by Google

Du fährst auf, wie erschreckt aus deinem Traum gerissen.
Es folgt ein Toast den ersten Liedern —
Und du — mußt dankend ihn erwidern.
Darum das träumerische Sinnen —
Du mußt im Geist die Rede überhören,
Aufs neue stets von vorn beginnen,
Wenn dich die liebenswürd'gen Nachbarn stören.
Und mag man dir nach Baërst's weisen Lehren
Und mit Lucullus' Pracht das Mahl bereiten —
Was nützen dir der Erde Herrlichkeiten?
Du läßt darüber hin im Flug die Blicke gleiten,
Du hast nicht Zeit, die feinste Kunst zu ehren,
Da dir im Kopfe unaufhaltsam
Die Rede wie ein Uhrwerk rollt und kreist.
Doch stockt es stets, du rückst daran gewaltsam;
Die Feder bricht, die Kette reißt.
Da mußt du das Concept verstohlen
Hervor aus deiner Tasche holen,
Und wie ein Knabe, der Verbot'nes nascht,
Ein Sünder, der verfemte Freuden hascht,
Erst in die Runde spähn mit scheuem Blick,
Dann wieder in der Serviette Falten,
Wo du mit taschenspielerndem Geschick
Dich mühst, dein Meisterwerk versteckt zu halten.

Zweckessen, deutscher Männer Lust!
Wie hebt bei diesem Worte sich die Brust.
Ihr pflegtet schon beim Meth auf Bärenfellen
Euch einst berathend zu gesellen.
Da habt ihr sicher ausgedacht
Die vielbesung'ne Hermannsschlacht,
Das Werk der Hinterlist und schlauen Diplomaten,
Die heute nicht so gut in den Salons gerathen
Wie damals in des Urwalds Nacht.

Wie viele hohe Zwecke hat man schon
Bei solchem Mahl befördern helfen:
Die Einheit uns'rer deutschen Nation,
Den Künstlerruhm durchsicht'ger Bühnenelfen!
Der Freiheitsdichter Sturmesfahnen,
Lichtfreundlicher Apostel Ruhmessonnen.
So weiht man festlich neue Eisenbahnen,
So ehrt man würdig alte Primadonnen.
Es darf bei uns kein Lorber sprossen,
Er wird sogleich mit Wein begossen
Und würde Deutschland stark und frei
Durch Gläserklang und Toastgeschrei —
Es bebte längst der Cäsar wie der Zar

Digitized by Google

Vor unsern Washington und Bolivar!
O wer bei Tische sitzt, wird gleich ein andrer Mann!
Die harte Schale bricht, der Tagsgeschäfte Bann;
Da zeigt sich das empfängliche Gemüth,
Das für das Große und das Schöne glüht,
Zum Blumenteppich wird der dürre Rasen —
Wo nichts als Wüste war, da blüht es von Oasen!
Und rauscht erst der Begeist'rung Wirbelwind,
Da läßt man leben alle großen Namen,
Und auch so geisterhafte Damen,
Wie Wahrheit, Schönheit, Freiheit sind.
Ein jeder glaubt, es werde ihm gelingen,
Um ihre Taille seinen Arm zu schlingen.
Doch wenn am nächsten Tag er aus dem Schlaf erwacht,
War alles nur ein Spuk der Nacht.

Zweckessen — mag der Zweck das Mittel heil'gen!
So denkt der Wirth und hält sich im Versteck.
Doch mancher will sich nur betheil'gen,
Weil ihm das Mittel selber Zweck.
Und wie der Schweinskopf auf der Schüssel
Die Lorberblätter um den Rüssel,
So lassen sich des Stoffs feinschmeckende Vasallen
Des Festes geist'gen Schmuck gefallen.
Ein Toast ist ihnen nur ein Wink, zum Glas zu greifen,
Mit dem sie rasch den „Satz" hinunterschweifen,
Und Höflichkeit ist's nur von diesen,
Prosit! zu sagen, wenn die Redner niesen,

Der Toaste Kunst ist nicht so leicht,
Ihr Ideal von wenigen erreicht!
Ein Toast muß mächtig an die Herzen klopfen,
Auffliegen stürmisch, ein Champagnerpfropfen,
Ein Knall, ein Blitz, ein Schein bengalschen Lichts,
Ein geistig Feuerwerk — und weiter nichts!

Der erste Toast, du Jubelgreis,
Erklang, gemessen, dir zum Preis.
Der Jubel war nicht überschwenglich,
Noch sind ja Durst und Hunger nicht gestillt,
Und spärlich fließt der Quell, aus dem Begeist'rung quillt.
Du aber sitzest still und bänglich,
Angstschweiß auf deiner Stirn in hellen Tropfen,
Und harrst des Augenblicks, ans Glas zu klopfen.
O warte noch — bald ist's die rechte Zeit!
Bald öffnen sich die Herzen weit
Und deine Saat fällt auf den besten Boden —
Umstrickt wird jedes Herz von deinen Perioden.

Digitized by Google

Doch warte nicht zu lang; denn später wirkt der Becher!
Die Hörer werden feit'ner als die Sprecher.
Es wimmelt dann von Demosthenen,
Die sich nach der Tribüne sehnen;
Der eig'ne tiefverstreckte Genius
Gibt jedem seinen Wachekuß;
Der Bienenstock beginnt zu schwärmen,
Und was du sprichst, verhallt im lauten Lärmen.

Jetzt endlich — alles schweigt! Der Held des Tages spricht.
Blaß ist vor Rührung sein Gesicht.
Es scheint die Stirn in ihren Falten
Die fliehenden Gedanken festzuhalten.
Leicht wie vom Baum die reife Frucht,
So fällt der erste Satz den Hörern in den Schos,
Und ungezwungen, ungesucht
Löst sich der zweite von der Seele los.
Schon stockt das Uhrwerk etwas bei dem dritten —
Doch stehst du wieder fest, wenn du auch ausgeglitten.
Nur bei dem vierten Satz — o welche Finsternis
Um dich, in dir — der ganze Faden riß.
Die Worte bleiben aus und die Gedanken —
Ein unbegreiflich Misgeschick!
Entsetzt ins Leere starrt der Blick —
Der ganze Saal beginnt um dich zu schwanken,
Ein horror vacui malt sich in den Zügen,
Und vor den Lippen liegt ein Papageneschloß!
Zum Schlußstein selber will kein Wort sich fügen —
Ein großer Nebel ist's, in den die Welt zerfloß.

Es gibt im fernen Indien fromme Weisen,
Die diesen Zustand als den höchsten preisen.
Nirwâna — nennen sie's — nichts wollen und nichts denken,
Und gänzlich sich in dieses Nichts versenken.
So geht es dir — Nirwâna — ja, du bist
In diesem Augenblicke ein — Buddhist!

Und rings im Kreis die Schadenfrohen kichern;
Doch einen ehrenvollen Rückzug sichern
Die Wohlgesinnten dir: „Von Rührung übermannt
Ist er, von all den Ehren abgespannt."
Ein donnernd Hoch! — das ist der beste Schluß.
Die Gläser klirren und die Pauken dröhnen.
Dir aber übertäubt's nicht den Verdruß,
Nichts kann mehr das gestörte Fest verschönen.

Und doch — ein Thor, wer nicht Vergessen trinkt,
Wenn ihm ein süßer Lethe winkt!

Digitized by Google

Wohl lockt ein heit'rer Sinn zu fröhlichem Genuß;
Der beste Mundschenk bleibt doch Aerger und Verdruß.
So schlürfe des Champagners Schaum;
Das Leben wird ein leichter Traum;
Du fühlst dich himmelan gehoben;
Was dich bedrückt, es ist zerstoben,
Die schwerste Last — du merkst sie kaum.
Die Welt wird ein Ballon, von seinem Gas getragen,
Und rosiges Gewölk umschwebt den Himmelswagen.
Schon bist du halb dem Irdischen entrückt!
Tokaier her — jetzt den Rebellenwein!
Frei ist der Mensch und soll es ewig sein!
Wen dieses Nektars Wonnen letzten,
Der kennt auf Erden keinen — Vorgesetzten.
Stoßt an! Wie Adam einst im Paradiese,
Die Sel'gen auf der Asphodeloswiese,
So schwelgen wir im menschlichen Genusse.
Was Rang und Stand! Wozu die alten Zöpfe!
Schmelzt das Metall der Mandarinenknöpfe
Und seinen „Tschin" behalte nur der Russe.
Stoßt an, Herr Präsident! Wir sind ja alle Brüder!
Er spricht's, und sinkt erschöpft auf seinen Sessel nieder.

O alter Noah, welch ein Schleier
Legt sich aufs Aug' dir, schwer und matt!
Kaum landet bei der Jubelfeier
Die Lebensarche auf dem Ararat —
Da muß dein Silberhaar noch Schreckliches erleben;
Du bist berauscht — sinnlos — vom Trank der Reben.
Zum Stammeln wird dein Wort, es wird dein Gang ein Schwanken —
Vergebens suchst du jetzt durch Geist zu glänzen.
Zum Rattenkönig werden die Gedanken,
Und sie verwickeln sich mit ihren Schwänzen.

Als du am nächsten Tag erwacht,
Zum bleichen Traum zerrann die Zaubernacht.
Dein Kopf ist schwer, voll Unbehagen,
Die Glieder alle sind zerschlagen.
Dich drückt des heitern Morgens Frische;
Doch sieh' — der große Brief dort auf dem Tische.
So lies ihn nur, und suche dich zu fassen!
Du bist in Ehren aus dem Dienst des Staats entlassen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Strauß wider Schenkel und Hengstenberg.

Strauß gab einst seinen Sitz in der würtembergischen Abgeordnetenkammer auf. Er war mit der Geschäftsordnung zerfallen, weil er bezüglich eines radicalen Vorschlags, den ein Mitglied bei der Berathung eines Gesetzentwurfs machte, geäußert hatte, es werde hier etwas escamotirt, was zuvor nicht dagewesen sei. Dieser Vorfall, damals im Sturm der Zeit wenig beachtet, trat uns wieder vor die Seele, als wir die Stellung, die der große Kritiker seit bald einem Jahre gegen Schenkel eingenommen, und nun auch seine neueste zur Hälfte gegen diesen Mann gerichtete Schrift: „Die Halben und die Ganzen. Eine Streitschrift gegen die Herren DD. Schenkel und Hengstenberg von David Friedrich Strauß" (Berlin, Franz Duncker), kennen lernten. Hier wie dort dasselbe Dringen auf Wahrhaftigkeit! Denn wörtlich wird S. 64 fg. als Grund des Auftretens gegen den Gegner der innere Beruf des Verfassers angeführt, der Falschmünzerei, wo sie im großen betrieben wird, entgegenzutreten. Man mag über die Befugniß rechten, Schenkel's Schriftstellerei und seine Thätigkeit im öffentlichen Leben also zu brandmarken, wie es in der Strauß'schen Broschüre geschieht, die ihrem äußern Anlasse nach eine Antwort auf die Schenkel'sche Auslassung in der „Allgemeinen Kirchlichen Zeitschrift" 1865, S. 225—236, ist. Immerhin ist die zwischen den beiden Männern eingetretene Verwickelung höchst charakteristisch. Der warmblütige, rührige, viel und überall geschäftige, zum Eingreifen in das Tagesleben allezeit bereite, zur hierarchischen oder demagogischen Agitation leicht versuchbare Praktiker, und der ernste tief gewissenhafte Forscher, der Mann mit der aristokratischen Haltung des einsam gestellten und allein sich stellenden Gelehrten, mußten nothwendig einander abstoßen. Erwägt man diese parteiischen Antipathien, welche die beiden Gegner einander entgegenbringen, so mildert sich im Sachverhalt auf beiden Seiten etwas für den unparteiischen Beobachter. Manches von den Wanderungen und Wandlungen, die an Schenkel mit bekannter Meisterhand und schonungslos durch Strauß nachgewiesen werden, darf von dem Charakter weg auf das Temperament gelegt werden. Aber auch der Gegner liefert durch angemessene Abgrenzung des Kampfgebiets und durch unverhohlene Selbstgeständnisse über das erst allmähliche Werden eines Theils seiner wissenschaftlichen Entwickelung S. 41—51 den thatsächlichen Beweis, daß sein letztes Ziel nur das selbstlose Fördern der ganzen Wahrheit ist. Als sachlich wichtig möchten wir ferner das Urtheil über die Nothwendigkeit sittlicher Integrität in den Principienkämpfen der Jetztzeit S. 37 fg. und die Verhandlung mit dem Widerpart über die Realität der Auferstehung Jesu S. 57 fg. anführen.

Im Unterschied von der ersten Replik ist der Abschnitt unserer Schrift gegen Hengstenberg, mit dem bekanntlich nicht zum ersten mal eine Streitschrift gewechselt wird, ganz fachwissenschaftlich gehalten. Derselbe verdankt seine Entstehung dem heurigen Vorwort der „Evangelischen Kirchenzeitung", das dem „Leben Jesu für das deutsche Volk" vorwirft, es spreche, als läge noch alles wie vor 25 Jahren, da doch seitdem die Sache „in ein ganz

Digitized by Google

neues Stadium" getreten sei. Der Verfasser prüft sofort an drei dort hervorgehobenen Hauptpunkten: Quirinus und die Schatzung, die Lazarusparabel und das Lazaruswunder, die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte, das behauptete „neue Stadium". Er weist vortrefflich an diesen drei Beispielen nach, wie willkürlich schwindelhaft rationalistisch gezwungen die Hengstenberg'sche Combination und Harmonistik sich anlasse, und wie das absolute Bestreben, ein Ganzer im Sinne des Rückschritts zu sein, auf die Wege der Halbheit führen müsse. Die für die Kenntniß dieser Theologie, „der ältern, aber leiblichen Schwester der Bismarck'schen Regierungskunst", sehr instructive Erörterung schließt mit einem ernsten Schlußwort, welches das Christenthum vor die Wahl stellt: „entweder mit seiner Wahrheit, indem es sich auf sie zusammenzieht, zu stehen, oder mit seiner Unwahrheit, wenn es von ihr nicht lassen zu können meint, unterzugehen." E. F.

Ein modernes Zeitgemälde.

Der fruchtbare Romanschriftsteller Theodor König hatte die verdienstliche Absicht, unter dem Titel: „Eine Catilinarische Existenz. Roman" (zwei Bände, Breslau, Eduard Trewendt), ein Spiegelbild unserer heutigen Gesellschaft zu geben. Nicht ohne ein gewisses Geschick, wie man bekennen muß, wußte er aus dem Getreibe einer großen Stadt sich Personen und Zustände herauszugreifen, die, in eine fortschreitende und immerhin fesselnde Handlung verwebt, den Leser wohl zu unterhalten und zu spannen im Stande sind, wennschon keineswegs der Tendenz und dem geistigen Gehalt des Ganzen eine irgendwie bedeutsame Tragweite zuzugestehen ist. Der Autor ersah sich als Tummelplatz seines Talents ungefähr das Terrain von Freytag's „Soll und Haben" aus, und obwol ihm entschieden der feine Humor, der glänzende Geist und die stilistische Anmuth jenes liebenswürdigen Schriftstellers abgehen, so bleibt doch noch immer genug des Guten, um von der Arbeit sagen zu können: daß sie sich lesen lasse. Wo Theodor König, wie in seinen scheinheiligen Charakteren oder Volksgestalten, sozusagen mit dicken Pinselstrichen malen kann, da ist seine Leistung anerkennenswerth, und Figuren wie Scharf, Kleinert, Telecchi, Kluge, Anton und andere dürfen als nicht übel gelungen bezeichnet werden. Schlimmer steht es mit den eigentlichen Helden und Heldinnen des Romans. Gretchen Leithold sowie Toni Scharf sind weibliche Wesen ohne den echten Reiz und Zauber der Poesie; Albert Krüger und namentlich Emil Piller mit seiner Catilinarischen Existenz sind im Grunde nur ziemlich plumpe Gesellen, die vom Geist der Zeit nicht allzu viel eingeimpft erhalten haben. In dem letztern soll ein politischer Schriftsteller unserer Tage geschildert werden. Diese Schilderung ist jedoch nicht eben glücklich zu nennen. Theodor König fehlen dafür tiefe Lebensbeobachtung, vornehme Darstellungsgabe und feine Erkenntniß dessen, was im Innersten unsere Epoche charakterisirt. Seine Helden und Heldinnen sind alle sehr gewöhnliche Menschen und vermögen deswegen uns nur in sehr geringem Grade zu interessiren. Es lebt und webt in ihnen nichts Ideales, nichts von jenem Wesen, das sie zu den Rittern und Genien des Geistes machte.

Digitized by Google

Sie sind hausbackene, prosaische Naturen, und weil sie das nicht sein sollen, sondern der Verfasser sich bemüht, ihnen noch ein besonderes Etwas, eine Art von Auszeichnung zu geben, so werden sie nur um so mehr trivial und ordinär. Wo es sich dagegen um Hinstellung nur ganz gewöhnlicher Figuren handelt, ist Theodor König glücklicher. Da befindet er sich in seinem Fahrwasser und bringt Leute, an die sich glauben läßt. Ebenso steht es mit seinen Reflexionen. Das Alltägliche darin hört sich immer leidlich an; wo der Autor jedoch sublime Dinge sagen will, läßt ihn der Schwung des Gedankens sowol als des Stils im Stich. Alles in allem genommen, ist die Arbeit Theodor König's nur eine gewöhnliche zu nennen, dabei aber einzuräumen, daß sie in dieser Gewöhnlichkeit eine gewisse Routine und eine gesunde Moral in der Abwickelung des Stoffes zeigt. Schließlich geht das Böse zu Grunde und das Gute triumphirt. F. W.

Correspondenz.

Aus Hamburg.

Ende Juli 1865.

Nicht nur über Kunst, Literatur und Theater ist in der gegenwärtigen Saison wenig von hier zu berichten, selbst der Strom des materiellen Lebens rinnt träger und schwerfälliger als gewöhnlich. Ja, wäre es Winter, und wirbelte der Schneesturm die Menschen hinein in die jetzt geschlossenen Kunsthallen am Dammthor und auf dem Pferdemarkte, anstatt daß alle die zahlreichen Vergnügungsorte der Umgegend von Flüchtlingen aus der Hitze und dem Staube der Stadt überfüllt sind, dann ließe sich manches erzählen, was mit den Bretern, die die Welt in einigermaßen würdiger Weise vorstellen, zusammenhängt. Was soll ich aber jetzt darüber reden? Soll ich Ihre Leser in das eimsbütteler Tivoli führen, wo der Blödsinn der modernen Gesangsposse mit dem gemachten Enthusiasmus für einen gewissen Geburtstag noch vor wenigen Tagen lächerlich genug zusammenfiel? Jeder Ihrer deutschen Leser wird traurige Posse genug bei sich zu Hause haben, dergleichen ist die alltägliche Hausmannskost unserer Nation, und kein Gericht, auf das man zu Gaste laden kann!

Die Hauptschüssel für hiesige geistige Feinschmecker fehlt somit momentan, doch brauchen diese, deren Zahl übrigens hier bekanntlich von jeher sehr gering war, darum noch nicht gänzlich zu darben. Eine Stadt von fast 200000 Einwohnern kann auch beim besten Willen niemals völlig ein geistiges Armenhaus werden, zumal wenn, wie hier, der Localpatriotismus, um nicht zu sagen die Nationaleitelkeit unserer Städter in Bewegung gesetzt wird. Seitdem in Deutschland nicht nur die Kunst nach Brot, sondern auch stellenweise das Brot nach der Kunst geht und an allen Orten Denkmäler mit eben der Andacht gebaut werden, mit der das fromme Mittelalter Kirchen baute, ist auch über unsere Stadt die Erleuchtung gekommen, daß etwas Kunstsinn sogar seine materiellen Vortheile bringt. Wirklich, es geschieht jetzt manches für höhere Interessen in der Hauptstadt des deutschen Materialismus, und es wird vielleicht nächstens von einem Jubelfestredner

Digitized by Google

alles Ernstes behauptet werden, Hamburg habe nur deshalb bisher so eifrig und fast ausschließlich auf Handel und Wandel die Kraft seiner Arme und seines Gehirns verwandt, um das reelle Wohlbefinden zu erreichen, aus dem jede Empfänglichkeit für Kunst doch schließlich vorzugsweise hervorgehen müsse. Indeß hat es damit wol noch gute Wege. Die „Gängeviertelfrage", bei der es sich fast um den ganzen Nordwesten unserer guten Stadt handelte, hat auch in materieller Hinsicht eigenthümliche Entdeckungen zu Tage gefördert, die dann von conservativer Seite ebenso heftig bestritten und beschönigt wurden, als sie vorher an das Licht gezogen worden waren. Jetzt ruht diese Sache wieder, und vermuthlich werden noch unsere Enkel ihre Besucher in jenes Labyrinth von Straßen, Gängen und Höfen wie in eine Curiositätensammlung führen können. Schade nur, daß dort auch lebendige Wesen zu Curiositäten herabgewürdigt werden, daß Elend, Verkommenheit und Laster dort ein fast idyllisch zu nennendes, von der Weltströmung unberührtes Leben zu führen vermögen, und am meisten Schade, daß der Plan, dieses fast ein Stadtviertel zu nennende antiquirte Territorium zu civilisiren, durch das Votum der hiesigen Bürgerschaft deswegen ein baldiges Ende fand, weil man hinter den civilisatorischen Weltbeglückeridеen der Entrepreneurs etwas ganz anderes, etwas wie eine sentimentale Sehnsucht nach dem mühelosen Erwerbe einiger Millionen hervorschimmern zu sehen glaubte! Denn mitten unter jenen Schenken und Herbergen liegen auch die ärmlichen Wohnungen ehrsamer Handwerker und Tagelöhner, die dann hätten ausgetrieben werden müssen, und man fürchtet, wol nicht ganz mit Unrecht, daß manche unschuldige Arbeitertochter, die im kattunenen Kleidchen diese Gegend würde verlassen müssen, bald in schwerseidener Robe dort wieder einziehen würde, nun das Laster soviel glänzender geworden Und so blieb es beim alten!

Aber ich vergaß ganz, ich wollte von schöner Kunst reden, und redete von häßlichen Seiten derjenigen Bevölkerungsschichten, in denen unsere Novellisten bekanntlich immer die Natur suchen! Zunächst also unsere neuen Leistungen auf diesem Gebiete! Es wird jetzt vor dem Ferdinandsthore eine neue Kunsthalle gebaut, deren Mangel wol manchmal schon schmerzlich empfunden wurde. Der Plan ist, aus rothem Backstein ein Gebäude im Renaissancestil herzustellen, doch ist das Bauwerk bis jetzt so wenig fortgeschritten, daß sich über die Begabung des Meisters, eines Hrn. v. d. Hude, zur Zeit wol noch kein entscheidendes Urtheil fällen läßt. Weit besser ermöglicht dieses die ihrer Vollendung nahe Nicolaikirche, die wie ein steinerner Anachronismus — und sicher ein Anachronismus in mehr als Einer Hinsicht — auf das Getümmel des Hopfenmarkts daneben herabschaut. Zum ewigen Schmerze aller guten hamburger Stadtkinder von einem Engländer erbaut, hat dieselbe freilich den widerwärtigen Fehler münchner und berliner Neugothik, die schwindsüchtige Magerkeit der einzelnen Formen, glücklich zu vermeiden gewußt, aber ist dafür in die an einem Gotteshause immerhin unangenehme Ueberladung an Zierathen und Putz um so gründlicher hineingerathen. Ein kolossales Schmuckkästchen, und wol kaum weniger ein Luxusartikel, als seines gleichen von geringerm Umfange! Denn wenigstens die Klage unserer Kunstverständigen über das Gebäude, daß weit weniger Leute „hineingingen", als man nach dem bedeutenden äußern Um-

Digitized by Google

fange desselben glauben sollte, ist völlig ohne praktische Tendenz: es werden eben noch weit weniger Leute „hineingehen", als unsere bittersten Kritiker glauben! Ja, wäre es ein Kaffee- oder auch ein Armenhaus, eine der beiden Hauptzufluchtsstätten also, auf die unsere Civilisation täglich mehr Leute hinweist, dann wäre die Klage eine weit praktischere!

Zu etwas anderm, damit ich nicht als Religionsfeind dem hiesigen Stadtgericht verfalle, das officiell sehr auf Rechtgläubigkeit hält! Der Sommer hat uns in seiner Wiederkehr auch sein unvermeidliches Ingredienz, eine Kunstausstellung, gebracht, die in den Vorhallen der hiesigen öffentlichen städtischen Gemäldegalerie ihre Blüten und Früchte verschwenderisch genug zur Schau stellt. Doch läßt sich die neuerdings so häufig vernommene Klage, daß in allen Künsten die eigentliche Ohnmacht wie die eigentliche Vortrefflichkeit mehr und mehr einer allgemein zugänglichen Mittelmäßigkeit weiche, im allgemeinen auch hier schwer unterdrücken. Saubere Ausführung ohne geistreiche oder gedankenvolle Composition bezeichnet die höchste Rangstufe der ausgestellten Kunstwerke — über die niedrigern wird besser geschwiegen. Eine Ausnahme bildet indeß die „römische Campagna" von dem hier gebürtigen Valentin Ruths, ein Werk, über dessen melancholischen Contouren etwas von dem Genius des Schöpfers der lyrischen Landschaftsmalerei, des zu früh verstorbenen Karl Rottmann in München, schwebt. Besonders aufgefallen ist uns an der ganzen Ausstellung die offenbare Abneigung unserer Künstler neuesten Datums gegen figurenreiche Compositionen aus Geschichte oder Mythologie, von denen gerade die verhältnißmäßig nicht besonders reiche obenerwähnte städtische Gemäldegalerie einige sehr hervorragende Proben enthält. „Die Hexe von Endor" von dem frankfurter Maler Tobias Andreae, „König Lear mit der todten Cordelia" von dem hier gebürtigen Louis Asher, besonders aber „Die Niobiden" von dem genialen Johannes Wraske, ebenfalls einem hamburger Stadtkinde, sind Compositionen, die auch in bedeutendern Galerien stets einen Ehrenplatz würden behaupten können. Sonst ist die hiesige Sammlung besonders durch historisch und literarhistorisch interessante Porträts ausgezeichnet. Und so schauen denn, außer manchem Selbstporträt geachteter Maler, des hamburger Rathsherrn B. Heinrich Brockes', der die bändereiche Gedichtsammlung „Freude in Gott durch die Natur" hinterlassen hat, freundliche Züge unweit des kräftigen und geistvollen Gesichts von Friedrich Ludwig Schröder, dem Schauspieldirector, von den Wänden hernieder auf ein Geschlecht von Schauspielern und Schriftstellern, das so ganz andere Tendenzen verfolgt, und aus dem wol nur sehr wenige den ungetrübten Namen jener Todten hinterlassen werden, vorausgesetzt, daß die Nachwelt ihnen überhaupt ein Winkelchen in ihrem überladenen Gedächtniß gönnen wird.

Aber wozu so melancholisch sein? Das ist heute antiquirt, und könnte uns sogar in den Verdacht des Weltschmerzes bringen, der in der neuesten deutschen Literatur bekanntlich für mauvais goût erklärt und als unpassend verpönt ist. Und entgingen wir dieser herzzernagenden Scylla, so gerathen wir wol gar in die bisher so sorgsam vermiedene Charybdis, die hiesigen literarischen oder die politischen Verhältnisse und Parteien darstellen zu wollen, die wir in einem Organ, das Literatur und Politik an die Spitze seines Programms gestellt hat, eines eigenen Briefes für werth halten.

Digitized by Google

Wozu auch einen so schönen Tag mit solchen Schilderungen hinbringen wollen? Das ist eine Arbeit für einen unbehaglichen Herbsttag, herbstlich wie die deutsche Literatur, und unerquicklich wie die deutsche Politik! Schließen wir uns, wenn wir nicht etwa vorziehen, einer Versammlung strikender Arbeiter beizuwohnen und unfruchtbare Theorien an der praktischsten aller Fragen, der Magenfrage, herumexperimentiren zu sehen, jenem Menschenstrome an, der auf die Felder von Hamm und Horn zusteuert, wo demnächst das jährliche große norddeutsche Wettrennen gehalten werden soll! Pferde und Jockeys und Cigarrenhändler und Staub, das sind die Hauptingredienzen dieser modernen olympischen Spiele, die den Vorrang der christlich-germanischen Welt vor der antiken so überaus klar und unzweifelhaft darthun. Wie ungleich werthvoller sind nicht allein die Preise seitdem geworden! Geldsummen und silberne Reitpeitschen und der unvermeidliche Pokal statt des bald verdorrten Lorbers, der heutzutage selbst in der Gewürzsuppe antiquirt ist! Statt der Bewunderung eines Volks Ehrenpreise von Fürsten wie dem alten Herzoge von Augustenburg! Der Herzog von Augustenburg! Soll abermals eine der segensreichsten Wendungen, welche die deutsche Politik seit Jahrhunderten genommen, erfolglos, soll eine unumgängliche Nothwendigkeit für Schleswig-Holsteins Zukunft wiederum ohne Verwirklichung bleiben? M.

Notizen.

Der Deutsche Schriftstellerverein zu Leipzig erläßt eine von Dr. Friedrich Friedrich als Vorsitzendem und Karl Cramer als Schriftführer unterzeichnete Einladung zu einem am 19. und 20. August d. J. in Leipzig abzuhaltenden Schriftstellertag. Als Gegenstände der Verhandlungen sind vorläufig bestimmt: 1) Bildung eines allgemeinen deutschen Schriftstellerbundes; 2) Feststellung des Begriffs des schriftstellerischen Eigenthums sowie des Nachdrucks; 3) die deutschen Theaterverhältnisse und die Tantième für Bühnendichter. Außerdem ist jedem Theilnehmer das Recht vorbehalten, weitere Anträge zu stellen.

Melchior Meyr, der Verfasser der „Erzählungen aus dem Ries“ u. s. w., welcher sich gegenwärtig auf einer Reise durch einen Theil von Deutschland befindet, hat ein neues Stück: „Die beste Politik“, geschrieben. Es ist charakteristisch für unsere Theaterzustände, daß der Autor, dem die Bühne einen „Karl den Kühnen“ und einen „Herzog Albrecht“ verdankt, nach seiner Aussage nicht wagt, diese dramatische Arbeit den Directionen einzureichen. „Es ist die Zeit nicht für solche Arbeiten“, sagt der Dichter.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ludwig Tieck.

Erinnerungen aus dem Leben des Dichters
nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen
von
Rudolf Köpke.

Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die kürzlich von Karl von Holtei herausgegebene Sammlung von „Briefen an Ludwig Tieck" bezeichnet sich selbst als „einen Nachtrag, einen Anhang zu Köpke's vortrefflicher Lebensbeschreibung Tieck's"; das Köpke'sche Werk ist daher den Lesern jener Briefsammlung als nothwendige Ergänzung zu empfehlen. Köpke war namentlich während der letzten Lebensjahre Ludwig Tieck's vertrauter Freund und hat auch dessen literarischen Nachlaß herausgegeben.

Letzterer erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von **Rudolf Köpke.** Zwei Bände. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Nachlaß enthält: I. Dramatisches (drei abgeschlossene Dichtungen und zwei Bruchstücke), II. Lyrisches, III. Novellistisches, IV. Kritisches (darunter namentlich wichtige Bruchstücke des von Tieck beabsichtigten Werks über Shakspeare). Mit Recht sagt der Herausgeber in dem Vorwort u. a.: „Wer an der Entwickelung dieses reichen und eigenthümlichen Geistes wahren Antheil nimmt, wer die Geschichte unserer Literatur eingehend betrachtet, der wird in diesen Jugenddichtungen voll Pietät den Dichter ehren, welcher das deutsche Siebengestirn abschließt."

Früher erschien in demselben Verlage:

Kritische Schriften von Ludwig Tieck. Zum ersten male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Vier Bände. 12. 6 Thlr.

Die kritischen Leistungen Tieck's, sowol die seiner Jugend als die des reifern Alters, waren bisher noch niemals gesammelt erschienen, ja diejenigen aus einer frühern Periode theilweise selbst nicht unter seinem Namen bekannt, sondern wurden andern Autoren zugeschrieben. Der dritte und vierte Band, auch unter dem besondern Titel „Dramaturgische Blätter" (zwei Theile, 3 Thlr.) einzeln zu haben, wurden nach Tieck's Wunsch von Eduard Devrient geordnet.

Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

LE MAGASIN DES ENFANTS

PAR

Mme LEPRINCE DE BEAUMONT.

Nouvelle édition. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine vielfach verbesserte neue Ausgabe dieses berühmten französischen Lesebuchs, das als vortreffliches Mittel für den Jugendunterricht empfohlen zu werden verdient.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 32.** 10. August 1865.

Inhalt: Das bürgerliche Schau- und Trauerspiel der Chinesen. Von **Rudolf Gottschall.** — Fromme Kritik. — Ueber Schiller's „Jungfrau von Orleans". Von **Gustav Hauff.** — Literatur und Kunst. Neue Judengeschichten von Kompert. (Geschichten einer Gasse. Novellen von Leopold Kompert.) — Correspondenz. (Vom Rhein.) — Notizen. — Anzeigen.

Das bürgerliche Schau- und Trauerspiel der Chinesen.

Von

Rudolf Gottschall.

Der Mittelpunkt des geschichtlichen Dramas der Chinesen ist der Hof mit den Intriguen der Kaiserinnen und Palastdamen, der höchsten aufeinander eifersüchtigen Civil- und Militärbeamten, mit dem Machtwechsel und den Gnadenbezeigungen, die von ihm ausgehen. Der Hof ist aber für das Reich der Mitte gleichsam die urbildliche Familie; das historische Drama daher nur ein Familiendrama höhern Stils und auf gleiche, mehr rührende als erhebende, Wirkungen ausgehend. So scheint das eigentliche Familienschauspiel, die Wurzel dieser höhern Potenz des Geschichtsdramas, die dem chinesischen Volkscharakter am meisten entsprechende Schauspielgattung zu sein. Dennoch kann man nicht behaupten, daß das bürgerliche Schauspiel der Chinesen den höchsten Rang unter ihren dramatischen Schöpfungen einnehme. Das aufgezogene Uhrwerk des Familienlebens, das wieder als ein Theil in den großen Staatsmechanismus eingefügt ist, hat im ganzen wenig tiefer greifende Störungen aufzuweisen. Die gesetzmäßig bestimmte Regelrechtigkeit, die in allen Familienverhältnissen herrscht, läßt kaum tiefere Conflicte zu, welche doch immer nur aus freier Selbstbestimmung hervorgehen. Wenn

Digitized by Google

aber die letztere gegen das Gesetz verstößt, so tritt alsbald der Paragraph des Strafgesetzbuchs, der Bambus und das Schwert des Henkers als Nemesis ein. Daher spielt das Verbrechen eine so große Rolle in den bürgerlichen Schauspielen der Chinesen; ja die größere Hälfte derselben kann als eine besondere Gattung vom Ganzen abgezweigt werden, als die Gattung des „Criminaldramas", dessen Stoff den Annalen der Justiz und den Rechtsspruchsammlungen entnommen ist, dessen Lösung stets vor dem Tribunal, mit strenger Beobachtung aller Formen des chinesischen Rechtswesens, stattfindet. Wenn die Aeußerlichkeit, die statuten- und paragraphenmäßige Ordnung des Familienlebens für den Dramatiker die Armuth an Motiven und Conflicten aus diesem Bereiche zur Folge hat, so sieht er sich gerade durch diese Armuth zu gewagten Erfindungen und unwahrscheinlichen Motivirungen verleitet, welche selbst das Abenteuerliche und Absonderliche nicht verschmähen. Hierzu kommt, daß die Diction der bürgerlichen Schauspiele, deren Helden Personen niedern Ranges sind, schon gemäß dem chinesischen Ceremoniell an Erhabenheit und Würde hinter der Diction der Geschichtsdramen zurückstehen muß: denn der Kaiser und die Spitzen der Behörden müssen doch etwas vor dem gewöhnlichen Familienvater voraushaben, und der Lärm, den die pathetischen „Gongs" der Hoftragödie machen, darf im bürgerlichen Drama sich nicht vernehmen lassen. So verfällt der Dialog, wie dies freilich bei den häuslichen Schauspielen aller Völker der Fall ist, oft ins Platte und Alltägliche.

Wenn aus allen diesen Gründen dem bürgerlichen Drama der Chinesen in ästhetischer Hinsicht kein hoher Rang anzuweisen ist, so nöthigt uns dasselbe doch als charakteristisches Gemälde häuslicher Sitte und bürgerlicher Rechtsverhältnisse ein um so größeres Interesse ab, je mehr es auffallende Lichter auf manche dunkle oder zweifelhafte Punkte auf diesen Gebieten wirft, welche weder das Studium der öffentlichen Rechtsurkunden noch die Beobachtungen der Reisenden genügend aufzuklären vermochten. In dieser Hinsicht ist besonders ein bereits der europäischen Literatur angeeignetes Drama der Chinesen merkwürdig: „Der Greis, dem ein Sohn geboren wird", weil es recht aus dem Mittelpunkte der chinesischen Lebensanschauung und Rechtsbegriffe herausgedichtet ist und überdies, ohne zu grellen Verwickelungen seine Zuflucht zu nehmen, durch eine künstlerisch berechtigte Motivirung wirkt. Der Angelpunkt dieses Dramas ist zugleich ein Knotenpunkt, in welchem sich die Fäden des chinesischen Eherechts und Erbrechts kreuzen. Wenn kinderlos zu sterben, ohne einen Erben seines Namens, allen Völkern für bedauerlich gilt, so ist ein Tod ohne männlichen Erben nach chinesischen Begriffen das größte Unglück, welches den Menschen treffen kann, weil durch ihn die Kette jener Pflichten der Familienpietät zerrissen wird, welche vom Ahn

Digitized by Google

zum Enkel reicht! Ein Greis ohne Söhne fühlt sich im Tod entehrt; seine Familie, sein Name erlischt; seine Töchter gehen in die Familie des Mannes über; die täglichen Ceremonien zu seiner Ehre, welche, nach dem Ausspruche des Confucius, die Todten den Lebenden stets gegenwärtig machen, unterbleiben; niemand kniet abends und morgens vor der Tafel nieder, auf welcher sein Name steht; niemand bringt ihm Räucher- und Speiseopfer dar, hält einen Platz für ihn frei in der Mitte der Familie, lockert die Erde auf seinem Grabe, pflanzt und pflegt die Bäume auf demselben oder klagt am Jahrestage des Todes über der Ruhestätte. Nach dem Tode unter den Lebenden fortzuleben, das ist dem praktischen Sinne der Chinesen wichtiger als ein Fortleben unter den Todten. Nur aus dieser Heiligsprechung des Familienzusammenhanges und der durch ihn gesicherten irdischen Unsterblichkeit läßt sich das Gefühl unendlicher Oede und Vergessenheit erklären, welches den Helden unsers Dramas erfüllt, der Wechsel seiner überschwenglichen, zum Tode betrübten und himmelaufjauchzenden Empfindungen, je nachdem die eine ihn beseelende Hoffnung zu scheitern oder in Erfüllung zu gehen scheint. Dies Gefühl gibt aber auch dem Drama eine innere Einheit, welche den meisten andern bürgerlichen Dramen fehlt, und einen so sinnigen Zusammenhang, daß die entscheidende Wirkung gerade aus den angemessensten Situationen hervorgeht, in denen die Familienpietät dramatisch und theatralisch wirksam zum Ausdrucke kommt.

Der alte Lieu-thsong-schen hat sich ein Vermögen, nicht immer mit reinen Händen, gesammelt. Dafür straft ihn der Himmel: er hat von seiner Hauptgattin Li keine Kinder. Indeß nimmt er ein Nebenweib, Siao-Meï, welche gesegneten Leibes wird. Er erfleht sich vom Himmel einen Sohn, indem er einige Schuldscheine verbrennt und den Göttern opfert, zugleich als Sühne für den Makel, der an seinem Gelde klebt. Der einzige Erbe seines Namens ist ein Neffe, eines Bruders Sohn, gegen den aber die Gattin, die Tochter und der Schwiegersohn gleichmäßig aus eigennützigen Befürchtungen intriguiren. Der Alte muß den Neffen mit einer Geldunterstützung, welche durch eine Unterschlagung des Schwiegersohns noch verringert wird, in die Fremde schicken. Bald darauf reist er selbst auf sein Landgut, indem er dort von der Geburt eines Kindes benachrichtigt zu werden hofft und sein zweites Weib der Fürsorge seiner Familie anempfiehlt. Doch der Schwiegersohn hat nur die Beeinträchtigung seines Erbtheils vor Augen: eine neugeborene Tochter würde ihn um die Hälfte, ein Sohn aber um das Ganze bringen. Im Einverständniß mit der Frau und der Schwiegermutter beschließt er daher, Siao-meï beiseite zu schaffen und den Greis zu überreden, daß sie mit einem andern Manne durchgegangen sei. Der Alte will es anfangs nicht glauben; als man ihn von der Wahrheit überzeugt hat,

Digitized by Google

da sucht er den Zorn der himmlischen Mächte durch Opferspenden und Almosen zu beschwichtigen, die er in einem benachbarten Tempel austheilt. Unter den hier versammelten Bettlern erscheint auch der verstoßene Neffe, welcher, vom Schwiegersohn hart behandelt, bei dem Onkel selbst eine freundliche Aufnahme findet. Dieser räth ihm, im nächsten Frühling die Gräber seiner Familie zu besuchen und dort die geheiligten Pflichten zu erfüllen, weil solche pünktliche Pflichterfüllung immer nur zum Heile ausschlagen kann. So ist die große Hauptscene des Stückes eingeleitet, welche an den Gräbern der Ahnen spielt. Zuerst sehen wir die Tochter des alten Mannes, welche ihre Opferspenden darbringen will; doch ihr Gatte erlaubt es nicht und nimmt sie mit sich fort zu den Gräbern seiner Familie. Dann erscheint der Neffe und bezeugt in einem rührenden Monolog dem Schatten seiner Ahnen seine anhänglichen Gefühle wie sein Bedauern, daß seine Armuth ihm nicht verstattet, ihre Gräber so auszuschmücken, wie er es wünsche. Kaum hat er die Grabstätte verlassen, so erscheint der Held des Dramas mit seiner Gattin, welche bereits in Erfahrung gebracht haben, daß Tochter und Schwiegersohn die Kuchen, Opfergaben und den warmen Wein zu den Gräbern der andern Familie getragen. Wie beweint da der Greis die Verlassenheit der heiligen Stätte, um so mehr, als er das Schicksal voraussieht, das auch sein Grab erwartet. Im Herzen seiner Gattin geht hier die entscheidende Umwandlung vor; sie begreift jetzt die Berechtigung, welche die Klagen ihres Mannes haben; auch sie fühlt die Vereinsamung, die dem erblos Dahingeschiedenen nach dem Tode droht, und hört auf die Gründe des Gatten, welcher sie davon überzeugt, daß der Neffe ihm näher stehe als der Schwiegersohn. So empfängt sie den erstern mit großem Wohlwollen, während sie dem letztern, der mit der Tochter in Procession und mit vielem Lärm eintritt, um die Ceremonien nachträglich auszuführen, die bittersten Vorwürfe macht und die ihm anvertrauten Schlüssel zurückfordert. Indeß hat die Tochter ein Mittel in der Hand, sich mit dem Vater wieder auszusöhnen; sie läßt Siao-mei eintreten, welche sie seit drei Jahren verborgen gehalten; diese führt ihm den Sohn, dem sie das Leben gab, zu. Der Greis ist außer sich vor Freude, noch auf seine alten Tage einen Erben gefunden zu haben, übersieht dabei gern das Tadelnswerthe im Benehmen seiner Tochter und theilt sein Vermögen in drei gleiche Theile, mit denen er Tochter, Neffen und Sohn bedenkt.

Dies bürgerliche Drama hat eine echt nationale Bedeutung, da seine Motive aus dem Kreise der das Mittelreich beherrschenden sittlichen Begriffe genommen sind. Der Cultus der Familienpietät bildet, wie wir gesehen, den Mittelpunkt, aus welchem alle Radien der Handlung auslaufen, zu welchem sie alle zurückkehren. Wir erfahren, daß dieser Cul-

Digitized by Google

tus selbst zu Zwistigkeiten führen kann in Bezug auf das Vorrecht, welches der Familie des Mannes oder der Frau einzuräumen sei. Ob die Ehe der Chinesen eine Polygamie oder eine mit Concubinat verbundene Monogamie sei: darüber gehen die Ansichten der Ethnographen auseinander. Wenn auf der einen Seite feststeht, daß nur mit der Hauptfrau eine ceremonielle Ehe eingegangen wird, so ersehen wir auf der andern aus unserm Drama, daß die Söhne der Nebenfrauen ebenfalls erbberechtigt sind. Freilich ertheilt das Gesetz erst dann, wenn die erste Frau ihr funfzigstes Jahr, ohne Kinder am Leben zu haben, erreicht hat, die Erlaubniß, den ältesten Sohn der andern Frau zum Erben und Repräsentanten zu bestimmen. Aus dem Schlusse unsers Schauspiels geht indeß unzweifelhaft hervor, daß das Recht freier testamentarischer Verfügung in China besteht und daß die Missionare, welche diese Ansicht verfechten, gegenüber dem geistvollen Juristen Eduard Gans, der sie aus einigen Paragraphen des Civilgesetzbuchs bestreitet, offenbar nur, um sich in seinen philosophischen Constructionen nicht durch diese Thatsache stören zu lassen, die richtigere Einsicht in das chinesische Gesetz vertreten.

Die übrigen bürgerlichen Dramen der Chinesen sind im ganzen weder so lehrreich noch so geistvoll componirt wie das obenerwähnte. In „Ho-han-schan" oder „Die confrontirte Tunica" von der Tschang-kun-pin, wie in „Ho-lang-tan" oder „Die Sängerin" werden die Verwickelungen durch böswillige Intriguants hervorgerufen, welche durch falsche Vorspiegelungen oder verbrecherische Thaten das Glück der Familien stören. In beiden von Bazin übersetzten Stücken ist der Fortgang der Handlung ziemlich marionettenhaft, wenn auch einzelne der vorgeführten Scenen die Welt der chinesischen Sitte in neuen Beziehungen zeigen. Die „Liebeshändel Pa-lo-thenn's" von Ma-tschi-guan, jenem vielseitigen Dichter, der sich auch auf diesem Gebiete versucht hat, obgleich er sonst mehr seinen Flug in die höhern poetischen Regionen nimmt, behandeln die treue und zum Schluß mit glücklichem Erfolg gekrönte Liebe einer Courtisane zu einem hochgestellten Beamten. Das bürgerliche Schauspiel nimmt ebenso oft seine Zuflucht zum Wunderbaren und Seltsamen, welches an und für sich gänzlich aus seinem Bereiche herausfällt. In „Das Opfer Tschao-li's" werden wir zu Menschenfressern geführt, welche am Anfange der christlichen Aera in China existirt haben müssen. Es sind dies indeß nicht naturwüchsige Kannibalen wie auf den Fidschiinseln, sondern von der Civilisation verstoßene freie Männer, Misvergnügte, welche ein kleines Stück Menschenherz oder Menschenleber bei ihren täglichen Mahlzeiten mitverzehren. Ein Häuptling derselben ist, wie Karl Moor, durch die Ungerechtigkeit der Menschen in die Wildniß hinausgetrieben worden. Er hatte sich näm-

Digitized by Google

lich zu einem Staatsexamen gemeldet, wurde aber von den Examinatoren „seiner Häßlichkeit wegen" zurückgewiesen. Der Edelmuth einer Mutter, welche sich für ihren Sohn schlachten will, der Edelmuth des Sohnes, welcher sein dem Räuber gegebenes Versprechen pünktlich innehält und nach einem letzten Abschied von der Mutter zum sichern Opfertode zurückkehrt, bilden die pikanten Würzen des kannibalischen Rührdramas. In einem andern Stücke, „Das Opfer Fan's und Tschang's", wird die wunderbare Macht der treuen beschworenen Freundschaft, die noch über das Grab hinausreicht, gefeiert. In China werden Freundschaften oft durch einen Contract, einen Eidschwur und eine mit Opfern verbundene Feierlichkeit geschlossen. Der eine von zwei Freunden stirbt während der Abwesenheit des andern; der von den Freunden und Verwandten gezogene Leichenwagen bleibt auf einmal unbeweglich stehen und ist nicht eher vom Platz zu bringen, als bis der Orest des verstorbenen Pylades ankommt und durch seine Gegenwart das Wunder der Fortbewegung bewirkt. Die Rührung, welche durch edelmüthige Handlungen hervorgerufen wird, ist den chinesischen Schauspieldichtern so wenig unbekannt wie unsern Iffland und Kotzebue. Auch im Criminaldrama wird durch die Leiden und die schließliche Freisprechung der verkannten Unschuld ein rührender Eindruck hervorgerufen. Meistens aber nehmen diese Dramen einen tragischen Ausgang; denn dem Verbrechen muß die Strafe folgen, die vom Staate verhängte Strafe, welche zugleich ein Ausfluß der richterlichen Weisheit ist. Pao-long oder Pao-tsching, Statthalter von Khaï-fong-fu und Oberrichter, später Minister unter der Songdynastie, ist der chinesische Salomo, dessen Weisheit in China sprichwörtlich geworden, dessen Rechtssprüche eine noch fortdauernde Berühmtheit erlangt haben. Eine Sammlung derselben war bereits bei dem Beginn der Yum-Dynastie volksthümlich geworden und wurde von den Dramatikern dieser Zeit als eine vorzügliche Stoffquelle ausgebeutet. Ein unerwarteter Rechtsspruch ließ sich als wirksamer Theatercoup verwenden; der Criminalfall selbst hatte oft ein spannendes Interesse. Der chinesische „Pitaval" bot alle Ingredienzien eines Effectdramas, aber wenig Garantien für die dichterische Bedeutung der aus ihm geschöpften Schauspiele. Die breite Prosa der Rechtsformen gab ihnen im Gegentheil einen trivialen Anstrich, und die Erfindung der Dichter bedurfte keiner Anstrengung, wo die Fabel selbst mit ihrer Verwickelung und Lösung von Haus aus gegeben war. Der Stil wurde durch das meist zu verwendende trockene Material der Criminalacten im freien Aufschwung gehemmt und die Wirkung überhaupt mehr im stoffartig Erschütternden und befremdlich Ueberraschenden, als in edlen bedeutenden Motiven und in der Macht des tragischen Pathos gesucht. Wenn die chinesische Criminaljustiz auch äußerlich einen imposantern Pomp entwickelte, als es

Digitized by Google

der Fall ist, so würde die Bühne doch unfähig sein, ihn zur Erscheinung zu bringen, da ihr alle decorativen Mittel fehlen. Der Rechtsgang ist in China sehr einfach. An der Thür eines jeden Gerichtssaales hängt ein Becken oder eine Trommel, welche der Kläger mit einem Klöpfel berührt, indem er gleichzeitig mit lauter Stimme das Wort: „Ungerechtigkeit!" ausruft. Der Richter sitzt, umgeben von Gerichtsdienern und Schreibern, hinter einem Tische. Er befiehlt den Parteien einzutreten; jeder bringt seine Anklage und Vertheidigung persönlich vor, da das Reich der Mitte weder Staatsanwälte noch Advocaten kennt. Der Richter hört aufmerksam mit ernster, gewichtiger Miene zu und läßt Anklage und Vertheidigung von einem Assessor zu Protokoll nehmen. Wird das Geschrei des Klägers oder Angeklagten zu laut, so schlägt er mit einem Bambus auf den Tisch und gebietet Schweigen. Der Kläger, der Angeklagte und die Zeugen müssen, wenn sie mit dem Richter sprechen, niederknien — nur bei hochgestellten Beamten und ihren Anverwandten wird eine Ausnahme verstattet. Bambusstöcke, Geigen und verschiedene Torturinstrumente sind in dem Gerichtssaale aufgestellt. Wenn man aus den Schauspielen auf die Rechtsbräuche schließen darf, so spielt der Bambus in den Verhören eine Hauptrolle, um von Schuldigen oder Unschuldigen Geständnisse zu erpressen. Bei unbedeutendern Vergehen entscheidet nur der Richter endgültig, nachdem das Verhör geschlossen; bei wichtigern Verbrechen tritt der Instanzenzug in Wirksamkeit, ja es steht selbst die Appellation an den Kaiser frei, wenn der Richter nicht mit außerordentlichen Vollmachten versehen ist. Ein solcher Criminalproceß wird nun fast in jedem der hierher gehörigen Dramen inscenirt, deren Helden den verschiedensten Klassen der Gesellschaft angehören.

Auch die über- und untermenschlichen Geschöpfe spielen in diesen Criminaldramen eine Rolle. Wir erfahren, daß die Chinesen sogar die ewigen Mächte in Anklagestand versetzen und ihnen den Proceß machen, wenn sie sich von ihnen ungerecht behandelt glauben. So klagt in dem Drama „Der feindliche Gläubiger" der fromme Buddhist Schen-yeu die Gottheiten der Unterwelt an, weil sie über seine Familie Unglück und Schmach verhängten. Seine Frau betrügt ihn; sein ältester Sohn bringt sein Erbtheil durch; beide fahren mit Schimpf in die Grube; aber auch der jüngere Sohn stirbt, trotz aller Gebete des Vaters zum Bodhisalwa des Tempels, trotz aller Opfer im Heiligthum des Foë. Der Richter erklärt sich freilich für incompetent; aber er instruirt eine Beweisaufnahme und ein Zeugenverhör in einem „Traume", welchen er dem Buddhisten zuzusenden die wunderliche Competenz besitzt! Diesem erscheinen Weib und Kinder, schildern die Qualen der Unterwelt und verkünden ihm, daß die unterirdischen Mächte seine Familie nicht

Digitized by Google

ungerechterweise verfolgten. Seine Frau hatte nämlich von einem Bonzen gesammelte mildthätige Gaben für den Tempel unterschlagen, und dieser „feindliche Gläubiger" hatte den Zorn der unterweltlichen Gewalten auf das Haupt der Schuldigen heraufbeschworen. Nach dem Glauben der Buddhisten und Tao-tse aber hat der Diebstahl die Eigenthümlichkeit, daß er das Leben dessen verkürzt, der ihn begangen hat, und überhaupt das größte Unglück nach sich zieht. Der Buddhist überzeugt sich, daß seine Klage unbegründet ist und widmet sich dem geistlichen Stande. Doch nicht blos die Götter, auch Hunde und Affen werden in die Handlung des Criminaldramas mitverwebt. So hat z. B. „Der Hund der Yong-schi" einen possenhaften Charakter. Yongschi, die Gattin Sun-ta's, tödtet einen Hund in ihrem Hofe. Sun-ta, der vollständig betrunken nach Hause kommt und den blutbefleckten Erdboden sieht, bildet sich ein, daß ein Mensch hier umgebracht worden sei. Seine Frau bestärkt ihn in diesem Wahn; er klagt vor dem Tribunal seine beiden Brüder an, welche wiederum ihn anklagen. Yong-schi erzählt aus Liebe zu einem Schwager den Sachverhalt. In „Der Affe" trägt ein kleiner Pavian zur Enthüllung der Unschuld einer fälschlich angeklagten Frau bei. Dagegen wird in einem andern Stücke: „Die redende Schüssel", ein knöcherner Teller, aus den Gebeinen eines in einer Räuberherberge Ermordeten geformt, zum Kläger wider den Thäter. Mord, Diebstahl, Unterschlagung, die landläufigsten Verbrechen, bilden die Hauptmotive der Criminaldramatik. So wird in dem Drama: „Die confrontirten Originale" ein Inventar von einer Tante zu Ungunsten ihres Neffen unterschlagen; in dem „Magazin von Tschin-tscheu" bilden die Erpressungen zweier Staatsbeamten den Mittelpunkt der Handlung; in: „Die Mütze des Lieu-ping-huen" mordet eine ehebrecherische Frau in Gemeinschaft mit ihrem Buhlen, einem Mönch der Tao-tse, den eigenen Gatten und sucht die Schuld auf einen Bettler zu schieben, welcher vom ersten Richter verurtheilt, in zweiter Instanz aber freigesprochen wird. Minder glücklich ergeht es der Tnu-ngo in dem von Bazin übersetzten Drama: „Die Rache der Tnu-ngo", welche, eines Giftmordes fälschlich bezichtigt, durch die Folter der Bambusstreiche zum Geständniß der nicht vollbrachten That gezwungen und mit dem Beile des Henkers hingerichtet wird. Erst nach dem Tode wird ihre Unschuld entdeckt, wozu ihr eigener Schatten wesentlich behülflich ist. Diese Tragödie zeichnet sich vor vielen andern Criminaldramen nicht nur durch eine Fülle sentenziöser Lebensweisheit aus, welche besonders in den Gesangsstücken enthalten ist, sondern auch dadurch, daß der zu Grunde liegende Conflict einen tiefern sittlichen Inhalt hat. Es handelt sich um die Witwentreue, um die gesetzlich verstattete, aber moralisch gemißbilligte Wiederverheirathung der Witwe. Der geistvolle Autor, Ruon-han-

Digitized by Google

king, führt uns in wohlerwogenem Contrast zwei Witwen vor, die Adoptivmutter Frau Isai und ihre Tochter Tnu-ngo, von denen die ältere den Heirathsgelüsten nachzugeben bereit ist, während die jüngere nicht nur selbst dem verstorbenen Gatten treu bleibt, sondern auch den Entschluß der Mutter mit allem Aufwande sittlicher Energie bekämpft. Zwei fremde Eindringlinge, Vater und Sohn, sind die Freiwerber um Mutter und Tochter. Um den hartnäckigen Widerstand der Tochter zu besiegen, weiß sich ihr Verehrer nicht anders zu helfen, als indem er die Mutter vergiftet. Doch aus Versehen trinkt der eigene Vater das Gift, und auf Tnu-ngo wird die Schuld der Unthat gewälzt. Die Heldin erscheint so als Vertreterin der sittlichen Pietät, welche in der edeln Gesinnung wurzelt; sie wird das Opfer ihrer Tugend. Gerade hierdurch erhebt sich das Drama über die gewöhnlichen Diebstahl- und Mordtragödien des chinesischen Repertoire's, und wenn auch die Sühne des Schlusses für unsere Begriffe ungenügend ist, so befriedigt die Freisprechung des „Schattens" der Tnu-ngo, der im letzten Acte eine Hauptrolle spielt und, obgleich einen fledermausartigen, doch immer körperlichen Eindruck macht, gewiß das chinesische Gerechtigkeitsgefühl.

Wenn die richterliche Weisheit in dem ebenerwähnten Trauerspiele keineswegs einen salomonischen Glanz entfaltet, indem der Richter erster Instanz einen Justizmord begeht und der Richter zweiter Instanz die Sache ganz in der Ordnung findet, bis ihm ein Gespenst den wahren Sachverhalt aufklärt: so wird der Knoten in zwei andern Stücken durch beachtenswerthen juristischen Scharfsinn gelöst, welcher uns die Rechtssprüche des Pao-kong in günstigem Lichte zeigt. Diese beiden Gerichtsdramen sind: „Der Pantoffel als Pfand" und „Der Kreidezirkel". Die Heldin des ersten Dramas, welche einen durchweg heitern Charakter hat, Wang-huë-ying, ein junges achtzehnjähriges Mädchen, Verkäuferin in einem Parfumerieladen, hat einen Studenten Kuo-hoa zum Anbeter, der mitten in den Orgien der Hauptstadt sich eine reine Gesinnung bewahrt hat und der Geliebten mit unschuldiger und uneigennütziger Neigung zugethan ist. Auch sie liebt ihn wieder; doch ihrer Leidenschaft ist die fortwährende Anwesenheit der Mutter im Laden, den Kuo-hoa oft besucht unter dem Vorwande, Parfumerien einzukaufen, ein unwillkommenes Hinderniß. Sie beschließt daher, dem Geliebten im Tempel der Göttin Kuan-yin ein Stelldichein zu geben; eine vertraute Dienerin überbringt den Brief und leitet die Intrigue. Kuo-hoa weiß sich vor Entzücken nicht zu lassen; er ist sogar, was in China selten der Fall ist, eher am Orte des Rendezvous als die Geliebte. In den chinesischen Pagoden findet man ziemlich alles, was man will. Kuo-hoa setzt sich an einen kleinen Tisch, nahe am Altare der Göttin, läßt sich von einem Bonzen Glühwein geben, leert in der freudigen Aufregung Glas auf

Digitized by Google

Glas, bis der Liebesrausch sich in einen andern Rausch verwandelt, und schläft ein. Nun erscheint das junge Mädchen in Begleitung der Dienerin, welche eine Laterne trägt. Sie ist so zartfühlend, den Schlummernden nicht zu stören, und wartet mit Geduld, bis er aufwacht. Eine Stunde vergeht nach der andern — Kua-hoa rührt sich nicht. Da beschließt sie, die Pagode zu verlassen, will aber dem Geliebten ein Pfand ihrer Zärtlichkeit zurücklassen; sie wickelt in ihr parfumirtes Schnupftuch einen selbstgestickten Pantoffel und legt ihn dem Schlafenden in den Schos. Kuo-hoa erwacht, findet den Pantoffel, prüft ihn mit genauester Sorgfalt und überzeugt sich, daß er die Schäferstunde wirklich versäumt hat. Ein chinesischer Liebender hat Ehrgefühl — er kann die Schmach nicht überleben und wendet ein sonderbares Mittel an, sich zu tödten. Er verschlingt das Schnupftuch seiner Geliebten, erstickt daran und sinkt zu Boden. Der Bonze macht die Runde durch seine Pagode und stößt mit dem Fuße an den auf der Erde liegenden Körper. Gleichzeitig kommt auch der Diener des Studenten, der, besorgt über das lange Ausbleiben seines Herrn, sich auf den Weg nach der Pagode gemacht. Zwischen dem Mönch und dem Diener entsteht ein lebhafter Wortwechsel, indem der letztere den Bonzen beschuldigt, einen Mord verübt zu haben, und dann mit dem Pantoffel sich auf das Tribunal begibt. Der Oberrichter Pao-tsching begann seine Sitzungen mit der ersten Morgendämmerung. Die Klage wird vorgetragen, der Proceß instruirt. Man verhört auch den Mönch; doch Pao-tsching weiß durch ein schlaues Verfahren das Geheimniß zu enthüllen. Ein Unterbeamter des Tribunals wird von ihm beauftragt, als Senftenträger verkleidet, mit dem Pantoffel in der Hand langsam die Straßen von Bo-hang zu durchwandern. Als er vor dem Parfumerieladen Wong-hue-hing's vorbeigeht, fordert diese ihr Pfand zurück. Von dem Senftenträger vor Gericht citirt, wird sie von dem weisen Pao-tsching in einer ergreifenden und gutgeschriebenen Scene befragt. So kommt der wahre Sachverhalt zu Tage. Wunderbarerweise schließt das Stück noch mit der Heirath der Liebenden. Das junge Mädchen wird in die Kapelle geführt, besichtigt auf das genaueste den Leichnam des Studenten, entdeckt in seinem Munde noch einen Zipfel des Schnupftuchs und reißt es mit aller Gewalt heraus. Kua-hoa erwacht wieder zum Leben, redet seine Geliebte an und steht auf. Auch die chinesischen Dramatiker lassen die Todten wiederauferstehen, wenn es gilt, einen versöhnenden Schluß zu finden, nach welchem dann das Publikum beruhigt nach Hause geht.

Das zweite Drama: „Der Kreidezirkel" ist in Europa bekannter, da es von Stanislaus Julien ins Französische übersetzt und auch im Deutschen mehrfach analysirt worden ist. Die Witwe Tschang hat eine Tochter Hai-tang, welche anmuthig, schön, gebildet, Meisterin im Gui-

Digitized by Google

tarren- und Schachspiel, aber eine Courtisane ist, und einen Sohn Tschong-sin, welcher, erbittert über das Gewerbe der Schwester, das entehrte Vaterhaus verläßt. Hai-tang hat indeß einen Verehrer, Ma-kiun-king, welcher sie, nachdem er die Gunst der Mutter mit einer Geldsumme gewonnen, als Nebenfrau in sein Haus führt. Wie in „Der Greis, dem ein Erbe geboren wird", geben die Intriguen der Hauptfrau gegen die Frau zweiten Ranges die eigentlichen Triebfedern der dramatischen Handlung her. Die Hauptfrau liebt einen Assessor Tschao, welcher ihr Gift gibt, um damit dem Gatten das Leben zu nehmen. Hai-tang überbringt die vergiftete Suppe, nach deren Genuß Ma-kiun-king augenblicklich stirbt. Auf Hai-tang wird, wie auf Tnu-ngo, die Schuld geschoben; wie jene wird sie in erster Instanz durch den Assessor Tschao, welcher den Proceß leitet, nach einem durch die Bambusfolter erpreßten falschen Geständniß, verurtheilt; das Kind, das sie dem Gatten geboren und welches nach dessen Tod alleiniger Erbe ist, wird ihr auf das Zeugniß bestochener Hebammen und Nachbarn hin abgesprochen und für das Kind der Hauptfrau erklärt. Die vollkommene Unfähigkeit des Stadtrichters Su-schun läßt dem Assessor freie Hand, welcher soweit geht, den Gerichtsboten zu bestechen, daß er die mit Ketten belastete und das Halsbret tragende Hai-tang auf dem Wege zum Obergericht der Bezirkshauptstadt umbringe. Er folgt ihr selbst mit Frau Ma, um sich von der Ausführung seines Auftrags zu überzeugen. Doch Hai-tang hat unterwegs ihren Bruder getroffen, der inzwischen Gerichtsdiener geworden und ihr, nachdem sie ihre Unschuld betheuert und alle Intriguen der Frau Ma enthüllt, seine Hülfe verspricht.

Die salomonische Pointe des Stücks verleiht dem letzten Acte ein besonderes Interesse. Hai-tang und Frau Ma stehen vor dem Oberrichter; die bestochenen Zeugen sagen wiederum zu Gunsten der letztern aus. Da befiehlt der Oberrichter dem Registrator, eine Steinkohle zu nehmen, an den Stufen einen Kreis zu ziehen und das Kind hineinzustellen. Die beiden Frauen sollen nun das Kind herausziehen. Diejenige, welche das Kind geboren hat, werde es aus dem Kreise bringen; die, welche es nicht geboren hat, werde es nicht vermögen. Der Registrator thut, wie ihm befohlen, und Frau Ma reißt das Kind mit leichter Mühe heraus. Hai-tang vermag es nicht und wird dafür vom Oberrichter zu Schlägen verurtheilt. Bei einem zweiten Versuch ergeht es ihr nicht besser. Da ruft Hai-tang aus, um den Zorn des Gerichtsherrn von sich abzuwenden: „Ich habe das Kind geboren, zehn Monate lang habe ich es im Leibe getragen, drei Jahre habe ich es gestillt. Ich wandte keine Kraft an, weil das Kind, von zwei Seiten gezerrt, sicherlich hätte Schaden leiden müssen; es ist zart und schwächlich, man könnte ihm leicht ein Glied zerbrechen. Wenn Sie

Digitized by Google

mich auch tödten lassen, ich werde das Kind doch nicht gewaltsam aus dem Kreise ziehen. Ich darf wol auf Ihr Mitleid rechnen, Excellenz —

Meinem Kinde schüf' ich Qual und Schmerz?
Eher bräche ja der Mutter Herz!
Excellenz, bedenken Sie nur selbst!
Ich sollt' es ziehen an den Armen,
Die wie Hanfstengel zart und fein?
Die and're Frau fühlt kein Erbarmen,
Die Frau so hart wie Stahl und Stein.
Wie jetzt das Schicksal es gefügt,
So hoff' ich, daß die Wahrheit siegt!
Ich schone seine zarten Glieder,
Indessen sie nach Schätzen geizt!
Mir sinken diese Hände nieder,
Doch sie greift zu, von Gier gereizt!
O rissen beide wir mit gleicher Hast,
Verloren wär' das Kind, das uns're Wuth erfaßt!"

Darauf sagt der Oberrichter: „Schwer zu ergründen ist des Gesetzes Sinn, aber leicht zu erforschen sind die Leidenschaften der Menschen. Es heißt in einem alten Sprichworte: «Siehst du, was sie treiben, siehst du, warum sie es so treiben, und erforschest du, wohin sie zielen, dann wirst du die Menschen erkennen!» Ihr seht wohl, welchen Allerweltsschatz der Kohlenzirkel enthält! Diese Frau dachte in ihrem Herzen, das Vermögen des Ma-kiua-king an sich zu reißen, und deshalb wollte sie das Kind rauben. Wie konnte sie nur zweifeln, daß Wahrheit und Lüge gesichtet und Alles offenbar würde!" Die Schlußsentenz des weisen Pao lautet dahin, daß das Kind mit aller Habe der Hai-tang angehöre, der Richter Su-schun seiner Kappe und seines Gürtels beraubt und unter das gemeine Volk verstoßen, die bestochenen falschen Zeugen mit achtzig Bambushieben bestraft werden, Ehebrecher und Ehebrecherin aber als Giftmörder einen langsamen Tod erleiden und mit einem Beil in hundertundzwanzig Stücke gehauen werden sollen." So triumphirt der richterliche Scharfsinn, und der lobpreisende Schlußgesang feiert im Kohlenzirkel das Symbol einer weisen Justiz, welches der ganzen Welt vor Augen gestellt zu werden verdiene!

Digitized by Google

Fromme Kritik.

Wenn der arme Judenknabe Mortara, den das Kloster seinen Aeltern raubte, zehn Jahre lang unter Beten und Singen zugebracht haben und dann zufällig ein Gedicht seines Vetters Heine zu Gesicht bekommen wird, etwa die Verse:

Hörst du nicht die Glocken läuten,
Wunderlieblich, wunderhelle?
Fromme Kirchengänger schreiten
Andachtsvoll zur Dorfkapelle.

„Ei, mein Freund, das sind die Schellen
Von den Ochsen, von den Kühen,
Die nach ihren dunkeln Ställen
Mit gesenktem Kopfe ziehen" —

dann dürfte er begreiflicherweise voll Entsetzen ausrufen: „Hebe dich weg von mir, Satanas!" Weniger begreiflich ist es aber, wenn Männer, die mitten auf dem Markte des Lebens und in der Nähe des Menschenherzens stehen, die Werke eines Platen, Heine, Lenau, Freiligrath, Herwegh, Strachwitz und Kinkel nur zu dem Zwecke durchstöbern, um einzelne weltschmerzliche Stellen dieser Lyrik herauszulesen, damit schließlich folgende Ansprache vorgebliche Berechtigung finde: „Was Sie, hochverehrte Anwesende, aus dem Munde der modernen, dem Glauben entfremdeten Lyriker vernehmen, lassen Sie unvergessen sein. Sie hören ein bis ins Mark schneidendes Zeugniß von dem Seelenjammer, in den der Unglaube stürzt, Sie hören aus demselben Munde wenigstens leise Ahnungen, daß Leben und Friede allein in Christo ist."

Der „Rheinisch-westfälische Provinzialausschuß für innere Mission" hält zuweilen „Vorträge für das gebildete Publikum", und in der dritten Sammlung derselben befindet sich ein Vortrag über „Die glaubenslose Lyrik der Neuzeit vor ihrem eigenen Richterstuhle", welchen ein Herr Julius Disselhoff zu Barmen aus Erbarmen mit der Menschheit am 7. April v. J. gehalten hat. In dieser Disselhoff'schen Zusammenstellung angeblich antichristlicher Verlautbarungen unserer Lyriker ist die soeben citirte Ansprache an das „gebildete" Publikum zu lesen. Der Vortragende beginnt mit der Ueberzeugung, daß Dante die modernen Lyriker alle, „seien es Pantheisten, Deisten (!), Rationalisten, Naturalisten oder Materialisten", an die „ihnen gebührende Stelle, in die Hölle verwiesen haben würde". Hierin liegt die christliche Hoffnung, daß der liebe Gott dies jedenfalls auch thun werde, und höchst wahrscheinlich war der arme Lenau keineswegs geisteskrank, sondern schon auf Erden vom Teufel besessen, zu dem er nun in Frieden eingegangen.

Wer leugnet, daß Kinkel, Heine, vor allen Lenau neben dem Lieb-

Digitized by Google

lichen und Erhabenen, was ihre Dichtungen reden, einen Zug des Schmerzes im Antlitz tragen? Wie jeder einzelne tiefer fühlende Mensch ein Wehe empfindet beim Scheiden von dem freundlichen, sorglosen Tummelplatz der Kindheit, haftet auch der Gattung ein Stirnfalten der Wehmuth an, wenn sie die blonden, liebgewordenen Locken jugendlicher Romantik unter dem Messer der eigenen Kritik fallen sieht und hinüberwandelt auf neue, erst noch zu festigende Lebensbahnen. Und gerade der Lyriker ist es, welcher die Wandlung des Ich und der Zeit unabweislich seinen Bildern verwebt; gerade er gibt das werdende Herz, weil er das ganze Herz uns bietet. Wol rückt die Zeit heran, wo der innere Kampf zum heitern Lächeln, wo der vom Gewitterregen ozonisirte Keim zur duftigen, frischen Blüte werden wird, und dann wird auch dem Lied unserer Sänger die ewige Heiterkeit der Olympischen entströmen: zur Zeit sorgt noch das Vaterland dafür, daß jeder sein Theil Noth und Sorgen habe!

Herr Diffelhoff füllt die Furche des modernen Lebensackers leichter aus. Er spricht das große Wort gelassen aus: „Das Samenkorn, aus dem das heutige poetische Leben entspringt, ist, daß es sich in seinem Kerne vom biblischen Christenthum losgelöst hat.“ Zur Beglaubigung dieser Behauptung werden nun Stellen von Lenau, Heine, Kinkel und Freiligrath aufgezählt, in denen sich Lenau mit dem ewigen Juden vergleicht, in denen er bejammert, den Weg zum Paradiese verloren zu haben; ferner Gedichte citirt, in denen Freiligrath seinen Abfall von der alten Bilderbibel bedauert, Platen die Glorie des Dichters fern dem biblischen Himmel findet, Heine die griechischen Götter den neuen vorzieht, Herwegh sich rühmt, mit Gott gegrollt zu haben, Graf Strachwitz die Welt als „nicht so schändlich“ wie der Fromme ansieht; endlich Strophen, in denen Kinkel „geifert“:

Laßt die alten Weiber sich
Um den Himmel schelten!
Aber freie Männer wir
Lassen das nicht gelten.
Gegen dich, o Vaterland,
Sind uns nichts als eitler Tand
Alle Sternenwelten.

Ist das alles, was unsere der Hölle zuzuweisenden Lyriker der Nation geben? Nein, das doch nicht. Herr Diffelhoff ist gerecht. Er wirft die Frage auf: was unsere Lyrik „an Stelle des über Bord geworfenen heiligen und lebendigen Gottes der Offenbarung für bessere Götter sich geschaffen habe?“ und meint: den Reigen eröffne die große, vielumschwärmte Göttin Kypria, die gesellschaftliche Liebe, „nicht die, welche, unter göttliche Ordnungen gestellt, in Ehe und Familie der Grund-

Digitized by Google

pfeiler der menschlichen Gesellschaft wird, sondern die nur sich selbst gehorchende, alles sonst verachtende Sinnenliebe". Nun müssen Platen, Strachwitz und der edle Lenau wieder herhalten; „letzterer bekennt, daß sein Herz so absolut von der geschlechtlichen Liebe angefüllt sei, daß er keine Stelle entdecken könne, die unzerstörzt für Gott bleibe". Nach einem Seitenhiebe auf Freiligrath's schönes Gedicht: „Ruhe in der Geliebten", und auf die nur in einem Anfall frommer Bosheit übel zu deutenden Verse Kinkel's:

Nicht so der Süd! Hier hat ein froh Geschlecht
Einst jauchzend seinen kurzen Tag verschwärmt,
Ihm war Genuß das höchste Menschenrecht,
Hernach hat's um den Tod sich nicht gehärmt.

Hier unsre Heimat, Traute, nicht der Nord,
Wo rauh durch Forst und Herz die Stürme sausen,
Hier laß mit mildem Kuß und Flammenwort
Das Leben uns im Wonnesturm verbrausen —

wird der Dichter des ewig ruhmwürdigen „Buches der Lieder" und wird unser sinniger Meister Robert Prutz in so freundlicher Weise angegriffen, daß wir hierüber „billig schweigen, denn es gibt Dinge, die schändlich zu sagen sind, denen man das Brandmal nicht erst nachzuweisen braucht", — wir wiederholen hier das, was Herr Disselhoff in Bezug auf den „ganzen Band ehebrecherischer Lieder" von Prutz äußert, bezüglich dieser frommen Kritik selber. Es wäre all das empörend, wenn es nicht jenes milde, christliche Lächeln auf die Lippen riefe, das Mitleid mit seines Nebenmenschen Schwäche und Aberwitz fühlt.

Als zweite Göttin an Stelle des abgeschafften Gottes wird, wie der edle Kritikus weiter berichtet, die Natur hingestellt. „Aus dem göttlichen Urgrunde entwurzelt, von der Göttin Kypria halb zu Tode gehetzt, von der Natur kalt zurückgestoßen, zieht sich der Mensch auf sich selbst zurück und macht seinen Kopf, sein Herz und seinen Willen zu seinem Gott." Jeder denkende Mann, jeder strebende Jüngling hegt vor der gewaltigen, uns erst neuerdings aufgeschlossenen Macht der Natur einen ehrlichen Respect. Ist's doch, als läge in jenen Jahresringen der tausendjährigen Lebenseichen und Cypressen, in jenen antediluvianischen Knochenresten der letzte Aufschluß unsers eigenen irdischen Daseins; ist doch die bescheidenste Seele der Welt nicht im Stande, sich der ewigen Wahrheit der Natur zu verschließen, die in abertausend Erdenzungen zu uns redet und uns mit zwingender Allgewalt über kindische Lebensanschauungen hinweghilft — und der Dichter unserer Tage und unsers Herzens sollte an all dieser Unleugbarkeit, an all dem Wesen der Dinge und des Menschen vorüber gehen? Er sollte Moses bleiben, wenn die

Digitized by Google

Steine wider Moses reden? Er sollte die Sage höher stellen als die unabweisliche Wahrheit? Wenn die Lüge auf den Thron der Dichtkunst gesetzt werden soll, dann streicht der redliche, sich nach dem Kompaß richtende Schiffer auf dem Meere des Lebens allerdings die Segel. Und was singt denn der begeisterte Naturſänger unserer Tage? Wir wollen den hohen Seelenfrieden, den die Natur verleiht, beispielsweise aus einem Liede des von Disselhoff schmählich angegriffenen Kinkel schöpfen:

Es iſt nun still geworden,
Verrauscht des Abends Wehn,
Nun hört man allerorten
Der Engel Füße gehn.
Rings in die Thale senket
Sich Finsterniß mit Macht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

Es ruht die Welt im Schweigen,
Ihr Toſen iſt vorbei,
Stumm ihrer Freude Reigen
Und stumm ihr Schmerzensschrei.
Hat Rosen sie geschenket,
Hat Dornen sie gebracht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

Und hast du heut' gefehlet,
O schaue nicht zurück;
Empfinde dich beseelet
Von freier Gnade Glück.
Auch des Verirrten denket
Der Hirt auf hoher Wacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

Nun stehn im Himmelskreiſe
Die Stern' in Majeſtät;
In gleichem festen Gleiſe
Der gold'ne Wagen geht.
Und gleich den Sternen lenket
Er deinen Weg durch Nacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

Und so weiſt ja unser Schatz an moderner Lyrik Hunderte von weihevollen, edlen Sängen auf, welche die Macht, den Frieden, die Schönheit der Natur preisen. Dies alles aber, wie die fromme Kritik thut, „hohle Loblieder auf den heiligen Tempel der Natur" zu nennen, zeigt von so absichtlicher Entſtellungssucht, daß man nur erwidern kann:

Digitized by Google

weder hier noch auf dem Gebiete der Religion und Wissenschaft wird eine päpstliche Encyclica oder der gleichen Ekel erregende Geifer protestantischer Frömmelei und Lügensucht den gesunden Geist der Zeit beirren. Und wenn der alle Tiefen des Erdenlebens erfassende Leopold Schefer ausruft:

> Qual schaffen nur drei Dinge noch dem Menschen:
> Der Schmerz, das Schicksal und der frühe Tod.
> In diesem Kleeblatt sind sie all begriffen,
> Selbst Tyrannei und Götzendienst der Pfaffen —

so widerlegt er damit Dissélhof's Vorwurf, daß Schefer (denn auch dieser kann nicht unangefochten bleiben) den Menschen weismachen wolle, es gebe keine Schmerzen und alles sei gut. Nur sucht das „Laienbrevier" in erhabener Weise den Weg zu zeigen, auf dem man die Schmerzen des Lebens im Angesicht all der großen Schönheit und Lieblichkeit der Welt überwinden kann. Wenn man der großartigen, wahrhaft heiligen Lehre eines Schefer gegenüber all das finstere Geheul über den Staub der Erde, über die den Schöpfer blasphemirende Erbsünde, über die Nichtigkeit und Abscheulichkeit der Welt und die Macht des Teufels anhören muß, so wird es niemand schwer fallen, ein unparteiisches Urtheil zu fällen. Hexen kann und wird man nicht wieder machen und verbrennen!

Man sollte nun aber wenigstens meinen, daß die fromme Kritik da loben werde, wo sie wahrhafte innige Frömmigkeit, wo sie den einfachen ehrwürdigen Glauben an Gott deutlich ausgeprägt findet. Das ist aber des Pudels Kern, daß Herrn Dissélhof weit mehr noch als der von ihm herausgefundene Phanteismus und Atheismus, der in der That kindlich gläubige Deismus, z. B. eines Julius Hammer, verhaßt ist. Nachdem Graf Strachwitz eine derbe Rüge für das noble Wort bekommen:

> Die Welt ist nicht so schändlich,
> Als ihr es immer sagt,
> Die Noth nicht so unendlich,
> Als ihr es stets beklagt —

heißt es: „Nicht viel feiner ist der rationalistisch fromme Julius Hammer", und benutzt wird, in kindischem Misverständnisse, jenes ergreifende Gedicht des letztern, worin er zwei Freunde schildert, die sich anfingen aus Argwohn zu plagen, bis die Einigung unmöglich war, um darzuthun, daß „die christliche Lehre von der menschlichen Sündhaftigkeit doch kein finsterer Wahn sei". Hammer soll „dem Evangelio ebenso feindlich sein wie Platen, Kinkel, Freiligrath", weil er u. a. ausruft: „Der Glaube an die Menschheit, dies vielgeliebte Wort, bleibt Kraft und Licht des Lebens, des ewig wahren —" Doch genug des Hirnlosen! Die fromme

Digitized by Google

Kritik wird den heitern kastalischen Quell nimmer trüben, sie wird auch diejenigen Schwächen der neuern Poesie nicht heilen, die hier und da vorhanden sein mögen. Wo Krankhaftes vorliegt, reinigt das gesunde Gewitter natürlicher Reaction die schwüle Luft. Herr Disselhof möge Gottschall's Geschichte der modernen Literatur studiren, ehe er zu kritisiren wagt. Die Kanzel Disselhof's der Dichtung als passenden Betstuhl anweisen zu wollen, gleicht dem Versuche, den alten Homer in eine moderne Dorfkirche einzusperren, wo eben der fromme Mann einem Bauerssöhnlein den Teufel austreibt.

Ueber Schiller's „Jungfrau von Orleans".

Von

Gustav Hauff.

Wenn über einen Dichter schon soviel wie über Schiller von allen möglichen Gesichtspunkten aus geschrieben worden ist, so sollte man es nicht für möglich halten, daß über eins seiner bedeutendern Werke die Stimmen noch so getheilt sind, wie über die „Jungfrau von Orleans". Aber auch in Betreff anderer Stücke Schiller's sind die Ansichten noch sehr verschieden; der subjectivste unserer Dichter hat die Subjectivität der deutschen Kritik am meisten erfahren müssen. Man sieht daraus, daß in dem Volk der Dichter und Denker leider noch viele von den Grundsätzen der Kritik nichts wissen, sondern nach vorgefaßten Meinungen, nach persönlichen Sympathien und Antipathien ihr Urtheil bestimmen.

Ich habe über Schiller's „Jungfrau von Orleans" in Herrig's „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen", XII, 385—395, und XV, 351—354, mich eingehend ausgesprochen und kann das damals Gesagte auch jetzt nicht zurücknehmen. Ich suchte dort nachzuweisen, daß die Schuld der Jungfrau in Schiller's Sinn nicht sowol ihre Liebe als vielmehr ihr Zaudern ist, und daß die, freilich äußerlich auffälligere, Schuld der Liebe zu Lionel aus ihrem Zaudern hervorgeht. So ist denn ihre Liebe durch das Zaudern motivirt, aber nicht genügend, weil das Zaudern, das Herausgehen aus der Unmittelbarkeit nicht zur nöthigen dramatischen Darstellung kommt, ein überwiegend innerlicher Act bleibt. In ihrem Gespräch mit Montgomery tritt sie zuerst aus ihrer göttlichen Blindheit heraus und reflectirt. Schiller betont ihr Alleinsein und gedankenvolles Stehenbleiben. Durch das Mitleid mit dem Walliser tritt das Menschliche schon an die Stelle des Göttlichen; denn wir müssen uns erinnern, daß sie dem Auftrag der himmlischen Maria gemäß ohne Schonung alle Feinde vertilgen soll, die der Schlachtengott ihr entgegenschickt. Sie ordnet nun zwar, wie

Digitized by Google

Viehoff mit Recht bemerkt, die mildern weiblichen Regungen dem Gefühl ihrer Pflicht unter; aber im dritten Aufzug folgt die Scene mit dem schwarzen Ritter. Hier ist Johanna wieder allein in einer öden Gegend des Schlachtfelds; ihr klares Bewußtsein trübt sich; sie wird von Zweifeln und bangen Ahnungen erfüllt und fühlt, daß ihr das Unglück an der Seite steht. Der folgende Auftritt zeigt uns Lionel. Wäre Johanna noch dieselbe, die sie war, so würde auch der Anblick Lionel's nicht umwandelnd auf sie einwirken; aber ihr Inneres war bereits verändert. Der Dichter selbst gibt uns einen Wink in den Worten ihres Selbstgesprächs:

Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an,
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott;
Mit blinden Augen mußtest du's vollbringen;
Sobald du sahst, verließ dich Gottes Huld,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen.

Die Jungfrau verscherzt die Gunst des Augenblicks, des „mächtigsten von allen Herrschern", und tödtet Lionel nicht. Zur Strafe dafür regt sich in ihr die Liebe zu ihres Volkes Feind. Ihre Liebe zu Lionel ist insofern unmotivirt, weil vorher von der Liebe nicht die Rede war und wir die Jungfrau für durchaus der Liebe unzugänglich halten müssen; sie ist nur motivirt, weil sie aus der Schuld der Reflexion, der verlorenen Unmittelbarkeit göttlicher Blindheit hervorgeht. Aber diese Motivirung ist deswegen zu tadeln, weil der Uebergang zur Reflexion nicht genügend zur Entscheidung und Darstellung kommt, von Theaterpomp, Scenenwechsel, räthselhaften Erscheinungen beinahe erdrückt wird. Da Johanna unter dem Einfluß des Schicksals steht und zwei Mächte, der Himmel und die Hölle, sich um sie streiten und auch sonst die Wundererscheinungen des Stücks durchaus nicht vollständig in die Subjectivität der Heldin zurückgeschlungen sind, so ist es erklärlich, daß die Jungfrau, IV, 1 ihr Schicksal nicht ganz und allein auf sich nimmt, sondern sich bald schuldig, bald unschuldig nennt. Ihre Buße zeigt sich im Dome zu Rheims. Sie sieht in dem ungerechten Volksgericht ein gerechtes Gottesgericht über ihre wirkliche Schuld, läßt das ungerechte Gericht ruhig über sich ergehen, schweigt zu allen Beschuldigungen und tritt so in die aufgegebene reine Abhängigkeit von den himmlischen Mächten zurück. Indessen ist ihre Buße ebenso innerlich, mystisch geheimnißvoll, romantisch, beziehungsweise so undramatisch wie ihre Schuld. Niemand versteht die Jungfrau; selbst Raimond erfährt von ihrem wirklichen Vergehen nichts. Unter freiem Himmel, in der Oede, kommt Johanna zu sich und wird wieder, was sie im Anfang war, das Kind der heiligen Natur. Das Heraustreten aus der Naivetät hat Johanna gebüßt; ebenso büßt sie die Liebe zu Lionel, die ein doppeltes Vergehen war, als Liebe

Digitized by Google

überhaupt und als Liebe zu dem Feind ihres Volks. Die Liebe findet nun keinen Anknüpfungspunkt mehr bei ihr, weder die zu Raimond noch die zu Lionel. Nun zeigt sie auch keine Spur mehr von unschlüssigem Zaudern und sinnendem Weilen; im rechten Augenblick stellt sie die Schlacht her. Sie hat nun ihre Aufgabe auf Erden gelöst und kehrt zur Maria zurück. Ihr Ende ist das Ende einer verklärten Siegerin, eine Himmelfahrt. So erhebt sich bei ihr naive Unmittelbarkeit zum Heroismus; in der Reflexion und der daraus entspringenden Liebe besteht ihre Schuld, und nach tief innerer Läuterung kehrt sie zur naiven Passivität und zum Heroismus zurück. Wie der Dichter damit Selbsterlebtes, Momente seiner eigenen Entwickelung dargestellt hat, ist klar.

Vorstehendes ist ein kurzer Auszug aus meiner frühern Abhandlung. Zu näherer Begründung bemerke ich jetzt Folgendes:

Großen Einfluß auf die allgemein verbreitete Auffassung von Schiller's Tragödie hat ein Brief ausgeübt, den Schiller 1801 an Böttiger geschrieben haben soll und den Böttiger in der „Minerva" für 1812 mittheilte. Dieser Brief gilt jetzt noch vielen Kritikern, z. B. Gödeke in der zweiten Auflage seiner Schrift „Goethe und Schiller", für echt, und auch Diezmann in seinem Werk: „Friedrich v. Schiller's Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse über sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften", 2. Aufl. S. 287, theilt ihn ohne irgend ein kritisches Bedenken mit. Palleske verwirft ihn als unecht; auch Hofmeister ist geneigt, ihn für halb unecht zu halten. Indessen wird es schwer sein, das Echte vom Unechten in diesen „handschriftlichen Geständnissen" auszuscheiden. Das Wahrscheinlichste dürfte sein, daß Schiller bisweilen mit Böttiger über seine Tragödie gesprochen, aber ihm keine „handschriftliche Geständnisse" zugestellt hat; denn in einem so vertrauten Geistes- und Gemüthsverhältniß stand Schiller nicht zu „Ubique", wie Böttiger im Goethe-Schiller'schen Briefwechsel heißt. Böttiger hat nun wahrscheinlich Eigenes und Schiller'sches auf eine ununterscheidbare Weise durcheinandergemischt. Jedenfalls darf er dem Kritiker nicht als zweifellose Autorität gelten. Mit Recht bemerkt Palleske: „Schiller spricht bei Böttiger von drei Plänen, welche er in Bezug auf die Jungfrau gehabt, und sagt, wenn es «die Zeit und das kurze drängende Leben» gestatteten, so würde er die beiden andern Pläne ebenfalls ausführen. In der That ein so herrlicher Gedanke, daß nur ein Böttiger ihn erfinden konnte. Ich frage meine Leser, ob ein Dichter, der bei jedem Stoffe so gewissenhaft nach der einen, nothwendigsten Form trachtete, nur den Gedanken denken konnte, dieselbe Heldin in drei verschiedenen Stücken vorzuführen, sie in dem einen als Hexe zu Rouen verbrennen, im andern als Heilige unter den Fahnen ihres Volks sterben, im dritten sie vielleicht gar weiterleben zu lassen." Wer weiß, wie zudringlich und vorwitzig Böttiger sich dem

Digitized by Google

Dichter näherte und wie satirisch dieser auf Böttiger's kritische Phantasien einging und ihn in seinen Träumereien bestärkte, ohne daran zu denken, daß Jahrzehnte nach seinem Tode dieses trübe Gemisch von Wahrheit und Dichtung immer noch den Rang von handschriftlichen Geständnissen einnehmen und die richtige Auffassung seines Stücks verhindern werde. Freilich spricht Schiller auch im Briefwechsel mit Goethe, er sei über das Schema seiner Tragödie noch immer nicht in Ordnung und habe noch große Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen; wäre aber Schiller's Ungewißheit so weit gegangen, daß ihm zwischen drei einander völlig widersprechenden Entwürfen ordentlich die Wahl wehe that, so hätte sich gewiß in dem Briefwechsel mit Göthe oder in dem mit Körner eine bestimmtere Spur davon erhalten. Hätte Schiller wirklich daran gedacht, das Mädchen als Hexe enden zu lassen, wie hätte er unterm 20. Juli 1800 an Körner schreiben können: „Auf das Hexenwesen werde ich mich sehr wenig einlassen, und soweit ich es brauche, hoffe ich mit meiner eigenen Phantasie auszureichen."

Eine Hauptschwierigkeit bildet der schwarze Ritter. Ueber ihn bemerkt der Brief an Böttiger: „Sollte es jemandem, der auf den Gang des Stücks nur einige Aufmerksamkeit richtet, zweifelhaft sein, daß damit der Geist des kurz vorher verschiedenen Talbot gemeint sei, der ja als Atheist der Hölle angehört?" Diese Erklärung ist nun fast allgemein geworden und findet sich auch in meiner oben angeführten Abhandlung. Palleske bemerkt darüber: „Es konnte Schiller nie in den Sinn kommen, unter dem schwarzen Ritter den Geist des eben gefallenen Talbot zu verstehen. Er ist nur das, wofür ihn Johanna erkennt: «ein trüglich Bild der Hölle, ein widersprenst'ger Geist!» u. s. w." Es ist schwer, hier eine Entscheidung zu geben. Auch für die Deutung auf Talbot läßt sich anführen: 1) die Worte der Jungfrau: «Hätt' ich den kriegerischen Talbot in der Schlacht nicht fallen seh'n, so sagt' ich, du wärst Talbot»; 2) die Worte des sterbenden Talbot können allerdings, wenn man will, atheistisch ausgelegt werden; Atomismus führt zu Atheismus; 3) im ganzen Stück sind die Engländer vorzugsweise kalte, gemüthlose Verstandesmenschen, Frankreich dagegen ist das Land der Romantik und der religiösen Begeisterung. Hingegen wäre gegen diese drei Gründe für Palleske's Auffassung geltend zu machen: 1) Johanna's Worte könnten in Schiller's Sinn auf subjectiver Auffassung beruhen, von der sie schnell wieder zurückkommt. 2) In einer frühern Scene, III, 6, rühmt Talbot die erhabene Vernunft, die lichthelle Tochter des göttlichen Haupts, die weise Gründerin des Weltgebäudes. Wenn daher sein eigentlicher innerster Herzensglaube durch die Niederlage der Engländer in ihm wankend wird, so ist ihm dies nicht zu verargen. Seine letzten Worte muß man nicht nothwendig atheistisch

Digitized by Google

fassen. Talbot will der ewigen Sonne die Atome wiedergeben, die sich in ihm zu Schmerz und Lust gefügt. Die Betrachtung der unter- und aufgehenden Sonne ist echt schillerisch. Sie spielt eine Rolle in seinem Erstlingswerk, in den „Räubern", sie kehrt im „Demetrius" wieder (Du ew'ge Sonne, die den Erdenball umkreist, sei du die Botin meiner Wünsche!) und der Dichter selbst starb, wie Rousseau, bei der Betrachtung der untergehenden Sonne. Hat darum Schiller atheistisch geendet? 3) Der schwarze Ritter selbst sagt gar nichts, was auf Talbot hinwiese. Ferner ist eine Höllenfahrt Talbot's durch nichts, weder durch ein Wort noch durch einen Theatereffect, wie etwa unterirdischer Donner, angedeutet. Im Gegentheil macht der einsam sterbende Talbot einen sehr erhabenen Eindruck. Die Engländer sind freilich als bloße Verstandesmenschen in der Religion geschildert. Doch ist, bei Talbot wenigstens, von einer vernünftigen Auffassung der Religion noch ein weiter Schritt zum Atheismus. Talbot nimmt in jeder Hinsicht unter den Engländern eine bevorzugte Stellung ein. Gründe und Gegengründe gegen einander abgewogen, fällt das Hauptgewicht doch auf Palleske's Ansicht, wonach unter dem schwarzen Ritter nicht Talbot, sondern überhaupt eine höllische Erscheinung verstanden werden muß. Die Erscheinung des schwarzen Ritters gehört zum romantischen Charakter der Tragödie und wäre nicht zu tadeln, wenn wir irgendwie darauf vorbereitet wären und den Zusammenhang mit der Anlage des Stücks klar vor uns sähen. Das plötzliche Hervorsteigen des Ritters aus der Erde aber wirkt sehr störend, und es ist begreiflich, wenn, nach mehrfachen Geständnissen, die Zuschauer bei seinem Anblick ein Gefühl namenloser Angst für Johanna ergreift. Daß wir gar nicht wissen, wer dieser Ritter ist, daß wir weder auf seine Erscheinung vorbereitet, noch nachher darüber aufgeklärt werden, weicht von dem gewöhnlichen dramatischen Gebrauch allzusehr ab.

Worin die Schuld der Jungfrau besteht, haben wir oben gesehen. Der pseudoschiller'sche Brief ist freilich anderer Ansicht. Da lesen wir: „Immer sind die Menschen, wenn sie auf der höchsten Spitze standen, ihrem Fall am nächsten gewesen. Das widerfährt von dieser Scene an auch der Johanna. Die Jungfrau muß, da sie ein Wort spricht, das die Nemesis beleidigt und wobei sie ihren Auftrag vom Himmel weit überschreitet: «Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert, als bis das stolze England untergeht» für solchen Uebermuth nothwendig büßen. Die Strafe folgt ihr in der Verliebung auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geistern zu streiten. Ein neuer Frevel gegen die heilige Scheu. Mehr wollt' ich damit nicht ausdrücken noch motiviren." — Ist dieser Brief wirklich von Schiller, so widerspricht der Dichter sich selbst; denn wie lautet der Auftrag, der Johanna von der Himmelskönigin geworden?

Digitized by Google

Du sollst
Den stolzen Ueberwinder niederschlagen;
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreich's Heldensöhnen
Und Rheims befrei'n und deinen König krönen.

Wer hat nun Recht, die Himmelskönigin, die der Jungfrau befiehlt, ihr Werk ganz zu vollenden, oder der schwarze Ritter, der sie warnt, nach Rheims zu gehen und ihr räth, mitten im Siegeslauf stillzustehen? Wie, soll die Jungfrau das Wort brechen, das sie dem König gegeben, sie wolle ihn durch tausend Feinde nach Rheims führen? Viele Kritiker übersehen ganz die grundlegende Bedeutung von Johanna's Monologen. Jedes Stück muß sich selbst erklären; wenn man aber, wie alle diejenigen Erklärer und Biographen thun, die den angeblichen Brief Schiller's im guten Glauben an seine Echtheit anführen, die Schuld der Jungfrau in irdischem Ehrgeiz und Eroberungssucht findet, so heißt dies an das Gedicht einen Maßstab anlegen, der diesem durchaus fremd ist. Ebenso verkehrt ist die Bemerkung, die Jungfrau begehre mit Geistern zu streiten; erst nachdem der Ritter, gegen den sie einen Streich zu führen versucht hatte, in die Erde gesunken ist, erkennt sie in ihm einen Geist der Hölle.

Daß auch die Liebe zu Lionel ein Sprung ist, haben wir schon gesehen. Man glaubt, Johanna habe die Verführung überwunden; aber sie wirkt nach; der Dichter sollte uns vorher ahnen lassen, daß auch Johanna für Liebe empfänglich ist. Wenn in einer ovidischen Verwandlung Venus den Spott über ihre Gottheit auf eine recht auffallende Weise dadurch rächt, daß der Spötter selbst von Liebe ergriffen wird, so finden wir dies begreiflich; aber die Jungfrau steht ja als virago von Anfang an unter dem Schutze der himmlischen Maria, Männerliebe darf ihre Brust nicht berühren. Johanna erscheint zuerst wie ein übernatürliches Wesen, und nun auf einmal — diese so schwach motivirte Liebe! Platen hat Recht:

Etwas weniger, Freund, Liebschaften, so wärst du beliebt zwar
Weniger, weil ja so sehr Thekla gefallen und Max.
Eins doch sind' ich zu stark, daß selbst die begeisterte Jungfrau
Noch sich verliebt furchtbar schnell in den britischen Lord.

Der genannte Brief weiß freilich auch hier Rath. Zwar die Bemerkung ist richtig, die Strafe folge ihr in der Verliebung auf dem Fuße nach; nur nicht die Strafe für vermeintlichen Ehrgeiz, sondern für die verlorene göttliche Blindheit, für ihr Zaudern und Stillstehen. Nun heißt es weiter: „Am Ende ist doch der ganze Handel mit dieser Verliebung, woran sich so viele ärgern, nur eine Prüfung. Nur die geprüfte Tugend — man erkundige sich nach jedem päpstlichen Proceß

Digitized by Google

vor einer Heiligsprechung — erhält die kanonisirende Palme." Wohl, Johanna soll als dramatische Person nicht in himmlischer Idealität verschweben, sie soll geprüft, sie soll schuldig werden. Aber warum gerade diese Prüfung, der sie der ganzen Anlage des Stücks gemäß gar nicht unterworfen sein kann? Und warum muß sie, die eines Dunois, eines La Hire Bewerbung entrüstet zurückgewiesen, plötzlich den Feind ihres Volkes lieben? Lag nicht der Gedanke näher, sie werde, durch höllische Geister geängstigt, in der Kriegführung lässiger werden, bis sie sich durch irgendeinen Vorfall zur alten Thatkraft erhebe? Merkwürdig, daß Schiller, wie Platen richtig bemerkt, so viele Liebschaften in seinen Dramen anbringt; in keinem Stück aber greift die Liebe so störend und verwirrend in die Oekonomie des Ganzen ein wie in der „Jungfrau von Orleans."

Als das Vergehen Johanna's wird auch häufig, so z. B. von Cholevius, statt ihres Zauberns und ihrer Liebe angeführt, daß sie aus Liebe zu Lionel dessen Leben verschonte. Aehnlich äußert sich Hiecke. Aber wie konnte sie den Mann, zu dem sie in Liebe entbrannt war, tödten? Man beachte doch den Monolog der Jungfrau, IV, 1, genauer, der für das Verständniß des Ganzen von der höchsten Wichtigkeit ist. „Sollt' ich ihn tödten, konnt' ich's, da ich ihm ins Auge sah ꝛc.?" Den Unbewaffneten niederzustoßen, blos weil der Buchstabe es befahl, wäre teuflisch gewesen. Es ist merkwürdig, wie schief hier oft geurtheilt wird. So meint Hillebrand, die Worte der Jungfrau, III, 4: „Der Männer Auge schon, das mich begehrt, ist mir ein Grauen und Entheiligung", seien vermessen, und dafür werde sie gestraft durch die Liebe zu Lionel. Vermessen soll es sein, wenn Johanna dem Auftrag der himmlischen Jungfrau getreu bleibt und dies in etwas starken Worten ausspricht. Der Wahrheit ziemlich nahe kommt Moriz Rapp in seinem Werk: „Das goldene Alter der deutschen Poesie", wenn er sagt: „Die Jungfrau muß schuldig werden. Sie hat bisher ihr Geschlecht, die Natur verleugnet (das war ja ihre Aufgabe); dafür straft sie die Nemesis (?); warum aber bis daher nicht und jetzt eben? Darauf hat das Gedicht dramatisch keine Antwort; es ist ein für diesen Effect gespartes Motiv Schiller's. Die strenge Schürzung des Knotens wird verschmäht; wir haben eine Oper in Worten. Daher wird auch ein Opernmotiv angewandt und ein Gespenst vorgeführt, folglich das historische Interesse in uns abgeschnitten. Streicht man die Scene mit dem schwarzen Ritter, so hat das Gedicht eine fühlbare Lücke und das Folgende ist nicht (richtiger: ist dann noch weniger) vorbereitet; läßt man sie stehen, so ist der historische Nimbus im Kern verletzt. Die Scene mit Lionel ist von einem schönen überwältigenden Pathos getragen und muß auf der Bühne sinnlich wirken; aber der unnatürliche Reiz beruht doch eigentlich nur

Digitized by Google

auf dem Umstand, daß die Scene auf der Umkehrung und Inconsequenz des ganzen Gedichts basirt. Das Stück will uns die Jungfräulichkeit der Johanna lebendig machen, und hier läßt sie die Dichtung auf einen Augenblick fallen". Vollkommen richtig! Nur hebt Rapp die Reflexion der Johanna nicht genug hervor. Schwab findet die Liebe zu Lionel unbegreiflich, weil sich Johanna in keinen bessern, vom Dichter bedeutender gehaltenen Helden verliebt; denn im Stücke sei Lionel eine Null. Diese Bemerkung ist nicht ganz unrichtig; die Liebe einer Heroine zu einem Heros wäre etwas weniger auffallend, aber immer noch auffallend genug und namentlich wenn der Heros zu den Feinden gehört.

Die plötzliche Erscheinung des Ritters und die plötzliche Liebe zu Lionel sollen einen romantischen Eindruck auf uns machen; aber auch eine „romantische" Tragödie ist an die allgemeinen Gesetze des Dramas gebunden. Man vergleiche, was Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie aus Anlaß von Voltaire's „Merope" über den Unterschied von Ueberraschung und Spannung sagt: „Was braucht der Dichter uns zu überraschen? Er überrasche seine Personen, so viel er will; wir werden unser Theil schon davon zu nehmen wissen, wenn wir, was sie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch so lange vorausgesehen haben. Ja unser Antheil wird um so lebhafter und stärker sein, je länger und zuverlässiger wir es vorausgesehen haben." Schiller hatte einen gewissen Widerwillen gegen Lessing's Dramen; was Lessing's starke Seite war, Motivirung und Composition, daran ließ es Schiller nicht selten fehlen. Lessing's scharfer kritischer Geist konnte auf Schiller's gern zielloss schweifende Phantasie nur vortheilhaft einwirken. Bei „Maria Stuart" hielt sich Schiller, wie wir aus dem Briefwechsel mit Goethe ersehen, an Lessing's Hamburgische Dramaturgie; bei der „Jungfrau von Orleans" hat Lessing's Geist nicht auf ihn eingewirkt, aber nur zu seinem eigenen Schaden. Man vergleiche Lessing's Urtheil über Voltaire's „Semiramis", wo das Gespenst des Ninus am hellen Tage auftritt. Hat sich Schiller mit dem Gespenst des schwarzen Ritters nicht etwas Aehnliches zu Schulden kommen lassen? Gewiß hätte Lessing über die Liebe zu Lionel ebenso bedenklich den Kopf geschüttelt wie Platen; eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή wäre ihm unbegreiflich gewesen.

Palleske sucht unsern Dichter zu rechtfertigen. Er sagt: „Johanna ist erschüttert, betäubt. Auf einmal steht Lionel ihr gegenüber, er, der schönste, kraftvollste (?) der englischen Führer, den sich die wilde Isabeau nicht ohne Grund zum Begleiter erbittet. Der Dichter hat mit einem feinen Zuge die nun folgende Regung Johanna's auch sinnlich motivirt. Johanna schlägt dem Gegner das Schwert aus der Hand, Lionel ringt mit ihr. Sie erfährt seine Männerkraft in dieser Berührung, wie

Digitized by Google

Brunhild die Kraft Siegfried's. Sie will ihn tödten, sie sieht dem Wehrlosen ins Antlitz und sein Anblick ergreift sie. Aber Lionel ist eine edle Natur, er verlangt den Tod:

> Nimm mir das Leben auch, du nahmst den Ruhm;
> Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.

Ich glaube, daß Johanna's Liebe zu Lionel nicht so unbegreiflich ist, wie Tieck meinte." Wie kann Palleske die epische Breite und die reiche Motivirung des Nibelungenliedes mit der knappen, blitzartigen, unmotivirten Darstellung unsers Dramatikers vergleichen, und wo ist in dieser ein mythisches Element? Nicht die Berührung Lionel's, nicht das Ringen mit ihm bringt den Umschwung in Johanna hervor, sondern der Blick. „Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an; mit blinden Augen mußtest du's vollbringen." Zudem ist Lionel kein Siegfried. Palleske's Ansicht ist nur eine Idealisirung der lächerlich realistischen Kotzebue'schen Auffassung, die ganze Katastrophe hänge einzig und allein von der mehr oder minder befestigten Schnalle an Lionel's Helm ab. Weiter sagt Palleske: „Daß Johanna das Leben ihres Gegners schont, wird durch den egoistischen Grund der Schonung zur Schuld, um so größer, je unbarmherziger sie den flehenden Walliser getödtet hat, um so tiefer als Schuld empfunden, je gewaltsamer ihre frühere Grausamkeit war." Ueber die Auffassung der Scene mit dem Walliser brauchen wir nichts mehr zu bemerken; Johanna's Liebe aber ist nicht niedriger Egoismus. „Sollt' ich ihn tödten, konnt' ich's ꝛc." Im übrigen hebt Palleske das Zaudern, den Verlust der göttlichen Blindheit gebührend hervor, übersieht aber, daß bei Johanna nicht die Liebe das Erste und das Zaudern das Zweite ist, sondern umgekehrt.

Es ist Schiller in der „Jungfrau von Orleans" dasselbe widerfahren, was er selbst an Goethe's „Egmont" tadelt. Er ist hinter der Geschichte zurückgeblieben, hat die Jungfrau zuerst auf die höchste Höhe des Ideals gehoben, um sie nachher, gegen alle Geschichte, gegen alle Ueberlieferung, gegen ihren ganzen Charakter, in die tiefste Tiefe zu stürzen. Er erhebt sie zuerst über ihr Geschlecht, um sie dann doch als der ganzen Schwäche ihres Geschlechts verfallen darzustellen. In der Geschichte war sie nicht schuldig, warum läßt Schiller sie schuldig werden? Sie ist überhaupt nicht eine dramatische, sondern eine epische Figur. „Bleibt sie in der höhern Sphäre der innern dämonischen Begeisterung, des politischen, aber frommen Fanatismus, so fehlen ihrer Einfachheit alle Fäden, die zu einem dramatischen Knoten und zu einer überraschenden Lösung unerläßlich sind. Wird sie durch eine Fiction in das Bereich menschlicher Leidenschaften und menschlicher Rührung herabgezogen, so muß sie von ihrer Höhe herabsteigen und den Heiligenschein

Digitized by Google

zerstören, den der Volksglaube um sie verbreitet hat."*) Die Jungfrau ist eine mittelalterlich-epische Figur; Schiller wollte sie in einen dramatischen Kampf verwickeln und griff daher zu dem beliebten Mittel einer Liebschaft. Eher noch mag der Dichter einen historischen Helden im Widerspruch gegen die beglaubigte Geschichte auffassen, wie denn z. B. der Schiller'sche Don Carlos den geschichtlichen Don Carlos beinahe verdrängt hat; aber einer so wunderbaren, halb der Geschichte, halb der Sage angehörigen Figur, wie Johanna, Züge leihen, durch die sie, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu einem gewöhnlichen Weib herabsinkt, bestraft sich selbst. Kein Mensch glaubt, daß Johanna geliebt und gar den Feind ihres Volks geliebt habe; es ist Schiller nicht gelungen, seine Erdichtung ins Volksbewußtsein einzuschieben.

Bei einer epischen Behandlung ergäbe sich der Krieg zweier Völker, eine mittelalterliche Ilias oder Aeneis, in der die Jungfrau als eine zweite Camilla nicht über, sondern neben andern Personen ihre ἀριστεία erhielte, ohne schuldig zu werden. Im Epos kann auch Johanna den wahrscheinlich mythischen, obgleich gewöhnlich für geschichtlich ausgegebenen Zug beibehalten, wonach sie nie einen Menschen getödtet haben soll. Karl Hase bemerkt mit Recht in seiner Schrift: „Neue Propheten", daß es schwer halte, sich vorzustellen, wie Johanna das Heer in der Schlacht geführt habe, ohne je einen Menschen umzubringen. Dieser Zug ist episch-mythisch; im Drama konnte ihn Schiller nicht wohl brauchen, und er verdient als Dramatiker keinen Tadel, daß er die Jungfrau ihr Schwert mit Blut beflecken läßt.

Nur ein Ausweg stand Schiller noch offen. Johanna hat, wie Hase sagt, viel tiefere Schmerzen erfahren, als Schiller sie leiden läßt. Es sind dies die Schmerzen, die sie in der Gefangenschaft zu tragen hatte, die Qual des Verhörs und der erzwungene Widerruf. Es lag nahe, die Jungfrau durch Reflexion, die in Zweifel an ihre göttliche Sendung überging, fallen zu lassen; die Liebe war dann völlig überflüssig. Ein Widerruf — wie dramatisch und zugleich geschichtlich! Aber auch so würde dieser Widerruf, weil durch Angst und Gemüthsverwirrung erpreßt, wenig Schuld auf sie werfen. Außerdem ist zu bedenken, daß in diesem Fall Schiller wohl ein psychologisch interessantes Drama geliefert, daß aber das heroisch-politische Moment darunter bedeutend gelitten hätte. So hat denn Schiller sich zwei Aufgaben gestellt: die Darstellung des Heroismus, des Kampfs für Freiheit und Vaterland, und zugleich den innern Kampf, die vorübergehende Verwirrung einer mittelalterlichen schönen Seele. Die erste Aufgabe hat er bewun-

*) Aus der augsburger „Allgemeinen Zeitung" von 1847, Juli, in der Recension des französischen Dramas: „Charlotte Corday".

Digitized by Google

dernswürdig gelöst, die zweite ist ihm mislungen, und der einschlägige Theil der Tragödie dient nur dazu, den ursprünglich sehr einfachen Plan zu kreuzen.

Uebrigens hat uns Schiller mit Recht eine Hexenverbrennung am Schluß erlassen; damit wäre er, nach Rapp's richtiger Bemerkung, ins bürgerliche Rührspiel zurückgesunken. Das bürgerliche Moment hätte eben dem politisch-nationalen — und dieses ist denn doch die Hauptsache — ungebührlich geschadet und gar zu leicht das ganze Auftreten der Jungfrau als vergeblich erscheinen lassen. Ein glücklicher, versöhnender Ausgang war geboten; Johanna mußte, nachdem Schiller ihre Entzweiung mit den Ihrigen dargestellt hatte, sich mit ihrem Volk und Könige versöhnen, damit diese der himmlischen Hülfe nicht unwürdig erschienen und die Begeisterung des Zuschauers durch den Gedanken an die Erbärmlichkeit der Menschen, für die sich Johanna opfert, nicht gar zu sehr abgekühlt wurde.

Ueber den Charakter der Jungfrau, dieser mittelalterlichen schönen Seele, habe ich mich in Herrig's „Archiv", XV, 351 fg., genauer ausgelassen, indem ich von dem Worte der Rahel ausging: „Ueber Christenthum und Religion weiß ich noch manches und in wiefern sie auf der Bühne auftreten kann. In jedem Fall ist es ein ganz anderes Stückchen als die gute und auch beliebte Jungfer Orleans; dieß Sujet meinte Schiller, und das Mädchen griff er" — Worte, die zum Theil aus dem Bisherigen ihr Licht empfangen. Ein Hauptfehler ist das Schlafwandeln der Jungfrau, das katholisch verbrämte Fatum, ihre mangelhafte Selbstbestimmung; in diesem Punkt ist Schiller sogar hinter den Anforderungen des Epos, wenigstens des homerischen Epos, zurückgeblieben. Ferner ist ihre Religion häufig bloße Phrase, gemachte Rhetorik. Auch hier, wie in der „Braut von Messina", befremdliche Religionsmengerei, z. B. „Ohne Götter fällt kein Haar vom Haupt des Menschen" neben dem Jesuskind, der himmlischen Maria, den Heiligen. — Unter den Wundern sind zwei: der schwarze Ritter und der Donner im Dome zu Rheims, ganz objectiv und unvermittelt gehalten und eben darum auch undramatisch. Der Auftrag an die Jungfrau, alles Lebende zu tödten, könnte an das alttestamentliche Verbannen mit der Schärfe des Schwerts erinnern. Damit hängt zusammen der schroffe Gegensatz zwischen einem auserwählten und einem gottlosen Volke.

Die Bedeutung der Einsamkeit haben wir schon hervorgehoben. Hier reifte die Anschauung der Jungfrau, hier sammelte und bereitete sie sich vor; die Einsamkeit ist eine Schwester der Religion, denn sie begünstigt die innere Sammlung, aber Johanna vermag diese Sammlung draußen in der Welt nicht zu bewahren. Hierher gehört auch die Ehelosigkeit der Johanna. Ihre Neigung ist ihr Volk, ihr Idealismus ist Nationalismus.

Digitized by Google

Diesem Ideal opfert sie in religiöser Begeisterung alles Irdische. Um so auffallender ist ihre Liebe zu Lionel. Schiller selbst sagt: „Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib." Er sagt dies von der Wissenschaft, es gilt aber auch von der Religion. Vgl. „Jungfrau von Orleans", III, 4, 129: „Ihr erblickt in mir nichts als ein Weib." Das ist die „gute Jungfer Orleans."

„Maria Stuart" ist in dramatischer Hinsicht viel gelungener als die „Jungfrau von Orleans" und bildet mit „Wallenstein" und „Tell" das Kleeblatt der eigentlich classischen Dramen Schiller's — und dennoch hatte die „Jungfrau" einen bei weitem größern Erfolg als „Maria Stuart". Der Zauber des Stücks und zugleich das ewig Wahre in ihm besteht in den Ideen des Vaterlands, des Rechts, der Freiheit und der Volksthümlichkeit. Je mehr diese Idee des Vaterlands und der Freiheit sich der Zuschauer bemächtigt, um so mehr werden darüber die übrigen Mängel des Stücks übersehen, um so leichter begreift sich eine Huldigung, wie sie dem Dichter bei der Aufführung in Dresden zutheil wurde. Die „Jungfrau von Orleans" ist außerordentlich theatralisch, aber ihr dramatischer Werth ist gering.

Verwundern muß man sich, daß Hoffmeister („Schiller's Leben" V, 302) sagt: „Die «Jungfrau von Orleans» nimmt nicht nur Fehlerlosigkeit für sich in Anspruch, sondern Schiller hat hier auch am besten seine Ideenwelt mit der Geschichte zu einer unzertrennlichen Einheit verschmolzen." Auch Viehoff nennt die „Jungfrau von Orleans" in einer eigenen Monographie „ein Meisterwerk." Ganz anders urtheilen Gervinus, Hillebrand, Vilmar, H. Marggraff. Einer der ersten Kritiker der Gegenwart äußerte mündlich gegen mich, Schiller's „Jungfrau von Orleans" sei dramatisch betrachtet beinahe das schwächste von Schiller's Stücken. Vernünftig ist das Urtheil Friedrich Notter's in seiner Schillerrede am 9. Mai 1862: „Weder Lessing noch Goethe, wären wahrscheinlich in die Fehler verfallen, in welche Schiller bei Schürzung der Katastrophe für jenes Stück aus der französischen Geschichte gerieth; aber weder der eine noch der andere hätte vermocht, mit gleicher Gewalt zum Gemüthe seines eigenen Volkes zu sprechen."

Man könnte eine wahre Musterkarte von verkehrten Deutungen anführen. Der Aesthetiker Joseph Bayer, der in seinem Werke „Von Gottsched bis Schiller", III, 259 fg., auf geistvolle Weise Schiller mit Shakspeare (in „Heinrich VI", I) vergleicht, findet die Schuld der Jungfrau ebenfalls darin, daß sie sich mit Bewußtsein über das Gesetz der Natur stelle und für jede Regung der Sympathie unnahbar sein wolle; Thibaut habe recht, wenn er ihre Kälte gegen ihre Verehrer mit den Worten zeichne: „das deutet auf schwere Irrung wider die Natur"; die Liebe zu Lionel sei Strafe, indem die beleidigte Natur sich räche. —

Digitized by Google

Warum aber ist denn nach den Worten der Jungfrau im Monolog, die doch unmöglich auf Selbsttäuschung beruhen, ewige Jungfräulichkeit ihr ebenso vom Himmel aufgetragen, wie Vernichtungskrieg gegen England? Heißt dies einen Dichter aus sich selbst erklären? — Nach Rönnefahrt vollends (Löw's „Pädagogische Monatsschrift" 1852, 1, und „Schiller und Goethe" S. 98) hat Schiller der Romantik einen Spiegel nicht zur Verherrlichung, sondern zur Beschämung vorgehalten. Unter Romantik versteht Rönnefahrt „alles, was Misglaube, Aberglaube, Unglaube heißt, Unsittlichkeit und Sittenlosigkeit, Wüstenei, Unklarheit, Verwirrung, Gegensätzlichkeit und Unmenschlichkeit der Begriffe und Handlungsweisen"!

Das Herz als Quelle großer Thaten, die mittelalterliche Weltanschauung als Mutter der Tapferkeit und des Thatendrangs ist vielmehr das Thema des Stücks, das mit der Vorrede zu „Verlot", mit den Distichen: „Die Johanniter", endlich mit dem Aufsatz „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" zusammengehalten werden muß, wenn man erkennen will, was Schiller darstellen wollte. Freilich ist infolge zweier entgegengesetzter Fehler, nämlich einerseits der einem Dramatiker unerlaubten Ueberspannung dieser mittelalterlichen Weltanschauung, andererseits des unbefugten Eindringens der modernen Reflexion und des erkältenden Zweifels, die Ausführung hinter dem Willen weit zurückgeblieben. Jedes Gedicht muß sich aus sich selbst erklären; ich habe diesen Grundsatz zu befolgen gesucht, und wenn sich auch keine hinlänglich mit sich selbst vermittelte, befriedigende Einheit des Dramas construiren ließ, so glaube ich doch, den Dichter nicht mit seinen eigenen Aussagen in ein und demselben Werke in ein so schreiendes Misverhältniß gesetzt zu haben, wie sich dies die meisten Erklärer erlauben.

Literatur und Kunst.

Neue Judengeschichten von Kompert.

Leopold Kompert in Wien, der Verfasser von „Ghettogeschichten", „Böhmische Juden", „Am Pflug" ꝛc., scheint die Schilderungen aus dem Leben und der Geschichte des israelitischen Volks zu seiner literarischen Specialität gemacht zu haben; denn auch die Novellen, welche er kürzlich unter dem Titel „Geschichten einer Gasse" (2 Bde., Berlin, Gerschel), erscheinen ließ, bewegen sich sämmtlich, sieben an der Zahl, auf dem Boden des jüdischen Familienlebens.

Kommt es zunächst darauf an, über des Verfassers ganze Art und Weise, in der er Novellen schreibt, zu urtheilen, so müssen wir dieselbe im allgemeinen eine durchaus angenehme und behagliche nennen. Leopold Kompert

Digitized by Google

weiß seine Leser anzuziehen und zu fesseln. Meist versteht er sehr glücklich, eine interessante Anknüpfung zu wählen und dadurch von vornherein Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erwecken. Das Thatsächliche nach Gebühr hervorhebend, versäumt er doch darüber nicht ganz die Betrachtung; er besitzt im Gegentheil — und das ist vorzugsweise an ihm zu rühmen — die Kunst: beides wohl zu vermitteln und durch diese Vermittelung Gebilde zu schaffen, die in Stoff wie Behandlung harmonisch ausgeglichen erscheinen. An letzterer dürfte hier und da eine gewisse Ueberschwenglichkeit des Ausdrucks und eine nicht immer passende Jagd nach Bildern und Gleichnissen zu rügen sein. Das Lebensglück eines Menschen „als willkommenen Fang dem Fischer Unglück zuwerfen lassen", ist z. B. eine sehr gesuchte Vorstellung, und die Redensart: „Der ewige Weltgeist wußte, was in diesem gefolterten Herzen vorging", ein wenig zu hochtrabenden Stils für einfache, kleine Geschichten. Will man im Gange dieser einen Tadel begründen, so möchte er wol darin liegen, daß der Autor sich nirgends recht zu entscheidenden Conflicten verstehen kann, sondern stets beflissen ist, Katastrophen damit aus dem Wege zu gehen, daß er die Contraste nicht aufeinanderplatzen, sondern durch sittliche und moralische Compromisse sich in die Unendlichkeit hinein vertagen läßt.

Als Beleg hierfür können wir „Christian und Lea" anführen, eine Erzählung, in der uns die Liebe geschildert wird, die sich zwischen einem jüdischen Mädchen und einem christlichen Jüngling entsponnen und welche unser Schriftsteller zu keinem andern Austrage zu bringen weiß, als daß er Lea und Christian im hohen Greisenalter zusammen in ein Haus ziehen und darin in platonischer Vereinigung leben läßt, jedes von ihnen seinem Glauben und den Satzungen desselben treu bleibend. Christian ist als Kind von Lea's Aeltern bei einer Ueberschwemmung gerettet und von ihnen erzogen worden, ohne daß man je ein Attentat auf seine Religion unternommen. Die Kämpfe zwischen Lea's Vater und Mutter bezüglich der Erziehung sind psychologisch sehr werthvoll geschildert und legen wesentlich Zeugniß für die Begabung des Schriftstellers ab. Aber eben: je bedeutsamer, je interessanter und fesselnder jene Schilderung, um so mehr ist mit innerer Nothwendigkeit eine tragische Gipfelung des Stoffs geboten, während die Novelle, wie sie jetzt vorliegt, sich im Sande verläuft.

Im großen und ganzen schafft unser Novellist mit zu bemerkbarer Vorliebe in conciliantem Geiste. Bewegen und rühren ist seine Sache, nicht innerst ergreifen und erschüttern. Ein Blick auf die einzelnen Geschichten kann uns das sofort beweisen.

Wir haben da zuerst „Die Jahrzeit" (der Todestag geliebter heimgegangener Menschen). Kompert schildert hierin einen Juden Jakob Löw, dem fünf Knaben gestorben und nur ein Mädchen übrig geblieben ist, in der „Jahrzeit" auf seinem wie auf dem Grabe seiner Frau den „Kadisch", ein jüdisches Gebet, zu beten. Dieses Mädchen, „Blümele" genannt, wünscht er seinem Brudersohn Maier, wegen der Beweglichkeit seiner Hände der Vierhändige geheißen, zur Frau zu geben. Blümele jedoch vergeht sich mit einem ungarischen Juden Jaques, einem hübschen Kerl, aber einem Windbeutel, und um nicht Schande zu erleben, muß Jakob Löw sie an ihn verheirathen. Seitdem aber ist sie auch todt für ihn; er will nichts mehr von

Digitized by Google

ihr wissen, und als bald danach sein Weib gestorben, führt er ein vereinsamtes, trauriges Leben. Kompert schildert meisterhaft die Nacht vor der „Jahrzeit" der gestorbenen Frau. Es ist eine dämmerige Mondnacht; in Jakob Löw's Hofe heult der Hund und draußen vor dem Thor desselben vernimmt man ein leichtes Stöhnen und Weinen. Es rührt von Blümele her, die ihr Mann schnöde verlassen und welche nun bettelnd und barfuß nach Hause gewandert ist, um ihr Söhnlein „Kadisch" auf dem Grabe der Mutter beten zu lassen. Der vierhändige Maier findet sie, nimmt sie zu seiner Mutter und trägt Blümele's Kind, nachdem er es beten gelehrt hat, zur Ruhestätte der Mutter, wo dann der alte Löw von der rührenden Stimme des Kleinen zur Versöhnung geneigt und gebracht wird. Das Ende vom Liede ist, daß Blümele das Weib Maier's mit den vier Händen wird.

Die zweite Geschichte „Die Seelenfängerin" (jüdische Krankenpflegerin) behandelt den Conflict zwischen zwei israelitischen Ehegatten, von denen der Mann, seiner Religion abhold, sich dem Christenthum zuneigt, während die Frau bei ihrem Glauben beharrt. Nachdem sie einen Sohn verloren und dessen Grab, das der Vater, dem jüdischen Gebrauch zuwider,. schön mit Blumen geschmückt, von orthodoxen Händen dieses Schmuckes beraubt worden, sucht jener die Mutter zu seinen Anschauungen herüberzuziehen. Da ihm das aber nicht gelingt, geht er in die Fremde, wo er später, der Sage nach, als Christ gestorben, während die Frau, ihrer Kirche treu, zur „Seelenfängerin" des Ghetto wird. Auch hier, wie man sieht, ist der Verfasser dem Zwiespalt noch ziemlich bequem aus dem Wege gegangen.

Die dritte Novelle „Gottes Annehmerin" darf als eine der besten gerühmt werden. Ein Bruder hat darin den andern, oder vielmehr dessen Tochter betrogen. Josel war irgendwo zu Schaden gekommen, und als er von der alten Chaze, die das Volk der Judengasse „Gottes Annehmerin" nannte, gepflegt, zum Sterben kam, rief er krampfhaft mehrmals: „Die Thür, die Thür!" — Die Thür! Was konnte er damit meinen? Niemand wußte es, auch die Chaze nicht. Aber sie wollte es wissen; sann deswegen Tag und Nacht und endlich errieth sie es. Josel hatte sich ein kleines Vermögen zusammengespart und den Ort, wo er es aufbewahrt, mit Kreide auf die Thür geschrieben. Zender, der Bruder, von der Gier nach dem Schatze gestachelt, wischte die Schrift weg und eignete das Erbe sich an. Chaze, Gottes Annehmerin, ruht nun aber nicht eher, als bis sie nach langen Jahren den Habsüchtigen seiner Schuld überführt und dazu gebracht hat, die Summe Josel's Tochter, die sie selbst erzogen, wieder einzuhändigen.

Schwächer dagegen ist die Erzählung „Die Augen der Mutter", denn obschon sie einzelne, tief ergreifende Momente hat, so tritt doch gerade das daraus nicht recht bedeutsam heraus, was ihr den Titel gegeben: die Augen der Mutter. Gudule hat gegen den Rath des Vaters einen Spieler geheirathet, der, nachdem er seiner Leidenschaft eine Weile Zaum und Zügel angelegt, ihr um so widerstandsloser verfällt und ins Gefängniß wandert. Währenddem stirbt die unglückliche Mutter und hinterläßt zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die sich mühsam, aber rechtschaffen durchs Leben schlagen. Als der Vater frei geworden, kommt er zu den Seinen, aber nur,

Digitized by Google

um sie zu bestehlen und mit dem Gestohlenen wieder zu spielen. Gerade wie er bei nächtlicher Weile mit dem Raube davon will, erscheint die Tochter „mit den Augen der Mutter", die dem Mann immer fatal und fürchterlich waren, in der Thür und schmettert mit ihrem Blicke den Schuldbeladenen zu Boden, der nachher in sich geht und sich bessert, was sehr tröstlich und befriedigend ist, aber die Wirkung der Novelle einigermaßen abschwächt, da diese entschieden auf einen tragischen Ausgang angelegt und zugeschnitten scheint.

„Christian und Lea" haben wir bereits besprochen. Die darauffolgende Geschichte „Die beiden Schwerter" gehört zu den spannendsten und ergreifendsten unsers Autors. Sie spielt unter Joseph II. und ist durch dessen Toleranzedict veranlaßt. Begeistert davon, hat ein jüdischer Jüngling sich taufen lassen, der aber später zum Judenthum zurücktritt und so in Conflict mit dem Gesetz und Geist jener Tage geräth. Der Kaiser, zum Schiedsrichter von dem Geistlichen aufgefordert, der den Juden getauft, macht es wie unser Autor: er vertagt das Urtheil und hilft sich endlich dadurch aus der Verlegenheit, daß er den wieder Jude Gewordenen nach Amerika schickt. Abgesehen von diesem flauen Ausgange, ist die Erzählung geistvoll und mit so feiner Charakterisirung Joseph's geschrieben, daß es unmöglich ist, sie ohne tiefe Theilnahme zu lesen. Bei der Schilderung des Besuchs, den Kaiser Joseph dem Pfarrer macht, dürfte schwerlich ein Auge trocken bleiben.

Die letzte Erzählung „Der Karfunkel", der die Lebensgeschichte einer jüdischen Sängerin, Isabella Brodini, behandelt, will uns die unbedeutendste von allen, gezwungen und bei aller Abenteuerlichkeit doch durchaus gewöhnlich dünken. Wir ersparen uns deswegen, auf sie näher einzugehen. F. W.

Correspondenz.

Vom Rhein.

Ende Juli 1865.

Aus der Mode ist der Rhein wol noch nicht gewesen, seit die Welt steht, aber es scheint, als ob er von Jahr zu Jahr noch mehr in Mode käme, als bisher der Fall gewesen. Die Engländer möchten ihn allerdings vermeiden, seit der Kapitän Macdonald zur Strafe für Ungebührlichkeiten auf dem bonner Bahnhofe in das Hotel Zarnack wandern mußte, aber es nehmen doch nur wenige den Strich nach Italien über Paris. Der Rhein ist einmal Weltstraße und wird es täglich mehr. Man kann nicht eine Viertelstunde das Auge über seine grünen Gewässer schweifen lassen, ohne vier bis acht Dampfschiffe gesehen zu haben, und dazu laufen nun jetzt noch Eisenbahnen auf beiden Ufern, wie mühselig sie sich auch oft um die Felsen und durch die Felsen winden müssen.

Bei der regen Industrialisirung des Rheins hat seine Poesie indeß nicht Schiffbruch gelitten, sie tritt nur in durchaus anderm Kleide vor uns.

Digitized by Google

Lyrische Raketen werden natürlich noch täglich losgelassen, obwol einer der kölner Stadtpoeten vor einigen Jahrzehnten eine „Rheinfahrt" in Versen hat erscheinen lassen, die gewiß mehr Zeit und Mühe gekostet hat, als Poeten gewöhnlichen Schlages an ihre Verse wenden können, und die alle Poesie des Rheins zum Abschluß bringen zu sollen bestimmt schien. Das Buch ließ sich auch ganz gut, vorzüglich wenn man sich's vorher in ehrliche Prosa hat übersetzen lassen. Gegen diese abgetragene Poesie in Versen ist nun jetzt ein Poet in Linien und Farben in die Schranken getreten, ein Maler, einer jener unverwüstlichen und unerschöpflichen Lieblinge der Grazien und Musen, die gleichsam instinctmäßig alles, was ihnen nahe tritt, mit der Poesie zu übergolden verstehen, von der ihre Seele voll ist. Dieser „Poet ohne Worte" ist Professor C. Scheuren in Düsseldorf, ein Aquarellist vom reinsten Wasser und dabei ein so süßträumerischer Poet, wie sich das irgend mit dem rationellen, wir möchten fast sagen scientifischen Charakter seiner Compositionen vereinigt denken läßt. Sein großes Gedicht, von dem wir jetzt sprechen und für das wir uns nicht scheuen im aller weitesten Sinn Propaganda zu machen, heißt „Landschaft, Geschichte, Sage und Monumentales der Rheinprovinz" oder besser kurzweg Scheuren's „Rheinalbum" und ist eine Serie von 27 großen Aquarellen, die uns die schönsten Punkte des herrlichen vaterländischen Stroms, seiner Geschichte und Sage in anmuthendster Weise vorführen. Scheuren und Scheuren's Manier ist zu bekannt, als daß wir darüber Worte zu verlieren hätten. Dieses Werk führte er im Auftrage der Königin Augusta von Preußen aus, die es dem neuen Museum in Köln schenkte; jetzt läßt es der Kunsthändler Ed. Reymann, in prachtvollstem Farbdruck vervielfältigt, den Weg auf den Kunstmarkt antreten — gewiß ein gewagtes Unternehmen, denn der Preis ist kein geringer: 72 Thaler. Die Zahl der Abonnenten soll indeß bereits die kühnsten Erwartungen des Künstlers und des Verlegers übertroffen haben, sodaß wir froh sind, keine Stockung im Erscheinen der einzelnen Lieferungen fürchten zu dürfen. Freudig stimmen wir mit dem Vorredner des Werks überein, daß es nicht blos den Stempel künstlerischer Vollendung auf jeder Tafel und in jeder Linie zur Schau trägt und, wohin das Auge trifft, überreich ist an den mannichfachsten einzelnen Wahrzeichen, sondern daß es auch überall durchweht ist von jenem süßen Zauberhauche der Poesie, über den nur der geborene Dichter Herr ist. Wer nun hinfort an den Rhein kommt, wird unter den Sehenswürdigkeiten Kölns auch des Rheines schönstes Abbild und seine genialste Verherrlichung aufsuchen, und wer an seine Liebe 72 Thaler wenden will, wird ihr durch kein passenderes Reiseandenken seine Huldigung darbringen können als durch dieses Album. Es gilt dem deutschen Rhein, dem Könige der Ströme, denn „wo fließt ein Fluß, wie der Rhein, so erhaben still in alter Majestät seine Wogen rollend, an welchem andern Ufer spricht Geschichte und erzählt Sage so eindringliche und wunderbare Dinge, wo spiegeln sich reizendere Landschaften, edlere Kunstdenkmäler alter und neuer Zeit in den Fluten wider, als in des Rheines Fluten? Und wohin lieber pilgert der Fuß des Wanderers, welches Standes er sei und welcher Heimat er sich rühme, als an den Rhein?" — Wir wollen noch erwähnen, daß, außer dem Titelblatte, Köln, Bacharach, Bonn und Schloß Elz bereits erschienen sind und daß eine Reihe wackerer düsseldorfer Künstler

Digitized by Google

mit der weitern Reproduction dieses großartigen Kunstwerks auf das eifrigste beschäftigt sind.

Nachdem wir durch den Hinweis auf Scheuren's Rheinwerk unsere Leser zur Genüge an den Rhein gezaubert haben, wollen wir mit ihnen nach Köln pilgern. Was gibt es Neues in Köln? Täglich weitere Fortschritte am Ausbau des Doms, aber noch immer keinen neuen Erzbischof; täglich weitere Fortschritte in politischer, industrieller und jeder andern Ausbildung des Bürgerthums, und nun ein Scheitern des den Abgeordneten bereitet gewesenen Dankfestes, das ein Unicum in der Weltgeschichte ist und hoffentlich bleiben wird. War denn unter den gescheiten Freunden der Herrenhäusler nicht Einer, der die Courage hatte zu sagen: „Laßt sie zusammen essen und trinken im Gürzenich, wo das trockene Couvert 6 Thaler kostet, lasset sie Reden reden, lasset sie mit sechs oder sechs mal sechs Dampfschiffen nach Rolandseck fahren und wieder essen und trinken und Reden reden, dann glauben sie eine große demokratische That vollbracht zu haben, und halten wieder eine Zeit lang stille, aber — verbietet ihnen den Ulk nicht, denn mehr kann es nicht wol werden, selbst wenn Mercur nicht so hoch in seiner Gasröhre säße, höhnisch herabschauend auf die Velleitäten der stark schwitzenden Sterblichen." Aber das Verbot ist ein fait accompli geworden und das Nichtfest hat in das demokratische Lager viel mehr Kräfte hinübergeführt, als das Fest mit allen Reden und Toasten, mit Böllern und Bannern jemals vermocht hätte. Ueber die ungezogenen Witze und wohlgezogenen Ritterschläge, die es geregnet hat und regnet, will ich mich nicht verbreiten, die Rheinländer sind in Witzen und Schnurren unerschöpflich und der Bürgermeister von Longerich ist „geaicht" — aber nicht die Aufregung des Volkshumors ist das Bedenkliche bei der Sache, sondern die stets neue Erweckung ernst gemeinter Unzufriedenheit bei den Bessern und den Denkern im Lande.

Gestern habe ich, um Ihnen darüber berichten zu können, der Enthüllung des Arndt-Denkmals beigewohnt. Ueber das Denkmal kann ich kurz sein: es ist wieder ein Meisterwerk Affinger's und zeigt uns den wackern Alten, wie wir ihn tausendmal gesehen haben, d. h. in größter Aehnlichkeit und in durchaus würdevoller Haltung, mehr belehrend als beredend, und dabei den Ausdruck der Festwilligkeit in jedem Zuge. Daß man in Bonn die Gelegenheit benutzt hat, den weltbekannten „Alten Zoll" auf Kosten des deutschen Patriotismus fein säuberlich herzustellen, heißt man klug, ebenso daß preußische Polizeibeamte dem Festcomité angehörten. Ob Arndt selbst eine solche Enthüllungsfeier seines Ehrendenkmals gutgeheißen hätte, ob die deutschen Männer, welche die 43000 Thlr. zur Herstellung des Denkmals beisteuerten, mit einem solchen Feste einverstanden sein werden, will ich nicht untersuchen; wir wollen zufrieden sein, daß auf dem Steinsockel außer Namen und Jahreszahl die Worte stehen: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" und

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte!

Zu einem der Festredner war Herr von Ammon gewählt, ein altliberaler Veteran und aus dem Arndt'schen Freundeskreise, der die ihm gewordene verantwortliche Aufgabe gut genug löste, verzüglich indem er bemerkte, Zeit-

Digitized by Google

umstände machten es ihm unmöglich, ganz so zu sprechen, wie es wol sach- und zeitgemäß wäre. Demgemäß pries er Arndt zunächst hauptsächlich — um ein kurzes Wort zu gebrauchen — als Franzosenfresser, der wesentlich dazu beigetragen, den Usurpator zu stürzen und dem — preußischen Vaterlande die ihm vom Geschick bestimmte Stellung und Kraft zu geben. Nach Niederwerfung der Franzosen würde Arndt, wenn das von ihm abhängig gewesen wäre, vieles anders und besser gemacht haben, aber es sei eine nachhaltig böse Reactionsperiode auf die blutigen Siege gefolgt und Arndt selbst sei ein Opfer derselben gewesen. Man habe ihn schmählich entsetzt und in kränkende Untersuchungen verwickelt, man habe ihn in Unehre zu bringen gesucht, um ihn unschädlich machen zu können, man sei so weit gegangen, in sein Privatleben mit ruchloser Hand einzugreifen — alles wie jetzt und wie wir es täglich erleben müssen. Dann kam der Redner auf das Jahr 1840, wo Friedrich Wilhelm IV. ihn wieder in alle geraubten Ehren eingesetzt habe, wo wieder seine Liederfrage um das deutsche Vaterland vor seinem Hause habe gesungen werden dürfen. Schreiber dieses studirte damals in Bonn. Von Poppelsdorf aus veranstaltete er dem alten Herrn die erste Serenade, es wurde natürlich das Vaterlandslied gesungen, und dann war es rührend zu sehen, wie zitternd der damals schon Ueberalte uns Freunden der Reihe nach die Hand drückte und von der bessern Zeit sprach, die jetzt beginnen würde. Aber er hat sie nicht erlebt, und es ist die Frage, ob mancher von uns Jetztlebenden sich ihrer erfreuen wird. — Als der Redner danach es besonders betonte: „denn Recht muß doch Recht werden", wurde unter den Anwesenden ein künstlicher Beifallssturm erregt, der aber nicht recht ziehen wollte und während dessen man deutlich die Worte vernahm: „dauert aber oft sehr, sehr lange!"

Um die Abfassung des Festliedes hatte man unsern stets liebenswürdigen Karl Simrock gebeten, aber es war mehr classisch schön als lyrisch und sangbar ausgefallen, weshalb es denn auch beim Vortrage keine sonderliche Wirkung machte. Schon die Einleitung ist etwas dunkel. Sie lautet bekanntlich:

Des großen Mannes Erdenwallen
Verkümmert oft des Edeln Werth — —

Und das soll nun gar noch gesungen werden! Ich sprach den Dichter nachher auf dem Marktplatze und meinte scherzhaft, den Gedanken habe Hoffmann von Fallersleben verständlicher ausgedrückt:

Mach' dich verdient um's Vaterland,
So wirst du — ausgehau'n — —

worauf er denn nur mit seinem behaglichen Lächeln und Schmunzeln erwiderte.

Die Festfeier war trotz mancher Anstrengung dünn, wozu das Verbot des Abgeordnetenfestes beigetragen haben mag. „Die Zeitumstände!" hieß es von allen Seiten, und so suchte man sich mit dem zu begnügen, was eben noch möglich zu machen gewesen war. Auch die Studenten waren nur durch Deputationen vertreten, und überhaupt kein animus bei der Sache. Von den Veteranen waren viele von der Last der Jahre gebeugt, mehrere aber auch gewaltig von der Last der Orden, die von ihrer Brust niederhingen. Was will das aber heißen, 12—16 Orden, wenn wir uns von

Digitized by Google

einem hier weilenden Beamten der Firma Rothschild erzählen lassen müssen, daß Meyer Karl Rothschild einen eigenen Kasten hat anfertigen lassen, in dem er die ihm ertheilten Orden bewahrt, „mindestens 300 Stück“!

Dem Festdiner und seinen Toasten zog ich es mit meinen Freunden vor aus dem Wege zu gehen. Wir suchten eine schattige Laube auf und plauderten von den sogenannten Freiheitskriegen und der schönen Begeisterung, die damals alle Gemüther gleichmäßig erfüllt und gehoben habe. Ein wackerer Veteran saß zwischen uns und gab die Begeisterung zu. Auch er hatte der Sache des Vaterlandes und der Freiheit seine Carrière geopfert und schlägt sich mit einer kleinen Pension durch, „aber“, sagte er, „eine ganz richtige Vorstellung von jener großen Zeit mit ihren geheimen Leiden hat man heutzutage, wie ich merke, doch nicht. Da ist gar vieles geschehen, was in den Büchern absichtlich oder unabsichtlich verschwiegen wird. Wie erbärmlich ging es nach der Schlacht bei Waterloo während der zweiten preußischen Campagne in Frankreich oft zu! Blücher, bei dessen Stabe ich mich befand, wollte wol direct nach Paris; es ging aber nicht, wie er wollte, und so war während der ewigen Kreuz- und Querzüge seine Stimmung oft eine außerordentlich trübe, wahrhaft verzweiflungsvolle. Einheitliche Aufstellungen und Märsche der Truppenkörper waren im höchsten Grade erschwert. Man zog oft in ganz vereinzelten Corps, was von den Franzosen dann nur allzu häufig zu glücklichen Angriffen, zu Zersprengungen, ja zum eigentlichen Aufreiben der Corps benutzt wurde. Und die Bemühungen des alten Herrn, diesem Unwesen zu steuern, scheiterten an den Schwierigkeiten, auf welche Truppenbewegungen in Feindesland so leicht stoßen, oft ohne directe Schuld der einzelnen, noch häufiger aber an der Widersinnigkeit und Unklarheit der Befehle aus dem Hauptquartier. Blücher liebte es damals, sich mit seinem Stabe bei den zuletzt ziehenden Regimentern aufzuhalten. Bei dem Dorfe Jean-Beaupère in der Nähe von Etoges Anfang Februar 1815 war dies auch der Fall. Nur einige schlesische Infanterieregimenter waren in unserer Nähe, als sich plötzlich auf beiden Flanken französische Cavalerie zeigte. Ein dergender Wald war unweit, aber nicht mehr erreichbar. Während nun unsere Landwehren sich zusammenziehen, reitet Blücher beiseite und — man sieht ihn nicht wiederkommen. Umsonst fragt und sendet man nach ihm. Gneisenau und Nostitz sind außer sich und schicken eine Ordonnanz nach der andern, ihn zu suchen und zurückzubringen. Wir Jüngern hatten es nur allzu gut gesehen, daß er auf die feindlichen Vorposten losgeritten war — wir konnten nicht umhin, uns zu gestehen, er wolle sich in seiner Desperation den feindlichen Kugeln preisgeben. Sagen durften wir das nicht, aber jeder schien es zu wissen. Endlich war der Alte wieder da, die Ordonnanzen in gemessener Entfernung hinter ihm. Wir athmeten wieder leichter auf und hörten es gern, als Nostitz unser aller Gefühlen Ausdruck gab. «Allerdings», sagte er, «wenn Excellenz sich hier todtschießen lassen wollen und eines unrühmlichen Todes sterben, so werden wir den Erbfeind niemals vernichten und nie nach Paris kommen. Dann werden wir alle wenig Ruhm erndten und wären besser daheim geblieben.» — «Nur stille, Kinder», war die halb verlegene Antwort des Alten, „ich bin ja wieder da und will alles wieder gut machen. Es muß ja doch zuletzt wol glücken!» — In demselben Moment wurde

Digitized by Google

von unsern Regimentern das erste Quarré geschlossen und der Stab nach allen Seiten hin gegen die heranstürmenden Reiter, deren Zahl über 7000 betrug, durch dichte Menschenmauern geschützt. Die Angriffe waren äußerst erbitterte und erfolgten beiderseits gleichzeitig. Aber die wackern schlesischen Landwehren wichen und wankten nicht. Die heranbröhnenden Geschwader verführten nicht Einen, vorzeitig zu feuern. War aber die drohende Masse in Schußweite, erscholl das Commandowort, so fielen auch alle Schüsse wohlgezielt, und so schnell sie gekommen, so schnell stäubten Roß und Reiter wieder ins Weite. Dieser Augenblick wurde rasch benutzt, um den Wald zu gewinnen, aber dreimal wiederholte der Feind seine Angriffe, dreimal mußten wir uns in unserm Quarré sicherstellen, und jedesmal war es kaum geschlossen, als auch schon der neue Ansturm erfolgte, der Feind heranbrauste. Für einen Nichtsoldaten ist es kaum möglich, sich die Empfindung in ihrer ganzen Mächtigkeit klar zu machen, die jeden, den einen mehr, den andern weniger, in den kurzen Minuten beherrscht, wenn die Heersäulen zur Quarréformation zusammengezogen werden, die letzte Oeffnung geschlossen ist und nun nach allen Seiten hin Front gemacht wird. Jedes Gewehr ist geladen. Keine Faser zuckt, kein Laut ertönt, allgemeine äußerste Spannung und Erwartung, und von drüben her das Getöse und die Wucht des heranbrausenden Feindes. Das Erdreich zittert. Man glaubt, der Feind müsse durchbrechen — kann ein Bergsturz durch Flintenschüsse aufgehalten werden? — Da — Feuer! Nun die wilde Flucht der Reiter! Sie schwanken. Sie versuchen den Angriff nochmals, an andern Stellen, jetzt hier, jetzt da. Aber überall starren ihnen die Bajonnete entgegen und schon haben die hintern Glieder wieder geladen. Wieder Feuer und wieder vereinzeltes Stürzen von Roß und Reiter, Umherirren herrenloser und blessirter Pferde. — Die außerordentliche Bravour der Schlesier, die Richtigkeit des Commandos, die Schnelligkeit in der Bildung und Wiederauflösung der Quarrés, der wohlgeordnete Weitermarsch, das alles gab ein Gefühl weniger der Sicherheit, als des Glückes und innerlichster Freudigkeit, das unbeschreiblich ist. So kamen wir mit nur geringem Verluste endlich in den Wald, in dem die Reiterverfolgung aufhören mußte, und durch denselben bald wieder zu größern Truppenkörpern, bei denen Anfälle und Gefahren wie diese nicht vorkommen können."

Unser Veteran erzählte noch viel, auch von dem Ueberfalle im Schlosse von Brienne, wo man sich eben zu Tische gesetzt hatte, als die Kugeln durch die Scheiben flogen, und wo Blücher sich mit den Worten erhob: „Nur pomadig, Kinder!" Ich will die Geduld der Leser nicht länger auf die Probe stellen, aber ich gestehe, daß ich diese Geschichten lieber erzählen hörte, als den wenn auch noch so wohlgemeinten Phrasensalat der Toaste und Reden, der sicher bei dem Festdiner nicht gefehlt hat.

Ueber die Wirren innerhalb des bonner Universitätslebens schreibe ich in meinem nächsten Briefe. Sie sind heillos genug und hätten vermieden werden können.

Digitized by Google

Notizen.

Der als Tonsetzer sehr bekannte und populäre Graben-Hoffmann hat ein kleines Werk geschrieben, das sicherlich allgemeine Aufmerksamkeit bei seinem demnächstigen Erscheinen erwecken wird. Es betitelt sich: „Die Pflege der Singstimme und die Gründe von der Zerstörung und dem frühzeitigen Verlust derselben. Ein Wort für Alle, welche singen, singen lehren oder für Musik Interesse haben." Es zerfällt in folgende sechs Kapitel: 1) Allgemeine Grundsätze. 2) Die Schule und der Uebergang ins Leben. 3) Gesanglehre und Gesanglehrer. 4) Die Praxis. 5) Die Physiologie und Pflege der Stimme. 6) Der Männergesang.

Von Feodor Wehl wird bei Bruno Wienecke in Dresden ein kleines, sauber ausgestattetes Weihnachtsbüchelchen: „Der Mann der Todten", erscheinen, das die Schilderung einer Liebe zum Inhalt hat, die, auf den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele gestützt, sich in rührendster Weise zu einer ewigen gestaltet und auslebt.

Mit Ende der diesjährigen „Stagione" kam in Genua eine neue Oper, „Amleto" (Hamlet), von F. Faccio zur Aufführung, welche dort Furore gemacht haben soll. Der Feuilletonist der „Perseveranza" hält sich für berechtigt, die Hoffnung auszusprechen, „daß in dem jungen Maëstro endlich wieder ein Componist aufgetaucht sei, der die glänzenden Traditionen der italienischen Oper fortzusetzen das Zeug in sich habe". Auf den Fall hin, daß diese sanguinische Recensentenhoffnung sich bewähren sollte, wollen wir demnach nicht ermangelt haben, für unsere musikalische Welt von dem neuen Stern hier Act zu nehmen.

Im Kunstverlage von C. C. Meinhold u. Söhne in Dresden erscheinen lieferungsweise die transparenten Gemälde, welche der Festhalle des großen Sängerfestes als Decoration dienten, in sorgfältig ausgeführten Holzschnitten. Sie bieten Bilder von Schnorr von Carolsfeld, Leonhard Gey, Sachße, Ritscher, Gerlach, Pichart, Deimling, A. tom Dieck, Reinhold und Kirchbach und bestehen aus allegorischen Darstellungen deutscher Länder und Kronen, aus Personificationen von Lied, Märchen und Sage, und aus den Bildnissen von Uhland, Körner, Mozart, Beethoven, Weber und Mendelssohn.

* Schnorr von Carolsfeld, der dresdener Tenorist, welcher kürzlich gestorben, hat einen echten Sängertod gehabt. Die letzten Stunden auf seinem Schmerzenslager brachte er singend zu. Mit klarer, schöner Stimme ließ er noch einmal seine Lieblingsarien ertönen. Schwächer und schwächer werdend, endete sein Singen erst mit seinem letzten Athemzuge. Der Schwanengesang ist also doch kein Märchen!

Digitized by Google

Anzeigen.

In der Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen sind neu erschienen:

Ewald, H., Geschichte des Volkes Israel. Zweiter Band: Geschichte Mose's und der Gottherrschaft in Israel. 3. Ausg. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 16 Ngr.

Forschungen zur deutschen Geschichte. Herausgegeben von der historischen Commission bei der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. V. Heft 1. 2. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 4 Ngr.

Boetticher, C., Athenischer Festkalender in Bildern. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Moller, E., Die altlutherische Kirchenlehre von der Taufe, geprüft an der heiligen Schrift. Gr. 8. 8 Ngr.

Wittichen, C., Die Idee Gottes als des Vaters. Ein Beitrag zur biblischen Theologie, hauptsächlich der synoptischen Reden Jesu. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erſch und Gruber's Allgemeine Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

4. Cart. Jeder Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Von dieſem Werke erſchienen kürzlich der 77., 78. und 82. Theil der I. Section (A—G, herausgegeben von Hermann Brockhaus), die unter andern nachſtehende wichtige Artikel enthalten:

77. Graagaas von *Maurer;* Graal von *San-Marte* (*A. Schulz*); Grab von *Hasemann;* Gracchus von *Hertzberg;* Gradirwerk von *Reinwarth;* Gradisca von *Schreiner.*

78. Gradmessung von *Bruhns;* Graf von *Pernice;* Gramineen von *Garcke;* Grado von *Schreiner.*

82. Griechische Mythologie von *Petersen;* Griechische Kunst von *Bursian.*

Band 80. und die nächſtfolgenden Bände, welche die ſämmtlichen auf Griechenland bezüglichen Artikel behandeln, werden neben den Bänden 74 bis 79 hergehend veröffentlicht.

☞ Frühern Subſcribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, ſowie ſolchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günſtigſten Bedingungen zugeſichert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 33.** 17. August 1865.

Inhalt: Die Provence und die neuprovenzalische Poesie. Von **August Boltz.** — Zwei Volkslieder. Zu freier Uebersetzung von **Max Waldstein.** 1. Germine. 2. Der Ring Tonina's. Drei Gedichte von **Richard Kunisch.** — Literatur und Kunst. Zur Culturgeschichte des deutschen Mittelalters. (Die Prämonstratenser des zwölften Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nordöstliche Deutschland. Ein Beitrag zur Christianisirung und Germanisirung des Wendenlandes. Von Franz Winter.) — Correspondenz. Aus London. Aus Wien. — Notizen. — Anzeigen.

Die Provence und die neuprovenzalische Poesie.

Von

August Boltz.

„Jaufre Rudel, Prinz von Blaya, war ein sehr edler Mann; er verliebte sich in die Gräfin von Tripolis, ohne sie je gesehen zu haben, in Betracht ihrer großen Güte und Freundlichkeit, die er von den aus Antiochia kommenden Pilgern hatte preisen hören. Nun dichtete er viele schöne Lieder auf sie und setzte hohe Töne dazu. Aus Verlangen, sie zu sehen, nahm er endlich im Jahre 1170 das Kreuz und begab sich auf die See. Da überfiel ihn in dem Schiff eine schwere Krankheit, sodaß seine Reisegefährten ihn für todt hielten; indessen brachten sie ihn nach Tripolis in die Herberge. Man benachrichtigte die Gräfin davon und sie begab sich zu ihm an sein Bett und nahm ihn in ihre Arme. Er aber merkte, daß es die Gräfin war, und kam wieder zur Besinnung und pries und dankte Gott, daß er ihm das Leben gefristet, bis er sie gesehen. Dergestalt starb er in seinem 30. Lebensjahre in den Armen der Gräfin; sie ließ ihn in dem Tempelhause zu Tripolis ehrenvoll bestatten, und aus Schmerz über seinen Tod begab sie sich noch denselben Tag in das Kloster."

Digitized by Google

Diese dem provenzalischen Original wörtlich nacherzählte zarte, rührende Geschichte, die uns nichts berechtigt anders als ganz buchstäblich zu nehmen, trägt uns, wie der Wundermantel in Tausendundeine Nacht, hinüber in jene wundervolle Märchenwelt der Romantik, die wie eine mondbeglänzte Zaubernacht vor unserm Blicke ausgebreitet liegt, in jene Zeit der Liebe und des Gesangs, die noch heute den Sinn gefangen hält durch die Zartheit ihrer Lieder und die Gewalt ihrer Begeisterung — eine Zeit, deren Nachwirkung auf unser gegenwärtiges Fühlen und Denken noch immer einen größern Einfluß übt, als wir wähnen, der wir einen Theil der feinsten Empfindungen, der geläutertsten Begriffe, der zartesten Ausdrucksweisen verdanken, und die in unsern gesellschaftlichen Verhältnissen noch immer, zwar leise, aber unverkennbar durchklingt.

Auch die Scene der kommenden Vorgänge wird uns durch die Erzählung angedeutet. Wir befinden uns an den Gestaden der Rhône und der Durance, in einem Lande, wo im Winter statt der Tanne der fruchtreiche Oelbaum grünt, wo die Korkeiche ihre knorrigen Aeste ausbreitet und die glühende Granate blüht, wo der Rosenlorber baumhoch, die saftige Feige wild, der schattenreiche Carubier zu gebietender Höhe wächst, wo der glänzenden, erquickenden Frucht der glühenden Goldorange das tiefgesättigte Blättergrün zur Folie dient, kurz, in dem Lande der schönen, sanften und in ihren Gebirgspartien wiederum so wilden, hochromantischen Provence. Es ist das Land, aus welchem nach der Weltumstürzung, die den Völkerwanderungen folgte, zum ersten male in einer modernen Sprache der reichste goldene Liedersegen über die europäische Menschheit sich ergoß, allen übrigen Sprachen Europas sozusagen die Zunge lösend, daß sie, der Memnonssäule gleich, widerklangen von dem, was die Gemüther damals zu bewegen vermochte.

Es soll hier nicht das majestätische Gemälde jener Zeiten entrollt, nicht die edle Reihe der altprovenzalischen Sängergestalten an dem Auge des Lesers vorübergeführt werden, ich will nur davon sprechen, daß nach langem und starrem poetischen Scheintode das Dichterleben in der Provence aufs neue erwacht ist, daß es in verjüngter Sprache, aber in alter Kraft und Schönheit auferweckt wurde in einigen Elitegeistern, und daß einer derselben, der unlängst verstorbene Théodore Aubanel, ein schönes Buch voll tiefster, anmuthvollster Poesie hinterlassen hat, aus welchem ich einige wenige Dichtungen, leider nur in der Uebersetzung, mitzutheilen beabsichtige.

Um jedoch Aubanel's Gedichte, die durchaus ganz individueller Natur sind, richtig zu würdigen, erscheint es angemessen, vorher einen flüchtigen Blick auf die altprovenzalische Literatur zu werfen, auf ihre

Digitized by Google

Entstehung, die auf sie wirkenden Momente, ihren Inhalt, ihre Formen, ihre zeitliche und räumliche Verbreitung und die Einflüsse, welche von ihr aus über das ganze Abendland sich erstreckten. Wir werden ferner wohl thun, uns Land und Leute der Vorzeit und der Gegenwart etwas genauer anzusehen.

Der Name Provence, entstanden aus dem lateinischen provincia, worunter die Römer das ganze südliche Gallien begriffen, ist jetzt bekanntlich nur ein historischer, der außer in der Provence selber wenig und officiell kaum irgendmehr gebraucht wird. Er bezeichnet eine im südlichen Frankreich belegene Landschaft, die vormals noch das Gebiet der Garonne und die Nordhänge der Pyrenäen umfaßte, jetzt aber im Osten vom Flüßchen Var bis etwa Nimes gen Westen sich erstreckt, im Süden mit seinen reizenden Buchten und stattlichen Häfen ans Mittelländische Meer grenzt und im Norden etwa bis Montelimart reicht. Die Provenzalen selber wollen jetzt alles am rechten Rhôneufer Gelegene nicht mehr recht zur Provence gerechnet wissen, sodaß wir also die Rhône, an welcher die historischen Städte Avignon und Arles liegen und welche die aus dem Hochgebirge kommende Durance und einige andere kleinere Flüßchen in sich aufnimmt, als ihre gegenwärtige Westgrenze ansehen dürfen; ein mächtiger Gebirgsstock zieht sich von den östlich gelegenen Seealpen herüber nach Nordwest, mit einer gewaltigen Ausbauchung nach Süden.

Das Klima in den sonnigen Thälern und den blühenden, üppigen Küstenstrichen des Mittelmeers ist überaus mild und wonnig — wer kennte nicht Cannes, den Wallfahrtsort so vieler Leidenden, dessen Luft an Milde mit der Madeiras und Kairos wetteifert. In den Gebirgsstrichen hingegen ist es rauh und ungastlich, je nach der Lage und dem Zuge der Felsenketten. So fruchtbar und heiter die Ebene, so düster und wüst sind die Regionen der Felsenberge, in welchen Luchs und Wolf noch hausen. Man kann daher sehr wohl an Einem Tage aus den duftenden Olivenhainen und den lachenden Thälern, in welchen hohe Oleanderbäume, blühende Orangen und Citronen und vor allem der Baum der Provence, die Granate mit ihrer Purpurblütenflocke, im saftigsten Grün prangen, emporsteigen in die unwirthsamsten, dürftigsten Vegetationsgürtel, wo nur noch halbverwilderte Heerden ein karges Dasein fristen, hinauf bis zu den nackten, von Wind, Thau und Sonne zermorschten, in wild zersprengtem Geklüft emporstarrenden Zügen riesenhafter Felsrücken und Klippenschichten, die, spärlich von dürftigem Gestrüpp besprenkelt, das Auge blenden durch die Weiße ihrer steilen Gesenke, an denen das Sonnenlicht zurückprallt, um als greller, augenversengender Schein die gluthelle Atmosphäre zu durchleuchten.

Digitized by Google

Man wird denn auch von der Provence ganz verschiedenartige Eindrücke mit nach Hause bringen, je nachdem man sie zu Fuß mit dem Stab in der Hand oder zu Maulthier bergauf, bergab durchkreuzt und in den schlichten Bastiden der Landbewohner an ihrem einfachen Mahle theilgenommen hat, — oder ob man sie per Eisenbahn durchflogen ist, etwa von Nizza aus über Toulon, Marseille, Avignon, an dem immer gedeckten Tische der eleganten Stationsgebäude sich gütlich gethan, und dann in Paris bei den Trois frères provençaux des reichen, üppigen Landes gedenkt, welchem dieser berühmte Restaurant, um einiger Delicatessen willen, den Namen entlehnt hat.

Wenn ein französischer Reisender von der ganzen Provence sagt, sie sei une gueuse parfumée, so dürfte er das Rechte ebenso wenig getroffen haben wie jener andere, etwas überschwengliche Bewunderer derselben, der sie den jardin de la France nennt, oder gar unser Dichter, dem sie geradezu als „paradis" erscheint.

Ist auch der Boden des Landes trocken und staubig, so ist er bedeckt mit Myrten, Granaten, Orangen und Citronen, mit allen Gewächsen einer tiefsüdlichen Zone, die wenig Regen und heiße Temperatur vertragen. Nicht die Hälfte des Korns, das die Bewohner nähren soll, wird dort gewonnen, und von dem saftigen Wiesensammt der elsassischen Fluren, von der Frische der Pflanzen- und Gräserwelt, wie die Normandie sie dem Auge bietet, ist in der Provence keine Rede. Auf langen Strecken, und zwar nicht blos der Alpenregion, trifft man oft nur dann und wann auf vereinzelte grüne Oasen, umstanden von einigen Platanen und fächerzweigigen Ulmen, oder auf düstere Cypressenhaine und schattige Korkeichengruppen, welche den Eindruck der Dürre und Oede unterbrechen, den die Gegend von Montelimart bis Marseille im großen Ganzen dem Reisenden zurücklässt. Nur in der Nähe von Avignon bieten sich dem Auge recht artige Landschaften dar; allein diese Umgebungen der alten Residenz der Päpste verdanken weniger der Natur ihre wohlthuende Frische, als vielmehr den Bemühungen der frühern päpstlichen Verwaltung, welche die Wasser mit Sorgfalt sammelte und vertheilte, um dem Boden Fruchtbarkeit zu verleihen. Weiter ab davon nimmt die Landschaft, fast bis zur Küste hin, ihren sonnenverbrannten Ton, ihren kalkfarbenen Teint wieder an.

Hinter Marseille südwärts — die Alpenregion ausgenommen — ändert sich aber die Scene durchaus. Die Thallande bekleiden sich mit dem üppigsten Grün, die Vegetation zeigt ein lachendes Antlitz; der echte Jasmin, die Rose, die Myrte, Lavendel, Thymian, Rosmarin, der Cistus mit seinem zarten Roth und Weiß wuchern üppig umher und würzen die Luft mit ihrem balsamischen Blüten- und Blätterduft; mit Wohlgefallen schweift der Blick über alle die reizend gelegenen

Digitized by Google

Wohnungen, die auf den grünenden Hügeln und die blühenden Küsten entlang sich dahinziehen.

So lebt wenigstens dies Ländchen — wo übrigens der Landmann sich gar sehr im Schweiße des Angesichts sein Brot verdienen muß — noch in meiner Erinnerung. Es muß aber ehedem noch viel schöner gewesen sein. Alle alten Beschreibungen des Landes, dieser Wiege der modernen europäischen Poesie und Cultur, wissen viel zu sagen von dichten, üppigen Waldungen, von reizenden Landsitzen auf grünem, saftigem, von Fruchtbarkeit strotzendem Grunde. Die meisten dieser Herrlichkeiten sind heute dahin, wie schon vordem die Veilchen, von denen ein altfranzösischer Dichter sang:

Die so freudig blicken,
Die dem Hirt, der Schäferin
Hut und Busen schmücken.

Ihr damaliges Vorhandensein würde allerdings das heitere, festlich gestimmte Temperament seiner frühern Bewohner und die Begeisterung erklären, mit welcher sie „diesen Urquell aller Wonnen" besingen. In seinem „Lob der Provence" (1194) ruft der Troubadour Pierre Vidal aus:

Solch ein Land hat's nie gegeben,
Wie vom Rhônestrom nach Vence
Und vom Meer bis zur Durance,
Noch ein so vergnüglich Leben!
Aus der Luft saug' ich Entzücken,
Die mein Land Provence sendet,
Alles freut mich, was sie spendet.
Darum bin ich froh und singe,
Und was Schönes mir gelingt,
Selbst was mir das Herz durchdringt,
Dank' ich ihren holden Zügen.

Die alten Troubadours haben jedoch wohlweislich geschwiegen von dem rauhen Nordwest, dem Mistral, der über die Provence dahinbraust mit einer Gewalt, als wären alle Strömungen der Windrose in einen einzigen Blast vereint, alles Pflanzenwerk der Erde gleich macht, das etwa die Kühnheit hätte, die Gestalt eines Busches annehmen zu wollen, sich verdorrend ins Mark jedes Stengels senkt und, ähnlich dem Sirocco, Menschen wie Thiere ermatten und verschmachten läßt. Sie haben ebenso geschwiegen von den Verheerungen der Durance, die nach starken Regengüssen wild und unbändig über die Ernten der Gefilde tost, hartnäckig wühlend und rüttelnd an den Fundamenten der Menschenwohnungen. Die vorrevolutionszeitlichen Väter der Provence wußten daher sehr wohl, was sie sagten, wenn sie in satirischer Laune den Refrain reimten:

Digitized by Google

Le Parlement, le Mistral et la Durance
Sont trois fléaux pour la Provence.

Diese Naturplagen und die inzwischen hinzugetretene maßlose Vernachlässigung des Landes seitens der französischen Regierung, die der republikanisch gesinnten Bevölkerung nie recht hold war, haben auf Stimmung und Charakter derselben sehr unvortheilhaft eingewirkt, denn letzterer ist trocken, positiv und höchst reservirt geworden. Das niedere Volk besonders ist voller Mistrauen, so oft es sich darum handelt, ihm irgendeine neue Maßregel, eine Idee des Fortschritts zugänglich zu machen. Die Männer sind kräftig gebaut, emsig in der Arbeit, schweigsam, mäßig, Feinde jeglicher Ausschweifung, selbst den Freuden der Tafel und des Bechers abgeneigt, wahre Quäker der Moralität. Sie bewahrheiten an sich — wie die Beduinen des Orients — daß die Kraft des Leibes keineswegs bedingt ist durch den Genuß von Fleischspeisen, die nur selten auf ihrem Tische erscheinen, da Gemüse, Knoblauch und Zwiebeln die Hauptbestandtheile ihres Mahls bilden. Dennoch ist Zufriedenheit einer ihrer Hauptzüge, verbunden mit einer gewissen Schlauheit und pfiffigen Verschlagenheit, die sie trotzdem nicht vor leichtem Aufbrausen und Hang zum Zorn und zu Gewaltthätigkeiten schützt. Sowol hierin als in vielen andern kleinern Zügen erinnern sie an den Charakter und die Gewohnheiten der Spanier und Italiener, und wir dürfen diese Eigenschaften, im Gegensatze zu den Nordfranzosen, wol als ihnen ureigenthümlich ansehen. Die Frauen von Arles sind die Reproduction oder vielmehr die Conservation des reinen gallo-romanischen Typus und im allgemeinen recht schön, obgleich von mäßigem Wuchse. Sie sind berühmt wegen ihrer schönen Zähne und ihrer schwarzen funkelnden Augen. Von ihnen unterscheiden sich wesentlich die Frauen von Marseille. Letztere haben einen kleinen Kopf, eine schmale Stirn und zarte, höchst anmuthige und harmonische Körperformen. Aeußerst lebhaft und graziös, erinnern sie, besonders unter dem Volke, recht lebendig an den Typus der griechischen Schönheit. Allesammt stehen die Frauen der Provence seit undenklichen Zeiten im Rufe höchster Keuschheit und hierin, wiederum gleich den Spanierinnen, machen sie eine rühmliche Ausnahme von gewissen andern Nationalitäten, bei welchen aus der großen ganzen Welt des weiblichen Waltens und Duldens sich eine kleine halbe Welt des bloßen weibischen Genusses abgezweigt hat, die, obgleich sie sich nach Blumen und Marmor zu benennen liebt, doch nichts ist als Unkraut und unechter Meteorstein. Daß letztere Kategorie vorzugsweise einer Nation angehört, bei welcher das Ritterthum einst in seiner höchsten Weihe, Strenge und Reinheit blühte, deren schönes Wort galant früher gleich war mit vaillant, bei welcher aber die Galanterie, bis in das Wort hinein, in ruinösen Verfall gesunken, ist nur zu bekannt,

Digitized by Google

Vielleicht parce qu'elle marche à la tête de la civilisation? Heißen doch im Italienischen die Sappeurs, die den nachziehenden Truppen die Wege bereiten, guastatori, d. i. Verwüster!

Von jener Gedankenreinheit, inmitten einer immer wachsenden Corruption, gaben einst die Gesänge der alten Troubadours, gibt uns heute noch unser Aubanel die schönsten Belege. Lief wol auch damals viel leerer Klingklang und manche sentimentale Wollüstelei mit unter, so steht doch so viel fest, daß ein poetischer Hauch die ganze Bevölkerung der Provence durchwehte, und daß in diesem Lande zu einer Zeit, wo noch ringsumher in der Christenheit triste Barbarei herrschte, die Macht des Geistes und des Worts zu einer außerordentlichen civilisirenden Geltung gelangt war; es steht fest, daß dieser poetische Hauch auch heute wieder darüber hingeht und Thäler und Schluchten widertönen macht von anmuthsvollen, züchtigen Gesängen.

Es ward aber den Provenzalen auch leicht, so herrliche Lieder zu dichten. War doch und ist noch ihre Sprache eine der reizendsten Töchter der edeln campanischen Mutter! Von soviel Einfalt und Grazie durchhaucht und doch so energisch wie eine blau- und großäugige Blondine! Gleich geeignet, die unvergänglichen Schönheiten der Natur zu malen, wie den Windungen und Wandlungen, dem Auf und Ab, dem Hin und Her des beschwingten Gedankens gefügig nachzugehen, oder den tiefsten, geweihtesten Seelenergießungen Laut und Schmelz zu geben, von einer Fülle, einem Klangreichthum, der noch heute diese schöne Lautruine an die Spitze aller melodischen Sprachen stellt. Entstanden aus dem Romanzo, jenem Mischidiom, welches sich während und nach der Völkerwanderung aus dem Volkslatein und den verschiedenen germanischen Dialekten gebildet hatte, entwickelte sich diese herrliche, für das Verständniß der neuromanischen so wichtige Sprache in raschem Fortschritt mit dem Nationalgeiste selbst, und gedieh zur poesievollsten der drei Mundarten, in welche das Romanzo in Frankreich zerfiel: das eigentliche Französisch, um Paris herum; das Wallonische im Norden und das Provenzalische, auch Limosinische, am häufigsten aber lengua romana (romans) genannte, im Süden.

Und nicht die Sprache allein, wie reich und biegsam immer, kam ihnen hier zu statten, sondern vor allem der Geist der Zeit und die geographische Lage ihres Landes.

Der Geist der Zeit, dieses wunderbare, zarte, unerfaßliche, vielen ewig unverständliche und doch so allgewaltige Ding, das über die Individuen hinweggeht wie über ein Saatfeld, das der geistigen Atmosphäre jedes Zeitraums und jedes Himmelstrichs seine urthümliche Färbung gibt und gleich der atmosphärischen Luft alles so durchdringt, daß sich ihm nichts entziehen kann, es umhülle sich noch so dicht mit Sophismen

Digitized by Google

und Traditionen, das alles entfaltet oder zersetzt, aus dem alles, was da Geistiges ist, je nach seiner ihm innewohnenden Jugend oder seiner erdgeborenen Hinfälligkeit Leben oder Vernichtung empfängt, — der Geist der Zeit, nicht der Herren eigener Geist, war ein solcher, daß ein Hutten, hätte er 500 Jahre früher gelebt, wol schon damals ausgebrochen wäre in sein Jubelwort: „Die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben!"

Dahingewälzt hatte sich über die in Trümmer brechende heidnische Welt das Kriegsgeschrei der Völkerwanderung, ein Kampf der Titanen gegen die Erzeugten des Kronos. Als Europa aus seiner starren Betäubung aufathmete, schlugen zwei Töne machtvoll an sein Ohr: der mahnende Ruf der christlichen Kirche aus den Organen des römischen Papstthums und einer wohlgegliederten Priesterschaft, und die eherne Stimme des weltlichen Gesetzes aus den Verordnungen des römischen Kaiserthums mit einer reichbevorrechteten, wohlorganisirten Ritterschaft, welche beide zusammen den neugruppirten Völkern die nunmehr bestimmenden Ideen fertig lieferten. Die Zeit der unheimlichen, nordischen Recken,

schreckliche, groß an Kraft und voll unermeßlicher Stärke,

war vorüber, Kriemhildens Rache vollzogen, der Nibelungen Noth zu Ende und sie und ihre Genossen längst zur Sage geworden, nachdem sie den in gealterter Civilisation verkommenen Süden mit ihrem jugendlichen germanischen Blute regenerirt hatten. Der moderne Feudalstaat hatte sich gebildet und Solon's Wort gesprochen:

— ich ertheilte dem Volk an Gerechtsamen, was ihm genug ist,
Nichts ihm entziehend an Fug, aber auch mehrend um nichts.
Doch die in Macht vorragten, verehrt um Güter des Zufalls,
Ihrer auch wahrt' ich, daß nichts wider Gebühr sie betraf.

Es ist fraglich, wann wol die Gemüther sich den engen Fesseln der geistigen Leibeigenschaft, in die sie geschlagen waren, entrungen haben würden, wären nicht zwei neue Momente hinzugetreten, die keiner voraussehen, deren Tragweite niemand berechnen konnte: die Kämpfe der Mauren in Spanien und die Kreuzzüge.

Diese beiden Weltereignisse sind es, denen die Entwickelung des Ritterthums und der Ritterdichtung in der Provence zum Theil ihr Dasein, jedenfalls ihre Blüte verdankte. Merkwürdig genug haben nicht die Spanier, die doch in fortwährender Berührung mit den Mauren waren, von den Früchten der hohen Bildung dieses kunstsinnigen Volks zuerst genossen und sich zu den Trägern der Poesie gemacht. Dem widerstrebte der ernste, abgeschlossene Charakter des Spaniers, der alles Fremde verachtet, weil er sich in angeborenem Stolze darüber erhaben glaubt; nennt doch noch heute der Spanier allen Ernstes seine Sprache

Digitized by Google

la lengua de Dios, die Sprache Gottes, und fühlt sich doch der ärmste, niedrigste Spanier als Señor oder gar als Don, d. i. Dominus, — was dem alten stolzen Civis sum romanus fast gleichkommt. Sodann lebten die Spanier als glaubenseifrige Christen in fortwährender Fehde mit den Moriscos, und wenn sie auch nicht umhin konnten, die hohen ritterlichen Eigenschaften ihrer Feinde anzuerkennen, wenn sie in den oft wiederkehrenden langen Waffenruhen sogar den freundschaftlichsten Verkehr mit ihnen pflogen, so waren sie doch zu eingenommen und zu indolent, um viel von ihnen zu lernen. Ihr starres, schwerfälliges Wesen stand ihnen im Wege, während der leichtempfängliche, leichtbewegliche Sinn der Provenzalen sich jedem Eindrucke willig hingab. Endlich kam den letztern die Lage und Berühmtheit der seit undenklichen Zeiten das Mittelmeer beherrschenden Stadt Marseille zugute, die sozusagen im Centrum der weltbewegenden Ereignisse des Mittelalters lag. Alle Wundergeschichten des Orients und des Occidents drangen zuerst nach diesem Emporium des Mittelmeers, umkleidet von allem Reize der Neuheit. Alle Helden- und Wunderthaten der fahrenden Ritter par excellence, eines Richard Löwenherz und Saladin, die Fahrten und Züge der Piraten, jener seefahrenden Ritter, die im Mittelmeere und dem Archipel hausten, entzündeten die Einbildungskraft der Provenzalen, bevor sie im übrigen Europa nur ruchbar wurden. Was wunder, wenn der Rittergesang der Troubadours sehr bald eine Pflege und Ausbreitung fand und eine Vollkommenheit erreichte, die nahezu ans Unglaubliche streift.

War denn aber das geistige Leben Europas so arm, daß es den Anstoß zu seinen Liedern empfangen mußte, borgen mußte von den Bewohnern der Wüste Arabiens? War unser Ritterthum vorher so aller Ideen bar, daß es sich geistig beleben, gleichsam erziehen mußte an den Idealen der Beduinendichter? Und woher stammt es mit all seiner nachmaligen Pracht, seinen Turnieren, seinem Liebescultus, seinen Cours d'amour, Sängerstreiten, Abenteuern und zuletzt auch mit seinen Don-Quixotiaden? Gewiß war es arm an Ideen, sehr arm; denn die Ignoranz war riesig, universal. Die Kunde des classischen Alterthums war so gut wie verschollen; nur der Zauberer Virgil und die Thaten weniger Helden, die etwas Reckenhaftes an sich hatten (Alexander der Große, Karl der Große, Artus mit seiner Tafelrunde, Cid el Campeador), lebten in der Erinnerung des Adels, verquickt mit allerlei Sagenhaftem, Wunderbarem, Ungeheuerlichem, Unmöglichem. Das geringe Wissen fristete ein kärgliches Dasein in den Klöstern, welche Arbeitsschen und Ennui wol mehr bevölkert haben mögen als der Drang nach oben. Bücher gab es so gut wie gar nicht, und mit Staunen liest man, welche rastlose Sorge und Anstrengung 400 Jahre später Petrarca und Boc-

Digitized by Google

caccio dem Aufstöbern, Sammeln, Kaufen, Abschreiben und Verbreiten der classischen Manuscripte widmen mußten, mit welchen Hemmungen und Hindernissen sie bei der herrschenden Unwissenheit aller Klassen zu kämpfen hatten. Konnte doch Petrarca, nachdem er in Lüttich einen alten Codex von Cicero's Schrift „De officiis" entdeckt hatte, in dieser damals so volkreichen, blühenden und reichen Stadt niemand finden, der ihm hätte das Manuscript abschreiben können; ja mit äußerster Noth fand er, selbst zum Abschreiben entschlossen, eine Flüssigkeit, welche nur einigermaßen der Tinte ähnlich war. Und das war im 14. Jahrhundert!

Von den unzähligen Communications- und Bildungsmitteln unserer Zeit existirte keins. Der moderne Mensch schaudert beim Gedanken an diese Langeweile, ohne Zeitungen und Journale, ohne Moden, Villeggiaturen und Reisen. Die Kirchenväter waren zwar ernst bemüht gewesen, neue Gedankensaat auszustreuen, um die Gemüther zu befruchten, und das entstehende Kirchenlied warf einzelne zerstreute Lichtstrahlen der Poesie in die von der Wucht des prosaischen Lebens belasteten Seelen; aber einerseits verwiesen die erstern, wie Origenes, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Augustinus schon allzu sehr auf die völlige Abnegation der Welt und priesen „nur Ein Leben, das, zum göttlichen Leben hinzuschauen". „Alles übrige", so predigt Gregor von Nazianz, „ist alles nur ein Traumgesicht!" — „Nur Liebe nicht!" wollen wir mit überzeugender Innigkeit hinzufügen. Und wenn auch andere, wie Clemens von Alexandria, die griechische Philosophie preisen als bisher nothwendig zur Gerechtigkeit und nützlich zum Dienste der Gottseligkeit, wenn Chrysostomus die Frauen auffordert, zu Haus zu bleiben und sich mit Erziehung der Kinder und dem Lesen der Gebete und der Heiligen Schrift zu beschäftigen, „denn die Frau hat weiter keine nothwendigen Wege als zur Kirche oder zur öffentlichen Badeanstalt", wenn Julianus zur Nüchternheit und Frömmigkeit, zur Treue, Milde und zu allen Tugenden sowie zur Bildung des Geistes ermahnt, oder ein Boëthius († 524) in seinen „Tröstungen der Philosophie" mit der „holden Macht der überzeugungsvollen Rede" die Geister abzuziehen suchte vom allzu irdischen Treiben, um sie dem himmlischen zuzuwenden; — wer las denn das, als die wenigen, deren Beruf es absolut forderte? Und wie gering war deren Einfluß! Man lese nur Guizot's „Histoire de la civilisation en Europe", um innezuwerden, welche bescheidene Stelle etwa ein Burgkaplan im Mittelalter einnahm; man sehe nur in Weinhold's schönem Buche: „Nordisches Leben", wie im Norden der Sohn des Jarl, des Hofherrn, des Grafen, mit dem Sohne des Leibeigenen auf Einem Miste großwuchs. Es fehlte an allen Erziehungsmitteln. Das Kirchenlied hätte nun rettend hier eingreifen können, aber mit der Redaction von

Digitized by Google

Gesangbüchern hat es ja von jeher seine eigenen Schwierigkeiten gehabt! Erhob es sich auch anfangs rein anbetend, fromm, schwungvoll, ernst, wie im Lobgesange des heiligen Ambrosius:

Herr Gott, dich loben wir!

und in dessen herrlichem Morgenliede:

Gott, du bist Schöpfer aller Welt,
Der alle Himmel lenkend hält,
(der) Dem Tage gibt des Lichtes Pracht,
Des Schlummers Gnade jeder Nacht;
Fern von der Sinne Trug und Raum,
Sei du des Herzens hoher Traum!

oder in Karl's des Großen Lieblingsliede:

Komm, heil'ger Geist, o Schöpfer du,
Sprich deinen armen Seelen zu;

oder in dem Liede Robert's von Frankreich, vom Jahre 1000:

Heil'ger Geist, du Tröster mein,
Hoch am Himmel uns erschein'
Mit dem Licht der Gnaden dein.

Ohn' dein' Beistand, Hülf' und Gunst
Ist all unser Thun und Kunst
Vor Gott ganz und gar umsunst; —

so nahm es doch gar bald einen streng ascetischen Ton an, wie das Lied „Media in vita" von Notker Labeo, oder ward, trotzdem das älteste morgenländische Kirchenlied, vom Jahre 110, noch gesungen hatte:

Allein Gott in der Höh' sei Ehr',

zu liebewimmernden Maria- und Jesuliedlein, die bis an die sinnliche Verzückung streifen. Dazwischen ertönen freilich auch so begeisterte, rührende Strophen, wie das „Stabat mater dolorosa" vom Mönch Jakoponus, oder das schöne

O sanctissima!
O du heilige,
Du jungfräuliche
Holde Mutter, Maria;

und endlich des Thomas von Celano (11. Jahrhundert) an Mark und Nieren rüttelnde „Dies irae, dies illa". Zudem waren alle diese Lieder lateinisch geschrieben und dem Volksverständnisse durchaus entrückt. Nur in ihren Nachahmungen drang das Kirchenlied endlich ins Volk; allein das Haschen und Suchen nach Effect war bereits in dem Maße ausgeartet, daß z. B. die Jungfrau Maria in einem niederdeutschen Liede angeredet wird als Seestern, Rose, Lilie, Quelle u. s. w., ja in den italienischen

Digitized by Google

Liedern jener Zeit mit wahrer Liebestrunkenheit und drangvoller Ueberschwenglichkeit geradezu als Braut, die dem Sänger das Herz geraubt habe, der es nun nicht wieder haben wolle, bis endlich der heilige Franciscus — noch immer in lateinischer Sprache — mit seiner mystischen Symbolik hineingeräth in den indischen Pantheismus, sodaß in seinen Hymnen Gott als der Herr, die Erde als die Mutter, Sonne, Wind und Feuer als Brüder, und Mond, Sterne, Luft, Wolken, Wasser und jegliche Zeiten als Schwestern erscheinen. Man muß gestehen: die Temperatur für die Entwickelung des Ritterthums war bereits sehr angenehm, nur für christliche Erbauung des Volks war sie nicht frisch und rein genug.

Wenngleich nun das Ritterthum der Sache nach schon in Indien bestanden haben muß — denn was bedeutet das aśvakovidas (i. e. equorum peritus) in Nal und Damayanti, das zu den höchsten Tugenden des Königssohns gezählt wird, wol anders? — so kam es doch in seiner modernen Gestalt, selbst dem Namen nach, aus Arabien nach Europa, denn das arabische fâris bedeutet, neben einem mythenhaften Helden und Dichter, einen Reiter, Ritter, caballero, chevalier, und vor Mohammed war bekanntlich jeder Dichter zu gleicher Zeit Bedewine, d. i. reitender Wüstenbewohner, im Gegensatz zu den Einwohnern der Städte und Dörfer, die ebenso wenig dichteten als die in Deutschland zur Zeit des Minnegesangs; die Wüste wurde dort so sehr als wesentlich zur Poesie angesehen, daß die spätern Hofdichter stets auf kurze Zeit da hinauszogen, um ihren Gedichten die nöthige Localfarbe zu geben. Es fand in Europa einen fruchtbaren Boden, der zu spontaner Aufnahme desselben seit lange genugsam vorbereitet war, mit seinen Turnieren (die im Orient zum Theil noch bestehen*), seinem Minnecultus, seinem Märchenwesen, seinen Abenteuern in der Wüste, seiner Lieder- und Wanderlust und seinen poetischen Wettkämpfen. Ja das Abendland empfing nicht nur einen Theil des Inhalts seiner mittelalterlichen Dichtungen, sondern auch die meisten ihrer Formen aus dem Orient, selbst den Reim, der bisher bei den lateinisch-christlichen Poeten nur sporadisch vorgekommen war. Alle die Schätze der Hamâsa, von Abu Temmâm (805—846), dem Grimm der Araber, gesammelt und Dichtungen von 521 Dichtern und 56 Dichterinnen enthaltend, mit ihren Liebes-, Helden-, Schmäh-, Gast-, Ehren- und Reiseliedern, ihren Todtenklagen, Beschreibungen, Scherzen und Weiberschmähungen, erstanden aufs neue als canzones und canzonetas, Lieder, soulas, fröhliche Gesänge, laises, Klagelieder, albas, Morgenlieder, serenas, Abendlieder, baladas, Lieder zum oder mit Tanz, pastoretas, Schäferlieder, comtes oder tenzones,

*) Vgl. die Beschreibung von Sir Grenville Temple.

Digitized by Google

Streitgedichte, sirventes, Rügelieder; und selbst die Psalmen der stammverwandten Hebräer verjüngten sich in dem zur Zither gesungenen Sonette, diesem Ständchen ohne Musik. Der arabische Essamir, der Führer der sternhellen Nacht, dieser eigens bestellte Erzähler der Nomaden unter gestirntem Himmel in nächtlicher Stille, ward zum trovatore, dem Finder oder Erfinder der fesselnden Reime; die Makame ward nova, Novelle, Legende; Antara's Heldenbuch bot Veranlassung zum ersten Roman, das Thierepos den passendsten Stoff zur Satire, und die Moallakat, d. i. die aufgehangenen sieben großen Gedichte, die Resultate der auf der menschenwimmelnden Messe zu Okâdh alljährlich abgehaltenen Wettkämpfe, lieferten das schöne Vorbild zu Sängerkriegen und Minnehöfen. Was wunder, daß die gaya scienza, was damals nicht die fröhliche Wissenschaft (denn das ist ein Unding), sondern die ritterliche Kunst bedeutete, sehr bald von allen cultivirt wurde, welche Anspruch auf Geist machten und zum Ritterstande gehörten! Konnten sie selber kein Instrument zur Begleitung spielen, so schlossen die lange vor ihnen bestehenden Musikmacher, oft genug ritterliche Proletarier, sich ihnen als joglares an, und nun zogen sie hinaus durch alle Lande, von Schloß zu Schloß, und sangen Lieder der Liebe und des Frühlings, durchhaucht von christlich-hysterischer Sehnsucht nach der Unnennbaren, der hehren, unnahbaren Herrin! Was sie bei der damals in den Schlössern herrschenden Langeweile den Damen gewesen sein müssen, ist heute kaum mehr zu ermessen.

Die Provenzalen haben bei ihrem bewegten Flattergeiste in dieser Art der Romantik etwas ganz Erkleckliches geleistet. Liest man in ihren Werken, so kommt einem unwillkürlich der Gedanke, die ganze Nation müsse nichts weiter zu thun gehabt haben, als permanent verliebt zu sein, weshalb man sich denn auch nicht verwundern darf, wenn einem neben so vielen Minneliedern auch ein bischen Minneliederlichkeit begegnet, und ebenso wenig, daß die Dichter bei der furchtbaren Abnutzung ihrer lyrischen Themata sehr bald nach fremden Stoffen griffen und von diesen alle bevorzugten, die irgendwie nach „fahrendem Ritterthum" schmeckten; denn dieses, dessen Repräsentanten sie selber waren, konnten sie am leichtesten mit ihren Erfahrungen, mit den auf dem Wege zusammengelegten Bildern und Gedanken ausschmücken und verherrlichen. Hat doch später Erasmus von Rotterdam (1467—1536 (ein ganzes Buch, sein „Lob der Narrheit", unterwegs zu Pferde zusammengetragen, und schreibt doch der größte Theil unserer modernen Impressionsdichter seine Erlebnisse auf Ausflügen und Reisen.

Die Liebe also, die in allen Sprachen der Welt gefeierte, sie ward das Hauptthema der provenzalischen Troubadours und fast wie eine Kunst von ihnen gepflegt. Damit aber wurde auch die Stellung

Digitized by Google

des Weibes in der Rittergesellschaft plötzlich eine veränderte, höhere, edlere — trotz der Satzungen des Christenthums, die, wie wir früher schon andeuteten, dem Weibe eine sehr bescheidene Stellung angewiesen, ja sie durch das Cölibat förmlich als unrein mit dem Kirchenbanne belegt hatten; denn der Kern des Ritterthums selber bestand in der Aufgabe: die Schwachen zu schützen, Harm zu stillen u. s. w., und alle seine erdichteten Abenteuer führten schließlich von selbst immer auf die Liebe hin. Ob der Mariencultus das Seinige dazu beigetragen haben mag? Ich zweifle. Gewiß ist, daß die glutvolle, bald in sinnlichen Reizen schwelgende, bald aber auch in höchster Herzinnigkeit austönende Liebe der Araber, wie sie in Zeiten möglich war, wo noch die altarabische Freiheit, Würde und Einfachheit des Lebens den Frauen echte Liebe und Treue zu geben und zu empfangen gestattete — eine Liebe, die auch die persischen Dichter Firdusi, der paradiesische, Nisami und später noch Hafis in wahrhaft göttlichen Liedern priesen — auch zu dem Liebescultus der Troubadours den bedeutendsten Anstoß gegeben hat. Daß den semitischen Völkern die Feier der Frauenliebe eigen war, zeigt uns das Schir Haschirim, das Lied der Lieder, das Hohelied. In diesem reizenden Gedichte, das mit Unrecht dem König Salomo zugeschrieben wird, strömt nicht blos alle Süßigkeit eines liebetrunkenen und genußfreudigen Herzens in reicher Fülle aus; es erhebt sich geradezu bis zum höchsten Affect der Psalmen, wenn es, von echter Minne redend, begeistert ausruft:

Stark wie des Sterbens Los ist die Liebe!
Fest wie das Todtenreich hält heiße Minne!
Ihre Gluten sind Feergluten,
Sind Flammen Gottes! Gewalt'ge Wasser
Können nicht löschen die Liebesglut,
Nicht Stürme können hinweg sie fluten!

Und daß auch dem indo-germanischen Stamme von Urbeginn an die Glut der reinsten aufopferndsten Liebe innegewohnt hat, sollten die erst in unserm Jahrhundert bekannt gewordenen, unvergleichlich schönen indischen Gedichte Ramayana, Gitagovinda, Sakontala und vor allem Mahâbhârata (wer kennt nicht die reizenden Episoden Bhagavad-Gita und Nal und Damayanti!) sowie das indische Drama offenbaren, in welchem die Liebe das Hauptthema ist und bald in den glutvollsten Farben gemalt wird, bald wieder in den innigsten, sanftesten Herzenslauten zu uns spricht.

Welch reizende Perspective dies interessante Kapitel uns auch eröffnete, wir müssen hier absehen von dem Verhältniß des Ritterthums zu Kirche und Staat und den kühnen Angriffen der Troubadours gegen die Mönscherei, um derentwillen Gervinus sie so viel höher stellt als die deut-

Digitized by Google

schen Minnesänger, absehen von seiner Blüte, seinen Einflüssen und seinem endlichen Verfall, der herbeigeführt wurde durch das Ueberwiegen der rohen physischen Gewalt über die Macht der sittlichen Ideen und durch das Erstarren einstmals inhaltsvoller Gebräuche zu todtem Formenwesen; von weiter Ferne nur blicken wir nach dem Rauche der Scheiterhaufen, auf welchen die letzten Tempelherren verbrannt wurden, und wir gehen vorüber an den nutzlosen Versuchen seiner Wiederbelebung an den Höfen der Medici und Maximilian's I., des letzten Ritters, sowie in den Schriften Bojardo's und Ariost's. Die ungezogenen Kanonen hatten das Mittelalter nun einmal zu Grunde geschossen, und kein Eisen und Blut kann es wiederherstellen, denn noch tönt der gottvolle Humor, mit welchem Cervantes und Rabelais hinter ihm drein lachten, in unsere Zeit hinein, in der wir, außer den Orden, den Carrousels und den chevaliers d'industrie, noch kaum etwas haben, was an seine Existenzformen erinnert. Mit ihm ging auch der Minnegesang dahin; die Sprachen der mittelalterlichen Sänger erloschen, die Namen der Sänger der Liebe und des Frühlings, einst so gefeiert und geehrt im Munde der Völker, leben jetzt nur noch in den Literaturgeschichten. Eine wirkliche neue Aera war herangebrochen, die allem Singen ein Ende machte, denn nunmehr galt es, auszuziehen und zu kämpfen, nicht gegen Lindwurm und Drachen, sondern um das Dornröschen der Vernunft zu erlösen, um welches die Hecke des Aberglaubens und der Unculttur himmelhoch emporgewachsen war. Wie es erstand nach hundertjährigem Schlafe und niederstieg in ungetrübter Jugendschöne aus dem Thurme, worin finsterer Egoismus es im Bann gehalten, wie alles im großen Schlosse der erstarrten Menschheit von neuem Leben durchrieselt wurde, und wie wir noch immer uns rütteln und schütteln in den langen Nachwehen des verhängnißvollen Schlafes, das brauche ich kaum anzudeuten. Mittlerweile war die Welt eine andere geworden, eine neue Ordnung der Dinge angebrochen, die Mehrzahl der kleinen Herrschaften verschwunden in der gewaltigen Centralisation und auch die Provence herabgesunken zur Provinz, nicht zu der provincia par excellence, wie sie es bei den Römern gewesen, sondern als eine der vielen, welche den großen Centralisationskoloß bilden.

Nur die Erinnerung an das Ritterthum war geblieben und das Verständniß seiner Sprache, wennschon veraltet, hatte sich lebendig erhalten. Man erkennt ihm seine historische Stelle zu als nothwendiges Glied in dem Entwickelungsgange der europäischen Gesellschaft, die ihm die zartesten Begriffe der ritterlichen Großmuth, der Freigebigkeit, der Courtoisie, des Anstands, des point d'honneur, der Zärtlichkeit und der Begeisterung verdankt. Auch die poetischen Traditionen waren keineswegs verloren gegangen. War auch in Britannien das Bardenthum

Digitized by Google

zur Bierfiedelei, in Italien das Improvisatorenthum zur Bänkelsängerei und in Deutschland das fahrende Sängerthum auf den Leierkasten herabgekommen, in der Provence aber ganz und gar verstummt — der Sinn für Poesie war damit nicht erstorben, sondern sollte vielmehr, gerade in unsern Tagen, wiedererstehen in Kraft und Fülle in der echten, reinen Volkspoesie, deren Sammlung und Sichtung seit lange die edelsten Kräfte gewidmet sind. Nur die trovatori wußten sich aus dem allgemeinen Schiffbruch zu retten und schwammen als besondere Kaste in Sicilien ans Land, wo sie noch heute die Dichterakademie der blinden Bettler zu Palermo bilden mit wohlgegliederten Statuten und vielen Vorrechten, wie solches bei Gregorovius in seinem schönen Buche „Siciliana" des weitern zu lesen ist.

Wer aber sind diese Volksdichter, die ein neues Leben ausgegossen haben über die alternden Formen der Kunstpoesie und sie verquickt haben mit neuen frischen Elementen, geschöpft aus dem quellenden Borne der Gesundheit spendenden Natur? Achtung vor so erlauchten Namen wie der eines Robert Burns, des Landmannes, Robert Tannahill, des Webers, Allan Cunningham, des Maurergesellen, James Hogg, des Schafhirten, in England; vor einem Genie wie Béranger, dem chansonnier in Frankreich, und vor den noch lebenden italienischen Volksdichtern und Improvisatoren, die selbst der strenge Vigo mit Liebe und Bewunderung nennt: Alaimo, dem Zappatoren, d. i. Tagelöhner, der die Erde hackt, von Vigo der Salvator Rosa der poesia rustica genannt, Stefano la Sala, dem armen Nagelschmied zu Palermo, dem Ariosto der Volkssprache; und auch Ehre den Sängern: Antonio Russo, dem Nagelschmiedssohn, Giovanni Pagano, dem Ackersmann, Andrea Pappalardo, dem Schuster, Salvatore da Misterbianco, dem Bauer, den Sängern des Tages in Sicilien, die alle Vorzüglichstes geleistet haben und zwar vorzugsweise in der ottava rima, der uralten Form der italienischen Volkspoesie, die Boccaccio keineswegs erfunden, sondern in seiner „Teseide" nur zum ersten male in der Kunstpoesie angewandt hat.

Gregorovius sagt von den Liedern der Volksdichter: „Der Reichthum an Bildern in diesen Liedern ist groß; er bietet den Kunstpoeten eine unerschöpfliche Schatzkammer dar, in welche sie um so mehr greifen sollten, als die Metapher, dieser schöne Schmetterlingsstaub auf dem Flügel der Muse, von ihrer modernen Poesie fast abgewischt worden ist." Auch unser Dichter, dem wir uns nunmehr zuwenden wollen, hat seine ihm ureigenen Bilder: bald wärmt er sich in der Sonne und „trinkt" sie wie eine Eidechse; bald fühlt er „die Glut der Granate" in seinen Adern rollen; — seine Geliebte ist so gut wie das Brot — ihr zu knappes Mieder „gähnte" einmal vorn etwas — ein Herz „schreit" nach ihr wie ein

Digitized by Google

kleines Kind oder „blökt" nach ihr wie ein Lamm — die Schönheit ist das „Brot der Jugend", das man zitternd nur genießt u. s. w.

Sein Name ist Théodore Aubanel; er war zu Avignon geboren und starb vor einigen Jahren. Nach seinem Tode fand man eine Sammlung Gedichte von ihm vor, die mit zu dem Schönsten gehören, was ein stilles, anspruchsloses Gemüth je empfunden haben kann. Er war ein Landkind — doch folgen wir lieber der kurzen Schilderung in der von seinem als Dichter berühmten Freunde Mistral, dem Friseur, provenzalisch geschriebenen Vorrede zu seinen Werken: „Théodore Aubanel sang im Verborgenen. Die Liebe, diese göttliche Biene, die so süßen Honig zusammenträgt, wenn alles sich ihr hold erweiset, die aber unter ungünstigen Verhältnissen so tödliche Wunden zurückläßt, die Liebe hatte ihren grausamen Stachel tief in sein Herz gedrückt. Die unglückliche Leidenschaft unsers armen Freundes war ohne Hoffnung, das Uebel ohne Heilung: die Angebetete seines Herzens, das anmuthsittige, holde Mädchen, von ihm geschaut im hellen Lichte erster Jugendblüte — seine Zani hatte, ach, den Schleier genommen! Sieben Jahre lang beweinte der gute Jüngling seine geliebte Zani, und nimmer vermochte er sich ob ihres Verlustes zu trösten, denn — wie sang er doch:

Eh' das Lämpchen ganz erstücket,
Schwelt es noch aus einem Eckchen;
Wenn das Herz die Lieb' erdrücket,
Hockt sie noch in einem Fleckchen.

Und obgleich er der Sammlung seiner reizenden Dichtungen das Motto voranstellte:

Wer singt,
Sein Weh bezwingt!

er hat es nicht zu bezwingen vermocht! Er starb in der Blüte der Jahre — gebrochenen Herzens."

Das Buch seiner Dichtungen zerfällt in drei Abtheilungen: 1) Lou libre de l'Amour, das Buch der Liebe, das uns alle Phasen dieser unschuldigen, überschwenglichen und leidenschaftlichen Liebe vorführt, vom ersten Anblick der geliebten Zani bis zum frühzeitigen Tode des Dichters, mit dem Motto:

Wie die Granate sich dem Strahl, der sie durchdrungen,
So sich mein Herz erschloß,
Das, als vergeblich es nach zarterm Laut gerungen,
In Thränen sich ergoß;

2) l'Entrelucido, die Dämmerung, enthält Lieder des Friedens, der Beruhigung, der trostreichen Beschwichtigung des stürmischen Herzens, selbst der Freude; 3) Lou libre de la Mort, das Buch des Todes, aus der düstersten Umnachtung seines Geistes entsprungen, der Ausdruck des

Digitized by Google

gigantischen Ringens mit seiner maßlosen Leidenschaft und endlich der gramvollsten Verzweiflung.

Es wäre nun ohne Zweifel interessant, den ganzen Schmerzensgang dieser kranken Psyche zu erschließen, ihn sozusagen noch einmal durchzumachen; doch würde dies zu einem Unternehmen führen, für welches augenblicklich weder Zeit noch Raum genügte. Die wenigen Mittheilungen, für die eine freundliche Muße uns für jetzt befähigt, sind dem „Buch der Liebe" entnommen und werden das reizende Naturell des Dichters hoffentlich zur Genüge offenbaren.

Nachdem er seiner Zani unzählige Lieder der Liebe gedichtet, geht er darauf aus, die alten Sagen, die noch aus der Zeit des Ritterthums und der Troubadours im Lande leben, für sie zu sammeln und in poetische Form zu bringen. Die folgende Nummer ist eine derselben:

Es war ein König einst — wie hieß er doch geschwind?
Ich weiß nicht mehr — nun kurz, der König hatt' ein Kind,
Das gab in Pflege er zu einem wackern Mann
Vom Land, allwo der Bub gar üppig wuchs heran.
Der Pfleger führt' vom Haus
Ihn mit zur Arbeit aus,
So oft er jemals nach dem Weinberg schritt;
Und immer nahm er für das Bübchen mit
Ein wenig Brot in seiner Winzertasche,
Ein wenig Wein in seiner Kürbisflasche.
Und unter einem Busche lagen sie im Schatten
Und schmausten, wenn sie Durst und Hunger hatten.
Und zärtlich sorgt' er für den schönen Knaben,
Wenn er ihm reichte Brot aus seiner Tasche,
Wenn er ihn tränkte aus der Kürbisflasche.

Nun, wie gesagt, der Kleine wuchs heran.
Der König sendet Boten, ihm sein Kind zu holen.
Drob weint der Pfleger sehr, wie man sich denken kann.
Doch eines Morgens macht er flugs sich auf die Sohlen,
Da er die Sehnsucht nicht mehr unterdrücken kann.
Und wie ins Schloß er kommt, er staunend um sich schaut.
„Was wollt Ihr, Freund?" fragt ihn die Wache laut. —
„Ich will", erwidert er, „mein Bübchen wiedersehn,
Dem ich das Brot gereicht aus meiner Tasche,
Das ich erquickt aus meiner Kürbisflasche." —

„Ha, auf mein Wort,
Seid nicht gescheit! Nun, Freund, packt Euch nur fort,
Ich sag' Euch, packt Euch!" — Doch der Pfleger läßt
Sich nicht verscheuchen; jener hält ihn fest,
Und immer lauter tönt sein jammernd Fleh'n:
„Ach, laßt mich doch mein Bübchen wiedersehn,
Dem ich das Brot gereicht aus meiner Tasche,
Das ich erquickt aus meiner Kürbisflasche." —

Digitized by Google

Und endlich geht die Wache denn hinauf
Und spricht zum König: „Unten ist ein Wicht,
In meinem ganzen Leben, wahrlich, sah ich nicht
Dergleichen. Schon seit einer halben Stunde
Ertönt's in Einem fort aus seinem Munde:
«Ach, laßt mich doch mein Bübchen wiedersehn,
Dem ich das Brot gereicht aus meiner Tasche,
Das ich erquickt aus meiner Kürbisflasche.»

Schon hundertmal wohl sagt' ich ihm: Schweig' still!
Wenn der nicht toll ist, fehlt daran nicht viel.
Er steht da vor der Thür, und keiner kann ihm wehren." —
„So mag er kommen, laßt ihn nur gewähren!"
Spricht drauf der König. „Sehn wir, was er will."
Nach einem Weilchen kommt der Winzer schon,
Eilt, freudig aufgeregt, stracks auf den Sohn
Des Königs zu; vor seinem Vater: „Ha!"
Ruft er, „da ist mein süßes Bübchen ja,
Dem ich das Brot gereicht aus meiner Tasche,
Das ich erquickt aus meiner Kürbisflasche!" —
Drob alle andern staunend sprachlos stehn.

„Heut Abend", spricht der König, „wack'rer Mann,
Sollst du an meiner Seite speisen." — Dann
Ließ er von allem, was er aß, ihm reichen,
Und sprach mit Huld zu ihm ganz ohne gleichen.
Am andern Morgen zog der Pfleger fort
Mit vielen harten Thalern in der Tasche
Und edlem Wein in seiner Kürbisflasche,
Und unterweges sagt mit frohem Sinn
Wohl hundertmal er schmalzend vor sich hin:
„Ei, über meinen wackern Buben dort,
Dem ich das Brot gereicht aus meiner Tasche,
Den ich erquickt aus meiner Kürbisflasche."

Als er die Geliebte umsonst beschworen hat, doch nicht ins Kloster zu gehen, findet er keine Ruhe mehr in Avignon:

Weit weg über das wogende Meer
Zieht's in Stunden voll sehnendem Träumen
Heftig fort mich zur Reise. Kein Säumen
Ist gestattet; kein Ruhen gilt mehr — —
Weit weg über das wogende Meer!

Doch die Fremde, die er nun durchstreift, bietet ihm keinen Trost. Nach der Heimat, wo sein Mädchen gewandelt, wo sie hinter den Klostermauern noch athmet, vielleicht für seine Ruhe betet, zieht's ihn zurück mit unwiderstehlicher Gewalt. Siech und lebensmüde traf er daselbst ein:

Ich hoffte zu vergessen! Auf den weiten Wegen,
Die ich zu Land und Meer gewandert bin,

Digitized by Google

Glaubt' ich den Gram zum Theile abzulegen ....
Wohl floh die Zeit; das Leben rollte hin ...
Nur kränker ist mein Herz, geknickt mein Sinn!

Mit diesen Worten begrüßt er die Heimat, in welcher er seine Mutter nicht mehr findet. Vereinsamt bis aufs äußerste, wird er an den Wegen der Vorsehung irre und wandelt — von seiner Liebe, an die er durch jede noch so entfernte Aehnlichkeit erinnert wird, überwältigt — einem Todten gleich unter den Lebenden. Sieht er die harmlose Fröhlichkeit der andern, so tritt ihm die gramvolle Schwere seines Daseins nur um so schroffer entgegen:

Der eine schifft auf glattem Meere —
Ihm schweigt der Sturm, der Himmel lacht,
Den andern peitschen Wogenheere,
Nur Blitze glühn und Donner kracht.
Wohl scheint für jeden zwar die Hehre,
Dieselbe Sonn' in gleicher Pracht,
Nur leuchtet jedem aus dem Heere
Der Stern' ein and'rer durch die Nacht
Des düstern Lebens, voll von Qualen, —
Stets heißt es: dulden, Frau und Mann!
Mit vielen Thränen muß man zahlen
Ein wenig Lust — — und sterben dann.

Ladet man ihn, den alle liebten, zur Feier des Frühlings ein, so ertönt seine Laute alsbald in den schmerzerfülltesten Klängen, wie in dem folgenden Liede:

Veilchen erblühen auf Flur und Triften,
Schwalbe schwingt munter sich in den Lüften,
Wieder thut einem die Sonne so gut,
Noth, voller Glut.
Sieh' die Platanen im Laubgepränge, —
Duftiger Schatten lockt in die Gänge;
Alles voll Klänge! ...
O Herz voll Noth,
Warum bist du nicht todt?

Grün ist das Ufer; zur Dämmerstunde
Lieg' ich und lausche der Frühlingskunde ...
Horch, jeder Baum, jeder Strauch sendet traut
Duft mir und Laut!
Ach, jeder Zweig voll Blütenguirlanden! —
Jubelnd und froh aus düsteren Banden
Alles erstanden!
O Herz voll Noth,
Warum bist du nicht todt?

Aus den Bastiden da kommen die jungen
Reizenden, fröhlichen Mädchen gesprungen;

Digitized by Google

Froh um die Wett' mit der Nachtigall
Singen sie all'!
Flüchtigen Fußes am blühenden Raine
Ziehen dahin sie im trauten Vereine,
Sind nicht alleine!
O Herz voll Noth,
Warum bist du nicht todt?

Ach wie die Freude sie alle verjünget!
Auf, und im fröhlichen Tanze euch schwinget,
Auf, wirble selig, du liebendes Paar,
Walle dein Haar!
So, nun ergeht euch im schattigen Haine — —
Gehet, 's ist schön ja zu gehn im Vereine,
Lachet! Ich weine;
O Herz voll Noth
Warum bist du nicht todt!

Jeder mit seiner Jeden im Tanze
Wird sich noch schwingen im Mondesglanze;
Deine allein ist geschieden von hier —
Tanzt nicht mit dir!
Ach, und wie liebt' ich sie! Mir war sie Sonne,
Duft, Klang, Licht, Leben und Frühlingswonne —
Jetzt ist sie Nonne....
O Herz voll Noth
Warum bist du nicht todt?

Zieht es ihn allein hinaus in die blühende Natur, deren Blütenzauber ihm von jedem Halme entgegenlacht, so entlockt ihm der Anblick von Blume, Baum und Blüte nur Töne des Schmerzes, der süßen Wehmuth:

Warum prangt ihr im Festgewande
Und bietet mir so holdes Glück,
Als fesselten mich eurer Zauber Bande,
Als riefet ihr zum Leben mich zurück...?
Warum ist alles doch so schön,
Als ob sie noch zugegen wäre —
Warum, o Erde, du so grün,
Warum so blau, du Himmelssphäre!?

Und so trägt alles nur dazu bei, seinen tiefen Gram zu nähren:

Mein Herz ist krank, ich fühl's zum Brechen eilen —
Mein Herz ist krank, doch kann's mir niemand heilen.
Ich will mein Herz an nichts mehr hängen,
Ich will verwaist und einsam stehn;
Ich will in leisen Liederklängen
Mein tiefes Leid nur mir gestehn.

Was hülf's, ob ich es laut verkünde,
Was — raunt' ich's jedem heimlich zu; —

Digitized by Google

's ist keiner da, der mich verstünde,
Der mir die Seele spräch' in Ruh.'

So will ich's tragen, stumm, alleine,
Will lauschen nicht nach Sympathie; —
Ich fühl's, wenn ich vereinsamt weine:
Bald naht das Ende aller Müh'!

Mitunter geht er weit, weit weg vom Hause, um sich zu zerstreuen, und die Eindrücke, die er da von Dorf und Flur mit nach Hause bringt, regen ihn meistens zu den schönsten tiefgefühltesten Dichtungen an. Wer möchte die folgenden Strophen, die auf einer solchen Wanderung entsprungen sind, nicht gern zu den Perlen der Dichtkunst zählen:

Die Mutter, sie bückt sich emsig und rasset
Geschnittenes Schilf vom Grund;
Ein wenig weiter der Vater schaffet;
Das Kindlein bewacht der Hund.

Im Schürzchen, weich über den Korb gebreitet
Von sorgender Mutterhand,
Da schlummert das Kindchen, es liegt auf der Seite,
Das Köpfchen zurückgewandt.

Und rosig und duftend und blühend es lieget,
Ein Händchen im lock'gen Haar.
So schlummert's vom säuselnden Zephyr gewieget,
Der Kühlung ihm bringet dar.

Die Bäume, die großen, in voller Sonne
Sie stehen und senden mild
Gleich Regen aus jeder üppigen Krone
Den Schatten zum frischen Bild.

So liegt es im Korbe, halbnackt, und leise
Holt Athem das Engelein —
Voll Neugier von jenseits kommt leise, leise
Die Eidechs' und guckt hinein.

Auf ihren luftigen Schwingen eilen
Die Falter sonst stets geschwind
Von Blüte zu Blüte; hier aber weilen
Sie über dem glücklichen Kind!

Auch ich, als ich kam, mußt' am Korbe säumen
Und schaun auf das holde Bild:
Wovon, dacht' ich, Glückliche, magst du träumen,
Zu schlummern so selig, so mild!

O Schlaf, o entzückender Kindheitsschlummer,
Warum entfliehst du so schnell? —
In der Liebe, im Unglück, im Herzenskummer
Da wärst du ein Trostesquell!

Digitized by Google

O stärkender Schlaf, der lang' mich schon meidet!
Ich wollte, ich wär' nicht groß,
Wär' ein Kindchen, so dürftig wie dieses bekleidet,
Und schlief' in der Mutter Schos!

Und auch er schlief bald darauf im tiefen Schos der Mutter Erde den ew'gen heil'gen Schlaf der Dulder, minder glücklich in der letzten Stunde als jener Prinz von Blaya, weil ungetröstet und unbeweint von der, die er so treu geliebt, für die ihm das Herz gebrochen war!

Merkwürdig ist, daß, ebenso wenig wie seinem frommen Gemüthe jemals Gedanken der Selbstvernichtung kamen, sich in seinen Gedichten Anklänge religiöser Stärkung und Erhebung finden; kein einziges

Auf, auf! Gib deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht,
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht;

kein einziger Ruf des Vertrauens empor zu dem, „der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn", und der Zuversicht:

Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem Bösen
Bisher getragen hast;

aber auch nichts von jenem Schönthun mit seinem Schmerze, wie es uns in Lamartine's „Voyage en Orient" entgegentritt. Er dichtete für sich und nicht für den Verleger. Konnte er sich nicht ermannen, so war er doch auch im Dulden der Erde gleich und wahrte seine über Grab und Tod hinausdauernde Liebesglut und Zärtlichkeit in ungetrübter Reinheit, bis sein Herz so still ward wie ein großer See.

Finden wir bei Aubanel nicht jene großartige Kraft, jenen erhabenen Schwung, jenen beharrlichen Cultus eines großen Princips, welches das Leben idealisirt und es dem engen Kreise des Irdischen entrückt, vermissen wir bei ihm jenes leidenschaftliche Pathos, jene kühne Bilderpracht, deren Farben sich, wie Foitlage von der hebräischen Literatur so treffend gesagt hat, der Phantasie einätzen und darin lange fortglühen gleich den brennenden Tinten der Glasmalereien unserer gothischen Dome; säet er keine goldhaltigen Gedanken aus und Sprüche tiefsinniger Weisheit, — so werden wir doch nicht umhin können, ihm das zuzuerkennen, was die alten Troubadours so sehr auszeichnete: angeborene Grazie und jene edle Einfalt und Zartheit der Gesinnung, die das Erbtheil auserlesener, edler Seelen ist, und diese, in Verbindung mit einem nicht geringen Gestaltungsvermögen, hätten ihn leicht einer hohen Vollendung entgegenführen können, hätte nicht die Liebe, die ihn zum Dichter machte, ihn ins frühe Grab gestürzt.

Digitized by Google

Zwei Volkslieder.

In freier Ueberſetzung

von

Max Waldſtein.

1. Germine.

Franzöſiſches Volkslied: (Un joure que Germine étoit dans son jardin.)

Im Garten ſitzt Germine allein,
Drei Edelleute treten ein,
Drei Edelleute treten ein.

„Gott grüß dich, Jungfrau wunderhold!"
„Nicht Jungfrau ihr mich nennen ſollt,
Nicht Jungfrau ihr mich nennen ſollt.

Seit langem bin ich ſchon vermählt,
Als ich kaum funfzehn Jahr' gezählt,
Als ich kaum funfzehn Jahr' gezählt.

Mein Mann, der zog dann in die Schlacht,
Weiß nicht, was er zur Stunde macht,
Weiß nicht, was er zur Stunde macht.

Sechs Jahre ſind es, daß ich nicht
Geſehn des Gatten Angeſicht,
Geſehn des Gatten Angeſicht."

„Madame, gebt uns heut Nachtquartier!"
„Nicht wohnen könnet ihr bei mir,
Nicht wohnen könnet ihr bei mir.

Ich hab' verſprochen, treu zu ſein,
Und was ich ſchwur, das halt' ich ein!
Und was ich ſchwur, das halt' ich ein!

Zur Mutter geht von meinem Mann,
Die euch getroſt empfangen kann,
Die euch getroſt empfangen kann."

„Mama, gebt uns heut Nachtquartier,
Madame Germine ſchickt uns zu dir,
Madame Germine ſchickt uns zu dir!"

„Der ſchönſte Saal ſoll euer ſein
Ihr ſeinen Herr'n, der beſte Wein,
Ihr ſeinen Herr'n, der beſte Wein."

Digitized by Google

„Wir trinken nicht den rothen Wein,
Germine ſoll unſ're Schenkin ſein,
Germine ſoll unſ're Schenkin ſein!“

„Germine, drei Herr'n die rufen dich,
Nicht trinken woll'n ſie ohne dich!
Nicht trinken woll'n ſie ohne dich!“

„Daß ich Euch, Weib, nicht ſtrafen kann,
Weil Ihr geboren meinen Mann,
Weil Ihr geboren meinen Mann.

Den Fiſchen würd' ich, böſes Weib,
Zum Fraße geben Euern Leib,
Zum Fraße geben Euern Leib!“

Die Mutter weinet ſich ſchier blind:
„Germine ſie iſt ein ſchlechtes Kind!
Germine ſie iſt ein ſchlechtes Kind!

Ihr Herr'n müßt eſſen ganz allein,
Germine will euch nicht Schenkin ſein,
Germine will euch nicht Schenkin ſein.“

„Wenn Ihr nicht jene Dame wärt,
Die mich an ihrer Bruſt genährt,
Die mich an ihrer Bruſt genährt,

Getroffen hätt' Euch ſchon mein Schwert,
Weil Ihr mein Ehgemahl entehrt,
Weil Ihr mein Ehgemahl entehrt.

Mach auf, geliebtes Kind, die Thür,
Germine, dein Herr ſteht hinter ihr,
Germine, dein Herr ſteht hinter ihr.“

„Gib mir ein Zeichen, lieber Mann,
Sonſt ich die Mär' nicht glauben kann,
Sonſt ich die Mär' nicht glauben kann.

Sag' mir von unſ'rer erſten Nacht,
Wie haben wir ſie zugebracht?
Wie haben wir ſie zugebracht?“

„Du ſaß'ſt auf einem grauen Pferd,
Zur Seite ritt ich wohlbewehrt,
Zur Seite ritt ich wohlbewehrt!“

Digitized by Google

„Sag' mir von unſ'er zweiten Nacht,
Wie haben wir ſie zugebracht?
Wie haben wir ſie zugebracht?"

„Du hatteſt einen gold'nen Ring,
Mein Ungeſtüm zerbrach das Ding,
Mein Ungeſtüm zerbrach das Ding!

Die eine Hälft' behieltſt du dir,
Die and're, Theure, ſie iſt hier!
Die and're, Theure, ſie iſt hier!"

„Gelobet ſei Herr Jeſu Chriſt,
Daß du zurückgekommen biſt,
Daß du zurückgekommen biſt!

Genett', mach ſchnell ein Feuer an
Und unſer Bett bereit' ſodann!
Und unſer Bett bereit' ſodann!"

2. Der Ring Tonina's.

Venetianiſches Volkslied. (Una ga li nom Giulieta.)

Zwei allerliebſte Kinder,
Wie Blumen wunderſchön,
Giulietta und Tonina
Zum Meere baden gehn.

Und wie ſie an dem Ufer
Entfernen Schürz' und Kleid,
Da fällt der Ring Tonina's
Ins Meer! O ſchweres Leid!

Und einen jungen Fiſcher,
Den rufen ſie zu ſich:
„O ſchöner junger Fiſcher,
O fiſche heut für mich!

Mein Ring, er fiel ins Waſſer,
Ins tiefe blaue Meer!"
„Sag' an, was willſt du zahlen,
Bring' ich das Ringlein her?"

„Will hundert Stück Zechinen
Dir geben gleich zur Stell'
Und ein geſticktes Täſchchen
Mit Perlen, ſilberhell."

Digitized by Google

„Nicht will ich die Zechinen,
Das Täschchen, feingestickt,
Nur einen Kuß begehr' ich,
Wenn mir der Fang geglückt!

Denn ach, du holdes Mädchen,
Du hast mir's angethan,
Ich muß dein Herzchen fischen
Und geh' zu Grund ich dran!"

„Was werd'n die Leute sagen,
Die an dem Ufer gehn?"
„Wir woll'n zu Nacht uns küssen,
Da kann uns niemand sehn!"

„Zu Nacht, ach Mond und Sterne,
Die geben gar viel Licht!" —
„Den Mond, die kleinen Sterne,
Die, Liebchen, fürchte nicht!"

Drei Gedichte

von

Richard Kunisch.

1.

Im Ballsaal war es. Schüchtern wagte
Zu flüstern ich, was mich verzehrt, —
Du schwiegst, doch als ich bebend fragte,
Ob du aus Zorn dich abgekehrt:

Da wandtest du dein Aug' und blicktest
So wunderbar und tief mich an,
Und lächeltest voll Huld und nicktest
Erröthend mit dem Köpfchen dann.

Wie war da alles rings verschwunden,
Vom süßen Zauber fortgeweht,
Das Glück nur, daß ich dich gefunden,
Durchzog mein Herz wie ein Gebet.

Die Welt versank — aus Kerzenflammen
Ward heil'ger Sterne gold'ner Schein,
Des Saales Decke brach zusammen,
Der Himmel strahlte klar herein.

Digitized by Google

Und statt der heitern Walzertöne,
Die schmeichelnd uns vorher umglüht,
Hört' ich in aller seiner Schöne
Erhörter Liebe hohes Lied.

2.

Zu deinen Füßen laß mich liegen,
O gönne mir die sel'ge Ruh'!
Wenn Träume meine Seele wiegen,
Der Träume Göttin bist nur du!

Vergessen ist im heil'gen Frieden,
Der mich in deiner Näh' umfängt,
Was fern von dir an Streit beschieden,
Was über mich die Welt verhängt.

Vergessen alles! Und ich schaue
Voll trunk'nen Glücks zu dir empor,
Bis mir dein Aug', das nixenblaue,
Eröffnet deiner Seele Thor.

Da hör' ich leise Klänge beben
Aus deines Herzens tiefstem Schacht,
Und zarte Märchen seh' ich schweben
Aus deines blauen Auges Pracht.

Das ist ein Flüstern und ein Klingen
Von dir zu mir, von mir zu dir,
Das ist ein geisterhaftes Singen:
Ewig bei dir, ewig bei mir!

3.

Ich lag erkrankt, der Lampe Schein
Erhellte matt die engen Räume,
Da schwebtest du zu mir herein,
Madonna aller meiner Träume!

Das Händchen reichtest du mir dar,
Das vielgeliebte, weiche, weiße,
Und strichest leise dann mein Haar
Und meine Stirn, die fieberheiße.

Und freundlich blicktest du mich an —
Da schwand das dunkle Krankenzimmer,
Und Frühling war's, der Tag brach an
Mit seinem schönsten gold'nen Schimmer.

Digitized by Google

Und eine Lerche schwang sich auf,
Hoch in die klaren Himmelslüfte,
Und tausend Blüten sproßten auf
Und hauchten betend ihre Düfte.

Ich aber sah' nur dich, nur dich,
Umleuchtet von des Morgens Glanze,
Und all' die Blüten rankten sich
Voll Lieb' empor an dir zum Kranze!

Literatur und Kunst.

Zur Culturgeschichte des deutschen Mittelalters.

Einer der mühseligsten, schließlich aber auch erfolgreichsten und lohnendsten Kämpfe ist es, der im Laufe des Mittelalters in den östlichen Grenzmarken Deutschlands durchgeführt wurde. Weite Gebiete, welche heut zu den Hauptsitzen deutscher Cultur und deutschen Lebens gehören, die Lande östlich von der Elbe bis zur Oder und darüber hinaus, waren noch zur Zeit, wo das mittelalterliche Deutschland seine höchste Blüte entfaltete, ein höchst zweifelhafter und immer wieder angefochtener Besitz. Mit zähester Ausdauer leisteten dort die Slawen dem rastlosen Andringen der Deutschen Widerstand, und erst eine fast vollständige Aufreibung der Slawen machte die Deutschen zu wirklichen Herren dieser Länder. Wol sind daselbst harte Kämpfe geführt und blutige Schlachten geliefert worden; ihr Resultat aber war, abgesehen zunächst von der oft sehr zweifelhaften Unterwerfung der Besiegten, sozusagen nur ein negatives; das ergänzende positive konnte nur auf dem Wege friedlicher Entwickelung erreicht werden. Es ist eine der interessantesten Aufgaben für den Geschichtschreiber des Mittelalters, gerade dieses allmähliche friedliche Vordringen deutscher Cultur unter den Slawen bis in seine manchen überraschenden Aufschluß gewährende Einzelheiten zu verfolgen. Auch hat in neuerer Zeit, wie die Geschichte des deutschen Mittelalters überhaupt, so gerade diese specielle Seite derselben nicht blos durch Publicationen wichtiger Urkundenwerke, sondern auch durch zahlreiche zusammenfassende Darstellungen und namentlich durch eine ganze Anzahl höchst schätzbarer Monographien eine sehr dankenswerthe Förderung erfahren. Die neueste Leistung auf diesem Gebiete: „Die Prämonstratenser des zwölften Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nordöstliche Deutschland. Ein Beitrag zur Christianisirung und Germanisirung des Wendenlands. Von Franz Winter, Prediger zu Schönebeck a. d. Elbe" (Berlin, E. Schweigger'sche Hofbuchhandlung), schließt sich den frühern würdig an und gibt einen neuen nützlichen Beitrag zur Erkenntniß der deutsch-slawischen Culturentwickelung. Anknüpfend an die Geschichte des Prämonstratenserordens, gibt der Verfasser eine Darstellung der außerordentlichen Fortschritte, welche die deutsche Cultur unter dem Schutze des Christenthums im Laufe des 12. Jahrhunderts bei den Slawen gemacht hat. Mit Recht hat er die Thätigkeit gerade dieses Einen

Digitized by Google

geistlichen Ordens zu seinem Ausgangspunkte genommen. Denn wenn derselbe zu jener Zeit auch zu den jüngern, anfangs unscheinbaren gehörte und der verhältnißmäßig kurzen Periode seiner Blüte ein schneller Verfall folgte, so hat er sich doch durch das, was er damals für die Christianisirung und damit zugleich für die Germanisirung des Wendenlandes gethan, einen hervorragenden Platz erworben nicht blos in der deutschen Kirchen-, sondern ganz besonders in der deutschen Culturgeschichte. Der Schilderung seiner colonisirenden Thätigkeit geht eine Lebensbeschreibung seines Gründers voraus, des Erzbischofs Norbert von Magdeburg. Letztere gehört, wie es uns scheinen will, zu den weniger gelungenen Abschnitten des Buchs: im Anschluß an die mittelalterlichen Quellen, namentlich die Lebensbeschreibung Norbert's, entwirft uns der Verfasser von des Heiligen Leben und Charakter ein Bild, das eben nur zu sehr bemüht ist, ihn schon während seines irdischen Lebens als einen Heiligen erscheinen zu lassen. Der Verfasser betont zu ausschließlich Norbert's Interesse an der Verbreitung des Christenthums, setzt aber den offenbaren politischen, auf Förderung auch seiner weltlichen Macht gerichteten Zweck, den er dabei nicht weniger verfolgte und förderte, nicht gehörig ins Licht. Allzu glimpflich geht er über die moralischen Schwächen Norbert's, seine Heftigkeit und Herrschsucht, hinweg, obgleich gerade von ihnen aus der Charakter des bedeutenden Mannes historisch recht erkennbar wird. Heilige haben eben die Geschichte nicht gemacht, und auch die Befestigung deutscher Cultur unter den Slawen war zum guten Theil hervorgegangen und getragen durch weltliche Motive. Von dem Stifter des Ordens wendet sich der Verfasser zu den in demselben gebildeten Schülern, unter denen wir eine ganze Anzahl in ihrer Zeit hochbedeutender Männer finden: so war z. B. Bischof Anselm von Havelberg, zur Zeit Friedrich Barbarossa's ein einflußreicher Staatsmann und vielfach thätig als kaiserlicher Gesandter, ein Zögling des Prämonstratenserordens, ja noch Norbert's selbst. Nachdem er dann die bedeutendsten der Männer aufgezählt hat, die außerhalb des Ordens stehend demselben und seinen Bestrebungen förderlich und dadurch bei der Ausführung des seinen Mitgliedern obliegenden Werks mitthätig gewesen sind, geht der Verfasser zu dem eigentlichen Kern seiner Darstellung über, der Aufzählung der berühmtesten Prämonstratenserklöster in den wendischen Landen und der Schilderung ihres Einflusses auf den sie zunächst umgebenden Landbezirk. Es ist eine lange Reihe zum Theil noch heute ein hohes historisches Interesse erregender Namen, die wir da zusammengestellt finden, und auch die räumliche Ausdehnung dieser Stiftungen kann uns einen Begriff geben von der großartigen Thätigkeit der Prämonstratensermönche. Von Magdeburg aus dehnen sie sich mit ihren Sitzen allmählich aus und nach einer Reihe von Jahren finden wir von ihnen gegründete Klöster in Brandenburg, Havelberg, Ratzeburg, auch Usedom, in Schlesien und endlich selbst in Riga. Da nun mit diesen Klostergründungen immer Hand in Hand die Befestigung deutscher Cultur ging, so läßt sich schon danach die hohe Bedeutung bemessen, die dem Prämonstratenserorden als Träger der Civilisation zuzuschreiben ist. Von der Darstellung dieses sieghaften und erfolgreichen Ausbreitens wendet sich der Verfasser dann zu einer kurzen Charakteristik der Organisation des Ordens, in der eben der Keim zu einer so mächtigen

Digitized by Google

Entfaltung lag, zugleich freilich auch der Keim des Verfalls, der nach kurzer, aber hoher Blüte mit Schnelligkeit hereinbricht. — Dem eigentlich darstellenden Theile des Werks folgt noch ein ziemlich umfangreicher Anhang, in welchem zunächst gründliche kritische Specialuntersuchungen über einige zweifelhafte Punkte angestellt, dann verschiedene neu aufgefundene Quellenschriften und namentlich zahlreiche bisher ungedruckte Urkunden mitgetheilt werden. — Das ganze Buch ist eine sehr fleißige und die Sache wirklich fördernde Vorarbeit für den Darsteller der deutsch-slawischen Cultur des Mittelalters, die allerdings durch eine etwas knappere und in sich geschlossenere Form noch gewonnen haben würde. H. P.

Correspondenz.

Aus London.

Anfang August 1865.

MK. Parlamentswahlen, Ernte, Steppenseuche und das atlantische Telegraphenkabel — um diese vier heterogenen Dinge drehte sich das Interesse des Publikums im ebenverflossenen Monat. Das erstere, die Wahl, ist abgethan. Beide Parteien, die Whigs wie die Tories, haben sich so viele Malicen gesagt, als gesunde Lungen ausstoßen, die Feder niederschreiben und geübte Setzer drucken konnten. Von Tag zu Tag rechneten sie sich diesen oder jenen Sieg zu, und das Schlußfacit zeigt für die Tories eine entschiedene Minorität, so sehr sich auch in ihren mildern Schattirungen das Bestreben kundgab, dem Liberalismus hier und da kleine, nichts kostende Zugeständnisse zu machen. Das Wort „Liberalismus" ist aber auch ein sehr weiter Mantel in England. Er umschließt eine hübsche Anzahl von Leuten, die den Wählern so viel wie möglich versprechen und so wenig wie möglich halten, sobald nur auf weitere sieben, fette oder magere, Jahre der Streckſitz im Unterhause wieder in gesicherte Pacht genommen. Dann gibt es eine Klasse, in die sich Whigs und Tories eigentlich theilen, die sogenannten Liberal-Conservativen, die immer zwischen Thür und Angel stehen und im allgemeinen mit einem Maximum von Beweglichkeit ein Minimum von Fortbewegung zu verbinden wissen. Welche Partei beständiger im neuen Unterhause die Majorität für sich haben wird, hängt weniger von den Sammelnamen „liberal" und „conservativ" ab, auch nicht von den numerischen Gruppirungen der Gewählten, sondern einfach davon, welche Partei die meisten Leute unter sich begreift, die gewissenhaft ihre Pflicht erfüllen, d. h. „da sind", wenn es sich um principielle wichtige Abstimmungen handelt. Hege man also keine zu großen Erwartungen, weder nach der einen noch der andern Seite hin. Bisjetzt thaten immer im Durchschnitt einige Dutzend die harte Arbeit, unterstützt von etwa hundert Parlamentsmitgliedern, denen der Aufenthalt in London genügt; das Gros aber wird auch ferner nur sporadisch „hören", wie nachlässige Studenten auf der alma mater sich nur ein- oder zweimal während des Semesters im Colleg blicken lassen, um sich dann das „Gehört" von einem zerstreuten

Digitized by Google

Professor testiren zu lassen. Aus diesem Gros wissen viele auf den Promenaden am Arno, im kellnerbevölkerten Interlaken, in Baden-Baden oder auf den pariser Boulevards viel besser Bescheid als in den Corridoren des englischen Parlamentsgebäudes und auf ihren kaltgewordenen Sitzen in demselben. Im allgemeinen verliefen die Wahlen ruhiger als in frühern Perioden. Irland sogar, von dem man immer zuerst Stürme erwartet, verhielt sich viel gesitteter als das respectable Anglia propria. Doch hat das Ding mehrere Haken, wie man zu sagen pflegt. In gewissen Grafschaften der Smaragdinsel mußten die Wähler am Tage des „Poll" mit Bajonneten und krummen Säbeln geschützt, d. h., von Dragonern oder Infanterie zur Abstimmung escortirt werden, um „thatsächlichen Eindrücken" der Masse entrückt zu werden. Zwei Wahlmorde fallen auf England, einer auf Irland. In ersterm aber bekamen die Glasermeister eine unerwartete „Laufkundschaft" und die Hospitalärzte Beulen und Brüche ohne Zahl zu curiren. Schottland war am stillsten. Sicherlich wären die Convulsionen in Stadt und Land heftiger gewesen, hätte es nicht an einem entschiedenen Parteikampfe unter den Candidaten selbst gemangelt. Doch die alten scharfen Ecken und Kanten sind abgeschliffen und die abgenutzten Feuersteine geben schwer Funken. Die Parteien, die kleine radicale ausgenommen, haben schon so viele Compromisse mit ihren wechselseitigen Grundsätzen bei dieser oder jener Gelegenheit abgeschlossen, daß man mitunter der Lupe bedürfte, um die alten Kennzeichen des Unterschiedes noch herauszufinden. Ihre Hauptfortification, den Schutzhandel, haben die Tories schon seit Jahr und Tag auf Gnade und Ungnade übergeben, und nur eine kleine auserlesene Compagnie bleibt bei dem Rufe: „Die alte Garde stirbt, aber sie freihandelt nicht." Führer dieser Abtheilung, und kein energieloser, war bisher Mr. Bentink. Doch dieses Haupt fällt auch, denn auf Anrathen seines Arztes hat er, einer von den „letzten Zehn des Regiments", der parlamentarischen Carrière für immer Valet sagen müssen. Die kurz vor den Wahlen noch mit viel Wärme debattirte „Reform", d. h. die Frage wegen erweiterter Wahlrechte, ist selbstverständlich nach Erledigung der Wahlen in den Hintergrund getreten. Es nützt nichts, jetzt Pulver zu verschießen, wo auf weitere sieben Jahre keine Möglichkeit vorhanden, irgendwelchen praktischen Nutzen aus dem Streit erzielen zu können. Das Parlament ist fix und fertig nach dem alten Modus gewählt, d. h. von 7,000000 erwachsenen Briten haben 1,200000 wählen dürfen, und $5^1/_2$ Millionen warten, bis wieder einmal die Reform auf das Tapet kommt. Unter den Liberalen des Unterhauses gibt es nur eine Minorität, die wirklich eine Reform „will". Die Frage selbst ist auf hundert Meetings, in zahllosen Leitartikeln, auch in Broschüren von allen erdenklichen Gesichtspunkten aus erschöpft, was schon die Klassification der verschiedenen Reformplane zur Genüge beweist. Von der „Urwahl" abgesehen, sind folgende „Arten" jetzt wissenschaftlich festgestellt: „verticale Reform", die in tiefere Klassen der Bevölkerung hinabgreifen will; „laterale Reform", die nach den Seiten hin sich verbreiten, namentlich die pünktlich ihre Miethe bezahlenden Chambregarnisten auf Einen Fuß der Wahlberechtigung mit dem Hausinhaber stellen will; „horizontale Reform" nennt sich ein anderer Plan, „diagonale Reform" wieder ein verschiedenes Project, beide durch sehr feine Nuancen unterschieden,

Digitized by Google

deren Erklärung für den deutschen Leser ohne jedes Interesse sein würde. Die „Reform" ist in die Mache der Stubengelehrten gekommen, und an Stelle einer wirklichen Bewegung sind allerhand Controversen und Definitionen getreten, in welche sich das, was an Lebensfähigkeit rege gemacht, mehr und mehr zerkrümelt hat. Wenn ein Reformcomité wie das londoner erst den Arbeitern sagen muß, wie es gethan: „Bringt uns 5000 Pfd. zur Operation zusammen, damit wir sehen, daß die Wahlreform von euch für ein dringendes Bedürfniß erachtet wird", so ist das Beweis genug, daß der Boden, auf den man sich stellte, noch keine Verläßlichkeit hat. Wohlleben überhaupt, der volle Fleischtopf, macht politisch auch sehr genügsame und indifferente Leute, und dem Engländer wohnt eine gewisse Schwerfälligkeit bei, die ganz besonderer Hebel bedarf, um sich zu rühren. Kommt es dazu, so rührt man sich freilich bis zum Resultat. Aber an solchen Hebeln gebrach es, und selbst die Führer der Bewegung beginnen die Arme allmählich in den Schos zu legen und die Zeit für noch nicht gekommen zu erklären. Auch die Presse erlahmt zeitweise, wohl erwägend, daß, ehe die Farben noch nicht „stehen", auch der glänzendste Firniß noch überflüssig ist. Wer der „Führer des Unterhauses" werden wird, d. h. jenes Cabinetsmitglied, das auf die Majorität für seine Politik rechnen kann, darüber herrscht kein Zweifel. Palmerston ist das nur nominell, Russell hat seine Position dieser Art verballhornt, aber Gladstone wird es. Ein torystisches Blatt sagte jüngst: „Palmerston ist der conservative Premier eines radicalen Cabinets, aber er ist zu alt, um seine Equipage viel länger noch in Ordnung zu halten." Ebenso selten wie alte Köpfe auf jungen Schultern sind junge Köpfe auf alten Schultern. Palmerston ist schon jetzt mehr oder weniger Tradition geworden. Die Tage, wo man ihn „Lord Firebrand" nannte, sind längst vorüber, und der bekannte Urquhart hat ihm in der seit vorigem Jahre eingegangenen „Free Press" documentarisch allerhand „russische Anlehnungen" nachgewiesen. Als Sir Robert Peel, der Alte, einst in der Lage war, sich von der Königin eine Gunst ausbitten zu dürfen, bat er um die Zusicherung, nach zurückgelegtem sechzigsten Lebensjahre nicht mehr an die Spitze des britischen Cabinets berufen zu werden, da er dann nicht mehr das Unterhaus regieren könne. Palmerston hat nun freilich noch viel später als in den Sechzigern, wie ein anderes Sprichwort sagt, „auf dem Hause wie auf einer alten Fiedel gespielt", aber letzthin hat es doch an grellen Mistönen keineswegs gemangelt. Es war die Torypresse, die jüngst den alten Premier an Peel's obige Maxime mit einem deutlichen Wink erinnerte, aber ein liberales Blatt setzte sofort einen Dämpfer darauf, einfach erwähnend, daß in diesem Falle ja auch der Chef der Tories, Lord Derby, auf jede Speculation verzichten müßte, da sein Geburtstag auch schon in die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts falle.

Die londoner Saison ist vorüber. Somit kam Abd-el-Kader zu spät, um noch lionisirt werden zu können. Die Presse beschäftigt sich mit der Politik des Auslandes, und die rastlosesten Politiker, überhaupt jeder, der „kann" von Zeit oder Geldes wegen, verläßt London und sieht sich nach grünen Wiesen oder Seebädern um. Sonst ist die Aufmerksamkeit des Publikums von zwei Dingen gerade in diesem Augenblicke vornehmlich in Anspruch genommen, der Steppenseuche unter dem Vieh und dem mehr-

Digitized by Google

tägigen Schweigen des unterseeischen Telegraphenkabels, von welchem das „Große Ostschiff" bereits gegen 1050 Meilen in die Tiefe des Atlantischen Oceans versenkt hatte, als am 2. August nachts die Communication vom Bord des Schiffes nach Valentia in Irland aufhörte. Ob es ein Strohhalm, woran sich die Hoffnung klammert, oder etwas Haltbareres, ist abzuwarten. Die Astronomen der Sternwarte von Greenwich, die nicht nur das Firmament, sondern auch die Unterwelt in den Bereich ihrer Beobachtungen ziehen, haben soeben bekannt gemacht, daß sie seit jenem Tage sogenannte „magnetische Stürme" von bisher unübertroffener Heftigkeit und „earth-currents" (magnetische Erdströmungen) beobachtet, welche, wenn sie auch auf dem Grunde des Oceans vorgewaltet haben sollten, die Störung der magneto-elektrischen Communication durch das Riesenkabel diesmal und auch bei zukünftigen Gelegenheiten erklären würden. Derselben Auterität zufolge sind obige Strömungen jetzt in rapider Abnahme begriffen, und somit ist es nicht unmöglich, daß, wenn dieser Brief zur Presse geht, schon eine neue Depesche versichert: „all right". Die Spannung ist eine überaus große, eine leicht begreifliche. Leute, die sonst über den hohen Tarif, den die Compagnie für die künftigen Depeschen festgesetzt, sehr aufgebracht gewesen, halten diesen jetzt für verzeihlich, „da die Compagnie alle Ursache hätte, aus einem so riskanten Unternehmen schnellste Vortheile zu ziehen". Der Curiosität wegen citire ich das in mancher Beziehung charakteristische Urtheil eines Yankee: „Calculire, die Compagnie sollte für die ersten Monate den Telegraphen nur für sich selbst benutzen und, früher als alle Welt im Besitz der Curse, damit an den Börsen einsacken, was einzusacken ginge, bis sie zu ihren Auslagen gekommen und die übrige Menschheit mit genießen lassen könnte." Very smart, indeed!

Was die importirte „russische Plage", die Steppenseuche, anlangt, der in London bis heute 3000 „Häupter" zum Opfer gefallen, so ist nach Erklärung von Mr. Gamgee, dem Director der großen londoner Thierarzneischule, nunmehr fast alle Hoffnung geschwunden, das Uebel noch im Keime zu ersticken. Auch die Regierung hält es für Präventivmaßregeln schon zu spät und beschränkt sich darauf, Vorsicht, wohl als die Mutter sehr später Weisheit in diesem Falle, den Betheiligten dringend ans Herz und an den Geldbeutel zu legen. Die schleunigst in Thätigkeit getretene „Gesellschaft zur Verhütung" hat ansehnliche Subscriptionskapitalien zusammengebracht. Indessen die Plage muß überstanden werden. Sie hat schon in Schottland sogar ihre Verheerungen begonnen, und es ist erwiesen, daß sie schon seit einem vollen Monat importirt wurde — via Deutschland, daß aber die interessirten Händler in London die Sache zu vertuschen wußten. „Was soll aus unserm Arbeiter werden", sagt ein Blatt, „wenn er sich die nöthige kräftige Fleischnahrung nicht mehr verschaffen kann! Die Calamität würde in viel weiterm Umfange schaden, als die locale Baumwollennoth von Lancashire ihrer Zeit gethan."

Einen ansehnlichen Raum in den Blättern nehmen jetzt die lamentirenden Leitartikel über „Infanticide" (Kindermord) ein. Wie die Tödtung von Kindern auf dem Lande gegen gewisse Taxen förmlich von manchen Leuten gewerbmäßig übernommen wird, haben mehrere Criminalprocesse der letzten Woche dargethan. Die Details sind so grausig, daß die Feder sich

Digitized by Google

sträubt, sie auch nur anzudeuten. Unter den vielen Beispielen sei eins kurz skizzirt. Eine soeben wegen „gewerbmäßiger Ermordung" der Kinder „anderer Leute" verurtheilte Frau sagte zu der gottlosen Mutter, die als pardonnirte „Kronzeugin" gegen sie ausfagte: „Für so und so viel will ich alle Eure Kinder aus der Welt schaffen und hättet Ihr deren vierzig. Man thut damit Gutes (it is doing good), denn man spart ihnen ein elendes Leben. Aber Ihr müßt immer selbst dabei sein, sonst könntet Ihr mich verrathen." Es ist in der That in ländlichen Districten bereits zum Sprichwort geworden: „Dieses Kind wird nicht lange leben, es ist — in zu vielen Clubs!" Das soll so viel heißen, als es ist in zu viele Sterbekassen- und Lebensversicherungsclubs eingekauft, sodaß der Gewinn zu verführerisch wurde. Es geht ein Aufschrei nach neuen strengen Gesetzen durch die Presse, aber der gewohnheitsmäßigen Gewissenlosigkeit einer alles wagenden Habsucht ist auch mit Gesetzen kaum beizukommen.

Aus Wien.

1. August 1865.

K. C. Die Glut der Julisonne hat endlich das neue Ministerium ausgebrütet, und seit zwei Tagen wissen die österreichischen Staatsbürger insgesammt, wer sie künftig regieren wird. Gestern hat auch Graf Belcredi bereits sein Rundschreiben erlassen. Seit Schmerling's berühmtem Rundschreiben, dem constitutionellen Weihnachtsgeschenk von 1860, ist es Mode geworden, ein solches Circular zu erlassen. Was Schmerling that, konnte Belcredi nicht unterlassen. Die beiden Rundschreiben bieten einen höchst interessanten Gegensatz. Schmerling hat unendlich liberal geredet und unendlich viel versprochen, Belcredi redet nüchtern, geschäftsmäßig und verspricht gar nichts. Ob er darum etwas halten wird? Die Aera der schönen Form ist jedenfalls in Oesterreich vorüber, und die jetzigen k. k. Hof- und Staatspublicisten scheinen sich den militärischen Rapportstil zum Muster zu nehmen. Alle officiellen Actenstücke des Ministeriums Schmerling waren elegant, schwungvoll geschrieben, von philosophischer Bildung durchweht, einzelne Thronreden der frühern Jahre z. B. musterhaft in jeder Beziehung. Der letzten Thronrede sah man es deutlich an, daß das scheidende Ministerium keinen Antheil mehr an ihrer Abfassung hatte, sonst wäre sie wenigstens besser stilisirt gewesen und hätte nicht Grammatikal- und Syntaxfehler aufgewiesen. Die letztern kommen wol auf Rechnung des ungarischen Einflusses. Wie kann man ungarischen Magnaten zumuthen, die deutsche Sprachlehre gründlich zu studiren? Und die Thronrede athmete von Anfang bis zu Ende den Geist des Octoberdiploms, aus dem sie einige Sätze wörtlich herübergenommen, den Geist der altconservativen ungarischen Partei. Eigentlich bot sie gar nichts Positives, kein Programm, an das man sich halten konnte, aber das Mistrauen las zwischen den Zeilen und die Curse sanken um zwei Procent. Das war deutlich genug.

Am Abend des Tages, an welchem das neue Ministerium sein Amt antrat, gingen mehrere Mitglieder desselben im Thiergarten spazieren. Es war gerade ein Fest dort, ein Fest mit Beleuchtung, Feuerwerk und son-

Digitized by Google

stiger Kurzweil, und die elegantesten Toiletten der ganzen und halben Welt schmückten den Garten. Die Thiere amusiren sich bei solchen Gelegenheiten sehr schlecht, die Menschen aber ganz vortrefflich. Man grüßt und plaudert, man neckt und scherzt, man knüpft Verhältnisse von jeder Sorte an. Der Thiergarten ist ein Favorit des wiener Publikums geworden. Einige der neuen Minister waren also auch da und boten so der Neugier der großen Menge die schönste Gelegenheit, sie in der Nähe zu betrachten. Da war der neue Finanzminister, Graf Larisch-Mönnich, der vielleicht Studien über die ökonomischen Verhältnisse des Thiergartens machen wollte. Sie gleichen ungefähr jenen des österreichischen Staats. Ein leitender Director — Ußner hieß der Ehrenmann — ward mit großen Kosten aus der Fremde verschrieben, weil die angeborene österreichische Bescheidenheit die tüchtigen heimischen Kräfte nicht für erfahren genug hielt. Hr. Ußner kam, sah und gab Geld aus, Geld für einen Tanzsaal, in dem niemand tanzen will, Geld für Allotria aller Art, nur keins für Thiere, sehr viel Geld für sich selbst und brannte schließlich mit dem artigen Sümmchen von fünfundzwanzigtausend Gulden durch. Wo er sich jetzt befindet, und ob die Thiergartengesellschaft je auch nur einen Kreuzer von ihren Forderungen erhält, wissen die Götter. Die Finanzen des Thiergartens sind daher in einem Zustande, daß er nur noch durch die Liebenswürdigkeit der Grafen Breuner und Wilczeck fortexistirt. Hier kann Graf Larisch-Mönnich schon etwas lernen. Man behauptet von ihm, er sei ein guter Mann. Sonst sagt man ihm nichts nach. Ob die österreichischen Finanzen an ihm ihren Colbert finden werden, ist freilich nicht ganz sicher, wenn auch sein Unterstaatssecretär, Hr. von Becke, ein sehr erfahrener und gewandter Mann sein soll.

Mit ihm wandelte Graf Belcredi im Thiergarten, das eine Haupt des neuen zweiköpfigen Ministeriums. Die Natur hat nicht zwei Männer geschaffen, die sich so unähnlich sind wie Belcredi und Schmerling. Die kräftige Gestalt Schmerling's, die breite Brust, der massige Kopf mit den scharfen, kantigen Zügen verriethen einen Mann von großer Willenskraft und Entschlossenheit, und das humoristische Lächeln konnte sehr gewinnend wirken. Fein und schmächtig, schlank und geschmeidig tritt dagegen Belcredi auf; ein kleines Köpfchen mit zarten Zügen, blasirtem Ausdruck und schmalen Lippen ist es, das uns zugleich den Italiener und den kühlen Aristokraten von reinstem Blute verräth. Graf Belcredi wird nie starr und heftig sein wie Schmerling, er wird aber auch nie jenes gesunden Humors fähig sein, mit welchem Schmerling, nicht unglücklich den britischen Staatsmännern in diesem Punkte — leider nur in diesem! — nachahmend, seine Gegner in Schach zu halten wußte. Wenn das kleine Köpfchen des Grafen Belcredi nur Raum genug für alle Dinge hat, die es überlegen soll! Man hat den Grafen gleich auf einmal zum Staats-, Verwaltungs-, Unterrichts- und Polizeiminister und nebstbei zum Ministerpräsidenten ernannt. An Beschäftigung wird es ihm also nicht fehlen, zumal wenn er sich mit den beiden Ministerien des Unterrichts und der Polizei genauer befassen will. Daß man keinen eigenen Polizeiminister mehr ernennt, geschieht lediglich aus Ersparungsrücksichten, um die Kosten des Ministerwechsels, die ohnehin der vielen Pensionirungen wegen groß genug sind, nicht noch mehr zu ver-

Digitized by Google

theuern. Das neue System will überhaupt die Herzen der Bevölkerung durch Sparsamkeit gewinnen, und eine ganze Reihe von Hofräthen sinkt in diesem Augenblicke klanglos in den Orcus des Ruhestandes hinab.

Das neue System! Das ist das Wort, womit man alte Gespenster heraufbeschwört. Woher dieses tiefe, ängstliche Mistrauen, daß ein Mann wie Pratobevera in der letzten Sitzung des Abgeordnetenhauses sagen konnte: „Ob und wie wir uns in diesem Hause wiedersehen werden, ist noch ein Räthsel"? Warum wird ein Ministerium, das den Ausgleich mit Ungarn auf seine Fahne schreibt, von denselben Liberalen mit schelen Augen angesehen, deren schwerster Vorwurf gegen Schmerling eben der war, daß er in Betreff der ungarischen Frage sagte: „Wir können warten"? Man sieht aus den deutschen Blättern, daß sich auch „im Reich" diese Frage regt und daß man über die jüngsten Vorgänge in Oesterreich nicht überall Bescheid weiß. Und doch ist die Antwort leicht gegeben. Der übereilte Schluß des Reichsraths, den man nicht einmal das Creditgesetz für 1865 vollständig votiren ließ — nur die Bewilligung, nicht die Bedeckung ward beschlossen — was bedeutet er sonst, als daß es das neue Ministerium gar nicht der Mühe werth findet, mit finanziellen Vorlagen vor den Reichsrath zu treten? Dazu diese dürre, farblose Thronrede, in der mit keiner Silbe des Wiederzusammentritts der Abgeordneten gedacht und das Wort Verfassung mit einer Aengstlichkeit vermieden wird, als ob die Stufen des Throns dadurch entweiht würden! Ferner die Art, wie das Ministerium Schmerling gestürzt ward. Es fiel nicht im offenen Kampfe mit seinen politischen Gegnern, sondern durch eine langvorbereitete Intrigue in den höchsten Regionen. Graf Esterházy, der ungarische Minister ohne Portefeuille, hatte jahrelang gearbeitet, um die Mine zu graben, die bei Gelegenheit der Reise des Kaisers nach Ofen — etwas zu früh — aufflog. Die feudalen und militärischen Kreise unterstützten die Maulwurfsarbeit in der Hoffnung auf eine gründliche und allgemeine Reaction. Darin täuschten sie sich, denn die Ungarn — man muß es ihnen zur Ehre nachsagen — boten zu einer solchen nicht die Hand. Sie arbeiteten nur auf die Anerkennung ihrer Forderungen und den Sturz ihrer Hauptgegner hin. Fünf Personen waren es, die als Hauptfeinde der Ungarn und Stützen der Februarverfassung galten: die Erzherzoge Albrecht und Rainer, die Minister Schmerling und Lasser, endlich der Cardinal Rauscher. Indem Schmerling die beiden Prinzen und den einflußreichen Kirchenfürsten für sich gewonnen — den letztern nicht ohne fatale Zugeständnisse in der Concordatsfrage — glaubte er seine Stellung gut verschanzt zu haben. Allein die ungarischen von der Generaladjutantur in falscher Berechnung unterstützten Intriguen waren mächtiger. Die geringschätzige Sprache, deren sich Schmerling im Abgeordnetenhause betreffs der ungarischen Altconservativen bedient hatte, förderte seinen Sturz, den die hohen Freunde nicht aufhielten. Sowol Erzherzog Rainer als Cardinal Rauscher sind vollständig in Ungnade gefallen; so mächtig und überwiegend ist im Moment die ungarische Strömung bei Hofe. Hr. von Schmerling aber, der sich aus übertriebener Loyalität durch sein dem Kaiser bei der Uebernahme des Ministeriums gegebenes Wort gebunden hielt, hat vergebens in den schwersten Zeiten um den Preis seiner eigenen Popularität bei der Krone ausgeharrt.

Digitized by Google

Merkwürdigerweise dürfte die österreichische Presse aus dem Sturz des Ministeriums Schmerling einigen Vortheil ziehen. Die Journalistik wurde unter dem geschiedenen Verfassungsminister — davon kann ihn niemand freisprechen — ganz barbarisch behandelt, und des Verurtheilens und Einsperrens war kein Ende. Das neue Ministerium denkt wahrscheinlich ebenso strenge gegen seine Gegner aufzutreten, aber die Sache hat einen Haken. Schmerling ist Präsident des obersten Gerichtshofs, der bisherige Justizminister Hein Präsident des wiener Oberlandesgerichts geworden. Die Gegner des neuen Ministeriums dürfen also namentlich in Wien nicht fürchten, daß Appellationen gegen die Urtheile der ersten Instanz ungünstig aufgenommen werden. Es ist dies wol der einzige Nutzen, den der Systemwechsel Oesterreich gebracht.

Mit Schmerling fiel auch sein treues journalistisches Organ: „der Botschafter". Das Blatt hat drei und ein halbes Jahr bestanden, viel Ruf und wenig Abonnenten erworben. Auf sein Grab mag man setzen: Viel Feind', viel Ehr'! Es hat in Oesterreich nie ein Blatt gegeben, das so fest und treu, ja mit verzweifelter Zähigkeit an der deutschen Sache gehalten, und es wird vielleicht nie wieder eins geben. Für Schleswig-Holstein und die Rechte des Herzogs von Augustenburg hat der „Botschafter" rastlos gekämpft und an Rechberg's Sturz seinerzeit wesentlich Antheil gehabt. Dafür verdient er wol ein freundliches Andenken. Am letzten Juli ist er sanft verschieden — sämmtliche Mitarbeiter hatten bereits vorher vortheilhafte Engagements mit andern Blättern abgeschlossen.

Von unsern Theatern will ich schweigen; drei sind geschlossen und die zwei andern stehen leer. Sonst haben wir die Universitätsfeier auf dem Halse, die kläglich genug ausfallen dürfte. Wer hat auch Lust, bei dieser infernalischen Hitze im schwarzen Frack ein Festessen und ein Festconcert zu überstehen? Die Temperatur ist furchtbar und alles längst aus den erstickenden Mauern Wiens geflüchtet, was nur irgend zu den anständigen Menschen zählt. Die ganze Journalistik sogar, deren saurer Beruf sie den Tag über in die Hauptstadt bannt, wohnt trotzdem auf dem Lande und flüchtet allabendlich an den Busen der Natur. Der Kaiser schwitzt in Laxenburg, seine Unterthanen wo sie wollen und können. Hoffentlich ist es kein übles Omen für die politischen Verhältnisse, daß ganz Oesterreich ein russisches Naturdampfbad nimmt!

Digitized by Google

Notizen.

Wie wir vernehmen, ist der Auerbach Oesterreichs, August Silberstein, soeben damit beschäftigt, einen dritten Theil seiner „Dorfschwalben" für den Druck fertig zu machen. Die ersten beiden Bände dieser Dorfgeschichten haben bekanntlich, ebenso wie der dreibändige Roman „Herkules Schwach", von seiten des Publikums wie der Kritik eine sehr günstige Aufnahme gefunden.

Minna Birch (jetzige Frau von H. im Breisgau), die Tochter von Charlotte Birch-Pfeiffer, scheint Lust zu haben, in die Fußstapfen ihrer Mutter zu treten. Nachdem sie bei ihrer Verheirathung der Bühne Valet gesagt, hat sie sich jetzt der Schriftstellerei in die Arme geworfen. Wie man uns mittheilt, hat sie kürzlich einen längern Roman vollendet und jetzt auch ein Drama geschaffen.

Der auch als Dichter mehrfach aufgetretene Advocat Eduard Hobein in Schwerin beabsichtigt, ein Jahrbuch zu stiften, in welchem alle literarischen Kräfte Mecklenburgs ihren Vereinigungspunkt finden sollen. Man will dafür sorgen, daß aus Mecklenburg auch noch von etwas anderm als von Prügeln zu lesen sei.

Von Emil Rittershaus wird demnächst ein Band „Zeitgedichte" erscheinen, die bei seiner Tüchtigkeit der Gesinnung und Begabung gewiß Beachtung verdienen werden.

Karl Stelter in Elberfeld, dessen Gedichte in zweiter Auflage 1862 in Leipzig bei Cnobloch herauskamen, wird im Herbst einen Band erzählender Dichtungen ediren, eine Gattung, für die er hübsches Talent besitzt. Seine Muse ist ohne leidenschaftlichen Impuls, aber voll gesetzter Wohlanständigkeit im Verse.

Karl Siebel sammelt an einem „Gruß aus Rheinland", worin er alle dichterischen Befähigungen jener Gegend zu concentriren gedenkt.

Albert Träger, der Gartenlauben-Lyriker, geht daran, für die Bühne zu arbeiten. Er hat, wie wir vernehmen, an einem Conversationsstück heiterer Gattung zu schreiben begonnen. Ob er Dornen oder Lorbern auf diesem Felde ernten wird, muß man erwarten. Jedenfalls haben viele seiner Freunde ihm gerathen, sich lieber dem Roman zuzuwenden, wofür seine reflectirende Schreibweise ihnen besser zu passen scheint.

Digitized by Google

Anzeigen.

Empfehlenswerthes Andachtsbuch!

Im Verlage von **Justus Albert Wohlgemuth** in **Berlin** ist nachstehendes **erbauliche Andachtsbuch** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schwarz, G. L., Christus und seine Heiligen.
Evangelische Kirchenlegende oder Andachten auf alle Tage des Kirchenjahres ꝛc. Gr. 8. Zwei Bde. Brosch. 2 Thlr. 12 Sgr.

Dr. Zimmermann's „Theologisches Literaturblatt" (1865, Nr. 37) hat dieses Werk zur Anschaffung fürs **Volk**, für **christliche Familien, Pfarrer, Lehrer** und **Volksbibliotheken** aufs wärmste empfohlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zum Jubiläum der Deutschen Burschenschaft.

Geschichte des Jenaischen Studentenlebens
von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart.

Von

Dr. Richard Keil und **Dr. Robert Keil.**

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses als Festgabe zum 300jährigen Jubiläum der Universität Jena im Jahre 1858 erschienene, mit allseitiger Anerkennung aufgenommene Werk ist keine ephemere Gelegenheitsschrift, sondern das Resultat vieljährigen Sammelns und Studiums und ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des deutschen Universitätswesens wie zur deutschen Cultur- und politischen Geschichte überhaupt.

Namentlich kann das Werk allen, welche der im August d. J. zu Jena stattfindenden Jubiläumsfeier der Deutschen Burschenschaft beiwohnen oder das Fest im Geiste mitfeiern wollen, als das vollständigste und gründlichste Erinnerungsbuch empfohlen werden, da die Entwickelung der burschenschaftlichen Verbindungen von ihren ersten Anfängen an besonders eingehend darin behandelt ist.

In demselben Verlage erschien:

Geschichte des deutschen Studententhums
von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen.

Ein historischer Versuch von **Oskar Dolch.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 34.** 24. August 1865.

Inhalt: Arthur Schopenhauer's Briefe an Dr. David Asher, in den Jahren 1855—1860. I. — Zwei Gedichte von **Woldemar Kaden.** 1. Die Schwalben. 2. Am Nil. — Literatur und Kunst. Dramatische Dichtungen von Paul Heyse. — Correspondenz. (Aus Berlin. Aus Genf.) — Anzeigen.

Arthur Schopenhauer's Briefe an Dr. David Asher, in den Jahren 1855—1860.

I.

Vorbemerkung.

Von Anhängern und Verehrern Schopenhauer's, die einzelne der nachstehend mitgetheilten Briefe gelesen haben, wiederholt aufgefordert, habe ich mich endlich dazu entschlossen, hier sämmtliche an mich gerichtete Briefe desselben zu veröffentlichen. Ich wäre mir dies eigentlich längst selbst schuldig gewesen; denn die von Lindner und Frauenstädt 1863 herausgegebenen Briefe Schopenhauer's haben mein Verhältniß zu ihm in ein der Wahrheit nicht entsprechendes Licht gestellt. Ich verweise auf S. 116, die Briefe 48 und 68 des Werks: „Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn" (Berlin, 1863, Hahn). Aus dem „Apostelchen" ist, wie man aus den nachstehenden Briefen ersehen wird, später der „active Apostel" geworden, den der Heimgegangene bis zum Ende seines Lebens mit einem Briefwechsel beehrt hat. Sollte man finden, daß es Schopenhauer dabei blos um die Befriedigung seiner Eitelkeit zu thun war, daß sie voll sind von Schmähungen anderer und vom Lobe seiner selbst und die Bitte, ihm nur ja alles, was über ihn geschrieben, mitzutheilen, mit der Stetigkeit eines Refrains in ihnen sich wiederholt, so ist das nicht meine Schuld. Was mich betrifft, so fühlte ich mich hochgeehrt durch den brieflichen Verkehr mit ihm und habe diese

Digitized by Google

Briefe stets als meinen höchsten Schatz, als wärmende und erheiternde Sonnenstrahlen, die in ein von schweren Prüfungen heimgesuchtes Leben fielen, betrachtet. Doch wozu es verhehlen? Erst die Gwinner'sche Biographie, zumal aber die von Frauenstädt veröffentlichten Briefe haben mich enttäuscht und mir die traurige Lehre beigebracht, daß bei Schopenhauer der Mensch von dem genialen Philosophen getrennt werden müsse. Hiermit soll nicht etwa die neuerdings mit so großem Scharfsinn und in so glänzender Darstellung ausgeführte Behauptung bestritten werden, daß das System der Ausfluß seiner Subjectivität gewesen, wohl aber wird man nicht leugnen können, daß der ethische Theil desselben mit des Urhebers Handlungsweise nur wenig im Einklang steht. Immerhin jedoch werden die nachstehenden Briefe den Anhängern des Meisters willkommen sein, da sie ihn in jener Periode zeigen, wo seine Philosophie zu immer größerer Anerkennung gelangte, wo er nach so langer Nichtbeachtung die Jubelhymne anstimmte, und seine Weissagungen in Erfüllung zu gehen schienen. Zugleich ergänzen sie die Lücke, welche durch seinen 1856 erfolgten Bruch mit Frauenstädt entstand. Von da bis zu seinem Hinscheiden, im September 1860, schrieb er diesem nur noch ein einziges mal wieder (l. c. p. 711), während er mich gerade in jener Zwischenzeit am häufigsten mit seinen Briefen erfreute.

Selbstverständlich mußten die Briefe mit diplomatischer Genauigkeit wiedergegeben werden. Was die etwa zu befürchtende Kränkung vieler in denselben genannten Persönlichkeiten betrifft, so hat mich in diesem Punkte das von Lindner und Frauenstädt Veröffentlichte jeder Bedenklichkeit überhoben, da dieselben und ähnliche Invectiven schon in den Briefen an diese Herren vorkommen. Die Betheiligten werden sich unter den Umständen auch leicht zu trösten wissen. Was geradezu injuriös war, mußte natürlich wegfallen. Gern hätte ich auch die mich selbst betreffenden Stellen weggelassen, um nicht den Vorwurf der Eitelkeit auf mich zu laden; da ich aber neben dem mir gespendeten Lob auch den Tadel nicht vorenthalten habe, so gleicht es sich ja wieder aus. Uebrigens scheut sich ja niemand, die ihm von einem Fürsten gewordene Auszeichnung zur Schau zu tragen, und wenn ich nur einen kleinen Theil des zuweilen überschwenglichen Lobes verdient habe, wer könnte es mir verargen, wenn ich mich damit wie mit einem mir von einem Geistesfürsten verliehenen Orden schmücke?

Auch die von mir mitgetheilten Briefe des verstorbenen Freiherrn von Quandt werden ohne Zweifel mit großer Befriedigung von sämmtlichen Anhängern Schopenhauer's gelesen werden. Mir ist kein Schriftstück zu Gesicht gekommen, welches günstiger für den Menschen Schopenhauer spräche. Die Wärme, mit welcher der Freund über ihn sich äußert, ist das schönste, weil ganz uneigennützige Zeugniß, das ihm ausgestellt

Digitized by Google

worden. In ihr spricht sich jene Liebe aus, die alle Vergehen bemäntelt. Solchem Beispiele nachzustreben, muß die Aufgabe eines jeden sein, dem das Andenken Schopenhauer's trotz allem theuer ist. D. A.

1.

Geehrtester Herr Doctor!

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihr wohlgedachtes und mir so günstiges „Offenes Sendschreiben" [1]), welches mehr eine Belobung, als ein Angriff ist. Erwarten Sie jedoch nicht, daß ich auf die Controverse eingehe; weil ich dies überhaupt nicht thue, sondern meinem System überlasse, sich selbst zu rechtfertigen und sich durch die Welt zu schlagen, wie es kann: allenfalls mögen die Anhänger nachhelfen. Zudem bin ich allem Briefschreiben abgeneigt. Indessen will ich Sie auf einen Fehltritt aufmerksam machen, der Ihnen S. 12 zugestoßen ist, in der Anmerkung: die angeregte Stelle nämlich gehört keinem Scholastiker an, sondern dem Cicero. [2])

Es wird mich sehr freuen, wenn Sie Ihre verheißene ausführlichere Schrift zur Vollendung bringen; weil mir jede mit einiger Billigkeit geführte Diskussion meiner Sache willkommen ist.

Mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebener Diener

Frankfurt a. M. d. 16. Juni 1855. Arthur Schopenhauer.

2.

Geehrter Herr Dr. Asher!

Ihre mir wiederholt bewiesene Theilnahme macht, daß ich so frei bin, mich an Sie zu wenden, mit der Bitte um Auskunft über eine mir sehr interessante Begebenheit. Nämlich im Januar haben viele Zeitungen die Nachricht enthalten, daß die philos. Fakultät in Leipzig die Preisfrage gestellt habe, „eine Darlegung und Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie" zu liefern. Vergebens habe ich gehofft, im Leipz. Repertorio das Nähere darüber zu finden: auch Dr. Frauenstädt weiß nichts mehr, als eben jene Anzeige. Ihnen, werther Herr Doctor, der Sie an Ort und Stelle sind, kann es nicht schwer werden, die Nachrichten darüber einzuziehen, durch deren Mittheilung Sie mich sehr verbinden werden.

[1]) Mein damals in Leipzig erschienenes „Offenes Sendschreiben an Dr. Arthur Schopenhauer" (Dyk'sche Buchhandlung).

[2]) Die fragliche Stelle lautet nämlich bei Schopenhauer: „Omnis natura vult esse conservatrix sui." Das „vult" war es, was mich irremachte, und Schopenhauer, der zweifelsohne nach dem Gedächtniß citirt hatte, hatte sich seinerseits insofern geirrt, als das „vult" sich nicht beim Cicero vorfindet. Bei diesem heißt es: „Non dubitemque dicere, omnem naturam esse conservatricem sui." (De Finibus, V, 9.)

Digitized by Google

Die Frage muß doch irgendwo in extenso und auch lateinisch zu lesen seyn, vielleicht gedruckt, in welchem Fall ich bitte, mir solche, unfrankirt, zu übersenden [1]); oder wenigstens am schwarzen Brett, wo Sie dann wohl die Güte haben werden, die wenigen Zeilen für mich abzuschreiben. Vielleicht ist Ihnen auch mündlich Einiges darüber bekannt geworden, betreffend den eigentlichen Humor der Sache. Ich vermuthe keine wohlwollende Absicht dabei; da ich den Herbartianern jener Fakultät verhaßt bin. Thut nichts, bin auch so erfreut darüber.

Hoffnungsvoll auf Ihre Gefälligkeit blickend, verbleibe mit großer Hochachtung

Ihr ergebener Diener

Frankfurt a. M. d. 6. Jan. 1856. Arthur Schopenhauer.

3.

Werther Herr Doctor!

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für das mir übersandte Journalheft [2]), und noch mehr für Ihren darin enthaltenen Aufsatz, welcher mir viel Freude gemacht hat; zumal gerade dieser Theil meiner Lehre, auf den ich besondern Werth lege, bis jetzt fast gar nicht besprochen worden ist; nämlich, so viel ich weiß, bloß von Noak, vor ungefähr 5 Jahren, in einer Metaphysik [3]) (habe den Titel vergessen) auf einer halben Seite, aber so koncis, daß Alles darin enthalten ist, — ein besonderes Kunststück. Sie haben im Ganzen Alles geleistet, was auf dem beschränkten Raum möglich war: ein Paar Seiten mehr hätten der Sache gut gethan. Besonders hätte ich gewünscht, daß Sie deutlich angegeben hätten, was ich unter Ideen verstehe, nämlich bloß die Platonischen, die beharrenden Formen der vergänglichen Naturwesen; und daß Sie nicht [S. 191 [4])] von der Idee im Singular geredet hätten, als welches die Leute irre macht, indem sie gleich auf ihre alten, nebelhaften Flausen gerathen.

[1]) Was auch geschah. S. den folgenden Brief.

[2]) Dr. F. Brendel's „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft"; Bd. 1, Heft 4. Der Titel meines Aufsatzes lautete: „Arthur Schopenhauer's Ansicht über Musik."

[3]) Vielleicht meinte er dessen „Die Theologie als Religionsphilosophie" (1853). Nur würde dann das Folgende nicht mit dem übereinstimmen, was er in seiner „Senilia" darüber bemerkt hat. Dort heißt es nämlich: „L. Noack, in seinem Buche «Die Theologie als Religionsphilosophie» 1853, trägt auf den ersten 20 Seiten meine Metaphysik und Naturphilosophie ganz unzusammenhängend vor, wobei er sich sogar meiner Ausdrücke bedient, übrigens jedoch im ekelhaften Hegel-Jargon redet: — dabei bin ich im ganzen Buche nirgends erwähnt." Vgl. „Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. Von E. O. Lindner und J. Frauenstädt." (Berlin, 1863; A. W. Hayn, S. 581, Anmerkung.)

[4]) „Die Kunst", sagte ich, „geht von der Idee aus."

Digitized by Google

Ich glaube, ich habe Ihnen noch nicht gedankt für das mir übersandte Programm mit der Preisfrage [1]); welches freilich auf diese wenig Licht wirft. Ein mich besuchender Leipziger Student hat mir gesagt, daß die Anregung dazu in dem phil. Konversatorio des Prof. Weiß entstanden sei, indem die Studenten dort über meine Phil. disputirt hätten.

Mit nochmaligem Dank für Ihre Thätigkeit in Verbreitung meiner Lehre verbleibe

Ihr ergebener Diener

Frankfurt a. M. d. 20. Juli 1856. Arthur Schopenhauer.

PS. Ich habe im Obigen vergessen hinzuzufügen, daß ich sehr zufrieden bin mit dem, was Sie über meine Philosophie überhaupt vorangeschickt haben, namentlich mit Ihrer Darlegung der großen Fundamental-Differenz zwischen mir und allen andern Philosophen (p. 191). [2]) Es ist wahrlich zu verwundern, daß man über das Grundverhältniß unsers eignen Wesens, daran so vieles Andere hängt, Jahrtausende hindurch hat im Irrthum seyn können; während jeder Unbefangene und nur irgend Urtheilsfähige, nach meiner Ueberzeugung, erkennen muß, daß es sich damit umgekehrt, als angenommen wurde, verhält.

4.

Werther Herr Doctor Asher!

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die mir mitgetheilte Nachricht [3]), welche mir durchaus neu war. Mich freut die Sache, wenn ich gleich weiß, daß ein Candidatus theologiae meiner Philosophie im Ganzen nicht beistimmen darf. Ich wünsche und hoffe, die Arbeiten gedruckt zu sehen.

Schon wieder in England gewesen! Ja, wenn man jung ist! — Vor allen Dingen will ich Ihnen noch nachträglich die Versicherung geben, daß, so Viele auch schon über meine Philosophie geschrieben haben, doch Keiner das eigentliche Grundverdienst derselben so deutlich und bestimmt hervorgehoben hat, wie Sie in Ihrem Aufsatz über meine Musik, S. 190. 191. [4]) — Dies ist keine Schmeichelei, sondern trockne

[1]) Sie lautete: „Darlegung und Kritik der Principien der Schopenhauer'schen Philosophie.

[2]) Die betreffende Stelle lautet: „Schopenhauer schrieb sein unsterbliches Werk: «Die Welt als Wille und Vorstellung», kehrt die Ordnung der Dinge um, indem er dem Willen das Primat zuerkennt und dem Intellect nur eine secundäre Stellung einräumt, und bricht somit den Zauber, der die Geister gefesselt hält."

[3]) Ich hatte ihm mitgetheilt, daß dem damaligen Cand. theol. und jetzigen Privatdocenten Dr. Rudolph Seydel der Preis, und einem zweiten Studenten, dessen Namen ich damals noch nicht ermittelt hatte, für die von ihnen eingegangenen Arbeiten, seine Philosophie betreffend, das Accessit, zuerkannt worden war.

[4]) Vgl. die Anmerkungen zum vorigen Briefe.

Digitized by Google

Wahrheit, die mir bei nochmaliger Durchlesung eingeleuchtet hat. Nur besorge ich, daß jene Zeitschrift nur eine sehr beschränkte Cirkulation hat.

Sehr gern ersehe ich, daß Sie einen Artikel über meine Prioritätsfrage geschrieben haben. [1]) Ich habe meine Meinung darüber abgegeben in „Parerga" Bd. 1. S. 124. 25 und hoffe ich, daß Sie Dieses berücksichtigt haben. [2]) Sollte es Ihnen entgangen seyn; so wäre vielleicht noch Zeit, es nachzuholen. Gerade jetzt, wo man von allen Seiten sich bemüht, mich herunter zu schreiben, hat man mir auch diese Schelling'sche Priorität wieder aufgemutzt, obgleich schon Hillebrand in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" [3]) die Ungerechtigkeit des Vorwurfs anerkannt hat. Aber da kommt ein Theolog Fricke in den „Blättern für litter. Unterhaltung [4]), vor Kurzem, sucht mich auf alle Weise zu verunglimpfen und bringt wieder jene Schellingische Stelle zu Markte, von der ich Alles haben soll. Ebenfalls Weiße, der schon, in eben jenem Journal [5]), in seiner Recension der Schelling'schen neuen Auflage, mir sogar meine Klarheit zum Vorwurf gemacht hat, kommt in der „Protestantischen Kirchenzeitung", No. 38, nochmals auf mich, sagt alles Schlechte von mir und macht mich gar zum Schellingianer. Die Quelle seines Ingrimms aber ist, daß er im vorletzten Herbst mir Visite gemacht hat und nicht angenommen worden ist. Da heißt's Μηνιν ἀειδε θεα! Wahrscheinlich ist es auch deshalb, daß er mir „Herzlosigkeit" vorwirft.

Cornill's Buch [6]) ist keineswegs boshaft: er sagt mir sogar viel Gutes nach. Aber der gute Mensch hat nichts gelernt und darum versteht er wenig. Er hat gar keine Kantische Philosophie inne, spricht daher als unschuldiger, naiver Realist, und wenn er dann bei mir, wie es nicht anders seyn kann, auf Manches stößt, das er nicht begreift und zusammen reimen kann, da schreit er über Widerspruch und belegt dies durch allerlei hier und dort abgerissene Stellen. Widerspruch einem Autor vorwerfen, heißt sagen, daß er ein Pinsel ist, der nicht weiß, was er redet. Daher soll man Widerspruch nie eher annehmen und behaupten, als bis gar keine Möglichkeit ist, die Sache auszulegen. Mir ist oft meine strenge Konsequenz nachgerühmt worden. Wenn er nur erst

---

[1]) Der Artikel: „Nochmals Schelling und Schopenhauer" überschrieben, erschien etwas später in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (Nr. 50, 1856).

[2]) Das war bereits in meinem „Sendschreiben" (S. 8) geschehen.

[3]) „Die deutsche Nationalliteratur seit Lessing bis auf die Gegenwart". Bd. 3, S. 385.

[4]) Ich habe den betreffenden Artikel vergebens dort gesucht.

[5]) Nr. 28 und 29 (10. und 17. Juli) 1856.

[6]) „Arthur Schopenhauer als Uebergangsformation von einer idealistischen in eine realistische Weltanschauung, von Adolf Cornill." Heidelberg 1856. Vgl. die Briefe an Frauenstädt, S. 694 u. 697.

Digitized by Google

etwas Ordentliches gelernt hat, werden die Widersprüche von selbst verschwinden.

Zu Ihrem hebräischen Funde [1]) will ich Ihnen eine Parallele geben. Schon 1855 hatte ich in der „Times" gelesen, daß Max Müller (in seiner Einleitung zum „Rig Veda", den er, Text und Noten, 1854 edirt hat, oder auch in seinem small essay, so nennen es die „Times", on the Veda and the Zend-Avesta) gesagt hat: „*Brahm* means originally force, *will*, *wish*, and the propulsive power of creation. [2])

Der Buchhändler Frisch, Artaria's Nachfolger, hat sich unglaubliche Mühe gegeben, mir den small essay zu verschaffen: aber er existirt nicht als solcher, sondern steht in Bunsen's Englischem „Hippolytus", — der mir nicht zugänglich ist. Sie werden dort besser Gelegenheit haben, als ich in meinem Abdera. Make the best of it. — Man wird auch dadurch an das Italiänische bramare, heftig wünschen, erinnert.

Mit den besten Wünschen

Ihr ergebener Diener

Frankfurt a. M. d. 12. Nov. 1856. Arthur Schopenhauer.

---

[1]) Ich hatte ihm geschrieben, daß auch Schelling auf die Idee gekommen, mit der ich es gewagt, mich zuerst an ihn zu wenden: daß nämlich dem hebräischen אב (Vater) die Wurzel אבה (wollen) zum Grunde liege. „Die Wurzeln der semitischen Sprachen sind Zeitwörter und zwar regelmäßig zweisilbige, aus drei Radicalen bestehende (auch bei den in der Aussprache einsilbig gewordenen stellt sich der ursprüngliche Typus in einzelnen Formen wieder her). Dieser Anlage der Sprache gemäß kann man nicht vermeiden, das Wort, das im Hebräischen Vater bedeutet, auf ein Zeitwort zurückzuführen, das begehren, verlangen ausdrückt, also zugleich den Begriff der Bedürftigkeit enthält, der in einem von ihm abgeleiteten Adjectiv auch zum Vorschein kommt." S. Schelling's „Sämmtliche Werke." Abth. 2, Bd. 1; auch unter dem speciellen Titel: „Einleitung in die Philosophie der Mythologie." (Stuttgart und Augsburg; Cotta 1856, S. 51.)

[2]) (Brahm bedeutet ursprünglich Kraft, Wille, Wunsch und die treibende Schöpfungskraft). Eine ähnliche Stelle ist zu finden in Max Müller's „A History of Ancient Sanscrit Literature" (Williams u. Norgate, London 1859, S. 564), wo er eine Uebersetzung einer Hymne aus der 10. Mandala mittheilt, die mit dem Verse schließt: „Then first came Love upon it." (Damals zuerst trat die Liebe hinzu.) Und der verstorbene Professor Wilson bemerkte hierzu (in der „Edinburgh Review", Nr. 228, 1860, S. 384): „The word (love) is kama, which means desire, wish; and it expresses here the wish, synonymous with the will of the sole existing Being to create." („Das Wort [love] ist Kama, was Verlangen, Wunsch bedeutet; es drückt hier den Wunsch, als gleichbedeutend mit dem Willen des einzig existirenden Wesens aus, seine Schöpferkraft zu äußern.)

Digitized by Google

5.

Werther Herr Dr. Asher!

Herzlichen Dank für Ihre abermalige Zusendung, die mir sehr interessant ist, und werden Sie durch ähnliche mich allezeit erfreuen. (Sie brauchen nichts zu frankiren.) Mit Ihrem Aufsatz in den „Litt. Blättern“ [1]) bin ich sehr zufrieden, kann jedoch nicht umhin, Ihnen ein Paar kleine Bemerkungen zu machen:

1) Ich hätte gewünscht, daß Sie darauf hingewiesen hätten, daß Alles, was Schelling in Vorlesungen oder sonst seit 1818 gesagt haben mag, hinter mir liegt, d. h. nach mir gekommen ist; weil mein Hauptwerk in der ersten Aufl. im Novbr. 1818 erschienen ist, mit der Jahreszahl 1819. Bloß seine Abhdlg. u. d. Freiheit 1809 liegt vor mir.

2) Bei Weiß (sic) haben Sie gerade Das ungerügt gelassen, was ich Ihnen bemerklich gemacht hatte, nämlich daß er geradezu die Klarheit meines Vortrags tadelt und verspottet: Das koste, meint er, wenig Mühe, zu verstehen, und eben diese Popularität wäre die Ursache meiner Succesfe. — Hierdurch begeht er gerade die Ungebühr, welche der Spanier Yriarte, in der 42sten seiner vortrefflichen und in ihrer Art einzigen Fabulas literarias verspottet, die Schluß-Moral so aussprechend:

Si; que hai quien tiene la hinchazon por mérito,
Yel hablar liso y llano por d'émerito.

(„Ja, es giebt Leute, welche den Schwulst für ein Verdienst, und die einfache, plane Rede für einen Fehler halten.“)

Der Weiß hat diesen seinen Tadel in einer Anmerk. unter der Seite ausgesprochen, die Sie vielleicht übersehen haben. Fänden Sie Gelegenheit, ihm Dies irgendwo noch nachträglich einzureiben und obigen Spanischen Pfeffer darauf zu streuen; so würde mich das sehr freuen.

Der Empfänger des Accessit ist wahrscheinlich der Sohn des Professors (an der Kunst-Akademie zu Dresden) Bähr, welcher ein höchst eifriger Anhänger meiner Philosophie ist, mich schon in 2 Sommern besucht hat, und letzten Sommer kam auch sein Sohn, der als Student von Leipzig nach Heidelberg überzog und mir sagte, er wolle die Preisfrage beantworten. Nur ist er (wenn ich nicht sehr irre) Stud. juris, während auf dem Programm Stud. phil. steht. Seine Beantwortung möchte ich gedruckt sehen [2]); da sie gewiß das Gegengift der von Seydel seyn wird, deren Inhalt ich daraus abnehme, daß Weiß ihr einen Verleger verschafft.

Ihr 2tes Musikstück in den „Anregungen“ [3]) hoffe ich bald zu

[1]) Vgl. Anmerkung 1. S. 278.
[2]) S. den folgenden Brief.
[3]) Der Artikel, der als Fortsetzung des mehrfach erwähnten über Schopen-

Digitized by Google

sehen, voraussetzend, daß Sie bei einem noch auf Kinderbeinen wankenden Journal nicht auf Honorar bestanden haben werden.

Ihr aufrichtig ergebener

Frankfurt a. M. d. 15. Dec. 1856. Arthur Schopenhauer.

6.

Herzlichen Dank, mein werther Herr Dr. Asher, für Ihr schönes und glorioses Gedicht! [1]) Es ist mir Gestern (sic) zugestellt worden von demselben Jüngling, der mir an meinem Geburtstage Ihre Gratulationskarte überbracht hat. Auch Ihren Brief hat er mir vorgelesen. Daß Dr. Sattler das Gedicht nicht hat abdrucken wollen, weil es „zu polemisch sei", beweist, daß er ein Philister ist: das Gedicht polemisirt gegen niemanden direct, sondern klagt blos über das mir widerfahrene Unrecht, sich ganz im allgemeinen haltend. Wenn alle so peinlich wären, so hätten wir keinen Aristophanes, noch Persius, noch Rabener, noch Goethische Xenien u. s. f. Er ist ein peinlicher Erzphilister: put him down as such. Noch ein anderes, recht gutes Gedicht habe ich an meinem Geburtstage, nebst einem prachtvollen Blumenstrauß (im Februar) erhalten, von unbekannter Hand, und manche Zeichen der Theilnahme aus Nähe und Ferne, z. B. einen Aufsatz über meine geometrischen Lehren von Dr. Bahnsen expreß im 21. Februarstück der „Schulzeitung für Holstein, Schleswig und Lauenburg" gedruckt; einen Brief aus Harlem in Holland, der nach meinem Porträt verlangt, indem er das vorhandene nicht kennt. Ich werde jetzt von zweien Malern zugleich gemalt, in derselben Sitzung, von Luntenschütz, der sein zweites Bild vollendet, und von Göbel, dem berühmtesten und besten hiesigen Maler. Das wird alles nachher gestochen werden. Man merkt, daß es Zeit ist, wegen des 70. Jahrs. Aber es hat noch gute Wege: ich bin voll Kraft und Gesundheit.

Es freut mich, daß Sie Ihren 2. Artikel [2]) in die „Anregungen" gegeben haben, bedauere nur, daß er kurz ist. Das Buch von Bähr [3]) ist über alle Erwartung gut, vortrefflich, nicht zu begreifen, wie ein so junger Mann das hat machen können. Er hat Kanten und mich voll-

---

hauer's Ansicht über Musik anzusehen ist, erschien erst nach Schopenhauer's Tode im Novemberheft des Jahres 1860 der „Anregungen von F. Brendel und A. Pohl" (Leipzig, Merseburger).

[1]) Ich hatte ihm ein Gedicht zu seinem Geburtstag gewidmet und es zur Aufnahme in das „Frankfurter Conversationsblatt" bestimmt. Da diese verweigert wurde, so schickte ich Schopenhauer eine Abschrift davon.

[2]) Den im vorigen Briefe erwähnten.

[3]) „Die Schopenhauer'sche Philosophie in ihren Grundzügen dargestellt und kritisch beleuchtet, von C. G. Bähr" (Dresden, P. Kuntze, 1857).

Digitized by Google

kommen verstanden und sich angeeignet von Grund aus. Auf das Seydel'sche bin ich begierig; er zögert, vielleicht wird ihm beim Anblick des Bähr'schen bange, das Publikum möchte anders urtheilen, als die Facultät, der es genügte, daß es wider mich ist:

Wohlan Herr Doctor frisch,
Heraus mit euerm Fledderwisch.

Jedenfalls wird es gegen Bähr zurückstehen. Meinen herzlichsten Gruß!

Frankfurt a. M. d. 16. März 1857. Arthur Schopenhauer.

7.

Herzlichen Dank, mein werther Hr. Dr. Asher, für Ihre mannichfaltigen und interessanten Nachrichten. Seydel's Buch [1]) ist über alle Erwartung elend: Widersprüche auffuchen ist die gemeinste und von allen St— geübte Art, ein Buch und System zu kritisiren: sie blättern blos hin und her, bis sie Sätze finden, die aus dem Zusammenhang gerissen nicht zu einander reimen. Diese Methode aber beweist zu viel, nämlich nicht blos, daß ich Unrecht habe, sondern daß ich ein Pinsel bin, der nicht weiß, was er redet, da ich ja bei jedem Schritt gegen das erste Denkgesetz verstoße. Der Cornill [2]) hat auch diesen breit getretenen Weg eingeschlagen, auf dem man allezeit lauter L— begegnet. Wer ein philosophisches System umstoßen will, muß es ganz fassen, tief darauf eingehen und dann die Grundgedanken als falsch nachweisen. — Aber Seydel hatte seine Aufgabe wohl begriffen: es war blos darauf abgesehen, daß ich heruntergerissen würde, gleichviel wie, fas & nefas. Dafür hat er richtig seine goldene Medaille und noch ein Diplom dazu erhalten, und die Fakultät hat sich ....., indem sie diese Sudelei krönte und Bähr's vortreffliches Buch leer ausgehen ließ. Das Publikum (welches hierbei schon höherer Art ist) wird anders urtheilen, als die Fakultät, und zugleich erwägen, wie diese das ihr zur Aufmunterung der Talente übergebene Gold anwendet. Mir gereicht die ganze Historie zu neuer und weiterer Verbreitung meines Ruhms. — In zwei Dingen hat der Seydel ganz besondere D— — bewiesen: 1) daß er von vornherein die böse Intention, und den Vorsatz, mich schlecht zu machen zur Schau trägt: wer wird ihm da trauen? — 2) daß er eine Parabel von mir lobt, die er gar nicht versteht und ganz falsch auslegt — als Theodicee [3])! Jeder Mensch von gesundem Verstand wird sie verstehen und sehen wer Seydel ist!

[1]) „Schopenhauer's philosophisches System, dargestellt und beurtheilt von Rudolph Seydel. Gekrönte Preisschrift." (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1857.)

[2]) Vgl. den vierten Brief, Anmerkung 6.

[3]) Hier hat Schopenhauer dem Verfasser unrecht gethan. Seydel sagt, Schopenhauer habe „die Wahrheit, daß das Böse um des Guten willen da sei, auch durch

Digitized by Google

Die Nachricht aus Danzig hat mich herzlich gefreut.[1]) — Was Sie über den Gebirol sagen[2]), finde ich fast ebenso, nur ausführlicher, im Centralblatt vom 11. Juli, sodaß ich glauben würde, diese Recension sei von Ihnen: aber sie ist B. B. unterschrieben, auch ist mir nicht bekannt, daß Sie für dies Journal schreiben. Jedenfalls steht sie mit Ihnen in Verbindung.[3]) Ich möchte wohl das Buch sehen, um zu ermessen, wie weit eine Uebereinstimmung mit mir darin geht. Aber noch mag ich es nicht kommen lassen; wir werden wohl noch mehr davon hören: vielleicht kauft es hier die Bibliothek. Mir ist alles Hebräische und Islamische eigentlich antipathisch.

Meine Biographie will ich nicht schreiben, noch geschrieben wissen.[4]) Die kleine Skizze, die ich dem Erdmann auf Verlangen gemacht, die auch Frauenstädt wiedergegeben hat, und zwei ähnliche in Mayer's Conversations-Lexikon in Hildburghausen und Pierer's Real-Lexikon genügt. Mein Privatleben will ich nicht der kalten und übelwollenden Neugier des Publikums zum Besten geben.

Der Ihrige

Frankfurt a. M. d. 15. Juli 1857. Arthur Schopenhauer.

eine schöne Parabel" (er bezieht sich auf die von der Oasis und der Wüste, „Parerga", II §. 390 der ersten oder §. 406 der zweiten Auflage) „erläutert", und nehme an vielen Stellen, namentlich der „Parerga" (II §. 152, 171, 173, 181 der ersten Auflage) den Anlauf zu einer Theodicee. Die Auslegung der Parabel nun ist zwar unrichtig, denn Schopenhauer wollte damit nur die traurige Einsamkeit des Genies unter den es umgebenden untergeordneten Geistern beleuchten, doch läßt sie immerhin auch Seydel's, viele gewiß ansprechendere Deutung zu, und keinesfalls hat er sie sondern die nachbezeichneten Paragraphen „als Theodicee" ausgelegt.

[1]) Ich hatte ihm mitgetheilt, daß Hr. Dr. St. aus Danzig (Schopenhauer's Vaterstadt) mich besucht und mir erzählt hatte, daß ein Mitglied des literarischen Vereins daselbst einen Vortrag über sein System gehalten habe.

[2]) Ich schrieb ihm: „Das Wichtigste und Interessanteste aber, was ich Ihnen mitzutheilen habe, ist die Entdeckung, die ich gemacht, daß Sie in dem berühmten Dichter und Philosophen Salomon Ibn Gebirol, dessen «fons vitae» der Orientalist S. Munk soeben in Auszügen (in seinen „Mélanges de Philosophie Juive et Arabe. Première Livraison. Paris, A. Frank, 1857) veröffentlicht hat (auch ein Dr. Seyerlen thut jetzt dasselbe nach einem andern Manuscript in Bauer und Zeller's „Theologischen Jahrbüchern", wie Ihnen wahrscheinlich bekannt) einen Vorgänger gefunden haben. Schon 1846 hatte Munk diesen Gebirol mit Avicebron identificirt, und es ist nun ausgemacht, daß jene Schrift «de materia universali» von ihm herrührt und mit der «fons vitae» betitelten identisch ist."

[3]) Das war nicht der Fall. Der Verfasser der betreffenden Recension war mein väterlicher Freund und Lehrer, der verewigte Dr. Bernhard Beer, dem ich auch den Besitz der „Mélanges" verdanke. Er theilte mir einfach mit, daß er das Buch, sowol im „Centralblatte" als auch in Frankl's „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums" (dort ausführlicher) besprechen werde.

[4]) Ich hatte ihn gefragt, ob er bereits jemandem die Erlaubniß ertheilt hätte, seine Biographie zu schreiben.

Digitized by Google

8.

Werthgeschätzter Herr Doctor!

So gern ich auch Ihnen gefällig seyn möchte, kann ich mich doch nicht dazu verstehn, ein langes M. S. zu lesen[1]) und zu begutachten, als welches ein Corvée ist und ich im 70. Jahre, also in dem Alter bin, in welchem man von allen Corvéen sogar gesetzlich dispensirt ist. Ich habe des Gedruckten, sogar auch des Eingesandten, mehr vor mir, als ich bewältigen kann, — und nun gar Geschriebenes! — Das M. S. bleibt also zu Ihrer Disposition. — Ueber die Verlegernoth trösten Sie sich mit mir, der ich das M. S. der Parerga dreien Verlegern umsonst angeboten habe und abgeschlagen wurde; — worauf Frauenstädt es dem Hain (sic) übergab, und gratis.[2])

Auf den Credit Ihres Artikels in den Blättern für literarische Unterhaltung[3]) habe ich den Gebirol kommen lassen und gelesen: es ist ein grausam langweiliges Buch, welches hauptsächlich daher kommt, daß man nie recht weiß, wovon er eigentlich redet, da er es immer mit seinen eigenen entia rationis vorhat. Allerdings kann er als mein Vorgänger angesehen werden, da er lehrt, daß der Wille Alles in Allem ist, thut und macht: damit ist aber auch seine ganze Weisheit zu Ende: denn er lehrt es nur so in abstracto und wiederholt es 1000 Mal. Zu mir verhält er sich wie ein Nachts unter dickem Nebel leuchtender Glühwurm zur Sonne. Nichtsdestoweniger hat er doch die richtige Einsicht gefaßt, sogar p. 7 auch das Daseyn der objectiven Welt blos in der Erkenntniß des Subjects[4]), nur daß er in der

[1]) Ich hatte ihn um seine Begutachtung meiner nachmals erschienenen Schrift: „Ueber den religiösen Glauben", gebeten.

[2]) Vgl. Schopenhauer's „Briefe an Frauenstädt", S. 499.

[3]) Nr. 33, 1857. Die vorlige „Notiz" sollte nur als vorläufige Anzeige dienen. S. den folgenden Brief.

[4]) Die Stelle lautet bei Munk (ut supra): „Si tu étudies la science de l'âme, tu connaîtras sa supériorité, sa permanence et sa faculté de tout environner, de manière que tu seras étonné de sa substance, lorsque tu la verras, du moins en quelque sorte, porter toutes les choses. Tu sentiras alors que toi-même tu environnes tout ce que tu connais des choses qui existent, et que les choses existantes que tu connais subsistent en quelque sorte dans toi-même. En te sentant ainsi toi-même environner tout ce que tu connais, tu verras que tu environnes tout l'univers avec plus de rapidité qu'un clin d'oeil. Mais tu ne pourrais le faire, si l'âme n'était pas une substance subtile et forte (à la fois), pénétrant toutes les choses et étant la demeure de toutes les choses."

(Wenn du die Wissenschaft der Seele studirst, so wirst du ihre Ueberlegenheit, ihre Dauer und ihre Fähigkeit, alles zu umfassen, kennen lernen, sodaß du über ihr Wesen erstaunen wirst, wenn du sie wenigstens in einer gewissen Art alles tragen sehen wirst. Du wirst dann fühlen, daß du selbst alles, was du von den vorhandenen

Digitized by Google

Dumpfheit und Armuth bleibt. Freilich ist es seiner Zeit und Lage anzurechnen: — und dann die zweifache Uebersetzung [1]) schwächt's ab.

Schelling's Mythologien zu lesen fällt mir nicht ein. — Seyerlen's? Aufsätze? [2]) qu'est que c'est? (sic).

Meine Phil. greift um sich: Professor Knoodt in Bonn und Dr. Körber in Breslau haben im Sommer eigene Collegia darüber gelesen. Viel Besuche sind mir den Sommer über gekommen, darunter 2 Russen aus Moskau und aus Petersburg, 2 Schweden, davon einer aus Upsala, ein königlicher Gesandter und Reichsgraf, 2 Damen und allerhand. Aus den Briefen und Besuchen viel mehr, als aus dem Gedruckten, davon mir wohl kaum die Hälfte bekannt wird, kann ich die Verbreitung meiner Philosophie beurtheilen. Im vorletzten Centralblatt [3]) ist denn die letzte Mine gesprungen, deren Reihe angelegt war vom Zorn des Professor Weiß über seinen abgewiesenen Besuch: Bautz! nun bin ich todt. — Die guten leipziger Magister wissen nicht, daß sie durch solches Gewäsch sich selber schaden: — the engineer blown up by his own petard. Shkspr. („Der Spaß ist, wenn mit seinem eigenen Pulver der Feuerwerker auffliegt.") Ich habe neulich wieder den Besuch eines Skriblers abgewiesen und hoffe, daß auch er Minen graben wird à la Weiß: der Knall kommt mir zu gut, der Schaden fällt auf sie. Also Courage! meine Herren Skribler.

Da Sie so thoroughly (durch und durch) angläsirt sind, wären Sie gut qualifizirt zum Uebersetzen meiner Werke; indem Sie vom gründlichen Verständniß derselben Probe abgelegt haben, im Eingang Ihres Aufsatzes in den „Anregungen". Ich glaube, daß Sie damit mehr Eingang finden würden, als mit Ihrem Roman. [4]) Als Muster und Vorbild dazu würde ich Ihnen die wenigen Seiten empfehlen, welche Oxenford, im Westminster Review, April 1853 [5]) so übersetzt hat, daß

Dingen kennst, umfassest, und daß die vorhandenen Dinge, die du kennst, in einer gewissen Art in dir selbst ihr Dasein haben. Indem du so dich selbst alles, was du kennst, umfassen fühlst, wirst du bemerken, daß du das ganze Weltall schneller als im Augenblick umfassest. Du könntest das aber nicht, wäre die Seele nicht eine zugleich sehr feine und starke Substanz, die alles durchdringt und die Stätte aller Dinge ist.)

[1]) Munk's französische Uebersetzung ist nach der hebräischen des Schem-Tob-Ibn-Falaquera gefertigt. Die Sprache des Urtextes ist die arabische.

[2]) Ich hatte ihn gefragt, ob er Schelling's „Philosophie der Mythologie" und die in den „Theologischen Jahrbüchern" (von Bauer und Zeller, 1856, Heft 4) enthaltenen Aufsätze von Syerlen, in welchen er das System Gebirol's darstellte, gelesen hätte.

[3]) „Literarisches Centralblatt" Nr. 41, 1857, enthielt eine günstige Besprechung des Seydel'schen Buches.

[4]) Ich hatte ihm mitgetheilt, daß ich einen Roman in englischer Sprache geschrieben.

[5]) In dem berühmten Artikel: „Iconoclasm in German Philosophy" betitelt.

Digitized by Google

ich quite amazed (ganz erstaunt) war: nicht blos den Sinn, sondern den Stil, meine Manieren und Gesten, zum Erstaunen: wie im Spiegel! — Ich würde sogar recht gern Ihre Uebersetzung vor der Absendung durchsehen, to prevent all possibility of a mistake, and to see that all be right. (Um jeder Möglichkeit eines Irrthums vorzubeugen, und um darauf zu sehen, daß alles seine Richtigkeit habe). Denn ich verstehe Englisch wie Deutsch: in der Regel hält jeder Engländer, in der ersten Viertelstunde, mich für seinen Landsmann. Think of it. (Denken Sie daran.) Sincerely yours (Ihr aufrichtiger)

Frankfurt, d. 22. Oct. 1857. Arthur Schopenhauer.

P. S. Vor einem Jahr ist erschienen: „Modern German Philosophy, reprinted from the Manchester Papers 1856." Manchester. — 1s 6d — Frisch in Manheim, — Weigel, und Asher in Berlin haben erwidert, es sei vergriffen. Aber Artaria behauptet, es würde blos in London vergriffen sein. Jetzt lasse ich es in Manchester suchen. Vielleicht wissen Sie etwas darüber. Hoffentlich ist von mir darin die Rede: jedenfalls bezeugt es den Antheil, den man in England an Deutscher Philosophie nimmt.

9.

Lieber Herr Dr. Asher!

Herzlichen Dank für Ihren Glückwunsch und für Ihre Vorfeier meines Geburtstages, beim vollen Glase.[1]) Dies war der toast, und damit a testimonial (Ehrengeschenk) auch nicht ausbleibe, hat Hr. Wiesike auf Plauenhof, der Besitzer des Oel-Porträtts, mir einen 2 Fuß hohen silbernen Pokal, mit meinem Namen und einer erhabenen Inschrift darauf, übersandt und verehrt. Briefe von Apostеln 8 Stück sind eingelaufen, auch aus Harlem (sic) und aus Wien: großer Meridian!

Ihr Artikel über Gebirol[2]) hat mich erfreut u. ist im Ganzen gut; wiewohl ich im Einzelnen manches auszusetzen finde. Dieses Zusammenstellen kurzer Sätze ist nicht recht tauglich: daraus kann man machen was man will. Sie hätten sollen den Sinn des Gebirol, möglichst tief geschöpft und verdeutlicht, im Ganzen u. Großen geben, und dann zeigen, daß und wie weit er mit mir zusammenstimmt. Jetzt die Hauptsache: Vor circa 3 Wochen kam der hiesige Photograph M.,

[1]) Ich hatte ihm geschrieben, daß ich ihm bei einer geselligen Versammlung des leipziger Schriftstellervereins einen Toast ausgebracht.

[2]) „Blätter für literarische Unterhaltung", Nr. 52. 1857. Dies war ein auf die Sache etwas mehr eingehender Artikel; gleichwol war es nicht der Ort dazu, den Gegenstand in so erschöpfender Weise zu behandeln, wie Schopenhauer es hier wünscht.

Digitized by Google

mit einem Briefe der Illustrirten[1]) und bat mich, infolge des Auftrags ihm zu sitzen. Habe es gethan. Er versprach, mir das Bild zu schicken zur Ansicht, sobald es fertig wäre: er hat nicht Wort gehalten. Aber L. hat es gesehn, unähnlich und sehr schlecht befunden. Ich höre, daß dieser M. in der Regel gar keine Porträtts macht, sondern blos leblose Gegenstände. Verdrießt mich, dem großen Publiko en caricature vorgezeigt zu werden. Die ersten und reputirlichsten Photographen hier sind Seib und Schäfer. Wenn Sie machen könnten, daß die Illustrirte mich nochmals, nämlich von Einem dieser Beiden, abnehmen ließe, wollte ich gern nochmals sitzen. Geben Sie ihr höflich zu verstehn, daß sie in solchem Fall nicht lumpig und schmutzig geizig seyn müsse.

Für die neue Revue Germanique reist als Commis voyageur littéraire ein Hr. Z. unter Anderm hat er Auftrag, eine luminöse Darstellung meiner Phil. zu bestellen. Vom Mathematiker C. zu H. an L. gewiesen, hat dieser, nachdem er meine Approbation dazu eingeholt, Sie vorgeschlagen. Darauf ist Z. weiter ins Innere gereist und wird bei seiner Wiederkunft die Entscheidung mittheilen. Diese Revue zahlt für den Bogen 200 Frs. Honorar! — Sie ist zufrieden, daß der Aufsatz Deutsch sei, in welchem Fall sie ihn übersetzen läßt. Ich habe gesagt, Sie könnten ihn vielleicht auch Französisch machen, sodaß er in Paris blos nachgefeilt und geleckt würde. Dann aber, Herr Doctor, goldnes Geld, goldne Waare! Hübsch keine Mühe und Studium gescheut! Eigentlich sollten es wenigstens 2 Artikel werden; da ja 25—30 Seiten gar wenig fassen. Besonders müßten Sie Ihre schöne Einleitung zur Musik in den „Anregungen" erweitert wiedergeben: an sich selbst begeht man kein Plagiat.

Wenn Sie mir die bewußten Blätter der Montagspost[2]) könnten mit Kreuz Couvert schicken!? — There is a good fellow! (Das ist hübsch von Ihnen) würde ich sagen.

Glück auf! zum Weiterbildungsverein[3]) und gründliche Herstellung Ihrer Gesundheit wünscht von Herzen

most sincerely yours (Ihr aufrichtigster)

Frankfurt a. M. d. 25. Febr. 1858. Arthur Schopenhauer.

P. S. Wenn Sie die Montagspost nicht schicken können, möchte ich gern die Nummern wissen. Den Morell, on Modern German Philosophy habe doch kürzlich erhalten, habe noch nicht gelesen, sondern blos ersehn, daß er mich nicht kennt.

[1]) Ich hatte die Redaction der „Leipziger Illustrirten Zeitung" veranlaßt, zur Feier seines siebzigsten Geburtstages sein Bildniß nebst Biographie aufzunehmen.

[2]) Dieselbe brachte wiederholt Auszüge aus seinen „Parerga".

[3]) Ich hatte ihm mitgetheilt, daß es mir gelungen, einen Fortbildungsverein für die leipziger junge Kaufmannschaft ins Leben zu rufen.

Digitized by Google

10.

Lieber Herr Dr. Asher!

Sie thun mir offenbar Unrecht, indem Sie klagen, daß ich Sie ohne Antwort lasse: denn Ihr letzter Brief vom 3. März enthält durchaus nichts einer Frage Aehnliches, welches einer Antwort bedürfte; sonst ich gewiß geschrieben haben würde. Aber ich sehe es: die Illustrateurs sind es, die, in wohlverdienter Verlegenheit, sich jetzt hinter Sie stecken. Dies verhält sich so: nachdem ich aus L.'s Bericht wußte, daß die von M. gemachte Photographie ein mir unähnlicher, abscheulicher Fratz sei, bat ich Sie, den Leuten zu sagen, ich wollte lieber noch ein Mal sitzen, wenn sie einem geschickten Photographen den Auftrag geben wollten. Daß Sie dies und nichts darüber bestellt haben, beweist völlig sicher Ihre sehr einfache Antwort darauf: „mit Weber habe ich nochmals Rücksprache genommen, ob mit Erfolg, das weiß ich nicht: er schrieb sich wenigstens die Namen jener Photographen nieder." — Sie haben also das Ihrige richtig und nichts drüber gethan. .....

.....

Mir ist durchaus nicht darum zu thun, in dem Philister-Blatt zwischen Eisenbahn-Directoren und ähnlichem Volk abkonterfeit zu stehn. Dem M. habe ich gesessen, weil er kam und mich bat, und ich dem Menschen nicht in seinem Betrieb hinderlich seyn wollte. Zum Dank dafür hat er mir sein fest gegebenes und leicht zu erfüllendes Versprechen, mir das Bild erst zur Ansicht zu schicken, muthwillig gebrochen. Er soll mir nicht wieder kommen. Nachher grauete ich mich, da als Fratz der Welt vorgezeigt zu werden. Daher mein Anerbieten. — Machen Sie nur nicht, daß..... mir wieder schreiben, ich will mit ihnen nichts zu thun haben.

Das Buch von Haym[1]) habe ich ein paar Stunden durchblättert, über Hegel's moralische Erbärmlichkeit und Schelling's schlechtem (sic) Geschreib nicht ohne Plaisir gelesen. Aber auf die mich betreffende Stelle bin ich nicht gestoßen: will sehn, es nochmals vom Buchhändler zu erhalten: Schade, daß Sie nicht das pagina angaben.[2]) Leider

---

[1]) „Hegel und seine Zeit", Berlin, 1857.

[2]) Die Stelle findet man in der Einleitung (S. 4), wo es heißt: „Erst jetzt hören viele zum ersten mal von der Schopenhauer'schen Philosophie ... gelingt es den Aposteln dieser Systeme" (es wurden vorher noch Baader und Krause genannt) „sich in weitern Kreisen der Nation Gehör zu verschaffen? Ist irgendeine Aussicht, daß eins dieser Systeme die Alleinherrschaft über die Bildung und Denkweise des Zeitalters erringen werde? Die Wahrheit ist — gerade dieses Aufstreben, dieses sich Auf- und Eindringen der dii minorum gentium ist der Beweis dafür — die Wahrheit ist, daß sich das Reich der Philosophie im Zustande vollkommener Herrenlosigkeit, im Zustande der Auflösung und Zerrüttung befindet."

Digitized by Google

erfahre ich nicht die Hälfte von dem was über mich geschrieben wird. Da ist eben von einem hiesigen Pfaffen, katholisch, Beda Weber, ein dickes Buch „Cartons etc." erschienen, darin er auf 10 Seiten mich hundeschlecht macht: thut nichts, obligates Pfaffengebell gegen Philosophen: aber der H — — setzt mit Gänsefüßen Stellen hin, die ich nie geschrieben. Auch meinen Hund bringt er an. — Die K — — ist aber krepirt (versteht sich der Pfaff) ehe das Buch erschien.

In den Prager Blättern für Litt. und Kunst, Nr. 8, 24. Febr. soll ein Aufsatz über mich stehn[1]), nach Litt. Unterh. Blättern. Habe das Blatt verschreiben lassen. Vom Z.[2]) habe auch nichts mehr vernommen. Kann noch kommen.

Ich grüße Sie herzlich!

Frankfurt, d. 13. April 1858. Arthur Schopenhauer.

P. S. Noch Eins! Sie legen meistens Ihre Briefe in Handelsbriefe ein, das Porto zu ersparen. Ich aber bitte Sie, sich nicht zu geniren, sondern Ihre Briefe unfrankirt in den Kasten zu werfen. Solche apostolische Sendschreiben sind mir 10 Mal das Porto werth, und wer über meine Philosophie berichtet, schreibt in meinen Angelegenheiten: Also bin ich schuldig, das Porto zu tragen. Ergo abgemacht!

Zwei Gedichte

von

Woldemar Kaden.

1. Die Schwalben.

An der Wüste braunem Saume,
Um den Brunnen der Oase,
Ruhn im Sommerabendtraume
Müde Araber im Grase.
Tiefe Ruh' — die Pfeifen dampfen,
Knatternd nur die Zelte wehen;
Dann und wann der Rosse Stampfen,
Die auf frischer Weide gehen.

Vor dem Zelte an der Seite
Ruhn verdrossen in dem Sande,
Trotzig blickend in das Weite,
Krieger aus dem Frankenlande.
Sehnend denken sie der Rhône,
Der Garonne und der Loire,
Die, ach, dem gefang'nen Sohne
Nicht gerauscht so manche Jahre.

---

[1]) Es war eine von J. unterzeichnete an Bähr's Buch anknüpfende Lebensskizze Schopenhauer's.

[2]) Vgl. den vorigen Brief.

Digitized by Google

Und in ihrer Heimat Gauen
Trägt sie stumm des Traumes Flügel,
Wo die Dörfer und die Auen
Ruhn im Kranz der Rebenhügel.
Da, von fern herüberschweifend,
Nahet sich ein Flug der Schwalben,
Wie zum Gruß die Träumer streifend —
Frohes Staunen allenthalben.

An dem feuchten Brunnenrande
Sitzen sie in trauten Pärchen,
Zwitschernd, schwatzend von dem Lande
Frankreich süße Heimatmärchen.
Von den Schwalben singt da leise
Béranger's wehmüth'ge Lieder
Einer aus dem trüben Kreise —
Jedes Auge senkt sich nieder.

Thränen stürzen von den Wangen
Offizieren, Corporalen,
Die, im Wüstensand gefangen,
Schmachten in des Heimwehs Qualen.
Doch die Vögel schwinden wieder
In der staubgetrübten Ferne — —
Kalt und trostlos sehn hernieder
Eines fremden Himmels Sterne.

2. Am Nil.

Es lagert überm Nile
Die gelbe Sommerschwüle,
Es weht in dichter Wolke
Der braune Wüstenstaub.
Zur Ruh' ans Land gefahren,
So lagern ernste Scharen
Vom alten Fellahvolke
Still unterm grauen Laub.

Des Stromes Wellen tauschen
In trübem, finstern Rauschen
Mit hohem Uferrande
Uralte Grüße aus.
Schwarzgrüne Tamarisken
Wehn um die Obelisken,
Die hingestürzt im Sande,
Die Trümmer mächt'gen Bau's!

Die Stille ist so heilig,
Der Ibis nur zieht eilig
Mit leisem Flügelschlage
Dem Dach des Tempels zu.

Digitized by Google

Der Sonne Strahlen ſchweben
Roth überm alten Theben,
Sie ſcheidet von dem Tage
Und eilt zur alten Ruh.

Im Felde drüben ſchwanken
Die blüh'nden Bohnenranken
Und ſtreuen ſüße Düfte
Weit übers Waſſer her.
Der Tag, der weſtwärts ſchreitet,
Den Purpurmantel breitet
Der dunkelrothen Lüfte
Dicht übers Wüſtenmeer.

Und über ihrem Bette,
In tiefem Violette,
Weht mild wie Sammtgardinen
Der Abendwolken Flor.
Es ſäuſeln leis die Halme,
Es rauſcht die Dattelpalme —
Da ſteigt mit ernſten Mienen
Der gelbe Mond empor.

Wie eine große Bahre,
Bedeckt vom Sandtalare,
So ſonnt im Mittagsbrande
Die Sphinx ſich, ſtumm, allein.
Es ruhn in tiefem Frieden
Die alten Pyramiden,
Verſchüttet rings vom Sande,
Wie Mumien von Stein.

Die Berge von Maſſira,
Die Zinnen von Kahira,
Die ſchlanken Minarete
Stehn hell im Zauberlicht.
Mild lacht der Sterne Flimmer,
Der Mond mit vollem Schimmer
Starrt auf der Wüſte Oede —
Ein ewig ernſt Geſicht.

Jahrtauſend auf Jahrtauſend
Zog hier vorüber brauſend,
Seit auf dem Götterthrone
Oſiris' Horus ſtand;
Seit Sethos das gelobte
Land Kanaan durchtobte,
Rhaëmſes, Gott zum Hohne,
Iſrael überwand.

Digitized by Google

Philippi Sohn, der Große,
Wirft stolz dann seine Lose —
Die römischen Legionen
Durchziehn den Wüstenstaub —
Wie wechseln rasch die Scenen:
Franzosen, Sarazenen —
Es fallen Thron' auf Throne
Der wilden Zeit zum Raub.

Die Stirne ernst in Falten,
Zur Höhe auf der alten
Vermorschten Sphinx sich richtend,
Gebieterisch thront die Zeit.
Wie Nebelbilder schweben
Memphis, das alte Theben,
Und Klagelieder dichtend
Um sie — Vergänglichkeit!

Mit hohlem, stierem Auge
Und mattem Lebenshauche
Seht auf den Trümmern brüten
Vergessenheit, ihr Kind;
Sie träumt mit todtem Blicke
Jahrtausend' sich zurücke,
Wo noch Geschlechter blühten,
Die jetzt verweht der Wind.

Mit grauem Nachtgewande
Bedeckt sie rings im Lande
Die staub'gen Königshügel,
Die alle ihr geweiht,
Daß nicht empor sich richte
Die schlafende Geschichte,
Die sie mit schwarzem Flügel
Hält bis in Ewigkeit.

Literatur und Kunst.

Dramatische Dichtungen von Paul Heyse.

Unter vorstehendem Titel hat der bekannte Dichter angefangen, im Verlage von Wilhelm Hertz in Berlin seine Theaterstücke erscheinen zu lassen. Vorläufig liegen die ersten drei Bändchen mit folgendem Inhalte vor: „Elisabeth Charlotte", Schauspiel in fünf Acten; „Maria Moroni", Trauerspiel in fünf Acten; und „Hadrian", Tragödie in fünf Acten.

Das erste Heft eröffnet ein Gedicht „dem Andenken König Maximilian's II. von Baiern" gewidmet, worin der Verfasser, sein eigenes Verhältniß zu

Digitized by Google

dem heimgegangenen Monarchen berührend, von diesem und sich selber folgendermaßen singt:

Du lebtest nicht dir selbst. Dein Sinn und Denken
War deinen Pflichten rastlos zugekehrt.
Du dachtest stolz vom Amt, ein Volk zu lenken,
Bescheiden von der Kraft, die dir beschert.
Nichts sollte dir den freien Blick beschränken,
Denn wer die Wahrheit sucht, ist ihrer werth:
Heraufzuführen ihren lichten Morgen,
Die Blüte war's all deiner Fürstensorgen.

Dann liebtest du's, nach ernster Tagesthat
Im Hain der Musen deine Stirn zu kühlen,
In ihrer heil'gen Quellen tiefes Bad
Eintauchend deine Sorgen abzuspülen.
Ein Reigen hoher Abgeschied'ner trat
Still vor dich hin, mit ewigen Gefühlen
Die Brust dir stärkend, und des Zwangs entbunden
Floß das Gespräch in jenen reichen Stunden

Dem Jüngsten selbst. Als deine Huld ihm rief,
Dem Namenlosen, der die ersten Flüge
Mit schwankem Fittich kaum gethan, wie tief
Empfand er seiner Jugend Ungenüge!
Er wußte nur, daß etwas in ihm schlief,
Das er erwachend dir entgegentrüge,
Und froh gewillt, zu leben und zu lernen,
Folgt' er vertrauend dir und seinen Sternen.

Du aber schenktest aller selt'nen Gaben
Die seltenste, die je ein Fürst verliehn:
Freiheit, nach eig'nem Trieb sich Bahn zu graben,
Und wie er sich dir gab, so nahmst du ihn.
Du wolltest nicht den Ruhm des Kenners haben,
Den Schaffenden nach deinem Wink erziehn;
Du ehrtest stets und ließest frei gewähren
Den graden Wuchs in eig'nen Charakteren.

Dies mag und muß wol auch vorausgeschickt werden, hier nicht sowol, um die Manen Maximilian's II. zu ehren, als vielmehr bis zu einem gewissen Grade das Urtheil zu erklären, das wir über Heyse's dramatische Arbeiten zu fällen uns veranlaßt sehen. Nach seinem eigenen Geständnisse hat der Dichter einen königlichen Mäcen gefunden, wie es wenige gab und geben wird. Der vorletzte Herrscher in Baiern liebte es, sich mit Poeten und Gelehrten zu umgeben, mit ihnen Verkehr zu haben, ihres Umgangs zu genießen, sie der Sorge und der Arbeit um das tägliche Brot zu entheben, um sie dabei doch völlig frei ihrer Neigung und ihrem Genius zu überlassen. So glücklich wird es deutschen Autoren selten gehen, und wenn man sich der ähnlichen Lage unter Karl August in Weimar und ihrer dichterischen Leistungen erinnert, so dürfte es keineswegs unangebracht sein, von den münchner Literatoren Hervorragendes zu erwarten.

Geibel und sein Schützling Lingg haben es geschaffen; Bodenstedt und Heyse haben sich ihnen würdig angeschlossen, weil sie zum mindesten nie

Digitized by Google

etwas Niedriges oder der frivolen Mode des Tages Huldigendes auf den Markt gebracht. Namentlich verdienen die Erzählungen des letztern rühmende Anerkennung. Im Drama hat er sich ebenfalls anständig gehalten und bessern Mustern nachgestrebt, wenn auch freilich die Mehrzahl seiner Schöpfungen von einer gewissen Schwächlichkeit in Anlage, Durchführung und Sprache nicht freizusprechen ist. In seiner günstigen Lage hätte er Gesünderes, Höheres, Epochemachenderes liefern müssen, wenn der Schwerpunkt seines Talents auf die Bühne fällt, was uns freilich bisjetzt wenigstens noch nicht bewiesen scheint.

„Elisabeth Charlotte" ist ein liebenswürdiges, gefälliges Stück, das die freundliche Aufnahme, die es beinahe überall gefunden, wohl verdient. Es weht ein milder, versöhnlicher Geist durch das Ganze, welches uns die Verderbniß des französischen Hofes unter Ludwig XIV. im Stil des Anmuthigen gibt. Das Laster, die Intrigue, ja selbst der Haß zeigen sich in Hofmanier, mit Lächeln auf den Lippen, wohlfrisirt, in Goldbrocat und Menuetschritt. Die Leidenschaft und sogar der Schmerz haben nichts Erschreckendes, sondern verstehen es, sich mit Grazie zu bewegen. Aber alles dies eben schwächt denn auch die Wirkung ab. Man wird nicht warm für die Sache; sie ergreift, sie packt nicht. Das echte, wahre, tiefe Leben, der frische Zug des Herzens, die dramatische Seele fehlen. Ludwig erscheint wie eine Puppe, der Herzog von Orleans wie ein Fad, die Maintenon und Elisabeth Charlotte selbst ohne geschichtliche Treue. Graf Wied hat nur als Diplomat einen gewissen Halt; als Mensch wird er beinahe lächerlich. Seine Schwester Luise ist zum mindesten keine dankbare Rolle. Chevalier de Lorraine, „halb Wicht, halb Ritter", ist nur eine flüchtig und sehr oberflächlich gezeichnete Charge. Ein wenig charakteristischer tritt Rose, der Secretär des Königs, auf, und am wirksamsten die Jungfer Kolbin, die Kammerfrau Elisabeth Charlottens, weil in ihr ein Hauch von Natur und Wahrheit liegt. Nur hat gerade dieser wesentlich mit dem Verse zu kämpfen, der uns im ganzen für das etwas im französischen Stile gehaltene Intriguenstück nicht glücklich gewählt bedünken will. Der ganze Inhalt dreht sich um den Frieden mit der Pfalz, die bekanntlich Ludwig unter den nichtigsten Vorwänden an sich zu reißen gesucht. Elisabeth Charlotte, deren Vermählung mit Orleans den Vorwand dazu hergeliehen, gewinnt durch die Art und Weise, wie sie sich als echte Tochter Deutschlands dem Gebaren Frankreichs entgegenstellt, einige artige und durchgreifende Auftritte, die jedoch nicht genügen, dem Schauspiel dauernden Werth zu ertheilen. Es ist alles zu sanft, zu glatt, zu breit in dem Drama. Es kommt zu keinen durchschlagenden Katastrophen, keiner eigentlichen Gipfelung. Das Stück ist sehr genreartig gehalten, ohne historischen Geist.

„Maria Moroni" hat mehr poetischen Athem, mehr heißen Herzschlag und Glut der Empfindung. Die Heldin, eine junge Römerin, hat Matteo Moroni, einen Bürger in Ariccia, geheirathet, einen ehrenwerthen, jedoch etwas philiströsen Mann, der sie mit seiner Hand den Quälereien eines geizigen Oheims entrissen. Sie ehrt und achtet ihren Mann, ohne indeß Liebe für ihn zu empfinden. Ihr Herz erringt sich Orlando Savello, ein etwas blasirter, junger Fürst, der sein Leben in wildem Rausch und Taumel verbracht hat und nun auf seine Schlösser bei Ariccia geflüchtet ist,

Digitized by Google

um dort Ruhe, Stille, Vergessen — wer weiß, was zu suchen. Fürst Piombino, der ihn hier aufgesucht, bringt seinen ganzen Leichtsinn und zugleich allerlei Verwirrung mit. Ein junges Mädchen, das ihm gefiel, ließ er entführen, ihren Bräutigam zu Boden schlagen. Diese Vorfälle steigern den Aufruhr in Ariccia, der über einen ringsum die Felder verwüstenden Eber entstanden. In diesen Tumult hinein tritt Savello, dem man die Entführung und das Attentat auf den armen Verlobten schuld gibt. Niemand aber hat den Muth, ihm das offen zu sagen und ihn zur Rede zu stellen; da thut es Maria, deren tugendhafte Seele entrüstet ist. Ihre Schönheit, ihr Muth entzücken ihn. Er eilt, sich vor ihr zu rechtfertigen, ihr seine Neigung zu gestehen. Sie weist ihn natürlich zurück, und er, darüber verzweifelt, unternimmt einen Jagdzug gegen den wüthenden Eber, entschlossen, bei diesem Abenteuer seinen Tod zu suchen. Verwundet wird er in Maria's Wohnung gebracht; sie pflegt ihn und lernt dabei ihn lieben. Aber sie will dieser Liebe kein Gehör schenken und gesteht sie Matteo; sie gesteht Matteo auch, daß der Fürst, während der Abwesenheit ihres Gatten, sie besuchen will. Savello ist zu Anfang von ihrer Tugend angesteckt worden und bereit, zu entsagen; aber Piombino, eine Art Carlos aus dem „Clavigo", macht ihn diesem Vorsatze wieder untreu. Er schleicht sich abends in das Haus des Matteo, der zum Schein davongegangen, später aber zurückkehrt und den Fürsten im Garten ersticht. Als die That ruchbar wird, nimmt sie Maria auf sich, nachdem sie selbst sich eine Wunde beigebracht, der sie erliegt.

Diese kurze Erzählung des Inhalts wird genügen, um darzuthun, daß der rechte dramatische Zug darin fehlt. Die Sprache ist leicht und gefällig; aber sie ermangelt des hinreißenden Schwungs ebenso wie der epigrammatischen Kürze. Die Charakteristik der einzelnen Gestalten ist nicht sehr scharf. Namentlich ist Matteo durchaus nicht so angelegt, daß man die Bluthat und die Opferbeflissenheit der Heldin für ihn begreifen und erwarten können sollte. Auch Savello und die sonstigen Figuren, vielleicht ein paar untergeordnete ausgenommen, sind nicht derart durchgeführt, daß man sie als überall lebensfähig sollte erklären können. Was nun vollends die Handlung betrifft, so wird sich schwerlich von ihr behaupten lassen, daß sie prall, wohlgegliedert und mit den weisesten Mitteln zu Wege gebracht sei. Während z. B. die Art, in der Savello sich in den Zug gegen den Eber begibt, uns viel zu pathetisch genommen scheint und beinahe einen komischen Anstrich bekommt, dünkt uns hingegen sein Tod zu wenig tragisch und ergreifend ausgebeutet. Hätte der Dichter in der That eine Römerin schildern wollen, die noch etwas vom Geist ihrer Väter in sich fühlt, so wären unserer Ansicht nach noch ganz andere Conflicte in der gegebenen Situation zu erzielen gewesen. Zunächst hätte sie z. B. Savello kommen lassen und demselben erklären können: Ja, ich liebe dich, mein Herz ist besiegt, aber meine Ehre nicht. Sieh' diesen Dolch; ich habe ihn zu mir gesteckt, um, wenn ich deinen Schmeichelworten erliegen sollte, mit demselben zuvor meine Brust zu durchbohren. Es hätte eine großartige Scene werden können, wenn Savello, auf die Kunst seiner Beredsamkeit bauend, sie beschwörend, sie anflehend, sie wirklich bewegte: sich seinen Umarmungen und Küssen hinzugeben, wenn sie aber, als er glaubt, sie gewonnen zu haben, sich erhöbe

Digitized by Google

und das Messer sich in den Busen stieße. Oder auch anders: wenn sie Matteo zum Vertrauten gemacht, diesen selbst anspornte, Savello zu tödten, wenn er sich von ihr nicht zur Vernunft bringen ließe. Sie müßte alsdann mit ihrem Gatten verabreden, daß er auf ein von ihr gegebenes Zeichen herzustürzen und den Fürsten tödten solle. Sie hätte sodann Orlando gegenüber alle Vernunftgründe zu erschöpfen, um ihn zur Entsagung zu bestimmen. Als dies umsonst, wäre das Zeichen zu geben und der Verblendete vor ihren Augen zu ermorden. Wenn der Unglückliche sterbend sie fragte, warum sie so grausam gegen ihn gehandelt, müßte sie über ihn stürzend rufen: Weil ich eine Römerin bin und — — — weil ich, Unglückseliger, dich liebte! Nach diesem Geständnisse müßte sie Matteo auffordern: sie gleichfalls zu erstechen, und als er zögert, sich selbst das Herz durchstoßen.

Ein solcher Ausgang wäre schrecklich, wir wissen es und zweifeln keinen Augenblick, daß zarte Gemüther sich davor schütteln werden. Allein uns däucht, daß er bei gehöriger Ausführung eine großartige Wirkung nicht verfehlen und eines echten Trauerspiels würdig wäre. Das laue Herumgehen um die tragische Katastrophe, das Vertuschen und Vermeiden derselben kann ein verzärteltes Publikum, wie wir es heute haben, nur noch immer verzärtelter machen. Uns scheint es indeß ganz wohl an der Zeit: seine Nerven und sein Gefühl wieder etwas zu stärken. Der Geist unsers Volks verweichlicht und erschlafft, und herzlich bedauern wir deshalb: daß Paul Heyse, statt ihn aufzustacheln und abzuhärten, sich auf die Seite jener schlägt, die, Redwitz nacheifernd, mithelfen, ihn zu verschlammen, indem sie aus der erschütternden Tragödie ein weinerlich Trauerspiel machen.

„Hadrian", die dritte Dichtung, ist ohne Zweifel von den bisher besprochenen die vornehmste: sie ist eine Tragödie von edler Haltung und schönem Vers. In Bezug der bühnlichen Wirkung steht sie wol aber hinter den andern noch zurück. Ihr Inhalt ist ein geistreiches Problem, sie behandelt den römischen Kaiser Hadrianus (117—138 n. Chr.) und seinen Liebling Antinous, den er seinen Aeltern entführt und mit sich nach Alexandria nimmt, wo er ihn mit den höchsten Ehren und tausend Beweisen seiner Liebe, freilich in so tyrannischer Weise überschüttet, daß der Jüngling, nachdem ihm vom Kaiser halb unabsichtlich die Geliebte getödtet, um sich nur endlich dem Sklavenjoche dieser kaiserlichen Zuneigung zu entziehen, den Tod in den Wellen sucht.

Der Dichter hat sich bestrebt, die ganze Peinlichkeit und Grausamkeit von Hadrian's Gunst poetisch auszumalen und in dieser Ausmalung viele interessante Züge aus der Seele jenes philosophischen Tyrannen zusammengetragen. Der Charakter Hadrian's ist ohne Zweifel mit vieler Feinheit behandelt und interessant durchgeführt. Außerdem enthält das Stück eine Menge glanzvoller Momente und geistvoller Stellen. Im allgemeinen aber ist es absonderlich, wie etwa „Nathan der Weise", nur daß es mit diesem nicht in Bezug auf Popularität des Stoffs und ideelle Bedeutung in Vergleich kommen kann. Es ist eine dramatische Studie und als solche nicht ohne Werth. Auf der Bühne können wir uns dasselbe freilich kaum möglich denken.

F. W.

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Berlin.

9. August 1865.

E. Diejenigen, welche sich gern mit der Untersuchung meteorologischer Einflüsse beschäftigen, hatten Gelegenheit, im Monat Juli ihrer Lieblingsneigung in allen Richtungen nachzugehen. Ich will hier nicht von der Ausdehnung der Molecule und der Kreislaufstörungen reden, die sich als Schlagflüsse auf offener Straße kundgaben. Das Raisonnement des Berliners ist nüchterner; er kümmert sich um derartige allgemeine Erscheinungen als um Selbstverständliches sehr wenig. Dagegen hatten wir ganz besondere örtliche Bedenklichkeiten zu hegen. Die breiten und die nicht breiten Steine brannten uns im eigentlichen Sinne des Worts unter den Füßen. Die bekanntlich einige Stunden des Tags völlig schattenlose Friedrichsstraße glühte gewaltig, und wer sich zufällig an ihrem einen End- und wenn man will Zielpunkt, d. h. auf dem Belle-Allianceplatz, und wol gar dicht an der Victoriasäule befand, dem konnten Wüstenphantasien aufsteigen, auch bei der normalsten Verfassung seines Gehirns. So etwas wie besondere Erwärmung der unmittelbar am Boden befindlichen Luftschichten und Erscheinungen einer afrikanischen Fata-Morgana — doch die Luftspiegelung sollte sich, obwol die physikalischen Vorbedingungen gerade auch nicht gänzlich fehlten, für diesmal noch durch einige psychische Reflexe vertreten lassen. Der Juli sollte den gelangweilten Berlinern noch an seinem letzten Tage eine lange entbehrte Frucht zeitigen. Es war dies jene Fata-Morgana des politischen Geistes, welche uns Köln auf den Kopf gestellt zeigte; es war eine Montagserscheinung; es war — ein Extrablatt der Voß'schen Zeitung oder mit andern Worten eine Störung der gewohnten bürgerlichen Ruhe. Erinnerungen an die Märztage tauchten auf. Das „Extrablatt der Freude" schien seine Auferstehung zu feiern. Allein es war eine Luftspiegelung gewesen. Das Fernrohr der ehrsamen Repräsentantin des mittlern politischen und socialen Wetterstandes von Berlin hatte die lahnsteiner Vorkommnisse wohl etwas zu groß projicirt. Der Bajonnetstich schien ihr selbst ins Herz gegangen zu sein, und der kritische Geist oder deutsch zu reden der berliner Witz schlief, ohne gleich daran zu denken, daß sich Parteien bisweilen wie Großmächte benehmen können, und daß ein nassauisches Compliment und der Schimmel von Bronzell vielleicht wahlverwandt sein dürften. Genug es gab Kreise, in denen sich das Nervensystem in gewaltiger Spannung befand und denen die Wohlthat geschichtlicher Betrachtungsweise fehlte.

Die Begriffe waren offenbar in Fluß gekommen. Das Widersprechende mußte sich verwirklichen und zwar aus dem einfachen, bekanntlich hier noch vielfach gültigen dialektischen Grunde, weil es widersprechend war. Die Erhitzung der unmittelbar am Boden befindlichen Schichten schien wieder eine Rolle spielen zu sollen. Die Socialdemokraten, d. h. um nicht misverständlich zu reden, das unter der Fahne des „Socialdemokraten" versammelte Publikum wurde durch einen „Umschlag ins Gegentheil" überrascht. Der Selbstherrscher desselben befahl Einstellung der Feindseligkeiten gegen die

Digitized by Google

Fortschrittspartei und Agitation für das bedrohte Vereinsrecht. Die Bulletins an das Volk und die Resolutionen durch das Volk wickelten sich ab nach dem bekannten Mechanismus. Eine gemischte Arbeiterversammlung kam wiederum wie in den Tagen der Coalitionsagitation zu Stande. Derselbe Mann (ein früherer Verächter der Lassalle'schen Agitation), welcher in der Coalitionsfrage die den Druck ausübende Versammlung geleitet hatte, fand sich auch diesmal an der Spitze, und Kenner der hiesigen Verhältnisse und Persönlichkeiten mußten in diesem Umstande ein Zeichen entschiedener Entfernung der Arbeiteranschauungen von den Schulze'schen Ansichten erblicken. Doch um den Selbstherrscher nicht zu vergessen und damit der politische Humor nicht ganz ausgehe, muß getreu berichtet werden, daß dem Socialdemokraten seine Taktik nicht gar zu wohl bekommen ist. Er scheint weder bei den obern noch bei den untern Göttern Anklang gefunden zu haben. Der Selbstherrscher ist aus dem preußischen Staate verwiesen und der hiesige Verein von dem polizeilichen Bannstrahl betroffen worden, der eine Redacteur mit internationaler Ausweisung bedacht — und diese drei Maßregeln sammt der Menge der auswärts veranstalteten Freundlichkeiten einzig und allein, weil das Kind unartig geworden und einen Augenblick vergessen, daß es dem Gängelband verpflichtet sei. Dreizehn aufeinander folgende Confiscationen, an welche sich andere mit Unterbrechung von wenigen Tagen anschlossen, das ist genug zum Zeitungsmärtyrerthum.

Vergessen wir jedoch nicht die untern Götter und erinnern wir uns des „Acheronta movebo". Man scheint hier die Situation zu fühlen, ich sage absichtlich nicht: zu begreifen. Ein Zusammengehen der verschiedenen Interessen wird instinctiv als unmöglich erkannt. Auch hat eine Einlenkung nicht auf sich warten lassen. Die Taktik des Selbstherrschers ist durch das Publikum ein wenig zurechtgewiesen worden. Der possirliche Sprung ist wieder so ziemlich zurückgethan, und die Fortschrittspartei hat nun das große Ereigniß der Aufhebung des Waffenstillstandes zu beweinen. Um jedoch neben dem Lächerlichen auch das Ernste zu bedenken: es bereitet sich hier offenbar in den niedern Schichten eine Umstimmung vor, die weder dem Lassalle'schen Treiben sonderlichen Vorschub leisten, noch bei den alten Zielpunkten beharren wird. Die Spaltung ist einmal vollzogen, und die Wucht der Interessen macht sich unvermeidlich geltend. Alle Leugnungen thatsächlicher Vorgänge können den Satz nicht Lügen strafen, daß die Gruppirung der Parteien mit eherner Consequenz nach den Interessen verlaufen müsse. Was in Frankreich eine Vergangenheit ist, wird für uns ein wenigstens mitwirkendes Element der Zukunft. Es bildet sich eine Proletarierpartei, die, mag sie nun wollen oder nicht, gar nicht umhin kann, mit den Gegnern ihrer Gegner bisweilen zu cooperiren oder vielmehr sich in deren Schutz zu begeben, sowie von der Initiative des Staats große Erwartungen zu hegen. Es wird daher bereits vielfältig empfunden, daß die Berechnungen des herrschenden Regierungssystems ebenso viel oder, wenn es beliebt, auch ebenso wenig Chancen haben dürften wie die Napoleonische Politik.

Doch um wieder zu der localen Bescheidenheit eines Insassen der preußischen Hauptstadt zurückzukehren, so gelangt man zu dem obenerwähnten Belle-Allianceplatz und der Victoriasäule bekanntlich auf zwei verschiedenen Wegen, nämlich vermittels der Friedrichsstraße, die der Volksmund,

Digitized by Google

um Verwechselungen zu vermeiden, die Große Friedrichsstraße nennt, und vermittels der in dem elegantesten Viertel entspringenden Wilhelmsstraße. Erinnern wir uns nun der heißen Luftschicht und der Luftspiegelungsgedanken. Die ganze Belle-Alliance erscheint, wie alle Luftbilder, verkehrt, d. h. auf der Spitze balancirend. Doch scheint der Verlust dabei nicht groß, da bisher der Gewinn selbst nicht rechte Solidität hatte. Die Berliner dürften auch wirklich einer andern mit weniger Hindernissen verknüpften Alliance geneigter sein. So haben die wiener Gäste die theatralische Freundschaft zwischen Berlin und Wien in ihrer Weise ausgedrückt, und andererseits französische Novitäten in dem Repertoire ihr Gewicht geltend gemacht. Aber nicht blos die französischen Novitäten und die Hundewettrennen hatten die Ehre, die Färbung unserer Zustände zu symbolisiren. Der in hohen und niedrigen Kreisen am meisten gefeierte Mann war jedenfalls Hr. Blondin. Die Seiltänzervirtuosität scheint ein wenig überschätzt und aus ihrem eigentlichen Kreise in andere Gebiete übertragen zu werden. Die unverwüstliche Heiterkeit und vielleicht noch unverwüstlichere Gelassenheit vergnügt sich an der auf der Spitze taumelnden Pyramide unserer innern und äußern Politik offenbar in der Erwartung, daß sich das Gleichgewicht und die natürliche Lage von selbst wiederherstellen werde. In dieser Gemüthsverfassung sieht man durchschnittlich das kölner Reibungsphänomen nebst Zubehör und ebenso auch vielfach die Spannungsphänomene zwischen hier und Wien an. Nüchterne Leute glauben so wenig an die Möglichkeit von mehr als bloßen Demonstrationen, als sie etwa in der innern Entwickelung an mehr geglaubt haben. Der Krieg ist zwar Bedürfniß des herrschenden Systems, aber er ist in dieser Conjunctur, welche ganz Deutschland ergreifen würde, nicht recht zu brauchen. Wir Berliner haben bisjetzt wol am wenigsten an große Missionen aus dem feudalen Lager geglaubt; wir kennen die Art, wie man von Tag zu Tag und, nach dem Volksausdruck zu reden, von der Hand in den Mund lebt, zu gut aus nächster Nähe, um große Dinge von daher zu erwarten, wo man die Nachahmung der Nachahmung liebt.

Aus Genf.

3. August 1865.

Hg. „Jene bei 26—28 Grad R. im Schatten mehr oder weniger allen Adamskindern anhaftende Unlust an geistiger Anstrengung, die zeitweilig selbst den fleißigsten Nordländer bis auf einen gewissen Grad zum müßiggängerischen Lazzarone erniedrigt, machte sich bei der Bundesversammlung vornehmlich in der Sucht bemerklich, fast alle wichtigern Entscheidungen auf spätere Sitzungen hinauszuschieben. Verschoben ist das spruchreif präparirte Stabsbureau; verschoben die spruchreif vorgelegte Organisation der Scharfschützenbataillone; verschoben die ernstliche Auffindung von Mitteln zur Einführung der Eisenbahnnachtzüge, in Betreff welcher zehn gegen eins zu wetten, die renitenten Gesellschaften werden auch bei den nächsten Unterhandlungen nicht nachgeben. In der Materie aller dieser Vorlagen ließ sich kein stichhaltiger Grund zur Verschleppung finden, sie ist also wol wesentlich der Geist und Körper erschlaffenden Julisonne beizumessen. Anders

Digitized by Google

verhält es sich mit der Verschiebung des wichtigsten auf der Tagesordnung befindlichen Gegenstandes, der Bundesrevision nämlich. Es bedurfte wenig Scharfblick, um es den ehrenwerthen Herren anzusehen, daß noch eine außerordentliche Verworrenheit der Ansichten und Meinungen über diesen Punkt obwaltet und die «reifen» von den «unreifen» Revisionspunkten nichts weniger als scharf ausgeschieden sind. Zugleich mußte man vielfach aus ihrem Munde vernehmen, daß sich das Volk fast allerwärts apathisch verhält und in eidgenössisch-constitutionellen Dingen ungemein conservativ gestimmt ist. Auf diese Thatsachen und Neigungen gestützt, sollen sich in der Bundesversammlung bereits ziemlich ausgeprägte Gruppirungen gebildet haben, die aus verschiedenen Beweggründen gesonnen seien, einer Bundesrevision, welche über die Ausmerzung der Judenartikel hinausgeht, Hemmschuhe anzulegen: so bei den französischen Schweizern, denen man nun einmal die Furcht vor Centralisation und Germanisirung nicht ausreden kann; dann bei den Conservativen, welche ganz richtig ahnen, daß jeder weitere Schritt in der Verfassungsgestaltung des Bundes einen Sieg der liberalen Grundsätze darstellen wird."

So äußert sich eine der letzten Nummern der in Bern seit Anfang des Jahres erscheinenden „Sonntagspost" (beiläufig bemerkt die einzige politische Wochenschrift größern Stils in der Schweiz) über die Julisession der Bundesversammlung. Die ungewöhnliche Hitze, wie sie diesen Sommer auch bei uns herrscht, mag sicher nicht wenig zu der matten Haltung und der ablehnenden Hast, mit welcher die obersten eidgenössischen Räthe über viele wichtige Fragen hinwegeilten, beigetragen haben, und ebenso dürfte es richtig sein, daß sich im Punkt der Revisionsfrage in der Art, wie sie vorläufig erledigt wurde (Ueberweisung an Commissionen, weitere Berathung in einer außerordentlichen Octobersitzung) jener Quietismus abspiegelt, welcher sich sehr vieler Cantone und besonders hinsichtlich eidgenössischer Angelegenheiten bemächtigt hat. Man beruhigt sich bei dem Errungenen, man hat Abneigung, zu einer ernsten Kritik des Bestehenden zu schreiten, und sollte man selbst anerkannte Misstände und Mängel mit in den Kauf nehmen. Nur Fragen der rein materiellen Interessen, Eisenbahnangelegenheiten und dergleichen, scheinen noch zu zünden und die Köpfe und Gemüther zu beschäftigen. Das ist ein Zustand, der mehr als Einen Patrioten besorgt macht und der allerdings für die Dauer erschlaffend auf das demokratisch-republikanische Leben, zu dessen Grundbedingungen jedenfalls die Bewegung und die lebendige That gehören, einwirken müßte. Aber krankt unser ganzes europäisches politisches Leben nicht an jenem Zustande? Um von England gar nicht zu sprechen, ist nicht in Frankreich die Herrschaft der materiellen Interessen der mächtigste Stützpunkt des modernen Cäsarenthums? Bricht nicht in Deutschland die ängstliche Sorge um das materielle Wohl einer jeden energischern Entwickelung der Fortschrittsparteien die Spitze ab? Ja selbst in Italien droht die Bewegung im Sande des „commerziellen und industriellen Aufschwungs der Nation" zu verrinnen. Wir leben nun einmal in der Periode des politischen, ja des allgemeinen Philisterthums, und so hochtönende Reden von so vielen Tribünen erschallen, so große Feste, worin die Völker ihr Nationalgefühl oder doch ihr „erwachendes Selbstbewußtsein" vor aller Welt betheuern, alljährlich auch

Digitized by Google

gefeiert werden: das Rad der politischen Bewegung dreht sich überall langsam, kaum sichtbar, ja oft steht es still, oder rollt gar zurück. Doch wollen wir in Betreff der schweizerischen Frage noch erwähnen, daß zwei durch die ganze Eidgenossenschaft verbreitete Vereine, die „Helvetia" und der Arbeiterverein „Grütli", für die Revision der Bundesverfassung agitiren. Von dieser radicalen Seite wird nicht blos Abschaffung jener sogenannten Judenartikel, d. h. Herstellung confessioneller Gleichberechtigung in Bezug auf Niederlassung ꝛc., mit andern Worten nur Realisirung der verfassungsmäßig garantirten Religionsfreiheit, verlangt, sondern auch auf directe Volkswahl der obersten Bundesbehörde, des Bundesraths, gedrungen, was dann freilich eine weit folgenschwerere Neuerung wäre. Inwieweit diese Agitation volksthümlich werden wird, ist abzuwarten; bisjetzt, wie gesagt, herrscht in den meisten Cantonen „Ruhesucht" vor.

Von großen nationalen Festen hätte auch ich zu berichten. Allein mit dem eidgenössischen Freischießen zu Schaffhausen käme ich jetzt etwas post festum; auch waren ja alle Tagesblätter voll davon und dann kranken auch diese großen „Volksmanifestationen" nachgerade etwas an Monotonie, welcher die lobrednerischen officiellen Schilderungen nicht abzuhelfen wissen. Hr. Hackländer, der einige Abwechselung in die Sache bringen wollte und in seinem „Ueber Land und Meer" einige Caricaturen und eine satirische Festbeschreibung in Reimen mittheilte, ist bei einem Theil der schweizerischen Presse mit diesem Unternehmen übel gefahren. Einige Blätter haben nämlich in seinem Unterfangen eine Art Majestätsverbrechen, ein crimen laesae Helvetiae oder so etwas entdeckt und drohen, als Repressalie eine allgemeine Abonnementsentziehung organisiren zu wollen. Der berner „Bund" dagegen ist taktvoll genug, namentlich im Hinblick auf den freundlichen Empfang der schweizerischen Schützen in Deutschland, den Rath zu ertheilen, jene „Schützenbilder" in dem stuttgarter Blatt nicht so übel zu nehmen, und daran zu erinnern, daß französische Zeitschriften und Zeitungen sich oft ganz andere Dinge gegen die Schweiz erlauben. Die Schweizer können nur dabei gewinnen, wenn sie sich endlich einmal von jener übertriebenen Empfindlichkeit freimachen, welche schon so oft einer wahrhaft freundlichen Annäherung zwischen ihnen und den Deutschen, welche doch ihrer großen Mehrzahl nach nur von der besten Gesinnung gegen die Schweiz beseelt sind, hindernd im Wege gestanden hat.

Bei dem Winzerfest in Vevey am Genfersee muß ich einen Augenblick verweilen; es ist dies eine zu eigenthümliche, merkwürdige Erscheinung, um sie kurz abfertigen oder gar mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Auch verhindern die großen Zwischenräume, in welchen das Fest gefeiert wird, alle 15—20 Jahre, daß es eintönig oder gar langweilig werde. In welches Zeitalter der Ursprung dieses Festes zu verlegen ist, darüber sind die Gelehrten nicht ganz einig. Der Weinstock und mit ihm ohne Zweifel auch der Bacchuscult wurden von den Römern am Genfersee eingeführt. Da nun Gott Bacchus noch heute eine Hauptfigur in jenem Fest, wie in dem Leben der braven Waadtländer überhaupt, bildet, so denken manche an einen unmittelbaren Zusammenhang des Festes mit alten römischen Gebräuchen, wobei sie freilich vergessen, daß das Christenthum auch am Genfersee mit denselben in jeder andern Hinsicht ziemlich aufgeräumt und

Digitized by Google

die altheidnischen Götter, wie anderwärts, unter die Dämonen versetzt hat. Dagegen zieht sich die Sitte landwirthschaftlicher Feste in diesen Gegenden durch das ganze Mittelalter. Seit 1140 etwa machten sich die Mönche von Hautcrest bei Aron sehr um die Pflege der Rebe am Leman verdient; es heißt von ihnen, daß sie ihren Winzern im Lavaux zwischen Lausanne und Vevey alljährlich ein Fest gaben, wobei sie die fleißigsten und tüchtigsten belohnten. Das Kloster wurde infolge der Reformation aufgehoben, dagegen erscheint gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Vevey die Winzerzunft, Abbaye des Vignerons, welche insofern die Rolle der lustigen Mönche fortsetzt, als sie den Weinbau durch Belohnungen und Feste zu fördern sucht. Das Fest nahm immer größere Dimensionen an; — nähere Nachrichten aber fehlen, da 1688 eine Feuersbrunst das Archiv der Zunft zerstörte und nur einen alten Bachusbecher und ein Festprotokoll von 1647 verschonte. Bacchus spielte jetzt jedenfalls die Hauptrolle bei den Umzügen, ihm schlossen sich manche andere, auch biblische Figuren, wie z. B. Noah, an. Die Gesänge und Lieder, welche von den Theilnehmern gesungen wurden, waren im Patois des Landes und verherrlichten den Weinbau und das Winzerleben; die aufgeführten mimischen Tänze und Umzüge trugen nicht weniger einen rein volksthümlichen Charakter. Im vorigen Jahrhundert wurden auch noch die Göttinnen Ceres und Pales zur Festfeier herangezogen, die sich überhaupt ihrem wesentlichsten Inhalt nach mehr zu jener großen dramatischen Allegorie gestaltete, welche gegenwärtig den Kern des Festes bildet. Dagegen verblaßte der alte volksthümliche Charakter etwas, als die alten Volkslieder durch neugedichtete Wechselgesänge, die nach möglichster Kunstvollendung streben, ersetzt wurden. Doch wurde der alte waadtländer Kuhreigen und einige Winzerlieder in Patois beibehalten. In diesem Jahrhundert wurde das Fest dreimal gefeiert: 1819, 1833 und 1851, jedesmal mit größerer Prachtentfaltung und stets wachsender Betheiligung der einheimischen Bevölkerung, wie der Schweiz, ja des Auslandes. Die Feier von 1865 übertraf alle frühern an Großartigkeit, an zahlreicher Betheiligung und künstlerischer Vollendung. Gegen 1300 Personen nahmen an den Aufführungen und Umzügen theil. Die Pracht der Costüme, dem classischen Alterthum, dem Mittelalter und der Neuzeit entnommen, ließ nichts zu wünschen übrig; die Wechselgesänge und Lieder waren von den namhaftesten Poeten der Französischen Schweiz gedichtet; die Musik, von einem anerkannten Tondichter in Genf componirt, wurde in würdiger Weise ausgeführt, die Solopartien der Gesänge von ausgezeichneten Sängern gesungen. Nichts glich der malerischen Wirkung der mimischen Tänze, welche, zum großen Theil von einfachen Landmädchen und Bauernburschen ausgeführt, dennoch den Charakter des kunstgerechten Ballets trugen. Leider beeinträchtigte das Wetter den ersten Festtag, obwol das unverdrossene darstellende Personal sich trotz des strömenden Regens nicht abhalten ließ, seine Aufführungen in dem eigens zu diesem Zweck erbauten offenen Amphitheater vor über 10000 Zuschauern zu beendigen. Die beiden folgenden Tage waren günstiger, sodaß das Programm in allen seinen Haupt- und Nebentheilen zur Ausführung gebracht werden konnte. Der Werth dieses Festes, an welchem sich fast die gesammte Bevölkerung auf viele Stunden in der Runde um Vevey betheiligte, für die ästhetische Volkserziehung ist

Digitized by Google

unverkennbar. Der berner „Bund" glaubt in seiner Begeisterung das Winzerfest zu Vevey als einen neuen Beweis ansehen zu dürfen, daß „die freie Schweiz einst, wie in politischen Dingen, so auch in der Schönheit die classische Form wieder hervorbringen wird". Das ist nun freilich eine etwas kühne Hoffnung, solange z. B. noch in Bern und andern Cantonen der „elbene" Frack als Nationalkleidung der männlichen Bevölkerung seine Herrschaft behauptet, um von andern Dingen zu schweigen. So viel aber ist gewiß, daß nur die Freiheit auch die höchste Schönheitsform erzeugen wird.

Professor Karl Vogt beschwert sich über die misverständliche Auslegung einer Hauptstelle seiner Institutsrede in meinem letzten Brief. Allein nachdem ich die Uebersetzung seiner Rede (das Original ist mir nicht mehr zur Hand) durchlesen habe, vermag ich das Misverständniß noch immer nicht recht einzusehen. Der Grundirrthum in der Vogt'schen Auffassung des historischen Verhältnisses scheint mir (wie auch gelegentlich bei Börne, Heine u. a.) darin zu liegen, daß sie Ursache und Wirkung verwechselt. Die humanistisch-liberalen Ideen, auf welchen unsere heutige Cultur beruht und welche noch gegenwärtig nach realer Gestaltung ringen, sind nicht sowol das Erzeugniß der Französischen Revolution als vielmehr das Gesammtergebniß des großen Bildungsgärungsprocesses des 18. Jahrhunderts, an welchem auch andere Culturvölker, Deutschland und England vor allen, einen vielleicht ebenso großen Antheil haben wie die Franzosen. Die Französische Revolution war selbst nur eine Folge dieses Ideenumschwungs; Napoleon selbst anerkannte Rousseau, den Citoyen de Genève, als den eigentlichen Urheber der Revolution, dem er in einer seiner offenherzig-frivolen Anwandlungen einst seinen Thron zu verdanken gestand, damit die Entartung der Französischen Revolution scharf charakterisirend. Hält man den angedeuteten welthistorischen Standpunkt fest, d. h. geht man nicht von der einzelnen Thatsache der Französischen Revolution, sondern von dem allgemeinen Bildungsproceß des 18. Jahrhunderts aus, der in ununterbrochener Continuität noch heute an der Verwirklichung seiner Ideale, aber auf dem Wege der selbsteigenen und freien, nicht „mit dem Schwert in der Faust" gezwungenen Entwickelung der Völker arbeitet, so läuft man nicht Gefahr, in einseitige Bewunderung der Franzosen zu verfallen und damit gegen andere Völker mehr oder weniger unbillig zu werden. Doch das ist ein Kapitel, viel zu weitschichtig, um in einer einfachen Correspondenz erledigt zu werden. Jedenfalls ist es ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß in demselben Augenblick, wo Vogt in seiner Institutionsrede die Segnungen der Französischen Revolution pries, ein französischer Philosoph, Jules Barni, dermalen Professor zu Genf, in seinem Werk „Napoléon et son historien M. Thiers" seine Landsleute mit den Märtyrern der deutschen Unabhängigkeit, Palm, Hofer, Stapß ꝛc. bekannt machte, während ein französischer Dichter, Achille Millien, in einem begeisterten Liede Theodor Körner, den Sänger der deutschen Freiheitskriege, feierte.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Das soeben erschienene achte Heft enthält:

Ferdinand Lassalle. — Land und Leute in den Alpenländern. Erster Artikel. — William Makepeace Thackeray. Eine literarisches Porträt von Friedrich Althaus. — Die sibirische Pest. — Feuilleton (Nekrologe. Erd- und Völkerkunde).

Monatlich ein Heft von 5 Bogen zum Preise von 6 Ngr.

Die bisher erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ludwig Tieck.

Erinnerungen aus dem Leben des Dichters
nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen
von
Rudolf Köpke.

Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die kürzlich von Karl von Holtei herausgegebene Sammlung von „Briefen an Ludwig Tieck" bezeichnet sich selbst als „einen Nachtrag, einen Anhang zu Köpke's vortrefflicher Lebensbeschreibung Tieck's"; das Köpke'sche Werk ist daher den Lesern jener Briefsammlung als nothwendige Ergänzung zu empfehlen. Köpke war namentlich während Ludwig Tieck's letzter Lebensjahre sein vertrauter Freund und hat auch dessen literarischen Nachlaß herausgegeben.

Letzterer erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von **Rudolf Köpke.** Zwei Bände. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Nachlaß enthält: I. Dramatisches (drei abgeschlossene Dichtungen und zwei Bruchstücke), II. Lyrisches, III. Novellistisches, IV. Kritisches (darunter namentlich wichtige Bruchstücke des von Tieck beabsichtigten Werks über Shakspeare). Mit Recht sagt der Herausgeber in dem Vorwort u. a.: „Wer an der Entwickelung dieses reichen und eigenthümlichen Geistes wahren Antheil nimmt, wer die Geschichte unserer Literatur eingehend betrachtet, der wird in diesen Jugenddichtungen voll Pietät den Dichter ehren, welcher das deutsche Siebengestirn abschließt."

Früher erschien in demselben Verlage:

Kritische Schriften von Ludwig Tieck. Zum ersten male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Vier Bände. 12. 6 Thlr.

Die kritischen Leistungen Tieck's, sowol die seiner Jugend als die des reifern Alters, waren bisher noch niemals gesammelt erschienen, ja diejenigen aus einer frühern Periode theilweise selbst nicht unter seinem Namen bekannt, sondern wurden andern Autoren zugeschrieben. Der dritte und vierte Band, auch unter dem besondern Titel „Dramaturgische Blätter" (zwei Theile, 3 Thlr.) einzeln zu haben, wurden nach Tieck's Wunsch von Eduard Devrient geordnet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 35.** 31. August 1865.

Inhalt: Zur Geschichte der deutschen Standbilder. Eine Skizze von **Wilhelm Buchner.** VI—VIII. — Arthur Schopenhauer's Briefe an Dr. David Asher, in den Jahren 1855—1860. II. — Gedichte von **Ernst.** 1. Laß mich nicht klagen. 2. Das Glück vergangener Tage. 3. Weißt du wohin? 4. Stromabwärts. 5. Bach und Weide. — Literatur und Kunst. Ein neuer Romandichter. (Wilbrand, Geister und Menschen.) — Correspondenz. (Aus Frankfurt a. M. Aus München.) — Notizen. — Anzeigen.

Zur Geschichte der deutschen Standbilder.

Eine Skizze
von
Wilhelm Buchner.

(Vgl. „Deutsches Museum", 1865, II, 81 fg.)

VI.

Nachdem wir einen kurzen Blick geworfen auf die Entwickelung der deutschen Denkmalsplastik von ihrem Beginn bis auf die neuere Zeit, würde es uns noch obliegen, näher auf die Zustände derselben einzugehen, wie sie sich gerade in der Gegenwart gestaltet haben.

So erfreulich einerseits die Steigerung des öffentlichen Lebens ist, welche sich u. a. auch in der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zunehmenden Begründung von Denkmalen aus freiwilligen Beiträgen ausspricht, so ist doch nicht zu leugnen, daß darin nach der Ansicht mancher des Guten etwas zu viel geschieht; man kann sogar sagen, daß ein gewisser Denkmalsgötzendienst in unserer Zeit eingerissen ist, eine Erscheinung beiläufig gesagt, welcher wir in Frankreich, den Niederlanden ꝛc. gleicherweise begegnen. Ebenso wie es früher als geziemend galt, jedem Fürsten, jeder hochgestellten Persönlichkeit einen mit glänzendem künstlerischen Schmuck ausgezierten Grabstein in der Kirche aufzurichten, so scheint es jetzt vielfach, als ob man die Zeit nicht abwarten könne, jedem einiger-

Digitized by Google

maßen nennenswerthen Manne ein Denkmal zu setzen; die Grabsteine stehen jetzt auf den öffentlichen Plätzen, statt wie früher in der Kirche; sie sind vielfach nicht mehr eine Ehre, sondern ein Zierath, nicht mehr der höchste Beweis der Dankbarkeit für einen großen Todten, sondern eine Selbstberäucherung und Selbstverherrlichung, oder, was schlimmer ist, ein Ausfluß knechtischer Liebedienerei.

Die Beispiele zu dem Gesagten aufzuführen, würde nicht schwer sein, wenn dies hier Absicht wäre; wer eine Woche lang durch unser liebes Vaterland gereist ist, wird sie sich selbst aus allen Ecken und Enden desselben nennen können. Wie oft kommen wir angesichts dieser Bronzegestalten mit Degen oder Schreibtafel, im Mantel oder ohne einen solchen, in Versuchung zu fragen: womit hat er diese Ehre verdient? Müßige Frage! Als ob eine Residenzstadt auf ihrem Schloßplatze nicht auch ein Standbild haben müßte, wie der Herr Nachbar drei Meilen weiter! Und hat man keinen Fürsten neuer oder alter Zeit, so findet sich doch irgendein ehrenwerther Bürgermeister, oder ein Dichter dritten Ranges, oder ein anderweit berühmter Mann, dem man vielleicht im Leben kein Stück Brot gegeben hätte oder wirklich gab, dem man aber jetzt um der lieben Eitelkeit willen ein Denkmal errichtet. Hier steht das stolze Standbild eines Königs, dessen bedeutendste That in einem Staatsstreiche und der Aufhebung der Verfassung bestand; dort steht ein fremder Kriegsmann in Erz, dessen Name zusammen mit dem Namen Magdeburgs auf den Tafeln der Geschichte eingeschrieben ist. Daß König Friedrich Wilhelm III. von Preußen eines Denkmals würdig ist, wer wollte das bestreiten? Wenn aber zu den schon zahlreich vorhandenen immer neue gefügt werden, wenn die Kolberger, anstatt ihrem Heldenpaare Gneisenau und Nettelbeck, dem König ein Standbild errichten, welcher während der Angsttage von 1807 friedlich in Memel hauste, so wird man den Grund leicht finden und schwer nennen können. Ich weiß eine wackere Stadt am Rhein, die für ihre weiten Plätze gar zu gern einen großen Mann in Erz oder Stein haben möchte und in Ermangelung eines andern seit Jahren auf dem Rathhause das Gipsmodell eines Standbildes Friedrich's des Großen aufbewahrt, weil derselbe die einheimische Seidenfabrikation durch irgendwelche Erlasse begünstigt hat. Man wird vielleicht finden, daß der Grund etwas gesucht ist; und doch wird es in Dutzenden von Fällen ebenso schwer sein, die Berechtigung eines Denkmals nachzuweisen, als den Zusammenhang Friedrich's des Großen mit der krefelder Seidenindustrie.

Nirgends aber ist diese theils aus Localpatriotismus, theils aus Verschönerungssucht gemischte Denkmalsliebhaberei, um es sanft auszudrücken, in gleich hohem Maße ausgebildet wie in Baiern. König Ludwig I. hatte die Bildhauerei mit besonderer Vorliebe gepflegt; dazu

Digitized by Google

gesellt sich das in Baiern ganz besonders einheimische Bestreben, die Großmacht zu spielen, das alles durchdringende Bemühen, die Herrlichkeit der bairischen Nation vor Mit- und Nachwelt in das gebührende Licht zu stellen, wozu dann auch die monumentale Plastik ihr Scherflein beitragen mußte. Schwanthaler, der bedeutendste der bairischen Bildhauer, war ein weder besonders tiefer noch besonders reicher oder eigenthümlicher Geist; die andern Künstler folgten mit schwächern Kräften seinen Spuren, wobei um so Bedeutungsloseres hervorgebracht werden mußte, weil die durch die Kunst verherrlichten Größen des Baierlandes, nachdem Schwanthaler das Beste hinweggenommen, in der That wenig geeignet schienen, die Bildhauer wahrhaft zu erwärmen und zu begeistern. Da es aber Regierungsgrundsatz scheint, daß die bairischen Städte durch bairische Standbilder verherrlicht werden müssen, so gestaltete sich ein Prunken mit pompösem Nichts, welches sogar in der Mutterstadt der bairischen Bildhauerei, in München, den Spott der „Fliegenden Blätter" hervorgerufen hat. Dieser von oben herab genährte Drang zur Verherrlichung bairischer Größe geht so weit, daß König Ludwig bis auf das alte pfälzer Gebiet hinübergreift und das badener Land mit Standbildern beschenkt, wie er denn dem Fürsten Wrede, dessen Ruhm wesentlich im Verlust der Schlacht von Hanau beruht, zu Heidelberg, dem Schauspieler Iffland in Manheim ein Denkmal hat aufstellen lassen. Wer aber kann ein solch königliches Geschenk ablehnen? Noch ungereimter wird diese backenaufblasende Denkmalswuth, noch mehr erinnernd an die Zeit des römischen Cäsarismus, wenn den lebenden Fürsten Denkmale errichtet werden, wie solches in Baiern, und zwar meines Wissens allein in Baiern, erst neuerlich wiederholt geschehen ist. Friedrich der Große lehnte es ab, daß ihm bei seinen Lebzeiten ein Denkmal errichtet werde; Erzherzog Karl von Oesterreich, welchem der Reichstag 1801 die Errichtung eines Denkmals zu Regensburg zugedacht und, was bei dem seligen Reichstage wunderbar ist, schon nach einem halben Jahre auch wirklich beschlossen hatte, dankte gleichfalls für diese Ehre, vornehmlich wenn die ärmern Unterthanen, die schon so viel durch den Krieg gelitten, dadurch beschwert werden sollten; und ebenso verfuhr Blücher, als ihm 1814 die mecklenburger Stände das Denkmal zu Rostock zu errichten gedachten. Daß diese drei Männer so handelten, erscheint uns als ein Beweis wahrer Größe. In Baiern war man anderer Ansicht, wenigstens hat der nun verstorbene König Maximilian II. noch bei seinen Lebzeiten mehrere Standbilder errichtet bekommen, und so auch neuerlich König Ludwig I. eins zu München. Ohne die Verdienste der beiden Fürsten im mindesten in Frage stellen oder die Dankbarkeit des bairischen Volks einer Kritik unterwerfen zu wollen, sind wir doch der Ansicht, daß dieses Verfahren den

Digitized by Google

Ansichten großer Männer und anderer Völker entschieden widerspricht. Wir sind zwar noch nicht so weit gelangt wie die Athener der sinkenden Zeit, welche dem Demetrios Phalereus nach der geringsten Angabe 360 Standbilder aufrichteten, aber wunderliche Dinge geschehen doch auch bei uns.

Angesichts solcher Auffälligkeiten könnte man fragen: Ist es überhaupt angemessen, in dem bisher üblichen Maße mit der Ehre des Denkmals freigebig zu sein?

Gwinner in seiner Biographie Schopenhauer's erzählt: „Im Jahre 1837 hatte sich in Goethe's Vaterstadt ein Comité gebildet, dem größten Dichter der Nation ein Denkmal zu errichten. In dieser Angelegenheit wollte Schopenhauer seinen Theil dazu beitragen, daß das Rechte getroffen werde, und übergab dem Ausschuß ein Privatgutachten, worin er ausführte, daß ganze Figuren, statuae equestres et pedestres, zu öffentlichen Denkmälern, die nur durch Erhabenheit und Einfalt wirken könnten, ausschließlich solchen Personen angemessen seien, die mit ihrer ganzen Persönlichkeit, mit Herz und Kopf, ja wohl auch noch mit Arm und Bein für die Menschheit thätig gewesen, also Kriegshelden, Herrschern, Staatsmännern, Volksrednern, Religionsstiftern, Reformatoren und Heiligen; daß dagegen Männern von Genie, also Dichtern, Philosophen und Gelehrten, die der Menschheit nur mit dem Kopfe gedient hätten, blos eine Büste gebühre, weil sie keine heroische Stellung vertrügen, jede andere aber dem Spotte von irgendeiner Seite zur Zielscheibe diene. Er berief sich dabei auf das Beispiel der feinfühlenden Alten, welche diese Regel dergestalt befolgt hätten, daß die wenigen Ausnahmen, wie die sitzenden ganzen Figuren des Menander und Philemon im Vatican und die des zweifelhaften Aristoteles im Palast Spada, wahrscheinlich nicht als öffentliche Monumente gedient hätten. Die abweichenden Grillen der Neuern kämen dagegen nicht in Betracht."

Man wird über diese Ansicht des geistvollen Menschenfeindes verschieden urtheilen können; wir sind im ganzen mit ihm einverstanden, wenngleich gerade Schopenhauer's nächstes Ziel, Goethe's Feier durch ein Standbild für unpassend zu erklären, keineswegs unserer Ansicht entspricht. Aber allerdings gegenüber einer Statuenliebhaberei, welche bisweilen alles Maß entweder für die relative Bedeutsamkeit der gefeierten Männer oder für die Größe der durch Errichtung einer Statue erwiesenen Ehre verloren zu haben scheint, ist es erklärlich, wie der skeptische Philosoph zu jener Entwickelung kam, welche einigermaßen das Kind mit dem Bade ausschüttet. Der von Schopenhauer aufgestellte Unterschied zwischen solchen, welche der Menschheit mit Herz und Kopf, und solchen, die ihr nur mit dem Kopfe gedient, will uns nicht recht einleuchten; nach dieser Theorie wäre der Reformator Luther wol der

Digitized by Google

Ehre des Denkmals würdig, nicht aber Goethe oder Schiller die Dichter, Beethoven oder Mozart die Musiker u. a. Jedenfalls wüßte ich nicht, inwiefern Rietschel's Lessing und Goethe-Schiller, Rauch's Kant, Wichmann's Winckelmann, Heidel's Händel irgendwie geeignet wären, als Zielscheibe des Spottes zu dienen. Wo dieser sich geltend macht, da hat es in der Regel einen ganz andern Grund: entweder entspricht die künstlerische Ausführung nicht der Bedeutung des Gegenstandes, oder der Gegenstand ist an sich nicht bedeutsam genug zu künstlerischer Darstellung. Diese Bedeutsamkeit aber scheint mir nicht sowol begründet in der Beschränkung auf gewisse Arten praktischer oder geistiger Thätigkeit, sondern lediglich in der absoluten Würdigkeit eines Mannes, durch ein Denkmal geehrt zu werden oder nicht. Nicht jeder Herrscher ist dieser Ehre würdig, das lehren uns zahlreiche, theilweise sehr prunkende Fürstenstatuen unserer Hofstädte; Geister aber, die wie Kopernicus, Lessing, Goethe, Schiller, Kant, Humboldt, Händel, Beethoven u. a. der wissenschaftlichen und künstlerischen Thätigkeit ihres Volks für Jahrhunderte die Pfade wiesen, sind es ebenso gewiß, als zahlreiche Fürsten und Feldherrn es nicht sind. Es wird also nur auf die Frage ankommen, wo die Grenze dieser Würdigkeit zu finden sei, und diese Grenze wird allezeit streitig bleiben.

Allerdings ist diese Grenze durch den Kirchthurmpatriotismus wie durch die Stadteitelkeit, worunter ich den Wunsch nach einem Denkmalzierath verstanden wissen möchte, in neuerer Zeit erheblich herabgedrückt worden. Daß der liebenswürdige Hebel im Schloßpark von Karlsruhe, Max von Schenkendorf in den Rheinanlagen bei Koblenz eine Büste empfing, scheint uns ebenso sehr dem Wesen und der Bedeutung der Männer zu entsprechen, wie es füglich als eine übertriebene Huldigung betrachtet werden darf, wenn der fromme stille Gellert oder der so wenig volksthümliche Platen Standbilder erhielten, nicht zu reden von den bairischen Berühmtheiten Kreittmayr und Westenrieder. Solche und ähnliche Geister dritten Ranges würden durch eine Büste entsprechender geehrt werden, und es zeugt von richtigem Gefühl, daß man die Standbilder ungleich bedeutsamerer Männer, wie Rauch und Schinkel, mehr decorativ in die Vorhalle des berliner Museums gestellt hat und nicht auf einen freien Platz. Aber allerdings, dieses Eingeständniß läßt sich nicht umgehen, ist die Taxirung, welcher Ehre ein Geschiedener würdig sei, schon Gefühls- und Geschmacksache, und der Wunsch, auch einen großen Deutschen, oder gar mehrere, im Denkmal zu besitzen, mag vielfach auf die Werthschätzung einwirken. Jedenfalls ist es sehr rathsam, sich vor Ueberschwenglichkeiten zu hüten, welche das Urtheil und den Spott der Nachwelt herausfordern, vor der Verherrlichung eines vorübergehenden Zeitgeschmacks, und besonders vor

Digitized by Google

allem, was in dem Denkmal, dieser höchsten dem Genius gewidmeten Ehre nur eine Zierath oder gar eine widerliche Liebedienerei erkennen läßt.

Noch eine Frage: Soll man auch Frauen Standbilder setzen? Warum nicht, wenn sie es verdienen! Auch wer in dem Denkmal, welches man zu Oranienburg der frommen Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg aufgerichtet hat, eine etwas überschwengliche Huldigung erkennt, wird das Standbild einer Maria-Theresia zu Wienerisch-Neustadt nur gerechtfertigt finden.

VII.

Wir kommen nun zu einer Streitfrage, welche in den letzten Jahrzehnten gar vielfach die Geister hat aufeinanderplatzen lassen, zu der Frage über die Gewandung, welche bei Denkmalen anzuwenden ist.

Die Frage, ob man das Zeitcostüm wählen solle oder ein ideales oder doch wenigstens den verhüllenden Mantel, ist im Grunde weiter nichts als der alte Streit zwischen Realismus und Idealismus. Treten wir ohne philosophische Vorgedanken der Sache nahe, indem wir sie zunächst einfach geschichtlich verfolgen.

Die Denkmalsplastik des Mittelalters behandelte das Costüm durchaus realistisch, d. h. sie behielt die Gewandung bei, wie der Dargestellte sie getragen, ohne jedoch damit eine künstlerisch veredelte Behandlung derselben auszuschließen. Die alten Ritter, die Fürsten und Bischöfe stehen und liegen auf ihrer Grabstätte, wie die Mitlebenden sie gesehen. Natürlich ward der Mantel des Geistlichen in gefällige und großartige Falten gelegt, und daß sogar die anscheinend so starre Eisenrüstung der Ritterzeit der reichsten Gliederung und Ausschmückung fähig ist, lehrt uns ein Blick auf die prachtvollen Standbilder von Peter Vischer, den Theoderich und König Artus am Kenotaph Kaiser Maximilian's I. zu Innsbruck.

Dann drang die Renaissance ein und mit ihr der Glaube an die allein seligmachende Kraft der Antike, welche indeß zunächst nicht in ihrer reinen griechischen Gestalt aufgesucht ward, sondern in der Entartung der römischen Kaiserzeit. Indessen waren dieses noch immer tüchtige Vorbilder; völlig unerträglich aber ward die Bildnerei unter den Händen der italienischen Manieristen, an welche die Kunst des Rococozeitalters sich anschließt. Auch die Denkmalsplastik nahm an diesen Wandelungen Antheil; die Fürstenstandbilder des 18. Jahrhunderts von Schlüter's großem Kurfürsten bis zu Zanner's Joseph II. sind römische Imperatoren, während sich in den Feldherrenstandbildern des berliner Wilhelmsplatzes der Rococoprunk in üppigster Entfaltung zeigte.

Digitized by Google

Wir haben früher gesehen, wie von Schadow und Rauch die Erneuerung der deutschen Denkmalsbildnerei ausging, Schadow mit unverhülltem Realismus, mit einer in seinem Ziethen und Leopold von Dessau fast erschreckenden Naturwahrheit, Rauch milder mit Anlehnung an die Vorbilder der griechischen Kunst. Schadow hat, wo er sich selbständig hielt, den Mantel, welchen man bisher für ein nothwendiges Zubehör des Standbildes hielt, ganz weggelassen; Rauch behielt ihn bei, wo es anging, also bei seinen Königs- und Feldherrenstatuen; bei seinem Dürer und A. H. Francke trug er kein Bedenken, ihn wegzulassen, wie Thorwaldsen bei seinem Gutenberg und Maximilian I. ein Gleiches that. Dieses sind, wie wir sehen, Standbilder von Männern einer weit entlegenen Zeit.

Erst seit dem Ende der dreißiger Jahre begann man, auch Gelehrten, Dichtern und Künstlern Standbilder zu errichten. Wie aber? Soll man diese Männer, die zum großen Theil noch vor einem oder zwei Menschenaltern unter uns wandelten, in der Tracht ihrer Zeit darstellen? Man wagte es nicht; man glaubte, ihnen wenigstens durch den Mantel zu Hülfe kommen zu müssen, welcher wohl oder übel umgeschlagen ward. Drake hängte ihn 1836 seinem Justus Möser als einen echt deutschen Mantel um die Schultern, Schwanthaler hat sich — dafür ist Zenge sein Jean Paul 1841, sein Mozart 1842, sein Goethe 1844 — lebenslang von ihm nicht frei gemacht, und die münchner Schule folgt mit geringen Ausnahmen seinem Vorbilde bis auf diesen Tag. Wir könnten dafür Brugger's Gluck 1848, im Norden von Deutschland Hähnel's Beethoven zu Bonn 1845, Schaller's Herder zu Weimar 1850 als fernere Beispiele solcher Manteldichter und Mantelmusiker hervorheben, anderer zu geschweigen.

Das Verdienst, auch bei Statuen von Dichtern, von Männern eines letztgestorbenen Geschlechts Schadow's kühnen Schritten gefolgt zu sein und, völlig mit der Tradition brechend, ihnen den Lügenmantel abgerissen zu haben, dieses nicht genug zu schätzende Verdienst hat Rietschel mit seinem Lessing sich erworben. Derselbe ward 1853 aufgestellt; lange Unterhandlung und Arbeit war vorausgegangen, sodaß diese Umwälzung der deutschen Denkmalsbildnerei mit dem Sturmjahr 1848 völlig zusammentraf. „Ist es nicht", sagt Berthold Auerbach, „wie ein wunderbarer Zusammenklang geschichtlicher Thatsachen, daß gerade Lessing's Standbild dazu berufen war, die volle Einheit des Stilvollen und Naturwahren zuerst vor uns erscheinen zu lassen, Lessing's, der gerade selbst als der Erste und Mächtigste an der Durchdringung dieser beiden Elemente kämpfend und schaffend arbeitete?" Rietschel wagte es, ihn ganz so vor der Welt hinzustellen, wie er unter den Freunden gestanden hatte: ohne Mantel, im breitschößigen Rocke, der Kniehose, der langen

Digitized by Google

gestickten Weste; und die allgemeine Freude von ganz Deutschland über das edle Kunstwerk bewies, daß Rietschel damit einen kühnen Griff nach dem Wahren und Nothwendigen gethan hatte. Als um dieselbe Zeit Rauch und sein Schüler Rietschel sich gleichzeitig um die Ehre bewarben, das weimarer Goethe-Schiller-Standbild auszuführen, zeigte Rauch's Modell die Dichter in antiker Gewandung, während Rietschel die moderne Kleidung gewählt hatte. Die große Zahl der Kenner erklärte sich alsbald für die letztere Auffassung; die Entscheidung gab König Ludwig von Baiern, welcher sich im Januar 1852 bereit erklärte, zu der Gruppe das Erz beizusteuern, wenn dieselbe in München gegossen und moderne Kleidung gewählt würde. „Ich würde", sprach der König, „die Grundsätze meines ganzen Lebens Lügen strafen, wenn ich anders handelte; ich habe stets für meine Aufgabe gehalten, deutsche Art und deutsches Wesen in Leben und Kunst zu vertreten." Die Nachwelt wird für eine solche Entscheidung des Königs sehr dankbar sein. Rauch forderte selbst seinen Schüler zur Uebernahme des Werks auf und empfahl ihn; 1857 ward das allbekannte Doppelstandbild enthüllt, und es ist damit hoffentlich für alle Zeit der deutschen Denkmalsbildnerei der Zopf abgeschnitten. Wohl hat Rietschel selbst noch einmal seinem Weber in Dresden den Mantel umgehängt, um dessen sehr unansehnliche Persönlichkeit stattlicher zu machen, wohl huldigt man noch in München der künstlerischen Mantelträgerei; aber auch der Süden ist schon in manchen neuen Kunstwerken dem Beispiel des Nordens gefolgt. Heidel's Händel in Halle 1859 prangt in vollem Rococcostüm, sogar Rauch hat seinen Kant zu Königsberg 1864, der Oesterreicher Gasser seinen Wieland zu Weimar 1857 in voller Lebknstreue hingestellt; es ist geschehen, was man vor vierzig Jahren für unmöglich hielt, daß selbst Könige und Feldherren den Mantel abwarfen, wie Drake's Friedrich Wilhelm III. in Berlin 1849, Radetzky zu Prag 1858, Fernkorn's Erzherzog Karl zu Wien 1860.

Und zwar geschah dies von Rechtswegen; denn wozu soll der Mantel dienen? Entweder er wird angezogen, wie der Deutsche einen rechtschaffenen deutschen Mantel anzieht, und dann ist er mit seinen langherabfallenden Falten noch unkünstlerischer als das, was er verhüllen soll; oder er wird phantastisch umgeschlagen, und das ist nicht die Bestimmung des Mantels; oder auch, er tritt mit der rein geistigen Wirksamkeit des Gefeierten in entschiedenen Widerspruch. Es hat also Sinn und Verstand, daß Rauch seinen Feldherren und seinem Thaer zu Berlin den Mantel umschlägt, denn nicht allein der Soldat, auch der Landwirth bedarf des Schutzes gegen Wind und Wetter, wenn er prüfend oder auch zeitweilig am Pfluge zugreifend durch seine Fluren geht; ebenso stört es uns nicht, wenn wir an Winckelmann's Denkmal zu

Digitized by Google

Stendal den Kunstforscher im leichten Kittel sehen, den Mantel locker umgeschlagen; er ist eben auf der Wanderung nach Alterthümern und hält einen Augenblick inne, das Erschaute aufzuzeichnen. Wozu aber soll der Mantel einem Jean Paul, welcher lebenslang die größte Ungezwungenheit liebte, wozu dem Tonkünstler? Etwa um anzudeuten, daß viele unserer Dichter und Tonkünstler in ihrem Leben mehr als billig froren, wie Mozart, um sich zu erwärmen, mit seiner Stanzerl tanzte? Oder bedarf der Dichter und Künstler bei seinem Schaffen des Mantels, wie eine Reihe von Standbildern glauben machen möchte, daß man in Versuchung kommt, etwa was Klärchen dem Egmont zurief: „Warum habt Ihr die Arme in den Mantel gewickelt wie ein Wochenkind?“ auch ihnen zuzurufen, denn es ziemt keinem Poeten noch Tonkünstler, die Arme eingewickelt zu haben!

Aber sie haben die Arme nicht eingewickelt — wird man einwerfen; sie frieren nicht, sie blicken auf gen Himmel, barhaupt; sie schreiben, sie sinnen, sie dichten! — Um so mehr sollten sie ihren Mantel ablegen, da man bei rein geistiger Thätigkeit durch schweren Kleiderballast nur gehemmt ist.

Und bei klarer Betrachtung ergibt sich, daß es gar nicht anders sein kann, daß die Bildnerei, sobald sie von Idealgestalten absieht und zum Genreartigen oder zur Porträtbildung sich wendet, einfach an das Costüm gebunden ist, welches Orts- und Zeitsitte vorschreiben. Wie unendlich vortheilhafter für die Darstellung eines schönen Faltenwurfs der griechische Mantel ist als unsere genähten, geknöpften, schwerstoffigen Kleider, darüber kann kein Zweifel sein; will ich aber einen Goethe in antiker Gewandung hinstellen, so wird er wol für einen Sophokles gelten können, nicht aber für einen Goethe. Ja, wenn es erlaubt ist, eine große Ketzerei auszusprechen — der antike Mantel ist sogar der Darstellung des edelsten Gegenstandes, der schönen Menschengestalt, keineswegs vortheilhafter als unsere moderne Kleidung. Wohl was den Faltenwurf betrifft; aber es scheint mir nicht zu bezweifeln, daß das griechische Gewand dafür den Körper ungemein mehr einhüllt und verdeckt als unsere Kleidung, wenn sie mit künstlerischem Geschick behandelt wird; ich berufe mich dabei einfach auf Rietschel's Lessing, auf Heibel's Händel. Jede Statue, die nicht das Gewand ihrer Zeit trägt, jede, welche den Mantel nur zum Zierath umnimmt, erhält dadurch etwas völlig Fremdartiges und Schwerfälliges, Ungeschicktes.

Aber die moderne Tracht ist höchst unschön, höchst unfrei, wirft man ein. Dies wird man zugeben können, doch mit gewissen Einschränkungen. Die Kleidungsweise jeder Zeit hat häßliche wie schöne und malerische Elemente; es kommt nur darauf an, daß der Künstler die letztern weise herauszufinden und zu verwerthen wisse. Man kann

Digitized by Google

keine würdigere Gestalt finden als Schadow's Luther, Rauch's Dürer, und doch war die Tracht ihrer Zeit theilweise so geschmacklos. Aehnlich erging es mit der Kleidung des vorigen Jahrhunderts, welche wir doch in mehrern Standbildern aufs würdigste künstlerisch dargebildet finden. Und ebenso ist auch die Kleidung unserer Zeit, so unschön manches daran ist, künstlerischer Verwerthung entschieden fähig; der Künstler muß nur, von dem Vorübergehenden, Willkürlichen, Häßlichen absehend, das Bleibende, Nothwendige, Schöne zu finden wissen, und dazu ist allerdings wünschenswerth, daß er zeitlich von seinem Gegenstande etwas zurücktrete und dadurch ein um so freieres Urtheil darüber gewinne, was zufällig und was dauernd sei. Auch steht es ihm dann immer frei, durch äußere Aenderungen und Milderungen ein Schönes und zugleich Wahres zu schaffen. Daß solche Aenderungen mit dem vollen Realismus wohl zu vereinigen seien, zeigt Schadow's Leopold von Anhalt. In diesem Sinne hat Afinger's neuerrichteter Arndt, wenn man Abbildungen glauben darf, die Kleidung sogar der Gegenwart getreu bewahrt, ohne unschön zu werden.

Ob diese Ausführungen die eifrigen Mantelfreunde überzeugt haben, ist eine andere Frage; die Zeit wird das Urtheil sprechen, ja wir meinen, sie hat es bereits gesprochen.

VIII.

Es bleibt noch übrig, daß wir einen zusammenfassenden Blick werfen auf die Bedeutsamkeit der monumentalen Plastik für die deutsche Kunst überhaupt, wie auf die ich möchte sagen geographische Verbreitung, welche sie in den verschiedenen Theilen unsers Vaterlandes gefunden hat.

Zunächst ist es wol gerechtfertigt, wenn wir die Denkmalsbildnerei, ungeachtet mancher Ausschreitungen, die nicht zu verkennen sind, in ihrer neuerlichen volksthümlichen Entwickelung für eine sehr bedeutende künstlerische Errungenschaft unsers Jahrhunderts halten. Dem Norden fehlt überhaupt zu einer Plastik, wie die Griechen sie besessen, unendlich viel; es fehlt ihm vor allen Dingen ein Cultus, welcher die Gottheit in einer Fülle der edelsten Menschengestalten anschaute und dadurch der Kunst eine unerschöpfliche Menge von Vorwürfen gab; es fehlt ihm jene ungezwungene tägliche Anschauung der nackten menschlichen Schönheit, welche das griechische Alterthum darbot. Der christliche Heiligenhimmel ist eintönig und gestaltenarm gegen den Olympus des Hellenen; der nackte Menschenleib kommt uns höchstens auf der Schwimmbahn zur Anschauung, und auch da sicherlich nicht entfernt in der ausgearbeiteten Kraft und Schönheit, wie das griechische Gymnasium ihn ausbildete. Damit sind der Plastik des Nordlandes zwei Elemente ent-

Digitized by Google

zogen, welche recht eigentlich eine Fülle der schönsten Kunstschöpfungen darbieten; der Bildner muß sich in eine fremde Gedankenwelt hineinarbeiten, er muß studiren weniger nach der Natur als nach frühern Kunstwerken; seine Arbeiten treten dem Beschauer als ein Fremdartiges, Unverständliches, der Kritik nicht Fähiges entgegen, und damit fehlt das Haupterforderniß zur Gestaltung einer idealen Plastik.

Da bietet denn die Denkmalsbildnerei, welche erst im auslebenden Alterthum zu ihrer eigentlichen Bedeutung gelangte, einen sehr werthvollen Ersatz; sie wirkt weniger durch die Schönheit und Harmonie der ganzen Gestalt, als durch die Bedeutsamkeit des Gesichtsausdrucks; sie wird durch die Gewandung nicht gestört, sie bedarf derselben sogar, um die erforderliche Wahrheit zu erreichen. Sie hat zugleich den Vorzug, ähnlich wie die griechischen Götterbilder, dem Bewußtsein des ganzen Volks zu entsprechen, seinem Stammesbewußtsein wie seinem Gesammtbewußtsein Nahrung zu geben. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, wie die Errichtung von Denkmalen längst nicht blos Sache der Herrscher ist, sondern wie das Volk, je nach der Bedeutung des Gefeierten, in engern oder weitern Kreisen sich daran betheiligt, wie das Denkmalwesen eine gewisse volksthümlich patriotische Färbung gewonnen hat.

Nun ist nicht zu verkennen, daß die deutsche Denkmalsbildnerei der Gegenwart, wie uns scheint, in dem letzten Jahrzehnt wenn auch nicht zurückgegangen ist, doch wol auch keine wesentlichen Fortschritte gemacht hat. Und zwar aus verschiedenen Gründen. Die eigentlichen Begründer und Vollender derselben, Schadow, Rauch, Rietschel, Schwanthaler, sind dahingegangen; sie haben wackere Mitstrebende und Schüler hinterlassen, aber unsers Erachtens keinen, der diesen Entschlafenen ebenbürtig wäre, bedeutsam genug, wesentlich neue Pfade einzuschlagen; es ist von Herzen zu wünschen, daß Künstler wie Drake, Hähnel, Heidel, Fernkorn, Brugger, Widnmann ꝛc. uns durch die That beweisen möchten, daß dieses Urtheil ungerecht sei. Die Liebhaberei der Zeit für die Plastik aber hat eine Menge von Mittelkräften großgezogen und dadurch den Strom der Kunst wol in die Breite gedehnt, aber nicht vertieft. Der andere Misstand ist, daß naturgemäß die bedeutsamsten Vorwürfe zuerst weggenommen wurden und nur die minder bedeutsamen und darum künstlerischer Gestaltung mehr und mehr widerstrebenden übriggeblieben sind. Es wird durch diese Umstände wie durch die öfter gebotene Rücksicht auf die Billigkeit der Herstellung eine gewisse Ueberproduction des Unbedeutenden begünstigt, welche schwerlich geleugnet werden kann, wenigstens im Verhältniß zu den ersten Jahrzehnten nach den Befreiungskriegen, wo Denkmale selten gesetzt wurden, dafür aber ohne Zweifel durchschnittlich wesentlich bedeutender waren.

Digitized by Google

Eine Aufzählung der sämmtlichen deutschen Standbilder hat ihre ganz besondern Schwierigkeiten. Viele derselben sind mir ganz unbekannt, viele aus künstlerischen Gründen einer Erwähnung kaum werth, viele von völlig örtlicher Bedeutung. Es wird daher von dieser sehr weitschichtigen Aufgabe abgesehen werden können, und ich darf mich auf die Aufzählung der Standbilder derjenigen Männer beschränken, welche von wirklich großer politischer oder culturgeschichtlicher Bedeutung sind, wobei es gestattet sein mag, in wenigen Fällen auch über das Gebiet deutschen Landes, wenn auch nicht deutschen Wirkens, hinauszugehen. Wenn manche Namen hier übergangen werden, die man im engern Kreise ihrer Thätigkeit sogar mehrfach durch Denkmale geehrt hat, so wird sich die durch die Rücksicht auf die auferlegte Beschränkung entschuldigen. Auch will unsere Aufzählung nicht für durchaus vollständig gelten; einzelnes Untergeordnete mag übersehen sein, Wesentliches schwerlich.

Am reichsten ist vertreten Schiller mit acht Denkmalen, nämlich zu Stuttgart, Weimar, Frankfurt, Mainz, Hannover, Manheim, Hamburg, München; ein Standbild für Berlin ist vorbereitet; zu allen mit Ausnahme der beiden ersten gab das Schillerjubiläum 1859 die Anregung. Ihm folgt König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit sechs Denkmalen: zu Berlin, Potsdam, Stettin, Königsberg, Breslau, Kolberg; in Köln wird die Aufstellung eines Denkmals vorbereitet. Franz I. von Oesterreich ist vertreten mit fünf, zu Wien, Gratz, Prag, Franzensbad, Stanislawow in Galizien. Friedrich der Große hat vier Standbilder, darunter das edelste und reichste aller deutschen Denkmäler, das berliner Reiterstandbild, außerdem zu Stettin, Breslau, Bromberg. Drei Standbilder sind vorhanden von Gutenberg: in Mainz, Frankfurt a. M. und Strasburg; vom großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg in Berlin, Putbus, Rathenow und von Blücher in Berlin, Breslau, Rostock. Zwei Standbilder haben erhalten Karl der Große zu Frankfurt und Aachen, Martin Luther zu Wittenberg und Möhra; ein großes Denkmal für Worms ist in Vorbereitung; sodann Melanchthon in Nürnberg und Bretten; in Wittenberg ist ein Monument des Reformators vorbereitet oder schon vollendet; Kopernicus in Thorn und Warschau; Leopold von Anhalt zu Berlin und Dessau; Seydlitz zu Berlin und Calcar; Gneisenau zu Berlin und Sommerschenburg. Zwei Standbilder haben ferner Goethe zu Frankfurt und Weimar, in Aussicht steht ein Denkmal in Berlin; A. Thaer zu Berlin und Leipzig. Natürlich ist die Zahl der Männer, welche nur durch Ein Standbild vertreten sind, eine wesentlich größere. Es mögen darunter genannt werden: 1) Aus dem Mittelalter: Bonifacius in Fulda, Heinrich der Finkler in Meißen, Otto der Große in Magdeburg, Rudolf von Habsburg in Speyer, Karl IV. in Prag, Erwin

Digitized by Google

von Steinbach zu Steinbach in Baden, Wolfram von Eschenbach zu Eschenbach in Baiern, Kaiser Maximilian I. zu Innsbruck. 2) Zeitalter der Reformation und des Dreißigjährigen Kriegs: Philipp der Großmüthige zu Darmstadt, Johann Friedrich der Großmüthige zu Jena, A. Dürer zu Nürnberg, Kurfürst Maximilian I. und Tilly zu München, A. H. Francke zu Halle. Dazu ließe sich fügen der durch ein wunderliches Geschick nach Bremen verschlagene Gustav Adolf von Schweden. 3) Unter den Fürsten und Feldherren des 18. Jahrhunderts sind außer den früher erwähnten, welche durch mehrere Standbilder vertreten sind, zu nennen: Winterfeldt, Keith und Ziethen zu Berlin, Maria Theresia zu Wiener-Neustadt, Joseph II. zu Wien. Zahlreich sind 4) die Standbilder von Dichtern und Gelehrten des 18. Jahrhunderts: Lessing in Braunschweig (ein Denkmal für Berlin in Aussicht), Winckelmann in Stendal, Justus Möser in Osnabrück, Wieland und Herder in Weimar, J. P. F. Richter zu Baireuth, Kant zu Königsberg, Olbers zu Bremen, Gellert zu Leipzig und Gräfenhainichen. 5) Die deutschen Tondichter sind nicht zahlreich und sämmtlich nur mit Einem Denkmale bedacht: Händel in Halle, Gluck in München, Mozart in Salzburg, Beethoven in Bonn, Karl Maria von Weber in Dresden. 6) Die Fürsten und Feldherren der Freiheitskriege sind theilweise mehrfach vertreten; nur mit Einem Denkmal erscheinen: Erzherzog Karl zu Wien, Andreas Hofer zu Innsbruck, Radetzky zu Prag, Scharnhorst, Yorck und Bülow zu Berlin. 7) Als bedeutsame Männer der neuern Zeit lassen sich allenfalls noch herausheben: F. List zu Reutlingen, Platen zu Ansbach, Arndt zu Bonn und König Ludwig I. zu München.

Rechnet man diese Namen von nationaler Bedeutung zusammen, so wird sich eine recht ansehnliche Zahl ergeben; die andern von mehr örtlicher Bedeutung aufzuzählen, möge man mir erlassen. Denjenigen, welche bereits früher als solche genannt sind, deren Standbilder vorbereitet werden, kann man noch beifügen: den seit langen Jahren seiner Vollendung harrenden Hermann im Teutoburgerwalde, Prinz Eugen, Schwarzenberg und Hayden für Wien, Stein für Berlin und Westfalen, Hardenberg für Berlin, Keppler für Rottweil, Karl August für Weimar, und Uhland für Tübingen; wobei gelegentlich erwähnt werden mag, daß, wenn man Karl August, den Volks- und Dichterfreund, wie Zeitungsnachrichten zufolge beabsichtigt sein soll, als Reiterstandbild aufstellen wollte, dies uns als ein kolossaler Misgriff erscheinen würde. Als Männer, die eines Standbildes wol ebenso würdig wären wie viele der erwähnten, vermissen wir mit Bedauern Leibnitz und J. Seb. Bach, Klopstock und Alexander von Humboldt.

Zum Schlusse mag es erlaubt sein, noch einen raschen Blick zu

Digitized by Google

werfen auf die geographische Gruppirung der deutschen Denkmale, und daraus einige Folgerungen zu ziehen auf die gesammte bisherige, vielleicht auch zukünftige Entwickelung unsers nationalen Lebens.

Ueberschauen wir nämlich die Reihe unserer Denkmale, so erscheint es jedenfalls bedeutsam, daß fast alle Standbilder derjenigen Deutschen, welche im Verlaufe der letzten 350 Jahre als Reformatoren, Denker und Dichter dem geistigen Leben des Vaterlandes einen neuen Anstoß gaben, auf dem protestantischen Boden Nord- und Mitteldeutschlands stehen, welchem diese Männer entsprossten oder auf welchem sie eine neue Heimat fanden; außerdem jene preußischen Fürsten und Feldherren, welche der politischen Geschichte der letzten hundert Jahre im wesentlichen ihre Richtung gaben. Der Süden ist vertreten durch die Fürsten und Feldherren des österreichischen Kaiserstaats und durch einige Tonkünstler, aber nicht durch Gelehrte und Dichter von durchgreifender Bedeutung. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten sind, abgesehen von Größen blos örtlicher Bedeutung, nur durch Dichter und Künstler, nicht aber durch Feldherren und Staatsmänner vertreten. Im Norden liegen die zwei Hauptculturstätten der neuern deutschen Geschichte, Berlin und Weimar, jenes der politische, dieses der literarische Brennpunkt des neuern deutschen Nationallebens. Mag man in Wien, München und allen andern Hofstädten die Berühmtheiten mit allen zehn Fingern aus der Erde graben, man kann nicht wetteifern mit der Fülle der Gedanken, welche sich anreiht an die stolze Reihe der berliner Denkmale: der große Kurfürst, Leopold von Anhalt, Friedrich der Große, Ziethen, Seydlitz, Friedrich Wilhelm III., Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Bülow, Yorck, Schinkel, Rauch; und daran schließt sich würdig das kleine Weimar mit seinen wenigen stolzen Namen Goethe und Schiller, Herder und Wieland. Wol haben alle die andern Gauen unsers Vaterlandes zum Ruhme deutscher Nation auch ihr redlich Theil beigetragen, vornehmlich auf dem Gebiete wissenschaftlicher Arbeit und künstlerischer Schöpfung, wie zahlreiche Denkmale, über alles Land verstreut, beweisen; aber ein Blick auf die Vertheilung derselben lehrt uns, wenn wir von den unerquicklichen Stimmungen der Gegenwart ruhig absehen wollen, mit unwiderleglicher Sicherheit den fernern Gang wenn auch nicht der literarischen, doch der politischen Entwickelung unsers Vaterlandes.

Digitized by Google

Arthur Schopenhauer's Briefe an Dr. David Asher, in den Jahren 1855—1860.

II.

11.

Werther Herr Dr. Asher.

Vielen Dank für Ihre mannichfaltigen Mittheilungen! Ihrem Wunsch gemäß schicke ich heute unter Kreuz-Couvert, die französische Bearbeitung meines Fundaments der Ethik an Sie ab.[1]) Weill hat solche auf ein Zehntel des Umfangs reduciren müssen: Dies muß man berücksichtigen: und da hat er den Kern richtig gegeben: aber im Ganzen doch schlecht übersetzt; wie meine Randglossen bezeugen. Unverzeihlich aber ist, daß er ex propia penna hinzugethan hat, und zwar lauter judaisirendes Zeug, — zu meinem Aerger. — Der Dialog im Prolog ist nicht wahr. — Ich bitte es mir nach 8 Tagen wieder zurückzuschicken.

Einen höchst interessanten Aufsatz über meine Phil. enthält die „Wiener Zeitung" vom 8. Mai: Sie müssen's lesen: das dortige Bureau der „Allgemeinen"[2]) muß es haben. Es füllt 8 große Folio-Spalten, enthält Gutes, Schlimmes, Wahres und Grund-Falsches: gar toll. Es ist die Oesterreich'sche officielle Staats-Zeitung. Ich hab' es kommen lassen. Im Nothfall könnt' ich es Ihnen schicken. Er sagt, in Berlin scheine „die Begeisterung für meine Philosophie epidemisch zu seyn". Ich hielt dies für eine Hyperbel: aber da kommt, in Berlin erschienen, ein Drama von 206 gr. 8. Seiten, „Die Himmelstürmer", in poetischer Prosa, durchweg Jambeu, darin höchst ernsthaft meine Philosophie dramatisch behandelt ist: ein Spaß ohne Gleichen: zum Titelkupfer Die Sistinische Madonna und darunter mein Gedicht auf selbige.[3]) Das Ding ist anonym und ohne Vorrede. Sie müssen es sehn. Vielleicht machen Sie eine Anzeige desselben. — Sie hatten mir geschrieben, die Montags-Zeitung vom 21. December, Nr. 51, enthalte mein Kapitel über die Weiber: ich habe sie kommen lassen, und steht nichts von mir darin. Ich bitte, ein ander Mal genauer zuzusehn. — Eine Katastrophe, bestehend im Triumph der Göthe'schen Farbenlehre, nebst meiner, kommt allmälig heran. Sie werden wissen, daß in Berlin

---

[1]) Es war die „Revue Française" vom 10. Dec. 1857. In derselben Zeitschrift war am 20. Dec. 1856 ein Artikel von demselben Verfasser, „A. Schop. la philos. de la magie" betitelt, erschienen. Er schreibt sich A. Weil, nicht Weill, wie oben angegeben.

[2]) Er meinte die „Deutsche Allgemeine Zeitung".

[3]) S. „Parerga", II, 2. Aufl., S. 693.

Digitized by Google

in der Polytechnischen Gesellschaft, die Sache zur mündlichen Debatte gekommen ist, Vorlesung von Dr. Wolff pro Neutono, von Dr. Grävell dagegen und für Göthe: letztere ist gedruckt: „Charakteristik der Neutonischen Farbentheorie." Grävell war kürzlich hier und kommt nochmals her. Sodann ein hiesiger Dr. Clemens hat im „Archiv für physiologische Heilkunde" einen langen Artikel publicirt, über „Farbenblindheit", darin er sich ganz zu meiner Theorie und für Göthe bekennt. Die Götho-Latrie ist eben in höchster Kulmination. Man wird die Akten revidiren, und dann vae victis!

Von Lassaulx, Rektor der Münchner Universität, hat mir so eben seine Fest-Schrift über „die prophetische Kraft der Seele" in Pracht-Exemplar übersandt: ich finde mich darin 2 Mal citirt, auch eine Stelle aus Parerga beigebracht. — Besucht haben mich kürzlich ein Doctor aus Wien, und dann ein protestantischer Prediger aus Moskau. Sie sehn die Epidemie greift um sich.

Vor 2 Monat schickte mir der M. in einem sehr höflichen Entschuldigungsbriefe ein Exemplar seiner Photographie: sie ist nicht so schlecht, wie L. sie geschildert hat: die obige Hälfte, besonders die Stirn, ist sehr gut, auch die Augen so ziemlich: aber Nase und Mund ganz verhunzt. Ich hoffe, daß der Holzschneider dies berichtigen wird, und tröste mich damit über die bevorstehende Publikation, nebst Beschreibung dieses Löwen.

Cornill hat wieder ein Buch herausgegeben [1]), darin ein langer Artikel über mich, als Antikritik einer Recension seines ersten Buchs, die im Frankfurter Museum, Februar 1857 gestanden hat.

Luntenschütz hat mein 2. Porträt in Oel jetzt vollendet: es ist sehr viel besser, als das erste: wird hoffentlich irgendwo einen Käufer finden. Ich rathe es nach Wien zu schicken, als wo der Teufel besonders los sehn soll.

Ich bedaure, daß Ihr Uebel Sie abermals nach Karlsbad zu gehen nöthigt, und wünsche von Herzen einen günstigen Erfolg.

Der Ihre

Frankfurt a. M. d. 24. Juni 1858. Arthur Schopenhauer.

12.

Werther Herr Doctor.

Ich beeile mich, Ihnen zu antworten, um Sie bei Zeiten gebeten zu haben, daß Sie die Anzeige der Seidel'schen Schrift ablehnen mögen. [2])

[1]) Der Titel lautet: „Materialismus und Idealismus in ihren gegenwärtigen Entwickelungskrisen beleuchtet." (Heidelberg, Mohr, 1858.)

[2]) Die Redaction der „Blätter für literarische Unterhaltung" hatte sie mir zur Besprechung zugeschickt. Ich schrieb an Schopenhauer, ich sei unentschieden, ob ich

Digitized by Google

Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Sie voll Rücksichten, Vorsichten, Nachsichten und wohl auch Aussichten und Absichten sind, und wohl gar jenem Menschen Bücklinge machen würden. Hier aber bedarf es eines Mannes der mit Voltaire sagt: point de politique en littérature: dire la vérité, et s'immoler. (Keine Politik in der Literatur: die Wahrheit sagen und sich opfern). Dies ist nicht Ihre Sache, wie ich sehe.

Ein Mensch, der schon in jungen Jahren fähig ist, um ein Trinkgeld von der Fakultät, sich dazu herzugeben, einen auf Jahrhunderte berechneten Prachtbau wie meine Phil. ist, mit Koth bewerfen zu wollen, verdient in seiner Blöße dargestellt zu werden. Dabei sollte zugleich das wirklich vortreffliche Buch Bähr's recensirt werden und so das Urtheil der Fakultät verdienter Weise prostituirt werden, — daß sie die Rolle der Mutter spiele, welcher Hamlet die zwei Bilder vorhält. Die Fakultät irrt sich, vermeinend solche Kniffe werden ungeahndet hingehn. Meine Phil. verbreitet sich unaufhaltsam, und die Akten werden noch öfter vorgenommen und revidirt werden. So lange es mit hämischem Schweigen und feigem Maulhalten gethan war, waren die Herren in ihrer force: aber jetzt, da es ans Bekämpfen geht, wird ihre Schwäche und eleude Absichtlichkeit zu Tage kommen. Studenten auf mich hetzen! sie zu Richtern über mich bestellen! Schöne Mittel. Sie arbeiten für, nicht gegen mich, — aus D——. Da hat wieder ein Professor Zimmermann aus Prag eine dicke Geschichte der Aesthetik geschrieben, darin er meine Metaphysik des Schönen auf 20 Seiten nach Kräften heruntermacht. Wirkt Alles für mich. — Also werther Herr Dr., überlassen Sie das Recensiren des Seidel einem Andern: vielleicht findet sich Einer, der Haare auf den Zähnen hat.

Ihre Konjektur, daß der Artikel in der Wiener Zeitung von diesem Seidel sei, ist nicht nur eine falsche, sondern eine sehr unglückliche[1]): der würde wohl so lobend von mir reden und die Bücher aufzählen, die schändlicher Weise von mir geschwiegen haben! er hat sie seit 20 Jahren bemerkt und notirt. Ist auch zu gut geschrieben. Ein Wiener Dr. jur. der mich neuerlich besucht hat, meinte, der Artikel sei von Dr. Barrach in Wien. Ein Fremder, der neulich bei mir war, sagte mir, ihm sei von der Redaction der Revue Germanique die Darstellung meiner Metaphysik der Musik übertragen: ich empfahl ihm Ihren Aufsatz zur

---

mich der Aufgabe unterziehen solle. Ich hielte mich weder berechtigt noch veranlaßt dazu, in einem solchen Tone, wie er selbst, über das Buch mich zu äußern, zumal es doch gut geschrieben und mit vielem Fleiße ausgearbeitet sei.

[1]) Wie Seydel wollte auch der Verfasser jener Artikel in Schopenhauer weniger den Philosophen als den bedeutenden Schriftsteller anerkennen. Dies und noch andere Indicien führten zu meiner Conjectur.

Digitized by Google

Benutzung: er kannte ihn schon. Vom Z. weiß er nichts: das hohe Honorar leugnet er, behauptet das Umgekehrte und macht seinen Artikel umsonst. — Derselbe erzählte mir, daß in dem berüchtigten Buche von Proudhon, de la justice dans l'église & die Bekanntschaft mit meiner Phil. unverkennbar sei. Ich will mich danach umsehn. Sie thun es vielleicht auch. Dr. Grävell war wieder da: habe ihm den Aufsatz von Dr. Clemens im Archiv für physiologische Pathologie gezeigt, darin dieser zu meiner und Göthe's Farbenlehre schwört, wider Newton.

Mein Jammer ist, daß ich nicht die Hälfte erfahre von dem, was über mich geschrieben wird: daher bitte ich Sie, mir stets mitzutheilen, was Ihnen vorkommt.

Nochmals wünsche ich, daß Ihre Badekur eine Radikalkur werde, und grüße Sie herzlich.

Frankfurt a. M. d. 2. Juli 1858. Arthur Schopenhauer.

Mich graut's schon vor dem bevorstehenden Fratz in der Illustrirten. Es ist richtig die Montags-Post: also falsches Datum und Nummer![1])

13.

Wertheſter Herr Dr. Asher!

Ueber die Ihnen angetragene Recension des Seydel habe ich meine Meinung ausführlich dargelegt, und habe nichts weiter darüber zu sagen, bin auch nicht gelaunt, Conjekturen und Kasuistik darüber zu verfolgen[2]); sondern stelle es den Göttern anheim. — Was für ein tapferer Recke Sie sind, haben wir gesehen an dem lange angedrohten Schlag, den Sie dem Haym versetzt haben[3]), und der ein sanftes patte de

[1]) S. Brief 9

[2]) Ich hatte ihm auf seinen letzten Brief Folgendes geantwortet: „Die einzige Rücksicht, die ich habe, ist gegen Sie selbst, verehrtester Herr Doctor. Ich bin nämlich überzeugt, und Ihr geharnischtes Schreiben befestigt diese Ueberzeugung nur noch in mir, daß meine Besprechung der Seydel'schen Schrift Ihnen nicht genügt haben würde. Um das zu thun, was Sie wünschen oder wenigstens angeben, bedurfte es eines weitläuftigern Eingehens in die Sache. Die Redaction aber hat mir besonders Kürze anempfohlen. Uebrigens halte ich dafür, daß, jemand Motive unterzuschieben, immer eine mißliche Sache ist. Seydel mag ganz unbefangen bei der Arbeit gewesen sein. Was für Veranlassung sollte er gehabt haben, Ihnen persönlich übel zu wollen? Keineswegs kommt es mir zu, bei der Beurtheilung eines Buches Persönlichkeiten mit hinein zu ziehen." Außerdem gab ich ihm zu bedenken, daß, wenn ich ablehne, das Buch einem Gegner in die Hände fallen könnte, wobei er doch immer noch schlechter wegkommen würde, als wenn ich die Besprechung übernähme.

[3]) In einem Artikel in den „Blättern für literarische Unterhaltung": „Lewes und Schopenhauer über den Charakter", fügte ich in einer Einschaltung die Bemerkung ein: „Hr. Dr. Haym dürfte ungehalten sein, wenn ich einen Mann, den er nur zu den Diis minorum gentium zählt, einen großen Philosophen nenne."

Digitized by Google

velour-Käpschen war, einer Entschuldigung ähnlicher, als einem Vorwurf. Knock the rascal down! (Schlage den Sch— nieder) ist nicht Ihre Sache.

Sie werden in den Litt. Blätt. die Recension des Frauenstädt'schen Buchs von Fortlage gesehen haben, der sehr brav von meiner Sache spricht. — In den häuslichen Heerd-Blättern, Nr. 43, steht eine Recension einer Rede des Rupp in Königsberg, der gegen mich polemisirt und gerade die mir eigenthümlichsten Lehren dem Kant zuschreiben will, der nicht daran gedacht hat. Der Recensent weist ihn zurecht; aber viel zu zahm.

Porro in der „Protestan. Kirchenzeitung" vom 3. Juli steht eine merkwürdige Stelle über mich von Weiß; sie betrifft denselben Gegenstand, über welchen (wie ich Ihnen glaube gemeldet zu haben) in der „Hamburger Reform" ein Plagiarius die Seiten aus Par. II., p. 310, 11 rein abgeschrieben und sich angeeignet hat. Der Gegenstand scheint also die Gemüther zu beschäftigen: — ist die schwache Seite der christlichen Moral.

Porro „Das Duell, mit Belegen aus den Schriften der neuen Gegner desselben" von L. Müller, 1858 (7½ Sgr.) hat fast die Hälfte aus meinem Kapitel darüber abgeschrieben; aber mich nennend und belobend.

Ein Offizier in Berlin hat mir ein Manuskript von 28 Seiten über Schönes und Erhabenes in meinem Sinn gesandt. Der hat mich so in succum et sanguinem vertirt, daß er als ein alter ego redet. Freut mich zu sehr.

Wenn ich doch nur die Hälfte erführe von dem was über mich geschrieben wird!

Melden Sie gefälligst, was Ihnen vorkommt.

„Das Buch der Christen, od: das Neue Testament nach den Resultaten der Tübinger Schule", von R. Clemens, 1852, 163 S. — enthält diese berühmte Bibelkritik in ihren Resultaten, kurz und (soviel ich davon verstehe) richtig. Würde, glaube ich, sehr viel Aufmerksamkeit in England erregen, und großen Absatz finden. Empfehle es Ihnen zum Uebersetzen.

Ihr Zorn gegen die Illustrateurs [1]) amüsirt mich.

Sie haben wohlgethan, sich in Karlsbad zu den Engländern zu hal-

---

[1]) Der verstorbene Dr. Heinze, damaliger Redacteur der „Illustrirten Zeitung", hatte mit seinem mir gegebenen Versprechen, Schopenhauer's Bildniß zu seinem Geburtstage (22. Febr.) zu bringen, nicht Wort gehalten, und die Sache wurde von Woche zu Woche verzögert.

Digitized by Google

ten! so habe ich es in Italien alle Zeit auch gemacht. Engländer sind der beste und sicherste Umgang.

Mögen die guten Folgen der Kur sich einstellen!

Frankfurt a. M., d. 31. Aug. 1858.

Arthur Schopenhauer.

14.

Lieber Herr Dr. Asher!

Ich danke Ihnen für die Uebersendung Ihres Schriftchens [1]), welches recht wohl gelungen ist. Sie haben eine sehr gute und mir wohlbekannte Stelle des Bako [2]) angeführt: gar oft habe ich, unter langweiligen Recherchen geseufzt „writing makes an exact man." (Schreiben macht genau).

In der Zusammenstellung neuer sogenannter Classiker mit alten, p. 15, haben Sie jenen (ein Paar ausgenommen) 100 Mal zu viel Ehre erwiesen: und daß Sie den Julian Schmidt loben [3]), — mögen Ihnen die Götter verzeihen. Wissen Sie auch, wie dieser L — — über mich redet, in seiner Litt. Gesch.?

Es freut mich, daß die viel besprochene Recension v. B. gemacht worden, der wird schon der Sache genug thun. Ich hatte gehofft, sie sogleich in den Blättern zu finden, — aber noch immer nicht.

In Journ. d. Débats, v. 8. Oktober, Schluß einer langen Recension von Frank, de l'institut gibt beiläufig ein christliches Anathema über mich; — mir sehr angenehm; wenn sie mich nur kennen und nennen! c'est tout ce qu' il faut.

Das Neueste ist jetzt ein zweibändiger Roman: „Sturm und Kompaß", — anonym, ist aber von Dr. Lindner [4]), der es mir als eine

---

[1]) „Ueber die Kunst zu lesen, oder Was und Wie soll man lesen?" (Leipzig, C. F. Fleischer, 1858.)

[2]) „Of Studies", aus den Essays, Moral, Economical and Political.

[3]) Ich empfahl dort blos das sorgfältige Studium der Literaturgeschichte überhaupt, doch selbst dies nur unter gewissen Beschränkungen, und nannte dabei J. Schmidt neben Schlegel und Gervinus, weil mir keine andere bekannt war und es wol auch damals keine gab, welche die neueste Periode in ähnlicher Ausführlichkeit behandelt wie eben die von Schmidt. Die Stelle, auf welche Schopenhauer sich bezieht, findet man in Schmidt's „Geschichte der deutschen Literatur." (Bd. 3, dritte Auflage. S. 374 fg.) Vgl. Lindner's „Ein Wort der Vertheidigung" (S. 41 fg.).

[4]) Schopenhauer hatte sich geirrt. „Das neue Opus", sagt Lindner in seinem „Ein Wort der Vertheidigung" S. 117, „war aber der von meiner Frau verfaßte Roman «Sturm und Kompaß», an welchem mein Antheil sich auf die stilistische Redaction beschränkt, mit Ausnahme der philosophischen Wendung im vierten Buche, die zwischen Fisch und Fleisch stecken blieb, und in einer zweiten Ausgabe des Werks beseitigt, dafür aber die ursprüngliche, religiöse Tendenz wiederhergestellt werden soll."

Digitized by Google

Exemplifikation und Verkörperung meiner Phil. ankündigte, dies finde ich gerade nicht, wiewohl öfter darin von meiner Philosophie die Rede ist und Stellen angeführt werden. Ist sonst ein hübscher Roman Sie könnten über die ästhetische Behandlung meiner Phil., also über diesen Roman und die „Himmelsstürmer", unter beiläufiger Erwähnung der Sanfara [1]), ein Artikelchen machen in den Litt. Blättern?

In England gibt es eine große antikirchliche Partei, der mit einer Uebersetzung des Christenbuchs [2]) gedient sein würde. Dort hat die Geologie das Alte Testament diskreditirt, und jenes Buch könnte über das Neue Testament aufklären.

„To marry or not, is the question": — Question?!! I'll give you a sound maxim of my own making, though it's in English:

„Matrimony = war and want,
Single blessedness = peace and plenty." —

Stick to that. This, by the bye, is an Alliteration; the Germans call it a Staff-rime. But what's that to us? But if you can get a girl with at least 30000 D. — You may.

affectionately yours

Frankfort a. M., Nov. 4. 1858.

Arthur Schopenhauer.

(Heirathen oder nicht, ist die Frage: Frage?!! Ich will Ihnen einen gesunden Grundsatz, den ich selbst formulirt habe, wenn auch in englischer Sprache, mittheilen:

Ehestand = Krieg und Mangel.
Lediger Stand = Friede und Fülle.

Halten Sie sich daran. Das ist beiläufig gesagt eine Alliteration, die Deutschen nennen es Stabreim. Doch was geht das uns an? Können Sie aber ein Mädchen mit wenigstens 30000 Dukaten bekommen, dann mögen Sie.)

15.

Dear Doctor!

You write English astoundingly well [3]), faith you do, and I am glad of it, for your sake, as it is your trade, and for my sake, because I see in you the future rare and unparalleled translator of my works, it's for that you have come into the world. Believe me, it's so. — But don't now you think that I shall go on writing in English.

---

[1]) Roman von Alfred Meißner. (Leipzig, Grunow.)

[2]) Vgl. den vorigen Brief.

[3]) Ich hatte ihm zur Abwechselung einmal einen englischen Brief geschrieben.

Digitized by Google

No such thing: you may though, if you choose: no objection. But with me it would only be an affectation, moreover a task, and a bore to boot.

(Werther Herr Doctor!

Sie schreiben Englisch erstaunenswerth gut, meiner Treue, so ists, und ich freue mich darüber, einmal Ihretwegen, weil es Ihr Gewerbe ist, und dann um meinetwillen, weil ich in Ihnen den künftigen seltenen und unvergleichlichen Uebersetzer meiner Werke sehe. Dazu sind Sie in die Welt gekommen, glauben Sie mir das. Denken Sie aber nicht etwa, daß ich fortfahren werde, Englisch zu schreiben, Sie mögen es, wenn Sie wollen, und ich werde nichts dagegen haben. Allein was mich betrifft, so würde es blos eine Ziererei, überdies ein Stück Arbeit und eine Plage noch obendrein sein.)

Habe also zwei Briefe von Ihnen zu beantworten. Zuvörderst danke ich Ihnen dafür, daß Sie mich auf die Stelle in den „Stimmen der Zeit" [1]) aufmerksam gemacht haben, aber es verdrießt mich etwas, daß Sie meynen, daran sei etwas Wahres.

Dies kommt blos daher, daß es eine Verdrehung der Wahrheit ist, sie lautet: „von Philosophien haben blos diejenigen an Ausbreitung zugenommen, die sich von der höhern Spekulation abwenden und mehr oder minder auf Glauben hinführen, die Herbart'sche nämlich und die Schopenhauer'sche."

Was er nun unter „höherer Spekulation" versteht, ist das Gefasel vom Absolutum, welches der verkappte Judengott Jehova ist, und von der einfachen immateriellen Substanz genannt Mlle. Seele, — das können die Philosophieprofessoren ihm suderweise liefern. Ich, Kantischen Grundsätzen getreu, rede nicht von dem, wovon weder ich, noch Andere etwas wissen können. — Und anlangend das „auf Glauben hinführen", — so frage ich, welches denn meine Glaubensartikel seien? Etwan, daß das Nichts, welches zuletzt übrig bleibt, kein absolutes, sondern blos ein relatives sei? —

Ich habe Sie, obwol es ein bloßes Geschwätz ist, darüber nicht im Irrthum lassen wollen.

---

[1]) Nr. 1, 1858, von Kolatschek edirt, enthielt einen Artikel „Ueber die neuere deutsche Philosophie", in welchem die obenangeführte Stelle vorkam. Ich sagte in meinem Briefe an Schopenhauer: „You I am sure, will not concede to him what he remarks with regard to the result of your philosophy, though I, for my part, cannot help seeing some little truth in it."

(Sie werden ihm gewiß nicht zugestehen, was er hinsichtlich des Ergebnisses Ihrer Philosophie bemerkt, obschon ich für meinen Theil nicht umhin kann, etwas Wahres darin zu sehen.)

Digitized by Google

Wenn Sie für mich ein Exemplar der Illustrirten [1]) erhalten können und mir es schicken wollen (unter †-Kouvert) wird es mir sehr lieb seyn, ich habe es blos auf dem Casino gesehen und gelesen. Der Fratz ist schändlich und mir sehr unähnlich.

Die dicke Nase ist Wirkung der zu großen Nähe der Maschine, die Augen schielig, das Maul infam. Folge der Knickerei dieser Kerls, — welche wohlthun würden, ein gutes Bild als Supplement nachzuliefern. Das Ding soll 6000 Abonnenten = 30000 Gaffern haben. Mit der Biographie von Frauenstädt [2]) bin ich sehr zufrieden.

Die „Anregungen" mit Büchner's Aufsatz [3]) habe ich. Es war vorherzusehen, wie so ein B—— über meine Phil. urtheilen würde. Von Neid beseelt will er mich herabsetzen, aber wider Willen läuft ihm bisweilen die Bewunderung übers Blatt. — Aber schönes Zeug! z. B. p. 4, „über den Willen wären am meisten Kompetent die — . . Physiologen! — — scilicet die von außen an den Menschen Kommenden, die nicht wissen was drinnen vorgeht! Ueber die Wirkung der Klystiere mögen sie competent seyn. — Gegen meinen transscendentalen Idealismus beruft er sich auf meine Fabel von der Iris und Sonne! [4]) wo zudem von einer Sonne die Rede ist, welche spricht und zudem von der Iris gesehen und gehört wird. — Ist das ein Sch——! Dazu lügt der K., wo habe ich je gesagt, daß über 60 oder 100 Jahre meine Philosophie herrschen würde; — oder auch überhaupt von ihrer künftigen Wirkung geredet? Nirgends, er lügts p. 3. — Schadet mir übrigens Alles nichts. So dumm ist das Publikum nicht: vielmehr hat Voltaire Recht: ces gens servent a répandre votre renommée. (Diese Leute dienen dazu, Ihren Ruf zu verbreiten.) Er droht aber mit mehrern Fortsetzungen in nächsten Heften. Sie würden daher wohlthun Ihren Artikel über die 3 Romane [5]) einem andern Blatt zu geben. E. ist of very low standing (nimmt einen sehr niedrigen Rang ein). Die Litterarischen Blätter [6]) würden, denke ich, es nehmen. Sonst veraltet's.

Sengler's Zeug [7]) habe gelesen, weiß aber nicht, was es sagen will. —

---

[1]) Nr. 805, 1858, welche die lange verheißene Biographie nebst Porträt Schopenhauer's enthielt.

[2]) Ich hatte ihn, als den ältern Freund Schopenhauer's, dazu vorgeschlagen und den mir von der Redaction gewordenen Auftrag, sie zu schreiben, abgelehnt.

[3]) Das Januarheft 1859. Der Titel des Aufsatzes war: „Aus und über Schopenhauer."

[4]) S. „Parerga" II, §. 405 der zweiten Auflage.

[5]) Vgl. den vorigen Brief. Ich hatte übrigens gar keinen solchen geschrieben.

[6]) Die „Blätter für literarische Unterhaltung".

[7]) Ich hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß Sengler's „Erkenntnißlehre", Bd. 1, ihm einige Seiten widmet.

Digitized by Google

Ueber Ihr Vorhaben, den Faust mit meiner Phil. zu beleuchten, kann ich nichts sagen, da es gänzlich auf die Ausführung ankommt. Man kann Jedes und Alles mit deren Licht beleuchten, und wird heller sehn. Es kommt hierbei ganz auf Ihre Auffassung an: da müssen Sie wissen, ob Sie etwas Klares, Wahres und Neues gedacht haben.

Tante Voß, v. 28. Nov., Beilage, giebt eine Recension v. Sturm u. Kompaß. — Dieselbe v. 12. Decr. bis 1. Jan. giebt Uebersetzungen aus meinem Geistesverwandten Leopardi [1]) (den ich seit 2 Monaten mit großem délice im Orginal lese), dabei sehr würdige Erwähnung meiner, im Eingang, und besonders am Schluß. Auch die Wiener Zeitg. hat meiner wieder ein Paar Mal erwähnt. Lindner schickt mir das Alles.

Ein glückliches, zufriedenes und vor Allem gesundes Neues Jahr wünscht Ihnen

von Herzen

Frankfurt a. M., d. 3. Jan. 1859.

Arthur Schopenhauer.

16.

Lieber Herr Dr. Asher!

Sie würden mir einen schlimmen Dienst erwiesen haben, wenn es Ihnen gelungen wäre, den Brendel zu bewegen, daß er die Fortsetzungen des Büchner'schen Aufsatzes nicht lieferte. Ich will sehr viel lieber, daß man gegen mich schreibe, als gar nicht schreibe. Jeder Angriff, der seinen Mann nicht umwirft, stärkt ihn.

Wenn Sie mir die Schrift über den Faust dediciren wollen, wird es mir lieb und werth sehn: hingegen Vorreden zu Andrer Bücher schreibe ich nicht: niemals. [2]) Wenn Sie kein Honorar verlangten, würden Sie leicht einen Verleger finden. Als Broschüre sind 4 Bogen wenig. Die Assortiments-Buchhändler verdienen zu wenig dabei, als daß sie solche förderten. Zum Journal-Artikel sind 4 Bogen zu viel. Sie müßten denn es um die Hälfte abkürzen: solche Kondensation thut den meisten Schriften gut, — zumal wenn der Autor dabei an Honorar gedacht hat.

Wenn Sie unter Cotta'scher Vierteljahrschrift
die Deutsche Vierteljahrschrift
verstehn [3]); so scheint mir diese ungeeignet. Die passendste wäre wohl das Deutsche Museum von Prutz.

[1]) Vgl. Lindner, ut supra, S. 119.

[2]) Ich hatte ihn gefragt, ob er es vorzöge, daß ich ihm das Buch widme, oder daß er mir eine Vorrede dazu schreibe.

[3]) Dieser beabsichtigte ich anfangs die Schrift anzutragen.

Digitized by Google

Ich bin sehr beschäftigt, da ich seit 4 Monat an der 3. Auflage meines Hauptwerkes arbeite; welches jetzt vergriffen ist. Bin jedoch mit Brockhaus noch nicht einig über die Bedingung. Er hätte sich früher melden sollen. Mein Werk wird fast ein Jahr lang im Buchhandel fehlen.

most affectionately yours

Frankfurt a. M., d. 11. Jan. 1859.

Arthur Schopenhauer.

PS. Meinen Dank für die Uebersendung der Illustrirten.

17.

Lieber Herr Dr. Asher!

Empfangen Sie meinen verspäteten, aber herzlichen Dank, für die Abfassung, Dedikation und Uebersendung Ihres Buchs. [1]) Daß ich große Freude daran habe, versteht sich von selbst; da es in majorem mei gloriam ist und die Beachtung meiner Phil. fördert. Mich hat am meisten die Stelle der Stael [2]) intressirt, die mir ganz unbekannt und neu war, obgleich ich das Buch 1814 gelesen habe. Sie ist außerordentlich! und es freut mich, daß Sie mich darauf aufmerksam gemacht haben; da sie eine Bekräftigung meiner Grundlehre ist. Sie mir zum Plagiat auszulegen [3]), wäre lächerlich; da Systeme wie meines, nicht aus einem fremden Einfall hervorgehn können, und übrigens gilt, was ich gesagt habe Parerga I, p. 125. — Sehr unangenehm hat es mich berührt, daß die mir angehörigen Stellen voll Druckfehler, mitunter schlimmer sind, welches sich p. 58, mittelst 3 grober Druckfehler, zu baarem Unsinn steigert. [4]) Auch Göthe's Stellen haben Druckfehler. [5]) Sie scheinen bei der Korrectur, bloß Ihrem eigenen Text Sorgfalt zugewendet zu haben. — Manche Ihrer Auslegungen des F. halte für unrichtig, namentlich p. 57, „Ehe"! — Je nun, zunächst hat das habent sua fata libelli sich dies Mal brillant bestätigt, durch die unerhörte Bestellung von 400 Exemplaren nach der er-

[1]) Mein „Arthur Schopenhauer als Interpret des Goethe'schen Faust. Ein Erläuterungsversuch des ersten Theils dieser Tragödie." (Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1859.)

[2]) S. 11 meiner obigen Schrift.

[3]) Ibid.

[4]) Leider der Fall. Dort steht: „Eine moralische Reue ist nur dadurch bedingt, daß, wenn die That, die Neigung zu dieser, dem Intellect nicht freien Spielraum ließ" ꝛc. Statt dessen muß es heißen: „Eine moralische Reue ist nur dadurch bedingt, daß vor der That die Neigung zu dieser dem Intellect" ꝛc. Die übrigen Druckfehler in den Citaten von Schopenhauer sind nur geringfügiger Art.

[5]) Einen einzigen, S. 19, wo statt „weiser", „weicher" steht.

Digitized by Google

sten Anzeige. Dies kann keinen andern Grund haben, als daß mein Name den Titel eröffnet, und die Leute, in ihrer Flüchtigkeit, meynen, es sei, oder komme von mir. Wir werden sehn, wie es ferner geht.

Was mir kürzlich große Freude gemacht hat, ist die in Turin erscheinende Rivista contemporanea, in ihrem Decemberstück, welches erst Ende Januar ausgegeben ist. Sie eröffnet mit einem 40 Seiten langen Dialog überschrieben „Schopenhauer e Leopardi". Von letzterm ist nur beiläufig die Rede, und das Ganze ist eine Darlegung meiner Phil.; mit sehr genauer und richtiger Kenntniß derselben und voll Enthusiasmus für deren Wahrheit: der Verfasser hat sie in succum et sanguinem vertirt, excerpirt nicht, wie die Deutschen Phil.-Professoren, namentlich Erdmann, meine Schriften, sondern hat Alles an der Schnur, wo er es braucht.

Dr. Lindner, (der schon in seiner Vossischen Zeit v. 30. Nov. bis 1. Jan. Dialoge von Leopardi mit Beziehung auf mich geliefert) hatte mir die Rivista geschickt, ich habe sie jetzt verschrieben. — Dr. Wille, von meiner Züricher Gemeinde, war kürzlich hier, kennt den Verfasser De Sanctis, der ein verbannter Neapolitaner ist und Prof. am Lyceum in Zürich. —

Eben erfahre, daß der Buchhändler Beer eine komplet specificirte Bestellung aller meiner Schriften aus Batavia erhalten hat. Endlich in Asien! —

Ich bin sehr beschäftigt mit Zusätzen zum 2ten Bande [1]) und Korrecturbogen des ersten: dann an meinem Geburtstage, 8 Briefe, 1 Sonnet, 4 Bücher, ein frisches Bouquet aus Berlin; das will Alles beantwortet seyn: kommt noch ein hiesiger Herr und bringt mir 2 Trauerspiele. Dann Sitzen für Maler und Photographen. Göbel's Porträtt meiner Person ist auf der Ausstellung, macht viel Aufsehn durch die Aehnlichkeit und schöne Malerei. Demnach werden Sie entschuldigen die so späte Antwort

Ihres
treulich ergebenen

Frankfurt a. M., d. 9. März 1859.

Arthur Schopenhauer.

18.

Lieber Herr Dr. und aktiver Apostel!

Ihr Lamento vom 10. März ist rührend [2]); — läßt sich aber nichts dagegen thun. Nur will ich Ihnen sagen, daß ich nicht glaube, die

[1]) Seines Hauptwerkes.

[2]) Ich drückte ihm mein Bedauern darüber aus, daß meine Schrift sich nicht seinen vollen Beifall errungen und infolge der Schnelligkeit, mit welcher der Druck

Digitized by Google

Stelle der Stael rühre irgend wie von Schelling her: wäre Dies, so hätte man sie mir längst aufgemutzt, als man vor einigen Jahren sich in der Art bemühte und nichts vorzubringen hatte, als daß Schelling gesagt habe: „Wollen ist Ursehn": es war damit so schlecht bestellt, daß sogar der Philosophie-Professor Hillebrandt in Gießen meine Vertheidigung geführt hat, in seiner Geschichte der deutschen Literatur. [1])

Ich danke für das übersandte Programm [2]), welches meinen ganzen Beifall hat: vielleicht giebt es keinen andern Deutschen, der so vollkommen gut Englisch schreibt, wie Sie. Auch enthält es viele und interessante und belehrende Dinge. Die Stelle von mir [3]) ist passend gewählt und vortrefflich übersetzt. Ich wollte, daß solche Sie und einen englischen Verleger ermuthigte, zu einer Uebersetzung der ganzen Parerga. — Revue Germanique hatte im Februar ein Kapitel daraus französisch übersetzt. Hoffentlich erscheint demnächst die Französische Uebersetzung der Abhandlung von der Freiheit des Willens.

Vom Dialog Schopenhauer e Leopardi in der Rivista contemporanea di Torino habe ich Ihnen wohl schon erzählt.

Ich bin so sehr beschäftigt mit meiner 3ten Auflage, daß ich nichts hinzufügen kann, als meinen herzlichen Wunsch der Besserung Ihrer Gesundheit!

Frankfurt, den 15. April 1859.

Arthur Schopenhauer.

19.

Werther Herr Dr. Asher.

Es freut mich, daß Sie wohlbehalten von Ihrer Reise zu Wasser und zu Lande zurückgekommen sind, und habe ich mit Interesse Ihre Mittheilungen über die buchhändlerischen Verhältnisse in London gelesen. Sie haben dennoch Einiges erreicht und Andres in spe. Aber ich bin grievously dissappointed (ich ärgere mich sehr darüber) dadurch, daß Sie die Nr. 2 des Bentley Magazine nicht gesehn haben. In London, wo Sie mit Buchhändlern und Litteraten verkehrten, konnte es Ihnen wahrlich nicht schwer fallen [4]), das Heft auf 5 Minuten in die Hand

---

vor sich gehen mußte, sollte die Schrift zu seinem Geburtstage in seinen Händen sein (ich hatte sie erst im Januar begonnen), jene Druckfehler sich eingeschlichen hatten und von mir übersehen worden waren.

[1]) S. oben Brief 4.

[2]) Das der leipziger Handelslehranstalt für Ostern 1859, welches eine Abhandlung von mir, unter dem Titel: „On the Study of Modern Languages in General, and of the English Language in Particular" enthielt.

[3]) „Parerga" II, zweite Auflage, §. 309.

[4]) Und doch war dem so. Uebrigens war mein Aufenthalt in London nur ein

Digitized by Google

zu kriegen. Ich habe, nach Empfang Ihres ersten Briefes Sie noch expreß darum bitten wollen: aber es war bereits der Tag Ihrer Abreise; weil Sie, trotz meinen Bitten, statt mit der Post und unfrankirt, mit so einer Gelegenheit geschrieben hatten. (Now mind it, once for all, when I receive some interesting communication, I care a Damn for the postage; and now no more about it.) (Nun merken Sie sichs, ein für allemal, wenn ich eine interessante Mittheilung empfange, so schere ich mich keinen Pfifferling ums Porto, und nun nichts weiter hierüber). Ich getröstete mich jedoch, daß Sie schon von selbst danach sehen würden. Jetzt aber wollen Sie von mir erfahren, was darin steht! The Devil do I know. (Den Teufel weiß ich darum). Suchen Sie es wieder gut zu machen und irgend wie, in Leipzig oder Lunnun [1]), herauszubringen, ob der Kerl es mit mir vorhat, oder das alte Lied leiert von den 3 Sophisten, oder gar von jetzeitigen Pinseln. Nicht ein Mal der Economist giebt eine review des Hefts. Ich bin neugierig darauf, wie der Wirth in den Mitschuldigen.

Der Carriere (l. c.) [2]) hat zwar meine Partei ergriffen, aber viel zu lau, solchen E — — gegenüber. Er fürchtet sich vor seine Kollegen.

Mit dem Druck sind wir schon auf die Hälfte des 2ten Bandes [3]) und werden hoffentlich bis Ende Oktober fertig werden. Wohl 120 Seiten Zusätze, schätze ich jetzt ab, (d. h. according to my estimate) (nach meinem Ueberschlag).

Quandt's Brief [4]), der mir als letztes Lebenszeichen interessant ist, schicke einliegend mit Dank zurück. Aber Sie sagen mir nicht ein Mal den Titel der Abhandlung [5]), worauf er sich bezieht! —

Von Herzen wünschend, daß Ihre Gesundheit durch die Seebäder hergestellt sei

sincerely Yours
(Ihr aufrichtiger)

Frankfurt, den 10. September 1859.

Arthur Schopenhauer.

---

kurzer, und ich hatte in der kurzen Zeit so vielerlei zu besorgen, daß, wer London kennt, sich nicht wundern wird, daß es mir nicht gelang, das „Magazine" zu Gesicht zu bekommen.

[1]) So spricht die niedere Volksklasse in England London aus.

[2]) Bezieht sich auf einen Brief, wo ich sage: „Carriere nimmt also in der „Philosophischen Zeitschrift" (Bd. 35, Heft 1) Ihre Partei dem Zimmermann gegenüber."

[3]) Vgl. Brief 17, Note 1.

[4]) S. den Anhang, S. 330.

[5]) Ich hatte vorausgesetzt, er besitze sie schon.

Digitized by Google

Gedichte

von

Ernst.

1. Laß mich nicht klagen.

Laß mich nicht klagen, daß von dir
So weiter Raum mich scheidet;
Es bleibt ein Band von dir zu mir,
Das kein Geschick zerschneidet.

Lacht nicht an jedem Gottestag
Uns Einer Sonne Glühen?
Lockt nicht uns beide Lerchenschlag
Und holder Blumen Blühen?

Schmückt nicht derselbe Himmel sich
Hoch über uns mit Sternen?
Trägt nicht die gleiche Sehnsucht dich
Und mich in weite Fernen?

Was thut's, wenn deines Wandelns Spur
In Fernen blaß verfließet,
Solange Eine Erde nur,
Ein Himmel uns umschließet?

2. Das Glück vergangener Tage.

Wohlauf nun getrunken den goldenen Wein,
Laßt uns den ersten der Liebsten weihn
Beim jugendfrohen Gelage;
Und hätte sie uns betrogen baß,
So trinken wir doch und leeren das Glas:
„Dem Glück vergangener Tage!"

Trinkt weiter! Es gilt unser Becherklang
Zum zweiten dem heiligen Freundschaftsdrang,
Ob auch der einzelne klage;
Wem Tod die Freunde hinweggerafft,
Der bringe den schäumenden Rebensaft:
„Dem Glück vergangener Tage!"

Und weiter getrunken das funkelnde Naß!
Dem freien Deutschland das dritte Glas,
Und wär's eine alte Sage;
Wer weiß, was Morgen uns bringen kann,
Auf, trinket derweile und klinget an:
„Dem Glück vergangener Tage."

Digitized by Google

So trinket nur fröhlich den goldenen Wein;
Das Morgen ist uns ein dunkler Schrein,
Das Heute bietet nur Plage,
Drum sucht im Gestern die gute Zeit,
Und zecht und singet in Dankbarkeit:
„Dem Glück vergangener Tage!"

3. Weißt du wohin?

Weißt du wohin?
Weit in die blaue Ferne;
Dort winkt das Glück, dort lachen schön're Sterne,
Bei ihrem Schimmer wandelt' ich so gerne,
Dort kehrt in Lust sich jeder Schmerz.
Doch leise fragt das Herz:
Weißt du wohin?

Weißt du wohin?
In nebelgraue Weiten,
Wo Friede wohnt, wo nicht die Menschen streiten,
Einander schonend sich den Weg bereiten,
In Liebe streben himmelwärts.
Doch zagend fragt das Herz:
Weißt du wohin?

Weißt du wohin?
Mit deinem besten Ringen
Wirst du die Ferne dir nicht näher bringen,
Sie ist das Land, von dem nur Sagen singen;
Unnahbar ist, wonach du jagst,
Bis du noch sterbend fragst:
Weißt du wohin?

4. Stromabwärts.

Abwärts zieht mein Schiff so schnelle
Auf dem Strom zum weiten Meer;
Abwärts rauschet jede Welle,
Abwärts ohne Wiederkehr.

Aufwärts führt der Strom zu Quellen,
Zu dem laubumkränzten Bach,
Wo so still auf sonnenhellen
Auen meine Heimat lag.

Abwärts zieht mein Schiff, erweitert
Wird zum Meere seine Bahn,
Und es treibt, wenn nicht gescheitert,
Einsam auf dem Ocean.

Digitized by Google

5. Bach und Weide.

Ein muntres Bächlein rauschet
Durch grünen Wiesengrund,
Und jede Blume lauschet
So gern dem Plaudermund.
Zum Bächlein lauschend neiget
Das silbergraue Haupt
Der Weidenbaum und zeiget
Sich immer frisch belaubt.

Er birgt in seinem Schatten
Vor Glut und Sturm den Bach;
Der schützt ihn vor Ermatten
Durch muntern Wellenschlag.
Ich weile an der Stelle,
Versenkt in süßen Traum:
Du bist die frische Quelle,
Und ich dein Weidenbaum.

Literatur und Kunst.

Ein neuer Romandichter.

Die Romantik, durch kritische Manifeste, ästhetische Bullen und ganze Bücher in den Bann gethan, aus dem Lande der Poesie verwiesen, kehrt dennoch immer wieder. Und sie hat ein Recht, wiederzukehren. Es wird nie gelingen, die Natur in einen regelmäßig zugeschnittenen Park zu verwandeln; sie spottet dessen mit der ungeheuern Triebkraft ihrer Phantasie, ungeachtet sie erst recht das Gesetz stets befolgt. Auch darin verleugnet der Dichter nie die Natur. In dem uns vorliegenden Werke: „Geister und Menschen. Ein Roman in drei Bänden von Adolf Wilbrandt“ (Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung, 1864), dessen Titel schon sinnvoll ist, gibt uns bereits am Anfange die Romantik ein glänzendes Fest. Die Feste kehren wieder, aber die Oekonomie des Ganzen leidet keineswegs darunter, so sehr weiß der Dichter, was er will. Doch zuerst: welche Geschichte liegt zu Grunde? — Ein junger Maler Weller, gewöhnlich Lucius genannt, befindet sich auf einem Schlosse, wo es an Besuchen nie fehlt, wo es munter hergeht, wo man auch sein Talent heiter anerkennt. Am meisten fühlt er sich zur Baronesse Wanda, der Tochter des Hauses, wie zu deren Bruder Albrecht hingezogen. Er ist unter allen diesen Adelichen der einzige Bürgerliche. Die Gesellschaft, in der sich auch einige junge ausgelassene Offiziere hervorthun, macht einen kleinen Ausflug in die Landschaft, nach dem Lieblingsplatze des Hausherrn. Hier gibt es ein lustiges Gelag, ein Zungenstechen bei Leckerbissen und Wein, in welchem sich Roderich ritterlichst auszeichnet. Freilich, Lucius, Wanda — obwol sie jetzt noch sehr stolz und

Digitized by Google

weltlich ist, mit dem Maler aber fürs Idealische schwärmt — und Albrecht suchen mehr, als hier zu finden ist, für welches Mehr sich gewiß auch Roderich entscheiden würde. Vielleicht kündigt es sich schon an. Ein seltsam reizendes Wesen, eine Citherspielerin, erscheint des Weges. Man läßt sich mit ihr ein. Sie gefällt, doch sie lehnt auch ab, fühlt sich verletzt und sucht das Weite. Ungeachtet man sie verfolgt, auch erreicht, entschlüpft sie dennoch; man muß auf die Lösung des Räthsels einstweilen verzichten. Inzwischen geht Lucius in sich. Er wird der Romantik satt. Er will überhaupt das Schloß verlassen, einen bestimmten Lebenszweck verfolgen. Wanda und Albrecht überreden ihn eines andern; nun findet er erst recht in der „Burg" seine Heimat. Doch — das Leben ist unberechenbar. Bürgerliche, ein alter Onkel und ein Candidat der Theologie, wissen ihn aus dem Schlosse zu locken. Man begibt sich ins nahe Städtchen. Er soll zu Susannen, seiner Pflegemutter. Er schreibt dieser jedoch ab, eingedenk des Versprechens, welches er Wanda gegeben, und kehrt in die Burg zurück. Neue Gäste kommen. Aber Albrecht hat hier kein Genüge. Er verfolgt wiederholt die Citherschlägerin Wilhelmine und schließt mit ihr einen Freundschaftsbund. Von hier ab darf unser Bericht nur spärlich sein, denn vieler Einzelheiten erwähnen, hieße die Spannungen, welche sehr geschickt angelegt sind und ebenso gehoben werden, plump vernichten. Wir gerathen im Schlosse mit dem Helden des Romans, mit Lucius, und den andern in einen wahren Irrlichterreigen von Geistertheorien und Geistererscheinungen. Der Docent und Beschwörer ist ein Schwede, Baron Guldenkron, Helferin und dienende Schwester desselben ist seine Schwester Swea. Man dupirt und läßt sich dupiren, besonders ist es auf den Herrn des Hauses, den alten Baron, abgesehen. Es gibt eine Magie, Geisterthaten und Scenen, die ihre furchtbare Wirkung bis in die letzten Ergebnisse des Werkes erstrecken und eine entsetzenvolle Tragik zur Reife bringen. Indessen wird Lucius in eine Duellaffaire verwickelt. Es wird schon hier manche Sinnenglut ausgespielt, wenigstens verrathen, z. B. von Roderich. Auch greift der letztere Weller's Künstlerberuf an. Wir finden dann Lucius wieder auf kurze Zeit beim Onkel. Drauf malt er Wanda im Schlosse, entflieht aufs neue, kehrt zwar noch einmal mit Albrecht zurück, jedoch nach einer erschütternden Entdeckung verläßt er, nachdem ihm sein Freund Albrecht durch einen Zweikampf entrissen worden, für immer jenen Ort. Das Maß seines Unglücks füllt sich mehr und mehr, er verzweifelt nun selbst an seiner Malermission, gewinnt Wanda, seine Geliebte, aber nur um sie sogleich wieder zu verlieren. Den Verzweifelten finden wir in Oberösterreich. Doch auch hier heftet sich das alte Unglück an seine Fersen, und zwar vermittelt durch eine Gestalt, welche jenem Schlosse angehört. Lucius begibt sich nach Hamburg, um, koste es was es wolle, seinem bisherigen Verhängnisse zu entgehen. Die Malerkunst hat er schon früher fast im eigentlichen Sinne ins Meer versenkt; er soll sich jetzt an einer Zeitschrift „Germania" betheiligen. Nach unerhörten Abenteuern und Greueln nimmt unser Held einen kurzen Aufenthalt in London, dann wieder in Oberösterreich. Aber das Schloß, Wanda's Heimat, macht sich immer wieder geltend. Endlich, auf dem Landsitze eines Hrn. von Walter (Roderich's Bruder), nach vielen, nie zu errathenden Scenenverwandlungen, nach Ver-

Digitized by Google

gängen, die haarsträubend sind, nach Verlust auf Verlust, zieht Lucius den letzten kostbarsten Gewinn seines Lebens. — Die Romane überfluten jetzt unsere Literatur. Es ist eine Sündflut, die ins Meer ewiger Vergessenheit strömt. Dieser Roman dagegen wird seinen Ararat finden. Der Verfasser hat Geist, hat Phantasie, Erfindungs- und Darstellungsgabe in seltenem Grade. Er beherrscht seinen Stoff fast immer; wo er ihn nicht beherrscht, da liegt es nie an seinem Vermögen, sondern nur daran, daß er gewisse Leser doch auch nicht unbefriedigt lassen will. Das sind denn Auswüchse, die um so strengern Tadel verdienen, als unser Dichter von edelster Gesinnung ist, den reinsten Geschmack beweist, und, ohne tendenziös zu sein, überall einen hohen Lebenszweck verräth, wie er denn hoch über allem Coterie- und Parteiwesen steht. Jene Auswüchse geben sich zunächst kund in einer gewissen Hast der Ereignisse, in einer zu ausgemalten Breite des Geisterspuks. Obwol der Verfasser auch in diesen Partien nicht selten vollendet ist, so verliert seine Darstellung doch ebenso oft jede Spur von Wahrscheinlichkeit; das Lächerliche, aber auch das Empörende, das Verbrecherische an diesem Hrn. von Guldenkron, der ein ganz gemeiner Charlatan und Cagliostro ist, überwuchert zuletzt alles Bessere. Auch gegen das Ende des Romans überranken die Vorgänge des Nervenprickelnden, Schauerlichen, Furchtbaren, wenn auch unter trefflicher Behandlung der Katastrophen, zu hoch die edeln Gestalten, wie denn noch ganz besonders zu rügen ist, daß die Sinnlichkeit an verschiedenen Stellen des Werks zu stark aufgetragen wird, indem selbst Lucius einem so holden Wesen gegenüber wie Rösi gegen das Decorum sich vergißt. Dies bringt uns auf die eigentliche Vortrefflichkeit des Werks, auf die hervorragenden Charaktere und Meisterzüge. Es geht durch das Ganze dieses Romans ein freudiger, zuversichtlicher, frischer Zukunftshauch, den wir auch auf den Verfasser beziehen dürfen nach einer so eminenten Leistung. Menschen und Geister sind taktvoll auseinandergehalten, und doch auch in der Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen miteinander ausgesöhnt. Ungeachtet der Held des Romans die rechte Stelle seines Wirkens unabläßig sucht, ungeachtet der Maler und der Dichter um ihn kämpfen, keiner ihn gewinnt, so ist er doch ein braver, vorwiegend idealistischer Charakter, der keine Opfer zu bringen scheut, auch die Energie der That besitzt und sich durch alle Zerwürfnisse und Schrecken siegreich hindurcharbeitet. Er hat in seinen Liebhabereien etwas von einem potenzirten Wilhelm Meister, denn sogar vier der seltsamsten Wesen schließen sich allmählich ihm an: Wanda, Wilhelmine, Johann, Max. Wanda, in den abweichendsten Lebensstadien, und ihr Bruder Albrecht sind ausgezeichnet gehalten. Wilhelmine vereinigt in sich etwas von Goethe's wandernder Thörin, Philine, und von Mignon, und ist doch wieder eine Natur für sich, in der Weib und Mann, Lust und Tragik wunderbar schön sich verschmelzen. Johann und Max sind echt moderne Erscheinungen. Max steht in einiger Geisterverwandtschaft mit Stenio in der „Lelia" der George Sand. Es ist eine der sinnigsten Schönheiten vorliegender Dichtung, daß Max da aus allem Schwanken heraustritt und sich als Mann fühlt, wo er seine unglückliche Mutter erkennt. Von gleicher Meisterschaft in der Metamorphose des Werdens, in der Ausführung des Charakters sind unter andern Roderich, wie sein Bruder, ferner der humoristische köstliche Onkel Michel, der alte

Digitized by Google

Ramsauer, Frau Lang, deren Tochter Rösi und aus des Helden bürgerlicher Verwandtschaft Frau Susanne. Vor allem aber, und nie zu vergessen, Rösi, dieses entzückende Mädchen aus Oberösterreich, diese melodiöse Stimme, diese duftige Blüte wie Menschengestalt anmuthigster Schönheit zugleich, gehört zu den lieblichsten Schöpfungen deutscher Romanpoesie. Durch Rösi schon allein hat sich der Verfasser als einen Dichter von zweifelloser Begabung bewiesen. Wir müßten noch zahllose Einzelheiten hier anführen, um den Reichthum dieses Werks darzulegen, wollen es aber dabei bewenden lassen, daß wir den humoristischen Briefwechsel zwischen Lucius und Roderich im Gefängniß hervorheben, in welchem der Humor sich zu einer Höhe erhebt, wie sie nur je die besten Humoristen erreicht haben. Kleine Angewöhnungen, wie jeder Autor sie hat, wären hier, daß die Helden sich oft auf die Lippe beißen, was aber sogar durch Homer zu entschuldigen ist, und daß es ihnen oft am Herzen reißt. — Es war vorauszusehen: ein Dichter, der sich in der Production so fein auf gute und böse Geister versteht, mußte sich auch ebenso auf den Menschen verstehen, in dem jene beiden hausen. A. J.

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

21. August 1865.

EVH. Da hat man der deutschen Bundeshauptstadt auch ein Pferderennen aufoctroyirt, wahrscheinlich damit sie sich nicht langweilen soll, bis die Reichsverfassung in Thätigkeit tritt! Solcher Belustigungen und Festivitäten, bei denen der materielle Theil vorwaltet, bekommen wir in der jüngsten Zeit schier allzu viele: Zu unsern zwei Jahresmessen haben wir zwei regelmäßige Pferdemärkte mit Pferdelotterien, sodann eine Fettviehausstellung, jetzt endlich ein ständiges Wettrennen erhalten, ganz abgesehen von den alltäglichen Ausstellungen der Badeliste und Nobelgarde von Nauheim, Homburg und Wiesbaden, welche während der Saison unsere Straßen und Plätze förmlich unsicher macht. Mit Einem Worte, Frankfurt geht stark ins Materielle, ohne daß wir von compensirenden geistigen Thaten und Regungen sprechen könnten.

Tritt einmal die Wissenschaft auf, so hat sie meist wieder höchst reale Tendenzen, wie z. B. in der Trinkwasser- und in der Latrinenfrage, für welch letztere noch immer kein Abschluß und Abfluß erzielt wurde, obwol Frankfurt sicherlich zu den verpestetsten und cholerafähigsten Orten in ganz Deutschland gehört. Das Interessanteste und Sauberste, was wir erlebten, war die auf Petermann's Veranlassung berufene Versammlung von Geographen und Nautikern, die bemüht war, der deutschen Flottensucht ein ideales Ziel zu stecken.

Aber ad vocem Wettrennen! Als sich im vorigen Winter dieser Hochsport hier ankündigte, entstanden zwei Parteien in unserer Bürgerschaft. Die alte hausbackene Opposition wollte diese Ausgeburt nobler Passionen von ihrer Stadt abwehren, hob die unsittlichen Zuthaten solcher Spiele hervor, rief Zeter und Mordio auf die Verwüster des frankfurter Waldes

Digitized by Google

herab, dem man 60 Morgen ausschneiden wollte, um die Bahn abzurunden, bestritt den Nutzen der Rennen für die Pferdezucht und meinte, Frankfurt könnte auch ohne Wettrennen ferner bestehen. Die eigentlichen Begünstiger des Unternehmens waren der Ansicht, man dürfe Frankfurt die Gelegenheit zum Geldverdienen nicht nehmen, die Gastwirthe und Cigarrenhändler nicht benachtheiligen, müsse überhaupt faire rouler l'argent. Die ideale These aber hatte ein hiesiger Schulmeister übernommen, der die Pferderennen mit den „Olympischen Spielen" in Griechenland verglich! Mit einer Zweidrittelsmajorität ging die Annahme der Senatsvorlage durch und das Stück Wald fort.

Gestern nun, am 20. August, ward das „rheinische Wettrennen" zu Frankfurt eröffnet. Viel Volks rannte hinaus, der lange kreisförmige Zaun ward mit einer lebendigen Hecke besetzt; die Tribünen im Innern des Platzes strotzten von Menschen und Toiletten, von Herren und von Damen, die ein wahres Wettrennen mit Schleppen veranstalteten und sich besonders durch die Farbe der Unschuld auszeichneten. Das Publikum war höchlichst erstaunt, daß in drei Stunden, von 4—7 Uhr, seine Aufmerksamkeit nur fünfmal auf je 2—4 Minuten in Anspruch genommen wurde. Man verglich das mit dem Circus Renz, und der Vortheil fiel durchweg zu Gunsten des letztern aus, wo man doch seine Zeit ausgefüllt sehe und etwas für sein Geld erhalte. Dazu kam die geringe Zahl von Pferden, welche auf der weiten und breiten Bahn im Nu herumflogen: einmal drei Pferde, ein andermal gar nur zwei Pferde, im höchsten Falle sechs. An die wunderlichen Romannamen der Vierfüßler, an „Pauline", „Lawina", „Stonewell Jackson" und „Laurentius" wollte man sich nun gar nicht gewöhnen, sondern taufte die Gäule einfach nach den Farben der Jockeys: der „Schwarze", der „Gelbe", der „Rothe" ꝛc. Auch wollte es dem naiven Volke gar nicht einleuchten, daß diese magern Thiere, deren Form zur geraden Linie hinstrebt, besonders edle Exemplare ihrer Gattung sein sollten.

Kurz, das erste frankfurter Rennen war ein halbes Fiasco, was auch die Zeitungen, von oben herab inspirirt, sagen mögen. Morgen und am Donnerstag wird weiter gerannt, aber das Publikum wird sehr piano erscheinen, da es vom „Feste" nichts und vom „Olymp" gar nichts bemerkt hat. Undankbares Publikum! Dieses Rennen ist das Resultat des Fürstentags von 1863, und zwar das einzige.

Im Volke ist hierorts gar keine politische Stimmung zu gewahren, alles ist still, stumm, fast stumpf. Permanentes Achselzucken über Oesterreich, steigende Abneigung gegen Preußen, das sind die beiden einzigen negativen Manifestationen, die wir bezeugen können. Wer aus Preußen, wie es gegenwärtig in Mittel- und Süddeutschland angeschrieben ist, die deutsche „Centralmacht" machen will, der muß übrigens ein Hexenmeister sein. Es ist nur ein Glück, daß Oesterreich dabei auch nichts gewinnt. Es treibt politische Wechselreiterei, es trassirt auf Preußen und auf die Würzburger, welche hin und wieder aus Gefälligkeit acceptiren, dabei aber dem Indossaten Avis geben, wie schwach ihr Glaube an die Zahlungsfähigkeit des Ausstellers sei. Ja, sie acceptiren mitunter gar nicht, und Oesterreich zieht seine Papiere ruhig zurück.

Digitized by Google

A propos, Sie haben doch den köstlichen Aufruf der adelichen Damen „Oesterreichs und Deutschlands" zur Gründung einer „katholischen Universität" gelesen, gezeichnet von einer Schwadron vornehmer Katholikinnen, worin wir die geflügelten Worte lesen: „Die unerhörte Charakterlosigkeit der Masse der Männer in unsern Tagen hat in der Unchristlichkeit ihren Grund." Ist kein Jöcher oder Meusel da, der uns Näheres über diese Damen mittheile und uns sage, woher so viel Groll? Unter den Unterzeichnerinnen gewahren wir auch die „Gräfin Ida Hahn-Hahn, Mainz", die bekanntlich den „Rechten" nicht finden konnte. Was mag dieser Schiffskatalog von Damen alles erfahren haben, bis er in den Fluch über die „unerhörte Charakterlosigkeit der Männer in unsern Tagen" ausbrach! Wie viele Romane und Novellen stecken in diesem Nothschrei, wie viele Châteaux en Espagne mögen in jenen Schlössern gemörtelt worden sein, die sich sämmtlich in blauen Dunst auflösten! Wer eine poetische Ader in sich trägt, fühlt ein sympathetisches Rühren in seiner Brust. Eine „katholische Universität" soll all dem Unheil abhelfen, eine katholische Universität soll Männer erziehen, Männer von „Charakter"! Ob sich diese Damen wol mit Hrn. von Schmerling abgesprochen haben, der den deutschen Professoren beim wiener Universitätsjubiläum auftrug, eine Generation heranzubilden, mit der er, Hr. von Schmerling, den dritten Versuch machen könnte, Deutschlands Einheit zu bewerkstelligen? Das wird ein Geschlecht werden, Patrioten nach dem Herzen des Hrn. von Schmerling und Charaktere zur Freude verkannter adelicher Damen! Noch ist Deutschland nicht verloren!

Aus München.

August 1865.

X. Was soll ich Ihnen aus unserer bairischen Metropole Neues schreiben? Daß infolge der lang andauerden Hitze und des dadurch verursachten Durstes die Biervorräthe unserer Brauer geschwunden sind und sie ihr Winterbier viel früher als sonst einsieden müssen? Dieses Gesprächsthema ist erst jüngst verlassen worden, seitdem die Cholera und die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage uns näher auf den Leib zu rücken scheint. Der Landtag ist längst geschlossen, und man kann nicht behaupten, daß dessen Verhandlungen das nicht officielle Publikum in leidenschaftliche Bewegung versetzt haben. Im allgemeinen ist man mit der Regierung zufrieden und glaubt an den redlichen Willen derselben, bestehende Mängel zu beseitigen und für eine gesunde Fortentwickelung des Staates zu sorgen. Diese relative Zufriedenheit in politischer Beziehung hat aber auch ihre bedenkliche Seite: da die Staatsverwaltung zu keinen wesentlichen Klagen Veranlassung gibt, so sucht die nie ermüdende Tadelsucht auf einem andern Gebiete Beschäftigung. Das Privatleben des Bürgers gilt in der Regel als eine Sphäre, die sich der öffentlichen Kritik entzieht. Eine fürstliche Häuslichkeit wird mit einem andern Maßstabe gemessen! Der jugendliche König, hervorragend durch körperliche und geistige Begabung wie durch Originalität, bietet den willkommensten Stoff zum Klatsch. Schon in bürgerlichen Verhältnissen verzeiht man einem Menschen vieles andere eher als die Originalität, mag

Digitized by Google

sie auch noch so harmlos, ja selbst liebenswürdig auftreten. Und nun erst gar, wenn diese wenig salonfähige Eigenschaft dem Träger einer Krone innewohnt! Und es läßt sich nicht leugnen: was man bisher über das Thun und Treiben des jungen Monarchen gehört hat, trägt den Stempel der Originalität in hohem Grade an sich. Die Art und Weise, wie er Richard Wagner plötzlich an den erstaunten Hof berief; die Zähigkeit, mit der er ihn gegenüber dem Andrang der verschiedensten Elemente festhält, gleich wie Leonore ihren genialen Tasso; die Ausdauer, mit welcher er, nur von einem Reitknechte, selten von einem Adjutanten begleitet, seine weiten Reitausflüge unternimmt, sein Auftreten bei der Neujahrscour wie beim Galadiner der Abgeordneten, und eine Menge anderer kleiner Züge, die man von ihm erzählt, kennzeichnen ihn als einen Fürsten, der von der breiten, aber monotonen Heerstraße, auf welcher in straffer militärischer Haltung die Mehrzahl der Mitfürsten hergebrachtermaßen wandelte und noch wandelt, nicht selten abweicht und sich weniger betretene, aber interessantere und zum Theil romantische Nebenpfade aussucht, die vielleicht besser und eher zum Ziele führen. Doch solche Erwägungen schlagen bei einem großen Theil des Publikums nicht durch; über einen von der bisherigen Tradition abweichenden Ritt, über eine Eigenthümlichkeit Richard Wagner's oder Hans von Bülow's vergißt man nur zu häufig die während einer noch kurzen Regierungszeit schon gespendeten nicht unbedeutenden politischen Wohlthaten, die liberalen Tendenzen, die oft bewährte Generosität und Liebenswürdigkeit, die schöne ideale Richtung des jungen Königs, und hängt sich an Kleinigkeiten, die oft gerade das Gegentheil von Fehlern, im schlimmsten Falle aber Adiaphora — gleichgültige Dinge — sind.

Oft hat es mir leid gethan, solche schiefe Urtheile über den jungen Landesherrn zu vernehmen, um so mehr, da mir niemand bestreiten konnte, daß er Geist und Herz auf dem rechten Flecke habe, daß die Regierungsgeschäfte durch ihn nie eine Verzögerung erleiden, und er das Beste des Landes redlich wolle. Man verübelt es dem König, daß er — aus Gesundheitsrücksichten — in Berg keine Audienzen ertheile, da er doch weite Ritte zu unternehmen im Stande sei, und man bedenkt nicht, daß ein großer Unterschied besteht zwischen anhaltendem langen Reden und der Bewegung zu Pferde in Gottes freier Natur. Man übersieht, daß nur diese während des Sommers befolgte Lebensweise ihm gestatten wird, aus der bisherigen von dem Arzte angerathenen Abgeschlossenheit herauszutreten und wie früher sich dem fortgesetzten Verkehr mit den Ministern und dem Volke wieder zu widmen, den ein so leutseliger Fürst wie Ludwig II. gewiß nur sehr ungern entbehrt. — Reinheit des Lebenswandels, Einfachheit der Sitten und der Lebensweise, Ungezwungenheit und Natürlichkeit der Umgangsformen, Schärfe des Verstandes, große Selbständigkeit sind, wie mir zuverlässige Gewährsmänner erzählen, Eigenschaften, die diesen jungen Fürsten zieren und denen zu Liebe man ihm wol eine gelinde Passion — nicht etwa für eine Tänzerin — sondern für eine moderne Kunstrichtung und eine gewisse Schwärmerei für Mondschein, Sternenglanz und Bergeshöhen zugute halten könnte.

Doch wir hoffen von der Zeit und von dem künftigen Wirken des zwanzigjährigen Königs, der so plötzlich und unerwartet auf den Thron

Digitized by Google

seiner Väter berufen wurde, zuversichtlich eine unbefangenere Würdigung seines Charakters, wie sie vor einiger Zeit in einem in Frankreich erscheinenden angesehenen unabhängigen Journal ihren Ausdruck fand. Wir lasen am Schlusse dieses Aufsatzes die Worte: „Dieser junge König wird noch viel von sich reden machen", und sind überzeugt, daß die Zukunft diese auf Thatsachen gegründete Prophezeiung im besten Sinne auf glänzende Weise rechtfertigen wird.

Notizen.

Mit Wilhelm Wolfsohn hat die deutsche Literatur eine jener strebsamen Kräfte verloren, welche namentlich für die Vermittelung der Nationalliteraturen, für das geistige Zusammenwirken derselben thätig war. Geboren 1820 in Odessa, kam Wolfsohn als Student nach Leipzig, wo er sich alsbald mit Eifer dem Studium der deutschen Literatur hingab, bis er in derselben so heimisch wurde wie in der russischen. Durch Uebersetzungen russischer Novellen, durch Charakteristiken russischer Dichter suchte er seine Kenntniß der beiden Literaturen zu verwerthen, indem er das Vermittleramt zwischen ihnen übernahm. In der „Nordischen Revue" hatte er in den letzten Jahren ein Journal begründet, welches dasselbe Ziel im Auge behielt, indem es sich gleichzeitig über weitere Kreise des nordischen Lebens und der allgemeinen Cultur schildernd und kritisch verbreitete. Auch als dramatischer Dichter wählte Wolfsohn mit Vorliebe russische Stoffe, wie namentlich sein an Raupach's „Isidor und Olga" erinnerndes Drama: „Nur eine Seele" bewies. Jedoch überwog bei ihm allzu sehr die genrebildliche Behandlungsweise bei gebildetem Dialog und scenisch wirksamer Ausführung. In der „Osternacht" behandelte er einen grellbeleuchteten Stoff aus der Geschichte der Judenverfolgungen im Sinne humaner Weltanschauung. Auch als Vorleser, namentlich über Themata aus deutscher und russischer Literatur, hat sich Wolfsohn einem größern Publikum bekannt gemacht. Sein Tod, der infolge eines unheilbaren Leberleidens nach monatelangem, höchst schmerzlichem Krankenlager am 13. August in Dresden erfolgte, hat, nicht blos in literarischen Kreisen, allgemeine Theilnahme erregt.

Am berliner Hoftheater beabsichtigt man in diesem Winter Paul Heyse's italienisches Trauerspiel „Maria Moroni" zu geben. Da wir das Stück für die scenische Aufführung wenig geeignet erachten, sind wir um so gespannter auf den Erfolg.

Rudolf Genée arbeitet an einer Geschichte der Feste Koburg, die vieles Interessante zu bieten verspricht. Auf ihr hat Luther, wie nur wenigen bekannt ist, auch sein berühmtes Lied „Ein' feste Burg" gedichtet.

Digitized by Google

Wie man von München aus meldet, ist alle Aussicht dazu da, daß Emanuel Geibel seine Tragödie „Sophonisbe" noch in diesem Winter an die Bühnen versenden werde. Nachdem der berühmte Dichter sich häuslich neu eingerichtet und ein ernstliches Unwohlsein überstanden hat, will er jetzt die letzte Hand an dieses mit großer Liebe gearbeitete Werk legen.

Die Folgezeit hat viele gewiß anziehende und bedeutsame Künstlerdenkwürdigkeiten zu erwarten. Außer Emil Devrient arbeitet, wie wir vernehmen, auch Heinrich Marr an Memoiren. Von letzterm wird außerdem schon in nächster Zeit eine Abhandlung über die Theater Deutschlands erscheinen. Von einem Manne wie Marr steht zu erwarten, daß er kein Blatt vor den Mund nehmen, sondern die unumwundenste und rücksichtsloseste Wahrheit aussprechen wird.

Adolf Stahr wird sich mit seiner Gattin, Fanny Lewald, in nächster Zeit nach Aegypten begeben, um daselbst ein Jahr lang zu verbleiben.

Von Fritz Reuter, dem mecklenburgischen plattdeutschen Dichter, verrathen seine Freunde, daß er mit der Idee umgehe: einen historischen Stoff seines engern Vaterlandes zum Vorwurf einer dichterischen Arbeit zu machen.

Hermann von Bequignolles, welcher eine Zeit lang Dramaturg am breslauer Stadttheater war, ist in derselben Eigenschaft an das Hoftheater in Wiesbaden berufen worden. Der Genannte zeichnet sich vor vielen Bühnenleitern durch Sachkenntniß, Ernst und würdiges Streben aus.

Von Alfred Meißner's interessantem Roman „Schwarzgelb" veranstaltet Otto Janke eine Volksausgabe in einem großen Quartbande zu dem beispiellos billigen Preise von 1 Thaler. Der Roman erschien ursprünglich in acht Theilen.

Gustav Kühne arbeitet für den vierten Band seiner „Deutschen Charaktere" seine Abhandlung über Heinrich von Kleist um und liefert neu dazu eine Arbeit über Fichte.

Digitized by Google

Anzeigen.

Zeitschriften für 1865 aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis vierteljährlich 2 Thlr. Täglich außer Sonntags 1 Bogen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

4. Preis vierteljährlich 2½ Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen oder in Monatsheften.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

8. Preis vierteljährlich 3 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

8. Preis jährlich 2 Thlr. 12 Ngr. In monatlichen Heften von 5 Bogen.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

8. Preis jährlich 15 Ngr. In monatlichen Nummern von 1 Bogen.

Bibliografia polska.

8. Preis jährlich 20 Ngr. In monatlichen Nummern von ½—1 Bogen.

Jahrbuch für romanische und englische Literatur.

Unter besonderer Mitwirkung von **Ferdinand Wolf** und **Adolf Ebert** herausgegeben von Prof. Dr. **Ludwig Lemcke.**

Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.**

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Bestellungen auf diese Zeitschriften werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 36.** 7. September 1865.

Inhalt: Das zweite Deutsche Schützenfest in Bremen. Von **D. Ehmik.** — Arthur Schopenhauer's Briefe an Dr. David Asher in den Jahren 1855—1860. III. — Gedichte von **Ernst.** 6. Lebensweisheit. 7. Veilchengedächtniß. 8. Dualismus. 9. Wein und Liebe. — **Literatur und Kunst.** Heinrich Simon (Heinrich Simon. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Herausgegeben von Johann Jacoby.). — **Correspondenz.** Aus Leipzig. — **Notizen.** — **Anzeigen.**

Das zweite Deutsche Schützenfest in Bremen.

Von
D. Ehmik.

Wer nach hundert Jahren eine Geschichte unserer Zeit schreibt, der wird bei der Schilderung des öffentlichen Lebens des deutschen Volks ganz besonders die nationalen Feste zu berücksichtigen haben, welche wir jetzt fast alljährlich begehen. Sie werden theils einen vorzüglich bezeichnenden Ausdruck der jeweiligen Volksstimmung liefern, theils dann noch deutlicher wie heute als wichtige Momente unserer nationalen Entwickelung, als bedeutsame Förderungsmittel für die Einigung und Stärkung des Volksgeistes, für die gegenseitige Verständigung und das Zusammenschließen der einzelnen Bestandtheile unserer Nation erkannt werden.

Das deutsche Volk ist gegenwärtig in der gewaltigen, müh- und kampfvollen Arbeit für die Herstellung eines einheitlichen politischen Daseins, eines deutschen Staats begriffen. Je inniger und fester es sich überzeugt, daß, soweit die deutsche Zunge klingt, auch Uebereinstimmung in den Grundlagen der Sitte, der Anschauungen und geistigen Anlagen herrscht, je mehr es dieser geistigen Blutsverwandtschaft froh wird, und je stärker und allgemeiner auf der Grundlage dieses Bewußtseins der Drang nach äußerer Machtstellung, folglich nach politischer Einigung sich kundgibt: um so früher wird der Tag anbrechen,

Digitized by Google

dessen Sonne im Herzen unsers Erdtheils ein freies und mächtiges, von den übrigen Nationen geachtetes, von seinen Feinden gefürchtetes Land bescheint.

Diesem Zweck dienen unsere großen Feste. Sie gelten der Zukunft, sie sind Feste der Hoffnung. Es ist ein großer Fortschritt in unserer Entwickelung, daß wir gemeinsame deutsche Feste feiern lernen, daß wir sie gleichsam schon unter unsere öffentlichen Institutionen aufgenommen haben. Sie liefern den Beweis des erstarkten Bewußtseins der Zusammengehörigkeit und sie befestigen dasselbe aufs neue, sie erheben die Geister über die Misère und Kleinlichkeit der gegenwärtigen politischen Zustände, aber sie lassen die Unzufriedenheit mit denselben weder in Verzweiflung und thatenlosen Mismuth ausarten, noch in den Kosmopolitismus und falschen Idealismus früherer Zeiten gerathen, indem sie den nationalen Gedanken an die Spitze stellen und seine Verwirklichung als eine allgemeine heilige Pflicht predigen. Darum frommt es auch, uns zu erinnern, was unser Volk sich und der Menschheit erarbeitet, und der großen Thaten und Kämpfe der Väter feiernd zu gedenken. Aber — und das ist ein eigenthümliches Zeichen unserer Zeit — auch solche Feste wie das Schillerfest von 1859, wie die vor zwei Jahren begangene Jubelfeier der Befreiungskriege, haben ihre hauptsächliche Bedeutung darin gezeigt, in welchem Maße sie die gegenwärtigen nationalen Hoffnungen und Bestrebungen des deutschen Volks zum Ausdruck brachten, dieselben belebten und stärkten.

Unter den zu regelmäßiger Wiederkehr bestimmten, an einem Orte gemeinsam begangenen allgemeinen deutschen Festen haben die des Deutschen Schützenbundes sofort eine hervorragende Bedeutung erlangt, eine Bedeutung, die nicht zumeist auf dem besondern, zum Theil überflüssigen Glanz, mit welchem sie ausgestattet wurden, sondern vor allem darauf beruht, daß sie Feste der Wehrhaftigkeit der deutschen Nation sein, diese zur Anschauung bringen, für diese werben sollten. Indem sie einem Streben galten, dessen Ziel mit der äußern Machtstellung und der innern Freiheit unserer Nation auf das innigste zusammenhängt, der Umgestaltung der Wehrverfassung Deutschlands auf volksthümlicher Grundlage, mußten sie die wichtigsten nationalen Fragen der Gegenwart den Festgenossen ins Gedächtniß rufen, mußten diese Feste ganz besonders zu einer Feier unserer nationalen Hoffnungen und Bestrebungen werden. Im Jahre 1861 zu Gotha begründet, hat der Deutsche Schützenbund seitdem vorzugsweise beigetragen, die veralteten Liebhabereien und Spielereien, welche dem ernsten Manne die Theilnahme an den Schützenvereinen verleiden mußten, aus denselben zu entfernen und sie durch das unbedingte Gebot des Schießens aus freier Hand wieder zu wirklichen Schulen der Wehrhaftigkeit zu machen. Seine Aufgabe kann es natürlich nicht sein,

Digitized by Google

selbst ein Heer auszubilden und aufzustellen, sondern nur durch Pflege männlicher Uebungen, persönlichen Muthes und vaterländischer Gesinnung das Material zu einem volksthümlichen Heere zu liefern, die Herstellung einer auf allgemeiner Wehrhaftigkeit ruhenden deutschen Heeresverfassung vorzubereiten und zu erleichtern: eine Aufgabe, zu deren Lösung es vor allem noch der Verbindung und des Zusammenwirkens der Schützen mit den Turn- und Wehrvereinen bedarf.

Auf solcher Grundlage ward in Frankfurt a. M., der alten Kaiserstadt, in den Julitagen 1862 das erste Festschießen des Deutschen Schützenbundes begangen, ist in Bremen, der altbekannten und durch gleiche deutsche Gesinnung berühmten, aber fernab von dem Herzen Deutschlands und den besuchten Reisestraßen gelegenen freien Hansestadt, vom 16.—24. Juli d. J. das zweite Bundesschießen gefeiert worden. Ursprünglich auf den Sommer 1864 angesetzt, war es kurze Zeit zuvor wegen der traurigen politischen Lage, wegen der Unsicherheit, die noch über Schleswig-Holsteins Schicksal herrschte, auf dieses Jahr verschoben worden. Mit gutem Glück. Zweierlei ließ namentlich das Fest in diesem Jahre froher begehen: die meerumschlungenen nördlichen Grenzmarken waren für Deutschland inzwischen wiedergewonnen, die Entscheidung über ihr endliches Schicksal nicht mehr eine internationale, sondern nur noch eine innere deutsche Frage; sodann in Nordamerika hatte die Sache der Freiheit und der Menschenrechte ihren großen Sieg errungen, die Union war gerettet, ein entsetzlicher, auch für Deutschland höchst fühlbarer Krieg war beendet.

Mit großen Erwartungen und umfassenden Vorbereitungen war man dem Feste entgegengegangen; dank den letztern sind auch die erstern im allgemeinen erfüllt worden. An den Zurüstungen, welche von Bremen aus zu geschehen hatten, der Herstellung des Festplatzes und seiner Bauten, der Beschaffung freier Quartiere, der Besorgung der erforderlichen Geldmittel, der Herrichtung der Schießstände und der Schießordnung, der Sorge für die leibliche Atzung, wie für die geistige und gemüthliche Nahrung und Unterhaltung so vieler Tausende von Festtheilnehmern, der Förderung und würdigen Vertretung des ganzen Unternehmens durch die Presse, war nicht blos monate-, sondern zum Theil jahrelang von den verschiedenen Comités, welche sich unter der Leitung des Centralfestcomité in die einzelnen Arbeitszweige getheilt hatten, gearbeitet worden. Endlich nahte das Ziel dieser zum Theil ganz außerordentlichen Anstrengungen. Nun kleidete sich die ganze Stadt in ein festliches Gewand. Die meisten Häuser, selbst in den kleinern Gassen, legten einen Schmuck von Laubgewinden und Fahnen an, manche besonders reich decorirte Straßen glichen mit ihren wallenden Fahnen einem bunten Farbenmeer. Die schwarz-roth-goldene Tricolore, welche auch

Digitized by Google

an den öffentlichen Gebäuden nicht fehlte, herrschte natürlich vor; Landesfahnen waren außer den bremischen, die eine für das Auge höchst wohlthuende Abwechselung zwischen dem Schwarz-Roth-Gold gewährten, selten. Nur hier und da war man auf den Gedanken gekommen, einzelne Plätze und größere Häusercomplexe nach einem gemeinsamen Plane zu verzieren, ein Verfahren, durch welches selbst mit kleinern Mitteln eine harmonischere Wirkung hervorgebracht und leichter ein bestimmter Sinn der Ausschmückung ausgedrückt wurde, und das wir für ähnliche Fälle empfehlen möchten. Weit in die Ferne hinaus winkten je vier mächtige Fahnen von den beiden höchsten Kirchthürmen den Willkommengruß der Feststadt den heranziehenden Gästen entgegen.

Von der Frühe des Sonnabends, des 15. Juli, an trafen sie in hellen Haufen ein, meistens in größern Trupps, die sich auf bestimmten Sammelpunkten vereinigt hatten, mit wenigen Ausnahmen auf der einzigen Schienenstraße, die aus dem Innern Deutschlands nach Bremen führt, auf welcher an diesem und den nächsten Tagen ein Extrazug den andern ablöste. In festlichem Zuge wurden die einzelnen Scharen durch die Stadt nach der Alten Börse am Markte geleitet, wo das Wohnungscomité zur Austheilung der Festkarten und Quartierbillets in Permanenz versammelt war. Dem bewährten Beispiele Frankfurts folgend, hatte man der männlichen Schuljugend die freudig übernommene und glücklich gelöste Aufgabe ertheilt, die fremden Gäste in ihre Quartiere zu geleiten. Mit dem Billet empfing jeder Schütz als sehr brauchbares Angebinde ein vom Preßcomité herausgegebenes Festbüchlein, welches auf 32 Seiten engsten Drucks über alles sowol hinsichtlich der Stadt, ihrer Vergangenheit und Gegenwart, ihres staatlichen, commerziellen, gewerblichen, geistigen und socialen Lebens und Treibens, als auch hinsichtlich des Festes und seiner Einrichtungen Wissenswerthe orientirte und zugleich ein angenehmes und belehrendes Andenken an die Feststadt darbot.

Während der letzten Stunden des Tages waren der prächtige Versammlungssaal sowie die übrigen herrlichen Räume der Neuen Börse den Gästen geöffnet. Hier war es, wo der Jubel über die Ankunft in der Feststadt, die Freude auf das nun unmittelbar bevorstehende Fest, das Wiederfinden alter Freunde, die Anknüpfung neuer Bekanntschaften ein überaus lautes und munteres Treiben hervorrief. Manchen guten Bremern, welche die süddeutsche Lebhaftigkeit nicht kannten, auch noch nicht in der Festesaufregung waren, die sich den Fremden bereits durch die gemeinsame Reise mitgetheilt hatte, ward etwas bange bei dem Lärm; aber sie haben sich bald dareingefunden.

Zwischen 4000 und 5000 Schützen, neben einer großen Menge anderer Gäste, waren bis zum Sonntag Morgen in Bremen erschienen;

Digitized by Google

im Laufe des Festes mögen noch etwa 1000 Schützen hinzugekommen sein, sodaß mehr als ein Drittel der sämmtlichen Mitglieder des Schützenbundes (gegen 14000) sich persönlich an dem Feste betheiligte. Sie wurden sämmtlich in Freiquartieren untergebracht, von denen die meisten durch die Gastlichkeit der Bewohner Bremens und durch die öffentlichen Behörden zur Verfügung gestellt, nur eine kleinere Anzahl durch das Comité gemiethet worden waren.

Der Sonntag brachte die Eröffnung des Festes und die Hauptfeierlichkeit. Wie am Tage zuvor strahlte heute die Sonne vom wolkenlosen Himmel auf die Feststadt, nur mit noch vermehrter Glut, den Tausenden, welche an dem großen Festzuge theilnehmen wollten oder mußten, ein schweres Stück Arbeit verheißend. Der Zug war sehr einfach zusammengesetzt, aber doch von großer Wirkung. Die historischen Erinnerungen, welche den frankfurter Festzug auszeichneten, waren ganz fortgelassen. Er bestand aus zwei Haupttheilen, aus den Schützen und aus den als Ehren- oder als Ordnungsgeleit dienenden bremischen Mannschaften. Dieser letztere, den Zug eröffnende Theil schien noch bedeutend stärker zu sein als der erstere, sodaß man die Gesammtzahl auf mindestens 10000 wird schätzen dürfen. Man sollte unsers Erachtens Festzüge von solcher Ausdehnung vermeiden oder sie wenigstens nicht sich durch lange Strecken bewegen lassen; im vorliegenden Falle hätte am Ende dieselbe Wirkung erreicht werden können, wenn nur die Schützen den Zug durch die Stadt gemacht, die bremischen Mannschaften aber, namentlich auf dem Platze der Hauptfeier, Spalier gebildet hätten; jedenfalls würde viel Schweiß und Anstrengung gespart worden sein. Voran schritt eine Abtheilung des Bremer Schützenvereins, der sich die Mitglieder der verschiedenen für das Fest thätigen Comités anschlossen. Dann folgten in langer Reihe andere bremische Vereine, die Gewerke und Fabrikarbeiter, mit zum Theil malerischen und charakteristischen Costümen und Abzeichen versehen, die Schulen, die stattliche und zahlreiche Schar der Turner, der Wehrverein und die Jugendwehr in ihrer schmucken Blusentracht ꝛc. Hieran schloß sich nun der eigentliche Hauptzug der Schützen, die je um ihr Landes- oder Stadtbanner geschart waren. Auf ihn richtete sich natürlich die Hauptaufmerksamkeit; sah man doch hier diejenigen, denen zunächst das Fest galt, Vertreter aller deutschen Gauen von gemeinsamem Streben beseelt, zu gemeinsamer Freude vereinigt, konnte man doch hier auf kleinem Raume eine Charakteristik der einzelnen Länder und Stämme überschauen. Jeder unterschied sofort den ernstern Schritt, die gemessenere Haltung des Norddeutschen von dem leichtern Tritt und der größern Beweglichkeit des Süddeutschen, aber Freude und Jubel waren überall, in wie viel verschiedenen Tönen und Geberden sie auch Ausdruck fanden.

Digitized by Google

Hier konnte man ferner in den Vertretern der einzelnen Länder und Theile Deutschlands diese selbst ehren. Ohne laut tönenden Gruß und Gegengruß zog nirgends eine Abtheilung vorüber; aber noch lauter schallte der Jubel, wo die Männer aus Kurhessen vorbeikamen: es durchdrang sofort die Massen das Gefühl, der Tapferkeit, mit der dort das Landesrecht vertheidigt ward, besonders zu danken. Wie hätten ferner die jodelnden Stimmen der prächtigen Bergsöhne Tirols und Oberbaierns ohne entsprechende Antwort bleiben können! Dann zeigte sich, zum ersten mal auf deutschen Festen ohne Flor, die Fahne Schleswig-Holsteins; nach Gebühr ergriff dieser Anblick am tiefsten die Herzen, entlockte den heute unermüdlichen Kehlen die kräftigsten Hochs. Weiter ein starker Zug von etwa 70 Deutschen aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas, denen das Meer nicht zu breit gewesen war, an dem nationalen Feste ihrer Heimat theilzunehmen, Männer, die zum Theil zur Ehre des deutschen Namens in den letzten großen Kämpfen mitgerungen hatten und die jetzt zwei Fahnen, Geschenke der Schützengilde zu Neuyork und des Schützenvereins zu San-Francisco, dem Deutschen Schützenbunde als Zeichen der Theilnahme an seinen Bestrebungen überbrachten. Natürlich wartete auch ihrer überall besondere Auszeichnung. Nicht minder wurde diese den alten Bundesgenossen der Deutschen Schützen, den Schweizern, zutheil, die, obwol auch diesmal besonders geladen, wegen ihres fast gleichzeitigen eidgenössischen Schießens freilich nur in kleiner Zahl erschienen waren, übrigens weder die guten Redner noch die guten Schützen daheim gelassen hatten. Inmitten des Zugs, den zahlreiche Musikchöre unterbrachen, schritten die Frankfurter mit dem Bundespanier einher, nicht mehr der großen selbst von mehrern Trägern nicht zu bewältigenden kostbaren Standarte, die bereits auf dem Festplatze hing, sondern einer kleinern sehr hübsch gearbeiteten Fahne.

Von den herrlichen bremer Wällen hatte sich der Zug um 10 Uhr morgens in Bewegung gesetzt und war nach dem Domshofe, dem größten Platze im Mittelpunkt der Stadt, marschirt. Dort standen in der Mitte die Schützen, umringt von den verschiedenen bremischen Vereinen. Dann erfolgte mit kurzen Reden die Uebergabe der Bundesfahne von Frankfurt an Bremen, dessen Schützenverein sie fortan zu bewahren hat. Und wieder setzte sich der Zug in Bewegung, um nun noch durch einen großen Theil der Stadt, der nicht leer ausgehen sollte, und abermals über den Domshof sich nach dem vor der Stadt auf einem Theil der sogenannten „Bürgerweide" gelegenen Festplatze zu begeben. Aber jetzt offenbarte die Sonnenhitze ihre verderblichen Wirkungen. Bis dahin war der Zug im ganzen in guter Ordnung geblieben, natürlich nicht in militärischer, denn die Grüße aus den Häusern

Digitized by Google

mußten erwidert, die Blumen aufgefangen, die Erquickungen, die aus den Fenstern herabgereicht und selbst von Frauen und Mädchen auf die Straße herbeigebracht wurden, in Empfang genommen werden. Nach der Feier auf dem Domshof aber, wo der größte Theil des Zuges der glühendsten Mittagssonne ausgesetzt war, war die Ordnung nicht mehr aufrecht zu halten; ganze Reihen lichteten sich, immer schwächer wurde der Zug, je mehr sich der Weg verlängerte, die Strapazen sich mehrten, obgleich nun die Bevölkerung um so eifriger mit kühlenden und stärkenden Getränken aller Art beisprang, und in völliger Auflösung gelangte man gegen 2 Uhr auf den Festplatz. Leider entsandte der Sonnengott sogar einige tödliche Pfeile. Die Schützen aber verdienen keinen Vorwurf ob dieser Niederlage; äußerten doch Offiziere, welche sich unter den Zuschauern befanden, sie würden bei der obwaltenden Temperatur mit altgedienten Soldaten einen solchen Zug nicht gewagt haben.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, eine Chronik des Festes zu schreiben und alle einzelnen Ereignisse desselben zu verzeichnen; nur in seinen Hauptzügen wollen wir es zu schildern versuchen. Auch eine ausführliche Beschreibung des Festplatzes und seiner Anordnung müssen wir uns des Raumes halber versagen, obwol die in hohem Grade künstlerische Ausführung desselben wesentlich beitrug, die Besucher in eine gehobene festliche Stimmung zu versetzen. Auf der Fläche von einer Million Quadratfuß waren in weitem Bogen die Gebäulichkeiten aufgeführt, sodaß sie wie Schranken den Platz umgaben: im Westen die majestätische Festhalle, deren innerer Raum, abgesehen von einer nach dem Platze geöffneten Vorhalle und den umfangreichen Localitäten für Küchen und Vorrathskammern, 4000 Speisende Sitze gewährte; im Norden, dem hohen Eingangsportale gegenüber, die wie ein geöffneter Tempel vom Platze aus, von der Rückseite aber wie eine mächtige Burg anzuschauende Fahnenhalle, doppelt prächtig in dem Schmuck der Banner aller auf dem Feste vertretenen Schützenvereine; vor derselben die sehr sinnig erdachte und höchst gelungen in Gips ausgeführte Kolossalstatue der Germania; im Osten des Platzes, sodaß für eine weite Oeffnung nach dem Volksplatze zu Raum blieb, zwei große Tanzsäle mit langen als Restaurationszelte dienenden Flügeln, außerdem mehrere kleinere Hallen, theils für verschiedene Restaurationen, theils für die Kassen und Wachtmannschaften, für die Lesehalle, in der täglich 60—70 Zeitungen auflagen, für Post- und Telegraphenbureau, durch welche während des Festes ankommend und abgehend 2346 Briefe nebst 1144 Kreuzbändern und circa 1500 Depeschen befördert wurden. Sämmtliche Gebäude waren im altgriechischen Stil ausgeführt und hatten durch weißen Anstrich den Anschein von Quaderbauten erhalten. Man mochte zuerst denken, dieser Stil sei zu ernst und würdig für ein flüchtig

Digitized by Google

vorüberrauschendes Fest. Aber die künstlerische Berechnung erwies sich als vollkommen richtig: die Gebäude gewannen durch das bewegte Leben des Festplatzes; gerade diesem bunten und unruhigen Treiben gegenüber machten jene ruhig ernsten Massen, denen äußerlich nur durch den Schmuck der auf den Dächern angebrachten dreifarbigen Fahnen ihre festliche Stimmung aufgeprägt war, einen außerordentlich wohlthuenden und erhebenden Eindruck. Man behielt immer das Gefühl, daß man sich hier in einem geweihten Raume befand. Nur der in der Mitte des Festplatzes errichtete achteckige, oben in ein Thürmchen auslaufende, zierliche Gabentempel machte eine Ausnahme von diesem Stil, ohne deshalb die Harmonie des Ganzen zu stören. Hinter der Fahnenhalle befand sich die lange Schießhalle mit Schießständen für 150 Scheiben, in welcher nun vom frühen Morgen bis Sonnenuntergang die Büchsen der fleißigen Schützen nicht aufhörten zu knattern. Neben dem Festplatze, halb so groß wie dieser und mit ihm durch jene Oeffnung zwischen den beiden Tanzsälen verbunden, lag der sogenannte „Volksplatz", vorwiegend der Tummelplatz für diejenigen Massen, welche in Jahrmarktsfreuden ein besseres Genügen finden als in sinn- und gedankenvollern, das Gemüth erhebenden Festlichkeiten. Ob es nicht möglich ist, unsere nationalen Feste ohne diese störende Beigabe zu lassen? In der Mitte des Volksplatzes aber, jener Oeffnung des Festplatzes gegenüber, dem Zweck und dem Stil nach zu diesem gehörend, welchen sie auch durch ihre Lage gewissermaßen abschloß, war die Halle für die Marine-, Producten-, Gewerbe- und Industrieausstellung errichtet, der wir noch zu gedenken haben werden.

Ein Schützenfest ist zwar nicht ohne Schießen möglich, aber es sind doch andere Momente desselben von größerer und allgemeinerer Bedeutung. Wir bedauern es daher auch nicht sehr, uns in dieser Beziehung nur auf das Gutachten Sachverständiger verlassen zu müssen, dem zufolge im allgemeinen recht gut und durchschnittlich noch etwas besser als auf dem ersten Feste geschossen worden ist. Hervorheben wollen wir aber bei dieser Gelegenheit den trefflichen Secretärdienst der Schießhalle; an 150 Volksschullehrer versahen diese und ähnliche Arbeiten, sie hatten sich mit Freuden bereitfinden lassen, solche Ehrenposten im Dienste des nationalen Festes zu übernehmen. Die für die besten Schüsse auf den zehn Festscheiben (5 Feldfestscheiben: „Deutschland:', „Hermann", „Barbarossa", „Gutenberg", „Stein", und 5 Standfestscheiben: „Heimat", „Bremen", „Roland", „Smidt", „Hansa") bestimmten Preise barg der Gabentempel, fortwährend umlagert von Beschauern, die sich an der Pracht der eingelieferten Gaben (im Gesammtwerth von 31000 Thlrn. Gold) und an der dadurch bethätigten allgemeinen Theilnahme an dem nationalen Feste erfreuten. Wie funkelten hinter den

Digitized by Google

Fenstern die edeln Metalle, vor allem der aus 1000 Festthalern, der Ehrengabe der Stadt Bremen, kunstvoll gelegte bremer Schlüssel; wie prächtig glitzerten die zahlreichen Waffen, welche hier für tüchtige Schützen ausgesetzt waren! Auch der kunstverständige Sinn fand an manchen Preisen, namentlich an dem kostbaren reichen Schilde der Stadt Wien, seine Befriedigung. Ganz besonders erfreulich waren die reichen Ehrengaben, die von Deutschen im Auslande — in Honolulu, Batavia, San-Francisco, Kalkutta, Konstantinopel, Neuyork, Samarang ꝛc. — eingesandt waren, um so erfreulicher durch den Sinn, in welchem sie, wie die zahlreichen Zuschriften, die das Comité erhalten hatte, bewiesen, gespendet waren. Es war ein vortrefflicher Gedanke der Bremer, ihre Verbindungen mit den in aller Welt Enden zerstreuten Deutschen aufzubieten, um deren Theilnahme für das Fest zu gewinnen und auch zu ihnen die Festesgedanken hinauszutragen. Der glückliche Erfolg dieser Aufforderungen gestattete uns, nicht nur auf Deutschland in weitester Beziehung das Dichterwort anzuwenden:

Ob uns die See, ob uns die Berge scheiden,
So sind wir Eines Stammes doch und Bluts,
Und Eine Heimat ist's, aus der wir zogen,

sondern er erweiterte auch den Blick der Festgenossen über die Grenzen des Vaterlandes hinaus und erinnerte sie, daß überall Söhne desselben, treu ihrer Heimat, auch für deutschen Sinn und Geist thätig sind, daß die Aufgaben Deutschlands über die Meere reichen. Im übrigen scheint uns, zumal da außer diesen Ehrengaben bekanntlich noch eine sehr große Summe an Geldprämien gewonnen ward, die reiche Dotirung des Festes mit Preisen auch eine bedenkliche Seite zu haben, indem sie die Gewinnsucht reizt, wo nur Ehrgeiz erlaubt sein sollte. Wo bleibt auch Ehre und Auszeichnung, wenn viele Hunderte Preise davontragen können, abgesehen davon, daß es zu wenig ein Beweis für die innere und selbst für die physische Tüchtigkeit des einzelnen Mannes ist, einige gute Schüsse vor der Scheibe zu thun? Daß diese Auffassung auch im Volk eine mit gutem Grund ziemlich verbreitete ist, zeigte sich in der geringen Theilnahme, von der am letzten Tage die feierliche Vertheilung der 20 besten auf den Festscheiben errungenen Preise begleitet war.

Die Phantasie unserer Leser wird sich bereits ohne unsere Hülfe den Fest- und Volksplatz mit Besuchern bevölkert haben. Die Scharen fröhlicher Menschen, die sich da umhertrieben, waren Tag für Tag während des Festes so zahlreich, wie nur irgend erwartet werden konnte. Im allgemeinen herrschte eine sehr muntere und freie Beweglichkeit, wenn auch vielleicht nicht die volle süddeutsche Leichtigkeit und Ungezwungenheit im gegenseitigen Verkehr und Aneinanderschließen. Zu berücksichtigen ist übrigens, daß namentlich während der ersten Tage des

Digitized by Google

Festes die ganz außerordentliche Hitze nothwendig erschlaffend und niederdrückend auf die Stimmung wirken und es den Menschen noch erschweren mußte, aus sich herauszugehen. Die Vorwürfe, welche hier und da erhoben wurden, als habe es an dem rechten volksthümlichen Ton gefehlt, oder als wären gar die Bremer ihren Gästen steif und unfreundlich begegnet, sind uns entweder als beabsichtigte Entstellungen oder als Ausflüsse schlechtbeherrschter übler Laune, zu der die tropische Temperatur oder dieser und jener kleine Misstand den zufälligen Anlaß gegeben haben mag, erschienen. Von einer Fernhaltung der sogenannten höhern Stände von dem Feste oder von einer Absonderung der verschiedenen Gesellschaftsklassen auf dem Festplatz haben wir vollends nichts bemerkt. Nachmittags und abends waren natürlich die glänzendsten Zeiten des Festplatzes. Solange der Tag vorhielt, wurden der Raum um den Gabentempel und das hohe Dach der Fahnenhalle, welches einen entzückenden Ueberblick über den Festplatz und die hinter demselben sich ausdehnende Stadt gewährte, nach der andern Seite aber den Wettkampf in den Schießständen übersehen und den Blick über die weite grüne Ebene schweifen ließ, von Besuchern nicht leer. Breitete sich endlich der Abendhimmel mit seinen Sternen über den Festplatz aus, den dann Tausende von Gasflammen erhellten, so gewann derselbe noch vermehrten Reiz und es erhöhte sich der malerische Eindruck der zahlreichen wandernden, sitzenden, auch wol auf dem Rasen liegenden Gruppen. Besonders ausgezeichnet waren die beiden Abende, an denen die Fahnenhalle zur Sängerhalle ward. Da stellte sich zwischen den Fahnen ein Orchester von 150 Musikern und ein Männerchor von 600 Sängern auf, und es erfolgten nun abwechselnd etwa eine Stunde lang Gesang- und Musikvorträge, wozu sehr verständig nur bekannte, allgemein ansprechende Orchesterstücke, wie Mendelssohn's „Hochzeitsmarsch", Rossini's „Tell-Ouverture" 2c. und die nie ihren Eindruck verfehlenden Volkslieder (Lützow's Jagd, Arndt's Vaterlandslied, „Aennchen von Tharau" 2c.) gewählt waren. Eine glücklichere Wirkung der Musik von großen Massen und auf eine große Zuhörermenge dürfte selten erreicht sein; wiewol letztere auf 40000 Menschen geschätzt werden konnte, lauschte alles andächtig den herzergreifenden Weisen, und so war es, dank der trefflichen Akustik der Halle, möglich, noch in weiter Ferne die prachtvollen Klänge deutlich herübertönen zu hören. Die Musik erwies sich hier, in so geschickter Anwendung, als ein ganz besonders glückliches Mittel zur Belebung und Erhebung der Gemüther; sie sollte, in so würdiger und maßvoller Weise ausgeführt, keinem Volksfeste fehlen.

Die hervorragendste Bedeutung unter den Gebäuden des Festplatzes nahm indeß doch die große Festhalle in Anspruch. In ihr versammelte sich allmittäglich eine gemeinsame Tafelrunde, nur am ersten Tage

Digitized by Google

fast ausschließlich aus Schützen, an den übrigen Tagen aber aus einer mindestens ebenso großen Zahl von andern Gästen, Herren und Damen, bestehend, die neben der leiblichen auch ganz besonders geistige Nahrung erwartete. Von der erstern wollen wir nicht viel Aufhebens machen, aber gern anerkennen, daß sie als Massenbewirthung durchaus genügend, obwol ein wenig kostspielig war. Die Hauptsache waren natürlich die Reden, die von der Tribüne der Festhalle herab gehalten wurden. Ihr Zweck kann oder sollte kein anderer sein, als den Festgenossen den Gedanken des Festes klar vor die Seele zu führen, der Theilnahme und Begeisterung für diesen Gedanken mannichfaltigen Ausdruck zu verschaffen, mit andern Worten also die Gemüther durch die Hinweisung auf das Ziel unserer nationalen Bestrebungen zu erheben und die Tugenden der Vaterlandsliebe zu predigen. Daher gehören auf die Tribüne eines nationalen Festes gewiß die politischen Tagesfragen, aber in bestimmter Begrenzung, keine Parteipolitik; nur dasjenige darf erhoben und gefeiert werden, was alle oder die Mehrheit der Nation, mindestens der Festgenossen, als erwünschten Erfolg oder ersehntes Ziel betrachten. Ein einzelner geistvoller und bedeutender Redner, dem der richtige Takt für die Beurtheilung seines Publikums beiwohnt, mag sich einmal gelegentlich über diese Regel hinwegsetzen dürfen; im allgemeinen wird sie gültig bleiben müssen, wenn nicht der Stimmung des Festes Eintrag geschehen soll. Billigung verdiente daher die Vorschrift des mit der Sorge für die geistige Unterhaltung der Tafelrunde beauftragten Preßcomité, daß an jedem Tage der erste Trinkspruch dem Vaterlande gelten solle; für die Variation dieses Themas war dadurch gesorgt, daß an dem einen Tage das deutsche Volk, am andern die deutschen Städte, das deutsche Lied, die deutsche Heimat, das deutsche Meer als die vorzugsweise anzuschlagende Saite bezeichnet waren. Zu berücksichtigen ist überdies, daß etwaige Wiederholungen derselben Gedanken um so unbedenklicher erschienen, da bei dem Ab- und Zuströmen der von der Feststadt angelockten Fremden der größere Theil der Tafelrunde täglich wechselte.

Jene Regel ist nun allerdings im ganzen beobachtet worden. Ein Versuch, für die preußenfeindlichen Tendenzen des schleswig-holsteinischen Stammesparticularismus Sympathien zu erregen, kam bei einer so norddeutsch gefärbten Versammlung vor die unrechte Thür und war ein Beweis für die Richtigkeit jener Grundsätze. Wir dürfen, um gerecht zu sein, nicht verschweigen, daß der schwäbische und der schleswig-holsteinische Redner, welche am zweiten Tage die Lehre von der Selbstbestimmung des Volks in die Forderung der Selbstbestimmung des einzelnen Stammes verwandelten, von vielen Anwesenden mit lautem Zuruf ermuthigt wurden — ein Zeugniß für einen Rückschritt der öffentlichen

Digitized by Google

Meinung, den wir vorzugsweise der falschen Methode der heutigen preußischen Politik verdanken; aber auch der nun unvermeidliche laute Widerspruch eines mindestens ebenso großen Theils der Versammlung und der hierdurch veranlaßte Lärm in den festlichen Räumen konnte natürlich nur einen widerwärtigen Eindruck hinterlassen. Weitere unangenehme Folgen wurden vermieden, da das Comité sofort jegliche Debatte über die angeregten Streitfragen abschnitt. Im übrigen blieb jeder Mißton aus den Reden der Festhalle entfernt. Andererseits wurde die gewiß berechtigte Erwartung, von der Tribüne des nationalen Festes nur oder wenigstens viel Ausgezeichnetes, an Form und Inhalt Vollendetes zu hören, an wenigen Tagen erfüllt; Bennigsen und Miquel, die bekannten gefeierten Redner des Nationalvereins, waren fast die einzigen Männer auf der Rednerbühne, deren Auftreten sofort die allgemeine Aufmerksamkeit rege machte: ein nicht unwesentlicher Vortheil, um sich solchen Massen gegenüber Gehör zu verschaffen. Ihre Worte, dem deutschen Vaterlande und seinen Farben, und den Deutschen im Auslande gewidmet, entzückten oder erhoben alle Hörer. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß beide an Einem Tage sprachen. Unter den Rednern bisher unbekannten Namens tauchten zwar einige tüchtige Kräfte auf, aber nur Ein wirklich hervorragendes Talent. Ein solches offenbarte sich nämlich in Hrn. Consfeld von Bielefeld, der mit einer nüchternen und verständigen Anschauung eine ganz außerordentliche Gabe, die Herzen zu erwärmen und die Hörer mit sich fortzureißen, verband und von allen Rednern am sichersten den rechten Ton des Festes traf. Als Verlobungsfeste des deutschen Volks stellte er dessen nationale Feste dar: sie dienten, um das Gelübde der ewigen und unlöslichen Verbindung der verschiedenen Stämme abzulegen, sie seien Vorbereitungen für die „hohe Zeit" des deutschen Volks, als Brautwerber sollten sich fortan die Festgenossen fühlen. Eine weihevolle, fast religiöse Stimmung war durch solche Worte über die Versammlung gekommen, und es war ein wirklich ergreifender Augenblick, als dieselbe die Frage des Redners: „Wollt ihr werben für diese Idee?" mit einem einmüthigen, brausenden „Ja, wir wollen es" beantwortete. Dieses ohne alle Verabredung den Herzen entquellende, allein von dem Augenblick eingegebene Gelübde möchten wir gern als ein Zeugniß für die Grundstimmung einer großen Zahl der Festgenossen festhalten und als eine Mahnung ansehen an die schöne Aufgabe, welche sich redegewaltigen patriotischen Männern auf unsern nationalen Festen darbietet. An manchen erhebenden und herzerfreuenden Momenten fehlte es freilich auch außerdem nicht: bald versicherte ein Tiroler, daß auch in seinem Lande trotz der Anstrengungen der Finsterlinge für die geistige Freiheit und für die Anerkennung des nationalen Gedankens eifrig und nicht mehr erfolglos gerungen würde; bald erzählte ein anderer deutscher

Digitized by Google

Grenzwächter aus der sogenannten Wasserpolackei von den schweren aber stählenden Kämpfen in seiner Heimat gegen die panslawistischen Bestrebungen und schilderte den stärkenden Eindruck, den er von solchem Feste der vereinigten Deutschen in seine Heimat mitnehme; bald wurden Grüße und Zuschriften verkündet, die aus weiter Ferne, zum Theil von deutschen Colonien in andern Welttheilen, an die Festgenossen gerichtet waren.

Und dennoch sind wir in Bremen wie in Frankfurt mitunter zweifelhaft geworden, ob solche Massenbankete eine zweckmäßige Einrichtung dieser Feste seien. Sie erschweren es nicht nur häufig, den Ansprüchen an die leibliche Verpflegung volles Genüge zu thun, sondern sie berauben auch eine große Menge der Theilnehmer der von der Rednerbühne gehofften geistigen Anregung. Trotz der vortrefflichen Akustik und Einrichtung der bremischen Festhalle, die von allen Plätzen einen Blick auf die Rednerbühne gestattete und in dieser Beziehung schwer zu übertreffen sein möchte, war es im glücklichsten Falle nur den ersten Rednern möglich, allen oder auch nur der Mehrzahl der Festgäste, wenn die Halle leidlich gefüllt war, verständlich zu werden. Die Ruhe einer Kirchenversammlung ist an einer großen und fröhlichen Mittagstafel höchstens auf kurze Zeit herzustellen. Bei den besten Anordnungen wird doch häufig der Geschäftseifer der Bedienung und die Begierde mancher Gäste nach Speise und Trank zur Unzeit Erfüllung suchen; andere drängen zur Tribüne, um besser den Worten der Redner lauschen zu können; noch andere, die darauf bereits verzichtet haben, wollen sich nun wenigstens durch fröhliche Unterhaltung in ihrer nächsten Umgebung Ersatz für den verlorenen Redegenuß verschaffen: so entstehen nur allzu oft Augenblicke allgemeiner Unruhe, welche die besten Eindrücke wieder zu verwischen und aufzuheben geeignet sind. Wie da abzuhelfen sei, scheint uns eine im Interesse unserer Feste sehr des Nachdenkens werthe Frage zu sein. Nahe liegt allerdings der Gedanke, eine Anzahl kleinerer Festtafeln einzurichten. Nur entbehrt man dabei eines wichtigen Mittels, den gegenseitigen Verkehr und das Bekanntwerden recht vieler Festgenossen untereinander zu beleben, und des mächtigen Eindrucks, den der einstimmige Jubel einer großen Festversammlung, das Bewußtsein, mit so vielen den gleichen erhebenden Gedanken sich hinzugeben, und selbst die erklärliche und nicht eben gefährliche Täuschung, daß die Versammlung der Festhalle die Stimmung aller Festgenossen repräsentire, auf den einzelnen hervorbringt. Vielleicht dürfen wir auch in dieser Hinsicht von der Zeit Besserung erwarten und hoffen, daß, je mehr unsere nationalen Feste sich einbürgern, um so mehr auch unser Volk an der auf diesem wie auf vielen andern Gebieten wünschenswerthen Disciplin gewinnen werde.

Digitized by Google

Aber nicht blos mittags versammelte die prächtige Halle zahlreiche Gäste, in der Regel war sie sogar in den spätern Stunden des Tages noch besuchter. Hatte ein glücklicher Schütz einen Becher geschossen, so begleiteten ihn wol seine Landsleute zum Gabentempel und von dort in die Festhalle, um denselben einzuweihen. Hier fanden sich überhaupt größere und kleinere Gesellschaften zusammen, hier wurden am bequemsten neue Bekanntschaften angeknüpft und befestigt, hier ließ es sich am besten abends ausruhen und von den Ereignissen und Zwecken des Festes Unterhaltung pflegen. Es hatte einen ganz besondern Reiz, in der erleuchteten Halle umherzuwandeln um die großen und kleinen fröhlichen Gruppen, welche die Tische besetzt hielten, zwischen den zahlreich vertretenen Schützen die übrigen Gäste, Bekannte und Unbekannte, Gelehrte, Kaufleute, Handwerker, Beamte, Männer und Jünglinge, Frauen und Mädchen, Kinder der Ebene und der Berge, in demselben Raume vereinigt ungezwungener Fröhlichkeit sich hingeben zu sehen und in ihrem verschiedenen Gebaren zu betrachten. Nicht eher wurde die Halle leer, bis nach dem zwölften Glockenschlage eine Abtheilung von Wehrmännern unter Trommelschlag einrückte und, die Halle durchziehend, die noch anwesenden Gäste zum Aufbruch mahnte.

Wir können uns nicht versagen, hier ein Wort der Anerkennung den braven Turnern und Wehrmännern, welche letztere eine besondere Abtheilung der bremer Turnvereine bilden, zu zollen, die den höchst mühevollen Ordnungs- und Polizeidienst auf dem Fest- und Volksplatz bei Tage und bei Nacht versahen. Sie erfüllten ihre Aufgabe mit einer Hingebung und einem Ehr- und Pflichtgefühl, als hänge von ihrer Pünktlichkeit das Gelingen des Festes ab. Die Strenge, welche sie dabei gegen sich selbst ausübten, verschaffte ihnen auch die nöthige Autorität bei dem Publikum. Der folgende Vorfall charakterisirt den tüchtigen Geist dieser Truppe. Ein Wehrmann, der an einem heißen Platze auf Posten stand, war bei der Ablösung vergessen worden und klagte Vorübergehenden seinen Durst. Die Wache, der dies gemeldet ward, sandte sofort leibliche Erquickung und Ablösung für den Erschöpften; aber vom Commando derselben wurde ihm bedeutet, für die nächsten drei Tage bedürfe man seines Dienstes nicht, denn ein rechter Wehrmann müsse solche Strapazen ertragen können und am wenigsten auf dem Posten seine Erschöpfung kundgeben. Diese gewissenhafte und unermüdliche Diensterfüllung bewirkte, daß die auf dem Platze stationirten Polizeibeamten kaum je thätig zu werden brauchten und von dem Publikum fast unbemerkt blieben. Es liegt darin aber auch eine Mahnung, an den Festen, welche wir im Interesse unserer nationalen Wehrhaftigkeit feiern, den Turnern und Wehrmännern nicht blos den Ordnungs- und Sicherheitsdienst zu übertragen, sondern sie selbst diese

Digitized by Google

Feste mitfeiern zu lassen. Gilt es da, physische Tüchtigkeit und männlichen Muth, Leibesgewandtheit und geistige Frische, Herrschaft über die eigene Natur, Disciplin und vaterländischen Sinn zur Anschauung zu bringen, zu ehren und zu pflegen, so sind hierzu unsere Turn- und Wehrvereine, denen so ziemlich überall in Deutschland die Blüte der männlichen Jugend angehören wird, und ihre Spiele und Uebungen nicht minder geeignet als die Schützen, und eine Vereinigung dieser Kategorien zu gemeinsamen Festen würde gewiß für sie selbst förderlich sein und den Reiz der Feste für die übrigen Theilnehmer so wie die segensreiche Wirkung derselben bedeutend erhöhen.

Die Tage des Festes verrauschten schnell auch für den, der sie alle durchkostete. Denn durch den Zuzug immer neuer Festgenossen, durch Unterhaltungen wie jene schon erwähnten Musikaufführungen oder wie die Corsofahrten, welche an den lauen Abenden zu Dampfschiff auf der Weser bei prächtiger Beleuchtung der Ufer des Stromes gemacht wurden, durch Ausflüge auf die nahe See, durch Beschauen der mancherlei Interessantes bietenden Feststadt selbst fehlte es an Abwechselung nicht. In der zweiten Hälfte des Festes minderte sich die Zahl der Schützen und der übrigen Besucher. Ein Verein nach dem andern rüstete sich zur Abfahrt und holte seine Fahne aus dem Tempel der Germania ab. Da gab es noch manche schöne und ergreifende Scene, wenn die Gäste der Feststadt ihren Dank aussprachen und mit herzlichem Glückauf zur Heimfahrt und der Hoffnung auf Wiedersehen in der nächsten Feststadt entlassen wurden. Zuletzt waren nur noch die Fahnen des Schützenbundes, die eigenen und die ihm von andern Vereinen geschenkten, um die Germania versammelt. Am Nachmittag des letzten Tages, nach der Vertheilung der Preise, wurden auch sie aufgenommen und in feierlichem Zuge von dem Bremer Schützenverein, dem Vorstand des Schützenbundes, den Comités und den noch anwesenden wenigen Gästen in das altehrwürdige Rathhaus Bremens geleitet, wo der Senat der Stadt ihnen sichere Obhut zugesagt hatte. Der in der herrlichen hohen Halle des Rathhauses stattfindende Act der Uebergabe der Fahnen an den Vertreter des Senats, welcher ihnen den Platz neben der Fahne einzuräumen versprach, unter der die Freiwilligen Bremens 1813 in den heiligen Kampf gezogen seien, weil sie, wenn auch nicht bestimmt, gegen den Feind geführt zu werden, doch denselben Gedanken des Einen und einheitlichen deutschen Vaterlandes repräsentirten, schloß das Fest.

Unser Bericht würde indeß unvollständig bleiben, wollten wir nicht schließlich auch einiger bedeutsamen Anregungen gedenken, die zwar nicht mit den eigentlichen Zwecken des Festes zusammenhingen, aber doch vorzugsweise für die Festtheilnehmer bereitet waren und dem Aufenthalt in Bremen während der Festtage einen vermehrten Reiz verliehen. Es

Digitized by Google

gehört mit zu den Vorzügen nationaler Wanderfeste, daß sie das eigenartige Leben und Treiben der verschiedenen Gegenden zu allgemeiner Anschauung bringen und über die besondere Art wirthschaftlicher Arbeit, durch welche sie sich an der Förderung des Nationalwohlstandes betheiligen, weiteres Verständniß verbreiten. Die Dürftigkeit der bremischen Gegend in landschaftlicher Hinsicht legte es besonders nahe, die Gelegenheit zu benutzen, um für anderweitige Erholung und Ausspannung der Gäste zu sorgen. Für Binnenländer mußte es jedenfalls besonders anziehend sein, das von dem Wesen anderer Orte so verschiedene Leben und Treiben einer Seehandelsstadt kennen zu lernen. Gründlichere Beobachtungen darüber zu machen, wird freilich bei der allgemeinen Festesaufregung, von der natürlich auch die Bevölkerung der Feststadt angesteckt war, nur wenigen vergönnt gewesen sein. Aber dank dem Erfindungs- und Speculationsgeist der Bremer waren Einrichtungen getroffen, um die Haupteigenthümlichkeiten ihrer Stadt, das See- und Schiffahrtsleben und das Handelsgeschäft, allen vor die Augen zu führen. Die Stadt liegt zwar bekanntlich 10 Meilen vom Meere und noch 7 Meilen von ihrem Seehafen entfernt, und auf dem Strome treiben sich dort in der Regel neben Booten nur Leichterschiffe und Küstenfahrer umher. Aber in kurzer Zeit ist Bremerhaven auf der Eisenbahn erreicht, das schon als Standquartier der ersten deutschen Kriegsflotte den Theilnehmern des nationalen Festes ein des Besuches würdiges Ziel war. Solche Erinnerungen wurden nun in frohe Hoffnungen für die Zukunft verwandelt, wenn man das geschäftige Treiben der aufblühenden Stadt betrachtete, die großartigen Hafenanlagen und die in ihnen versammelten Schiffe der verschiedenen seefahrenden Nationen bewunderte, oder den Blick über den mächtigen hier schon zum Meere sich ausweitenden Strom schweifen ließ. Vielfache Gelegenheiten boten sich dar, ein Stück der See selbst kennen zu lernen: große und kleine Dampfer, vor allen eins der für die transatlantischen Fahrten bestimmten prächtigen Dampfschiffe des Norddeutschen Lloyd, brachten Tausende fröhlicher Gäste bis zu der rothen Felseninsel Helgoland, welche die Engländer, wie man gewöhnlich sagt, den Dänen, in Wahrheit aber — denn sie gehörte zu Schleswig — den Deutschen geraubt haben. Hier, wo die Luft so rein und frei wie auf den Bergen weht, erquickte sich das Herz nicht blos an den großartigen Naturschönheiten der See, sondern mit überzeugender Gewalt trat hier der Gedanke vor die Seele, daß das zukünftige Deutschland eine Seemacht sein müsse. Ein schönes Zeugniß für den erhebenden Eindruck dieser Fahrten war die praktische Bethätigung desselben: zahlreiche Gäste aus dem Binnenlande haben sich während der Fahrten als Mitglieder des kürzlich begründeten Deutschen Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger eingezeichnet,

Digitized by Google

der in alle deutschen Gaue die Mahnung ruft: „Gedenket unserer Brüder zur See!"

Zur Befestigung und Vervollständigung dieser Eindrücke, zum Beweise der Zweckmäßigkeit, oder, wie man in Bremen sagt, der „Nothwendigkeit" des Seefahrens diente die obenerwähnte Ausstellung von Marinegegenständen und Rohproducten, welche sich neben dem Festplatze befand und nach Verdienst eine außerordentliche Anziehungskraft auf die Besucher des Festes ausübte. In demselben Gebäude war auch eine Ausstellung von bremischen Gewerbe- und Industrieerzeugnissen zu sehen, die ein recht hübsches Bild des bekanntlich erst im Aufblühen begriffenen bremischen Gewerbfleißes lieferte, aber doch mehr locale Bedeutung hatte. Jener andere Theil des Gebäudes aber vereinigte erstens alles, was zur Veranschaulichung des Seewesens dienen konnte: Modelle aller Arten von Schiffen und ihrer einzelnen Theile, ferner von Häfen, Leuchtthürmen und andern Seezeichen und von allen möglichen zur Ausrüstung eines Schiffes gehörenden Gegenständen. Sodann fanden sich hier Proben aller der Rohproducte ausgestellt, die seewärts über Bremen eingeführt werden und also die Hauptgegenstände des bremischen Handels bilden. Um die Mannichfaltigkeit und das Interesse dieser Ausstellung anzudeuten, genüge es hier, die Klassen derselben aufzuführen: Mineralien und chemische Rohproducte, Nahrungsmittel, Gewürze und Genußmittel (worunter 130 Sorten Taback, 113 Sorten Kaffee, 55 Sorten Thee), Futterstoffe, Gespinststoffe (wobei über 150 Sorten Baumwolle), Polsterwaaren und Flechtstoffe (darunter die prächtigen Pelze), Gerb- und Färbstoffe, Fette und Oele, Bau- und Nutzhölzer, Droguen, Gummi und verwandte Stoffe, und endlich noch verschiedene Waaren, unter denen neben den Hörnern, Knochen und Zähnen die Guanos und ähnliche Stoffe besonders bemerkenswerth waren. Dieser Theil der Ausstellung gab nicht blos dem Gelehrten Gelegenheit zur Vervollständigung seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse oder dem Praktiker zur Vermehrung seiner Waarenkunde, sondern sie setzte ganz besonders auch den Laien, zumal da man stets einige gefällige Seeleute und Handeltreibende im Ausstellungsgebäude zu erwünschter Erläuterung bereit fand, selbst bei flüchtigem Besuch in den Stand, seine Begriffe von der Bedeutung des Handels für die Gesundheit, Annehmlichkeit und Verschönerung des Lebens zu erweitern und zu berichtigen, sowie die Beziehungen, welche derselbe unter den Völkern der Erde hervorruft, und den gegenseitigen Einfluß, der daher zwischen ihm und allen großen Weltereignissen besteht, gründlicher als bisher zu schätzen. Keine bessere Lehre als die, welche diese Ausstellung dem offenen Sinne eines jeden Besuchers aufdrängte, konnte die zweite Seehandelsstadt Deutschlands ihren Gästen auf den Weg mitgeben.

Digitized by Google

Von einem nationalen Feste sind keine unmittelbaren Erfolge zu erwarten; es kann namentlich nicht direct und plötzlich eine Aenderung der bestehenden Zustände bewirken, es soll Erhebung in die Gemüther des Volks ausgießen, patriotische Gedanken wach rufen, edle und männliche Entschließungen befestigen. Ob und in welchem Grade es diese Folgen gehabt habe, auch das ist schwer zu messen. Es gleicht der Sonne, die Gute und Böse bescheint, hierhin unbehindert ihre wärmenden Strahlen entsendet, dort zwar in ihrer Wirkung durch Wolken gehemmt wird, aber doch deshalb nicht vergeblich aufgegangen ist. Auch ihr Werk ist nicht nach Einem Tage zu bemessen, erst im Laufe der Zeit wird ihre Wirkung offenbar. So treffen die erwärmenden und belebenden Gedanken, die wie Strahlen von einem solchen Feste ausgehen, alle ihr Ziel, wenn sie auch in manchen Gemüthern, durch die Wolken des Eigennutzes, der Sinnenlust oder der Charakterschwäche gebrochen, nicht zu voller Wirkung gelangen. Bei den vielfachen Anregungen, welche das Fest in Bremen bot, dürfen wir seines belebenden und erfrischenden Einflusses auf die Theilnehmer nicht nur, sondern auch auf weitere Kreise der Nation gewiß sein, obwol es nicht einen so unmittelbar erhebenden, wir möchten sagen berauschenden Eindruck wie das Fest in Frankfurt hinterlassen haben mag. Der Umstand, daß es das zweite Fest war, und das Vorwiegen des norddeutschen Elements hatte die Gesammtstimmung nüchterner gefärbt. Auch die Entdeckung, welche unsere süddeutschen Brüder hier machten, daß in Norddeutschland eine andere politische Strömung geht, die bei nationalpolitischen Berechnungen nie außer Acht zu lassen ist, daß man ein Bismarck'sches Regiment nicht lieben und doch Preußen an die Spitze gestellt wünschen, den Fürsten grollen und doch die Monarchie vertheidigen kann, solche Entdeckung mußte gerade auf die von Natur belebtesten Festgenossen ernüchternd wirken und erst überwunden werden, ehe die eigentliche Festfreude wieder zum Durchbruch kam. Aber gerade in solchen Erfahrungen lag auch der Werth des Festes; man ist sich darum um nichts fremder geworden, man hat sich im Gegentheil besser kennen und verstehen gelernt und wird um so eher den rechten Weg zur Einigung finden. „Deutschland über alles", dieser Grundsatz unserer nationalen Feste, wird doch die Losung im Norden und Süden unsers Vaterlandes bleiben, ja immer mehr werden, je gründlicher man sich in seinen übereinstimmenden und abweichenden Anschauungen, seinen Sympathien und Antipathien kennen lernt.

Und so denken wir froh an die dritte Feststadt, an Wien, und wünschen ihr, obwol sie außer dem „Reiche" liegt, recht zahlreichen Zuzug von Schützen und andern Gästen auch aus Norddeutschland. Daneben wünschen wir ihr besonders zweierlei: ein vernünftiges Re-

Digitized by Google

giment, welches wie in den freien Städten Frankfurt und Bremen dem freien Mannesworte eine freie Stätte gewährt; sodann einen sparsamen Sinn der Festbehörden, welcher, statt Luxus mit Luxus zu überbieten, den Festen ein Kleid anzuziehen suche, wie es sich für das wehrhafte, kräftige, selbstbewußte deutsche Bürgerthum schickt und nothwendig ist, um uns solche Feste zu erhalten. Wenn irgendwo, so war in Bremen in diesem Punkte gefehlt worden; möge die Nachfolgerin es durch einfache Ausstattung, bei welcher die Kunst nicht zu kurz zu kommen braucht, zu übertreffen verstehen, so wird sie sich mehr als durch Festespomp den Dank der Nation erwerben.

Arthur Schopenhauer's Briefe an Dr. David Asher, in den Jahren 1855—1860.

III.

20.

Werther Herr Dr. Asher!

Ich hätte Ihnen längst geschrieben, wenn ich nicht seit 6 Wochen mit allen Hunden gehetzt gewesen wäre. Brockhaus hat so geeilt, daß ich fast täglich einen Bogen zu korrigiren hatte, wozu ich 3 bis 4 Stunden gebrauche, — und dann die Aushängebogen aufmerksam zu durchlesen! Dazu andrerseits die Bildhauerin Ney (Großnichte des Marschalls) aus Berlin hergekommen, meine Büste zu machen: diese ist so eben vollendet und ausgestellt: Alle finden sie unübertrefflich ähnlich, dazu schön gearbeitet. Ein Bildhauer ist schlimm daran: er kann, wie der Kupferstecher, sein Werk 1000 Mal wiederholen; allein er hat nicht, wie dieser, einen Verleger, der es anzeigt, sondern muß seine Hoffnung auf die Journalisten stellen. Daher habe ich den Dr. Brockhaus gebeten, wenn die Büste in Leipzig sich gezeigt haben wird, einen Artikel darüber in den Litt. Blättern zu machen. Eben so nun bitte ich Sie, der Sie mit Manchen Journälen in Verbindung stehn (Morgenblatt!) ein gleiches zu thun, zu Gunsten der Künstlerin.

Do, — there's a good fellow. (Bitte, mein Bester!)

Herzlichen Dank für Ihr Büchelchen [1]): aber da es, bis auf ein paar Noten, nicht mehr enthält, als die Programm-Auflage, welche größer und schöner gedruckt ist, und Sie so wenige Exemplare haben,

[1]) Meine oben (Brief 19) erwähnte Programmschrift erschien unter dem dort (Anmerkung 2) angeführten Titel in Separatausgabe bei Trübner in London und C. Fleischer in Leipzig 1859.

Digitized by Google

werde ich mir erlauben, Ihnen dieses, als mir überflüssig und Ihnen nöthig, nächstens zurückzusenden.

Vielen und aufrichtigen Dank für Ihre litterarischen Notizen! am meisten für die der Novellen-Zeit. — und der Konstitutionellen: denn von Beiden hätte ich ohne Sie nichts erfahren, und habe müssen die Blätter kommen lassen. Die in der Nov.-Ztg. [1]) ist von einem Dresdner Advocaten, den der Baron E. mir vorstellte, dessen Namen ich aber vergessen habe, ich sprach am Abendtisch mit dem Herrn, von der Leber weg, ohne zu ahnden, daß Alles was ich sagte, in die Zeitung käme: welche abscheuliche Indiskretion! Im Ganzen ist was er mich sagen läßt wahr, aber die Geschichten sind zum Theil ganz verballhornt, z. B. die über Kammerdiener, über Kant, und die Photographen, in welcher letztern er 3 verschiedene Geschichten in Eine zusammengegossen hat. — Die Madame in der Novellen-Zeit. [2]) ist augenscheinlich erbost, daß ich nicht mit ihr habe konversiren wollen, sondern mein taubes Ohr vorschützte: — das hätte nämlich einen Artikel geben sollen, die Zeche im Hotel zu bezahlen! Aber mit mir war nichts zu machen. Also mit der Bentley Review ist nichts. [3]) Die Engländer, wie die Franzosen, tragen sich noch immer mit den von den Deutschen abgelegten Lumpen, — ich meyne mit den drei Sophisten: Wird bald anders kommen. Nach Urtheil des Economist ist jetzt die National Review die eigentlich philosophische.

Quandt's Buch [4]) ist mir nicht übersandt worden, vielleicht durch Schuld der Buchhändler: habe es aus dem Laden gehabt und darin geblättert: mein guter alter Freund verstieg sich darin in Dinge, die über seiner Sphäre lagen.

---

[1]) Irrthümlich für „Constitutionelle Zeitung" (1. Oct. 1859). Vgl. Lindner, ut supra, S. 123.

[2]) Vom 14. November 1859.

[3]) Ich hatte ihm den Bericht eines meiner Freunde in London über den betreffenden Artikel mitgetheilt, der also lautete: „I read through the article on German philosophy which is short and not very profound. It makes no mention of Schopenhauer's, but principally dwells on Schelling, Fichte and Hegel, and the gist of the whole is, that as all these philosophers have assumed unity as the ultimate basis of all, and this has not led to a satisfactory result, let somebody set out from Dualism."

(Ich habe den Artikel über deutsche Philosophie, der kurz und nicht sehr gründlich ist, durchgelesen. Er erwähnt die Schopenhauer's nicht, sondern verweilt hauptsächlich bei Schelling, Fichte und Hegel, und der Kern des Ganzen ist: da alle diese Philosophen die Einheit als letzte Grundlage aller Dinge angenommen haben, und diese Annahme zu keinem befriedigenden Resultate geführt hat, so möge jemand vom Dualismus ausgehen.)

[4]) S. Anhang, S. 371.

Digitized by Google

Rosenkranz, im 2ten Band seiner logischen Uebäh [1]) macht mich schlecht und widerlegt mich, daß es eine Freude ist. — Noak im 2ten Bd. über Schelling belehrt uns, daß ich Alles von Fichte und Schelling gestohlen habe. — Carrière [2]) läßt nur nebenher ein Paar Worte über mich fallen. Sie hoffen mich zu Grabe getragen zu haben: sollen sich wundern!

„Den Teufel merkt das Völkchen nicht,
Und wenn er sie beim Kragen hätte."

Göbel's Kupferstich, nach seinem Bilde, ist so gut wie fertig, wird bald erscheinen.

Sie können mir keinen größern Gefallen thun, als durch Mittheilung alles dessen, was über mich geschrieben wird, so weit Sie es bemerken. Denn gewiß erfahre ich nicht die Hälfte davon. Hier ist Abdera. —

Der Druck der 3ten Auflage [3]) ist vollendet: ich habe Brockhaus beauftragt, Ihnen ein Exemplar zuzustellen, welches ich anzunehmen bitte, als ein Zeichen meiner Anerkennung Ihrer Verdienste in philosophiam meam. Die Anmerkung Bd. 2, p. 39, wird Ihnen zu lachen geben. Somit wünsche Ihnen gute Gesundheit.

Frankfurt, 10. November 1859.

Arthur Schopenhauer.

21.

Werther Herr Dr. Asher.

Ich habe Ihnen noch meinen Dank abzustatten, für Ihre Theilnahme an meinem Geburtstag: es wäre früher geschehn, hätte ich nicht auf die neue Schrift [4]) gewartet, welche Sie mir in Ihrem Briefe als nächstens nachkommend verhießen. Ich habe kein Exemplar von Ihnen erhalten, jedoch eines gekauft, wiewohl gegen meine Absicht. Der Buchhändler schickte mir eins zur Ansicht, und in dem Wahn, es wäre von Ihnen für mich eingeschickt, schnitt ich es sofort auf, habe es also behalten müssen. Jedoch habe ich es nicht gelesen; ich stieß nämlich sogleich auf S. 32 und auf die Anmerkung S. 44, darin die Hauptreligion auf Erden [5])

---

[1]) „Wissenschaft der logischen Idee." Theil 2. „Logik der Ideenlehre" (Königsberg 1859), S. 326, 413, §. 417.

[2]) In seiner „Aesthetik" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1859).

[3]) Seines Hauptwerkes.

[4]) Mein: „Der religiöse Glaube. Eine psychologische Studie. Als Beitrag zur Psychologie und Religionsphilosophie." (Leipzig, Arnold, 1860.)

[5]) Er meint: die buddhaistische. Was es mit dieser Schrift für eine Bewandniß habe, ist im Vorwort zu derselben von mir auseinandergesetzt worden. Welche

Digitized by Google

quite cooly (sic) (ganz kaltblütig) ignorirt wird: demnach ist dieses Buch mir ganz antipathisch, und bleibt ungelesen.

Ich hatte auch sonst keine Eile, Ihre Briefe zu beantworten, da solche keine mich berührende Notiz enthalten, dergleichen Sie mir doch schon so manche, mir überaus schätzbare, haben zukommen lassen. Dies ist das Eine, was mir Noth thut, da ich nicht die Hälfte erfahre von dem, was über mich geschrieben wird. Gerade dieserhalb habe ich Sie so oft und nachdrücklich ersucht, Ihre Briefe nicht zu frankiren, damit Sie, ohne das leiseste Bedenken, was Ihnen in der Art vorkommt mir sofort mittheilen. Jede Notiz der Art ist mir 10 Mal das Porto werth. Also bitte ich, mich ferner damit zu bedenken.

In den litt. Blättern [1]) steht eine sehr lobende Recension Ihres Faust-Buchs: aber werden Sie nicht stolz darauf: es ist ein puff indirect (eine indirecte Reclame) für meine 3te Auflage, im Interesse des Herrn Brockhaus. [2])

Was Sie in Ihrem Aufsatz über den Shakespeare sagen [3]) ist vielleicht richtig, — zeugt aber leider von Ihren beständigen Heirathsgedanken: nun, let a wilfull man have his way (Laßt einen Muthwilligen seinen Willen haben).

Ich arbeite jetzt an der 2ten Auflage meiner Ethik, die hoffentlich im August erscheinen wird.

Ihnen bessere Gesundheit und frohen Muth wünschend

der Ihrige

Frankfurt, den 1. April 1860. Arthur Schopenhauer.

Stelle er mit S. 32 bezeichnen will, ist nicht ganz klar, sie scheint sich jedoch, wie Frauenstädt in einem Briefe an mich annimmt, auf meine Bekämpfung der Aprioricität des Causalitätsbegriffes zu beziehen. Da mir diese Bekämpfung auch scharfen Tadel vom Professor Fortlage (in den „Blättern für literarische Unterhaltung") zugezogen hat, so benutze ich diese Gelegenheit, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß ich vom Ursprung der Begründung jenes Kantischen Satzes rede und verweise ihn auf Hume und auf B. Suhle's „Antimetaphysische Untersuchungen", Theil 1 (Berlin, 1862).

[1]) „Blätter für literarische Unterhaltung", Nr. 12 f. 1860. Der Verfasser war H. Marggraff.

[2]) Die Stelle spricht für sich selbst und bedarf keines Commentars.

[3]) In den in London erscheinenden „Notes and Queries", Nr. 190, 1859 (und später in den „Blättern für literarische Unterhaltung") veröffentlichte ich ein „Autobiographical Passage in Shakspeare's Tempest", und suchte den Beweis zu führen, daß die Stelle IV, 1, wo Prospero den Ferdinand in den Worten: „Therefore take heed, as Hymen's lamp shall light you" (Drum hütet Euch, So Hymen's Kerz' Euch leuchten soll), vor Uebereilung warnt, auf eigener Erfahrung des Dichters beruhen müsse.

Digitized by Google

22.

Werther Herr Dr. Asher.

Vielen Dank für Ihre Notiz [1]), die durchaus nicht überflüßig war, da ich nichts von solcher Kritik wußte. Aber es ist die schlechteste, die noch geschmiert worden: das ist ja ein .... aller ....! Schaden kann mir dies Zeug durchaus nicht: vielmehr wirkt es günstig: ask Dr. Johnson, he'll tell you all about it (Fragen Sie den Doctor Johnson, er wird Ihnen Alles darüber sagen: auf welche Stelle er sich bezieht, ist mir nicht bekannt). Ich nehme jene Stimmen der Zeit, welche heißen sollten Stimmen der E— —, schon längst nicht mehr in die Hand. Sie sehn also, wie nöthig mir alle solche Notizen sind, und hoffe ich, daß Sie mir freigebig zukommen lassen werden was Ihnen vorkommt.

Ihr mir zugedachtes Exemplar [2]) ist mir vorige Woche auf dem Bürgerverein (Club) vom Sekretair zugestellt worden, in abgeriebenem Umschlag. Da ich das Buch, wie gesagt, schon besitze, ist es vernünftig, daß ich Ihnen dies Exemplar zurücksende, da Sie doch Einen oder den Andern damit erfreuen können: ich muß aber die Ueberschrift, wegen des †-Kouverts, abschneiden. Danke für guten Willen. Es soll morgen abgehn.

Eigene Wirthschaft probiren? nun es ist gut zur Probe. Aber mihi est propositum, in taberna mori.

Meine Büste läßt sich noch immer nicht sehn, und scheint es, daß die Ney noch jetzt damit in Hannover sitzt, woselbst Niemand im Stande sein soll, sie abzugießen. Statt dessen hat sie mir ein Photograph geschickt, sie selbst, neben meiner Büste, darstellend; sehr artig.

Ich arbeite fleißig an der 2ten Auflage der Ethik und lese wenig, als was darauf in Beziehung steht: wie kurz ist doch der Tag!

Mit Freundschaft und Ergebenheit

Frankfurt, d. 15. April 1860. Arthur Schopenhauer.

23.

Werther Herr Dr. Asher.

Ich danke für Ihre Mittheilungen [3]), davon mir blos der Artikel der Tante Voß, weil zugesandt, bekannt war. Die andern scheinen

---

[1]) Ich hatte ihm mitgetheilt, daß die „Stimmen der Zeit" eine Kritik seiner Philosophie von Dr. E. Löwenstein enthielten.

[2]) Der im vorigen Briefe (Anmerk. 4) erwähnten Schrift.

[3]) Sie bezogen sich auf eine Erwähnung Schopenhauer's in „Justi's ästhetischen Elementen der Platon'schen Philosophie", Osten-Sacken's Schriftchen über „Baader und St.-Martin", B. Golz, im zweiten Bande seines „Die Deutschen", und in der „Voß'schen Zeitung" vom 29. April und 1. oder 2. (?) Mai 1860.

Digitized by Google

bloße Anführungen, also unbedeutend: doch wollte ich, daß Sie die Seitenzahlen hinzugefügt hätten.

Ob Sie hier einen angemessenen Wirkungskreis finden könnten, weiß ich nicht zu sagen, da ich in großer Zurückgezogenheit lebe. Aber ein neuer Ankömmling findet überall große Schwierigkeiten: zumal hier, wo jeder Erwerb nur den Fr. Bürgern erlaubt ist.

Ja, ja! Jeder erhält von Zeit zu Zeit so ein argumentum ad hominem zu Gunsten meines Pessimismus [1]), — der also das Beste davon hat.

Fahren Sie ja fort mir zu melden, was Ihnen vorkommt, und hoffentl. auch, daß Sie meinen Rath befolgt haben und wieder fest im Sattel sitzen, worüber sich freuen wird.

most truly yours (Ganz der Ihrige)

Frankfurt, d. 16. Juni 1860. Arthur Schopenhauer.

24.

Wertheſter Herr Dr. Aſher.

Mit herzlichem Bedauern habe ich erſehn, daß Sie Ihre Stelle verloren haben: da ich aber dagegen keinen Rath mehr weiß, habe ich mich nicht beeilt Ihnen zu antworten. Sollte nicht vielleicht das Comité von ſelbſt auf beſſere Gedanken gekommen ſeyn? Der allgemein graſſirende Reiſeteufel wird nun alſo auch Sie ein Weilchen herumgeführt haben. — Mir hat er nichts an. I like my rest: there's no place like home. (Mir gefällt meine Ruhe: nirgends iſt's ſo gut wie zu Hauſe.)

Der Brief des P. (there's something in names, es liegt etwas in Namen) — Tr. Sh. [2]) erfolgt einliegend zurück, mit aufrichtigem Dank, da er mir intereſſant war: ich ſehe gern ein wenig hinter die Couliſſen. Der P. iſt ein Erz-Philiſter, — das habe ich daraus abgenommen. Dieſe Journaliſten leſen nichts; aber durchblättern Alles.

Was P. in der von mir unterſtrichenen Stelle ſagt, iſt daſſelbe welches 1804 Wald in ſeiner akad. parentatio über Kant ſagt: „zwei Parteien, in welche die philoſ. Welt in Abſicht des Kantiſchen Syſtems getheilt iſt, wovon die eine aus enthuſiaſtiſchen Verehrern, die andre aus erklärten, ſogar erbitterten Gegnern deſſelben beſteht.“ Reicke's Kantiana, 1860, p. 22.

In Böhmen iſt ein Herr, der, nach eigner Aeußerung, mein Bildniß alle Tage friſch bekränzt!!

---

[1]) Ich war damals mit dem Verluſt meiner Stelle an der leipziger Handelslehranſtalt bedroht.

[2]) Tristram Shandy.

Digitized by Google

Die Ethik ist fertig, wird noch diesen Monat erscheinen. Brockhaus hat Auftrag Ihnen ein Exemplar zuzustellen.

Die Büste der Ney ist endlich gekommen: sie wird in Berlin in der großen Ausstellung nächstens paradiren. Desgleichen in Wien, auch in Leipzig. Die Ney wendet sich deshalb selbst an Brockhaus. Wenn Sie Gelegenheit haben, bitte ich etwas mit zu fistuliren, besonders aber mir ja Alles zu melden, was Ihnen vorkommt on the subject of

your old well wisher
(in Bezug auf Ihren alten Gönner)

Frankfurt, d. 18. Aug. 1860. Arthur Schopenhauer.

Dies war sein letztes Schreiben an mich. An seinem Todestage, Freitag, den 21. September 1860, erhielt ich die neue Auflage der „Ethik". Im Codicill zu seinem Testament vom 4. Febr. 1859 hatte er mich mit seiner goldenen Brille nebst Bronzefutteral bedacht.

Anhang. [1])

1.

Sie haben mich, hochzuverehrender Herr, sehr erfreut und dadurch zur Dankbarkeit verpflichtet, daß Ihr Aufsatz in Nr. 50 der Blätter für lit. Unterhaltg. [2]), Schopenhauer's Verdiensten volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Schopenhauer ist der einzige Freund der mich auf meinem langen Lebenswege bis jetzt mit liebevoller Theilnahme begleitet hat und in allen Erinnerungen an die entscheidendsten und gehaltreichsten Augenblicke steht er, sey es als handelnde Person oder berathender Beobachter, vor mir.

Ich bin überzeugt, daß seinem liebedürstenden, oft gekränkten und überaus erregbaren Gemüthe die Vertheidigung, welche Sie gegen Weiß übernommen haben, sehr wohlthun wird. Darum hielt mich die Bedenklichkeit, Ihnen als ein unbekannter Mann zu schreiben, nicht ab, meinen Dank mit voller Wärme auszusprechen.

Was sind doch die Philosophen von Profession für wunderliche Heilige! sie legen einen Werth darauf, wer zuerst einen Gedanken, wie die Pythia, die sich ihrer Worte nicht deutlich bewußt wird, ausgesprochen

---

[1]) Dieser Brief wurde mir durch die Brockhaus'sche Verlagshandlung, an welche ihn Hr. von Quandt, der meinen Aufenthalt nicht kannte, für mich adressirt hatte, zugestellt.

[2]) Vgl. Brief 4.

Digitized by Google

hat, denn aus dem dunkeln Vortrag, worauf sich diese Herren noch etwas zu gute thun, kann man auf die Verworrenheit ihrer Reflexionen schließen. Der Ausspruch „le style c'est l'homme" ist in Beziehung auf philosophische Schriften überaus wahr und Sie haben sehr recht in Schopenhauer's Styl die Klarheit seines Denkens zu erkennen.

Ich bestreite dem Schelling sogar das Altersvorrecht auf den Gedanken, welchen Schopenhauer in seinem Werke „Die Welt als Wille und Vorstellung" entfaltet hat. Dieser Gedanke liegt schon als Keim in den Worten Kant's „Diese Zufälligkeit seiner Form bei allen empirischen Naturgesetzen in Beziehung auf die Vernunft, da die Vernunft, welche an einer jeden Form eines Naturproducts auch die Nothwendigkeit derselben erkennen muß, wenn sie auch nur die mit seiner Erzeugung verknüpften Bedingungen einsehen will, gleichwohl aber an jener gegebenen Form diese Nothwendigkeit nicht annehmen kann, ist selbst ein Grund, die Causalität derselben so anzunehmen, als ob sie eben darum nur durch Vernunft möglich sey; diese ist aber alsdann das Vermögen, nach Zwecken zu handeln (ein Wille), und das Object, welches nur als aus diesem möglich vorgestellt wird, würde nur als Zweck für möglich vorgestellt werden." Kritik der Urtheilskraft §. 63. Kant ist nun einmal unsere Centralsonne in und um deren Licht alle Gedanken kreisen und es kommt bei Philosophen wie bei Planeten nur darauf an, welcher die weiteste Sphäre durchwandert, dies aber ist mir an Schopenhauer's Philosophie das Bewundernswürdige, denn sie umfaßt das All. Der Wille ist das Substrat alles Seyns. Alles ist durch den Willen und der Wille selbst ist ein Wirkliches durch alles was ist und nicht blos ein abstracter Begriff oder etwas Subjectives, wie bei Kant.

Schopenhauer hat dadurch eine Kettenbrücke von Schlüssen über die Kluft geschlagen, welche bisher Idee und Ding trennte, die Idee ist das Gewollte und zugleich das Ding an sich, so daß Schopenhauer's Gedanke unendlich fruchtbar und folgenreich ist. Eines nur kann ich nicht begreifen, die von ihm geforderte Abnegation des Willens, denn, wie ist das Wollen nicht zu wollen, es bleibt das Nichtwollen doch immer ein Wollen. [1]) Nur dem egoistischen Willen zu entsagen und solchen in Harmonie mit dem Allwillen zu setzen, ist die Aufgabe, wie denn auch der am glückseligsten ist, welcher am naturgemäßesten lebt, womit ich nicht den Wilden meine, denn die Natur will auch die Entwicklung des Intellect und dieser entscheidet was wir wollen dürfen.

Es ist mir unbekannt wie Weiß über Schopenhauer urtheilt, allein es überschreitet doch wohl nicht die Grenzen der Schicklichkeit, aber in

[1]) Dasselbe Bedenken findet man in meinem „Offenes Sendschreiben" ꝛc., S. 16, ausgesprochen.

Digitized by Google

des frommen Immanuel Herrmann Fichte Anthropologie, welche die Monadenlehre von Leibnitz sammt dem Prästabilismus mit Theologie ausstaffirt, jede Seele von Gott mit einem aus Äther gebildeten unsterblichen Leib geschaffen werden läßt und die Offenbarung für eine höhere, die Wahrnehmung übersteigende, vervollständigende Erfahrung erklärt, und von der Philosophie verlangt Theosophie zu werden, wird Schopenhauer auf eine rohe und empörende Weise angegriffen. Ich verfaßte eine Entgegnung, allein die Redaction welcher ich solche übersendete, hat mir meine Schrift zurückgeschickt und ich mag nicht von Thür zu Thür gehn, um Einlaß zu suchen. Seitdem mein Organ „Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur" verstummt ist, bin ich sprachlos geworden, das ist so der alten Leute Schicksal. Doch wird Schopenhauer schon andere Vertheidiger finden, obwohl jetzt wenige den frommen Heuchlern zu widersprechen wagen.

Meine Feiertagsfreuden waren, mich mit Ihnen zu unterhalten, und ich hoffe, daß Sie diesen Beweis meiner Hochachtung wohlwollend aufnehmen, mit welcher ich verbleibe

Ihr

ergebenster

Dresden, den 26. Juli 1856. J. G. v. Quandt.

2. [1])

Schon Ihre Verehrung meines Freundes Schopenhauer verschafft mir, wie ich hoffen darf, die Erlaubniß, Ihnen verehrter Herr Doctor, beifolgende Abhandlung [2]) zu überreichen.

Obwohl vom realistischen Standpunkt aus, die Welt nicht als Schein sondern als ein Ding an sich betrachtet werden muß und nicht blos der Wille, als unmittelbare, innere Erfahrung für mich Gewißheit hat, denn auch die sinnliche Wahrnehmung der den Raum erfüllenden Materie, giebt mir eine genügende Sicherheit des Wissens, so bin ich doch einer der wärmsten Verehrer der Schopenhauerschen Philosophie, die man wohl auch als Metaphisik betrachten kann, weil der Wille etwas körperloses,

---

[1]) Dieser Brief war von einem den 8. August 1859 datirten Schreiben des Hrn. G. von Quandt begleitet, darin er mir schrieb: „Ew. Wohlgeboren erlaube ich mir das letzte Schriftchen meines Vaters zu übersenden, dessen Erscheinen er leider nicht mehr erleben sollte. Unter meines Vaters Papieren fand sich im Concept an Ew. Wohlgeboren ein Brief, den ich in Abschrift beilege."

[2]) „Wissen und Seyn. Eine realistische Abhandlung zur Ausgleichung des Spiritualismus und Materialismus von J. G. von Quandt." (Dresden, Burdach, 1859.

Digitized by Google

eine Thatsache des Bewußtseins und nach meines Freundes System Alles und außer dem Willen nichts ist.

Um mich mit Materialisten und Spiritualisten zu verständigen, mußte ich einen Standpunkt zwischen beiden, den realistischen, einnehmen, denn ein entgegengesetzter rein abstracter, wie der Schopenhauersche liegt wohl höher, aber in einer solchen Abgeschiedenheit, welche keine Berührung und keine gegenseitige Uebereinkunft zuläßt.

Dennoch scheint mir es die Aufgabe der Philosophie, Ein Centrum für das Denken zu finden, wo alle Gegensätze aufgehoben werden, wie alle prismatische Farben im Brennpunkte zu reinem Licht sich ausgleichen. Nur auf synthetischem Wege gelangen wir zu einer Einheit der Mannichfaltigkeit, einem Einssein des Verschiedenen, indeß die analytische Methode das Mannichfaltige von dem gemeinschaftlichen Einen abstreift. Jenes Verfahren möchte ich für ein recht eigentliches constructives, das andere für destructiv halten, was mir die Philosophen von Fach verzeihen mögen, die einen gleichen den Bildnern, die andern den Anatomen, welchen das dürre Gerippe bleibt.

Wenn ich nun auch meinen eignen Weg gegangen bin, so findet doch kein contradictorischer Widerspruch zwischen Bewußtsein und Willen statt, vielmehr scheint mir das Wissen und Seyn eines Zieles, wohin der Wille strebt.

Ich hoffe daher, daß Sie meine Abhandlung nachsichtig aufnehmen, durch deren Uebersendung ich ein Zeichen meiner Hochachtung geben möchte, mit welcher ich verbleibe,

Ew. Wohlgeboren
ergebenster v. Quandt.

Gedichte

von

Ernst.

1. Lebensweisheit.

Sei nur frisch und immer thätig,
Strebe nicht nach großen Dingen;
Ordne nur im Kleinen stetig,
So wird Großes dir gelingen.

Nicht im Weltverbesserorden
Such' der Menschheit neue Ziele;
Bist du selbst nur Mensch geworden,
Bist du wahrlich mehr als viele.

Digitized by Google

Was ihr Philosophen Gutes treibt,
Das haben wir andern längst getrieben.
Die höchste Stufe der Weisheit bleibt,
Die Menschen zu kennen und doch zu lieben.

2. Veilchengedächtniß.

Wol hundertmale bückte ich
Zur Erde mich geschwind,
Wol hundert Veilchen pflückte ich
Für dich, mein süßes Kind.

Bei jedem Veilchen dachte ich,
Wie lieb mein Schatz mir ist;
Bei jedem Veilchen lachte ich,
Weil du so gut mir bist.

Als nun das letzte Veilchen doch
Dem Strauß ein End' gemacht,
Hab' ich ein langes Veilchen noch,
Mein Lieb, an dich gedacht.

3. Dualismus.

Zweien Wurzeln entsprosset das Leben,
Zwei bedingen die volle Gestalt:
Innig mußt du zusammen verweben
Zierliche Form und reichen Gehalt.

Wo mit lieblichem Schimmer der Farben
Sich die duftende Blume vereint,
Wo bei heiterm Feste der Garben
Kranzgeschmücket die Jungfrau erscheint;

Wo die traubenbeladenen Reben
Selbst sich verschlingen zum Laubengang,
Wo uns sinnige Worte umschweben
Mit des Tones bezauberndem Klang;

Wo der Wein in der fröhlichen Runde
Kreist in goldene Becher gefaßt,
Wo der Geist mit der Schönheit im Bunde —
Da bin ich gerne der glückliche Gast.

4. Wein und Liebe.

Wenn der Wein am Stocke blüht,
Steht der Stock im Glanz;
Wenn ein Herz in Liebe glüht,
Fühlt es sich erst ganz.

Digitized by Google

Wenn der Wein den Baum umfängt,
Rankt er sich hinauf;
Wenn ein Herz am andern hängt,
Geht der Himmel auf.

Und wie Wein, vom Strahl geküßt,
Labt des Zechers Blick,
Schafft ein Herz, das glücklich ist,
Um sich her das Glück.

Literatur und Kunst.

Heinrich Simon.

„Unsere Geschichtschreibung ist erbärmlich, weil es ihr an Biographien fehlt; diese sind componirt statt objectiv. Wenn mir ein Menschenleben von Tag zu Tag vorliegt in seinem Handeln und Denken, so weit es an äußerlichen Momenten darstellbar ist, so gibt mir dies eine bessere Einsicht in die Geschichte der Zeit, als die beste allgemeine Darstellung derselben." Mit diesem Motto hat Johann Jacoby die kürzlich veröffentlichte Biographie seines Freundes und Gesinnungsgenossen: „Heinrich Simon. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Herausgegeben von Johann Jacoby." (Zwei Theile. Berlin, Julius Springer.) versehen — es sind Worte Simon's aus einem Briefe desselben vom 12. Januar 1856 an Fanny Lewald, als er ihr und ihrem Gatten vorschlug, zusammen mit ihm eine Biographie Goethe's zu schreiben. Wir lassen die Richtigkeit dieser Scheidung zwischen der „Composition" und der „Objectivität" einer Biographie dahingestellt sein; jedenfalls wird Hr. Adolf Stahr auch dem Gedanken Heinrich Simon's nicht überall recht gegeben haben, da seine neuern Biographien des Tiberius und der Kleopatra offenbar gänzlich subjective „Compositionen" sind. Johann Jacoby hatte allerdings genügendes Material an den Briefen und Tagebüchern Simon's, um ein farbiges Bild dieses trefflichen und patriotischen Manneschcharakters ohne weitere Composition liefern zu können. Das Material bildet den Kern seines Werks, und nur die Lücken sind von ihm ergänzt worden. Und so rollt sich denn in der vollen Unmittelbarkeit ein Leben vor uns auf, welches die Mitwelt schon als ein hochherzig charaktervolles ehrte und das auch in kleinen Zügen überall den deutschen Mann zeigt. Es gibt Charaktere, die den Geist ihrer Zeit merkwürdig in sich aufnehmen und gewissermaßen dem Dienste dieses Geistes sich wie durch höhere Eingebung verschrieben haben. Sie erfassen jede Regung der Idee ihres Zeitalters mit der Intensivität ihrer ganzen Natur, und die Arbeit ihres Lebens ist ein concretes Zeugniß von dem unsichtbaren Gang und Wirken dieser Idee. Ein solcher Charakter war Heinrich Simon; er spiegelt in seinem öffentlichen Handeln die Entwickelung der Idee der Freiheit und der Erlösung ab, welche das deutsche

Digitized by Google

Volk erfüllte; sein Leben vertritt eine gewichtige Seite der vaterländischen Geschichte der letzten dreißig Jahre, deren religiöse, sociale und politische Kämpfe für die Entwickelung des deutschen Volks von so großer Bedeutung gewesen sind. Es waren die Jahre der Aussaat — die Ernte wird reifen.

Heinrich Simon wurde 1805, am 29. October, zu Breslau geboren. Briefe des Vaters, Hermann Simon, an seinen im Jahre 1857 als Geheimer Justizrath verstorbenen Bruder Heinrich aus dem Jahre 1850 schildern in der Rückerinnerung der beiden Alten das freundliche und behagliche Familienleben im Hause ihrer Aeltern. Der Krieg erschütterte fast das Vermögen des angesehenen Handelshauses; zwei Söhne, die Brüder jener beiden Alten, fielen im Kampfe gegen Napoleon als Freiwillige von 1813. Dann kommen die eigenen Erinnerungen des Sohnes, unsers Heinrich Simon, der in einem Verwandtenkreise, wo der innigste Zusammenhang der einzelnen Glieder nicht das Interesse für die Außenwelt abschloß, wo Geist und Herz zugleich genährt wurden, als ein munterer, allgemein geliebter Knabe aufwuchs. Nach einer sorgfältigen Ausbildung in Brieg beim dortigen Gymnasialdirector bezog er 1824 die Universität Berlin, um die Rechte zu studiren. Die praktische Lehrzeit als Jurist verbrachte er von 1827 ab in Brandenburg, wo der junge Referendar in den angenehmsten geselligen Kreisen lebte und seine weitere Ausbildung unter dem Präsidenten Kuhlmeyer genoß, der damals als Chef einer gerühmten Juristenschule in hoher Achtung stand. Ohne sein Verschulden gelangte 1828 infolge einer jener wunderlichen Empfindlichkeiten eine Duellforderung an Simon, und er stellte sich auf Pistolen. Er selbst beklagte das Vorurtheil, welches zu einem Duell nöthige, das aber, solange es herrsche, seiner Ansicht nach dem Manne auch Pflichten gegen sich selbst auferlege. Für ihn, der gerade am wenigsten darauf ausging, seinen Gegner zu tödten, hatte das Duell den verhängnißvollen Ausgang, daß seine Kugel diesem das Leben raubte. Nicht Reue, aber eine heftige Gemüthsbewegung erfaßte Simon infolge dessen und hat in jahrelanger Dauer zu früh die Blüten der Jugendfreuden ihm gewelkt. Sein Leben schien ihm dahin zu sein, verfallen; denn bei der Anschauung des Königs über dergleichen Duelle mußte er sich wenn auch nicht auf Todesstrafe, die gesetzlich darauf stand, doch auf langes Gefängniß gefaßt machen. Aber doch schrieb er schon damals: „Ich ahne es, daß ein bisjetzt bedeutungsloses Leben vielleicht noch Bedeutung gewinnen könne."

Simon wurde indessen zu lebenslänglicher Festungshaft verurtheilt und im März 1829 nach der Festung Glogau abgeführt. Der Commandant derselben, Hr. von Grollmann, suchte ihm den Aufenthalt so wenig drückend wie möglich zu machen, und der junge Gefangene fand sich mit Mannesmuth in sein Los. Desto größer war die Freude, als er schon 1830 begnadigt wurde und nun die unterbrochene Juristencarrière wiederaufnehmen konnte. Auf einer Reise durch die Schweiz badete er zunächst sein Herz in der Luft der Freiheit; seine Briefe über die Schweizerfahrten und Gletschererersteigungen spiegeln Lebenslust und begeisternde Liebe für die Natur wider; sie zeichnen in Wahrheit den innern Menschen Simon in all der Tüchtigkeit und Harmonie, welche ihn alle Herzen der Männer

Digitized by Google

gewinnen lassen mußte. Nach dem letzten Examen kam er als Assessor nach Greifswald, dann nach Frankfurt a. O., wo eine tiefe Liebe für eine schon durch andere Verhältnisse gebundene Frau sich seiner bemächtigte. Er entsagte ihr mit festem Willen, wenn auch mit dem Schmerz eines tief Empfindenden. „Und wenn der Weg der Wahrheit quer durch mein Herz durchführte, ich würde ihn einschlagen. Ich darf es sagen, denn ich habe es gethan" — so schrieb er in spätern Jahren selber und mit Recht. Sein männlicher und großer Charakter wurde so sehr und immer von der Wahrheit und dem Pflichtgefühl beherrscht, daß er die Sehnsucht seines Herzens damals im Gefühl der Pflicht als Mensch, später im Gefühl des für die Freiheit kämpfenden Bürgers zu meistern wußte.

Im Jahre 1837, nach einer Reise durch Frankreich und Italien, nahm er einen kürzern Urlaub, um sich juristisch-literarischen Arbeiten widmen zu können. Wegen ihrer „allgemeinen Nützlichkeit" gewährte ihm der Minister längern Urlaub, ja Hr. von Eichhorn suchte sogar den durch seinen Scharfsinn bereits in juristischen Kreisen bekannt gewordenen Assessor als Hülfsarbeiter in sein Ministerium zu ziehen. Es zeigte sich aber bald, daß Simon „zum Regierungsrath mit oder ohne Eichenlaub nicht tauge"; er widmete sich fortan seinen eigenen Arbeiten mit großer Hingebung. Als die bedeutendste derselben heben wir seinen Antheil an dem renommirten „Fünfmänner-Werk" hervor. Seine praktische Thätigkeit als Jurist war nur periodisch, und es blieb ihm Muße genug, an dem umfangreichen Werke: „Die Verfassung und Verwaltung des preußischen Staats", gemeinsam mit dem Kammergerichtsrath, jetzigem Vicepräsidenten zu Glogau, von Rönne, zu arbeiten. Im Jahre 1843 erschien auch sein „Allgemeines Preußisches Staatsrecht".

Mit der Ernennung zum Stadtgerichtsrath zu Breslau, 1844, neigt sich die Laufbahn des Juristen Heinrich Simon ihrem Ende zu, und die des politischen Mannes beginnt. Am 29. März 1844 war das Disciplinargesetz gegen die Beamten und Richter erlassen worden, und Simon, im Gefühl der Unabhängigkeit eines altpreußischen Richters, griff das Gesetz aufs entschiedenste als ein diese Unabhängigkeit des Richterstandes bedrohendes an. Seine Artikel machten Aufsehen; die Regierung zeigte sich gereizt darüber und wollte sofort ihr Gesetz an dem jungen Stadtgerichtsrath erproben. Doch scheiterte dieser Plan an dem Widerstand des breslauer Oberlandesgerichts. Aber Simon nahm den nun einmal begonnenen Kampf mit der Bureaukratie des Justizministeriums auf. Er faßt seine Artikel zu einer Schrift zusammen: „Die preußischen Richter und die Gesetze vom 29. März 1844", die außerordentliches Aufsehen erregte. „Er wird fallen", hieß es u. a. darin, „der bisher so edle preußische Richterstand, auf den der Preuße mit so hohem Stolz blickte." Und im Gefühl seines Conflicts mit dem Gewissen nahm er bald darauf, im Jahre 1845, seinen Abschied, indem er dem Justizminister in freimüthigster Weise diesen Schritt motivirte. Seine Standesgenossen, darunter auch der jetzige Abgeordnete Immermann, drückten ihm ihre Hochachtung durch das Geschenk eines silbernen Bechers aus, während von der neupreußischen Bureaukratie, die ihr Haupt hoch emporreckte, der Name Simon bereits geächtet wurde.

Am 3. Februar 1847 erschien das königliche Patent, welches den Ver-

Digitized by Google

einigten Landtag berief. Schon etliche Wochen später setzte Simon's Schrift: „Annehmen oder Ablehnen", alle gebildeten Kreise in Aufregung, denn in derselben wurde die königliche Gnade des Patents mit einer das volle Recht verlangenden Energie zurückgewiesen. Man leitete deswegen einen Proceß gegen ihn ein, die Revolution von 1848 kam aber dem richterlichen Urtheil zuvor.

Nun tritt Simon, der bisher als ein einzelner mit patriotischem Eifer kämpfte, an die Spitze der Bewegung als einer ihrer vornehmsten, besonnensten, aber auch energischsten Führer. Er gehörte zu den Mitgliedern der breslauer Märzdeputation, die vom Könige in Berlin die wichtigsten Zusagen erhielt. Dann wurde er Mitglied des Vorparlaments und des Funfziger-Ausschusses; ebenso wählte man ihn mehrfach zur berliner Nationalversammlung wie zum Frankfurter Parlament. Was er wollte, war ihm klar: „demokratische, d. h. aus dem Volk entsprungene und rein für das Volk wirkende Regierungsformen". „Ich will die Einheit Deutschlands .... Ich erkläre, daß ich unbedingt und mit vollster Hingebung das anerkennen werde, was sich bei der constituirenden Versammlung, sofern sie frei zusammengesetzt ist, als Volkswillen erkennbar macht. Ich diene dem Volke."

Seine Haupthätigkeit war dem Frankfurter Parlament gewidmet, in dem er am 5. September 1848 seine erste, tiefeinschneidende Rede gegen den Malmöer Waffenstillstand hielt. Aus Princip wohnte er dann noch den letzten Sitzungen der preußischen Nationalversammlung bis zu deren gewaltsamer Auflösung bei, ebenso wie er einige Wochen in der neugewählten Zweiten Kammer saß, um gegen die octroyirte Verfassung zu protestiren. Dann ging er nach Frankfurt zur Kaiserwahl, und auch seine Stimme bot dem König von Preußen die erste Krone der Welt an; denn, da er die Errichtung einer deutschen Föderativrepublik noch für unmöglich hielt, sah er nur in Preußen den Staat, durch den eine Einheit Deutschlands erzielt werden konnte. Nach der Aufregung dieser Debatten, und ohne Hoffnungen im Herzen, reiste er zu seiner Erholung nach Italien und durchlebte die letzten Tage der römischen Republik, ehe sie von dem republikanischen Frankreich niedergetreten wurde. Am 15. Mai 1849 nahm Simon seinen Platz in der Paulskirche wieder ein .... die Katastrophe begann. Die Regierungen begannen die frankfurter Parlamentsdeputirten heimzurufen, am 30. Mai übersiedelte das Parlament nach Stuttgart. Simon selbst war dagegen gewesen, aber ordnete sich der Mehrheit unter. Er wurde dann trotz seines Protestes zum Mitglied der Reichsregentschaft gewählt, und als die Württemberger das Rumpfparlament am 18. Juni 1849 auseinandergesprengt, begab er sich mit der Regentschaft nach Karlsruhe. Da an eine Vollzähligkeit des Parlaments nicht mehr zu denken war, löste sich auch die Regentschaft auf. In den ersten Tagen des Juli war Heinrich Simon schon in Genf — ein Flüchtling, angeklagt wegen Hochverrath. Er hat nie das Recht eines preußischen Gerichts dazu anerkannt und sich nie anders denn als einen von der Uebermacht Besiegten betrachtet.

Zum Glück wohlhabend, richtete sich Simon in der Schweiz behaglich ein; Angehörige seiner Familie übersiedelten zu ihm; er selbst kaufte sich 1850 am Zürchersee das Bauerngut Mariafeld, zog aber schon 1851 nach

Digitized by Google

Zürich, wo er sich in dem von Goethe vielbesprochenen Bodmer'schen Hause niederließ. Im Jahre 1853 begann er auf der Würtschenalp am Wallensee ein Kupferbergwerk anzulegen, dessen Betrieb erst nach seinem Tode eingestellt wurde. Ein zweites von Simon gegründetes industrielles Unternehmen, ein Schiefergeschäft, ist dagegen noch heute in zunehmender Blüte. Aber so lebhaft er sich diesen industriellen Unternehmungen hingab, so wenig wandte er doch seinen Blick von Deutschland ab. Ein reger Briefwechsel hielt den Verbannten mit seinem Vaterlande in geistigem Verkehr, und die Energie seiner Urtheile zeigt uns den ungebrochenen politischen Charakter. Sowie dann mit der Uebernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen ein frischer Lebensgeist in die deutsche Nation kam, trat auch Simon mehr und mehr wieder in die öffentliche Arena der Politik. Große Hoffnungen hegte er freilich von der neuen Aera in Preußen nicht; aber es genügte ihm, daß das Volk von neuem politisch lebte. Beim Ausbruch des italienischen Kriegs gab er seine Flugschrift: „Don Quixote der Legitimität oder Deutschlands Befreier?" heraus, in welcher er Preußens Wege in der schwebenden Situation vorzeichnete: „Abwendung von Oesterreich und Constituirung Deutschlands auf Grund der Deutschen Reichsverfassung; die Verbindung mit dem bessern Geiste der Nation." Die 1860 angekündigte Heeresreorganisation in Preußen wurde von Simon sofort in ihrer wahren Bedeutung erkannt. Statt derselben verlangte er die zweijährige Dienstzeit als reellere Verbesserung der Heeresorganisation. Zu Pfingsten 1860 schrieb er dann noch einen „Gruß an Deutschland", in dem er ihm das Festhalten an der Deutschen Reichsverfassung anempfahl und die beharrliche Forderung nach Einberufung des Deutschen Parlaments. An den Minister von Auerswald richtete er ferner am 8. Juli ein Schreiben, in welchem er zu einer aufrichtigen Amnestie als zu einem Act der Humanität, nicht aber demüthigender Gnade rieth.

Am 16. August erfolgte sein Tod beim Baden im Wallensee. Ein Nervenschlag endete dies kräftige, reiche Leben mit seiner Fülle von Poesie und Patriotismus. Der tiefe See ist sein Grab geblieben, „in der Freiheit liegt er begraben". S.-W.

Correspondenz.

Aus Leipzig.

C. B. Unsere Pleißenstadt scheint der Mittelpunkt all der neuen Festwallfahrten zu werden, in denen das deutsche Volk sich für seine fehlgeschlagenen politischen Einheitsbestrebungen zu entschädigen sucht. Zwar das Sänger- und das Schützenfest dieses Sommers sind hier nicht gefeiert worden; doch schon verlautet davon, daß auch die deutschen Festbüchsen das nächste mal in Leipzig knallen sollen. Dafür haben hier im Laufe des Sommers die Lehrer, die Journalisten, die Feuerwehrmänner und die Schriftsteller getagt, und kaum dürfte es eine deutsche Stadt geben, welche solche Routine

Digitized by Google

darin besitzt, ihre Alltagsrunzeln zu glätten und ein Festtagsgewand anzuziehen, wie unser Leipzig seit dem großen Turnerfest und dem Völkerschlachtsjubiläum. Ehe man sich's versieht, sind alle Häuser mit dem Schmucke der schwarz-roth-goldenen und der Landesfahnen verziert; einzelne Häuser putzen sich mit den sinnreichsten Emblemen und Dichtersprüchen, die ganze Bevölkerung, die sich sonst durch ihre unermüdliche Rührigkeit und Arbeitsamkeit auszeichnet, nimmt eine festtägliche Miene an und betheiligt sich mit Eifer und Schaulust an dem Programm der verschiedenartigsten Feierlichkeiten. Auch die Gastlichkeit der Leipziger bewährt sich immer von neuem. Man ist hier schon daran gewöhnt, einen Festgast im Hause zu haben, und zwar von dem verschiedensten Kaliber. Heute ist's ein Gymnasialdirector aus dem Norden, morgen ein Feuerlöscher aus dem Süden. Der eine überhört die „Jungen vom Hause" in den lateinischen und griechischen Vocabeln, während der andere in einem gemüthlichen Deutsch, das mit den Vocabeln der Muttersprache auf einem gespannten Fuße lebt, seine Abenteuer auf der Leiter und im Rettungsschlauche erzählt. So bezahlt ein jeder seine Zeche in der landesläufigen Münze. Der leipziger Bürger aber erhält allerlei Neues aus deutschem Leben immer „frisch vom Faß", und fühlt sich wohl dabei. Daher haben die Commissionen für Unterbringung der Gäste in Leipzig stets leichten Stand und stoßen selten auf Achselzucken oder saure Mienen, wenn sie einen Festgenossen in irgendeine Häuslichkeit hineinbugsiren. Man darf aber ja nicht glauben, daß dieser Fahnenschmuck auch zu Ehren der Journalisten und Schriftsteller im Winde gerauscht habe. Die erstern kamen, nachdem Leipzig gerade sein Lehrerfest abgespeist hatte, und fanden leere Schüsseln. Die andern rückten gleichzeitig mit den Feuerwehrmännern ein und konnten sich daher mit einiger Phantasie, woran es deutschen Schriftstellern, namentlich wenn sie an Zeitungen mitarbeiten, billigerweise nicht fehlen sollte, einbilden, daß diese Fahnen alle ihnen zu Ehren ausgestellt wären. In der That aber beklagten sich die Schriftsteller auch schon in den Vorversammlungen über „Nichtachtung ihres Standes". Diese Klagen beruhen doch auf einem Misverständniß; einen Schriftstellerstand gibt es nicht, oder will man auch die Presse uniformiren? Wenn man sogar vorhatte, diesen Stand durch Ehrengerichte hübsch corporativ einzurichten, sodaß ein in sittlicher Hinsicht etwas defectes Genie aus demselben ausgestoßen werden konnte, während die guten Leute „und schlechten Musikanten" die Ehrenstellen in demselben behaupteten, so zeigt dies nur, daß man über die Bedeutung eines Schriftstellers noch weniger im Klaren war als über den Begriff desselben, den man auf das genaueste zu definiren suchte. Wie soll man aber vom Publikum Theilnahme für einen „Stand" erwarten, der sich selbst erst zu definiren versucht! Der Misgriff liegt darin, daß man von „Stand" und „Corporation" spricht, wo es sich nur um eine „Association" handeln konnte, wie denn auch der Schriftstellertag in seiner Gesammtheit mit richtigem Takt erkannte. Die Schriftsteller haben gemeinsame Interessen; es ist recht, daß sie dieselben gemeinsam zu wahren suchen. Im übrigen aber gehören sie allen Ständen der Erde an, vom König bis zum Handwerker, und haben zu einer „Corporation" nicht das geringste Talent; es war ein verwunderlicher Einfall, ihnen sogar einen ehrengerichtlichen Zopf anhängen zu wollen.

Digitized by Google

Was die Nichtachtung von seiten des Publikums betrifft, so verdient das Publikum in dieser Hinsicht doch entschuldigt zu werden, so viele Sünden es sonst auf sich geladen haben mag. Wenn der kleine Feuergeist im Goethe'schen Faust, das Flaschenkind Homunculus, sich die Schönen ein für allemal nur „im Plural" denken kann, so geht es dem Publikum mit den deutschen Schriftstellern umgekehrt — es kann sich dieselben nur im Singular denken. Ist doch das Genie und das Talent von allen persönlichen Eigenschaften die persönlichste. Wie soll es dem Publikum leicht werden, dies sich auf einmal en masse zu denken? Hat es doch seinen Schiller, seinen Goethe, seinen Lessing und Gellert, stehen doch auch die Bildsäulen dieser Männer nur einzeln und nicht gruppenweise! Bei der Feuerwehr imponirt die Menge, bei den Schriftstellern und Dichtern der einzelne! Mindestens liegt das so im Gefühl und Instinct des Volks. So wird es seine Anerkennung immer dem einzelnen zollen. Auch bilden die Schriftsteller eine stille Gemeinde, welche die Theilnahme der Menge nicht herausfordert! Hätten sie ein olympisches Fest auf den plagwitzer Wiesen veranstaltet, ein poetisches Schauturnen und Preisrennen mit obligater Krönung durch den Lorber oder den Eichenkranz aus dem Rosenthal, es würde ihnen gewiß ebenso wenig wie den andern Festmännern an einem großen Publikum gefehlt haben!

Die Lehrer freilich schossen, turnten und löschten ebenso wenig wie die Schriftsteller. Doch zunächst imponirte ihre Masse, dann kam der Festzug zur Gellertstatue hinzu, und überdies findet kein Beruf eine so allgemeine Theilnahme wie der ihrige. Die Lehrer gehören zu den Jugenderinnerungen jedes erwachsenen Menschen, zum eisernen Inventar seines Gedächtnisses und seines Anekdotenschatzes, und da jeder Familienvater wieder ein in der Menschwerdung begriffenes Exemplar unter ihre Zuchtruthe sendet und alle Semester „censirt" zurückerhält, so bleibt die Beziehung der ganzen Menschheit zu diesem Stande fortwährend die lebendigste. Die Resultate in der großen Lehrerversammlung waren indeß kaum andere als ein engerer geistiger Verkehr durch persönlichen Austausch der Ansichten und durch die Anknüpfung persönlicher Beziehungen. Sonst waren die Gegenstände, die Vorträge und Debatten so allgemein gehalten, daß sie unmöglich ein bestimmtes Ergebniß haben konnten, welches immer nur von einer Beschränkung auf das Speciellste zu erwarten ist. Der Emancipationsdrang der Schule kam zwar nach verschiedenen Richtungen hin sehr energisch zum Ausdruck, doch war dies nur der Ausdruck von Stimmungen und Wünschen ohne weitere Consequenz. Mit dem Eifer der Schulmänner, von der Kirche los zu kommen, stand das eifrige Bestreben, die Versammlungen in einer Kirche abzuhalten, einigermaßen im Widerspruch. Die Pforten der Thomaskirche wurden ihnen versperrt, sie mußten sich mit den Räumen einer etwas abseits gelegenen Kirche im Magdalenenviertel des Neukirchhofs begnügen. Die Journalisten waren praktischer, sie faßten den Stier bei den Hörnern. Lauter brennende Fragen in Bezug auf Postwesen, Preßgesetzgebung, Inserate wurden verhandelt, und bei dem Diner die Presse „und die freie Presse" betoastet. Alles sach- und sachgemäß, wie sich's für Journalisten ziemt, die den Augenblick beim Schopfe zu fassen gewohnt sind.

Von allen in diesem Sommer hier eingetroffenen Vereinsgenossen fanden

Digitized by Google

die Mitglieder der deutschen Feuerwehren den wärmsten Empfang — natürlich, denn nichts ist wol jedem Hausbesitzer einleuchtender als der Nutzen der Feuerwehr. Darum ein unglaublich bunter Fahnenflor, allerlei schwarzroth-goldene Regen- und Sonnenschirme und En-tout-cas, die gegenwärtig für Deutschland sehr zeitgemäß sind, darum an mehrern Eisen- und Stahlwaarenhandlungen und Bierhäusern ein sinniger Schmuck, Schiller'sche Verse aus der „Glocke" mit den Insignien der Feuerwehr, darum die ganze Bevölkerung auf den Beinen, um die Vertreter der verschiedenen deutschen Löschanstalten von Angesicht zu Angesicht zu sehen! Und in der That

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen!

Und wer vor allem malt die Buntheit der Phantasie-Uniformen, in denen die Feuerwehrmänner der verschiedenen deutschen Städte einherschritten! Jede Commune hat ein apartes Ideal, das sie zu verwirklichen sucht! Welche echt germanische Eigenartigkeit und Mannichfaltigkeit! Reudnitz und die Thonberghäuser, diese beiden, nur noch nicht annectirten, Vorstädte von Leipzig, stellen Mannschaften, deren Uniform mit der Uniform der leipziger nicht die geringste Familienähnlichkeit hat! Man könnte an dem Ideal der deutschen Einheit verzweifeln, wenn man diese föderativen Sondergelüste der Stadtgemeinden ins Auge faßt. Da sah man neben der feuermännisch decorirten Bluse, die bis an die untersten Grenzen bescheidener Schlichtheit ging, Feuerwehrmänner, welche mit Helmen, Epauletten und Troddeln wie der Generalstab eines commandirenden Generals aussahen, dann wieder Panzermänner, die an die schwerste Reiterei erinnerten. Kurz, es machte den Eindruck, als flögen die Blätter aus einem großen Costümbuche aller Zeiten auf der Straße umher — ein glänzendes Zeugniß für den Phantasiereichthum deutscher Ortsobrigkeiten und für das eifrige Studium, mit welchem sie sich die Kenntniß der weltgeschichtlichen Garderobe angeeignet, um wenigstens etwas Eigenthümliches zusammenzustellen. Man sollte nun freilich glauben, es müsse sich doch ein für die Zwecke der Feuerwehr praktisches Costüm von allgemeiner Gültigkeit allmählich herausgebildet haben. Dies muß aber jedem zweifelhaft erscheinen, der die Feuerwehrflora bei dem leipziger Fest ins Auge faßte.

Die leipziger Feuerwehren, bestehend aus der Turnerfeuerwehr, dem Rettungsverein und der städtischen Feuerwehr, gaben den fremden Gästen eine Probe ihrer Kunst. Auf dem Festplatze war eine gewaltige Arena abgesperrt worden, welche für viele Tausende Platz gewährte. Auf derselben befand sich, neben den zahlreichen Restaurationszelten, die Festhalle, in welcher die verschiedensten Feuerwehrgeräthschaften ausgestellt waren und die ein für die Mannschaften selbst wie für das übrige Publikum sehr lehrreiches Studium bot; dann das Steigerhaus, welches allerdings nicht, wie man hoffte, zur anschaulichen Erläuterung der Uebungen in Brand gesteckt, sondern nur als ein markirter Feind den Angriffen der Feuerwehr ausgesetzt wurde. Es war in der That ein lebendiges Schauspiel, die Turner und Rettungsmänner an den Feuerleitern in die Höhe klettern zu sehen bis zum First des Daches, mit katzenartiger Rührigkeit und Schnelligkeit. Dies Hinauf und Herunter bewegte sich mit solcher Sicherheit, als ging' es über

Digitized by Google

die bequemste Treppe. Noch ergötzlicher war die dramatische Inscenirung bei den folgenden Exercitien. Ein Feuerwehrmann in der Schlafmütze schrie aus dem zweiten Stockwerk kläglich um Hülfe. Die Rettung kam. Ein Rettungsschlauch legte sich an das Fenster, das menschliche Individuum kroch in denselben hinein und flog, wenn auch nicht ganz mit der Schnelligkeit wie der elektrische Blitz durch das unglückliche transatlantische Kabel, aus dem bedrohten Hause auf die sichere Erde. Man konnte an den Blähungen des Schlauches den Lauf des menschlichen Körpers verfolgen — ein Schauspiel, das ein olympisches Gelächter erregte! Auch die kühnen Sprünge aus dem zweiten Stock auf die ausgespannten Tücher wurden mit Jubel begrüßt. Dagegen machte das langsame Herunterkommen auf dem schwankenden Sitzbret einen ängstlichen Eindruck. Der Festzug der Feuerwehren durch die Stadt mit den geschmückten Spritzen und all diesen oft seltsam aussehenden Rettungsmaschinen hatte eine unzählbare Menschenmenge versammelt, welche die wackern Mannschaften mit Jubel begrüßte und eine Fülle von Sträußchen auf ihre Helme und ihre Pfade streute.

Es mochte als eine Ironie des Zufalls erscheinen, daß die Schriftsteller sich in Leipzig gleichzeitig mit den Feuerwehrmännern versammelten. Sie wurden im ganzen eher als geistige Brandstifter, mindestens als feuergefährliche Individuen betrachtet, denen gegenüber Polizei und Staatsanwaltschaft die Stelle der Feuerwehr übernehmen. Die Versammlung hatte das Resultat, daß ein Allgemeiner Deutscher Schriftstellerverein gestiftet wurde mit dem Zweck, die Interessen der Schriftsteller zu wahren. Zunächst soll die Nachdrucksfrage ins Auge gefaßt werden. Die Statuten sind in ihrer jetzigen lakonischen Fassung durchaus praktisch und sachgemäß. In den Vorstand des Vereins wurden Frenzel in Berlin, Friedrich in Leipzig, Hermann Schmid in München, Wehl in Dresden, Wuttke in Leipzig gewählt. Der Schriftstellerverein und der Journalistenverein bestehen nun selbständig nebeneinander. Es ist indeß nicht abzusehen, warum sie nicht in Einen Verein verschmelzen sollten, da die Tendenz des erstern jedenfalls die des zweiten in sich schließt! Bestand doch die Mehrzahl der in Leipzig anwesenden Schriftsteller aus Journalisten!

Notizen.

In Neapel, im Theater del Fondo, macht jetzt Goethe's „Faust" Furore, der zum ersten mal auf der italienischen Bühne erscheint. Die erste Propaganda dafür hat Gounod's Oper gemacht, durch welche das italienische Publikum sich mit den Gestalten Faust's und Gretchens und des Mephistopheles befreundete. Auf den zur Zeit des Dante-Festes in Florenz veranstalteten Gemäldeausstellungen war es auffallend, wie oft diese Figuren des deutschen Dichters von italienischen Malern dargestellt waren. Nun haben Sabattini und Salvioni das Stück für die italienische Bühne eingerichtet und übersetzt, aber freilich auch zugleich sehr willkürlich verändert; es soll einen melodramatischen, ja puppenspielartigen Anstrich bekommen

Digitized by Google

haben, und wenn Goethe seinen Stoff aus den alten Puppenspielen schöpfte, so scheint das Trauerspiel hier zu seinem Ursprung zurückgekehrt zu sein. Eine Scene ist hinzugedichtet, in der Gretchens Mutter vorkommt, und eine andere allegorische; dagegen fehlt Wagner. Die kleinen Theater Neapels geben jetzt alle Parodien auf den „Faust". In jedem Fall verbreitet sich hierdurch das Evangelium Goethe, wenn auch sein Werk in unvollständiger und veränderter Gestalt sich darstellt.

Hedwig Henrich, die bekannte süddeutsche Dichterin, die mehrere Jahre in Spanien zugebracht hat, ließ kürzlich ein Drama in drei Acten „Die Glocke von Almudaina" an die deutschen Bühnen versenden Dasselbe ist nach dem Spanischen: „La campana de la Almudaina" von Don Juan Palou y Coll frei bearbeitet, welches Stück am 3. Nov. 1859 zum ersten mal in Madrid zur Aufführung gebracht und von dem begeisterten Publikum mit so stürmischem Erfolge gekrönt wurde, daß es an 18 nachfolgenden Abenden bei ausverkauftem Hause wiederholt werden mußte. Ob es in Deutschland dasselbe Glück haben wird, muß dahingestellt bleiben. Uebersetzt zu sein, verdient es aber jedenfalls mehr als das „Recept gegen Schwiegermütter".

Nächstens wird ein Werk von Filippo de Boni erscheinen unter dem Titel „Die sieben Todsünden". De Boni, bekannt als Deputirter, Journalist und gelehrter Schriftsteller, hat sich immer besonders mit der religiösen Frage in Italien beschäftigt und auch auf diesem Gebiete für den Fortschritt gekämpft. Bekanntlich hat er auch das „Leben Jesu" von Renan übersetzt. Auf sein neues Werk ist man mit Recht gespannt.

Robert Hamerling, jener junge österreichische Poet, der schon durch manche hervorragende Dichtung die Aufmerksamkeit Deutschlands erworben, hat kürzlich eine epische Dichtung in sechs Gesängen „Ahasverus in Rom" beendet, die sich jetzt im Druck befindet.

Der junge Bildhauer Robert Tänzler in Dresden, ein Schüler Rietschel's, welcher kürzlich eine Büste Dawison's von sprechender Aehnlichkeit gefertigt, wird demnächst auch den berühmten Maler Ludwig Richter porträtiren.

Vom 1. Sept. d. J. ab erscheint im Verlage von Friedrich Wagner in Braunschweig ein „Braunschweiger Tageblatt", das der Lyriker Ernst Scherenberg redigiren wird.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Physische Geographie des Heiligen Landes.

Von

Edward Robinson.

Aus dem Nachlass des Verfassers zur Ergänzung seiner frühern Schriften über Palästina.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der durch seine Werke über Palästina auf beiden Hemisphären rühmlichs bekannte Gelehrte hat in vorliegender „Physischen Geographie des Heiligen Landes" einen Theil der Resultate seines über ein Vierteljahrhundert fortgesetzten unermüdlichen Forschens niedergelegt und systematisch zusammengefasst. Das Werk ist innerlich fertig und abgeschlossen von der Hand des kürzlich verstorbenen bewährten Forschers der Nachwelt hinterlassen worden und wird als nothwendige Ergänzung, ja als systematischer Abschluss seiner frühern Schriften über das Heilige Land dem wissenschaftlichen Publikum hoch willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Hermann von Loeper.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die bisher nur hier und da in Zeitschriften zerstreuten Gedichte Hermann von Loeper's erscheinen hier zum ersten mal gesammelt und durch eine Anzahl ungedruckter vermehrt. In anmuthiger Form sich darbietend, bekunden diese Dichtungen durchgängig eine gereifte und liebenswürdige Dichternatur, von welcher der Leser sich sympathisch berührt und angezogen fühlt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rafael Santi.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Geh. 25 Ngr. Cart. 1 Thlr.

In diesem elegant ausgestatteten Bändchen bietet der bekannte Kunstkritiker eine Biographie Rafael's, welche alles das enthält, was jeder Gebildete unserer Tage von Rafael und seinen Werken zu wissen wünschen muß. Es wird darin besonders die culturhistorische Mission des Meisters und die weltgeschichtlich-philosophische Bedeutung seiner Kunst hervorgehoben. Die am Schlusse beigefügten Anmerkungen verweisen auf eine reiche Quellenliteratur, bringen aber auch neuerforschte berichtigende Zusätze des Verfassers.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 37.** 14. September 1865.

Inhalt: Entstehung der Poesie, besonders der dramatischen. Von **Richard Treitschke.** — Aus dem amerikanischen Kriege. I. Wie ward Richmond Hauptstadt der Secession? — Die historische und culturhistorische Anekdote vor 220 Jahren. Von **E. v. Dincklage-Campe.** — **Literatur und Kunst.** Reiseskizzen in Wort und Bild. (Rodenberg, Diesseits und Jenseits der Alpen; Schmidt-Weißenfels, Die Stadt der Intelligenz. Geschichte aus Berlins Vor- und Nachmärz; In den Voralpen; Bodenstedt, Tausend und ein Tag im Orient; von Franken's Oelgemälde.) — **Notizen.** — **Anzeigen.**

Entstehung der Poesie, besonders der dramatischen.

Von

Richard Treitschke.

Wie ist das Drama entstanden? Diese historische Frage hat sich mancher schon aufgeworfen und meist wol mit dem Gefühl der Schwierigkeit ihrer Beantwortung. Welche lange Kette culturhistorischer zeitaufwärts zu verfolgender Betrachtungen liegt hier vor uns; und wir haben in der That eine vollständig befriedigende Arbeit darüber noch nicht aufzuweisen. Aber, habe ich mich stets gefragt, sollte es nicht einen andern Weg zum Ziele geben als die bisherigen, einen Weg, der zugleich sicherer und kürzer wäre? Wie, wenn man einmal die reichsten Forschungsfelder, die Dramen und Theater der Hindu und Griechen, als in ihrer Fülle zu leicht verwirrend beiseite liegen ließe, und vielmehr immer aufwärts bis hinter unsere geschichtliche Zeit zurückginge, bis man dem rein menschlichen Individuum, das noch von keiner großen Culturbewegung beeinflußt ist, gegenüberstände, um dort den ersten Entstehungspunkt, die wahre Quelle ausfindig zu machen? Hinter der Weltgeschichte also, aber ebenso gut neben der Weltgeschichte hin; kurz man sollte der Sache auf einem psychologischen Wege nachspüren, man sollte bei dieser so rein humanen Frage (wie es jede Frage der Kunst

Digitized by Google

ist) die Betrachtung des menschlichen Individuums zur förderlichen Erkenntnißgrundlage nehmen für die Cultur- und Kunstgeschichte aller Völker. Ich erlaube mir, einen solchen Versuch anzudeuten.

Drama ist Poesie, und seinem Uranfang nachgehen, heißt allerdings zugleich die Entstehungsquelle aller Poesie erforschen wollen. Aber das macht die Aufgabe keineswegs schwieriger. Es ist hier nicht wie mit dem Blauen und Weißen Nil, von denen der eine schon längst, der andere jetzt kaum entdeckt ist; denn die drei Urformen: Lyrik, Epos und Drama, spiegeln eine jede die andere in sich zurück und aus sich heraus, und jede Frage nach der Natur der einen dieser drei Schwestern dürfte stets auch allen dreien gelten — insofern nämlich von der eigensten Natur der drei poetischen Urformen die Rede ist, nicht von ihrer mehr oder minder vollendeten Erscheinung im bestimmten Kunstleben irgendeines Volks, wo ja oft eine und die andere nur oder zwei sich hervorthaten, bisweilen auch alle drei nicht zur Entwickelung gelangten. Dem Keime nach jedoch müssen sie zu allen Zeiten und unter allen Völkern vorhanden sein, denn sie sind den Menschen als solchen eingepflanzt. Nur daß nicht alle auf einmal sich des Gemüths bemächtigen und ins Bewußtsein treten, vielmehr eine nach der andern, und zwar nach einer bestimmten Reihenfolge in der Zeit. Was man da nun gewöhnlich sagt, am frühesten zeige sich das Epos, dann das Lied, zuletzt das Drama, hat seine Richtigkeit, wenn man dabei an vollendete Kunstgebilde denkt. Vorher, in der Keimbildung, scheint es sich anders zuzutragen und Empfindungspoesie (Lyrik) vorauszugehen. Der von uns angedeutete Weg zeigt dies sofort des weitern. Das Kind, nur zu einiger Entwickelung gelangt, ist ganz lebendige Empfindung, mit jedem Monate, jedem Jahre des Schmerzes und der Freude sich bewußter; im ganzen fröhlich, und immer fröhlicher, je mehr die bunten Farben und Töne der Außenwelt in seine Ohren und Aeuglein eindringen. Wie jubelt es dem Garten entgegen auf dem Arm der Amme, wie den Blumen darin! In seiner kleinen Brust sind Keime lyrischer Poesie. Und dadurch allein gewinnt es nach und nach die Sprache; es beginnt zu reden, zu fragen und zu verstehen. Bald nach dieser Zeit beginnt die Wärterin ihm kleine Geschichtchen zu erzählen, denen das Kind gespannt zuhört. Denn so schlicht die Geschichtchen sind, es liebt und versteht sie, hat es doch schon seine Weltkenntniß dazu; und wenn es wunderbare Märchen sind, was thut's ihm, kommt ihm doch die ganze Welt noch so wunderbar vor! Bald auch fühlt es Lust, diese Ammenmärchen, die ihm gar zu gut gefallen, selbst zu erzählen, seine Gespielen sollen auch damit erfreut werden, und hat es ein wenig Phantasie, fügt's wol noch Eigenes dazu. So wird es größer und geschickter, der Nachahmungstrieb immer stärker. Echt kindlich weiß es

Digitized by Google

sich etwas damit, manches zu thun, was die Erwachsenen thun; es will arbeiten wie die Großen, wär's auch nur zum Schein. Es wird auch bereits zu mancherlei kleinen Verrichtungen gebraucht. In dieser Periode werden vielfach das Kaufmanns- und eine Menge Handwerkerspiele, auch Schule, und von Knaben Soldaten gespielt. Die alten Geschichtchen erzählen sie sich immer noch gern, und zwar mit größter Lebhaftigkeit, besonders was die Wechselrede betrifft so lebhaft, daß sie die Geschichte lieber spielen; und am beliebtesten sind da die Räuberspiele. Und diese Beschäftigungen gehen dann fort, bis der Knabe in das Jünglingsalter tritt. In diesem Lebensabschnitt aber werden dieselben Perioden, in derselben Zeitfolge, nur als höhere Stufen der Entwickelung durchgemacht. Das Jünglingsbewußtsein erwacht sogleich in einer Ueberfülle lyrischer Gefühle, die jetzt gehoben sind durch das vorherrschende Wonnegefühl der Geschlechtsliebe. Dann gewinnt der Jüngling die Anschauung einer mannichfaltigern, vorher nicht geahnten Welt, an welcher vor allem die Zustände ihn anziehen. Nun das etwas engere Lehr- und Universitätsleben; da tummelt er sich und schlägt sich mit der Klinge, und endlich geht's durch Proben und Examen in den Beruf hinein mit frischestem Lebensmuth. Aber auch noch nicht in diesen Jünglingstagen, erst im reifen Mannesalter, wo sich jene drei Phasen zum dritten mal wiederholen, wird Gefühl, Anschauung und Handeln ausreifen, wird der poetische Ausdruck ein gediegen künstlerischer sein können. Erst mit dreimal drei sind die wahren Musen da; und ist das Individuum recht kräftig, treten sie wol alle zugleich in den Vordergrund der Erscheinung, sich offenbarend in den drei Urformen: Lyrik, Epos und Drama.

Diese drei nun sind vorgebildet in der eben skizzirten Geschichte des poetischen Einzelmenschen. Und es ist durchaus kein bloßes Gleichniß, wenn ich dasselbe Gesetz bei den Nationen wiederfinde. Der Mensch bleibt immer der Mensch. Wer weiß aber von der Völker Kindheit viel, wo sie kaum reden, geschweige schreiben können? Und wie dürftig sind die Urkunden von deren Jünglingsalter; obwol deshalb um so schätzenswerther die vereinzelten Klänge der Irokesen und Lappen und anderer Barbarenhorden, die uns Herder zuerst hören ließ. Aber alle Nationen, denen wir wahrhafte Kunstwerke zuschreiben dürfen, stehen in ihrem Mannesalter. Innerhalb desselben machen sie die drei Phasen durch. Augenscheinlich lehrt uns das eine aufmerksame Betrachtung der Geschichte, obschon es nicht bei jedem Volke gleich klar in die Augen springt, weil, wie nicht jeder Mensch gleich begabt, auch nicht jedes Volk einen gleich hohen Kunstberuf hat.

Darum vor allen auf jenes Volk hingesehen, welches das poesiebegabteste war seit Menschengedenken und deshalb eine Kunstoffenbarung

Digitized by Google

geworden ist bis auf diesen Tag, auf die Hellenen. Dort die normalste Kunstentwickelung; dort läßt sich fast mit Gewißheit ahnen, wie das geniale Knaben- und Jünglingsalter der Nation beschaffen gewesen, da sie im reifen Alter so herrlich dasteht. Ueberblicken wir dieses. Als die Griechen ihren einzigen Homer hatten, besaßen sie bereits lyrische Sänger, wie aus jenen köstlichen epischen Gemälden des Vaters aller Kunst selbst hervorgeht. Erst nachdem das Griechenherz in harmonischem Gesange sich einmal recht zufrieden gesungen, ward es von dem Drange seines schönen Lebensgefühls hinausgetrieben in das Weite und in das frohe Menschengetümmel der Welt, wozu ihm sein buchtenreiches Heimatland so willfährig diente. Der Hellene erscheint überall rührig, strebend und verkehrend, Krieg und Handelsschaft treibend, in drei Erdtheilen sich ansiedelnd und jeden fremden Boden verschönend, den er stets lebendig, heiter und mittheilsam betritt. Denn daheim im Mutterstaate ist's ihm oft zu eng, nur in weiter Bewegung wird ihm befriedigendes Leben, und so gewinnt er sich die breiteste Weltanschauung und Erfahrung. Aber alles wird ihm da poetisch, und doppelt poetisch, sobald er es nennt und ausdrückt; Argonautenzug und Trojanischer Krieg und große Heraklidenwanderung sind nur treue Wirklichkeit verklärende Sagen und Namen. Da mußte denn allmählich der erste aller Epiker entstehen. Unendlich erscheint die Weite der Welt in ihren reichen sich durchkreuzenden Bildern und Menschenzuständen. Wer kann sich das ordnen, um sich zurechtzufinden, sich darin nicht zu verlieren? Der poetische Griechengeist kann es. Die Menschen fühlen sich groß, aber als größer noch die Götterwelt, die sie erhaben umgibt, und von ihr geleitet finden sie sich vertrauensvoll durch alle Schicksalswindungen und Fügungen hindurch. Die Welt erschien ihnen als ein kunstvoll mannichfaltiges Gewebe bunt wechselvoller Ereignisse und Zustände, innerhalb deren die Menschen, solcher Mannichfaltigkeit froh, sich herumtummelten. Und so entstehen die von mildem Farbenglanz leuchtenden breiten Gemälde der Ilias und Odyssee, in denen eine unerschöpfliche Fülle bedeutender ineinandergeschlungener Begebenheiten und Verhältnisse, inmitten welcher die Menschheit sich anmuthig bewegt, uns abgebildet ist, ein reizender Wechsel anziehender Schilderungen und Erzählungen und in schöner Einheit alles abgerundet. In der Folgezeit jedoch ließen die Griechen nicht mehr so kindlich sich leiten an der Hand der Götter; sie fühlten die göttliche Kraft in sich selbst; ihre staatlichen Zustände hatten sich geordnet; selbst zu handeln war an der Zeit jetzt. Denn schon drohte der ungeheuere persische Feind, eine mächtige That galt es, und siehe, die Vielartigkeit der vielen einzelnen Stämme, einheitlich zusammengefügt, vollbringt die einzig große Siegesthat. Von ihr schwillt das Selbstgefühl, erstarkt das Nationalbewußtsein. Freilich bald

Digitized by Google

kehren sie das hohe Maß des gewonnenen Kraftgefühls im ehrgeizigen Wetteifer gegen sich selbst, und vernichten einander in frevelhaftem Heldenthum. Damals aber, in allen jenen heimischen Kriegen, da es in kurzen Momenten stets rascher That bedurfte, fing auch der poetische Drang nach Darstellung unmittelbarer menschlicher Handlungen an; des Lebens der Gegenwart wollte man sich bewußt werden. Da mußte man ablassen vom Schwelgen in der weiten und breiten Welt einer schönen Vergangenheit; denn so sehr diese auch zum ganzen Menschenthum mitgehört, die That des Menschen beschränkt sich auf einen oder einige Tage. Das dramatische Gedicht wird also ein kürzeres als das epische, wenn auch lebendigeres, weil leidenschaftlicheres. Und wie der Schauplatz ein engerer, um so vollständiger und deutlicher treten jetzt die Menschengestalten in den Vordergrund, die vorher nur als bedeutendere Momente in das große Natur- und Menschheitsgesamtbild sich einfügten; die Schilderungen dagegen müssen jetzt zurücktreten vor der Handlung. Wohl fehlt jener reizende Duft und Farbenschmelz, der auf dem Ganzen des Epos lag, dagegen stehen die plastischen Gestalten der Menschen da, nach allen Dimensionen nachgebildet. Auch in der fernern künstlerischen Ausführung drückt sich das aus. Denn wenn die Rede des epischen Dichters wie die seiner Helden oft lang und bilderreich ist, ein poetisches Abbild der Redeperioden erzählender Menschen, so ist dramatische Rede ein verklärtes Abbild des kurzen Wechselgesprächs, worin hier die Handlung sich vorbildet. Damit ist indeß noch nichts von der auch von Griechen trefflich geübten Schauspielkunst gesagt, die allerdings fast immer mit dramatischer Poesie Hand in Hand zu gehen pflegt, wie wir aus jenen Knabenspielen ersehen können, und sich erst später als eine eigene Kunst absondert. — Und der Inhalt der dramatischen Gedichte? Jedes Volks selbständiges Thatenleben wird sich darin ausprägen. Doch auch das allgemein menschliche Thatenleben, das in allen Völkern lebt, muß natürlich überall in der Kunst zum Ausdruck kommen. Also nicht blos der nothwendig tragische Verlauf ihrer Geschichte, den die Hellenen durch den heillosen Peloponnesischen Krieg sich bereiteten, schuf allein ihre Tragödien, nicht blos ihr späteres in sich zerfahrendes gesellschaftliches Leben allein ihre Komödien, sondern überhaupt die Betrachtung der freien sittlichen Menschenthat. Daher werden denn menschliche Leidenschaft, Thorheit und Sünde mit ihren Gegensätzen der Poesie jene Richtung überall geben, wo es weise dichterische Geister gibt.

Die Entstehungsbedingungen der poetischen Urformen scheinen mir hiermit nachgewiesen. Versuchen wir noch gleichsam zur Probe einen kurzen Einblick in die Geschichte anderer, namentlich späterer Literaturvölker, vorzüglich das Drama im Auge behaltend.

Digitized by Google

Die Hindu haben ein sinnvolles Drama, doch nicht in reinster Form dastehend, sondern von der epischen durchschlungen, wie denn neben ihren inhaltreichen Menschen- und Naturzuständen zwar ein rührriges, doch nur ein zerstückeltes und in jenen sich verlaufendes Kleinleben der That besteht. Die Juden hatten kein Drama; es scheint, weil sie glaubten, daß nicht sie selbst, sondern allein Jehova handle, der sie in alle Wege führe; und dieser Glaube schied sie auch von andern Völkern und vom gesellschaftlichen Verkehr aus und hemmte ihr Thatenleben. Die Römer, obwol im Innersten zu wenig Dichter und nur oberflächlich den Formen der Griechen nachtretend, dürften doch als Weltbeherrscher, bei dem ihnen vergönnten großen Blick über die Reiche der Erde, weit mehr Neigung und Beruf zur epischen als zur dramatischen Poesie besessen haben; wie denn auch Virgil (man denke sonst von ihm wie man wolle) wirklich größer ist als irgendein dramatischer römischer Dichter. Doch im Mittelalter, nachdem das eiserne Volk untergegangen ist, das den Besitz der Erde sich anmaßte, und zwar unter Völkergewürge und entsetzlichen Umwälzungen, welche aller Cultur mit Vernichtung drohten, ist aus germanischen Kräften und aus dem gediegenen, wiewol anfangs nur noch roh lagernden Golde christlicher Elemente eine neue Welt entstanden, und sofort wenigstens das Werden einer neuen Geschichte. Da geschieht in Europa und Asien vielerlei und Gewaltiges; immer erneute Völkerwanderung; Kämpfe zwischen Papstthum und Kaiserthum; Islam und Kreuzzüge. Das alles ist eben ein frisches Werden auf einem weiten epischen Schauplatz. Und fürwahr, das Epos treibt schöne Blüten in Deutschland, noch kunstvollere in Italien. Auch die Kreuzzüge finden ihren mittelbaren Ausdruck nur im epischen Gedicht, denn auch sie sind keine rein selbständigen Thaten. Die ganze mittelalterliche Zeit nämlich ist bei allem heroischen Ritterthum noch eine unmündige; die Kreuzfahrer ziehen aus zur Befreiung des Heiligen Grabes, aber immer sich anhaltend an die Schürze des Papstes. Die Mündigkeit der neueuropäischen Völker beginnt erst mit der Entdeckung eines neuen Erdtheils und mit der großen Kirchenrevolution, den beiden mächtigen Factoren, welche die neue Geschichte und neue Weltanschauung begründen. Jetzt konnte der Geist, von dem bevormundenden Seelenjoch der Kirche erlöst, in freier Selbstbestimmung erwachen, jetzt konnten freie Völkerindividualitäten sich gestalten und die Ideen, die jedes Volk originell durchdrangen, wechselseitig ausgetauscht, weiter und weiter bis in den neuerrungenen Schauplatz über den Ocean sich verbreiten; jetzt endlich konnte ein mannichfach gegliedertes und doch auf der geläuterten christlichen Grundlage einheitlich zusammenhängendes europäisches Culturſystem entstehen, welches in großartigerm Maßstabe an die Stelle des wohlgebildeten Hellenenthums sich zu setzen anhub.

Digitized by Google

Die Poesie aber mußte sich hiermit erneuen, und die Poesie der That, die dramatische, ward jetzt erst wieder eine Möglichkeit. Ich kann es unterlassen, viel Worte zu machen von der allgemein erkannten Kunstoffenbarung, die uns durch die dramatische Form vom großen Briten kam. Nur das ist hier zu wiederholen, daß sein unvergleichlicher Genius ohne den protestantisch freien Geist, der ihn belebte, nicht zu so vollkommener Erscheinung gekommen wäre. Dieser eröffnete ihm die volle Aussicht über die poetische Thatwelt; und welch eine Aussicht konnte das jetzt sein, wie gewachsen und ausgedehnt war die Weltgeschichte! Wie sichtlich wird uns das, vergleichen wir seine Zeit mit dem eng umgrenzten geschichtlichen Horizont der Hellenen! Um so mehr mußte Shakspeare's riesig-geniale Größe eine neue Offenbarung werden für alle Völker des neuern Europa, die etwas Aehnliches erstreben wollten und konnten; und daß er nicht sogleich, vielmehr nach zwei Jahrhunderten erst recht verstanden wurde, erweist ihn eben als die tiefsinnigste Offenbarung. Ja, die Völker Europas wollten Aehnliches erstreben, sie mußten es gewissermaßen, denn die ewig denkwürdige That der Reformation drängte sie zur Poesie der That. Daß sie es jedoch nicht alle gleichmäßig, manche gar nicht konnten, erhärtet uns wieder den Satz von dem wahren Entstehungsgrund der dramatischen Dichtkunst. Zuerst die Italiener, dieses sonst so poesiereiche Volk, haben es zu einer dramatischen Poesie nur unzulänglich gebracht, weil in ihrer Mitte das Papstthum in seiner Starrheit verblieb. Die Franzosen, diese lebendige Nation, hatten viel zu kämpfen, bis sie sich zum selbständigen Thatleben durchgerungen; doch nur verkümmert der Reformation theilhaftig und deshalb um die schönste Frucht derselben, die politische Freiheit, langehin betrogen, haben sie auch im Drama mit unfreiem Blick die Formen der Alten misverstanden und mit deren Hantierung sich lange mechanisch abgequält. Aber ebenso wie Ludwig's XIV. Zwingherrschaft gesprengt ward durch jene gewaltige, Europa erschütternde Revolution, aus welcher der lebhafte Franzosengeist eine Reihenfolge schnell wechselnder Staatsgestaltungen schuf: also erarbeitete sich auch mit Leichtigkeit das immer regsame und heitere Volk eine reiche, namentlich komisch-dramatische Literatur. Sehr bedeutend ist ferner das Theater der Spanier, besonders das ältere, das kurz nach der Reformationszeit aufblühte: eine Erscheinung, welche den Satz vom poetischen Werth der freien sittlichen That umzustoßen scheint; denn Spanien verschloß sich vollständig der Reformation, und Kirche und Staat, gleich despotisch, hielten einträchtig miteinander das Volk in entschiedenster Unfreiheit. Jedoch man bedenke erstens, daß der spanische Staat, obwol innerhalb des Gesichtskreises einer verfinsterten Vernunft, doch aus freiem Entschluß sich der Kirche zu Gebote stellte und wiederum

Digitized by Google

von ihr sich stützen ließ; man bedenke ferner, daß dieser Zustand nur möglich geworden durch jenen von den Vätern ererbten, die Nachkommen noch immer entflammenden dunkeln Heldengeist, welcher vorlängst erworben und fortwährend gestählt wurde, als sie auf ihrer einsamen Pyrenäischen Halbinsel, ganz auf sich allein gestellt, ihr an die Saracenen verlorenes Vaterland Jahrhunderte hindurch mit unermüdetem Schwerte zurückeroberten, was ihnen zugleich ein stolzes Selbstgefühl und den wärmsten Eifer für die alten Formen des Christenthums einimpfte, für die sie solange todesmuthig gestritten. Hierzu kommt noch der Hauptantheil, den die Spanier an der Entdeckung einer neuen Welt haben und an der Eroberung großer goldreicher Länder, wodurch beiläufig auch ihre Phantasie wie ihre angeborene Prachtliebe erweitert und gesteigert wurde. So erklärt sich wol der heroische Rittergeist, der oft tief-religiöse Gehalt und die schimmernde Prachtfülle des spanischen Theaters; aus jener ungesunden Grundlage hingegen auch das Conventionelle und Steife, kurz das Unfreie desselben. Am spätesten endlich kam das deutsche Theater zur Reife, obgleich die Keime sich ganz naturgemäß entwickelt hatten. Als nach den Kreuzzügen in den eben infolge derselben durch Handel und Gewerbsamkeit emporgekommenen Städten eine unabhängige Bewegung und ein freierer Geist des Denkens und Thuns sich gebildet hatte, erstarb die Fähigkeit des epischen Erzählens und verhallten die lieblichen Minnelieder. Indeß, wie wenig man auch hervorzubringen vermochte, schwand doch damit noch nicht die Empfänglichkeit für Poesie und die Freude daran. Nur hatte man in den jetzt arbeitsvollen Zeitläufen nicht die gehörige Ruhe zum Anhören der Geschichten, nicht Friede genug zum behaglichen Empfinden der Lieder. Da regte sich denn, gleichsam wie von der Zeit geboten, ein Verlangen, das Erzählte rasch und recht unmittelbar sich zu eigen zu machen und das Leben darin selbst zu leben; kurz, man wollte eine Geschichte, bündig erzählt, aber durch die lebendige Art der Erzählung mit Empfindung erfüllt: und so entstand das Drama, in welchem sich ja lyrische und epische Elemente harmonisch durchdringen. Dazu gesellte sich auch hier bald die Kunst der äußern Darstellung, welche zunächst in ernsten Vorstellungen aus der heiligen Geschichte hervortrat. Nun aber kam die gewaltige deutsche Reformation anregend hinzu und durch sie Hans Sachs empor, der schätzenswerthe Begründer des deutschen Dramas. Gleichwol erfuhr der Fortgang desselben noch manche innere und äußere Hemmungen. Wo wäre nämlich die erforderliche Ruhe künstlerischen Schaffens zu gewinnen, wenn das Stoffliche, so belebend es auch sein mag, in zu heftiger Bewegung um uns herumtreibt, wie es damals im Mutterland der Reformation der Fall war? Und weiter, das bisjetzt so freudige Selbstgefühl des Volks, wie bald ward es niedergedrückt durch

Digitized by Google

die nächsten heillosen Folgen der Reformation, den unseligen, Land und Volk in Ohnmacht werfenden Dreißigjährigen Krieg, die dadurch bewirkte und sogar zur Gesetzlichkeit erhobene noch größere Zerrissenheit des Reichs sammt den greuelvollen Raubkriegen der Franzosen! Sodann, nothdürftig genesen, fiel Deutschland unter das vielfache Despotenjoch seiner Fürsten, die mehr oder weniger Frankreich bewunderten, es nachahmten und selbst ihm zu Diensten waren. Daß es sich dennoch aus allen diesen Krankheiten wieder emporhalf, zeugt wol von einer unvertilglichen Lebenskraft der Deutschen. Für unsere Frage ist ferner nicht zu übersehen, daß uns ein ausgebildeter Prosastil noch fehlte. Dieser, stets ein Merkmal fertiger Zustände, pflegt die Grundlage einer classisch-poetischen Literatur zu sein. Ein solcher war uns zwar unter Luther's Meisterhänden aufgeblüht, aber von jenen rauhen Kriegsstürmen fast wieder verweht worden. Ganz besonders empfindet dies das Drama, dessen poetische Wechselreden sich gern auf einer gediegenen Prosa aufbauen. Mit Einem Wort: erst nachdem die Thaten des Einzigen Friedrich den Deutschen wieder frisches Selbstgefühl gegeben, erst nachdem Lessing ihnen die Sprache trefflich wiederhergestellt hatte: erst dann stieg das deutsche Drama, umrollt von den fernen Donnern der Französischen Revolution, in schöner Selbständigkeit und Vollendung herauf. In welcher Weise nun die weiter erfolgten, noch größern freudigen Thaten des deutschen Volks, ja das mit Recht noch von ihm zu erwartende Große in Zukunft seine dramatische Dichtkunst stählen und stärken mögen, wer wollte das bestimmen, aber wer sollte nicht mit begründeter Hoffnung dem entgegensehen?

Eine poetisch begabte Nation kann nur durch sittlich freie Thaten ein Drama ermöglichen. Dies erscheint als eine anthropologische Wahrheit. Inwieweit jedoch die sittlich freie That durch den schwungvollen Geist eines Volks selbst mit befördert werde, ist eine mehr moralische als ästhetische Frage, die einer besondern Untersuchung bedarf.

Digitized by Google

Aus dem amerikanischen Kriege.

(Nach dem „Antlantic Monthly".)

I.

Wie ward Richmond Hauptstadt der Secession?

Am 17. April 1861 nahm die Convention von Virginien durch einen Beschluß die Secession an. Als deren Mitglieder am vorhergehenden 4. Februar gewählt wurden, waren sie großentheils gegen die Secession; aber die Ereignisse, welche seitdem eingetreten waren — die Beschießung und Uebergabe von Sumter, die Machinationen der Führer der Secession, ihre falsche Darstellung des Nordens und dessen, was Lincoln thun würde, ihre Versprechungen, daß es keinen Krieg geben, daß die Yankees nicht kämpfen würden, ihr Bravuren, wo sie nicht schmeicheln, ihre Drohungen, wo sie nicht einschüchtern konnten, ihr Jubiliren über den unblutigen Sieg, den das einzelne Südcarolina über eine verhungerte Besatzung gewonnen, ihre Freudenfeuer und Illuminationen, ihre Körbe voll Champagner und Flaschen voll Whisky — alle diese Kräfte vereinigt waren hinreichend, den Beschluß der Secession durch die Convention zu bringen. Aber es war ihm ein Hemmschuh angehängt durch den Vorbehalt, daß er am vierten Donnerstag des nächsten Mai dem Volke zur Ratification vorgelegt werden solle.

John Letcher war Gouverneur von Virginien. Schwach an Verstand, gemein in seinen Neigungen, oft betrunken, selten nüchtern, zu zeiten sich so viehisch zur Schau stellend, daß ihn die Presse von Richmond für einen öffentlichen Unfug erklärte, gab er ein passendes Werkzeug der Secessionsverschwörer ab. Bereit, alles Erdenkliche zu thun, um den Staat durch offene Handlungen gegen die Vereinigte-Staaten-regierung zu compromittiren, erließ er am Abend nach dem Secessionsbeschlusse Befehle an die Staatsmiliz in der Nähe von Wincheſter, das (Vereinigte-Staaten-) Arsenal in Harper's Ferry in Besitz zu nehmen. Auf seine eigene Verantwortung also und ohne den Schatten einer Vollmacht vom Volke des Staats fing er den Bürgerkrieg an, und dies Verfahren setzte er fort, indem er gleich darauf Virginien zum Mitglied der Conföderation erklärte und so, ohne die Formalität einer Volksabstimmung abzuwarten, den Staat mit Einemmal aus der Union herausriß.

Die Absichten der conföderirten Regierung lagen bereits zu Tage. „Ich prophezeie, daß die Flagge, die sich jetzt hier in den Lüften bläht, vor dem ersten Mai vom alten Capitol in Washington wehen wird!" sagte Hr. L. P. Walker, der Kriegssecretär, am Abend nach

Digitized by Google

dem Fall Sumters zu einer wahnsinnigen Menge in Montgomery, der damaligen Rebellenhauptstadt.

„Von den Spitzen der Berge und aus den Thälern bis zu den Küsten der See geht ein wilder Schrei grimmigen Entschlusses, die Stadt Washington zu nehmen um jeden menschlichen Preis. Dieser schmuzige Käfig unreiner Vögel muß und wird sicherlich durch Feuer gereinigt werden", schrie John Mitchell im „Richmond Examiner" vom 23. April.

„Washington wird bald zu heiß werden zum Aufenthalt für Abraham Lincoln und seine Regierung", schrieb der Redacteur des „Raleigh Standard" am 24. April.

„Wir hegen die lebhafte Hoffnung, daß, bevor drei Monate vorübergehen, die Regierung, der Congreß und alle Aemter nach der jetzigen Bundeshauptstadt verlegt sein werden", schrieb der Montgomery Correspondent des „Charleston Courier" am 28. desselben Monats.

„Wir sind mit den Geheimnissen unserer Behörden nicht vertraut genug, um den Tag anzugeben, an welchem Jefferson Davis im Weißen Hause speisen und Ben M'Cullogh in General Sickle's vergoldetem Zelte seine Siesta halten wird. Wir möchten nicht gern eine Täuschung bereiten, indem wir einen zu zeitigen Tag ansetzen; aber es wird den Herren Ungelegenheit ersparen, wenn sie sich bereit halten, auf augenblickliche Kündigung auszuziehen", sagte der „Richmond Whig" am 22. Mai.

Der Rebellencongreß hatte sich bereits vertagt und war auf dem Wege nach Richmond. Nicht blos der Congreß, sondern alle Staatsämter waren im Auszuge begriffen, in der Absicht, nur einen oder zwei Tage in Richmond zu verweilen, bis General Scott und Abraham Lincoln und die Yankees, die nach Washington strömten, herausgetrieben wären. So wurde Richmond, obgleich nur zeitweilig, wie alle Welt im Süden meinte, die Hauptstadt der Conföderation.

„Eine Woche später wurde Jefferson Davis in Richmond vom Volke bewillkommt" — sagt Pollard, der Verfasser der „Südlichen Geschichte des Krieges", ein unerbittlicher Hasser des Nordens — „mit einem Ausbruch von echter Freude und Begeisterung, zu welcher keins der militärischen Prunkschauspiele des Nordens ein Seitenstück liefern könnte."

Präsident Davis hielt der Volksmenge eine Rede, in welcher er sagte: „Wenn Zeit und Gelegenheit günstig sind, werden wir die Angreifer schlagen mit männlichen Waffen, wie unsere Väter vor uns thaten und wie ihren Söhnen geziemt. Dem Feinde überlassen wir die niedrigen Thaten des Mörders und des Brandstifters (!), ihm überlassen wir es, hülflose Frauen zu beschimpfen: uns gehört die Rache an Männern.

Digitized by Google

Wir wollen die Schlachtfelder in Virginien zu einem andern Buena-Vista machen, geschwemmt mit köstlicherm Blute, als dort geflossen ist."

Aber Oberst Robert E. Lee, der die Rebellenstreitkräfte in Virginien commandirte, war noch nicht ganz fertig zur Einnahme von Washington, und so fing der Rebellencongreß seine Sitzungen in der Staatshauptstadt an. Hr. Memminger stellte seine Druckerpressen auf und erließ seine Versprechungen, die Schulden der Conföderation würden zwei Jahre nach dem Friedensvertrage mit den Vereinigten Staaten bezahlt werden; Hr. Mallory fing an, über den Bau von Widdern nachzudenken; während Hr. Toombs und sein Nachfolger, Hr. Benjamin, vom Staatsdepartement aus Instructionsbriefe an Rebellenagenten in Europa schrieben und verlangend und erwartend nach der alsbaldigen Anerkennung der Conföderation als einer unabhängigen Macht unter den Nationen ausschauten.

Die schläfrige Stadt erwachte zu einem regen, bunten Leben. Regimenter Infanterie strömten herein nicht blos von den Hügeln und aus den Thälern der „Old Dominion", sondern aus jedem Versteck und Winkel der conföderirten Staaten — die Palmetto-Garden, die Marion-Schützen, die Jefferson-Davis-Grauen, die Whippy-Swamp-Grenadiere, die Chickasan-Braven, die Tiger, die Teufelsbraten (Dare-Devils), die Yankeeschlächter — angefeuert von Patriotismus und Schnaps, stolz, in Richmond zu sein, durch dessen Straßen zu marschiren unter Fahnen, gestickt von den Schönen des sonnigen Südens, für welche jeder Mann einen Yankee umzubringen geschworen hatte! Lieutenants, Hauptleute, Majore, Obersten und Generale, von goldenen Sternen glitzernd, mit rasselnden Säbeln und klirrenden Sporen, drängten sich mit allem Pomp modernen Ritterthums in den Hotels. Durch das Marschiren von Truppen, das Zusammenlaufen von Leuten aus allen Ecken der Conföderation, die in den Bureaux eine Anstellung oder Contracte mit der Regierung suchten, durch den Drang und Wirbel der Geschäfte und das Heraustreiben der Preise aller Bedürfnisse, durch den Strom der Fröhlichkeit und der Mode, der den conföderirten „Hof" umfloß, in welchem Mrs. Jefferson Davis die regierende Königin war, durch seine vergoldeten Trinkstuben und Spielhöllen — wurde Richmond zu einem Babylon.

„Auf nach Richmond!"

Dieser Kriegsschrei des Nordens in den ersten Monaten des Kriegs war natürlich, denn bei der gewöhnlichen Kriegführung ist die Einnahme der Hauptstadt des Feindes gleichbedeutend mit Gewinnung des Friedens. Man dachte, die Einnahme von Richmond würde das Ende der Rebellion sein. Die Zeit hat uns über diesen Irrthum aufgeklärt. Hätten wir im Jahre 1861 Richmond genommen, so würde die Regierung blos ihre Koffer für Montgomery oder irgendeine andere passende Stadt des

Digitized by Google

Südens gepackt haben. Die Lebensfähigkeit der Rebellion bestand nicht in Städten oder Hauptstädten, sondern in dem, was nur durch Vernichtung sterben konnte — in der Menschensklaverei. Das war und ist die „ursprüngliche Sünde" der Rebellion, die Hauptverderbniß und eingeborene Schlechtigkeit, ohne welche es keinen Verrath noch Abfall gegeben haben würde.

Aber alles dies vergessend, immer nur die Wirkung im Auge, ohne nach der Ursache zu forschen, nur den Trommelschlag der bewaffneten Legionen des Südens hörend, der sich zum Umsturz der Nation rüstete, absichtlich unsere Ohren vor dem Klirren der Sklavenketten verschließend, taub für das Gebet „Wie lange, Herr?", das Männer und Weiber, die wir von unsern Linien in die Knechtschaft zurücktrieben, jeden Morgen erhoben; vergessend, daß Gerechtigkeit und Recht die Grundlagen der Staaten sind, marschirte die Armee des Generals M'c Dowell zuversichtlich bis Bull-Run auf dem Wege nach Richmond, und — kehrte nach Washington zurück, geschlagen, flüchtig, desorganisirt, gedemüthigt! Und doch sehen wir jetzt, daß für den Süden dieser Sieg, welcher die ganze Conföderation in Flammen setzte, eine Niederlage, für den Norden aber das, was ein überwältigendes Unglück schien, ein Triumph gewesen ist. Die Führer des Südens wurden allzu zuversichtlich. Sie hätten Washington nehmen können, machten aber keinen Versuch dazu, bis der goldene Moment vorbei war, um niemals wieder zu kommen. „Wir haben Washington durch unsere Finger schlüpfen lassen" — war die bittere Klage des „Richmond Examiner" wenige Tage nach der Schlacht von Bull-Run — nach der zweiten Erhebung des Volks zur Rettung der Union.

Umgekehrt marschirte M'Clellan, anstatt gegen die Sklaverei als das Leben der Rebellion zu zielen, die Halbinsel hinunter durch den Koth, um Richmond zu nehmen und um durch die Einnahme der Rebellenhauptstadt den Frieden zu erobern. Er war ein wissenschaftlich gelehrter Stratege, hatte Europa besucht und führte Krieg nach europäischem Muster. Aber in einem Kriege der Ideen und Principien kann die bloße Einnahme der Hauptstadt des Feindes den Kampf nicht beendigen. Ein solcher Kampf ist der Krieg unsichtbarer Streitkräfte — der Sturm der Cherubim und Seraphim gegen rebellische Scharen — der alte Streit in den himmlischen Gefilden, erneut auf Erden.

Es dauerte lange, ehe die Nation zu dem Bewußtsein erwachte, daß die Vertreibung Lee's aus Richmond die Rebellion nicht endigen würde. Dazu gehörte mehr als dies: die Beseitigung aller politischen Ränkemacherei und zeitdienerischen Politik, die Anerkennung von Gerechtigkeit, Recht und Freiheit als den wahren Elementen politischen Staatswesens.

Digitized by Google

Erst allmählich wuchs auf seiten des Volks das Verlangen nach Ausrottung der Sklaverei vom amerikanischen Boden.

Dem zukünftigen Geschichtschreiber wird es obliegen, nachzuweisen, inwiefern der Fehlschlag Burnside's bei Fredericksburg und die Niederlage Hooker's bei Chancellorsville durch den Mangel an moralischer Erkenntniß auf seiten der Armee und des Volks in jenem Stadium des Kriegs mit veranlaßt wurde; denn es gab zu jener Zeit Tausende von Offizieren und Soldaten, welche sich weigerten, an der Seite eines Negers zu kämpfen. Wir sind selbst jetzt nicht weit genug vorgeschritten, den Farbigen die vollständigen Rechte der Bürgerschaft zu gewähren. Wir geben zu, daß er Soldat sei, eine Flinte trage und eine Kugel auf den Feind abschieße; aber gestatten wir ihm auch, daß er an den Stimmkasten trete und einen friedlichen Stimmzettel gegen denselben Feind hineinwerfe? Sonderbare Inconsequenz!

Die Farbigen von Richmond, Charleston, Savannah, dem ganzen Süden sind die treuen Unionsleute der secedirten Staaten gewesen, und sind es noch. Wann und wo haben sie ihre Hand gegen die Union erhoben? Sie haben für die Flagge der Union gekämpft, durch ihren Patriotismus und ihre Tapferkeit sich einen Namen, einen Platz in der Geschichte erworben. Das Bürgerrecht gebührt ihnen nach dem Naturrecht; aber sie haben es sich auch verdient. Macht den Freigelassenen zum Stimmgeber, zum Landbesitzer, zum Steuerzahler, erlaubt ihm, vor Gericht zu klagen und verklagt zu werden, gebt ihm in jeder Beziehung Gleichberechtigung, und die Vergeltung dafür wird Sicherheit, Friede und Wohlstand sein. Jede Abweichung vom absoluten Recht dagegen muß früher oder später Uebel im Gefolge haben. Jetzt, in dieser Zeit der Abrechnung, bei dem Wiederaufbau der Nation, der Erneuerung des staatlichen Lebens, hat Amerika das Vorrecht, der große Lehrer und Wohlthäter der Welt zu werden!

Nach dem Unglück bei Chancellorsville kam eine Zeit nüchterner Ueberlegung; die Menschen fingen an zu begreifen, daß es sich um einen Principienkrieg handle. Dann kam ein Befehlshaber, welcher einsah, daß die Macht der Rebellion nicht in Richmond liege, sondern in der Rebellenarmee, daß die Einnahme von Richmond von gänzlich nebensächlicher Bedeutung, der einzige Weg aber, die Rebellion zu unterwerfen, der sei, sie niederzukämpfen, ein Befehlshaber, der sich bereit erklärte, Soldaten von jeder Farbe zu verwenden.

Digitized by Google

Die historische und culturhistorische Anekdote vor 220 Jahren.

Von

E. v. Dincklage-Campe.

Während die neuere Literatur mit unermüdlichem Scharfsinn und lobenswerther Ausdauer Sprichwörter aufsucht und klassificirt, bleibt die Anekdote nach wie vor das Aschenbrödel neben dem geharnischten Bruder, dem Sprichwort — und doch beleuchtet sie sicherer als das letztere den Standpunkt der geistigen Regsamkeit, doch lehnt sie sich viel unzertrennlicher an die geschichtliche Tradition. Wenn das Sprichwort behauptet: „Liebe Kinder haben viele Namen", so könnte man in der mittlern und neuern Weltgeschichte eine Auswahl derjenigen Persönlichkeiten treffen, an die sich vorzugsweise die Anekdote heftet, indeß das Andenken anderer nur in den rein geschichtlichen Thatsachen fortbesteht. Nicht immer war es die Liebe, die hier für die Volksstimme entscheidend ward; bei Friedrich dem Großen z. B. war es seine Festigkeit und sein Kriegsruhm. In einer weiter zurückliegenden Epoche zeichnet sich Heinrich IV. von Frankreich durch einen besonders reichen Schmuck von Denkwürdigkeiten aus, die sich durch alle Literaturen Europas bis auf den heutigen Tag ebensowol erhielten als die Bezeichnung des Spitzbarts mit Henriquatre. Es wäre ein dankbares, wenn auch mühsames Werk, die Anekdote in ihrer kurzen und charakteristischen Form von der Rüpelrolle, die ihr durchgängig zuerkannt wird, zu einem höhern Standpunkt zu erheben. Wenn auch nur „das Kleingeld" neben dem Kapital der Welt- und Sittengeschichte, ist ihr Gepräge sicher von nicht minder großer Bedeutung als das, welches von dem Numismatiker seinen Münzsammlungen beigelegt wird.

Wir beabsichtigen hier nicht, eine übersichtliche Darstellung und Entwickelungsgeschichte der historischen und culturhistorischen Anekdote zu geben; das uns vorliegende Material besteht in einem Büchlein, welches 1644 zu Leyden erschien und eine überwiegend protestantische Tendenz an den Tag legt. „Büchlein" sagen wir im Sinne dessen, der das Buch ansieht; wer aber das gelbe, enggedruckte Papier näher prüft, den fesselt es wol mehrere Tage hindurch. Wie man heute mit wenig Stoff viel Papier füllt, so scheint hier umgekehrt der Stoff mit Rücksicht auf möglichste Papierersparung sorgsam comprimirt und zusammengeschoben zu sein. „Apophthegmatum" der „Teutschen Nation" heißt das Werk, aber es ist kein merkbarer Unterschied in Bezug auf Nationalitäten in der Auswahl gemacht. Ebenso sind zwar die Denkwürdigkeiten

Digitized by Google

sehr eingehend gesondert: „Wehr-, Lehr-, Nehr-, Weiber-, Standts-Personen, Hof- vnd Schalcksnarren, Beywörter, sambt anhang etlicher Außländischer Herren, Gelehrten vnd andrer, auch Auß- vnd Inländischer Märtyrer (!), Lehrreicher Sprüch, Anschläg, Fragen" u. s. f. Diese Eintheilung hat jedoch Hrn. Johannem Leonhardum Weidnerum zu Nimägen nicht von einigen gelegentlichen Seiten-, Vor- und Rücksprüngen abgehalten. Manche Schnurren, die Urgroßmütter unserer heutigen Almanachgeschichtchen, die kernhaften Vorfahren aller „Anekdotenjäger", haben auch schon hier ihren unsterblichen Humor entfaltet, indeß andere so haltlos sind wie Wasser im Siebe und des Herrn Conrectors Mutterwitz nicht ins beste Licht stellen. Um indeß weder der Sprachweise noch der Eintheilung Eintrag zu thun, entnehmen wir einige Beispiele aus jeder Rubrik, in der Voraussetzung, sie werden dem Leser ein nicht uninteressantes Bild der Zeit geben, in welcher sie dem vorliegenden Pergamentbande anvertraut wurden. Am bezeichnendsten sind wol die Mittheilungen, wo der Herausgeber von geschichtlichen Ereignissen ohne weiteres zu seinen oder seiner Bekannten Erfahrungen und Ansichten übergeht. Nicht mit Unrecht nennt er in der Einleitung an den günstigen Leser seine Arbeit eine „zusammen Stopffelung".

1) Wehrstand. „Keyser Sigismundus. Alß jhm zeytung kam, das sein Volk von den Hussiten geschlagen, hat er, den ersten schrecken vnter seinem Volck zu verhüten, einen Krantz auffgesetzt, vnd ein grosse malzeit angestelt, vnd vber derselben gantz frölich sich erzeiget; So hat mir einmal mein Herr Johan Kettler Freyherr zu Moncoya verzehlt, daß jhm zu Cöln wiederfahren, daß in einem Wirtshauß, allda er logirt, etliche Spanisch Obersten mit trinken, zu brechung der Gläser ꝛc. gestalt, als wann sie grosse Victorien erhalten, darüber er dann nicht wenig verstürtzet, doch hab heimlich seinen Diener bey etliche Kauffleut geschickt, die jhm dann zu entbotten, daß das gegentheil wahr, das er dran sich nichts kehren solt, dann daß were der Spanier Natur, wann sie schaden gelitten sich also anzustellen. Alß er diß gehört, war er wieder zufrieden, vnd brachen die Spanier ein Glaß, brach er wieder ꝛc."

„Herzog Adolphus von Cleef der I. diß Nahmens. Derselbige Hertzog von Keys. Sigism. gefragt, welche die besten Regenten, antwortete: Erstlich, die sich selbst mit verstand regieren, vnd zum andern, die andern wol vorstehen, vnd guten rath geben können. Vber ein Fürst. Banckett fragt jhn Keys. Sigism. Ob einem, der von einem Grafen zum Fürsten gemacht, nicht bezieme oder zustünd, mit einem herrlichen Kleid an der Fürstl. Tafel zu erscheinen (dan er sich sehr schlecht in Kleydern hilt) antwortet er: Gnädigster Herr Keyser, wann

Digitized by Google

ich meine Kleyder eher als meine manieren verendern thät, würden meine Vnderthanen daß gulden stück, vnd nit den Herren ehren."

„Der Admiral von Arragon sagt: „wann er 60,000 gute soldaten hett, wolt er in einem halben Jahr das halbe Reich einemmen. Dann wann die Teutschen Fürsten den Insall vernehmen würden, würden sie ein zusamenkunfft außschreiben, das fordert auff das erst ein Mont, biß sie jhre Credentz schreiben eröfneten, vnd ein ander willkomten, lief wieder ein Mont hinweg, die propositiones nemen den dritten hinweg, vnd weil die Fürsten gemeiniglich jhre Gesandten schickten, nehmen die die Sachen ad referendum an jhre Principalen, das wehre der viert Mont. Die wieder antwort erheist auch ein Monat. Das were der sechste biß man schließ, Volk werben liesse, wol vier oder sechs Monat hinweg. Vnter dessen thet er was er wolte."

„Die Statt Leyden war, Anno 1574. hart von den Spanischen geängst, vnd in eusserster hungers noth; derentwegen die Spanier sie vermahnten, daß sie sich solten auffgeben: Die von Leyden antworten: Sie hetten noch keinen mangel, so lang noch Hund vnd Katzen in der Statt weren, zu dem so hett noch jeder ein linken Arm, den wolten sie auff essen, vnd mit dem rechten so lang fechten, biß daß sie dieselbige von jhrer Statt abkehrten. Schlugen damahl auch Gelt auff Papier, druff diese Wort: Leyden in der noth, vnd, Gott behuet Leyden." (Metteranus.)

In derselben Abtheilung befinden sich auch bekannte Anekdoten über Rudolf von Habsburg und manchen andern Kaiser, wie über Feldherren und Staatsmänner. An bittern, ja groben Ausfällen gegen den papistischen Klerus fehlt es nicht, doch scheint hier die Parteilichkeit der Glaubwürdigkeit Eintrag zu thun.

2) Lehrstand. „Joannes Mendoza. Als etliche von der Sorbon zu jhm kamen, vnd vber Petrum Castellum klagten, das der in der Leichtpredigt, vber Franciscum König in Frankreich, so viel zu verstehen gegeben, das die Seel des Francisci strack nach seinem Todt in Himmel auffgenohmen, vnnd also kein Fegfewer von nöthen, hat er sie also bescheyden, Ich weiß das ihr darumb hierher komen seit, nemlich zu fragen, Wo König Francisci Seel, weil jhr mit Castellano daruber nicht eins, hinkommen; doch ich kann euch versichern, das Franciscus in seinem Leben also gesinnt vnnd gewönt ist gewesen, das er nicht lang in ein ort, wie schön, wie lieblich, vnnd anmutig der auch war, konte verbleiben, also das ich darfür halte, daß er zwar in das Fegfewer verreist, aber nicht der meinung lang da zu bleiben, sondern allein ein durchzug dardurch zu thun, Thuanus. lib., 3."

„Türkischer Keyser. Es schreibt Aventinus in seinem dritten Buch, das der Türkische Keyser von der Teutschen zusammenkunfften, also

Digitized by Google

pflegt zu sagen: Ipsi (Germaniae Principes) consultant, ego faciam." Weidner fügt hinzu: „daß er dann genugsam mit der that bißhero erwiesen."

„Avennamor, König der Mohren. Diesen fragte Ferdinandus König in Hispanien, den er gefangen hat, vnd ein betagter Mann war: Wie er so alt were worden, der antwortet, Ich habe nie gestanden, da ich möchte sitzen, ich habe langsam ein Weib genommen, vnd bin bald wieder ein Wittman worden."

„Don Jan, Hertzog zu Medina vnd Sidonia. Ward einmal von seinem Schatzmeister erinnert, daß er nicht all zu Mild vnd außgebisch sein solte. Dem antwortet er: Ich will die Ehr haben, daß mein Hauß bekandt sey durch Freygebigkeit, vnd nicht durch besitzung der güter."

„Baron Georg Friedrich von Roggendorff, auß Mehren. Alß demselben wegen Ferdinandi 2. perdon oder genadt anpraesentirt wurd, wann er sich wieder wolt beim selben instellen, fragte er, waß soll das vor ein Gnad sein? Ein Bohemische Gnad? die ist Kopff ab: Oder ein Mehrische? die ist ein ewige Gefängniß: Oder ein Oesterreichische? die ist alle Güter confiscirt. Baudartius I, 15."

„Bertholdus Sturm. Gibt ihrer Keyserl. May. ein Rath, daß sie solten die drey principia des Philosophischen Steins in ihren Erbländern suchen, vnnd auß den dreyen kostbarlichen Steinen Lichtenstein, Wallenstein, Diedrichstein, die quintam essentiam, Sal, Sulphur, Mercurium zu sammen setzen, den wahren Lapidem Philosophorum ohn einig fürer, vnnd zuthuung frembder Dingen, in wenig stunden zu bereyten, so würde ihnen kein Gelt mangeln, vnd die auffsätzige Reichsglieder alle leichtlich zu curiren sein, im teutschen frieden Discurs 1633."

„Janus Gunterus Bibliothecarius, vnd Historiae Augustae Professor zu Heydelberg. Sagt oftmahl. Grossen Herren solt man grosse vnnd lange Gedichten oder Versen zuschreiben, dann entweder verstünden sie es nicht, oder sie hetten die Zeit nicht, oder sie wolten die nicht lesen."

„Richardus Hemmelius Rect. zu Heydelberg. Wann alle Bäum erfrieren, sagt er, gleich 1607. geschehen, so erfrieren doch die Birken nicht, das Gott denn darumb verhüt, damit die Praeceptores Ruthen haben, die muthwillige Jugent vnter der zucht zu halten."

„Doctor Julius Wilhelmus Zinckgref. Sagt vielmalen: daß das Hauß Spanien also dem Hauß Oesterreich beystehe, geschehe darumb, dieweil es sieht, daß das Römisch Reich in letzten Zügen, vnd also verhoft, die Keyserliche Kron soll ihm im Testament vermacht werden." „Idem: Concilia vnnd Comita weren einander in dem gleich, das man

Digitized by Google

auff beyden zusammen komt, mit Einigkeit, Hand küssen, Willkom heissen, vnnd Willkoms Trunk thun, vnd gemeiniglich mit vneinigkeit, vnnd vnverrichter Sachen von einander scheide." „Idem: das die langwürige Tag vnd Bancquetten tractationes gemeiniglich mit Nördlinger Confect beschlossen werden."

„Joachimus Fortius Ringelbergius. Sagt, das es ein seltzamer Vogel, der Reich vnd Gelehrt sey, dann das alte Sprichwort leugt nicht: Reichthumb dominirt, Armuth studirt."

„Martinus Crusius, Professor Tubingensis. Hat die zeit seiner Profession zum wenigsten bey 20000. Disputationes gehalten. In sieben Decanatibus zu Tüb. 330. Baccalaureos promovirt. 329. Magistros liberalium artium. Sein Schwäbische Annales so Anno 1545 außgangen, mit einer Feder geschrieben, vnd in zusammentragung derselben vber 200. Authores durchlesen, vber 7000. predigten in Griechisch dem Prediger nachgeschrieben. In Latein vnd Griechisch 78. Bücher geschrieben. Adamus in ejus vita."

„Paulus Melissus, Poët vnd Bibliothecarius zu Heydelberg. Hatte ein Hauß gekaufft, da schrieb er an einen seiner Freunde: Mira mirorum, Poëta emit domum."

Der Herausgeber hat seinen eigenen guten Einfällen acht enggedruckte Blätter gewidmet, aus denen gelegentlich erhellt, daß Johann Leon Weidneri Pfältzers eine ziemliche Meinung von sich selbst und eine noch höhere von seiner Gelehrsamkeit besaß, was ihm einige Unannehmlichkeiten zugezogen haben muß, denn „die Herren von Duißberg liessen ansagen, das er sich möchte ander orten vmb ein Dienst umbsehen." Er aber lacht und meint, er habe so viel studirt, „das er auff einen Mann oder Statt nicht gebunden sei." Den Herren von Duißberg ist es also vermuthlich zu verdanken, wenn Weidner dem Adel gern einen Seitenhieb versetzt: „Gefragt, Warumb die, so von Adel sein, oder sein wollen, das wort Von gemeiniglich im Brauch halten, antwort: Weil sie gemeiniglich von jhrer Voreltern tugenden vnnd dapfferkeit abgewichen, auch vielmal von jhrer Eltern gut (Gut) verthan." — Bezeichnend ist für die damalige Zeitrechnung Folgendes: „J. L. Weidnerus fragt einmahl einen Wirth zu Mentz auff ein Sontag, ob sie auch Sontag hetten, sie hetten in Pfaltz, da der alt Calender üblich, auch eben Sontag. Er muste fehlen, weil die Catholische allzeit zehen Tag in jhren Calender zuvor gehen. Der gute Mann wuste nicht, was er antworten solt, sagt allein, er wolt sein Priester darüber fragen."

„Halbwater Calendermacher zu Coppenhagen stund in einem Buchladen, da komt ein Jung, begert ein Calender, wolt aber des Halbwaters Calender nicht haben, mit vermeldung er lüge all zu sehr. Den fragte Halbwater, wie viel Geld er hette? Er antworte, einen Alboß.

Digitized by Google

Halbwater sagt, liebes Kindt, die Wahrheit ist thewer wahr (Waare), man kann nicht viel vmb ein Alboß kauffen."

„Ein Gelehrter sagt: Ein jede Nation hat mittel jhre sorgen zu verdnstern oder zu stillen. Der Teutsch verdrinkt sie, der Franzoß versingt sie, der Spanier beweint sie, der Engländer verdantzt sie, der Italiener verschläft sie."

„Ein Newling sagt zu einem von dem er was begerte: Der Monsieur als ein brau Cavallier erzeig mir doch das pleusir. Auditum admissi risum teneatis amici. Daß Schnupftuch vor den Mund genomen. O der Butentsche Teutschen!"

„Als Johan Bradfort von Bucero ermahnet ward, daß er seine Gaben, zum Baw der Kirchen Gottes, vnnd zur Vnterweisung der Gemeine woll anlegen, derselbige sich aber entschuldigt wegen seiner Schwachheit vnnd Vnwissenheit, sagte Bucerus zu jhm, Wann jhr schon kein köstliche Gerichte, Weißbrod vnnd Leckerbißlein, dem Volk Gottes vorsetzen könnt, werdet jhr dennoch gut Wickenbrodt vnd Haußspeiß vortragen, vnnd sie damit erquicken konnen: Hat also Bradfort auß dieser anmahnung einen Muth gefasset, vnnd sich zum Predig-Ampt in Engelland gebrauchen lassen, wie er dann auch vnter Regierung vnnd Verfolgung Mariae, im Jahr Christi Geburt 1555. den 10. July zu London ist verbrandt worden. Crocius 1. 5. Martyr."

„Sebastianus, D. Theol: zu Erfurt, vmb das Jahr 1508. — Sagte also: Wir haben, die vor vns bitten, vor vns in die Kirche gehen, singen jhre zeiten, lesen vnd Meß thun, aber wer will vor vns in die Helle fahren?"

„Pater Magerus zu Speyer sagt, Laß vns die Jungfraw Mariam vnnd alle Heyligen bitten vor einen benachbaurten Fürsten, so sich nicht will truncken trinken, dann er entweder ein Bubenstück gethan, oder zu thun im sinn, auff Fridericum V. deutend."

3) Nehrstand. „Einer verwundert sich, daß das Land von Moncoya so rauch vnd vngebawet; druf sagt ein Moncoyer, das last euch nicht verwundern, dann es von dem Teuffel vor vielen Jahren vor sechs Malter Habern versetzt, an den Fürsten von Gülch, vnnd weil es ein so rauch vnnd vngeschlacht Land, begehr derselb es nicht wieder zu lösen."

„Ein Hutkrämer wolt einem Junkherrn nicht ein Hut borgen, dann, sagt er, Ich mag meinen Hut nicht vor meinen Hut abziehen."

„In einem fürstlichen Hauß, waren vff einer Tafel gemahlet, ein Papst, König, Jurist, Bauer vnd Weib: vber dem Papst stund geschrieben, der bet vor die Vier: vber dem König, der beschirmt die Vier: vber dem Juristen, der zankt die Vier: vber dem Bawern, der ernehrt die Vier: vber dem Weib, die überlist die Vier."

Digitized by Google

„König Henricus IV. in Frankreich scherzt off die Tage vnd Reichstag der Teutschen: Sein es allezeit Tag in Teutschland vnd nimmer Nacht?"

„Als Albertus von Brandenburg mit seiner Armee Teutschland durchreisete, begegnete ein Münch einem seiner Soldaten, vnnd als er vor demselbigen erschrocken, sagt er: Gott gebe dir den Frieden. Der Soldat sagte, so nehm dir der Teuffel das Fegfewer, so sind wir allebeyde Bettler."

„Alß im Jahr Tausend Fünff hundert Achtzig, Steinwick von Rennenberg belägert ward, lag in derselben ein Soldat, genannt Arnoldus von Gröningen, der schwam mit einem Eymer in der Handt durch die Statt-Graben, vnd leschte einen Brandt, so der Feind in einer Mühlen erweckt, nichts achtend das vielfaltige schiessen des Feindes, vnnd ruste noch hertzlich den Feinden zu, O ihr Dieb vnnd Ehren-schelme, ich bin Aret von Gröningen eines Bawern Sohn."

4) Weiberstand. „Elisabetha Königin von Engelland. Etliche wollen jhr das zu schreiben wiewohl es andere Henrico 3. des Namens, König in Frankreich zueygnen, nemlich daß das Teutschland sey wie ein Phoenix: Wann man meint derselbige sey verbrand, so werde auß seiner Asch wieder ein junger Phoenix."

Der Herausgeber läßt hier einige Königinnen und Kaiserinnen auftreten, bringt eine kurze Biographie der sehr gelehrten „Weibsperson" Olympia Fulvia Morata und geht dann zu unbekannten Persönlichkeiten über. Seinen beiden Frauen widmet er einen besonders großen Platz:

„Sibylla von Sahnen, Hausfraw von J. L. Weidneri. Einer, als sie noch vnverheirathet, verehrt ihr ein Vranien Apffel, zu dem sagt sie, der dient jhm besser als jhr, damit er sein Hitz was kühlen möchte." „Kurz nach dem sie an J. L. W. verheyrath ward, gieng sie mit ihm durch der Staten Lager, das damal vnder Wesel lag, da fragt sie ein kurtzweilliger Soldat, ob sie noch feil oder verkaufft. Dem antwortet sie: Man fragt die Wahr nicht selbst, ob sie feil, sondern den, dem sie zukomt: solte derentwegen den fragen, der mit jhr ging, der das meiste Gelt newlich vor sie gegeben." — „Anna Maria Zinckgresin J. L. Weidn. zweyte Haußfraw. Sagt. Wie man Kleyder in acht habe vnd die ehre, also werd man im vbrigen von andern geacht vnd geehrt."

„Anna Hertzogin von Bewern. Sagte. die Gott vnd sein Wort lieb haben die sein die besten Edelleut in der Welt."

„Wenceslai zu legers praesidenten im Kirchen Rath zu Heydelberg Mutter. Als sie von Mathesio Predigern im Joachimsthal zuredt gestelt ward, Warumb sie sich von der Kirchen vnnd gemein im Joachims Thal, zu der Heydelbergischen gemein, vnd in ihre Kirchen sich begeben? antwort sie. Die Kirch im Joachims Thal ist Höltzin, die zu Heydel-

Digitized by Google

berg ist Steinern, ich fundire mich auf keine von beyden. Doch so viel sehe ich, daß die Lehr in der Kirch zu Heydelberg getrieben wird, mit Gottes Wort vber ein komt, vnnd drumb will ich mich, so lange ich lebe an dieselbige halten."

„Ein Claſſische Jungfraw reiſte durch ein Statt, in deren eine hohe Schul war, fragte ſie, was das lauten bedeut? der ward geantwort, das man Doctores machen wolt, ſie ſprach: Wie viel? der antwort man: Sechs. Sie ſegnet vnnd verwundert ſich, ſagend, Sechs? Behüt Gott, wir haben in vnſern Land nur einen, vnnd der macht dem gantzen Land genug zu thun, dieſe ſechs ſolten wol die gantze Welt in vnruh bringen."

„Alß Sigismund Keyſer Elſaß, Berſgaw, ꝛc. an Georgium Hertzog von Beyern verkaufft, die Vnderthanen aber dieſem kauff ſich entgegen ſetzten, iſt ein Bayeriſcher Herr der orten vmb dieſen ſtreit richtig zu machen verreiſt, als er zu Pfert kam, fand er des Burgermeiſters Fraw vngefehr bey jhren Säwen ſtehen, die fragt er was ſie da macht, dem antwort ſie: Ich hör das wir ſollen Beyeriſch werden, derentwegen ſteh ich hier vmb dieſelben ſprach von den Säwen zu lehrnen, dann man die Beyern ins gemein Säw zu nennen pflegt, weil es deren ſo viel in Beyern gibt."

5) Von dem Weiberſtand geht der Herausgeber ſinnig über zu den Hof- vnd Schalcks-Narren.

„Clauß von Manſtatt in Meiſſen Churf. Fridrichs in Sachſen, kurtzweilliger Rath. Bauwet einmal vor dem Hoff zu Dresden Keſſelhäſen, vnnd auß andern materien gezimmer. Gefragt waß er machte, antwort er: Ich baw Dörffer vnd Schlöſſer, die kleine vor die Fürſten, die groſſen vor die Junckherrn."

„Pritſchen Peter. Fridericus IV. Churfürſt zu Heydelberg ſagt einmal in vnwillen zu Pritſchen Peter. Peter du muß mir den Hoff reumen: Er antwort, ſtrack, ich bin es zu frieden, allein laß mich an der Silber Kammer anfangen."

„Marot des Königs von Franckreich Hoff-Geck, hatt es mit den Pfaffen ſo gemacht, das er muß ausreiſſen, ſein Bildniß ward alß ein Ketzersbild an ſein ſtatt verbrand, das dann geſchah, als er eben auff dem Schweitzer gebirg, alſo das er groſſe kält leiden that, derentwegen ſchrieb er an den König, Je n'avois jamais plus te froit, que quant je estoit brusle dernirement à Paris."

„Mattes Narr des Abts zu Marchtzel an der Donaw. Alß er zu Fuß durch ein Waſſer gegangen, ſagt er: Wie viel hab ich mich bedacht, daß ich durch das Waſſer gangen bin, vorwahr wann ich ertrunken wer, mein Herr würd es mir nicht vergeben haben."

6) Außländiſcher Herren Gelehrten, vnd ſonſten ſcharpffſinnige Reden.

Digitized by Google

„Von Philippo II. König in Spanien ist diese Pasquil außgesprengt, Si ill Rey non muore il regno muore, id est: So oder wann der König nicht baldt stirbt, so muß das Königreich sterben. Ist ein böses zeugnuß vnd anzeigung Tyrannischer Regierung."

„Auf Printzen Caroli, Philippi II. Sohn, so in der Gefängnuß gestorben, (Gott weiß natürlichen oder vnnatürlichen todts, dann darvon nicht einerley meinung) hat einer diese Grabschrift gemacht.

A qui jaze quien dezir,
Veridat morio sium en formidat.

Das ist: der hie liegt, welcher begehrt die wahrheit zu sagen, starb ehe er krank ward. Metteranus."

„Granvellus als er vernohmen, daß der von Egmond, Horn, neben andern mehr Herrn gefangen, fragte strack, ob auch der Schweiger, das is, Printz Wilhelm von Vranien gefangen were, als ihm geantwortet, Nein, sagt er. Es were besser den Schweiger allein, als die andern gefangen zu haben."

„Franciscus von Mendoza Admirant von Arragonien. Als er Anno 1534 in das Reich eingefallen, vnnd die Teutsche Fürsten vnnd Reichsständ jhm derenthalben ein stark drow schreiben zugesandt, sagte er: Es stecken gleichwol kein Carthaunen darin."

„Solymannus Türkischer Keyser. Sagt: Ist ein sehr alte Klag, das die Teutschen vnder sich leben, als Katzen vnnd Hund, drumb einer gesagt, das die Funken von des Simsons Füchsen, die mit den Köpffen von einander, aber mit den schwäntzen, zwischen welchen sie ein Brand gehabt, welcher der Philister getreyd angezündt, zusammen gebunden gewesen, in das Teutschland geflogen, vnd sonderlich der Teutschen Herren Höff. Dahero es komme, das einer hie hinauß, der andre dort hinauß, will, vnter dessen mit dem Brand der vneinigkeit ihr eygen Lander, Stätt, vnd Leut in Brand vnnd verderben bringen. Gott besser es."

„Frantzösischer Capitain Bagard. Dieser ward in dinsten Francisci I. hart verwund, als jhm gerathen ward er sollt sich aus der Schlacht auff ein Seit begeben, antwort er: Ich bin die zeit meins Lebens nicht vor dem Feinde geflohen, will es auch am end diesen nicht thun, vnd als er halb todt von dem Perdt fiel, befahl er seinem Diener, daß wann er todt, ihn vnder den Baum legen, so daß er mit dem Gesicht gegen dem Feind gekehrt lege. — Niederlandische Verzehlung."

Diesen Abtheilungen, die indeß nur sehr oberflächlich als solche von dem Herausgeber berücksichtigt und ohne jede chronologische Eintheilung aufs Papier geschleudert wurden, folgen noch: Die Marterer und

Digitized by Google

endlich Anhang Etlicher Gottlosen Reden der Wiedersacher der Christlichen Kirche. Wir glaubten keine Auszüge dieser Abtheilungen unter dem Sammelnamen „Anekdote" geben zu dürfen, obwol es ein gerechter Wunsch wäre, den Blick des lesenden Publikums einmal auf die protestantischen Blutzeugen und Märtyrer zu richten, deren ernste und mahnende Schatten nach wenigen Jahrhunderten befremdender vor uns dastehen als die Erinnerungen der alten und ältesten Weltgeschichte. Indeß — um mit einem Verse zu schließen (von welchem Herr J. L. Weidner behauptet, er stünde zu Posen in Polen über einem Hause!) sprechen wir eine Wahrheit aus, wie sie vor 220 Jahren in jener wilden Zeit galt, und sie gilt leider auch noch heute nicht minder:

Wer hie auff Erden gute Tag will han,
Der nehm sich Christi nicht viel an,
Denn wer hie Christum recht bekent,
Muß das Creutz tragen biß ans endt.

Literatur und Kunst.

Reiseskizzen in Wort und Bild.

Ich will euch sagen mit Vergunst,
Das Reisen ist auch eine Kunst.
Die soll man lernen, auf daß nicht
Der Wirth nur euer Geld einsticht
Und euch den Beutel leert. — Wer Geld
Zum flotten Pilgern übrig hat,
Und doch nicht fortzieht in die Welt,
In Wald und Feld, in Dorf und Stadt,
Dem wäre es zu gönnen baß,
Sein Mammon würde Mottenfraß. —
Doch soll man reisen mit Verstand
Von einem Land ins andre Land.

Die heutigen Reisekünstler haben eine Reiseliteratur geschaffen, die von Jahr zu Jahr mehr anschwillt, aber auch von Jahr zu Jahr mehr Bedürfniß wird. Lesend macht der Tourist die Reise mit dem Reiseschriftsteller noch einmal, und wem das Reisen nicht vergönnt ist, der läßt sich durch dessen Buch hinzaubern, der läßt seinen Geist und seine Phantasie in die Gegenden versetzen, die sein Fuß nicht betreten soll. Um dem Leser dabei den erwarteten Genuß zu verschaffen, muß der Reisende aber auch so fesselnd zu schreiben verstehen wie z. B. Julius Rodenberg, der uns in seinem Werke „Diesseits und Jenseits der Alpen" (Berlin, Oswald Seehagen), wie ein guter Kamerad und routinirter Reisekünstler zu allem Schönen und Wunderbaren hingeleitet, was Natur und Menschenhand an der deutsch-italienischen Grenze geschaffen hat. Seine Bilder von der Adria,

Digitized by Google

aus Oberitalien und der Schweiz zeigen von wirklicher und reicher Kunst in Auffassung und Darstellung, und so folgen wir ihm gern, wohin er vorangeht, und hören ihm mit Aufmerksamkeit zu, mag er plaudern und scherzen, mag er belehren und über wichtige Zeitfragen ein ernstes Wort mit einfließen lassen. Von Triest bricht er auf und gibt uns von dieser allzu italienischen Stadt ein anschaulicheres Bild, als wir es bisher irgendwo gefunden hatten; dann begeistert ihn Venedig zu einem überaus poetischen Märchen, in dem die alte Lagunenstadt mit ihrer reichen Vergangenheit vor uns auftaucht:

Da standen von Marmelstein
Viel herrliche Paläste;
Doch das Wasser floß aus und ein,
Und gegangen waren die Gäste.
Da stand ein prächtiger Bau,
Ein Dom mit Kuppeln und Schildern,
Mit Fenstern roth und blau,
Mit Stufen und Heiligenbildern;
Farbig glänzte der Grund,
Auf Pfeilern ruhten die Hallen,
Die Decke war azurn und
Das Dach von edeln Metallen. — —

Wir durchpilgern dann Venedig mit ihm nach allen Seiten und kommen über Verona und Mailand an den Comersee und auf den St.-Gotthard. Das Ganze mit allen Einzelheiten entfaltet sich, überall wohlthuend und anheimelnd, vor unsern Blicken, und so bleiben wir gern seine dankbaren Reisegenossen über den Rigi nach Luzern und weiter bis in die alte Bundesstadt Bern, über die und über deren Patriciat er uns Dinge erzählt, die wir so schlimm und craß kaum erwartet hätten. — Rodenberg wird sicher durch sein Werk sich viele Freunde machen, und wir wünschen ihm das um so mehr, als seine Gegner ihm gar manches niemals verzeihen werden.

Dasselbe Prognostikon dürfen wir dem Werke eines andern Touristen stellen, der uns freilich nur in einer einzigen Stadt, nämlich in Berlin, spazieren führt. Sein Buch, unter dem Titel „Die Stadt der Intelligenz. Geschichten aus Berlins Vor- und Nachmärz. Von Schmidt-Weißenfels“ (Berlin, O. Seehagen), ist ganz richtig durch die bekannte Devise charakterisirt: „Hut di, Jungk, 's sind Nesseln dran!“ Wir erkennen auf jeder Seite, in jeder Zeile den echten berliner Humor, nicht minder mit Frivolität als mit einer gewissen Sentimentalität versetzt, wie viel Mühe letztere sich auch gibt, versteckt und unbemerkt zu bleiben. Sollen aber Bücher wie diese Rundschau in dem abgetragenen und dem frisch- und weißgescheuerten Berlin irgend das Lesepublikum befriedigen, so dürfen sie nicht anders als nach der Schablone ihrer piquanten Devise geschrieben werden, kitzelnd, wo man blättert, und allwissend, wie es der Berliner zu sein vermeint. Der Berliner kommt in Deutschland nicht zum zweiten male vor, man mag suchen gehen, wo man wolle, und vorzüglich in den Duodez-Residenzen wird man keine Analogie des Berliners finden. Denn Sonn- und Feiertags tritt er auf wie ein lackirter Bummler der Wochentage, und er hat doch gegrübelt und redlich gearbeitet von früh bis spät, und

Digitized by Google

oft bis tief in die Nacht hinein; er ist doch reell und zuverlässig, aber er gibt sich nicht gern den Schein, und darin unterscheidet er sich vortheilhaft von den Klein-Residenzlern, die von groß bis klein stolz darauf sind, sich aus der fürstlichen Küche sättigen zu lassen. Besonders die heutigen Berliner der Mehrzahl, die „Mehrheitsgeschöpfe" des Hrn. von Olfers, sind ein Geschlecht, vor dem man den Hut abziehen muß; es müßte schlimm kommen, oder sie werden unsers Erachtens niemals zu „Bassermann'schen Gestalten" und „Catilinarischen Existenzen". Sie gehen, wenn auch oft mit der Cigarre im Munde und den Filzcylinder schief auf den Kopf gedrückt, den ernsten Bürgersteig, die Straße, auf welcher das Bürgerthum zu Ehre und Macht emporsteigt, einer unabweislichen Zukunft sicher, in der das Junkerthum nur noch in ohnmächtigen Caricaturen an den Ecken herumsteht, die Eckensteher der Zukunft. — In zehn Kapiteln führt der Verfasser uns in dem alten und neuen Berlin herum, und wir möchten ihm keinen Vorwurf machen, als daß er seinen Gegenstand noch nicht vollständig erschöpft hat, daß wir noch mindestens zehn oder zwanzig weitere Kapitel von ihm verlangen dürfen. Berlin ist, wie vielleicht keine andere Stadt Europas, in einer Art äußern und innern Wachsthums begriffen, von der besonders die Süddeutschen und Rheinländer keine Ahnung haben, die hartnäckig in dem Wahne leben, Berlin producire eben nichts als schmachtleibige Lieutenants und hochmüthige Beamte. Es ist das ein Vorurtheil, und daß es ein Vorurtheil ist, wird zur Stunde in Schleswig-Holstein bewiesen.

Mit nicht so pikanter Feder und oft beinahe langweilend geschrieben sind die Skizzen aus Oberbaiern von einem Süddeutschen: „In den Voralpen", (München, E. H. Gummi), ein dreibändiges Reisehandbuch, ein Bädeker raisonné, ausführlich, gewissenhaft, belehrend, doch nicht allezeit unterhaltend und fesselnd. Jeder wird gewiß gern einmal an der Amper und dem Starnbergersee und seinen Ufern einige Sommerwochen zubringen; aber stets in Gesellschaft eines schulmeisternden Chronisten und Etymologen sich zu befinden, wird bald unerträglich, und so vermögen wir kaum das Zeugniß zu unterschreiben, welches der Verleger seinem Artikel ausstellt, daß diese Schilderungen sich durch Neuheit in der Darstellung (?), Frische, gesunden Humor und Gedankenreichthum vor allen ähnlichen Erscheinungen auszeichnen und gewiß Aufsehen erregen werden. Wir wollen das Buch indeß nicht durchaus tadeln, wir wollen es nichts weniger als verwerfen, sondern zugeben, daß es an manchen Stellen des Ergötzlichen und Einschneidenden genug hat, und daß sein Verfasser als Denker keineswegs hinter seiner Zeit zurückgeblieben ist. Um gerecht zu sein und dem Leser selbst das Urtheil zu überlassen, wollen wir eine Stelle herſetzen: „Wir sind gute Fußgänger und scheuen die Moore nicht, über die querfeldein wir nach dem östlichen Hügelufer des Starnbergersees trachten. Ein träger Bach will unsern Marsch hemmen, der Bodenbach. In frühern Jahrhunderten hieß er Würm. Damals mag er wol noch wasserreicher gewesen sein, denn die Seen von Iffeldorf waren damals größer und tiefer. Er bildet den bedeutendsten Zufluß im Süden und treibt kurz vor seiner Mündung eine Mühle am Seestrand. Jetzt ist der Name Würm für ihn verloren gegangen und haftet nur noch an dem Flusse, der im Norden den See verläßt. Ein anderer, weiter nach Osten gelegener, ärmlicher Bach, der hier

Digitized by Google

träg dem See zufließt, heißt Singerbach. Wir kommen noch auf beide zu sprechen. Gerade da, wo sein braunes Wasser in die grüne Flut einsickert, geht der 29. Längengrad über ihn weg. Darum kümmert sich nun freilich heutzutage kein Mensch mehr, außer den Geographen und Kartenmachern. Im vorigen Jahrhundert aber war es bei uns, wie ich sehe, anders. Als eine Gradmessung in Altbaiern veranstaltet wurde, oder besser eine Revision derselben, glaubten viele in Niederbaiern an Zauberei, und in Passau wollte man durchaus nicht haben, daß zwischen dieser Stadt und Vilshofen ein Meridian durchgezogen werde. Bestechungen und Drohungen wurden an den Mathematikern versucht. Man fürchtete, der Strich könne einmal gefährlich werden und durch Hin- und Herschwanken die Gegend verderben und die Gebäude zerstören. Zuletzt mußten die Gelehrten ihre hölzerne Arbeitsbude mit vielen Heiligenbildern bekleben, um vor der abergläubischen Anfechtung der Menge Ruhe zu bekommen. Das waren freilich Zeiten, in denen es traurig aussah. «Der Hang zum Aberglauben», wie ein gleichzeitiger Berichterstatter (Briefe eines reisenden Franzosen durch Baiern, Pfalz und einen Theil von Schwaben 1783) sagt, «zum Schmausen und zur Bettelei, welcher durch ganz Baiern herrscht, wird durch das Beispiel der dicken Pfaffen erhalten und geheiligt. Das Volk beneidet sie um ihren seligen Müßiggang. Die Gaukeleien, Brüderschaften, Kirchenfeste und Winkelandachten beschäftigen den großen Haufen so sehr, daß er den dritten Theil seiner Zeit an sie verschwendet. Ihr Interesse räth ihnen, das Volk in dem Grade von Dummheit zu erhalten, der zu ihrem Gedeihen nothwendig ist, und deswegen liegen sie immer gegen alles, was gesunde Vernunft und Aufklärung heißt, mit einer unbeschreiblichen Wuth zu Felde. Ihnen allein hat man die entsetzliche Verwilderung der Sitten in Baiern zu verdanken. So wie die Landpriester in Baiern beschaffen sind, verdienen sie auch nicht mehr Achtung als die Mönche. Die meisten unterscheiden sich von den Bauern platterdings durch nichts als die schwarze Farbe ihrer Kleider, eine kostbarere Tafel und eine schönere und besser gekleidete Haushälterin. Im übrigen sind sie ebenso liederlich, unwissend und ungezogen.»" Friedrich der Große sagt in der Geschichte seiner Zeit, Baiern sei ein Paradies, von Thieren bewohnt — „und solche Witze", fügt der Verfasser hinzu, „hat uns das Regiment jener Leute zugezogen." — Weiter citirt der Verfasser Voltaire (L'homme aux quarante écus) und erzählt: „Als die Vernunft nach Baiern und Oesterreich kam, fand sie zwei bis drei dicke Perrükenköpfe, welche sie mit stupiden Glotzaugen betrachteten. Sie sagten zu ihr: «Madame, wir haben nie etwas von Ihnen gehört, wir kennen Sie nicht.» «Meine Herren», gab sie ihnen zur Antwort, «mit der Zeit werden Sie mich kennen und lieben. Ich bin bereits in Berlin, Moskau, Kopenhagen, Stockholm gut aufgenommen worden; in England habe ich durch den Credit von Locke, Gordon, Trenchard, Shaftesbury und andern längst das Bürgerrecht erhalten. Eines Tages werde ich es auch bei Ihnen erhalten. Ich bin die Tochter der Zeit und erwarte alles von meiner Mutter!»" An diese gewiß beherzigenswerthe Stelle knüpft der Verfasser eine lange Lobrede der Gegenwart, deren Anfang wir wenigstens hersetzen wollen: „Göttlicher Seher, Wohlthäter des Menschengeschlechts, du hast Recht behalten! Nur ein Jahrhundert ist seither verflossen, und schon ist

Digitized by Google

Thauwetter eingetreten und der große Eisgang setzt sich in Bewegung. Jam jam nitescunt puris aquilonibus Alpes. Bei ihrem spätern Kommen hat das hohe Weib sich an den Thron eines wohlwollenden Fürsten gestellt. Von dort hat sie ihren segenspendenden Arm über das herrliche Land ausgestreckt und — es ist besser geworden. Sie will dem Volke von seinen übersinnlichen Ueberzeugungen, die es vom Urahn überkommen, selbst nichts nehmen, aber sie sorgt und wacht darüber, daß es allmählich aus dem Gängelbande wachse; — langsam, langsam sollen sich, ohne Eile und Gewalt, nach den Gesetzen des natürlichen Wachsthums die Hüllen des blinden Glaubens lösen. Sie haben vielleicht ihre gute Seite gehabt, sie haben manchen gegen rauhes böses Wetter wohl geschützt. Wenn sie aber vor dem ruhig und stetig anwachsenden Drang von selbst gefallen sind, dann werden sie unnütz, und der Ersatz — Erkenntniß und vermehrter Wohlstand, den sie ihm dafür gibt, ist ein guter Ersatz, denn der Zweifel frißt ihn nicht an, und Verstand und Wille wird nicht von ihm gelähmt. Wir wollen nichts rauben und nichts geben — wir warten auf den Verlust und beschleunigen ihn, und dann geben wir aber etwas Sicheres und Besseres. Das ist unsere «Freimaurerei», nicht die lächerliche kaufmännische Assecuranzgesellschaft, die dem angeborenen Hang der Flachschädel zum Geheimthun schmeichelt und Kindsköpfe mit mystischem Flitter amusirt, sondern das stillschweigende und unbewußte Zusammenwirken aller Gutgesinnten, von denen jeder sein winzig Theil an der Erlösung des Geschlechts mit helfen kann. Ich freue mich, daß hier am wunderherrlichen See mir dein Bild nahe getreten ist, erhabener Arouet! Hat nicht dein «Candide» den religiösen Optimismus verhöhnt, die fluchwürdigste Gedankenkette, welche der Wahnsinn und die Selbstsucht erzeugt haben? Salve, excelsior!" — Daß wir diese langen Partien aus den „Voralpen" abgeschrieben haben, soll und wird zur Empfehlung des Buches bei allen dienen, die für Baiern ein weiter gehendes Interesse haben. Jedenfalls sind diese Skizzen, von denen jeder Band auch einzeln zu 18 Ngr. zu haben ist, mehr zur Reisebegleitung als gerade zu „Weihnachtsgeschenken" zu empfehlen.

Als Meister in der Kunst, zu reisen und über sein Reisen zu berichten, nennen wir — nach dem Grundsatze, das Beste kommt zuletzt — noch Friedrich Bodenstedt, dessen gesammelte Schriften in 12 Bändchen (Berlin, von Decker), als Gesammtausgabe erscheinen und in den drei ersten Bänden „Tausend und ein Tag im Orient (mit den Liedern des Mirza-Schaffy)", das berühmte und beliebte kaukasische Reisebilderwerk bringen. Wie Bodenstedt, so muß man Reisen machen und so Reisen beschreiben, so muß man den Leser mit dem Zwange der Anmuth mit sich entführen aus der heimischen Alltäglichkeit in die Wunder der weiten, weiten Welt. Sein Reisewerk ist zu bekannt, als daß es eines nochmaligen Lobes und nochmaliger Analyse bedürfte. Aber es ist recht eigentlich ein literarisches Kunstwerk, reich im Ganzen und reich in tausend Einzelheiten, kein Tagebuch. „Von meinen orientalischen Tagebüchern", sagt Bodenstedt in der Vorrede zu dieser Gesammtausgabe, „ruhen die meisten noch unbenutzt in meinem Pulte, da mir nicht daran lag, von Station zu Station über meine Eindrücke, Erlebnisse und Abenteuer zu berichten, sondern im Zusammenhange lebenswahre Bilder aus der Erinnerung zu malen, und zwar zunächst von solchen

Digitized by Google

Ländern und Völkern, von welchen man bei uns in weitern Kreisen noch keine Vorstellung hatte." Von seinem Buche aber sagt er weiter mit gerechter Charakteristik: „Ueberall bestrebt, mich so kurz wie möglich zu fassen, drängte ich meine Betrachtungen über Rußland auf wenige Blätter zusammen, um dann meine Leser sofort durch die Donische Steppe nach dem Kaukasus zu führen, wo ich mein Wanderzelt am längsten aufschlug. Beim Anblick dieses majestätischen Gebirges, das ich, weit besser als aus Reisewerken, schon aus den glühenden, farbenfrischen Schilderungen der russischen Poeten kennen gelernt hatte, konnt' ich mit Lermontow ausrufen:

Du greiser Kaukasus, ich grüße dich!
In deinem Reich kein fremder Gast bin ich:
Schon oft, gar oft durchzogen meine Träume
Mit dir des Ostens sonnenhelle Räume.

Tiflis, die gartenreiche, bergumragte Hauptstadt von Georgien, wo ich mich ein paar Jahre hindurch unter Mirza-Schaffy's Leitung dem Studium der orientalischen Sprachen widmete, wurde zum Mittel- und Ausgangspunkt meiner Wanderungen und spätern Schilderungen. — Die erhabenen Eindrücke, welche die Steppe, das Meer und die Berge in wechselnder Beleuchtung mir boten, hatten sich in meinen Geist wie Keime gesenkt, aus welchen mit innerer Nothwendigkeit poetische Blüten und Knospen wuchsen. Kein Sterblicher kann die Menschen und Dinge um sich her schildern, wie sie sind, sondern nur wie sie sich im Spiegel seines Geistes zeigen; der Künstler gibt in seinen Bildern nicht die Sache selbst, sondern das Resultat der Sache. Ich habe kein Land durchwandert, ohne seinen geistigen Inhalt, soweit derselbe mir zugänzlich war, in mir aufzunehmen; ich habe keinen fremden Dichter übersetzt oder nachgebildet, ohne an mich selbst die höchsten künstlerischen Forderungen zu stellen, und alles Fremde, was ich biete, ist so in seine deutsche Haut hineingewachsen, als ob es darin geboren wäre."

Wir wollen diese durchaus zutreffende Selbstkritik Bodenstedt's nicht weiter wiedergeben. Das Gesagte genügt, ein klares Bild von den Aufgaben zu erhalten, die der Dichter und Schriftsteller sich gestellt und mit so sehr erfreulicher Vollständigkeit gelöst hat. Wir haben aber jene Worte Bodenstedt's auch deshalb hier abgeschrieben, weil sie zugleich ein überraschender Prospect, eine ebenso zutreffende Charakteristik der Werke eines Künstlers sind, der wie jener den Kaukasus durchforscht hat und uns nun mit Griffel und Pinsel „die erhabenen Eindrücke, welche die Steppe, das Meer und die Berge in wechselnder Beleuchtung ihm boten", vor unsern Augen darzustellen rastlos thätig ist. Wir meinen die Zeichnungen und besonders die Oelgemälde des düsseldorfer Malers Paul von Franken, die seit einigen Jahren die besondere Aufmerksamkeit der Besucher von Galerien und Ausstellungen fesseln. Von Franken kehrte, wenn wir nicht irren, im Jahre 1860 aus dem Kaukasus zurück, in dessen weiten Gebieten er acht aufeinander folgende Jahre ausschließlich als Maler beschäftigt gewesen war. Gleich bei seinem Eintreffen in Tiflis war ihm der sehr ehrenvolle Auftrag geworden, zu dem Werke über den letzten russisch-türkischen Krieg, das der Graf Salagub im Specialauftrage des russischen Kaisers ausarbeitete, die Schlachtfelder in großen Oelgemälden auszuführen, ein

Digitized by Google

Auftrag, dessen er sich so entledigte, daß ihm nicht blos die gewöhnlichen Ehrenauszeichnungen zutheil wurden, sondern daß er nun auch im oft täglichen Verkehr mit den russischen und eingeborenen Großwürdenträgern die vorzüglichste Gelegenheit hatte, zu Genre- und landschaftlichen Bildern des Kaukasus alles Material zu erhalten. Er reiste mit den Beamten und Großen, und keine Thür war ihm verschlossen. Mit dem Fürsten Emil von Wittgenstein überstieg er die Gebirge und übte seinen Pinsel an Luft und Licht, Landschaft und Architektur, Volksleben und Vegetation des lieblichen Bajazet, der Perle des Orients. Oestlich erstreckten sich seine Ausflüge am Kaspischen Meere über Kuba, Baku und Derbent. Aus Tiflis und den dort gebotenen Motiven ist seine Mappe reich an den interessantesten Skizzen, wie wir denn auch ein großes Bild der „gartenreichen, bergumragten Hauptstadt Georgiens" fast vollendet in seinem Atelier gesehen haben. Ueberaus reizend sind die farbenschimmernden Bilder vom Rion und weiter aus Mengrelien, aus dem Kolchis und Phasis der Alten. Den Ararat, den Großen wie den Kleinen, sehen wir oft in seiner imposanten Mächtigkeit vor uns aufsteigen, bald glühend vor dem dunkeln Himmel am fernen Horizont der Steppe, bald hinter Eriwan und seiner mannichfaltigen Staffage in stolzer Behaglichkeit hingelagert. Während manche Bilder und Skizzen uns die orientalischen Intérieurs aufschließen und das häusliche Leben der circassischen Frauen uns darin zeigen, führen andere in das Hochgebirge, wo ärmliche Dörfer an sterile Felsen wie angeklebt erscheinen. Vor vielen seiner Specialcollegen hat von Franken den Vorzug, nicht blos in der Zeichnung und Gruppirung, sondern auch in der Benutzung der Farbe glücklich zu sein, denn für einen Maler des Kaukasus mit seiner kaleidoskopischen Pracht ist es ein wesentliches Requisit, mit lebhaft bunten Färbungen doch künstlerisch vollendete und reine Effecte erzielen zu können. Und dies gelingt ihm, wie wir sehen, sogar mit einer theilweise gewiß angeborenen Leichtigkeit. Er steht in der ganzen Technik dem Dichter und Schriftsteller nahe und hat noch das Eine mit ihm gemein, was wir nur mehr empfinden als detailliren können, daß alles auch überall schön ist. Alles zeugt von der edeln Begeisterung, mit der er arbeitet, von der poetischen Nothwendigkeit, die ihn bei der Conception und bei der Pinselführung so und nicht anders, nicht nach den Schablonen einer Schule, zu schaffen zwingt.

Simonides hat uns die blendende Antithese der Alten aufbewahrt, die Malerei sei eine stumme Poesie, die Poesie eine redende Malerei. Lessing weist in der Einleitung zum „Laokoon" darauf hin, zu welch unglücklichen Bestrebungen dieser geistreiche Ausspruch, als Lehrsatz aufgefaßt, so Maler wie Poeten verführen könne. Die Poesie wird zur Schilderungssucht, die Malerei zur Allegoristerei; beides ist gleich sehr vom Uebel und entschiedener Fehler, ein Fehler, von dem wir Bodenstedt wie von Franken freizusprechen das Recht haben. Beide haben nach der Idee des Lessing'schen Epigramms geschaffen, das ungefähr lautet:

Kunst und Natur
Sind stets im Wesen Eines nur.
Wenn in Natur sich Kunst verwandelt,
Hat mit Natur die Kunst gehandelt.

Digitized by Google

Koch und Moritz Wagner haben uns die kaukasischen Länder in ihrer Realität dargestellt, Bodenstedt in ihrer Poesie, von Franken bildlich — und es gebührt allen und jedem in seiner Art großes Lob. M. S.

Notizen.

Die weimarischen Hofschauspieler haben am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin einen längern Gastrollencyklus mit Erfolg durchgeführt. Zwar hinderten sie die in den Concessionen der zweiten berliner Theater liegenden Beschränkungen an der Vorführung der größern Shakspeare'schen Tragödien, und es konnte somit das vortreffliche von Dingelstedt durchgebildete Ensemble der Weimaraner nicht zur vollen Geltung kommen. Wohl aber traten die Talente der einzelnen Darsteller hervor, namentlich das des Hrn. Lehfeld, der aus seinen großen Rollen, aus „Richard III.", „Lear", „Shylock", wenigstens einige Hauptscenen vorführte und durch dieselben sein für die große Tragödie hervorragendes Talent an den Tag legte. Auch den Rouget de Lisle in Rudolf Gottschall's dramatischer Dichtung: „Die Marseillaise" spielte er mit vielem Erfolg. Nächst ihm gewann sich Frau Hettstedt durch pikante und vielseitige Leistungen den Antheil des berliner Publikums.

Das Bestreben, das deutsche Drama durch Preisausschreibungen, die von den einzelnen Bühnen ausgehen, zu heben, hat insofern seine Berechtigung, als diese Bühnen dadurch einen gewissen Stamm von brauchbaren Stücken erhalten. Denn selbst unter den nicht preisgekrönten Dramen befindet sich eins oder das andere, welches für das Repertoire der Saison verwendbar ist. Das münchener Actienvolkstheater hat drei Preise von 500 Fl., einen für das beste Schauspiel, einen für das beste Lustspiel und einen für die beste Posse oder das beste Zaubermärchen, ausgeschrieben. Der Termin für die Einsendung der Stücke war am 15. Juli. Das Resultat der Preisbewerbung wird zu Anfang der Wintersaisen mitgetheilt werden. Es sind 133 Stücke im ganzen eingelaufen, sodaß für die Lektüre der Preisrichter im Spätsommer hinlänglich gesorgt ist. Auch das hamburger Stadttheater hat neuerdings ein Preisausschreiben veröffentlicht und zwei Preise von je 50 Stück hamburger Dukaten für das beste Originallustspiel und für das beste Originalschauspiel ausgesetzt. Die Stücke sollen einen Abend füllen und den ästhetischen und theatralischen Anforderungen Genüge leisten.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Vierte Auflage. Volksausgabe zum Besten des Dichters.

In 9 Bänden zu je 15 Ngr.

Um jedem einzelnen im deutschen Publikum Gelegenheit zu geben, seine Theilnahme an dem tragischen Geschick eines der hervorragendsten Geister unserer Zeit zu bethätigen, veranstaltet die Verlagshandlung im Einverständniß mit der Familie des Dichters eine wohlfeile Volksausgabe dieses Romans, der anerkanntermaßen zu den besten Werken Gutzkow's gehört und als gelungenes Spiegelbild der deutschen Zustände nach 1848 bleibenden Werth behält.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an. Der erste bis fünfte Band sind bereits erschienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Romane

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen von **August Kretzschmar.**

Wohlfeile Ausgabe in Bänden zu 10 Ngr.

Soeben erschien:

18.—20. Band. **Die Kinder der Arbeit.** Eine Erzählung. Drei Theile. 1 Thlr.

Die frühern Bände enthalten:

1.—3. Band. **Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke.** Zweite Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

4.—6. » **Kleinere Erzählungen.** Drei Theile. 1 Thlr.

7. » **Die Ehe.** Eine Erzählung. 10 Ngr.

8. » **Die Schutzlosen.** Eine Erzählung. 10 Ngr.

9.—11. » **Schuld und Unschuld.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

12.—14. » **Zwei Familienmütter.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

15.—17. » **Blätter aus dem Frauenleben.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

Die Vorzüge dieser Sammlung der Schwartz'schen Romane, in welcher alle Werke der beliebten Verfasserin Aufnahme finden werden, sind, außer der Wohlfeilheit des Preises, die anerkannte Trefflichkeit der Uebersetzung, elegante Ausstattung in Octavformat und großer deutlicher Druck.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 38.** 21. September 1865.

Inhalt: Aus dem amerikanischen Kriege. II. Die Einnahme Richmonds. — Staat und Familie in ihren Beziehungen zur Schule. Von **Willem Smitt.** — Die Wohlthätigkeitsanstalten in Italien und besonders in Florenz. Von **Ferdinand Reigebaur.** — Gruß aus der Heimat an F. Freiligrath. Von **K. E.** — Literatur und Kunst. Uebersetzung, Memoirenroman und Biographie. (Molière's Lustspiele, übersetzt von Wolf Grafen Baudissin; Werner Bergmann, Tizian. Bilder aus seinem Leben und seiner Zeit; J. P. Glökler, Schwäbische Frauen. Lebensbilder aus den drei letzten Jahrhunderten.) — Correspondenz. (Aus Prag. Aus Wien.) — Notizen. — Anzeigen.

Aus dem amerikanischen Kriege.

(Nach dem „Atlantic Monthly".)

II.

Die Einnahme Richmonds.

General Grant, eben von seinem großen Erfolge in Vicksburg und Chattanooga kommend, durch den er gezeigt hatte, daß er militärisches Genie von hohem Range besitze, wurde zum Generallieutenant gemacht und zum Befehlshaber aller im Felde befindlichen Armeen der Union bestellt. Dies war der Anfang eines neuen Regiments. Bis zu jener Zeit gab es wenig Uebereinstimmung des Handelns unter den verschiedenen Commandanten. Die Armeen entbehrten eines Hauptes. Der Präsident, der General Halleck, der Secretär Stanton, jeder hatte seine eigenen Ideen über die besten Methoden und Plane der Kriegführung. Die Departementscommandanten wirkten einander entgegen. Jeder Offizier im Felde sah natürlich seinen Wirkungskreis für den wichtigsten von allen an, und jeder hatte dem Kriegssecretär seinen eigenen Operationsplan vorzulegen. Eine Million Streiter zog mannhaft an dem Wagen der Freiheit, der aber stillstand oder sich doch nur zollweise fortbewegte, weil es an einem Kopf gebrach. Als aber der Präsident den General Grant für das Commando ernannte, gab er seine eigenen Plane auf und General Halleck wurde ein Subordinirter. Die Departements-

Digitized by Google

commandanten fanden alle ihre Plane beiseite gelegt. Es trat nicht blos Uebereinstimmung, sondern Einheit des Handelns ein unter der leitenden Kraft eines über allen stehenden Willens.

Wir verweilen nicht im Detail bei den Bewegungen der Potomacarmee und der mit ihr zusammenwirkenden Heere des James und des Shenandoah. Bände wären nöthig, wollte man die Operationen um Petersburg beschreiben, die am 18. und 19. Juni im Osten dieser Stadt gefochtenen Schlachten, die Kämpfe um die Weldoneisenbahn, die Bewegungen zwischen dem James und Appomattox und nördlich vom James, das Mislingen bei der Sprengung der Mine, den Marsch des fünften Corps nach dem Stony Creek, die Schlachten zwischen der Weldonbahn und Hatcher's Run, die vielen scharfen, wilden und blutigen Treffen zwischen den feindlichen Linien, so oft von einer der beiden Armeen der Versuch gemacht wurde, neue Werke zu errichten, die Gefechte am Hatcher's Run, den Angriff auf Fort Harrison nördlich vom James, die sich einander folgenden Versuche beider Befehlshaber, die Linien des andern zu durchbrechen, welche mit der Fort Steadmanaffaire, der letzten Angriffsunternehmung General Lee's, endigten. Es sei nur bemerkt, daß der neue Feldzug, am nächsten Tage nach dem Angriff auf Fort Steadman eingeleitet, den Rebellenheerführer zwang, sich gänzlich auf die Offensive zu beschränken.

Die Uebergabe des Commandos aller Armeen an General Grant war nicht nur der Anfang eines neuen Régime, sondern auch die Annahme einer neuen Idee, der Idee, daß Lee's Armee und nicht die Stadt Richmond der Punkt sei, auf den es ankomme. „Die Kraft der Rebellion liegt in der Rebellenarmee", sagte General Grant eines Abends im Juni v. J. zu dem Verfasser dieser Artikel. Wir hatten über Fort Donelson und Pittsburg Landing gesprochen. Seine Stabsoffiziere waren einer nach dem andern nach ihren Zelten abgefallen, und wir waren allein. Der Generallieutenant genoß seine duftige Havañacigarre und befand sich in der Stimmung, sich weiter zu unterhalten — nicht über das, was er thun werde, sondern über das, was geschehen war. Er beobachtet stets ein weises Schweigen über die Gegenwart und Zukunft, ist aber angenehm mittheilsam über das, was in die Geschichte übergegangen ist. „Ich habe, seit die Armee den Rapidan verlassen, eine gute Menge Leute verloren, aber das war nicht zu vermeiden. Die Rebellenarmee muß vernichtet werden, ehe wir die Rebellion unterdrücken können", fuhr er fort. Es herrschte zu jener Zeit in der unloyalen Presse des Nordens eine Neigung vor, General Grant in übeln Geruch zu bringen. Man nannte ihn den „Schlächter". Selbst einige republikanische Congreßmitglieder waren bereit, seine Entfernung zu verlangen. General Grant, darauf anspielend, sagte: „Gott

Digitized by Google

weiß es, ich wünsche nicht, Menschen hingeschlachtet zu sehen, aber wir haben Berufung an die Waffen ergriffen und müssen es ausfechten." Er hatte damals schon die Aeußerung gethan: „Ich beabsichtige, es auf dieser Linie auszufechten, und wenn es den ganzen Sommer braucht." Auf die einander folgenden Flankenbewegungen Bezug nehmend, welche vom Rapidan nach der Wilderneß, nach Spottsylvania, nach dem North Anna, dem Chickahominy, nach Petersburg gemacht worden waren, sagte er: „Meine Absicht ist gewesen, zwischen Lee und seine südlichen Verbindungen zu kommen."

Zu jener Zeit war die Weldonbahn in den Händen des Feindes und Early befand sich auf einem Marsche das Thal hinab nach Washington zu. Diese Bewegung hatte den Zweck, Grant zu schrecken und ihn per Dampfboot zur Vertheidigung der Hauptstadt zurückzuschicken; aber es wurde nur das sechste Corps abgeschickt, während die verbleibenden Truppen fortfuhren, durch eine Reihe von Flankenbewegungen vorzudringen, welche mit der Einnahme der Weldonbahn endigten. Dies war der härteste Schlag, den Lee erhalten konnte. Er machte verzweifelte Anstrengungen, das Verlorene wiederzugewinnen, aber alles vergeblich. Es war der Anfang des Endes. Jetzt konnte auch das Publikum im allgemeinen die Bedeutung von Grant's Strategie einsehen, daß nämlich die Wilderneß-, Spottsylvania- und alle die furchtbaren Schlachten, welche geschlagen worden waren, einem Plane entsprachen, der, wenn glücklich durchgeführt, den Sieg bringen mußte. Die richmonder Zeitungen, welche die Campagne lächerlich gemacht hatten, wobei sie in der unloyalen Presse des Nordens ein Echo fanden, fingen an die Frage der Zufuhren zu besprechen, und um ihren Muth aufrecht zu erhalten, ergingen sie sich in ruhmredigen Versicherungen, daß die Südseiteisenbahn niemals genommen werden könne. Der Marsch Sherman's von Atlanta nach Savannah und durch Südcarolina, der Eisenbahnen und Zufuhren zerstörte, die Einnahme von Wilmington, Sheridan's Bewegung von Winchester das Shenandoahthal hinauf, wobei der Jamesflußkanal und die Centralbahn abgeschnitten wurden, und dann die Verlegung seiner ganzen Streitmacht von White House auf die linke Flanke der Potomacarmee — das alles waren Theile eines wohlgereiften Plans zur Schwächung von Lee's Armee.

Alles war fertig für den endlichen Schlag. Die Streitkräfte General Grant's waren folgendermaßen angeordnet. Die Armee des James, aus dem 24. und 25. Corps zusammengesetzt und von General Ord commandirt, lag nördlich vom Jamesflusse, die rechte Flanke in der Nähe des alten Schlachtfeldes von Glendale ruhend, die linke Flanke auf dem Appomattox. Das 9. Armeecorps — der rechte Flügel der Potomacarmee — war das nächste in der Linie, dann das 6., dann das

Digitized by Google

2. Armeecorps, dessen Linke auf Hatcher's Run ruhend. Das 5. Armeecorps stand hinter dem 2. Armeecorps. Die in dieser Weise gehaltene Linie war beinahe 40 Meilen lang, in Front und im Rücken durch starke Verhaue und Erdwerke vertheidigt. General Grant's ganze Streitkraft konnte nicht viel weniger als 130000 Mann betragen, einschließlich Sheridan's Cavalerie, die Truppen in City Point und die provisorische Brigade in Fort Powhatan. Lee's ganze Streitmacht war nicht weit von 70000 Mann oder 75000 mit Einschluß der Miliz von Richmond und Petersburg; aber er befand sich in der Defensive und hielt eine innere und kürzere Linie.

Die Arbeit, welche General Grant vor sich hatte, war die Besitznahme der Südseiteisenbahn durch eine Ausdehnung seiner linken Flanke. Er hatte dies einmal mit dem 5. Corps bei Dabney's Mill versucht, und es war fehlgeschlagen; aber dieser Versuch war von Nutzen gewesen, er hatte die Gegend dadurch kennen gelernt. Seine Ingenieure hatten sie aufgezeichnet, die Straßen, die Flüsse, die Häuser. Das Gefecht bei Dabney's Mill war ein Versuchsstreich — „ein Fühlen der Position", um einen im Lager gebräuchlichen Ausdruck zu gebrauchen — der ihn in den Stand setzte, den schwachen Punkt in Lee's Linie zu entdecken. Um die Bewegung zu verstehen, ist es nothwendig, die geographischen und topographischen Züge der Gegend zu kennen, die etwas eigenthümlich sind. Hatcher's Run ist ein Zweig des Nottowayflusses, der in einem Sumpfe, etwa vier Meilen vom Appomattox und 20 Meilen südwestlich von Petersburg, entspringt. Die Südseiteisenbahn läuft südwestlich von Petersburg aus längs der Landerhebung zwischen dem Appomattox und dem Ursprung des Nottoway, geschützt von dem Sumpfe des Hatcher's Run und von dem Sumpfe des Stony Creek, eines andern Nebenflüßchens des Nottoway. Der Punkt, auf den General Grant zielte, ist bekannt als „Five Forks", ein Platz, wo fünf Straßen zusammenlaufen, auf dem Tafelland zwischen den Anfängen des Hatcher's Run und des Stony Creek. Es war der zugänglichste Thorweg, der zur Eisenbahn führte. Wenn er an diesem Punkte durchbrechen konnte, so würde er Lee's Flanke umgehen, ihn der Deckung durch die Sümpfe berauben, dieselben zu seiner eigenen Deckung benutzen, und sich der Eisenbahn bemächtigen. Die Five Forks nehmen hieß alles nehmen; denn der lange und furchtbare Kampf war in seinen äußern Proportionen so zugestutzt, so auf einfache Elemente zurückgeführt worden, daß, wenn Lee diese Position verlor, alles verloren war — Petersburg, Richmond, seine Armee, die Conföderation. Man hörte oft Erstaunen darüber äußern, daß die Rebellion so plötzlich unterging, in Einer Nacht, mit Einem Schlage, wie das Kartenhaus eines Kindes umfallend; aber es waren die Berechnungen des Generals

Digitized by Google

Grant, welche ihr den Todesstoß versetzen sollten. Wenn es ihm gelang, durch Zusammenziehen der Masse seiner Truppen auf der äußersten Linken seiner Linien die Position der Five Forks zu nehmen, so wurde Lee genöthigt, Richmond zu räumen. Lee's Rückzugslinie mußte nothwendig nach Danville zu liegen; aber Grant würde bei den Five Forks um mehrere Meilen näher an Danville sein als Lee; und so würde er statt der äußern die innere Linie innehaben, folglich die Macht, Lee mit jedem Schritte von seiner directen Rückzugslinie weiter abzutreiben. Daß Grant alles dies sah und seinen Plan ausführte, ist Beweis großer militärischer Befähigung. Der Plan umfaßte nicht blos die Einnahme des Five Forks, sondern die ganze Thätigkeit nachher. Die Gefangennahme Lee's selbst war vorausbedacht.

„Die Commissare haben für 12 Tage Rationen vorzubereiten!" lautete Grant's Ordre, was einen langen Marsch und die Vernichtung von Lee's Armee bedeutete. Ein gewöhnlicher Befehlshaber würde sich damit begnügt haben, nur das Thor einzuschlagen und die Eisenbahn zu besetzen, wohl wissend, daß dies der Anfang der Auflösung der Rebellenarmee sein würde; aber Grant's Plan ging weiter: den Einbrecher aus seinem Hause zu werfen und ihn auf dem Flecke abzuthun. Vielleicht sah Lee, was das Ende sein würde, und that, was er konnte mit seinen Truppen; aber insofern er den Befehl zur Verlegung einer Division von Richmond nach der Südseite nicht vor Sonnabend Abend gab, nachdem die Five Forks verloren waren, ist man berechtigt zu vermuthen, daß er die Wichtigkeit, diesen Thorweg zu halten, nicht vollständig einsah. Hätte er begriffen, daß Richmond eventuell geräumt werden müßte, dann hätte er seine Armee retten können, indem er sie plötzlich von Petersburg wie von Richmond schon am Freitag Abend zurückgezogen, seine ganze Macht auf Sheridan und das 5. Corps geworfen und dadurch Danville zu erreichen im Stande gewesen wäre. Da er dies nicht that, verlor er alles.

Am 25. März wurde das 24. Corps von der Nordseite des James, nach dem Hatcher's Run verlegt, indem es die Position des 2. Corps einnahm. Die zum Angriff auf die Five Forks bestimmte Macht war aus dem 5. Corps und Sheridan's Cavalerie zusammengesetzt, das Ganze unter Sheridan's Commando. Das 2. Corps wurde in Masse über den Hatcher's Run geworfen und dort in Position gehalten, um jeden etwaigen Versuch, Sheridan von der Unterstützung der Hauptarmee abzuschneiden, sofort vereiteln zu können.

Sheridan fand eine starke Macht vor sich, längs des Chamberlainbaches, drei Meilen westlich von Dinwiddie Court House. Er bestand einen harten Kampf und wurde zurückgeschlagen. General Warren, der das 5. Corps commandirte, lieh ihm keine Unterstützung; derselbe wurde

Digitized by Google

am nächsten Morgen seines Commandos enthoben und durch General Griffin ersetzt. Es trat ein heftiger Regen ein. Die Wagen gingen bis an die Achse im Koth. Die Sümpfe standen unter Wasser. Die Armee mußte Stillstand machen. Die Soldaten waren ohne Zelte. Tausende hatten ihre Decken weggeworfen. Im Lager herrschte düstere Stimmung und Entmuthigung. Aber alle Aexte und Schaufeln wurden aufgeboten, und die Leute machten sich an die Anlegung von Corduraystraßen. Für die moralische Verfassung der Armee war dies weit besser, als an Bivuacfeuern sitzend auf Sonnenschein zu warten. Die Woche ging so hin. Die richmonder Zeitungen sprachen zuversichtlich und prahlend von endlichem Erfolge: „Wir hoffen viel von dem Feldzuge, der eröffnet wird, und erwarten reichlichen Vortheil für uns von den Operationen, welche nahe bevorstehen." „Wir haben nur zu beschließen, daß wir uns nie ergeben wollen, und es wird unmöglich sein, uns zu besiegen", sagte die „Sentinel" in ihrem Blatte vom 1. April früh, der letzten Nummer, die aus ihrer Druckerei hervorging! Der Herausgeber wußte nicht, daß am Freitag Abend, als er diesen Satz niederschrieb, Sheridan das Thor der Five Forks aufsprengte und die Rebellion an der Kehle packte! Lee versuchte am Sonnabend, das Unglück wieder gut zu machen, indem er seine Linke und das Centrum schwächte, um die Rechte zu verstärken. Da kam der Befehl von Grant: „Kräftiger Angriff längs der ganzen Linie!" Und wie glänzend wurde er ausgeführt! Das 9., das 6., das 2., das 24. Corps, alle fielen über des Feindes Werke her wie die Brandung gegen die Küste, die chevaux de frise niederreißend, in die Gräben stürzend, über die Verschanzungen fegend, durch die Schießlücken der Befestigungen einbrechend. In einer Stunde war die C. S. A. — die Conföderirte Sklaverei-Argo — das Staatsschiff, welches vor vier Jahren von Stapel lief, stolz einhersegelnd mit dem Todtenkopf und dem Kirchenkreuz an seinem Flaggenstock, begrüßt auf seiner Kreuzfahrt gegen Civilisation und Christenthum als eine kriegführende Macht, versehen mit Kanonen, Munition, Proviant und allem Zubehör durch England und Frankreich — in Einer Stunde war es als hülfloses Wrack auf den Strand der Zeit geworfen!

Es würde interessant sein, den Truppen bei ihrem siegreichen Vordringen gegen Petersburg zu folgen, bei ihrer Einschließung Lee's, der glänzenden Taktik der Verfolgung und dem Act der Uebergabe; aber wir haben hier nur Raum, einen Blick auf die Scenen in Richmond zu werfen.

„Meine Linie ist an drei Punkten durchbrochen, und Richmond muß geräumt werden", lautete Lee's Depesche an Davis, welche der Erzverräther um 11½ Uhr in der St.-Paulskirche empfing. Er las sie mit erbleichenden Wangen und verließ die Kirche in Hast. Davis hatte

Digitized by Google

einige Tage vorher die Banken von Virginien beraubt, indem er das Baargeld im Namen der Conföderation in Beschlag nahm, und sein erster Gedanke war, den Schatz in Sicherheit zu bringen. Er eilte nach der Executivwohnung, ging die Wendeltreppe nach seinem Arbeitszimmer hinauf, setzte sich an einen kleinen Tisch und schrieb die Ordre für Fortschaffung der Münze nach Danville und für die Räumung der Stadt.

An jenem Sonntage fand kein Abendgottesdienst in den Kirchen statt. Geistliche und Gemeinden waren anderweit beschäftigt. Der Reverend Mr. Hoge, der fähigste der Presbyterialgeistlichen, von allen der wildeste Vertheidiger der Sklaverei als einer göttlichen Missionsanstalt, der bitterste Hasser des Nordens, packte seinen Reisesack und trat eine Sabbatreisetour nach dem Süden an. Der Reverend Mr. Duncan von der Methodistenkirche that dasselbe Werk der Nothwendigkeit. Lumpkin, der viele Jahre lang ein Gefängniß für die Sklavenhändler gehalten, hatte auch eine nothwendige Arbeit zu verrichten — funfzig Männer, Weiber und Kinder mußten für die Missionsanstalt zur zukünftigen Aufklärung Afrikas gerettet werden. Obgleich es der Tag des Herrn war (vielleicht tröstete ihn der Gedanke, daß je besser der Tag, desto besser die That), wurde im Gefängnißhofe, einen Pistolenschuß von Davis' Parlourfenstern und einen Steinwurf weit von der Monumentalkirche entfernt, der Kettengang fertig gemacht, und eine traurige und weinende Masse, zwei und zwei zusammengekettet, der letzte Sklavenzug, der jemals die Straßen Richmonds durchschritten haben wird, wurde eilig nach dem Danville-Bahnhofe getrieben. Da die Sklaverei der Schlußstein der Conföderation war, so paßte es gut, daß dieser Zug, zur Musik seiner klirrenden Ketten Schritt haltend, die Secretäre Jefferson Davis', Benjamin und Trenholm, und Ihre Ehrwürden die Herren Hoge und Duncan auf ihrer Flucht begleitete. Die ganze Rebellenregierung war auf dem Auszuge begriffen, und ganz Richmond wünschte, es ebenfalls zu sein. Niemand dachte jetzt mehr daran, Washington zu nehmen und die Fahne der Conföderation vom alten Capitol wehen zu lassen! Hunderte von Beamten waren auf dem Bahnhofe, um von der verurtheilten Stadt wegzukommen. Oeffentliche Urkunden, die Archive der Conföderation, wurden eilig zusammengerafft, in Kisten und Fässer gestürzt, nach den Zügen gebracht oder auf die Straße geworfen und in Brand gesteckt. Kutschen, Wagen, Karren, Schiebkarren, alles, was nur die Gestalt eines Gefährts hatte, wurde in Gebrauch genommen. Da gab es ein Durcheinander von Kisten, Kasten, Koffern, Mantelsäcken, Reisetaschen, Haufen aufgeregter Männer, schwitzend wie sie nie zuvor geschwitzt, Weiber mit aufgelösten Haaren, unbekümmert um ihren Anzug, die Hände ringend, Kinder in dem

Digitized by Google

Gedränge schreiend, Schildwachen, jeden Eingang zu den Dampfzügen bewachend, die von panischem Schreck ergriffene Menge mit dem Bajonnet zurückdrängend, um Davis und seinen hohen Beamten den Vortritt zu sichern, und Lumpkin eröffnend, daß seine „Nigger" nicht mit könnten. Ach, welcher Verlust! Im Jahre 1861 wären das 50000 Dollars aus jemandes Tasche gewesen, aber jetzt waren es Millionen in conföderirten Zahlungsversprechen, welche die eilende Menge und jener Kettengang unter die Füße trat, wörtlich die Bonds der Conföderirten Staaten von Amerika auf dem Marsche nach der Station in den Koth trampelnd; denn die Straßen waren mit 4procentigen, 6procentigen und 8procentigen so dick bestreut wie der Wald mit den Blättern des vorigen Jahres! „Das Wort der Conföderirten Staaten ist verpfändet für Anschaffung und Feststellung hinreichender Einkünfte, für regelmäßige Zahlung der Zinsen und für die Einlösung des Kapitals", lauteten die Bonds; Aber da kam eine plötzliche Eklipse des Credits, und nicht blos eine Eklipse, sondern ein Collapsus, ein Zusammenschnurren der ganzen Conföderation gleich einer alten Papierrolle; sie wurde wie ihre Bonds, Noten und Schuldscheine — zu alten Lumpen!

Im Zwielicht des Sabbatabends bewegten sich die Züge mit der flüchtigen Regierung, dem gestohlenen Golde und ihren Doctoren der Gottesgelahrtheit aus der Stadt heraus. Zu derselben Stunde schifften sich der Gouverneur von Virginien, William Smith, und die Assembly in einem Kanalboote ein, das auf dem James River und dem Kanawhakanal nach Lynchburg ging. Alle Straßen waren voll von Männern, Weibern und Kindern, die einen in Fuhrwerken aller Art, die andern zu Pferde oder zu Fuß, welche aus der Rebellenhauptstadt flohen. Leute, die nicht fortkonnten, waren während der Nachtstunden heimlich mit der Vergrabung von Silberzeug und Geld in den Gärten beschäftigt; Damen versteckten ihren Schmuck, verriegelten und verrammelten ihre Thüren und brachten die Nacht schlaflos zu in Furcht vor dem Morgen, welcher die gehaßte, verachtete Vandalenhorde von Yankeeräubern bringen würde: denn dies waren die Beinamen, welche sie den Soldaten der Union während des Kriegs hartnäckig beigelegt hatten. Jedoch vor dem Einzuge der Unionsarmee machten sie noch eine Erfahrung von seiten ihrer Freunde. Dem Beispiele der Regierung folgend, welche die Banken beraubt hatte, plünderten die südstaatlichen Soldaten die Stadt, erbrachen die Läden und verhalfen sich zu allem, was ihrem Bedürfniß oder Geschmack entsprach, zu Kleidern, Luxusartikeln, Eß- und Trinkbarem.

Aber die Regierung selbst war mit ihren Operationen in Richmond noch nicht ganz fertig. Der Kriegssecretär, John C. Breckinridge, und General Ewell blieben noch bis zum Anbruch des nächsten Tages, um „reine Wirthschaft zu machen" — nicht um Archive zu verbrennen und

Digitized by Google

damit die Beweise conföderirter Schurkerei zu vernichten — sondern um noch mehr Verbrechen zu begehen, so niedrig, so verdammenswerth, daß selbst die festesten Freunde der Conföderation mit Schauder vor der Handlung zurückschrecken. Um den Vereinigten Staaten die Besitznahme einiger weniger Tausend Fässer Taback unmöglich zu machen, wurden tausend Häuser durch Feuer zerstört, das Herz der Stadt verzehrt, die sämmtlichen Geschäftstheile, alle Banken und Versicherungsofficen, die Hälfte der Zeitungsbureaux, Fabriken, Niederlagen, Brücken, Gießereien, Werkstätten, Wohnhäuser, Kirchen, im ganzen 30 Squares, durch die gefräßigen Flammen rein weggefegt. Und dies war das Werk der conföderirten Regierung! Und nicht nur dies, sondern auch menschliches Leben wurde gewissenlos aufgeopfert! In der Vorstadt an der Mechanicsvillestraße lag das Armenhaus, angefüllt mit den Lahmen, den Blinden, den Kranken und Armen. Zehn Ruthen davon lag ein Pulvermagazin mit 15—20 Faß Pulver, für die hinlänglich mit Munition versehene siegreiche Armee von geringem Werth. Man hätte die Fässer in den nahen Bach rollen können; aber der Befehl Jefferson Davis' lautete, die Magazine in die Luft zu sprengen, und der Befehl mußte ausgeführt werden. „Wir geben euch 15 Minuten Zeit, euch aus dem Wege zu machen", war die einzige Notiz, die man jenem Haufen hülfloser Geschöpfe, auf ihren Strohsäcken liegend, früh um 3 Uhr gab. Männer und Weiber flehten um Erbarmen. Ihr Schreien war vergeblich — der Offizier, der den Auftrag hatte, blieb unerbittlich. Ohne Kleidung und ohne Schuhe rannten die Bewohner des Armenhauses in Schrecken von dem Platze weg, um in den nahen Hohlwegen Schutz zu suchen. Aber es gab deren, die nicht laufen konnten. Während die Leitröhre gelegt wurde, zerrissen ihre Angstschreie die Luft. Der Zündgang wurde nach Ablauf der gegebenen Frist in Brand gesteckt. Die ganze Seite des Hauses stürzte mit Prasseln ein, als ob sie nur von Pappe wäre. Ziegel, Steine, Balken, Breter wirbelten durch die Luft, Fenster zerstäubten in Atome, Bäume wurden abgedreht wie Weidenruthen in der Hand eines Riesen. Die Stadt schaukelte, wie von einem Erdbeben gehoben. Das Dutzend armer Unglücklicher, die im Armenhause geblieben waren, wurde in Stücken zerrissen. Ihre Leichname waren nur geschwärzte Massen Fleisches, als die Flüchtlinge, die auf den Feldern Schutz gesucht hatten, zu den zersprengten Ruinen zurückkehrten.

Welch aufregende Ereignisse an jenem Morgen! Lee auf dem Rückzug, Grant ihn verfolgend; Davis ein Flüchtling; der Gouverneur und die Legislatur von Virginien Zuflucht auf einem Kanalboot suchend; Doctoren der Gottesgelahrtheit vor der nahenden Strafe fliehend; die Truppen der Union durch die Straßen marschirend; die alte Flagge vom Capitol wehend; die Eisenschiffe der Rebellen in die Luft fliegend;

Digitized by Google

Richmond in Flammen; die feurigen Wogen von Haus zu Haus, von Block zu Block, von Square zu Square rollend, durch den erschreckten, sinnlos betäubten Haufen nicht aufgehalten in ihrem Laufe; und die „nördlichen Vandalen", ihre Waffen beiseite legend, die Spritzen bemannend, das Feuer löschend und die Stadt vor völliger Zerstörung rettend! Den ganzen furchtbaren Tag, die folgende Nacht hindurch stieg der Rauch und Qualm gen Himmel. Sonderbar, schaurig die Scenen jener Montagnacht: die flackernden Flammen, die Wolken von Rauch gleich einem Leichentuche über den Ruinen hängend, die Haufen unseliger heimatloser Geschöpfe durch die Straßen wandernd!

Zu den merkwürdigen Ereignissen der Woche gehörte der Besuch des Präsidenten Lincoln in der Stadt Richmond. Er hatte in City Point sich harrend aufgehalten, tägliche Besprechungen mit General Grant haltend, die Armee und die Eisenschiffe bei Aiken's Landing besuchend — und so dem Schwarme der Aemterjäger entgehend, der die Thore der Executivwohnung verdunkelte. Am Dienstag Mittag sah man ein zur Navy gehörendes Tauboot den James hinaufdampfen ohne Rücksicht auf Torpedos und Versperrungen. Eine Meile unterhalb der Stadt, wo das Wasser seicht wird, stieß Präsident Lincoln in Begleitung des Admirals Porter, des Kapitäns Adams von der Flotte, des Kapitäns Penrose von der Armee und des Lieutenants Clemmens vom Signalcorps von dem Boote ab auf einem Flachkahne mit 12 Matrosen bemannt, deren lange regelmäßige Ruderschläge die Gesellschaft schnell nach dem Landungsplatze, einem Square oberhalb des Libbygefängnisses, brachten. Da gab es keinen Empfangsausschuß, keine Ehrengarde, keine großartige Truppenentfaltung, kein Versammeln einer zur Begrüßung sich drängenden Menge. Er betrat die Stadt ohne Herold; sechs Matrosen mit Karabinern bewaffnet schritten ans Ufer, gefolgt vom Präsidenten, der seinen kleinen Sohn an der Hand hielt, und vom Admiral Porter; dann folgten die Offiziere, und die sechs andern Matrosen bildeten den Nachtrab. Der Schreiber dieser Mittheilungen befand sich auf dem Platze und wurde, der Gesellschaft sich anschließend, ein Beobachter des denkwürdigen Vorgangs.

An dem Ufer des Kanals waren 40—50 Freigelassene, seit 24 Stunden erst die Eigenthümer ihrer selbst geworden, an der Arbeit, indem sie unter der Aufsicht eines Lieutenants einiges schwimmende Bauholz in Sicherheit brachten. Sie erfuhren auf irgendwelche Weise, daß der Mann, der um einen Kopf länger war als alle um ihn herum, mit den großen unregelmäßigen Zügen, dem milden Auge und freundlichen Angesicht der Präsident Lincoln sei. „Gott segne Euch, Herr!" sagte einer, seine Mütze abnehmend und sich sehr tief bückend. „Hurrah!

Digitized by Google

Hurrah! Präsident Lincoln is kommen!" so erscholl laut der Ruf durch die Straße. Der Lieutenant sah sich bald ohne seine Mannschaft. Was kümmerten sich diese frisch aus dem Hause der Knechtschaft Entlassenen um schwimmendes Bauholz oder militärisches Commando? Ihr Befreier war gekommen — er, der nächst dem Herrn Jesus ihr bester Freund war! Es war kein Hurrah, was sie gaben, sondern ein wilder Jubelschrei unaussprechlicher Freude. Sie sammelten sich um den Präsidenten, liefen vorauf, umschwärmten die Flanken des kleinen Trupps und hingen wie eine schwarze Wolke an dessen Fuße. Männer, Weiber, Kinder stießen zu den sich fortwährend mehrenden Scharen. Aus allen Nebenstraßen kamen sie herbei, in athemloser Hast rennend, jauchzend, halloend, vor Entzücken tanzend. Die Männer warfen ihre Hüte in die Luft, die Weiber schwenkten Hüte und Tücher, klatschten in die Hände und sangen: „Preis sei Gott! Preis! Preis!" alle Gott Dank spendend, der in der vergangenen Zeit ihr Wehklagen vernommen hatte um Weiber, Gatten, Kinder und Freunde, die vor ihren Augen verkauft wurden, der ihnen nun Freiheit geschenkt und nach langem Harren so unerwartet das Antlitz ihres großen Wohlthäters zu schauen erlaubte! „Ich danke dir, lieber Jesu mein, daß ich den Präsident Linkum sehe!" rief eine Frau aus, die auf der Schwelle ihrer niedrigen Wohnung stand und mit strömenden Augen und gefalteten Händen dem Heiland der Menschen lauten Dank sagte. Eine andere, ihre Freude mehr zeigend, sprang herum, und mit aller Kraft in die Hände klatschend, schrie sie: „Gottes Segen! Gottes Segen! Gottes Segen!" als könnte sie kein Ende ihres Dankes finden.

Die Luft schütterte von dem tumultuarischen Chor von Stimmen. Die Straße wurde fast ungangbar durch die wachsende Menge. Es wurden Soldaten aufgeboten, den Weg freizumachen. Sonderbarer Vorgang! Der Präsident der Vereinigten Staaten — er, der mehr als irgendein lebender Mensch gehaßt, verachtet, verfolgt, gegen den vom Volke von Richmond die gemeinsten Schimpfreden gebraucht worden waren — er zog durch dessen Straßen, Danksagung, Segenswünsche, Preis von Tausenden empfangend, die ihn als den Bundesgenossen ihres Messias begrüßten! Wie bitter mochte dieser Gedanke für einige sein, die diesen Moment sahen, wenn sie in ihrer Erinnerung vielleicht zurückgingen zu jenem Tage im Mai 1861, als Jefferson Davis, ihr Präsident, in die Stadt einzog, zu dem Pomp jener Stunde, zu seiner Rede, seinem Versprechen, die Angreifer zu schlagen und die Felder Virginiens mit reichlicherm Blute als das bei Buena-Vista vergossene zu überschwemmen! Wie war dieser Theil seines Versprechens gehalten worden? Ebenso wie alle übrigen Voraussagungen fehlgeschlagen waren! Ihre Söhne, Brüder und Freunde gefallen; das Land verwüstet und

Digitized by Google

von Trauer erfüllt; ihr Eigenthum, ihr aufgehäufter Wohlstand verschwunden. Man hatte sie zu einem üppigen Festmahl geladen; schön und von goldener Farbe glänzte die Frucht ihnen in die Augen — aber sie war zu Asche geworden! Es war ihnen ein Platz versprochen worden unter den Nationen, eine Stellung von gebietendem Einfluß, voll Macht und Ruhm; Cotton würde der König der Könige sein, und England, Frankreich, die ganze civilisirte Welt würde sich in demüthiger Unterwerfung vor Seiner Majestät beugen! Das war das Versprechen. Aber jetzt war ihr König entthront, ihre Regierung gestürzt, ihr Präsident und sein Cabinet Herumstreicher, von Haus und Heimat getrieben, um über die Erde zu wandern. Man hatte ihnen Ueberfluß versprochen, Richmond sollte die Metropole der Conföderation sein und Virginien der allmächtige Staat der neuen Nation. Wie schrecklich der Betrug! Ihre Tausend-Dollar-Schuldscheine waren keinen Pfennig werth, für eine Million Dollars konnte man kein Mittagessen kaufen. Ihr Geld war werthlos, ihre Sklaven waren frei, das Mark ihrer Stadt war verzehrt. In allem waren sie betrogen worden. Die, denen sie vertraut, hatten ihnen den feindlichsten Hieb von allen versetzt, Mord, Brand und Raub zu ihren andern Verbrechen fügend. So waren sie von der Erwartung höchsten Glücks zur Wirklichkeit tiefsten Elends herabgesunken! Die Rede des Erzrebellen des Weltalls in Milton's „Verlorenem Paradies" paßte schlagend auf sie:

„Ist dies das Land, der Boden, dies die Luft"
— Rief der verlor'ne Engel — „dies die Stätte,
Die für den Himmel, dies das traur'ge Dunkel,
Das für des Aethers Licht wir eingetauscht?" .

Abraham Lincoln schritt durch ihre Straßen und — das Schlimmste von allem — dieser einfache Mann von redlichem Herzen, er erkannte die „Nigger" als menschliche Wesen an, denn er erwiderte ihre Grüße! Der Gang war weit, und der Präsident hielt einen Augenblick an, um zu rasten. „Möge der gute Herrgott Sie segnen, Präsident Linkum!" sagte ein alter Neger, indem er seinen Hut zog und sich bückte, während die Freudenthränen über seine Backen rollten. Der Präsident nahm auch seinen Hut ab und verneigte sich schweigend — aber dieses Verneigen warf die Formen, Gesetze, Sitten und Ceremonien von Jahrhunderten um! Es war ein Todesstreich für das Ritterthum, eine Sterbenswunde für das Kastenwesen. Einen „Nigger" anerkennen! Pfui! Ein Weib in einem nahegelegenen Hause sah es und wandte sich mit unsaglichem Ekel von der Scene ab. Unter der Menge befanden sich Männer, in deren Augen Dolche zuckten; aber der

Digitized by Google

erwählte Meuchelmörder war nicht zugegen, die Stunde für das verruchte Werk war noch nicht gekommen, und jener großherzige Mann schritt weiter zur Amtswohnung der ehemaligen Conföderation.

Der Mangel an Raum nöthigt uns, andere Scenen zu übergehen, den Besuch des Präsidenten auf dem State House, die jauchzenden Rufe der Menge, das Strömen der Freigewordenen in die Anlagen um das Capitol, die sie vor dem Erscheinen ihres Befreiers niemals betreten durften, den Ritt des Präsidenten durch die Straßen, den Besuch im Libbygefängniß, die Austheilung von Brot an die Armen, die Gruppen der Menschen mit gebrochenem Herzen zwischen den Ruinen, wo sie nichts als Trümmer sahen: eine Stadt in Trümmern, einen Staat in Trümmern, eine Conföderation in Trümmern, ein Volk in Trümmern, zertrümmerte Hoffnungen und Erwartungen, zertrümmert für die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ohne Macht, ohne Einfluß, ohne Mittel, das Leben von neuem anzufangen, betrogen, unterjocht, gedemüthigt, von Armuth geschlagen durchaus! Alles, was sie besessen, war unwiederbringlich verloren, und sie hatten nichts dagegen aufzuweisen. All ihr Heroismus, ihre Tapferkeit, ihr Muth, ihre Strapazen und Leiden, ihr Aufwand von Schätzen, ihre Opfer von Blut hatten ihnen zu nichts genützt. Für ihre Trauer gab es keinen Trost, für ihren Kummer keine Erleichterung.

Vergessend, daß Gerechtigkeit die mächtigste Macht des Weltalls ist, daß Rechtthun ewig und daß alles, was im Rechtthun zurückbleibt, hinfällig ist, entwarfen sie den Plan für ein pomphaftes Gebäude auf dem Schlußstein der Sklaverei; aber plötzlich, in einer Stunde, brachen Oberbau und Grundlage zusammen! Sie griffen nach der Herrschaft und sanken in die Verdammniß!

Staat und Familie in ihren Beziehungen zur Schule.

Von

Willem Smitt.

Es ist eine so weit verbreitete und bei vielen so eingewurzelte Meinung, daß der allgewaltige Staat auch die schwache Schule unter seine Fittiche nehmen müsse, daß es sich wol der Mühe verlohnt, eine kurze Untersuchung über dieses Thema zu führen, welches die große Menge schon 1848 für vollständig spruchreif hielt, als ihre Vertreter den Antrag in der berliner Nationalversammlung stellten, alle Schulen zu Staats-

Digitized by Google

schulen zu machen. Wir wollen sehen, ob dies so sehr wünschenswerth gewesen wäre!

Der Staat, und geben wir ihm welche Verfassung wir wollen, sei sie selbstherrlich oder demokratisch, absolut oder constitutionell, der Staat wird vermöge seiner allgemeinen Stellung stets auch nur das Allgemeine ins Auge fassen und nur dafür Sorge tragen, daß das Besondere diesem Allgemeinen diene. Er bemißt den Werth eines Menschen nicht danach, was er sich selbst ist, sondern nach dem, was er der Gesammtheit nützt oder schadet. Unsere Köpfe und Arme müssen in seinem Dienste arbeiten, und häufig gelten die letztern durch das, was sie Sichtbares leisten, weit mehr als die erstern durch das, was sie forschend und grübelnd Großes und Anbetungswürdiges mit ihrer eigenen stillen, aber oft erst spätere Generationen beglückenden Arbeit hervorbringen wollen.

In dem Staate fürchtet Marquis Posa sich zum Meisel erniedrigen zu müssen, während er in seiner eigenen kleinern Schöpfung der Künstler sein könnte. Der Staat kann nur anerkennen, belohnen, ermuntern, bestrafen, was sichtbar und greifbar ihm gegenübertritt; nirgends kann er hinabsteigen in die innern Tiefen eines reichen Menschenlebens; niemals wird über den Pforten eines Staatsgebäudes des alten weisen Erziehers Motto zu finden sein: Erkenne dich selbst! Der Staat beschützt die Schwachen; die Starken aber, die Begabten zieht er vor. Der Staat will nur und kennt nur die That, unbekümmert, ob ihr die Gesinnung, aus der sie hervorgegangen, entspricht oder nicht. Der Staat ist der große Bauherr, der seine Arbeiter anstellt nach dem, was sie leisten und was zu leisten sie ihm schwarz auf weiß bezeugen können.

Ist das aber der Zweck und die Aufgabe der Erziehung, die es mit dem einzelnen zu schaffen hat, die ihre Liebe und Sorge gleichmäßig vertheilt über alle Kinder und diejenigen am meisten hütet und wartet, die klein und schwach und für das Allgemeine weniger versprechend sind? Schon ein kurzer vergleichender Blick auf die Völker des Alterthums und der Neuzeit überzeugt uns, daß die Erziehung zur freien Persönlichkeit, wo sie zur Herrschaft gelangte, einen ungleich höhern Bildungsgrad hervorrief als die Staatserziehung.

China hat von allen Ländern der Welt die ersten Schulen besessen. Schon 500 Jahre vor Christi Geburt gab es deren daselbst; und doch! warum stehen denn die Schulen Chinas noch heute auf einer nicht viel höhern Stufe der geistigen Tüchtigkeit als vor 2000 Jahren, und warum sind die uralten Schulen dieses uralten Culturvolks himmelweit überflügelt worden von den jüngsten Schulen des jüngsten Kindes der Civilisation? Darum, weil die Person in China keinen Werth hat,

Digitized by Google

weil sie aufgeht in der Einen allgemeinen ihres Kaisers. Er ist „der despotische Vater aller". Ihm gegenüber befindet sich alles in Unmündigkeit. So ist denn „das chinesische Schul- und Erziehungswesen", wie der jüngstverstorbene Karl Schmidt in seiner „Geschichte der Pädagogik" sagt, „ein Polizeisystem". Daher erklärt es sich, daß die Erziehung „nicht über Mechanismus und Ceremonien" hinauskommt; daß die Frau trotz aller Heiligkeit der Ehe dennoch ihrem Manne gegenüber zur unterwürfigsten Dienstbarkeit verurtheilt ist; daß ein Vater, gefragt nach der Zahl seiner Kinder, nur seine Söhne nennt, daß diese aber auch bei ihrer Geburt sorgfältig in die besten Tücher gehüllt werden, während man ihre kleinen Schwestern nur in armselige Lumpen wickelt.

Und bis zu welcher Härte gegen den unverschuldeten Einzelnen ließ sich die Staatserziehung in dem alten Sparta hinreißen, die selbst die äußerste Folgerichtigkeit des Systems nicht scheute, indem sie missgeborene, unglückliche Kinder, die dem Staate einst verloren gehen würden, am Fuße des Taygetus aussetzte zum Fraß der wilden Bestien!

Wie ganz andere Früchte reifte dagegen die individuelle Erziehung Athens und die Familienerziehung des alten Rom, sowol für den einzelnen wie auch für den Staat selbst. Wir werden sie noch an einer andern Stelle kennen lernen.

Das sind die Lehren, die uns die alte Geschichte über Staatserziehung ertheilt. Heute aber, ist es wol anders? Wenden wir unsere Blicke zunächst nach Westen, unserm mächtigen Nachbarlande Frankreich zu, dem Lande „der Ideen". Hier finden wir die blühendste Staatsallgewalt, hier tragen Lehrer und Schüler gleich den Soldaten des Staats seine Uniform, hier sind die frommen Wünsche nach Staatserziehung längst erfüllt, welche 1848 auch in unsern Nationalversammlungen, in unbegreiflicher Verkennung deutscher Art, laut wurden, hier braucht der Minister des Unterrichts nur seine Uhr aus der Tasche zu ziehen, um genau zu wissen, welche Lection in allen Schulen des großen Kaiserreichs ertheilt wird; hier läßt der Staat für seine Kinder Geschichtsbücher fabriciren, welche die Gloire der Herrscherfamilie in das gehörig helle Licht zu stellen haben. Aber dann fragen wir auch wol nach, wie viele von diesen Staatserzogenen, die jährlich als Rekruten vorrücken müssen, nur lesen und nur schreiben können, und wenn die Zahl der Lesenden und Schreibenden, dieser doch nur in dem Nothdürftigsten Unterrichteten, größer ist als in unserm Deutschland, dann hat das System der Staatserziehung recht. Wir alle wissen aber, daß der allgemeine Bildungsgrad des französischen Volks weit zurücksteht hinter dem unsers Volks, wo, Gott sei es gedankt, diese alles versorgende Staatsmaschine noch nicht im Gange ist.

Digitized by Google

Gewiß kann es Zeiten und Verhältnisse geben, wo der Einfluß des Staats auf die Erziehung ein segensreicher ist, aber das hat meistens doch nur dann stattgefunden, wenn entweder ein noch größerer Feind des öffentlichen Unterrichts sich zu bemächtigen drohte, oder wenn der Staat sich Familien gegenüber befindet, welche die Bildung ihrer Kinder selbst verwahrlosen. Auch ist selbstverständlich immer dem Staate das Recht einzuräumen, durch ein Schulgesetz seine allgemeinen Interessen zu schützen und zu wahren. Sonst aber sind die Folgen des Staatsregiments für den Unterricht nur traurige gewesen. Und sehr natürlich. Die Staatsformen wechseln mit dem Aufstellen und Durchführen neuer Staatsmaximen: aber nicht immer ist es das civilisatorische Gewissen, welches das Ruder des Staatsschiffs lenkt. Der Stempel der Zeit wird selbstverständlich auch der Erziehung aufgedrückt, und je mit dem wechselnden Ausdruck der öffentlichen Meinung verändern sich auch die Ausführungen in der Erziehungsarbeit nach Form und Inhalt. Aber zu aller Zeit muß das heilige Werk der Erziehung geschützt bleiben gegen kecke Zeitverstöße und frivoles Rückwärtsschreiten, und das Erziehungsgebäude darf niemals auf einem Grund und Boden aufgeführt werden, welcher einem fremden Herrn gehört, der des Bodens Früchte nach seinem Nutzen, in seinem Interesse verwerthet. Unter solcher Herrschaft kann es denn auch wol geschehen, daß von einem geistlichen Departement oder dem Director eines Consistoriums den Schulbehörden unter den Fuß gegeben wird, die Schulverbesserungen „hauptsächlich auf der Straße vorzunehmen, welche der König zu den Revuen zu nehmen pflege, und hier die Dörfer, wo umgespannt werde, besonders zu berücksichtigen". „Was sollte doch geschehen", ruft einer der tüchtigsten Pädagogen unserer Zeit aus, „wenn die verschiedenen Parteien, welche das Gelüste dazu haben, sich der Schule bemächtigen dürften? Da verlangt die feudale Partei im Bunde mit der hierarchischen möglichste Einengung der Schule durch Regulativ- und Disciplinargesetze, die hierarchische für sich unter dem Deckmantel des seit Jahrhunderten fort und fort gemisbrauchten heiligen Namens Christi radicale Umwälzungen in den als heidnisch gebrandmarkten Schulanstalten, da möchten die Industriellen mit roher Hand die Axt an alle idealen Zweige am Baume des Unterrichts legen und das gesammte Schulwesen zu einer einzigen großen Industrieschule machen, gleichsam einer heimlichen Münze, wo die Pfennige für das künftige Brot geprägt werden."

Man sollte wenigstens denken, daß, wenn ein mit so vielen und umfangreichen Mitteln ausgerüstetes Institut, wie es der Staat ist, nun einmal die Regierung der Schule übernimmt, es wenigstens diejenige Bildung unter seinen Angehörigen erzwingen und ermaßregeln

Digitized by Google

werde, die es für sein Interesse geboten hält. Und dennoch ist das Umgekehrte davon der Fall. Je energischer die Staatsgewalt in der Schule auftritt, um so weiter entfernt sich von derselben Schule die Theilnahme des Publikums und um so geringer fallen in der Schule die erwarteten Leistungen aus. Friedrich der Große erließ am 12. Aug. 1763 das „General-Landschulreglement". Friedrich Wilhelm II. gründete am 22. Febr. 1787 ein „Oberschulcollegium". Maria Theresia erließ am 6. Dec. 1774 die „Allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen in sämmtlichen k. k. Erblanden". Joseph II. fuhr fort, wie seine Mutter, für die Schule Energie und Interesse zu beweisen. Und was sind die Folgen von diesem General-Landschulreglement, von diesem Oberschulcollegium und von dieser allgemeinen k. k. österreichischen Schulordnung gewesen? In Oesterreich saß 12 Jahre nach dem Erlaß jener Schulordnung von den schulpflichtigen Kindern nur die Hälfte in den Schulen, 20 Jahre danach aber klagte jedermann über den Verfall der Volksschulen. In Preußen gestand Resewitz 1797, „daß er verbesserte Schulen für das Landvolk in seinem Gesichtskreise nur wenige gewahr werde". Im Jahre 1804 erklärte Türk: „Alles, was sich dem nur einigermaßen aufmerksamen Beobachter in den meisten der jetzt vorhandenen Landschulen darstellt, ist unbeschreiblich elend, widersinnig, verderblich in seinem Einflusse auf die Erziehung der Jugend." (Stoy, „Encyklopädie der Pädagogik".)

Das waren die Resultate in den Schulen selbst. Wie unerhört gering die Theilnahme des Publikums aber an solchen Staatsinstituten ist, davon kann man sich am raschesten überzeugen, wenn man wieder einen Blick auf die französischen Schulzustände wirft, wo der Unterricht seit Napoleon I. ein Monopol des Staats geworden. Die eine Gemeinde erklärt, die Regierung thäte weit besser, wenn sie ihr zur Anlage und Unterhaltung von Straßen Geld verschaffte; eine andere Gemeinde braucht Winzer, nicht Bücherleser; eine dritte will nicht einmal gratis eine Schule haben. (Stoy, a. a. O.)

Wir können, ohne noch die Gewaltmaßregeln des Staats zu beleuchten, unsere Untersuchung über die Stellung der Schule zum Staat hier schließen, und wir können es mit keinem bessern und uns mehr aus der Seele gesprochenen Worte thun als mit dem Wilhelm v. Humboldt's: „Oeffentliche Erziehung scheint mir ganz außerhalb der Schranken zu liegen, in welchen der Staat seine Wirksamkeit halten muß."

Welche Verbindung ist denn aber die naturgemäßeste für die Schule? Es ist die von Schule und Familie, oder, wollen wir den Begriff der Familie etwas weiter fassen, von Schule und Gemeinde. Es wird nicht schwer sein, die Wahrheit dieser Behauptung nachzuweisen. Wir werden uns von derselben überzeugen können, wenn wir die Erziehung

Digitized by Google

auf ihren eigentlichen Zweck zurückführen und uns dann fragen, unter welchen Verhältnissen dieser am besten zu erreichen sei.

Das wesentliche Merkmal unsers Volks ist sein, ich möchte sagen, angeborenes Verlangen nach persönlicher Freiheit, Berechtigung des Individuums und Anerkennung seiner Bestrebungen: das ist deutsches Wesen, wie es sich durch alle Jahrhunderte ausgedrückt hat. Wenn der romanische Volksstamm die persönliche Freiheit bald vergißt über dem Glanzbild äußerer Machtentfaltung, so würde der Deutsche eher bereit sein, auf jene letztere, wenn es denn einmal sein müßte, gänzlich zu verzichten, als den Genuß persönlicher Freiheit einzubüßen. Aus diesem Streben nach Freiheit des Individuums und Berechtigung der Persönlichkeit erklären sich zwar alle Schwächen unsers Volks, wie z. B. der Mangel des Bewußtseins einer Gesammtheit und der hieraus sich ergebende Mangel eines concreten Ausdrucks dieser Gesammtheit, aber eben daraus sind auch alle die großen Vorzüge unsers Volks vor den centralisirten, mit einem starken Nationalgefühl ausgerüsteten romanischen Nachbarvölkern hervorgegangen. Ihm verdanken wir es, daß wir in sittlicher, religiöser und wissenschaftlicher Beziehung die wahrhaften Führer der Völker sind. Getreu diesem Grundzuge unsers Volks muß auch die Erziehung es absehen auf die Heranbildung einer freien sittlichen Persönlichkeit. Das Individuum selbst, nicht die ganze Gattung, muß Gegenstand der Erziehung sein. Das Individuum ist sonach als Selbstzweck, nicht als ein Mittel zu außer ihm liegenden Zwecken anzusehen. Eine allgemeine, nicht eine besondere Ausbildung des Individuums ist durchzuführen. Diese wird ihm ja nicht nur die Richtung verleihen, die es im Leben zu verfolgen hat, sondern auch die Werkzeuge mitgeben, die in nützlichen, auf das praktische Leben sich beziehenden Kenntnissen bestehen. Es müssen Persönlichkeiten erzogen werden, welche diejenige sittliche Bildung zu erreichen haben, die sie befähigt, in den scheinbaren Conflicten der Pflichten, den Gegensätzen ihres eigenen Wesens, den Erfahrungen und Kämpfen des Lebens ihr Wollen „sicher, consequent und kräftig" hindurchzusteuern, ohne ihr moralisches Selbst zu verlieren. Stoy sagt: „Je reicher die Lebensanschauung, je frischer, thatenlustiger das Gemüth des Zöglings am Ende der Bildungszeit sein wird, desto mehr wird auch sein Bild demjenigen gleichen, welches die erziehende Liebe sich von ihm machte." Bei keinem Volke des Alterthums aber fand eine so individuelle Erziehung statt wie bei den Hellenen. Wohnend in einem durch tief landeinwärts schneidende Meeresbuchten selbst vielfach gegliederten Lande, führten sie auch ein reichgestaltetes Städte- und Gemeindeleben. Jeder einzelne Stamm entwickelte sich vollständig frei in sich nach seiner Art, nach seinen Anlagen, und wie es ihm Bedürfniß war. Nirgends

Digitized by Google

uniformirte Gleichmäßigkeit, nirgends der Trieb, für alle Füße nur Einen Leisten und für alle Körper nur Ein Maß zu wollen, und doch alle sich bewußt der gemeinschaftlichen Abstammung; in der Gesammtheit den stolzen Namen der Hellenen führend im Gegensatze zu den ringsumher wohnenden Barbaren, alle Eins in dem Streben, sich als vollberechtigte Individuen auszubilden nach ihrem göttlichen Erziehungsideal des καλος καγαδος, dabei aber anerkennend die Verschiedenartigkeit in den Anlagen der einzelnen Stammgenossen: so angelegt in Natur und Charakter, gibt dieses liebenswürdige, geistvolle, kräftige und lebensfrische Volk des alten Hellas mit seinen zahlreichen noch heute bewunderten Heroen in Kunst und Wissenschaft, mit seinen siegreichen Feldherren und seinen geistvollen Staatsmännern, mit seinem Siege von 10000 freien Bürgern über 100000 abgerichtete Söldner denen zu denken, die in rohem und unwissendem Radicalismus ihre zerstörende Axt legen möchten an den reichästigen, weitschattigen, frischen, grünen Lebensbaum unsers den alten Hellenen so vielfach verwandten Volks, um an seine Stelle eine große Staatskaserne zu setzen mit gleicheinexercirten, gleichcommandirten, gleichreglementirten Automaten.

Gegen eine solche planlose Gleichmacherei wird sich der gesunde Sinn unsers Volks stets auflehnen, weil es immer vermöge seiner innern Natur widerstreben wird all den gewaltsamen Umwandlungen, die von außen und nicht aus seinem Innern heraus von einigen Liebhabern solcher undeutschen Phantasien an seinem innersten, uralten, mit seinem ganzen vergangenen reichen Leben verwachsenen Wesen vorgenommen werden sollen. Die Erziehung aber hat darauf zu achten, was unsers Volks „innerstes und eigenstes Leben", sein „Fleisch und Blut" ist. Und wenn sie wahrnimmt, daß dies, um es noch einmal zu wiederholen, „die Freiheit des Individuums, die absolute Berechtigung der Persönlichkeit" ist, so darf sie nichts vornehmen, was der Entwickelung dieser individuellen Freiheit und dieser persönlichen Berechtigung entgegenwirken könnte. Es wäre also der Wunsch gründlich falsch, weil er gründlich undeutsch wäre, alle Kinder unsers Volks in ganz gleichartig eingerichteten Schulen auf ganz gleiche Weise unterrichten zu lassen. Im Gegentheil, je individueller die Erziehung, also je angepaßter eine Reihe untereinander verschiedener Schulen der bestehenden und niemals auszurottenden Verschiedenheit in der Anlage der zu Erziehenden errichtet würde, von einer um so bessern, weil individuellern, weil deutschern Erziehung könnte dann die Rede sein. Eine für alle Kinder völlig gleichartige Erziehung verlangen, ist überhaupt ein vollständiger Ungedanke, ebenso unausführbar auf geistigem Gebiete, wie es auf materiellem Gebiete z. B. unausführbar ist, daß ein Schuster für

Digitized by Google

alle gleiches Fußzeug über gleichem Leisten, oder daß ein Schneider für alle gleiche Röcke nach gleichem Maße machen soll. Der verständige Erzieher, der die vielfachen Schranken der Erziehung kennt, mit denen er zu schaffen hat, wird niemals auf einen solchen Gedanken kommen, für den sich denn auch nur solche begeistern können, die immer in Allgemeinheiten und Aeußerlichkeiten sich bewegen und darüber die Zusammensetzung des Allgemeinen aus dem Besondern und den innern Werth dieses letztern gänzlich vergessen.

Wo nun kann die Person besser erkannt und danach besser behandelt werden als in der Familie? Es gibt keinen andern Ort, so günstig und geeignet, die Individualität zu pflegen, keinen, wo an der Erziehung des einzelnen ein so reges Interesse, verbunden mit so aufrichtigem Wohlwollen, genommen wird, keinen, wo die Kinder diesem Wohlwollen so offenherzig und bereitwillig entgegenkommen, endlich keinen, wo die Durchsichtigkeit des kindlichen Charakters und Temperaments so offen vor unsern Blicken liegt, wie in der Familie. In der Familie ist, wie Clemens von Alexandria sagt, „die Mutter der Ruhm der Kinder, die Frau der Ruhm des Mannes, beide der Ruhm der Frau, Gott der Ruhm aller insgesammt". Die Familie ist aber auch ein echt germanisches Institut; bei keinem andern Volke steht sie so in Ehren wie bei dem unserigen von jeher. All das Große und Edle, was in der Welt geschehen ist und noch geschieht, es hat seine Wurzel in der Stille und Innigkeit der Familie, in dem guten Boden, auf dem neben der regierenden Autorität des ernsten Vaters die behütende Liebe der zärtlichen Mutter waltet. Und was die groß gewordenen Kinder des Hauses in die weite Welt hinaustragen, dazu wird ihnen meistens das Beste mitgegeben von treuer Mutterhand.

Die Frauen wurden von deutschen Männern selbst in der Zeit schon, wo sie diesen noch völlig unterworfen waren, verehrt als etwas Heiliges und Gottverwandtes. Der im Jahre 408 mit dem Losungsworte seines Lebens „Gott sei gepriesen für alles" sterbende erste Bischof der östlichen Kirche zu Konstantinopel, Chrysostomus, der Mann voll glühender Liebe für alles wahrhaft Heilige, voll sittlicher Kraft, ein rücksichtsloser Eiferer für Wahrheit und Recht, der große Sohn der vortrefflichen Mutter Aethusa: auch er hat den Frauen ein bleibendes Denkmal gesetzt in seinen „Homilien", wo er sie die wichtigsten Erzieher für das Kind nennt. Er sagt: „Der Mann, der sich auf dem Markte und in den Gerichten herumtreibt, wird von den Wellen des äußern, unruhigen Lebens hin- und hergeworfen. Die Frau sitzt zu Hause und kann sich immer in ihrem Gemüthe sammeln. Sie, des Friedens genießend, kann den in seiner Seele vielfach beunruhigten Mann bei sich aufnehmen, ihn bilden, die wilden Auswüchse seiner Seele beschneiden und ihn so

Digitized by Google

wieder in die Welt hineinsenden, gereinigt von dem Schlechten und mit sich nehmend das Gute, welches er im Schoße der Familie gelernt; denn nichts vermag mehr als eine fromme und verständige Frau den Mann zu bilden und seine Seele, wie sie will, zu regeln." (Schmidt, „Geschichte der Pädagogik", II, 35.) Wo edle Frauen die Erzieherinnen des lachenden, blühenden Frühlingsalters ihrer Kinder gewesen sind, wo ein treues Mutterauge gewacht und hinabgeschaut hat in die innersten, für andere Augen versteckten Tiefen ihrer kleinen holden Lieblinge, wo das Gebet einer Mutter emporgestiegen zu dem Vater der Menschen für den gnädigen Schutz an Leib und Seele ihrer Kinder, wo in der Familie die treue Mutterliebe gewaltet, gestraft, gelobt, gebessert, für das Hohe und Edle und Wahre und Schöne begeistert hat: da hat ein guter Genius in der Familie gestanden und seine schützende Hand gehalten über die schweren, sorgenvollen Jahre der ersten Kindheit. „Aus dem Kreise der Mütter", sagt Stoy in seiner „Hauspädagogik", „soll unsere Hoffnung einer bessern Zeit kommen. Und wenn wir an die Mahnungen der edelsten Menschen aller Zeiten gedenken, von den Müttern sollen wir uns Hülfe erflehen, daß in Zukunft mehr Sinn für das Edle, mehr Treue, mehr Liebe, mehr Glaube, mehr Selbstverleugnung, mehr Eintracht unter uns wohne, an die Mütter sollen wir uns wenden auch mit unsern liebsten Hoffnungen." Die alte Roma hat die ganze Welt beherrscht und unterworfen durch ihre starken, mächtigen Söhne. Aber die Kraft dazu ist diesen Söhnen gekommen von ihren großen römischen Müttern, die sie mit Begeisterung erfüllten für die Größe und den Ruhm und die ewige Dauer ihrer altehrwürdigen Roma. Wo es eine Cornelia gab, diese großherzige Mutter, die, als andere Frauen ihre goldenen Schätze und blendenden, schillernden Kostbarkeiten prahlend zeigten, nun auch nach ihren Kleinodien gefragt, ihre beiden Söhne vorführte: da erklärt es sich leicht, daß diese großen Söhne der großen Mutter ihr Leben muthig in die Schanze schlugen für die Geringsten ihres Volkes, sodaß ihre Namen eingetragen sind mit Lapidarschrift in die Blätter der römischen Geschichte.

Die Familie also haben wir anzusehen als den geeignetsten Ort für die Erziehung, und in der Familie wieder die Mutter als den Genius der lieben Kinderwelt. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie auch der einzige und ausschließliche Ort der Erziehung sein könne. Das ganze Unterrichtswesen z. B. ihr zuzuweisen, würde auf in der Familie selber liegende und begründete Hindernisse stoßen, deren Bewältigung durch die Kräfte der Familie — man sagt da wol nicht zu viel — unmöglich wäre. Wie wenigen Familien gestattet es das am ersten dazu Erforderliche, die Zeit, ihren Kindern denjenigen Unterrichtsstoff im Hause selbst zuzuführen, der in unsern Tagen nothwendig von ihnen aufgenommen

Digitized by Google

werden muß? Es wäre denkbar, daß in einzelnen Fällen ein vortrefflicher, allseitig ausgebildeter Hauslehrer die Lücke in der Erziehung ausfüllte, aber in den meisten Fällen gewiß nicht. So ist es also die Familie selber, welche sich für die Erziehung der Ihrigen nach einer Hülfe umsieht, nach andern Menschen oder einem andern Institut, dem sie ihre Kinder zeitweilig mit überläßt, damit es da ergänze, wo sie selber mit ihren Mitteln und Kräften nicht ausreicht.

Wenn nun die Familie in der Schule diese Hülfe gefunden hat, so ist wol sehr klar, daß diese vorzugsweise aus dem Unterrichtsbedürfnisse entstandene, durch die fortgeschrittene, an den einzelnen immer größere Forderungen stellende Cultur geschaffene Schule ein Familieninstitut ist. Dieses Ursprungs muß sie stets eingedenk bleiben, dann wird sie nie der Familie diejenige Mitwirkung versagen, die nothwendig ist, um in der Erziehung der Kinder etwas Ersprießliches zu leisten. Es wird aber erlaubt sein, aus dieser Verwandtschaft zwischen Schule und Haus noch eine andere Folgerung abzuleiten, die gar nicht unwesentlich ist.

Dasjenige, was der Familienerziehung ihren großen Werth verleiht, was ferner, wie wir gesehen, einen Grundzug der germanischen Rasse ausmacht, das ist: Individualisirung. Dieses Hauptmerkmal und Haupterforderniß deutscher Familienerziehung muß selbstverständlich auch als solches gelten in der die Familienerziehung ergänzenden Schulerziehung. In welchen Schulen aber kann die größte Rücksicht auf die individuelle Behandlung der Zöglinge genommen werden? In denjenigen, wo möglichst wenige sich zusammenbefinden. Und wo ist das der Fall? Vorläufig noch in den guten Privatanstalten.

Wer die freie individuelle Entwickelung unsers Volks in seinen einzelnen Gliedern, wie sie bisher der Ruhm der deutschen Stämme gewesen ist, vorzieht romanischer Centralisation und Uniformirung, wer die Freiheit des Individuums, die wissenschaftliche, sittliche und religiöse Bildung der Nation durch eine gute, allen Anforderungen unsers Culturstandes gerecht werdende Erziehung der einzelnen höher achtet als das glanzvolle, aber seifenblasenartige Phantom einer bloßen äußern Machtstellung des Ganzen: der wird auch ein Freund sein derjenigen Bildungsanstalten, wo eben für diese allseitige Entwickelung jedes einzelnen vermöge ihrer innern Zusammensetzung und Einrichtung, vermöge ihrer größern Unabhängigkeit und Freiheit und vermöge ihrer innigern Verwandtschaft mit der Familie selber besser gesorgt werden kann als in andern Anstalten. In der Geschichte des deutschen Volks sind daher auch eine Reihe von Privatanstalten Glanzpunkte und Ruhmesstätten, und sie werden es bleiben, solange unsers großen Volks Geschichte gelesen und gelehrt wird. „Sie werden Exponenten des didaktischen Fortschritts sein und der eigentliche Herd des pädagogi-

Digitized by Google

schen Interesses, welches von da aus in weitere Kreise ausströmen wird." (Stoy.)

„Zeiten geistiger Bewegung und idealer Anregung waren immer fruchtbar an derartigen Anstalten. Ein weises Schulregiment wird demnach diese als pädagogische Vorhut anerkennen und in gewissem Sinne benutzen." (Stoy, „Encyklopädie der Pädagogik".) Und daß die Privatschulen wirklich der eigentliche Herd des pädagogischen Interesses, „individuelle Fleischwerdungen pädagogischer Ideen", Träger und Führer des didaktischen Fortschritts gewesen sind, das beweist die ganze Geschichte des deutschen Schulwesens. Geistvolle, von neuen pädagogischen Ideen ergriffene Köpfe haben diese „gesunden Institute" gegründet, und diesen wiederum verdankt das Vaterland die Ueberlegenheit seines gesammten Schulwesens über das anderer und vorzugsweise solcher Länder, die arm an Privatanstalten waren, weil der allmächtige, wohlcentralisirte Staat dieselben nicht aufkommen ließ. Mit Stolz erfüllt es den Pädagogen, wenn er zurückschaut in die Vergangenheit und die glorreichen Gestalten der Erzieher seines Volks vor seine Seele treten, die als freie Privatmänner, erfüllt von neuen, großen, schönen Ideen, ihrem Dienste sich widmeten in den von ihnen gegründeten Privatanstalten. Wie Lessing, der Eine Mann, den Stand der unabhängigen Schriftsteller geadelt hat dadurch, daß auch er sich einen Literaten nannte, und wie jeder, auch der schlechteste unter seinen Nachfolgern, mit vor Stolz geschwellter Brust auf den Einen zurückschaut und ihn einen der Seinigen nennt: so labt sich auch des deutschen Lehrers Auge, so oft umflort von dem Dämmerlicht seines wenig anerkannten und selten im Sonnenglanze der reichen Welt sich spiegelnden Standes, an den edeln Männern der Vorzeit, die er als die ruhmvollen Vertreter seines glanzlosen Standes verehrt. Und die größten unter diesen Männern, sie waren Begründer und darauf Vorsteher von Privatanstalten. August Hermann Francke, der Gründer des Waisenhauses zu Halle, Christian Semmler, der den ersten Versuch zu einer Realschule machte, Hecker, der ihn fortsetzte, Trappe in Wolfenbüttel, Campe in Hamburg, von Salis in Graubündten, Salzmann in Schnepfenthal, Pfarrer Herbig und von Rochow, durch welche die Volksschule vertreten wird, Felbiger und Kindermann, die pädagogischen Reformatoren in Oesterreich, Basedow und endlich Pestalozzi der Unsterbliche: da haben wir eine ganze Reihe volltönender Namen von Pädagogen, und diese alle entwickelten eine private pädagogische Thätigkeit; ihre Anstalten waren freie.

Digitized by Google

Die Wohlthätigkeitsanstalten in Italien und besonders in Florenz.

Von

Ferdinand Neigebaur.

Es muß dankbar anerkannt werden, daß die Regierung des neuen Königreichs Italien der Statistik bedeutende Kräfte zugewendet hat. Die Statistik aber ist das Auge der Geschichte. Vorstand der statistischen Arbeiten ist Maestri, welcher gemeinschaftlich mit dem gelehrten Correnti das erste vollständige Jahrbuch der Statistik Italiens herausgegeben hat. Der letztere ward von seiner Regierung als Bevollmächtigter zu dem vorigen Jahr in Berlin abgehaltenen Statistischen Congresse geschickt; er ist Staatsrath und zugleich Abgeordneter seiner Vaterstadt Mailand. Dabei machen alle Ministerien jährlich die umfassendsten statistischen Nachrichten aus ihrem Wirkungskreise bekannt, sodaß über die Rechtspflege, über das Heerwesen, über Ackerbau, Handel und Gewerbe, über Straßenbauten ꝛc. jährlich umfangreiche Bände herausgegeben werden. Förderlich wirkt auch das vollständig ausgebildete Gemeindewesen, indem die Gemeinden, an der Zahl über 7000, eine völlig unabhängige Selbstverwaltung genießen und sich deshalb gewissermaßen eine Ehre daraus machen, in den verschiedenen Staatsverhältnissen eine öffentliche Rolle spielen zu können. Auf diese Weise ist es möglich gewesen, über die in Italien bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten eine höchst anziehende umständliche Statistik (Statistica delle opere pie del regno d'Italia, Turin 1864) zu veröffentlichen.

Um diese Statistik hat sich besonders der Dr. Castiglioni, Vorstand einer Abtheilung im Ministerium des Innern, verdient gemacht. Es geht hieraus hervor, wie viele wohlthätige Anstalten jede Gemeinde des Königreichs Italien besitzt, wann und von wem sie gestiftet worden, zu welchen Zwecken, über welche Mittel jede einzelne verfügt, wem die Aufsicht obliegt ꝛc. Dieses Tabellenwerk ist so vollständig, daß dasselbe zugleich ergibt, ob eine solche Anstalt für Kranke oder für Alte, für Kinder, für den Unterricht ꝛc. bestimmt, ob sie zugleich für kirchliche Zwecke angeordnet worden, und wieweit sie geistlichen Obern unterworfen ist ꝛc. Von diesen viele Millionen Frs. repräsentirenden Anstalten — die auf Staatskosten ausgenommen — ist eine der bedeutendsten das große Krankenhaus zu Mailand, über welches der berühmte Dr. Berga, der zugleich Präsident des Gelehrten Instituts zu Mailand ist, jährlich eine besondere umfassende Statistik veröffentlicht. Ein sehr großes Krankenhaus, mit reichen Mitteln ausgestattet, ist das zu Vercelli, von einem dort geborenen Cardinal gestiftet. Ein merkwürdiges Waisenhaus befindet sich in Palermo, wo über 1000 arme

Digitized by Google

Mädchen erzogen werden. Auf eine Anfrage: wozu sie hier erzogen würden? lautete die Antwort eines geistlichen Herren: „Da wir sie für den Himmel erziehen, können wir sie unmöglich der Welt zurückgeben.“ Diese armen Geschöpfe haben daher die Aussicht, hier — begraben zu werden, wenn nicht die Lotterie einigen von ihnen jährlich zu einem Mann verhilft. Es wird nämlich zu gewissen Zeiten auf dem Altan des Stadthauses ein großes Glücksrad aufgestellt und in feierlichem Pompe vor der erwartungsvollen Menge durch einen Geistlichen und Chorknaben mit Weihwasser eingesegnet und besprengt; dann werden ein paar hundert Frs. zur Aussteuer eines solchen weiblichen Zöglings dieses Waisenhauses gezahlt, welche für das Geld einen Mann erhält, den natürlich die geistlichen Behörden auswählen. Man wird dabei über den Aberglauben der Italiener mitleidig lächeln, vergißt aber, daß vornehme Damen in Trier den ungenähten Rock anbeten, nach Cevelaer, nach Aachen, nach dem Annaberge bei Oppeln und nach Czenstochau wallfahrten.

Besonders reich an Wohlthätigkeitsanstalten ist Toscana, wo die großen Handelsstädte Pisa, Livorno und Siena als freie Reichsstädte blühten, ehe die Seidenhändler, die Mediceer, sich zu Herzogen machten und von Florenz aus die Nachbarschaft sich annectirten. Wie großartig die Wohlthätigkeitsanstalten in diesem Lande sind, darüber gibt ein großes Werk des Advocaten Andreucci („Della carità ospedaliera in Toscana, dall O. Andreucci“) Nachricht. Den Anfang der toscanischen Wohlthätigkeitsanstalten machte die Stiftung eines reichen Mitbürgers zu Florenz, Folca di Ricavero bei Portinari, im Jahre 1288, indem dieser ein Haus zur Verpflegung von 12 Kranken stiftete, nachdem die damalige freie Reichsstadt Florenz im Jahre 1186 für die gerade grassirende ansteckende Krankheit des Aussatzes, und bald darauf für die Zeit der Pest ein Hospital errichtet hatte. Der Verfasser verfolgt hauptsächlich die Geschichte dieses Archispedale di Santa-Maria-Nuova und berichtet, daß dasselbe im Jahre 1347 sich schon bis zu 220 Betten vermehrt hatte. Bei der Pest von 1479 wurden bereits 600 Kranke hier aufgenommen, so sehr hatte sich diese Anstalt durch allgemeine Theilnahme der Mitbürger vergrößert. Sehr thätig war für die Vergrößerung dieses Hospitals der Bischof Ricasoli. Im Jahre 1657 erhielten die großen Baulichkeiten der Anstalt ihre Vollendung. Von den neuesten Schicksalen derselben erfahren wir Näheres bis zum Jahre 1859, wo der jetzige Staatsvicar Ricasoli die Verwaltung der provisorischen Regierung übernahm, nachdem der Großherzog aus dem lothringischen Hause, welches den Mediceern gefolgt war, infolge der Ereignisse dieses Jahres Florenz verlassen hatte.

Zu den merkwürdigsten Wohlthätigkeitsanstalten in Florenz gehört eine Schöpfung der Neuzeit, gegründet durch die russische Familie

Digitized by Google

Demidow (Delle pie opere ed istituzioni Demidoff in Firenze, storia e regolamenti), auf deren Ursprung eine interessante Aeußerung des gegenwärtigen Fürsten Anatole von San-Donato-Demidow hinweist. Bei einem Mittagsmahle in seiner Villa bei Florenz, die man einen wahren Tempel der Kunst nennen kann, äußerte der Graf M..., daß er, so wie die Gräfin v. Hahn-Hahn in einem ihrer Werke sagt, nicht mit der Diligence reisen möge, auch nicht gern die Eisenbahn benutze, weil man nicht wisse, mit wem man zusammenkomme. Darauf bemerkte der Fürst Demidow: „Wenn die Reisegesellschaft anständig ist, frage ich nicht nach ihrer Herkunft, ich z. B. bin stolz darauf, daß ich von einem Schmied abstamme." Dies bestätigen allerdings die in russischer und französischer Sprache über diese Familie erschienenen Nachrichten. Als Peter der Große nämlich zu Ende des 17. Jahrhunderts in den ersten Türkenkrieg zog, erfuhr er in Tula, daß der dortige Waffenschmied Demide eine deutsche kostbare Pistole auf das vollkommenste nachgebildet habe. Er bestellte darauf bei diesem eine Waffenlieferung und besuchte ihn persönlich bei seiner Rückkehr nach der Eroberung von Azow, wobei er den ihm gereichten Malvasier verschmähte und ein Glas Meth, das ihm die Frau Demide reichte, vorzog. Infolge bedeutender Waffenlieferungen schenkte der Kaiser an jenen Demide einen großen Wald, den derselbe später gegen die Goldbergwerke im Ural vertauschte. Hierdurch ward der Reichthum dieser Familie begründet; der Sohn von Demide erhielt den Grafentitel, und ein Enkel stiftete ein eigenes Regiment, welches nach dem Brande von Moskau an der Vernichtung des Invasionsheeres theilnahm, ward General und ließ sich in Florenz nieder, wo er 1828 das jetzige großartige Institut Demidow in dem Kirchspiele Borgo San Nicolo gründete, in welchem arme Kinder unentgeltlichen Unterricht erhalten. Sein Sohn, der gegenwärtige Fürst Anatole von San-Donato, welcher später die Tochter des ehemaligen Königs Hieronymus von Westfalen, die Prinzessin Mathilde, Enkelin des Königs von Würtemberg, heirathete, stiftete als kaiserlicher Kammerherr zu Petersburg im Jahre 1833 ein großartiges Erziehungshaus für arme Mädchen, von dessen Bedeutung man sich einen Begriff machen kann, wenn man aus den darüber bekannt gemachten und vom Kaiser Nikolaus am 15. Oct. 1843 bestätigten Statuten (Statuts de la maison de bienfaisance Demidoff à St.-Pétersbourg) ersieht, daß der Director desselben einen Gehalt von 850 Silberrubeln bezieht, die Dienerschaft 2642 Silberrubel außer ihrem Unterhalt, und daß die Gehalte der Lehrer und Lehrerinnen, ohne deren Unterhalt, mit dem des vorstehend erwähnten Directors und der Dienerschaft die Summe von 7792 Silberrubeln betragen.

Nachdem der Fürst von San-Donato die Erbschaft seines Vaters

Digitized by Google

angetreten hatte, vergrößerte er auch die Stiftung desselben in Florenz, indem er im Jahre 1836 damit eine Kleinkinder-Bewahranstalt verband, und am Eingange des dazu erbauten umfassenden Hauses folgende Inschrift nach Matthäus Kapitel 11 anbringen ließ: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken!" Aus der frühern Armenschule war eine Erziehungsanstalt für Mädchen und Knaben geworden, die nicht blos den Schulunterricht genossen, sondern zu mehrfachen Gewerben angelernt wurden. In diesen Einrichtungen wurde der Fürst von einem Freunde, dem Markgrafen Karl Torregiani, treulich unterstützt, welcher über die Demidow'schen Anstalten in Florenz nähere Nachrichten gegeben hat („Comte rendu décennal des établissements de bienfaisance, fondés à Florence par la famille Demidoff", Florenz 1848). Wie edeldenkend und freisinnig dieser Mann war, kann man daraus abnehmen, daß nach dem Tode des berühmten Kupferstechers Jesi eine Zeitung zu Florenz berichtete: „Heute bewegte sich ein Leichenzug aus dem Palast des Markgrafen Torregiani, an dem sich große Theilnahme der Stadt kundgab. Es war der Kupferstecher Jesi, welcher dort 10 Jahre lang als Hausfreund von Torregiani gelebt hatte ꝛc." Dieser Jesi aber war — ein Jude. Dergleichen dürfte anderwärts nicht vorkommen. Da die Demidow'sche Erziehungsanstalt eine immer größere Ausdehnung gewann, wurde der Vorsteher derselben von dem Fürsten nach den Ländern geschickt, wo die bedeutendsten Erziehungs- und Arbeitsanstalten sich befinden, nach Lyon, Paris, London, Westminster, Glasgow, Lausanne, Hofwyl, Genf, Carouge ꝛc., auch wurde mit hervorragenden Männern Rücksprache genommen, von denen der Markgraf Torregiani besonders unsern gelehrten Mittermaier erwähnt, welcher über das ausgezeichnete Arbeitshaus in Durlach am besten Auskunft geben konnte.

Jetzt hat diese Demidow'sche Stiftung zu Florenz solche Bedeutung erlangt, daß sie für eine wahre Musteranstalt angesehen werden kann; denn wenn auch der Fürst jetzt größtentheils in Paris lebt, so hat er doch in Florenz einen sehr tüchtigen Stellvertreter an dem vielerfahrenen Herrn Melchior, welcher neben der großen Vermögensverwaltung des Fürsten sich dieser seiner Wohlthätigkeitsanstalten in Florenz mit der wärmsten Fürsorge annimmt. Hier werden Knaben und Mädchen zur Arbeit, für die Welt erzogen, nicht wie in Palermo, um nur dem Grabe entgegenzuleben; alle müssen lernen, sich ihr Brot zu verdienen, und es wird dafür gesorgt, daß sie nach vollendeter Erziehung ein angemessenes Unterkommen finden, Bestrebungen, welche durch die Selbstverwaltung des freien Gemeindewesens und durch allgemeine Theilnahme wesentlich unterstützt werden.

Digitized by Google

Gruß aus der Heimat
an F. Freiligrath.

Der Dampfzug jagte ſauſend
Bei Nacht von Ort zu Ort,
Nach der erſehnten Inſel
Trug er mich ſchlafend fort.

Und als ich traumverworren
Aufſtarrt' ins Morgengrau,
Kannt' ich an Hag und Kampe
Weſtfalenland genau.

Und ſiehe, in dem Kampe
Da ſtieg's empor und ſtieg,
In Geiſternebel webend
Ein jeder Wipfel ſchwieg.

Es winkte mit dem Haupte,
Es reckte ſeinen Arm,
Und eine Stimm' erklang mir,
Unhörbar für den Schwarm.

„Ich bin", ſo drang's herüber,
„Der rothen Erde Geiſt,
Hör' mich, eh' in die Fremde
Von hinnen du gereiſt.

An meinen Sohn und Sänger
Entbiete meinen Gruß,
Der traurig-lange Jahre
Mir fern ſchon weilen muß.

Sprich, ob ihn auch die Mächt'gen
Geächtet und gebannt,
Gebannt in ſeinem Herzen
Hält ihn das Vaterland.

Sag', wie auf grünen Fluren
Der Lerche Lied noch ſchallt,
Und wie noch rauſcht und träumet
Der liebe deutſche Wald.

Mit Willkommgruße warten
So Wald als Flur auf ihn,
Auf daß bei ihren Sängern
Ihm neue Lieder blühn.

Digitized by Google

Sag', wie im Haarwind schauernd
Leis rauscht der Birkenbaum, *)
Als träumt' vom letzten Kampfe
Er ahnungsvollen Traum.

Schon rufet seine Söhne
Das Vaterland herbei,
Daß, wenn der Tag erscheinet,
Ihm keiner ferne sei.

Der Leier braucht's zum Schwerte;
Dann, wie einst Taillefer,
Zieh' vor des Westvolks Reihen
Hell spielend er einher!"

So sprach der Geist, und sorgsam
Hatt' ich der Rede Acht
Und hab', wie mir geheißen,
Sie treulich überbracht. K. E.

*) S. Freiligrath's Gedicht „Am Birkenbaum".

Literatur und Kunst.

Uebersetzung, Memoirenroman und Biographie.

In Uebersetzungen, Memoirenromanen, Biographien sucht unsere Zeit sich mit größerm Eifer als irgendeine frühere die Größen der Vergangenheit näher zu rücken. Die Form, in welcher dies geschieht, ist ebenso verschieden wie von verschiedener Berechtigung, doch die Thatsache dieses geistigen Assimilationsprocesses prägt sich auch in den mislungensten Versuchen noch kenntlich aus. Fassen wir zunächst „Molière's Lustspiele, übersetzt von Wolf Grafen Baudissin", 1. Bd. (Leipzig, Hirzel) ins Auge. Der Uebersetzer ist von der sehr naturgemäßen Ansicht ausgegangen, daß die in Versen abgefaßten Werke Molière's nicht in Alexandrinern wiederzugeben seien. „Es ist", bemerkt er, „der französische Bühnenvers vom deutschen Alexandriner durchaus verschieden, schon um deshalb, weil jener die Silben nur zählt, während dieser sie wägt. Daraus entsteht für den französischen Schauspieler die Möglichkeit, jede einzelne Zeile nach Gutdünken als Jamben oder als Anapästen zu sprechen und die unleidliche Monotonie zu beseitigen, der die deutschen Alexandriner verfallen. Wie Molière in der für Frankreich herkömmlichen Versart schrieb, so müssen wir ihn in der bei uns längst eingebürgerten Form, in fünffüßigen Jamben wiedergeben, die sich ebenso wol

Digitized by Google

für das höhere Lustspiel wie für die Tragödie eignen und von den Engländern von jeher für beide Gattungen verwendet worden sind." Ein Vorwort bespricht zunächst die vorhandenen ältern und neuern Verdeutschungen der Molière'schen Stücke und knüpft daran einige Bemerkungen über die in diesem ersten Bande gebotenen fünf Dramen. Daran reiht sich eine ziemlich umfassende Arbeit über Molière, sein Leben und seine Werke; der Aufsatz ist hübsch und frisch geschrieben, mit mancherlei ergötzlichen oder charakteristischen Zügen ausgestattet; er führt aufs belebteste in das Theatertreiben jener Zeit ein und weist nach, was dem deutschen Leser in der Regel entgeht, wie Molière, weit entfernt davon, ein geistreicher Spaßmacher zu sein, ein kühner kräftiger Charakter war, welcher kein Bedenken trug, nicht allein die Thorheiten der gleichzeitigen Heilkünstler, die Schwächen abgeschmackter Landadelichen und die Leiden geprellter Ehemänner zu zeichnen, sondern mit dreister Hand der gezierten Schöngeisterei hoher Kreise, dem aufgeblasenen liederlichen Hofadel, der heuchlerischen Priesterschaft den Spiegel der Komödie vorzuhalten. Den Kern des Werks bildet die Verdeutschung von fünf der bedeutsamsten Stücke des großen Dichters, von welchem Goethe äußerte, er habe während seines ganzen Lebens von ihm gelernt und jedes Jahr einige Stücke von Molière gelesen. Die ausgewählten Stücke sind „Die Schule der Ehemänner", „Die Schule der Frauen", „Der Misanthrop", „Tartuffe", „Die gelehrten Frauen". Die Verdeutschung ist leichtflüssig und gibt den geist- und schalkhaften Witz des Urbildes viel zuverlässiger wieder, als dies der anscheinend getreuere Alexandriner vermocht hätte. „Findet", sagt der Verfasser im Vorwort, „mein Versuch einigen Anklang, so werde ich mir die Aufgabe stellen, in einem folgenden Bande eine Reihe der übrigen Dramen zu bringen, unter denen sich «Die Kritik der Frauenschule», «Der steinerne Gast», «Amor als Arzt», «George Dandin», «Der Kranke in der Einbildung» u. a. vorzugsweise empfehlen würden." Möge denn der vorliegende Band die nöthige Theilnahme finden, um den Uebersetzer und Verleger zur Weiterführung des Unternehmens zu veranlassen.

Das honorargesegnete Vorbild der Frau Luise Mühlbach hat neuerdings einer Form des Romans bei uns Eingang verschafft, welche, so sehr dieselbe durch äußere Erfolge gerechtfertigt erscheinen mag, doch als ein Verderb der wahren Kunst betrachtet werden muß. Es sind dies jene aus wenig Wahrheit und viel Dichtung, aus wenig Geschichte und vielem Bedientenklatsch zusammengekleisterten Memoirenromane, welche, anknüpfend an irgendeine bedeutende Persönlichkeit der politischen, der Kunst- oder Literaturgeschichte, häufig mit der Berufung auf historische Thatsachen oder Berichte, doch gerade darum bedenklich sind, weil sie als eine dem bequemen Geschmack des Halbgebildeten mundende Speise den Genuß des echten Romans ebenso gründlich verderben wie die Freude an der echten Geschichte. „«So redt' ich, wenn ich Christus wär'», sagt Bahrdt bei Goethe; und so müssen dann Kaiser und Kaiserinnen, Könige und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen, Dichter, Bildhauer, Maler, Musiker, Naturforscher ꝛc. denken, fühlen, reden, schreiben, handeln, Liebschaften anknüpfen und auflösen, heirathen, Kinder in die Welt setzen ꝛc. wie es den bärtigen oder unbärtigen Romanschreibern beliebt. Sie verfahren mit einer unglaublichen Kühnheit

Digitized by Google

und Anmaßung, und das alles verſchlingende Publikum beſtärkt ſie, auf dieſer Bahn zu verharren und ſich in Schnellgeburten zu überbieten. Denn trotz ſcheinbarer Mannichfaltigkeit wird dieſe Fabrikwaare ſtets nach derſelben Schablone zuſammengeflickt oder zuſammengeſchmiert. Der Sinn für echte Geſchichte, für biographiſche Wahrheit geht ganz verloren; beide gelten für langweilig, inhalts- oder bedeutungslos, ſolange ihnen nicht die Schminkpflaſterchen dieſer neuen Decorationsmalerei aufgeklebt werden; ja das Aufgeklebte wird dargeboten als die eigentlich höhere geſchichtliche Wahrheit oder als das Ideal einer Biographie, wie ſie ſein ſollte. Die natürliche Form der Erzählung iſt vor derlei ſich breitmachenden Kunſtſtücken faſt ganz geſchwunden. Aufgelöſt in kurze dialogiſche Zeilen, in endloſe Geſpräche, füllt das einen Band, was ſonſt kaum Stoff gäbe für wenige Seiten, und die meiſten Leſer vergeſſen, daß dieſer angebliche Häckerling aus Stroh und Unkraut geſchnitten und mundgerecht gemacht wird." Mit dieſen bittern Worten äußert ſich Friedrich von Raumer in ſeinem „Handbuch zur Geſchichte der Literatur" (Leipzig, F. A. Brockhaus) über dieſe Form des Romans, und wir nehmen ſeine Worte getroſt als Ausdruck unſerer Ueberzeugung auf. Es bleibt allezeit ein ſehr bedenkliches Unternehmen, wenn der Romandichter ſeine Gedanken einem Menſchen unterlegt, welcher ſo ziemlich in den meiſten Fällen ihn um eine oder viele Hauptesläugen überragte. Der wahrhaft große Romandichter braucht die Spielerei mit gegebenen Größen nicht, der mittelmäßige deckt die Mängel des eigenen Talents durch die Bedeutſamkeit mehr oder minder verballhornten Stoffes zu; die ernſte Geſchichte wird in einen Anekdotenkram aufgelöſt, der große Mann an ſeinen kleinen Schwächen und Abenteuern gefaßt, dann mit allerlei ſchönen Empfindungen und Gedanken von des Romanſchreibers eigener Mache ausgeziert, und das Publikum wiegt ſich noch in dem Wahne, an dieſen Memoirenromanen Geſchichte zu lernen. Welcher eifrige Leſer ſolcher Bücher aber wird noch an einem wahrhaft gediegenen Geſchichtswerk, und wenn es noch ſo anziehend geſchrieben, Gefallen finden? Zu dieſen Gedanken gab uns wieder einmal Anlaß ein Buch von Werner Bergmann: Tizian. Bilder aus ſeinem Leben und ſeiner Zeit." (2 Thle., Hannover, Klindworth.) Es iſt einer jener biographiſchen Romane oder in Romanform gebrachten Biographien, wie wir ſie eben geſchildert. Der Verfaſſer ſelbſt kennzeichnet ſeine Aufgabe dahin, „er habe den maſſenhaften, theilweiſe noch auf Aufklärung, Durchforſchung und Verarbeitung wartenden Geſchichtsſtoff, den ein faſt hundertjähriges Leben und Wirken anhäufte, dadurch zu bewältigen gedacht, daß er die hervorſtechenden Momente in einer loſe zuſammenhängenden Reihe von culturhiſtoriſchen Charakterbildern hervorhob; da wo die Züge jener Bilder von der Geſchichte verwaſchen und unbeſtimmt gelaſſen ſeien, habe die Phantaſie ihre nachhelfende Hand angelegt; in der Natur eines Künſtlerlebens liege die Erklärung für die dichteriſche Färbung mancher Bilder und die dramatiſche Lebendigkeit mancher Scenen." So geht denn das allerdings an dem Zuſammentreffen mit merkwürdigen Perſönlichkeiten, an mannichfachen bedeutſamen Ereigniſſen reiche Leben des großen Venetianers an uns vorüber, locker zuſammengeknüpfte Bilder, geziert mit allerlei Beſchreibungen von Gemälden, mit allerlei Reden über Kunſt, wie jene Männer der That ſie ſchwerlich hielten,

Digitized by Google

in einer ab und zu etwas gespreizten Schreibweise, welche dadurch, daß jedes dem Verfasser bedeutungsvoll erscheinende Wort — und deren sind sehr viele — gesperrt gedruckt ist, noch unangenehmer wirkt. Ein tieferes Verständniß kunsthistorischen Stoffs ist nicht vorhanden, die Darstellung desselben wol kaum beabsichtigt; immerhin ist das wechselnde Lebensgeschick des großen Malers interessant genug, um auch in dieser novellistischen Zubereitung eine Weile festzuhalten. Es ist immer schade, wenn die Vorarbeiten, die ein solcher Roman fordert, nicht vertieft und einer gediegenen geschichtlichen oder biographischen Arbeit zu Grunde gelegt werden, sondern in eine novellistische Anekdotenbearbeitung zerfließen; allerdings ist es viel leichter, Grimm's „Michel Angelo" zu einem „culturhistorischen Roman" zu verarbeiten, als selbst ein solches Buch zu schreiben.

Einen wesentlich andern Eindruck als das vorhergehende Buch macht „Schwäbische Frauen. Lebensbilder aus den drei letzten Jahrhunderten. Von J. P. Glökler" (Stuttgart, Koch). Eine Reihe Frauengestalten geht an dem Leser vorüber, darunter allerdings keine einzige von ganz besonderer Begabung und weitgreifender Thätigkeit, aber alle sinnigen frommen Gemüths, mild und doch thatkräftig im Leid, welches ihnen mehr als die Freude zutheil ward. Und insofern bedurfte es der Entschuldigung des Verfassers nicht, daß er sein Werk nicht eine Schilderung deutscher Frauen im allgemeinen nannte; es mag sich wirklich eine gewisse Stammeseigenthümlichkeit, wie er andeutet, in jenen gemeinsamen Grundzügen aussprechen. Die zehn besprochenen Frauen sind: Katharina Guldenmann, die Mutter von Johannes Kepler, welche bekanntlich der Hexerei angeklagt und nur durch die größten Anstrengungen ihres Sohnes der Folter und dem Feuertode entrissen ward; die umfassende Mittheilung des interessanten Hexenprocesses bildet den Kern der Biographie. Darauf folgt Maria Andreä, die Mutter des berühmten Theologen und Dichters Johann Val. Andreä; die fromme Herzogin Magdalena Sibylla von Würtemberg; die muthige Bürgermeisterin Anna Barbara Klinkelin, welche 1688 Schorndorf so erfolgreich gegen die Franzosen vertheidigte; Friederike Rosina Moser, die fromme Gattin des frommen Johann Jakob Moser, die Mutter des freisinnigen Ministers und Schriftstellers Friedrich Karl von Moser; die Dichterin geistlicher Lieder Magdalena Sibylla Rieger. Nennenswerth durch ihren Antheil an dem Leben von zweien unserer bedeutsamsten Dichter sind Elisabeth Dorothea Schiller, geb. Kodweis, und Helena, die wackere Gattin des ebenso begabten als leichtsinnigen und unglücklichen Schubart. Die Malerin Ludovica Simanowiz und die edle Königin Katharina von Würtemberg, die Gemahlin König Wilhelm's, bilden den Schluß. Wie aus dieser Aufzählung ersichtlich, sind die vorgeführten Frauen mehr kleine Planeten als große Fixsterne; was dem Buche seinen Werth gibt, ist, daß es frei von allen novellistischen Zierathen nur Wahrheit bringt. „Nicht ein Gemisch von Dichtung und Wahrheit wollte geboten werden. Ohne jedwede Schminke und romanhafte Zuthat treten die Frauen gerade so auf, wie sie sich in ihrem Leben gaben. Ihre schlichte Einfalt und tiefe Innerlichkeit, ihre glaubensinnige Frömmigkeit und ungefärbte Gottesfurcht, ihre wandellose Pflichttreue und demuthskühne Opferfreudigkeit, kurz, ihr ganzes Wesen und Streben sollte sich dem Auge des

Digitized by Google

Lesers enthüllen, damit diese Bilder ein treuer Spiegel würden, darin der wahre Werth einer Frau in voller Schöne zu schauen.“ Und so sind Glökler's Frauenbilder in ihrer schlichten Darstellung erfreulich und werden auch nicht-schwäbischen Frauen, besonders solchen, welche durch die Schule der Leiden gegangen sind, willkommen sein. r.

Correspondenz.

Aus Prag.

Ende August 1865.

E. S. Der Vertrag von Gastein hat niemand unangenehmer berührt als unsere Ultraczechen. Nicht etwa, daß ihnen die Entschädigungssumme, welche Oesterreich für die Abtretung Lauenburgs erhält, zu gering erscheint, oder daß sie fürchten, es könnte dieser Vorgang ein Präcedenz für spätere Entschädigungen betreffs Venetiens bilden! Aber die so nahe gerückte Hoffnung eines blutigen Conflicts mit Preußen wurde zu Schanden. Böhmen wäre der natürlichste Boden gewesen für Ausfechtung des Kampfes zwischen den beiden deutschen Großmächten, und da hätte sich so treffliche Gelegenheit geboten, zu zeigen, daß Oesterreichs Heil nur auf den Slawen beruhe und daß seine einzige Rettung der Panslawismus sei. Diese Doctrin nach allen Seiten zu predigen, ist nämlich jetzt eine Hauptaufgabe der nationalen Organe, und alle die bekannten Phrasen von den Rechten der St.-Wenzelskrone werden nun nach längerer Pause als vollkommen zeitgemäß wieder aufgetischt. Die Czechen können dem neuen Ministerium es nicht genug ans Herz legen, welche wichtige Potenz sie im österreichischen Staate sind und wie unbedingt nothwendig es sei, Böhmen, Mähren und Schlesien wieder in dem „alten historischen staatsrechtlichen Verbande“ unter der St.-Wenzelskrone zu vereinigen. Die deutschen Bezirke in den genannten Ländern seien nur kleine unbedeutende Inseln, welche von dem mächtig heranbrausenden Ocean des Slawismus verschlungen werden müßten. Schon träumen unsere phantasiereichen Anhänger der Czeska korunna von einem vereinigten böhmisch-mährisch-schlesischen Landtage, der an Bedeutung den ungarischen Landtag noch weit überragen werde, schon sehen sie einen czechischen Hofkanzler in Wien residiren und von dort aus czechische Gesetze für die drei Länder publiciren, schon erblicken sie im Geiste jenen ersehnten Landtagsbeschluß republicirt, wonach jedweder, der nicht des czechischen Idioms mächtig, des Landes verwiesen werden soll... Und warum sollte man sich czechischerseits nicht solchen Hoffnungen hingeben? „Der neue Staatsminister wird uns gewiß gewähren, wenn wir nur mit Nachdruck zu fordern verstehen“, so äußerte sich neulich einer der czechischen Matadore über die Stellung des Grafen Belcredi zu der nationalen Partei. Daß aber unsere Czechen zu fordern verstehen, wer wird daran zweifeln? Vor allem handelt es sich ihnen jetzt darum, einen Generallandtag „der Länder der böhmischen Krone“ zu Stande zu bringen, auf welchem das Gemeindegesetz, die Gewerbegesetze, das bürgerliche und das Strafgesetzbuch berathen und über die staatsrechtliche Stellung der böhmischen

Digitized by Google

Krone zum Gesammtreiche verhandelt werde. Ist einmal ein solcher Generallandtag versammelt, dann wird es wol ein Leichtes sein, ihre Lieblingsidee einer czechischen Universität zu verwirklichen, allen Schulen den nationalen Anstrich zu verleihen und allen den übrigen Träumen der erregten nationalen Phantasie Fleisch und Blut zu geben. Was diesen idealen Schwärmereien entgegensteht, wird selbstverständlich czechischerseits mit nicht geringem Unmuthe verfolgt, und die bloße bescheidene Andeutung, daß Böhmen im staatsrechtlichen Verbande zum — Deutschen Bunde gehöre und sich hieraus allerlei für die Nationalen unliebsame Consequenzen ergeben könnten, ist im Stande, gewisse Herren in die heftigste Erregung zu versetzen.

Es ist indeß dafür gesorgt, daß auch die czechischen Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der neue Staatsminister wird der czechischen Partei allerdings Concessionen machen, dabei jedoch über ein gewisses Maß nicht hinausgehen. Der czechischen Sprache wird jedes Recht zugestanden, die nationale Czamara recipirt werden, auch allerhand sonstige kleine Lieblingswünsche der czechischen Herzen dürften Befriedigung finden; wenn sich aber die Herren aus dem nationalen Lager von einer dominirenden Stellung im Lande viel versprechen, so täuschen sie sich gewaltig, und die Deutschen Böhmens, welche sich jetzt äußerst reservirt verhalten, haben keinen Grund zu weitreichenden Besorgnissen. Kein österreichischer Staatsminister wird und kann die czechischen Träume auf Kosten der Deutschen realisiren, denn Böhmen ist und bleibt deutsches Bundesland ...

Doch lassen Sie mich vom politischen Gebiete auf das der localen Neuigkeiten übergehen. Da ist vor allem das große Tagesereigniß die Eröffnung der Moldaudampfschiffahrt. Es ist ein großes Wort, das wir hier gelassen aussprechen, die „Moldaudampfschiffahrt". Bereits vor acht Jahren wurde der höchst wichtige Versuch gemacht, die Moldau mit einem Dampfer zu befahren, allein das Experiment mißlang vollständig; nach kurzer Zeit wandelte der Dampfer den Weg der deutschen Flotte, er kam unter den Hammer. Nun hatten einige energische Männer diese Angelegenheit wieder in die Hand genommen, und im Laufe dieser Woche trugen die Wellen des „böhmischen Flusses" abermals einen Dampfer, der stolz einherzog und hoffentlich sich einer längern Lebensdauer erfreuen wird als sein Vorgänger. Die höchsten Behörden des Landes hatten zur Eröffnungsfeier Vertreter an Bord des Dampfers gesendet, an Toasten in beiden Landessprachen fehlte es selbstverständlich auch nicht, und die Journale brachten förmliche Festartikel über die erste Fahrt des Dampfers „Prag" auf der Moldau.

Ein Ereigniß, besonders in Kreisen, die sich für Uniformen interessiren, war auch die große Revue, welche Erzherzog Albrecht über einen großen Theil der in Böhmen stationirten Truppen zur Ersparung der Kosten für das sonst übliche Feldlager diesmal in Prag abhielt. „Um sich von der Schlagfertigkeit der Truppen zu überzeugen", wurden complicirte taktische und Feldmanöver ausgeführt, woran sich auch die aus dem letzten schleswig-holsteinischen Kriege bekannte „eiserne Brigade" betheiligte. Die bei den Berichten über diese Manöver allgemein gebrauchte Phrase „ein glänzendes Schauspiel" bietet uns den besten Uebergang zu den Theaterereignissen der letzten Wochen.

Das czechische Nationaltheater ist nun wirklich in die Hände eines

Digitized by Google

deutschen Directors übergegangen. Die Herren, welche sonst scheu vor allem zurückweichen, was germanischen Ursprung verräth, und in der letzten Zeit von jedem Nachtwächter verlangten, daß er „in Wort und Schrift" des czechischen Idioms vollkommen mächtig sei, mußten sich nun bequemen, die Leitung ihres exclusiven Kunstinstituts in die Hände eines Mannes zu legen, der nicht nur des Czechischen unkundig, sondern ganz und gar ein „deutscher Fremdling" ist. Unter den nationalen Koryphäen wollte sich niemand bereit finden, den czechischen Thespiskarren, der so tief im Deficit steckt, weiter zu ziehen, und so mußte man nolens volens zu Herrn Thomé seine Zuflucht nehmen, für welchen man, solange er die deutsche Bühne in Prag leitete, czechischerseits nicht genug Worte des Tadels finden konnte. Ob er wol dem Theater am Kai den gewünschten nationalen Glanz zu verleihen im Stande sein wird?

Das deutsche Theater rüstet sich zum Beginn der Saison. Vorläufig gibt es Gastspiele in Hülle und Fülle. Eins der interessantesten ist das der Trebelli, deren herrliche Stimmittel in dem musikalischen Prag stets enthusiastische Verehrer finden, wiewol wir in der jüngsten Zeit durch die Gastspiele der hervorragendsten Sängerinnen etwas verwöhnt wurden. Großen Beifall fand auch das russische Tänzerpaar Bagdanoff, das zwar wenig Neues bot, aber bei dem schlechten Stande unsers heimischen Ballets immerhin einem großen Theil des Publikums sehr willkommen war. Den größten und in Prag wirklich ungewöhnlichen Erfolg feierte Fräulein Gallmayer aus Wien. Sie hat in unserer sonst so pruden Stadt den Cancan introducirt und unter der jeunesse dorée Prags schreckliche Verwüstungen angerichtet. Trotz der sittlich-ästhetischen Krämpfe, in welche einzelne Referenten unserer Journale verfielen, trotz der moralischen Entrüstung, welche der ältere Theil der schönern Hälfte unserer Bürger äußerte, trotz der mannichfachen Bedenken, die selbst in „landesausschüßlichen" Kreisen angeregt wurden, trotz alledem und alledem fand sich der Theaterdirector veranlaßt, Fräulein Gallmayer zu einem abermaligen Gastrollencyklus einzuladen, und wenn einmal die die Abwechselung liebenden Wiener der übermüthigen Priesterin des gefeierten Cancans ihre Gunst entziehen sollten, in Prag nimmt man sie gewiß mit offenen Armen auf.

Als einer interessanten literarischen Erscheinung sei eines Werkes erwähnt, dessen erste Abtheilung soeben erschienen ist: „Das Recht in Böhmen und Mähren, geschichtlich dargestellt von Dr. Jirecek." Es hat den Zweck, von der Entwickelung der Rechtszustände Böhmens — vom grauen Alterthume an durch den Lauf der Jahrhunderte bis in die Neuzeit — ein anschauliches Bild zu liefern. Die erste Abtheilung umfaßt die Zeit von den ersten Nachrichten bis zum Schlusse des 10. Jahrhunderts, einen Zeitraum, dem bisher noch wenig Beachtung geschenkt wurde und worüber der Verfasser sehr interessante neue Aufschlüsse gibt. Besonders eingehend werden die völkerrechtlichen Beziehungen Böhmens zu den Nachbarländern erörtert, so die zum Frankenreiche, das im 8. Jahrhundert bekanntlich die Friesen, Baiern, Sachsen und Longobarden um ihre alte Verfassung und ihre Selbstständigkeit brachte und dasselbe auch mit Böhmen und Mähren versuchte, ohne jedoch hierbei Erfolge zu erzielen.

Digitized by Google

Aus Wien.

September 1865.

E. C. Unsere innere Politik steht still. Die neue Aera, für die man sonderbarerweise in Deutschland einige Sympathien hat, ist nicht einmal über ihr Ziel, geschweige über die Mittel und Wege einig. Wir haben ein föderalistisches Ministerium, aber es wagt nicht, föderalistische Politik zu treiben, aus Furcht, das Reich könnte darüber in Trümmer gehen. Der Föderalismus kann sich daher nicht zum Frosch ausbilden, sondern zappelt als dualistische Kaulquappe in unserm politischen Gewässer. Die Ungarn sollen zufriedengestellt, die Krone des heiligen Stephan soll neu gefaßt werden. Bereits hat man den ersten Stoß gegen die Februarverfassung geführt und den siebenbürgischen Landtag neu einberufen, um ihn Deputirte — nach Ofen wählen zu lassen. Die siebenbürger Rumänen und Sachsen sollen das erste Opfer sein, das auf dem Altar des magyarischen Götzendienstes geschlachtet wird. Der Reichsrath, der zu einem so tiefgreifenden und folgenschweren Schritte seine Zustimmung geben müßte, ist nicht versammelt; man denkt auch nicht im mindesten daran, ihn einzuberufen. Die Ungarn haben ihn ja von jeher perhorrescirt, man thut ihnen also den Gefallen, die ihnen verhaßte Körperschaft beiseite zu schieben. Daß sie die einzige legale Volksvertretung, daß sie die Concentration der besten Elemente des Liberalismus in Oesterreich ist — was liegt daran? Aber im übrigen Deutschland möge man, wenn man unsere Verhältnisse beurtheilt, ja nicht vergessen, daß es sich jetzt in Oesterreich nicht nur um den Kampf der Verfassungspartei gegen einen scheinbar liberalen Föderalismus, sondern um den Kampf der Deutschen gegen die fremden Nationalitäten handelt. Man hat in Deutschland in dem Decennium von 1850—60, als die Germanisirung der östlichen Provinzen Oesterreichs, welche schließlich doch Cultivirung bedeutete, von Regierungs wegen betrieben ward, die wärmsten Sympathien für Ungarn zur Schau getragen: theils aus dem der deutschen Nation angeborenen edeln Mitgefühl für den Schwächern und Unterdrückten, theils aus falscher kosmopolitischer Sentimentalität. Jetzt hat das Blatt sich gewendet und die acht Millionen Deutschösterreicher sehen ihr gutes Recht bedroht. Bereits haben die Führer der sogenannten Autonomisten, die selbst Föderalisten im Princip sind und im Reichsrath stets die Verständigung mit Ungarn forderten, die Gefahr erkannt und die Spitze der Partei gegen Ungarn gekehrt. Wir Deutschösterreicher bedürfen jetzt der moralischen Unterstützung, der Sympathie von draußen, und sie wird uns wol noch stärker zutheil werden als fremden, halbcivilisirten Völkerschaften. Können wir doch mit Fug und Recht vor das übrige Deutschland hintreten und sagen: Sind wir nicht Fleisch von euerm Fleische, Blut von eurem Blut? Ob Schmerling, ob Belcredi, ob unsere Regierung Fürstentagspolitik treibt oder ihren Schwerpunkt nach Ofen verlegt — daran, daß acht Millionen deutscher Herzen in Oesterreich schlagen und mit allen Banden des Geistes an das Mutterland gefesselt sind, vermag kein diplomatischer Calcul, kein Wechsel der Ereignisse etwas zu ändern.

Um so schmerzlicher mußte jeden Vernünftigen in Oesterreich der Skandal unserer Universitätsfeier berühren. Ich möchte über die ganze Angelegenheit

Digitized by Google

kein Wort verlieren, da der Schleier des Vergessens sie bereits ziemlich überschattet, wenn ich mich nicht auf meiner letzten Reise überzeugt hätte, daß man nicht überall in Deutschland die wiener Universitätsfeier mit den rechten Augen ansieht. Es fehlt nicht an Fuchsschwänzern und Bethrüdern, die von Wien aus zum Plaisir nach Leipzig oder Berlin reisen und den Leuten dort erzählen, die wiener Universitätsfeier sei eine „erhebende" gewesen. Darüber schlägt man dann natürlich in Leipzig oder Berlin die Hände zusammen; hiervon habe ich mich durch eigene Erfahrung überzeugt. Man durfte indeß nur die wiener Blätter lesen, um zu sehen, wie die öffentliche Meinung die „erhebende" Feier und die Rolle, die der berühmte Anatom Hyrtl dabei gespielt hat, beurtheilt. Das Gerücht von Hyrtl's Aussichten auf das Unterrichtsportefeuille ist ganz verstummt. Vielleicht ernennt ihn der Severinusverein zu seinem zweiten Ehrenpräsidenten. Der katholische Gesellenverein beabsichtigt ohnedies ihn einzuladen, im kommenden Winter eine Reihe von Vorträgen über christliche Medicin zu halten. Der Casus Hyrtl ist eigentlich psychologisch sehr merkwürdig. Man sollte glauben, der menschlichen Eitelkeit in der Brust eines Professors müßte es vollständig genügen, wenn er als Mann der Wissenschaft gefeiert, von seinen Collegen hoch geachtet, von seinen Schülern vergöttert wird. Das war Hyrtl's Los, und zwanzig Jahre lang stand er beneidet und verehrt auf seinem Katheder. Aber er war nicht zufrieden, er wollte steigen, und er fing an, von den Grenzen der Wissenschaft, von der Macht des Glaubens, von der Gefährlichkeit der freien Forschung zu reden. Natürlich blieb der Segen für solche Bekehrung nicht aus, und der Spott der Gottlosen ebenso wenig.

Komödie, nichts als Komödie! Ebenso einfältig und ärgerlicher als die „Eselshaut", die im Theater an der Wien seit drei Wochen großen Zulauf findet. Das Stück ist enorm albern, so albern, daß man es anstaunen und darüber grübeln muß wie über die tiefsinnigste Weisheit; aber die prächtige Ausstattung wirkt. Die Costüme sind weit anständiger als im seligen „Schafhaxl", und die Erscheinung des Goldesels weckt jedesmal die Begeisterung des Publikums. So einen Goldesel könnten die österreichischen Finanzen brauchen! Im Carltheater regnet es kleine Novitäten; Treumann bleibt seinem Grundsatze treu, den Besuchern seines Musentempels allabendlich ein Ragout vorzusetzen. Heute gibt die blonde Kraft, welche trotz des energischen Verlangens des hamburger Niedergerichts nicht ausgeliefert wird, ihr Benefiz. Ob es ein Benefiz für die ärmsten unter ihren Gläubigern ist, wird nicht gesagt. Frl. Kraft wird sich wunderbar genug ausnehmen, denn sie spielt eine — Marmorstatue und ihre Formen sind bekanntlich nicht eben plastisch zu nennen. „Die schöne Galathea" heißt die Operette — das neueste Werk F. v. Suppé's in Offenbach's Manier. Der wirkliche Offenbach ist vorläufig dem Carltheater untreu geworden. Gleichzeitig mit der „Schönen Galathea" geht die launige pariser Parodie: „Die Schuld eines Mannes" in Scene. Die Persiflage ist nicht schlecht und dürfte sich hier länger auf dem Repertoire halten als Girardin's so vielbesprochene „Schuld einer Frau". Als das Theater an der Wien zu Anfang des verflossenen Monats endlich von der Statthalterei die Erlaubniß erhielt, das früher verbotene Stück aufführen zu dürfen, war ganz

Digitized by Google

Wien in der gespanntesten Erwartung, und am ersten Tage schlug man sich trotz der Augustitze um ein Billet. Aber die Enttäuschung war großartig, der Erfolg gleich Null. Für die prickelnde Immoralität, die Girardin hier auf Flaschen gezogen, hat der Deutsche wenig Sinn, und die Feinheiten des Originals gingen in der Bearbeitung großentheils verloren. Im Burgtheater hätte „Le supplice d'une femme" allerdings bedeutend mächtiger gewirkt, allein nach dem Erfolge an der Wien denkt Dr. Laube wol nicht daran, das Girardin'sche Stück ins Repertoire aufzunehmen, selbst wenn Fürst Auersperg seine Bedenken dagegen fallen ließe. Ueber die Novitäten des Burgtheaters für die heurige Saison herrscht Grabesstille, wahrscheinlich arbeiten unsere heimischen Dramatiker sammt und sonders in ländlicher Zurückgezogenheit an neuen Stücken. Die Oper hat Ueberfluß an Gästen und Mangel an Besuchern, salvirt sich übrigens so gut sie kann.

Im Kunstverein predigt eine Nahl-Ausstellung recht eindringlich, was wir an dem verstorbenen Meister verloren haben. Es sind 100 Bilder, Skizzen und Cartons von ihm ausgestellt, und beinahe ebenso viele werden ihnen in der zweiten Hälfte des Monats folgen. Auch eine Ausstellung der bedeutendsten Werke Waldmüller's wollen einige Freunde desselben veranstalten. Waldmüller war der eigentliche Maler des österreichischen Volkslebens, und seine Bilder aus früherer Zeit, als seine Augen noch nicht gelitten hatten und die Hand noch nicht vor Altersschwäche zitterte, sind beliebt und geschätzt. Fast gleichzeitig mit ihm starb fern in Rom der junge Raffalt, erst 29 Jahre alt, ehe er Vollendetes leisten konnte... Der Tod räumt förmlich unter den österreichischen Künstlern auf.

Notizen.

Die Kenner und Verehrer Dante's in Deutschland, durch Professor Bähr in Dresden, Adolf Mussafia in Wien, Dr. Franz Wegele in Würzburg und Geheimrath Professor Dr. Witte in Halle auf den 14. September d. J. nach Dresden zusammenberufen, haben sich zu einer Dante-Gesellschaft constituirt, die es sich zur Pflicht macht, dem Studium und der Kenntniß der Dante'schen Werke allen möglichen Vorschub zu leisten. Man beabsichtigt, in Dresden eine Dante-Bibliothek zu begründen, vielleicht auch ein Jahrbuch, das sich mit Dante und seinen Dichtungen eingehend zu beschäftigen haben würde. König Johann von Sachsen, welcher bekanntlich selbst den italienischen Dichter übersetzt hat, wohnte der Versammlung in Person bei und hat das Protectorat der Gesellschaft übernommen. Zum Vorsitzenden erwählte man den berühmten Erklärer Dante's, Karl Witte, zum leitenden Geschäftsführer in Dresden Hofrath Peyholdt und zum Schriftführer und Kassirer Dr. Böhmer in Halle. In der Versammlung selbst wurden drei neue Uebertragungen Dante's angezeigt und Proben daraus mitgetheilt. Die eine rührt von Friedrich Halm in Wien, die andere von Friedrich Notter in Tübingen und die dritte von einer Dame, dem Fräulein Hoffinger in Wien, her.

Digitized by Google

Dr. Karl Richter, ein junger, vielversprechender Historiker, der mehrere Jahre ernsten geschichtlichen Studien auf der pariser Bibliothek obgelegen und kürzlich mit zwei kleinen Werkchen: „Schiller und seine «Räuber» in der französischen Revolution" (Grünberg, W. Levyson) und „Anacharsis Clootz. Ein historisches Bild aus der Französischen Revolution von 1789" (Berlin, Julius Springer) aufgetreten ist, beabsichtigt, eingehende Charakteristiken der Revolutionsmänner von 1789—92 zu schreiben.

Der polnische Bildhauer Graf Irenäus Zaluski, welcher einen dauernden Aufenthalt in Dresden genommen und eben jetzt in dieser Stadt zwei künstlerisch vollendete reizende weibliche Büsten in seinem Atelier (Palais garni) für befreundete Kunstkenner und Liebhaber ausgestellt hat, erhielt den Auftrag, eine Büste der gegenwärtigen Kaiserin von Oesterreich zu meißeln. Die Kaiserin von Frankreich soll einen ähnlichen Wunsch geäußert haben, als der Künstler sich zuletzt in Paris aufhielt und auch dort einige seiner trefflichen Arbeiten ausstellte.

Amely Bölte, die bekannte Schriftstellerin, ist in Dresden eben damit beschäftigt, einen Bazar zu organisiren, in welchem weibliche Handarbeiten aus den Händen unbemittelter Anfertigerinnen sogleich in die der Käufer übergehen sollen. Dadurch wird den erstern der ganze Ertrag ihrer Arbeit zutheil, und viele verschämte Arme können dadurch möglicherweise sich ihren nöthigsten Lebensunterhalt verschaffen, was bei Zwischenhändlern selbstverständlich nicht möglich, da diese wegen ihrer theuern Magazin- und Lagermiethen den Erwerb bedeutend herabdrücken müssen.

Ein junger livländischer Gelehrter, Dr. Karl Nikolaus von Gerbel, der sich seit längerer Zeit in Dresden aufhält, hat ein interessantes Werkchen: „Die Quintessenz von Machiavelli's Regierungskunst. Untersuchungen über die Bedeutung und Anwendbarkeit der Regeln des «Principe»", einstweilen als Manuscript gedruckt, an seine Freunde verschickt. Hoffentlich wird er die Arbeit bald auch dem größern Publikum zugänglich machen.

Der junge düsseldorfer Schlachtenmaler Moritz Blambarts, der auch als Dichter vielfach aufgetreten ist, hat neuerdings ein historisches Schauspiel in fünf Acten: „Königin Adelheid", beendet. Diese Königin Adelheid ist die Witwe König Lothar's von Italien, um die sich König Otto der Große von Deutschland bewirbt.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags 3 Uhr mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinung jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Redaction wird es sich wie bisher angelegen sein lassen, das Blatt nach allen Seiten immer mehr zu vervollkommnen. Das tägliche Feuilleton wurde noch reichhaltiger und mannichfaltiger gestaltet und die Rubrik Handel und Industrie wesentlich erweitert.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1½ Ngr.

G. Grote'sche Verlagshandlung in Hamm.

Soeben erschien:

Shakspeare's Hamlet,

seinem Grundgedanken und Inhalte nach erläutert.

Von **Dr. August Döring.**

6 Bogen. 8. Geh. 12 Sgr.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint eine

Neue wohlfeile Ausgabe des

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.

500 in Stahl gestochene Blätter in Quart,

nebst erläuterndem Texte von mehr als 100 Bogen in Octav.

In 15 monatlichen Lieferungen zu je 1 Thlr.

Preis des vollständigen Werks mit Text 15 Thlr., cartonnirt 17⅔ Thlr., gebunden 23⅓ Thlr.

Die neue wohlfeile Ausgabe dieses schönen, höchst lehrreichen Werks, einer systematisch geordneten Veranschaulichung des Worts durch das Bild, wird besonders den Abnehmern der gegenwärtig erscheinenden elften Auflage von **Brockhaus' Conversations-Lexikon** willkommen sein. Durch **Ermäßigung des Preises von 24 Thlrn. auf 15 Thlr.** und durch den **allmählichen Bezug in 15 Lieferungen** ist die Anschaffung sehr erleichtert.

Eine Probelieferung nebst ausführlichem Prospect ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 39.** 28. September 1865.

Inhalt: Ueber Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strasburg. Von **G. Haebler.** I. — Die volksthümliche Einheit der Ureinwohner Italiens und die Einheit der Gegenwart. Von **Ferdinand Reigebaur.** — Sächsische Sage und sächsischer Sang. Von **E. Schnellen.** — Gedichte von **Auguste Römer.** 1. Tirol 2. Himmelschlösschen. 3. Die einsame Kirche. — Literatur und Kunst. Zur Geschichte der Hansa. (Fock, Rügensch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten. Dritter Band.) Eine neue Bearbeitung Pascal's. (Blaise Pascal's Gedanken über die Religion, nebst Briefen und Fragmenten verwandten Inhalts. Von Dr. Friedrich Merschmann.) — Correspondenz. (Aus London.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strasburg.

Von

G. Haebler.

I.

Es darf wol eine unverkennbare Thatsache genannt werden, daß seit einigen Jahrzehnten die Theilnahme an der ersten classischen Periode unserer Literatur, an der Dichtung der Hohenstaufenzeit, sehr im Wachsen begriffen ist.

Nachdem die deutsche Nation schon im 17. Jahrhundert einen schwächern Anlauf genommen hatte, um, über die Literatur der Griechen und Römer hinweg, deren Glanz im 16. Jahrhundert ihr alles verdunkelte, ihre eigene Vergangenheit doch auch wieder zu beachten; nachdem, im Gegensatz gegen die Bevorzugung der Antike durch Goethe und Schiller, jene Strömung des Nationalen in der romantischen Schule mit verstärkter Gewalt wiedergekehrt war, ohne doch gegen Heine und das Junge Deutschland seine Popularität behaupten zu können, ist endlich ein solches Zusammenwirken der Forschung und der naiven Theilnahme eingetreten, daß man wohl hoffen kann, ein völliges Vergessen und Vernachlässigen jener Zeit werde nicht mehr möglich sein. Solche Zeiten begeisterter

Digitized by Google

Rückblicke führen aber die Gefahr der Ueberschätzung des Gefundenen herbei. Mühselig im Dunkeln grabend, hofft die Forschung natürlich sehnsüchtig auf Silberblicke, doch der Werth alter Dichtungen ist nicht so leicht und sicher festzustellen wie der Werth dessen, was der Bergmann findet. Es geht hier nicht leicht ohne Zwietracht ab. Die Philologen rechnen es dem Gefundenen dankbar als Verdienst an, daß es ihnen einige sonst nie gesehene Formen liefert, daß es in einen dunkeln Raum der Geschichte einen Lichtstrahl wirft; die Aesthetiker verwerfen das als werthlos, was nur solche Verdienste hat; und wenn die letztern hin und wieder undankbar gegen die erstern sein mögen, so fehlt es auch nicht an Beispielen stolzer Geringschätzung der erstern gegen die letztern. In solchen Zeiten sind Männer, welche hingebende Aufmerksamkeit auf die Resultate der Einzelforschung mit einer durch den Blick auf alle Völker und Zeiten gereiften Selbständigkeit des Urtheils vereinen, im höchsten Grade zu schätzen, und obwol Deutschland solcher Männer mehr als Einen besitzt, so gebührt doch unter ihnen ein besonderer Ehrenplatz den Verdiensten von Gervinus. Gegenüber dem Grundsatze, den Lachmann in der Einleitung zum „Iwein" hinstellt, dem Grundsatz der liebenden Hingebung, ist eine solche Selbständigkeit ebenso berechtigt als wünschenswerth. Dem jugendlichen Lernenden, der in nicht zu langer Zeit eine große Zahl von Erscheinungen an sich vorüberziehen lassen muß, dem gebildeten Manne, der in seinen Mußestunden sich mit den Blüten menschlichen Geistes beschäftigen möchte, dem weiblichen Geschlecht, dem mancherlei wissenschaftliche Gesichtspunkte billig nicht zugemuthet werden können, ist jene Hingebung ebenso schwer als gefährlich. Ich habe hier von lauter Lesern gesprochen, die, ein Urtheil in die Welt hinaus zu verkünden, nicht den Beruf, und, wenn sie besonnen sind, auch nicht den Willen haben werden; aber wenn nicht alle berufen sind, Urtheile zu verkünden, so müssen doch alle sich solche bilden, wenn ihnen das Vorüberführen eines geistig Hervorgebrachten irgendetwas bedeuten soll. Denn nur im Urtheil bildet die Persönlichkeit sich ihr Verhältniß zu einem Gebotenen; wer lauter pietätvolles Schweigen auferlegt, der verwandelt das fröhliche Gewimmel, in dem eine Nation sich an ihre geistigen Führer drängen soll, in die steifen Gewehr präsentirenden Reihen einer Wachtparade. Kein Menschenalter soll sich vermessen, ein unfehlbares Urtheil über die Vergangenheit haben zu wollen; aber jedes spreche neben seinem ehrerbietigen Danke gegen die Größen vergangener Tage auch seine kräftigen Verwahrungen aus. In diesem Sinne möchten wir die folgenden Seiten aufgefaßt wissen. Anknüpfend an Gervinus, der neben die Reihe Aeschylos, Sophokles und Euripides als eine ähnliche Verhältnisse bietende Gruppe Wolfram, Hartmann und Gottfried stellt, möchten

Digitized by Google

sie dies Urtheil in Bezug auf den ersten und den letzten theils stützen, theils auch sehr stark beschränken; um ganz deutlich zu sein, es soll in ihnen das Lob Wolfram's erwiesen und gesteigert, das rühmende Urtheil, welches man Gottfried zutheil werden läßt, auf ein äußerst geringes Maß herabgesetzt werden. In beiden Fällen soll die Erörterung sich auf die beiden Hauptwerke der beiden Dichter, auf „Parzival" und Tristan, beschränken.

Parzival.

Fast immer ist anerkannt worden, daß in der Parzivaldichtung eine Einheit zu finden sei, deren die gleichzeitigen Dichtungen mehr oder weniger entbehren. Uns scheint, daß man in dieser Beziehung z. B. dem Hartmann von Aue nicht sein ganzes Recht habe zutheil werden lassen. Bei Gottfried ist allerdings eine Art von Einheit da; wir können sie aber weder geistvoll finden, noch irgendeine Größe der Gesinnung darin anerkennen.

Gervinus findet die Einheit der Parzivaldichtung besonders darin, daß in ihrem Helden die Jünglingsnatur jener Zeiten repräsentirt sei, „jener Kampf der individuellen Richtung mit der universellen, der in den Jugendjahren, wenn sich die weltumfassenden Träume strebender Jünglinge mit dem Egoismus der Knabenjahre, und die Prosa des männlichen Alters mit den Idealen des Jünglings streiten, so gewöhnlich ist". Er sagt, indem er ihre Tiefe preist: „Der rohen Kraft der Ritterlichkeit, ihrer ziellosen Thätigkeit, dem Egoismus, der Gewalt und Ueberlegenheit wird im „Parzival" ein Gegengewicht gegeben, indem jene Kraft einer größern untergeordnet, jene unbestimmte Thätigkeit mit Bewußtsein auf Einen Zweck gerichtet, jener Egoismus einem allgemeinen Interesse zum Opfer gebracht, die Rauheit des kriegerischen Lebens von dem Ringen des Seelenlebens, von der Hinwendung zum Uebersinnlichen gemildert, indem das Irdische nicht mehr genügend gefunden, sondern ein höherer Bezug auf ein Unendliches gesucht wird, welches letztere in einer solchen Ungewißheit und Unklarheit bleibt, wie sie eben der Sache einzig gemäß ist; das Ahnungs- und Geheimnißvolle, das diesen innern Bewegungen eigen ist, liegt über dem Gedichte ebenso vortrefflich wie der grelle Widerstreit und Zwiespalt, der sie charakterisirt." Indem wir die Wahrheit und Sinnigkeit dieser Bemerkungen ohne Einschränkung anerkennen, möchten wir noch ein Allgemeines neben diesem Besondern geltend machen und zeigen, wie noch fester als um diese Züge alle Einzelheiten der Dichtung um einen gewissen andern Mittelpunkt sich zur Einheit verbinden. Man möge uns zu diesem Zwecke ein kurzes Referat über die Dichtung gestatten!

Sie beginnt mit den Aeltern des Helden. Gahmuret, eines Königs

Digitized by Google

jüngerer Sohn, will nicht von Gnade leben; so nimmt er Dienste, und um den größten Herrn der Erde zum Obern zu haben, zieht er zum Khalifen von Bagdad. Auf Zügen im Morgenlande befreit er eine Mohrenkönigin, Belakane, von Belagerung, erhält ihre Hand zum Lohne, die er auch keineswegs um ihrer Farbe willen verschmäht, wird aber durch sie allzu zärtlich von Kampf und Gefahr völlig fern gehalten. Da verläßt er sie heimlich, durchaus nicht in der Absicht, für immer wegzubleiben. Was er selbst aber nicht will, will das Geschick. Eine schöne Fürstin aus dem Geschlecht der Gralkönige, Herzelohde mit Namen, hat ihre Hand als Preis eines Turniers gesetzt; Gahmuret wird fast von der Nothwendigkeit an den Platz dieses Turniers geführt — denn nur dort kann er seine Freunde finden — er will keineswegs daran theilnehmen; aber am Vorabend des Waffenspiels bricht er einige Lanzen; diese machen das ganze Turnier unnöthig und unmöglich, weil Gahmuret die vorzüglichsten Ritter abgestochen hat; die schöne Braut kommt selbst, ihm zu sagen, daß er sie gewonnen habe; er weist sie mit aller Höflichkeit ab; aber ein Rittergericht entscheidet, daß die Rechte der Heidin Belakane gegen die Christin Herzelohde nicht gelten können, und so wird die arme Belakane, die bald darauf einen elsterfarbigen Sohn, Feirefiz, zur Welt bringt, sich selbst überlassen; Gahmuret aber wird Herzelohden's Gemahl, und diese Parzival's Mutter. Aber auch sie muß den Gemahl beweinen, ehe sie den Sohn besitzt. Der Khalif begehrt Beistand von seinem Vasallen, und dieser fällt in der Uebung seiner Lehnspflicht. Herzelohde aber flieht mit ihrem Söhnlein in die Oede und verbietet ihrem Volke, das dort bauen und reuten muß, bei Todesstrafe, ihrem Knaben auch nur das Wort Ritter zu nennen.

Aber im Blute des kleinen Parzival steckt das Ritterthum; es braucht's ihm niemand mit Namen zu nennen. Er schnitzt sich erst einen kleinen Bogen und schießt Vögelchen, dann einen Wurfspeer, mit dem er Edelwild erlegt. Doch auch sanftere Triebe bewegen die junge Seele: er rauft sein Haar, wenn sein Pfeil einen kleinen Sänger stumm gemacht hat; schon der bloße Vögelgesang kann ihm Thränen entlocken, die er selbst nicht versteht. Als über solche Thränen die zärtliche Mutter mit den Vögeln hadert und der Sohn ihr das wehrt, da fällt von den Lippen der Mutter zum ersten mal in das Ohr des Knaben das geheimnißvolle Wort „Gott". Er fordert Erklärung. Die Mutter sagt: Gott sei der Herr des Lichts; sie mahnt ihren Knaben, sich in aller Noth an ihn zu wenden; sie warnt ihn vor dem Herrn der Finsterniß, dem Teufel, und vor dem Wanken des Zweifels.

Und hier sei es gestattet, gegen ein Verfahren Vilmar's Verwahrung einzulegen, welches wir geneigt sind, Unfug zu nennen. Er stellt das Wort Zweifel in diesem Zusammenhange als Gegensatz des Glaubens

Digitized by Google

hin, versetzt den Begriff also auf das Gebiet des Wissens. Er gehört völlig nur auf das des Wollens, was ein verständiger und ehrlicher Leser des „Parzival" keinen Augenblick fraglich finden kann. Der Zweifel ist hier der Gegensatz gegen das feste Beharren der Treue.

Bald darauf tönen die Hufschläge einiger Ritterrosse durch den Wald. Parzival hofft, sich mit dem Teufel messen zu können, wonach er sich in der Stille von Herzen sehnt; als ihm nun schimmernde Gestalten entgegentreten, so ist der Sprung seiner Gedanken auf den lieben Gott hinüber eine psychologische Nothwendigkeit, und er kniet gleich nieder und betet an. Es sind Ritter, diese Götter; zu einem solchen kann König Artus machen: wie könnte nun die arme Herzeloyde ihren Knaben im Walde halten! Es ist unendlich rührend, wie der Dichter ihr sturmbewegtes Herz uns schildert. Daß ihr Knabe bleiben solle, wagt sie gar nicht zu sagen; aber Narrengewand soll ihm den Spott der Welt zuziehen und ihn so zurück in ihre Arme führen. Aber wenn er doch nicht käme, so rüstet sie ihn für die Welt mit guten Lehren aus. Er soll nicht über dunkle Furten reiten; er soll nach Gruß und Kuß und Kleinod schöner Damen streben; er soll gern folgen, wenn ein grauer weiser Mann ihm Zucht lehren will. Mit solcher Weisheit ausgerüstet, trabt er am Morgen von dannen, während hinter ihm die arme Mutter sterbend zu Boden sinkt.

Er hat ihre Lehren in treuer Kindesseele aufgenommen. Einen ganzen Tag reitet er an einem Wässerchen hin, das ein Hahn hätte überschreiten mögen, und verliert sogar sein Nachtquartier: nur um nicht über eine dunkle Furt zu reiten. Dann findet er eine schlafende schöne Herzogin. Er küßt sie zweimal recht herzlich ab, reißt ihr einen Ring und eine Spange ab und trabt mit dem Bewußtsein, wieder seiner Mutter gefolgt zu haben, wohlgemuth von dannen. Die arme Jeschute wird nun dafür von ihrem eifersüchtigen Gemahl auf einer elenden Märe schmählich im Lande umhergeführt. Parzival aber trifft ein klagendes Weib, die auf den Knien das Haupt eines getödteten Jünglings hält. Er bezeugt ihr sein Mitgefühl; sie fragt ihn nach seinem Namen, und obwol er ihr nur sagen kann, er sei immer „Lieb Söhnchen" genannt werden, so erkennt sie ihn doch auch daran. Es ist seine Nichte Sigune; Jeschuten's Gemahl hat hier eben ihren geliebten Schionatulander erschlagen; sie nennt dem Parzival seinen Namen, sein Geschlecht und ihre Verwandtschaft.

Nun fragt er sich glücklich bis zu Artus, aber wieder stiftet er kleines und großes Unheil. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Fräulein, haben gelobt, nicht zu sprechen und nicht zu lachen, bis sie den besten Ritter sähen. Sie erweisen dem Parzival diese Ehren, und Keye, der Seneschal des Artus, mishandelt sie dafür, was Parzival nur des

Digitized by Google

Gedränges wegen nicht mit einem Wurfe seines Jagdspießes rächt. Schlimmer läuft ein anderes Abenteuer ab. Ither von Kukumerland beklagt sich, daß Artus ihm sein Erbe vorenthalte, und hat einen Becher von des Königs Tafel genommen, um durch ein Zeichen diese Klage auszudrücken; dabei hat er aus Versehen der Königin ihr Gewand mit Wein bespritzt Ihr sendet er durch Parzival seine Entschuldigungen, dem Artus von neuem seine trotzige Forderung. Da räth Keye dem wackern König, der Ither's Herausforderungen nicht verschuldet hat, er solle den Knaben, der überdies in seinem Unverstande um Ither's Waffen bittet, gegen ihn schicken. Es soll eine spöttische Antwort auf eine unverständige Rede sein; aber es läuft übel ab. Ither schlägt mit dem Lanzenschafte nach Parzival, und dieser trifft jenen tödlich mit seinem Jagdspieße.

Man kann nicht leugnen, daß hier der Faden ein wenig verwickelt ist; die Vergleichung des walisischen Märchens von Peredur aber läßt kaum einen Zweifel über Wolfram's Principien. Dort hat ein fremder Ritter die Königin mit Absicht beschimpft, und es ist nun eine einfache Sache, daß dieser von Peredur erlegt wird. Aber daß inmitten der Tafelrunde die Königin überhaupt von einem hergelaufenen Menschen beschimpft werden könne, und daß dann die Rache dafür einem zufällig herbeikommenden Knaben überlassen werde, erschien Wolfram, und mit Recht, so absurd, daß er nun mit Ither's Jugendhitze und Keye's Verachtung, mit des Königs Verlegenheit und Parzival's aus Knabensehnsucht und Fürstenstolz gemischter Empfindung die Begebenheit, fein gewiß, aber freilich weniger einfach, motivirte.

Parzival kehrt nicht an den Hof des Artus zurück; er fühlt sich beschimpft dadurch, daß jenes Fräulein — sie heißt Cunneware und ist die Schwester des Orilus, des Gemahls der Ieschute — von Keye um seinetwillen geschlagen worden ist. Wegreitend gelangt er nun zum alten Gurnamanz, einem jener grauen weisen Männer, gegen die seine Mutter ihm Ehrerbietung und Gehorsam empfohlen hat. Der zieht ihm denn nun auch das Narrenkleid aus, lehrt ihn die Lanze führen, gewöhnt ihm die kindliche Phrase: „So hat's mir meine Mutter gesagt!" ab, die der gute Parzival noch beständig im Munde führt, und bildet aus dem tadellosen Marmorblocke schon eine wundervolle Jünglingsgestalt. Er möchte ihn gern für sein Töchterlein Liase behalten, aber Parzival will Thaten thun. So entläßt ihn der Alte mit mancher Mahnung sonst, und unter andern auch mit der: „Ihr sollt nicht viel fragen!" Diese befolgt nun Parzival noch einmal mit so viel Eifer wie einst seiner Mutter Mahnungen, und das bringt ihm Gefahr und Leid. Er kommt zur schönen Königin Condwiramur, die vom König Clamide und seinem Seneschall Kingrun belagert wird, weil sie des

Digitized by Google

erstern Werbung verschmäht. Einen ganzen Abend fragt Parzival nicht, zu großem Leidwesen der schönen jungen Königin; da weckt ihn in der Nacht leises Weinen; die arme Ungefragte kniet schluchzend an seinem Lager; das rettet ihn denn doch! Er fragt und erfährt und befreit. Condwiramur wird sein; den Clamide und den Kingrun aber sendet er mit seinen ehrerbietigen Grüßen an Cunneware, und von der schönen jungen Gemahlin scheidet er bald, um seine Mutter aufzusuchen und Thaten zu thun.

Nicht so gut läuft es nun ab. Er kommt in die geheimnißvolle Burg des Grals. Er sieht den König Anfortas in Siechthum und Trauer; er sieht die Rittergenossenschaft, die Jungfrauen, welche die Trägerin des wunderthätigen Steins, die schöne Repanse de Joie, geleiten; er sieht den uralten König Titurel auf einem Lager liegen, sieht die Lanze wunderbar von Blut träufeln, die den Anfortas verwundet hat. Er sieht das alles. Es ist bestimmt, daß gerade seine Frage das alles wenden soll, und gerade das Fragen meidet er in herzlich guter Meinung. Diesmal weint keine schöne Königin an seinem Bette, sondern nur ängstliche Träume wecken ihn, schreckend, aber nicht belehrend; und als er spät am Morgen wieder erwacht, da sind die Ritter weggeritten; keine Seele ist zu finden, die ihm Auskunft gäbe, und als er aus der Gralburg reitet, schlägt ein grober Knappe das Thor hinter ihm zu, schmäht ihn, daß er den Mund nicht geöffnet habe, und heißt ihn „der Sonne Haß fahren", das will ungefähr sagen, sich zum Teufel scheren.

„Eine seltsame Erfindung!" möchte mancher rufen. Und doch, sollte nicht im Leben jedes ernst strebenden Menschen eine Gralburg stehen, eine Stelle, wo viel Verwirrung gerade von ihm gelöst, viel Glück gerade von ihm gestiftet und auch genossen werden mag? Wie der selbstsüchtige Kluge von der Gelegenheit spricht, oder der Glücksgöttin, die wol jedem einmal vorüberstreife, die aber schnell beim Schopfe gefaßt werden müsse, so mag auch der Redliche darauf bedacht sein, daß er im rechten Augenblick Beschluß fasse über sein Leben, eingreife in das Getriebe um ihn; er kann wol nachholen, was er versäumt, aber viel Zeit und Kraft und Freude mag darüber verloren gehen. Daß Parzival völlig verlieren sollte, was er hier versäumt, wird kein Leser von Wolfram's Dichtung erwarten; denn so sehr es dem wackern jungen Manne an Weisheit fehlt, so untadelig ist sein redlicher Wille.

Als er nun weiter reitet, vergeblich hoffend, die Gralritter zu finden, begegnet er seiner Cousine Sigune zum zweiten mal. Sie weiß, er kann nur vom Grale kommen; sie weiß, daß ihm das Königthum der Burg bestimmt ist, und freut sich herzlich, daß er es gewonnen

Digitized by Google

habe. Da er aber gestehen muß, er habe nicht gefragt, so entläßt sie ihn im Zorn; sie deutet sein Schweigen als Theilnahmlosigkeit bei fremdem Leide.

Nun trifft er den Orilus mit Jeschuten. Er rennt den Herzog vom Pferde und zwingt ihm so die Versöhnung mit seinem Weibe auf; dann aber, da sie an eine Klause kommen, schwört er hohe Eide, daß die Dame nie ihres Gatten Unwillen verdient habe. So männlich und so warmherzig zahlt er diese Schuld seiner thörichten Knabenjahre! Auch den Orilus aber sendet er noch zu Cunneware.

Dann mahnen ihn Blutstropfen eines verwundeten Vogels auf dem Schnee an die Wangen seiner Condwiramur. Da schwinden ihm die Sinne vor Sehnsucht und Wehmuth. Er mag wol denken, daß er jetzt kaum ein Recht habe, zu ihr zurückzukehren, da er das Gralabenteuer nicht rühmlicher bestanden hat. Die Tafelrunde ist in der Nähe; ein Knappe derselben, der den Parzival sieht, deutet seine Haltung als Herausforderung und verkündet davon im Lager des Artus. Des Königs Neffe, der Raufbold Segeamors, wagt es, Parzival aus seinen Träumen zu wecken, und fliegt vor seiner Lanze an die Erde. Nun will Keye die Besiegung des Tafelrunders rächen, und jetzt ereilt ihn die Nemesis, denn er bricht Arm und Bein, als ihn Parzival's Lanze aus dem Sattel wirft. Darauf führt Gawan den Sieger an die Tafelrunde; Cunneware, die viel von ihm Geehrte, betrachtet sich als seine Wirthin; eine orientalische Königin gibt ihm Nachricht von seinem Bruder Feirefiz, und man will ihn eben feierlich in den edelsten Ritterbund der Erde aufnehmen, da klingen schrille Mistöne in die Freude herein. Cundrie, ein misgestaltetes Weib, die zum Gralhaushalt gehört, erscheint und überschüttet Parzival mit Vorwürfen; sie schmäht auch die Tafelrunde, daß sie im Wunderschlosse vier Königinnen und vierhundert Damen verzaubert lasse, ohne sich für ihre Rettung zu regen. Dann kommt auch noch ein Landgraf Kingrimursel von Ascalon und fordert Gawan zum Gottesgericht, weil er den König dort meuchlerisch getödet habe. Nun wimmelt die Tafelrunde auseinander: Gawan nach Ascalon, die andern nach dem Wunderschloß, Parzival nach dem Gral. Als Gawan von Parzival Abschied nimmt, empfiehlt er ihn dem Schutze Gottes; und Parzival entgegnet: Gott habe ihm seinen redlichen Willen schlecht gelohnt; er sage sich los von ihm; er wolle fortan nur edle Frauen verehren und rathe ihm, desgleichen zu thun.

Als der Held so sein Heil Gott gegenüber ertrotzen will, gibt der Dichter vor, daß er sich von ihm wende, und in der That begleitet er jetzt den Gawan durch zwei Abenteuer; aber er vergißt seinen armen Helden keineswegs und behält ihn recht herzlich lieb.

Von den Abenteuern Gawan's ausführlich zu berichten, möchte hier

Digitized by Google

vielleicht nicht am Orte sein. Es ist immer erkannt worden, daß ihre theils heitere, theils wirre Beweglichkeit, gegen den Ernst von Parzival's Schicksal und Charakter gehalten, dasjenige darstelle, was man das Treiben der Welt nennt. Man hätte aber diese Partien besser bedenken sollen, wenn man von Wolfram's Trübe gegenüber der Heiterkeit Gottfried's sprach, und Gervinus hätte im Hinblick auf sie sich abhalten lassen sollen, von dem Helden der Dichtung zu sagen: „Er steht zwischen den steifen, bewegungslosen Figuren des Gedichts mit einem seelenvollen Ausdrucke.“ Es finden sich solche Figuren unsers Wissens in der Parzivaldichtung nicht, und es waltet viel heitere Grazie in diesen Episoden, wie überhaupt im ganzen Gedicht.

Gawan kommt auf seinem Wege an einem Markgrafen vorüber, der zwei Töchter, Obie und Obylot, hat. Um Obie hat ein junger König, der Lehnsherr des Vaters, geworben; sie hat ihm geantwortet, er möge erst mit Ritterthaten Frauengunst verdienen; seine Majestät ist sich ohne das würdig genug vorgekommen und hat bei dem Vater über die schnippische Tochter geklagt. Der Markgraf hat seiner Tochter Rechte gewahrt, und nun ist der junge König so abgeschmackt, ihn mit Krieg zu überziehen. Obien aber ist der königliche Werber heimlich sehr lieb, und als Gawan am Horizont erscheint, der ihr ganz vorkommen mag, als ob er dem empfindlichen Freier wenig Rücksichten würde zutheil werden lassen, will sie ihn zu einem Pferdehändler, einem Kaufmann, einem Falschmünzer und Gott weiß was noch machen. Dagegen vertheidigt nun ihre kleine Schwester Obylot den Neffen des Königs Artus; dann mitten aus ihrem Puppenspiele heraus fordert sie ihn auf, für ihren Vater als ihr Ritter zu kämpfen; Gawan lacht zwar erst über die Idee, macht sich dann auch Bedenken, ob er auf dem Wege zu einem Gottesgerichte sich in irgendwelche Händel einlassen dürfe, läßt sich aber endlich doch einen Aermel der kleinen Dame auf den Schild heften. Nun kommt freilich, was Obie geahnt hat; ihr unartiger Geliebter kann sich gegen diesen Kämpfer nicht halten; er wird als Gefangener, verwundet sogar, der kleinen Obylot übergeben, die ihm Versöhnung mit Obie befiehlt. Auch hier fühlt der Dichter zart genug, um durch Thränen, die Obie auf die Wunde des Geliebten weint, die Versöhnung so innerlich vermitteln zu lassen, wie sie zwischen Orilus und Jeschute durch Parzival's Schwur vermittelt wurde.

Es folgt das Abenteuer von Ascalon mit einer neuen Dame, mit der Gawan etwas hastig vertraut wird. Der elende König sähe es ganz gern, wenn der Mann, den er als Meuchelmörder seines Vaters bekämpfen soll, vom Pöbel erschlagen würde. Ein Ja-Herr, wie Freidank's Bescheidenheit dieses Gezücht nennt, bestärkt ihn in diesen Auffassungen;

Digitized by Google

aber Kingrimursel und Antikonie, des Königs Schwester, jene schon erwähnte Dame, verhindern das Aeußerste. Der Kampf wird verschoben; Gawan soll aber doch etwas leisten dafür, daß ihm sein Leben gelassen wird. Ein rother Ritter hat den König abgestochen und ihm Aufsuchung des Grals geboten; diese Aufgabe soll nun Gawan übernehmen. Denselben rothen Ritter ließ der Dichter auch vor der Stadt der Obie mehrere treffliche Ritter abstechen, die dann auch den Gral hatten suchen und Condwiramur grüßen sollen. Wer der Ritter gewesen ist, brauchen wir wol kaum zu sagen.

So lange hat sich der Dichter Gewalt angethan und seinen Helden verlassen. Nun wendet er sich zu ihm zurück. Die Aventiure, d. h. die Muse dieser Dichtung, klopft an sein Herz; da kann er's nicht lassen, nach Parzival zu fragen. Er erfährt, daß er lange weit umhergestreift sei; den Gral habe er noch nicht erlangt, aber nie habe ein Ritter sich gegen ihn im Sattel gehalten. Nun begegnet er zum dritten mal Sigunen. Wie sie bei dem Zusammentreffen vor der Gralburg den balsamirten Leichnam des Geliebten im Arme hielt, so wohnt sie jetzt in einer Klause über seinem Grabe. Wieder erkennen sie sich nicht gleich; dann aber wechseln sie freundliche Worte. Sigune wird von Cundrie ernährt; sie räth dem Parzival, zu versuchen, ob er auf ihrer Spur zur Gralburg gelange. Das glückt ihm zwar nicht; aber einen Gralritter trifft er, rennt mit ihm zusammen, gewinnt dabei des Gegners Pferd und verliert sein eigenes. Dann begegnet er einem frommen Ritter, der mit seinem Weibe und seinen Töchtern wallfahrtet; denn es ist Charfreitag. Er fordert den Parzival auf, desgleichen zu thun; der lehnt es zwar ab; aber zum ersten mal, da greiser Mund ihn an Gott mahnt, entschließt er sich zu einem Gebete: Gott möge ihn selber führen, wie es zu seinem Besten sei; und damit legt er dem Pferde die Zügel auf den Nacken und gibt ihm die Sporen. Es trägt ihn zu seinem eigenen Oheim, dem Bruder des Anfortas wie der Herzeloyde, dem Einsiedler Trevrizent. Was nun hier der Dichter alles anbringt von den Wundern des Grals und von den Curen des Anfortas; wie Oheim und Neffe lange freundlich verkehren, ehe Parzival, gebändigt in seinem Trotze durch die Milde und die Weisheit des Alten, seinen Namen nennt, seine Schuld bekennt und zur Demuth und zum Vertrauen auf die Gnade Gottes sich entschließt: das hier ausführlich wiederzugeben, halten wir uns nicht für berechtigt. Wir stimmen aber herzlich in das Lob derer ein, welche diesem Theile der Dichtung mit besonderm Interesse wegen seiner reichen Ausbeute an mittelalterlichem Aberglauben, und mit besonderer Rührung wegen seiner psychologischen Tiefe zugethan sind.

Unsere Zwecke aber gestatten uns, nun unsere Skizze rascher zu

Digitized by Google

Ende zu bringen. Wieder wendet sich der Dichter zu Gawan und erzählt uns, wie er einem schönen Weibe — Orgeluse ist ihr Name — huldigt, obwol sie ihm nur mit höhnischer Verachtung zu lohnen scheint. Als er ihr zu Ehren das Abenteuer des Wunderschlosses, obwol nicht ohne schwere Wunden, bestanden hat, soll er ihr noch aus einem Wundergarten einen Zweig pflücken. Da stürzt er, über einen Waldbach sprengend, und nun verräth sich die verhohlene freundliche Gesinnung der Dame in ihrer Klage um den verloren Geglaubten. Sie führt den Ritter nur in schwere Abenteuer, um einen Helden zu finden, der an einem Uebermüthigen, Gramoflanz heißt er, ihren Gemahl räche, welcher gegen jenen gefallen ist. Dem Sieger bietet sie sich selbst als Preis, der Kriemhild der Nibelungen ähnelnd, freilich ebenso wie Kehe entfernt dem Hagen.

Gawan gewinnt den Preis, aber unblutig. Gramoflanz will vor großer Festversammlung die Sache ausgefochten wissen, und so wird die Tafelrunde und es werden die Damen des Wunderschlosses herbeigerufen. Indem Gawan glaubt, den Gramoflanz zu sehen, trifft er in früher Morgenstunde des Kampftages auf Parzival, und wankt schon unter dessen Streichen, als die Nennung seines Namens den Gegner in einen zärtlich bedauernden Freund verwandelt. Am andern Morgen, nicht ohne Parzival's Willen, trifft gleiches Schicksal den Gramoflanz. Nun vermittelt man den Streit durch Vermählungen; die Tafelrunde bringt dem Besieger der besten zwei Ritter, die sie kennt, ihre begeisterten Huldigungen; Frau Orgeluse küßt ihn als Wirthin, mit einiger Verlegenheit, denn einst ist er auch ihr vorübergezogen und hat ihr zu Ehren drei oder vier Ritter abgestochen; aber da sie sich als Preis verheißen hat für die Erlösung der Gefangenen im Wunderschlosse, hat er entgegnet: er wolle nur die Gralburg erlösen, und er habe daheim ein Weib, die schöner sei als sie. Der Gedanke an diese ferne Geliebte scheucht Parzival weg aus dem Getümmel der Feste und Hochzeiten. Aber er ist nicht weit fort, da führt ihm sein Schicksal den Bruder Feirefiz entgegen; die beiden messen sich, unbekannt wie sie einander sind, und wenn Feirefiz nicht völlig besiegt wird, so ist es nur Zufall; denn im entscheidenden Augenblicke zerbricht Parzival's Klinge. Der älteste Sohn Gahmuret's ist natürlich zu wacker, diesen Vortheil zu benutzen; er fragt, wer denn der sei, der ihm so heiß gemacht wie nie ein Gegner zuvor; nun erkennen sich die Brüder; Parzival geleitet den Bruder aus dem Morgenlande zur Tafelrunde, und dort stellt sich bald Cundrie ein, diesmal, um denjenigen freundlich auf die Gralburg zu laden, den sie einst so bitter geschmäht hat wegen Verschuldung an deren Bewohnern. Nun heilt Anfortas; Condwiramur wird in die Arme des Gemahls geleitet, dem sie Zwillingsknaben mitbringt; als man auch

Digitized by Google

Sigunen aufsucht, findet man sie todt und legt sie zu dem Geliebten ins Grab.

Zwei kleine Episoden schließen. Feirefiz sieht die schöne Repanse de Ioie (Schoye) und wird Christ, oder was man haben will, um sie zu gewinnen. Der Dichter denkt mit heimlichem Stolz an seinen Helden, der um das Heiligthum lange Jahre sein schönes Weib entbehrte; er denkt jenes Hohen, indem er mit allem Behagen uns diesen Schlingel schildert, der um eines schönen Weibes willen das Heiligthum und was drum und dran hängen mag sich gefallen läßt.

Parzival's Sohn, Lohengrin, wird vom Gral einer schönen Herzogin von Brabant gesendet, die einen Gemahl aus Gottes Hand haben und ihn nicht mit thörichten Augen selber wählen will. Aber sie soll nicht fragen, woher die Gottesgabe gekommen sei. Als sie das thut, führt der Schwan, der ihr in einer Barke den Geliebten gebracht, ihn auf Nimmerwiedersehen von dannen. Es ist ein drohend erhobener Finger des Dichters gegen diejenigen, die etwa sagen möchten: „Es war aber doch Thorheit, daß Parzival nicht fragte." Es gibt auch Fälle, wo es Weisheit ist, nicht zu fragen!

Nachdem wir so unsere Leser in die Lage versetzt haben, uns zu beaufsichtigen, falls wir gesonnen sein sollten, eigene Hirngespinste dem Dichter unterzuschieben, möchten wir zu erweisen suchen, daß, wenn des Dichters Werk unbewußt ein Ausdruck des Jünglingsgefühls im Volke war, wie Gervinus sinnig sagt, doch auch ein ganz bewußter Plan desselben sich nachweisen läßt.

Es ist uns in dem Helden ein Proceß sittlicher Läuterung dargestellt, nachdem sowol die Möglichkeit seiner Verschuldung als die Nothwendigkeit seiner endlichen Aussöhnung mit Gottheit und Schicksal uns in den ersten Theilen der Dichtung klar gemacht worden sind. Des tapfersten Vaters, der treuesten Mutter Sohn, wächst Parzival in Waldeseinsamkeit auf. Von der Welt weiß er, ahnt er nichts; aber von einem allezeit hülfreichen Gotte und von einem ewig ungetreuen Wirthe der Hölle tönen wunderbare Lehren in seine Kinderseele. Da treten Gestalten aus der Welt, die sich draußen bewegt, strahlend in die seine; er zieht hinaus, ein rührend gehorsamer Sohn seiner Mutter. Der Unverzagte wird ganz ängstlich; der kindlich Bescheidene wird zudringlich, der Jüngling, der um getödtete Vögel weinte, tödtet den Ither. Das ist freilich alles in bester Meinung gethan; aber es bringt andern zum Theil bitteres Leid, und wir erwarten, daß dem Helden nicht auf die Dauer erspart bleiben werde, was die Oreſtie als Bestimmung des Menschen verkündet: „Durch Dulden Weisheit." Gleichwol scheint es

Digitized by Google

zuerst nicht so. Die Lehren des Gurnamanz führen den Zögling der Mutter leicht und freundlich in männlichere Auffassungen des Lebens hinüber. Ein wohlgemeintes Zuviel in der Befolgung dieser Lehren bestraft sich auch nicht sogleich; die schöne Braut geht dem Parzival nicht verloren, obgleich er nicht gefragt hat. Aber endlich beginnt die Schule des Lebens: er verscherzt den Gralthron durch sein Schweigen. Wundervoll zart sind die letzten Scenen vor der großen Verschuldung. Sigune weist ihn zürnend weg, er erträgt es ohne Murren. Er begegnet Jeschuten, deren Glück sein Ungeschick gestört hat. Und er macht gut, was er verschuldet hat; das grobe offene Unrecht endet er durch den Stoß seiner Lanze, den heimlichen Groll durch sein freundlich beruhigendes Wort. Dann überfällt ihn die Sehnsucht nach der schönen verlassenen Gemahlin, die er wiederzusehen jetzt nicht wagt. Endlich umringt ihn die Tafelrunde; König Artus bietet ehrenvollste Genossenschaft; aber mitten hinein kreischt aus häßlichstem Munde die häßlichste Anklage. Da wird es dem Parzival zu viel. Gott hat sich nicht als der allezeit Hülfreiche bewiesen, den Herzeloyde gelehrt hat. Parzival zweifelt nicht etwa an seinem Vorhandensein; aber er wirft ihm den Handschuh hin; er kündigt ihm den Gehorsam auf.

Und nun eine herrliche Inconsequenz großer Charaktere! Wie sehr sie auch geneigt sein mögen, über die Gottheit zu klagen wegen Thaten, in die eine Uebermacht des Himmels sie gestürzt, im Innersten schämen sie sich doch der demüthigen Rolle des Verleiteten; sie wollen am Ende doch selbst die Thäter ihrer Thaten sein, und müßten sie dann auch bitterste Sühne über sich nehmen. So vertheidigt in der antiken Tragödie der rasende Herakles die Götter, obgleich sie ihm die Lyssa gesendet haben, die ihn zur Ermordung der Gattin und der Kinder trieb. Und deshalb kann jene Tragödie schwerlich aus dem Geiste des Euripides stammen. So bestraft sich der Parzival, der sich von Gott lossagt und nur noch edeln Frauen Verehrung zollt, durch Entbehrung der Condwiramur.

Aber wir fühlen, daß eine Versöhnung folgen muß. Obwol der Dichter Lossagung von seinem Helden heuchelt, so ahnen wir doch, daß er Engel ihm wird singen lassen: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Könnten doch auch dem Parzival die Worte Faust's in den Mund gelegt werden: „Werd' ich zum Augenblicke sagen: verweile doch! du bist so schön! — dann magst du mich in Fesseln schlagen; dann will ich gern zu Grunde gehn.“ Wolfram geht nicht völlig so weit wie Goethe; er sagt nicht geradezu, daß sich der Gral ertrotzen lasse; aber daß der Himmel diesen braven Trotzigen nicht hassen könne, das steht ihm in innerster Seele fest. Auch das ist ein uraltes, immer wiederkehrendes Geheimniß, daß die frömmsten Leute

Digitized by Google

nicht daran verzweifeln, ihrem Gott ein wenig Gewalt anthun zu können. So zwang der fromme König Numa seinen Jupiter, Orakel zu geben, was freilich der plumpe Tullus nicht durfte nachahmen wollen. Und wenn unsere Rechtgläubigsten das recht heidnisch finden wollen und den Parzival und den Faust recht ketzerisch, so mahne ich daran, daß Luther selbst sich vermaß, das Leben des Freundes dem Himmel durch Gebete abgezwungen zu haben. Es liegt eine Naivetät in solchen Auffassungen, die man belächeln mag; ihr Grundgedanke aber ist kerngesund; es dünkt uns nämlich der zu sein: daß zwischen den Absichten der Weltleitung und dem beharrlichen Wollen einer redlichen Menschenseele kein wirklicher Widerspruch sein könne, der Gedanke, dem Goethe's Faust die Worte leiht: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt", Worte, die dort bekanntlich aus Gottes eigenem Munde tönen.

So zeigt sich denn ein Bau, den man dramatisch nennen könnte, in dem Gedichte! Und warum sollte man sich wundern, daß eine Periode deutscher Literatur, in der das Drama nicht zur Entfaltung kam, auf die epische Poesie übertrug, was in der dramatischen seinen Ausdruck zu finden pflegt? Schon Hartmann's Dichtungen sind in ihrem Grundriß sämmtlich dramatisch, Darstellungen von Schuld und Sühne, wenn auch natürlich in der Ausführung die erzählende Form jenen Charakter etwas verwischte.

Wie die Sühne erfolgt, nämlich ganz schlicht, aber tief rührend, durch Freundeswort, welches den Trotz in Demuth wandelt, das geht schon aus unserer Erzählung des Inhalts der Dichtung hervor. Es bleibt nur noch übrig, darzulegen, wie schön zu diesem Hauptzweck der Dichtung ihr reicher Ausbau mitwirkt. Wir wollen besonders auf zwei Gestalten hinweisen, welche mit unendlicher Feinheit vom Dichter dazu benutzt werden, in wirksame Verhältnisse zu der Hauptgestalt seiner großen Bilderreihe zu treten. Während Parzival um den Gral seine schöne Gattin einsam harren läßt, da zieht Gawan zum Gottesgerichte. Gawan ist edel und liebenswerth; aber er widersteht dem Reize nicht, auf dem ernsten Wege einem Kinde zu Liebe in ein Abenteuer sich einzulassen; er widersteht, angelangt am ernsten Ziele, den lockenden Reizen einer reifern Schönheit nicht, sodaß ein Schurke nicht ohne einiges Recht sagen kann, er wolle die Tochter ihrer Ehre berauben, wie er den Vater des Lebens beraubt habe, und dann scheidet er, ebenso leicht sich lösend, wie er schnell bereit war, sich zu binden. Verloren gehen darf freilich auch diese Seele nicht. Dem Unwiderstehlichen wird doch einmal ein Sieg schwer gemacht, als er die schöne Orgeluse trifft, und in ihren nicht leichten Prüfungen beweist er, daß auch er beständig und getreu sein kann, und was ihm in letzten Richtungen fehlt, das lernt er vielleicht

Digitized by Google

auch ein wenig in dieser Schule. Und immer hinter dem glänzenden Gewirr der Abenteuer dieses Frohen geht Parzival's ernste Gestalt vorüber, der die besten Ritter aus dem Sattel wirft, damit alle Welt ihm helfe, den Gral zu suchen, und damit es der harrenden Condwiramur nicht an Grüßen des Geliebten fehle.

Wie Gawan als Gegenbild, so steht wunderbar schön, an Charakter ihm ganz gleich, in ihrem Lose sehr verschieden von ihm, dem Parzival Sigune gegenüber. Ihm wird um vieler Treue willen ein sündhaftes Wanken vergeben; ihr kann die höchste Treue nur mit der Wohlthat des Todes belohnt werden. Mehrmal führt sie der Dichter an seinem Helden vorüber. Zuerst begegnet sie ihm, als er ins Leben tritt, dem sie, mit der frisch blutenden Leiche des Geliebten im Arme, den Rücken wenden will. Da nennt sie ihm seinen Namen. Das zweite mal begegnet er ihr, als er die Frage nicht gethan hat. Da entläßt sie ihn mit zürnendem Worte. Zuletzt findet er sie, nach langem grollendem Umherschweifen, über dem Grabe des Geliebten als Einsiedlerin. Da fragt sie nicht mehr nach seiner Schuld, sondern sie möchte ihm die Wege zu dem schönen Ziele zeigen. Und wenn Cundriens Fährte ihn nicht zur Gralburg führt, so hat doch der wehmüthige, liebevolle Ton von Sigunens Stimme ihm die Wege zur Demuth gewiesen. Und als er nun alles gewonnen hat, was er ersehnen konnte, da vergißt er die Betrübte nicht; und er kann ihr doch Eins zu Liebe thun: er kann ihre entseelte Hülle zu der des Geliebten legen. So ist denn die Parzivaldichtung ein Lied von der Treue, nicht ein so gewaltiges wie das Lied von Kriemhildens, aber ein tief rührendes, sinniges doch gewiß. Und in dieser Richtung will es auch lehrreich sein. Besonders dem schönen Geschlechte stellt der Dichter lauter Beispiele hin von Frauen, die ohne Falsch sich bewähren, wenn auch die Welt sie verkennt, und damit die gute Lehre wirke, so verspricht er durch den Ausgang seiner Episoden reichen Lohn des Himmels, der meist schon auf Erden auf die Edeln herniederträuft. So muß Belakane, die Redliche, sich zwar belagern lassen, weil man sie beschuldigt, eines ungeliebten Freiers sich blutig entledigt zu haben; aber gerade dadurch wird der beste Ritter ihr Gemahl. So muß Jeschute viel dulden von dem eifersüchtigen Gatten; aber er setzt sie dann reuig in alle Rechte und Ehren ein, und es mag auch ihr zu gute kommen, daß er einen Stärkern kennen gelernt hat bei dieser Gelegenheit. So erwirbt es der Condwiramur die Liebe Parcival's, daß sie dem Mörder des Geliebten furchtlos ihre Hand verweigert, obgleich er mit Heeren sie übermächtig bedrängt. Auch Obiens Haß gegen Gawan ist heimliche Treue gegen den Mann, dessen unbescheidenes Werben sie zurechtgewiesen hat, den sie aber doch heimlich im Herzen trägt. Und Orgeluse ist eigentlich eine Kriemhild, ein Weib,

Digitized by Google

das, Rache für den ersten Gatten suchend, dem zweiten sich vermählt. Der Vergleich ist freilich nur auf Kosten des Dichters zu machen: es ist dasselbe Motiv; aber Orgeluse gleicht der Kriemhild, wie die künstliche Ruine eines Parks, die behagliche Gemächer bietet, dem zusammenstürzenden Gemäuer auf umstürmtem Felsen gleicht. Gleichwol entweiht der Dichter die ernste Lehre von der Treue nicht so, daß er verschwiege, wie sie manchmal nur auf den Lohn im Jenseits zu hoffen hat: führt er uns doch Herzeloyde und Sigune vorüber.

Die volksthümliche Einheit der Ureinwohner Italiens und die Einheit der Gegenwart.

Von

Ferdinand Neigebaur.

Ueber die Ureinwohner Italiens sind viele gelehrte Werke geschrieben worden, und die Italiener erkennen mit Achtung die gründlichen Forschungen an, welche deutsche Gelehrte darüber veröffentlicht haben. Seitdem bei Parma und anderwärts so merkwürdige Pfahlbauten aufgefunden wurden, haben sich auch die Gelehrten Italiens den betreffenden Forschungen mit erhöhtem Eifer zugewandt; das Hauptverdienst auf diesem Gebiete erwarb sich der gründliche Geschichtsforscher A. Valle, gegenwärtig Bibliothekar der Stadt Alessandria, welcher die bisherigen Untersuchungen über die Ureinwohner in Italien vor der geschichtlichen Zeit zusammengestellt und kritischer Untersuchung unterworfen hat. Er weist in der vorausgeschickten Einleitung zu seiner Geschichte der Ligurier: „Desegno di una storia dei Liguri, di C. A-Valle.“ (Alessandria, Gazzotti) nach, daß von Dionysius von Halikarnaß an 14 verschiedene Systeme über die Ureinwohner Italiens aufgestellt worden sind; er beurtheilt sie alle unter Anführung der Forschungen von Niebuhr, Müller, Grotefend, Lepsius, Lucian Bonaparte, Michelet u. v. a. m., und kommt zu dem Endurtheil, daß keine einzige dieser Meinungen durchgreifend sei, daß vielmehr die meisten sich selbst widersprechen. Dann sucht er überzeugend darzuthun: 1) daß das Volk der Ligurier das in der vorgeschichtlichen Zeit im westlichen Europa am weitesten verbreitete Volk gewesen; 2) daß die Ligurier unter einer Menge verschiedener Namen die Ureinwohner Italiens waren, aber auch sich nach Gallien und Spanien ausgedehnt hatten; 3) daß bereits vor der römischen und hetrurischen Civilisation eine ligurische

Digitized by Google

Civilisation in Italien bestand; 4) daß die Ligurier von der ältesten bis zur jetzigen Zeit stets das Gefühl ihrer Nationalität beibehalten haben; 5) daß die jetzigen volksthümlichen Einheitsbestrebungen der Italiener eine Rückkehr zum ursprünglichen geschichtlichen Wesen der Ligurier sind.

Der Verfasser führt ferner aus, wie die anfängliche Civilisation bei allen alten Völkern ungefähr denselben Weg verfolgte, wie vor der Zerstörung Trojas kaum von Einwanderungen in Italien die Rede sein konnte, und Colonisirungen auf dem Seewege erst kurze Zeit vor der Erbauung Roms stattfanden. Er beweist, daß die Ligurier und Umbrier ein und dasselbe Volk waren, welches zuerst die gebirgigen Theile Italiens bewohnte, daß aber die Bewohner der Apenninen gewöhnlich Umbrier, die der Alpen Ligurier genannt wurden. Zu den erstern gehörten die Euganei, die Osci, Aurunci, Ausoni, Cunotri u. a. m., zu den Umbriern dagegen die Sabiner, Picener, Marsen, Maruccini, Samniti, Lucani, Ferentoni, Brugi u. a. m. Daß selbst die Siculi und Sicani Ligurier waren, wird aus Strabo, Pausanias, Thucydides u. a. m. erhärtet. Zu den eingewanderten Völkern gehören die Hetrusker, über deren Herkunft die verschiedenen Meinungen von Niebuhr, Müller, Grotefend, Leo, Abeken gegen Thiersch, Diefenbach, Lepsius ꝛc. angezogen werden. Mit außerordentlicher Sorgfalt versucht unser Autor die Grenzen der verschiedenen ligurischen Völker nach Angabe der Classiker zu bestimmen. Bei der Darstellung der Cultur der ligurischen Völker bemerkt er, kein Volk des Alterthums habe so viele Feinde gehabt wie die Ligurier; er citirt alle die römischen Schriftsteller von Cato bis Virgil an, welche dieses Volk verleumdeten, und er findet die Ursache des Hasses darin, daß eben die Ligurier, welche diesen Namen beibehielten, die am schwersten zu besiegenden Feinde der Römer waren; sie trieben außer dem Ackerbau auch Gewerbe, Industrie und Handel, und von der Bedeutung ihrer Schiffahrt gibt der berühmte Hafen zu Luini Zeugniß. Was die Sprache der Ligurier betrifft, so meint A-Valle, im ganzen alten Italien sei dieselbe Sprache, nur in verschiedenen Dialekten, gesprochen worden, sodaß auch die Römer keines Dolmetschers bedurften; verstanden doch die Römer die attellanischen Fabeln in dem oscischen Dialekte.

Auf die nähere Darstellung der Verfassung der ligurischen Völker folgt die Schilderung des Verfalls derselben durch die Niederlassungen der Hetrusker und des Bundes der Lateiner. Durch das schnelle Wachsthum Roms wurden die Ligurier in Mittelitalien unterdrückt, noch mehr geschwächt durch die fünf Einfälle der Gallier. Die Aufzählung der Kriege der Römer gegen die Ligurier fängt mit dem ersten Einfall der Gallier in Italien an; auch ergriffen sie gegen Rom Partei im

Digitized by Google

ersten Punischen Kriege. Man darf behaupten, daß die Kämpfe der Ligurier mit den Römern erst mit dem 14. Regierungsjahre des Kaisers August endeten. A-Valle gibt ein Verzeichniß von 22 Triumphen, welche die Römer in dem Zeitraume von mehr als 120 Jahren über die Ligurier feierten, bis letztere das Schicksal der Römer theilten, und schließt mit der Schilderung des Schicksals der Ligurier unter der römischen Oberherrschaft.

Daß Hr. A-Valle bedeutende Vorstudien zu diesem umfassenden Werke gemacht hat, kann man aus der Menge der von ihm schon früher herausgegebenen Werke entnehmen. Er veröffentlichte unter andern eine allgemeine Geschichte Italiens; eine Archäologie des christlichen Mittelalters; Legenden aus der italienischen Geschichte; eine Geschichte der Stadt Alessandria, welche von dem lombardischen Städtebunde zur Vertheidigung gegen Friedrich den Rothbart gegründet wurde; ferner eine Geschichte des Wiederauflebens Italiens; eine Geschichte von Piemont, ein Prachtwerk über das Haus Savoyen mit den Bildnissen der sämmtlichen Fürsten; eine Geschichte des italienischen Heldenmuths in Lebensbeschreibungen; und die Fortsetzung der Annalen des Chronisten Schiavini bis auf die Jetztzeit. Außer seinen geschätzten geschichtlichen Werken hat dieser fleißige Schriftsteller auch Trauerspiele herausgegeben, von denen wir nur „Manfredo" erwähnen, dann geschichtliche Romane, wie „Rosalinda oder die Gründung Alessandriens". Auch die Politik ist ihm nicht fremd geblieben, sein Werk über die Kirche und den Staat zeigt ebenso wie seine Schrift über die Misbräuche der Geistlichkeit („La santa bottega") seinen Freimuth, und das von ihm gegründete Witzblatt „Il Fischietto" ist unermüdlich im Auspfeifen aller Bestrebungen der Rückschrittspartei, obgleich es schon lange in andere Hände überging, da Hr. A-Valle sich ganz den geschichtlichen Forschungen hingegeben hat. Ohne Frage hat er viel dazu beigetragen, den Geist zu beleben, der die Einheit Italiens herbeiführte, und der in der Majorität des Parlaments lebendig ist.

In der That stellen die hier vertretenen 22 Millionen Italiener ein ganz anderes Verhältniß dar wie damals, als Metternich, den man so lange für den ersten Staatsmann hielt, Italien für einen bloßen geographischen Begriff erklärte und ein französischer Witz Italien ein Land der Todten nannte. Freilich sind unendliche Opfer gebracht worden, wir dürfen unter den Tausenden von Eingekerkerten und Hingerichteten nur an Silvio Pellico, an den Grafen Gonfalonieri, den Markgrafen Pallavicini, den Baron Poerio und den Herzog von Castomediano erinnern (S. den „Italienischen Bund und den deutschen Fürstentag" von J. F. Neigebaur, (Bergson, Leipzig, 1863). Trefflich hat eine geistreiche Frau in der Schrift: „Il matrimonio ossia l'avvenire del Portugal

Digitized by Google

di Maria Rattazzi, nata principessa Bonaparte-Wyse, versione Italiana" (Turin 1864) diese bereits erreichte Einheit des italienischen Volks zu würdigen verstanden, indem sie bei Gelegenheit der Heirath der Prinzessin Pia, der Tochter des Königs von Italien, mit dem Könige Ludwig I. von Portugal auf die großen Fortschritte aufmerksam macht, welche in der neuesten Zeit stattgefunden, und darauf hinweist, daß auch die Iberische Halbinsel der volksthümlichen Einheit entgegengehe, jene noch durch scharfe Gegensätze gespaltene Halbinsel, wo Portugal ein constitutionelles Leben genießt, während in Spanien noch die letzten Bourbons es mit dem göttlichen Rechte des Papstes halten. Diese Ehe ist eine Ehe des Fortschritts, sagt die Verfasserin, denn seit infolge der großen Ideen von 1789 die Völker sich selbst angehören, beachten sie bei fürstlichen Verbindungen den Vortheil, den sie davon zu erwarten haben; sie haben gelernt, daß sie nicht mehr blos als eine Mitgift der Fürstin angesehen werden dürfen, wie es bei dem Habsburger Hause hieß: O felix, nube! Spanien ist noch weit zurück, es ist, sagt die Verfasserin, für dies Land keine Aussicht, bis es verstanden haben wird, daß die Macht der Kirche die verderblichste aller Ursachen des Verfalls ist, denen ein Volk ausgesetzt sein kann. Der lateinische Volksstamm beherrscht den westlichen Theil des Mittelmeers, aber Italien und Spanien waren die beiden Länder, welche am meisten durch Fremde heimgesucht wurden. Nun werden mit anerkennungswerther Geschichtskenntniß die Einfälle der Fremden in beiden Ländern vorgeführt und daraus hergeleitet, daß sich in Spanien der arabische Einfluß, in Italien der heidnische und in Frankreich der christliche Einfluß am meisten geltend machen mußte; dabei leidet aber Spanien an einem Ueberfluß von 800000 Edelleuten, die auf ihr göttliches Recht stolz sind. Daß sich die Verhältnisse in Portugal besser gestalten mußten, wird ebenfalls aus der Geschichte des Landes nachgewiesen. Aus Italien werden zwei Männer vorgeführt, welche auf die Erziehung des Volks zur Einheit mächtig einwirkten, Savonarola, der zur Zeit der größten Verderbniß des Papstthums das Volk zur Tugend und Freiheit erziehen wollte, und Macchivell, welcher die Tyrannei predigte, um dadurch die Einheit zu erreichen. Endlich wurde die große Französische Revolution die Lehrerin der Italiener. Aus dieser geschichtlichen Grundlage wird hergeleitet, daß die Spanier und Portugiesen, ihre Nationalfeindschaft vergessend, sich nähern werden, denn jetzt herrschen die Fürsten nicht mehr allein, sondern müssen sich durch ihr Volk kräftigen; da nun der König von Portugal sich auf sein Volk stützt, sieht die Verfasserin voraus, daß auch die Iberische Halbinsel wie die der Apenninen ein einiges Reich werden dürfte. Da die Völker sich lieber verbinden als anfeinden, werden Italien, die Iberische Halbinsel und Frankreich eine mächtige Phalanx für das constitutionelle Leben bilden.

Digitized by Google

Die Verfasserin dieses Buchs ist die Enkeltochter des freisinnigen Lucian Bonaparte, des Bruders von Napoleon I. Das Buch ist französisch verfaßt und von dem Advocaten Corghi in Turin ins Italienische übersetzt worden. Derselbe hat dabei die Lebensgeschichte dieser seltenen Frau vorausgeschickt, aus welcher wir ersehen, daß sie am 25. April 1835 von Lätitia Bonaparte geboren ward, welche mit dem englischen Gesandten Wyse in Athen verheirathet war. In Frankreich erzogen, wuchs sie in der Gesellschaft von Châteaubriand, Lamennais, Béranger und Victor Hugo auf: früh mit einem von Solms aus Deutschland verheirathet, lebte sie zu Aix-les-bains in Savoyen den Wissenschaften und Künsten, und gab eine Zeitschrift „Les Matinées d'Aix", heraus, in welcher ihre Gedichte und andere Aufsätze großen Beifall fanden. Sie sah stets die gescheitesten Gelehrten und Künstler um sich und stand mit den bedeutenden Geistern in Paris in Verbindung. Außerdem führte sie auf ihrem Privattheater selbstverfaßte Stücke trefflich auf, trieb Musik und Malerei und verfaßte geistreiche Werke, von denen wir nur eine Beschreibung von Nizza und den Roman „La renommée d'une femme", erwähnen. Hr. Corghi theilt Briefe von Lamennais und Béranger mit, welche den schriftstellerischen Werth dieser seltenen Frau zu würdigen verstanden, die jetzt nach dem Tode ihres ersten Mannes mit dem bedeutenden Staatsmann Rattazzi verheirathet ist.

Sächsische Sage und sächsischer Sang.

Von

E. Schnellen.

Durch Gothen und Vandalen war der römische Koloß vernichtet worden, der freilich zuletzt nur noch auf todten Füßen das Mittelmeer und Europa überspannt hatte. Deutsche Völker, die Longobarden, Franken und Sachsen, schufen neue Reiche in Italien, Gallien, Deutschland und Britannien, neben den Gothen in Spanien. Nur von Longobarden und Gothen sprechen die Alten, die Namen der Franken und Sachsen treten bei den römischen und griechischen Schriftstellern nicht auf. Es sind indeß nichtsdestoweniger alte Namen, die aber erst wieder aus der Urzeit auftauchten, als die Erinnerungen der vereinten Stämme im Anbruch einer neuen großen Zeit lebendig wurden.

Unter dem Namen „Angelsachsen" geht um 450 nach Christus ein Theil des sächsischen Volks nach Britannien, eingeladen von den Briten, welche nach dem Abzuge der römischen Legionen die Einfälle nördlicher

Digitized by Google

Völker nicht zurückzuweisen vermochten. Bald aber erscheinen die Angelsachsen als Herren des Landes, zu dessen Schutz man sie gerufen hatte, und ebenso breiten die Sachsen in Deutschland nach dem mit ihrer Hülfe durch die Franken bewirkten Sturz des Thüringerreichs ihre Herrschaft von der Elbe bis zum Rhein aus. In England wird ihre Macht durch den normännischen Eroberer erst im Jahre 1066, in Deutschland schon durch Karl den Großen gebrochen, ohne daß jedoch hier wie dort der sächsische Volkscharakter vernichtet werden konnte. Hat auch das Christenthum, in England schon seit dem Fall des gewaltigen Penda von Mercia in der Schlacht am Winward 656, des letzten Wodankämpfers, in Deutschland seit Widukind's Bekehrung durch Karl, vielfach eingegriffen, das Volk blieb trotz der Taufe dasselbe und hielt seine Götter, Helden und Sänger werther als die Lehre der Neuzeit. Wie eine stille Opposition ging der innere Widerwille des sächsischen Volks gegen die aufgezwungene Lehre durch die Jahrhunderte, bis endlich der Sohn des sächsischen Bergmanns, Luther, dieses innere Gären zu einer That gegen die römische Hierarchie wachrief, einer That, welche, von Sachsen ausgehend, auch im verwandten Volk Britanniens und weiter zündend, für die ganze Erde von höchster Bedeutung wurde.

Hatten die Sachsen als Culturbringer schon vor diesem Ereigniß den wendischen und preußischen Osten bis nach Rußland hinein mit Städten erfüllt, welche bis auf die Reformationszeit durch die Verbindung der Hansa in echt sächsischem Geist zusammengehalten wurden, so dehnte sich nun dieser Geist der Vereinigung unaufhaltsam auch über die Oceane aus, zog Amerika in seine Arme, schloß das ferne Indien an sich und ward immer weiter strebend zuletzt Entdecker und Eigenthümer aller Spitzen der Erde, des Caplandes wie der australischen Inseln. Das ist der sächsische Geist in seiner Ausdehnung über die Erde, nach einer Seite hin und soweit er jedem bekannt ist, seit jenem Tage, wo nach dem Bericht des sächsischen Mönchs Widukind sein Volk einen Schos voll Erde im Lande Hadeln mit seinen letzten Schätzen erwarb.

Eine nicht geringere Macht weltbezwingenden Geistes hat das sächsische Volk diesseits und jenseits durch seine Sänger und Sprecher geübt, auch das ist bekannt. Wir dürften nur an Luther erinnern, den Sänger der Bibel in deutschen, in sächsischen Klängen, die seitdem die Sprache geworden, in der alle unsere Dichter singen, alle unsere Großen sprechen und schreiben, ob ihre Heimat an Weichsel oder Rhein, an Elbe oder Donau liegt, oder noch weiter am Mississippi, in Californien, Chili oder Neu-Südwales. In der Sprache des Sachsen Luther haben sie alle ihre gemeinsame Heimat, und wenn irgendetwas den

Digitized by Google

Glauben an eine einstige Einigung des zerrissenen Vaterlandes zu beleben im Stande ist, so muß es die Sprache sein, welche der Sohn der sächsischen Berge geschaffen und in ein Buch niedergelegt hat, das in jedem deutschen Hauswesen zu finden ist, wenigstens über kurz oder lang zu finden sein wird, auch in den katholischen Gauen.

Aber vergessen wir nicht Luther's Nachfolger. Gedenken wir nur Klopstock's, Lessing's auf dem Gebiet der einen Literatur und an des letztern kritischen Geist knüpfend Ritter's und Grimm's Thätigkeit nach der andern Seite, Sachsen sind sie bis ins tiefste Innerste, und aus diesem Innersten heraus bildeten sie ihre umgestaltende Kraft und Thätigkeit, die über die Grenzen Deutschlands hinaus gewirkt hat gleich jener Luther's.

Diese Kraft muß im Volke ruhen. Ein solches Volk auf seinen ersten Wegen zu verfolgen ist nicht nur interessant, es wird geboten. Treten wir also in die Tage des Dunkels zurück, zum Frühling des Volks, wo seine Keime sich für eine solche mächtige Gestaltung im Lichte vorbereiteten.

Im Westerwald wächst ein Moos mit langen Fäserchen gleich einer Haarflechte und heißt „Hollezopf"; in Westfalen nennt man eine einzelne Locke, die sich vorn herausdrängt, „Holle". In der Sage des sächsischen Volks steht Frau Holle da als altes Mütterchen, doch auch als Frau von einziger Schöne mit dem goldenen Haar ihres Volks, aber das Antlitz verhüllt und eine zerzauste Locke vorn auf der Stirn. Man hat gesagt, es zeige ihre Sturmnatur an. Von einem Sturm singt diese einsame Locke allerdings, auch von einem wirklichen Sturm, der grauenhaft in die Geschichte der alten Menschheit, auch der Hollekinder, hereinbrach; aber noch ein anderer Sturm wühlt in ihrem goldgelben Haar, ein Weh tiefster Art, daß ihre Kinder nämlich weichen mußten aus der alten Heimat im fernen Osten, weichen mußten trotz ihrer Treue, trotz ihrer Einigkeit, einer neuen trügerischen Lehre, welche, nicht damit zufrieden, sie vertrieben zu haben, auf ihren Spuren nachwanderte und weiter und weiter sie hinausstieß. Hätte diese Lehre die Zukunft zu durchschauen vermocht, sie würde nicht eher geruht haben, bis auch der letzte Sachse vertilgt war, sie würde den Resten nicht gestattet haben, wie die Sage erzählt, in die öde Fremde zu gehen. So aber kehrten die Enkel jener einst Verbannten, wenn auch auf einem Umwege um die ganze Erde, nach Jahrtausenden wieder in die Nähe wenigstens der Väterheimat zurück und gründeten ein englisches Reich am Himalaja.

Welche Sage aber erzählt man denn von jener Auswanderung der Sachsen? wird mancher fragen, auch von denen, welche die Sagenwelt zu kennen meinen. Nur Geduld, wir kommen dahin. Man hat Frau Holle im Harzwald gesehen, wie sie in einem bodenlosen Eimer Wasser

Digitized by Google

den Berg hinauftrug — ein Bild des Regens, sagt die trockene Forschung und findet in dem lieblichen Kinderreim Bestätigung, wo es heißt:

Mutter Gottes thut Wasser tragen
Mit goldenen Kannen
Aus dem goldenen Brünnel.

Das ist der Brunnen eines gar wunderbaren Wassers, das in den Märchen der Völker als „Wasser des Lebens" auftritt und nicht blos der himmlische Regen ist. Dann weiter singen die Kinder:

Da liegen viel drin.
Sie legt sie auf Kissen
Und thut sie schön wiegen
Auf der goldenen Stiegen.

Aus diesem Wasser also kommen die Kinder, die schöne Saat der Zukunft, und das muß wahrlich ein eigenes Wasser sein, das im Frau-Hollenteich (beim Meißner heut) oder Brunnen der Spilla-Holle ꝛc. rinnt. Die Geschichte des dresdner „Queckbrunnens" (Quickborns) beweist, wie der Volksglaube mächtig genug war, die Geistlichkeit des Katholicismus mit sich fortzureißen, die freilich auch ihre Vortheile davon hatte. Noch kurz vor der Reformation wurde eine neue Kapelle über dem Brunnen errichtet, Frau Holle war die heilige Jungfrau geworden. So steht die Kapelle mit dem Storch noch heute in der wilsdruser Vorstadt, wenn auch restaurirt und erweitert, doch ein Bild uralter Tage. Wie hier eine Kapelle, so erhob sich über den Hollebrunnen der vorchristlichen Zeit ein Baum, ein Birnbaum oder eine Eiche, eine Buche, auch ist Frau Holle wol die Frau von der Linde, die im Geldernschen Frau Erka heißt, in Westfalen Hirke. Und von diesem Baum kommen die Kinder gleichfalls nach der Volkssage, alte Bäume hießen „Frau-Hullen-Baum". Frau Holle sah selbst wie ein hohler Baum vom Rücken aus, von vorn aber wunderschön, und wo sie weilte, war's „glockenhell".

Das ganze Sachsenland ist fast ein blühender Obstgarten, und wo Sachsen sich niederließen, haben sie Obstbäume gepflanzt und gepflegt um ihre Gehöfte, an den Straßen, aber nirgends sieht man ihrer so viele als im Sachsenlande. In der heiligen Zeit des Jahres, um Weihnachten aber rüttelt man die Bäumchen in Thüringen nachts mit dem Spruch: „Schlafe nicht, Bäumchen, Frau Holle kommt!" Und diese segnende Gestalt, die Mutter der schönsten Zukunftsaat, der Kinder, trägt Wasser bergan in einem bodenlosen Eimer.

Gibt es wol ein schöneres Bild für ein Volk, das nimmer müde, obwol stets vertrieben von dem Boden, wo es sich mühsam angebaut, immer wieder Wasser trug auf die Berge, in denen es sich von neuem setzte, oder fruchtbare Erde in seinem Gewand auf den Strand brachte,

Digitized by Google

wohin es kam, wie Widukind von ihrer Landbesitznahme in Hadeln erzählt? Ist es weiter wunderbar, daß aus diesem zähen nie ermüdenden Volk jene Squatters hervorgingen, welche mit ewiger Unruhe, zu roden und zu cultiviren, bis in die äußersten Waldgrenzen des Westens vordrangen?

Frau Holle ist ihr Bild, keine Göttin, nur das Bild ihres blonden Volks mit all seinem Glauben, all seinem Gesetz, als seinem Wirken in Haus und Garten und Feld, aber auch mit all dem großen Weh, das dieses Sachsenvolk in sich über die Erde getragen hat. Was wunder, und wenn es das friedlichste gewesen wäre, wenn es endlich zum Messer griff und es zur furchtbarsten Waffe machte, die seitdem nach dem Volke auch „Sachs" genannt worden? Aber es war ein starkes, wehrhaftes Volk, hohen Ruhmes voll, schon in der fernen asiatischen Heimat! „Herr von Sekjar und Masenderan", heißt der blonde Sal, der Markgraf von Iran. „Treuloser Sekji!" schilt sein Feind den Helden der Berge, Rustan, ein Name, den spätere Zeiten in die alte Sage trugen. Von einem Volk der Saken am Aral- und Balkaschsee wissen die alten Geographen, und im Namen der Sachsen ist sak der Stamm. „Sachse" ist nur eine andere Form für „Hexe" hagedisse, in Schweden hugsa — das Schluß-s in sachs wie in hugsa ist aus dem alten idisa, dem Namen der himmlischen Jungfrauen im Gefolge der Holla, allein geblieben, wie hagedisse für „Hexe" beweist. Holla zieht denn auch mit den Hexen als ihrem Volk der Sage nach. Zu Weibern aber hatten ihre Feinde das Sachsenvolk gestempelt, zu zauberischen Weibern, weil es ein uraltes Wissen in sich bewahrte, das Wissen vom Wasser des Lebens und dem Kinderbaum, und dann, weil dieses Volk das weibliche Princip als das erziehende nicht minder wie als das die Saat der Zukunft in ihrem Schos zeitigende hoch hinstellte. Darum wurden die Sachsen von einer neuen Kraftlehre, die das männliche Princip voransetzte, zu Weibern gemacht, zu Waldweibern, die man verfolgen müsse, zu zauberischen Hexen. Dieser Name aber ist, also auch der Name Sachse, ein gar hoher heiliger Name, der mit dem Baum und dem Wasser in engster Verbindung steht; in allen Sprachen hat sag wie hag eine tiefe Bedeutung, die Bedeutung des Geistes, des Schauens, des Heiligen.

Die Verfolgung der Sachsen bis zu dem letzten furchtbaren Kampfe, der sie aus der alten Heimat trieb, erzählt zunächst Firdusi, der persische Dichter des 11. Jahrhunderts, welcher die Sagen der Alten sammelte und verarbeitete; dann finden wir sie auch bei uns. Wie Holla in Deutschland, so steht Sal der Blonde, das Teufelskind, aber doch der Hort Irans, des alten Lichtlandes vor der neuen Lehre, als Repräsentant des Volks von Sekjar da, durch viele Geschlechter reichend

Digitized by Google

und zuletzt mit den Resten ausziehend. Das ist Frau Holle mit ihren Berg und Wald und Wiese wässernden Heimchen, Frau Huldra mit ihrem zwergischen Volk, im Süden Frau Bertha, auch Ute genannt, d. h. die Alte. Ihre Zwerglein singen im Emmenthal so schön, als hörte man Engel, und ebenso singt Frau Hulda am Main nächtens eine so wunderliebliche Weise, daß man die Kinder warnt, dem Sange nachzugehen. Es ist aber ein Wehelied, das sie singt — ein Lied, welches Herzen vor Wehmuth zu schmelzen vermag, und die Kinder sind so mitleidig und leicht ergriffen. Frau Holle will das junge Geschlecht gewinnen, aber einmal bei ihr, kehren sie nie in die Heimat wieder, heißt es — sie müssen bis zum Jüngsten Tage ziehen.

Hierin liegt das Schicksal des vertriebenen Sachsenvolks. Ewige Wanderer mit und in ihrer Frau Holle, durchzogen sie die alte Erde bis in das deutsche Land und weit darüber hinaus. Weinend sitzt Frau Holle auf dem Stein, weinend die Jungfrau von Rendsburg, im ältern Sachsenlande an der Ostsee, auf dem wilden Apfelbaum am Wege, und klagt um den verlorenen Gemahl. Der aber war ein großer Segner der Völker, ein Mensch, den die andern zu ihrem König und Gott gemacht, das erste Kind, welches aus dem Baum stieg und seitdem ein Lehrer der Menschen wurde. Als Irmin verehrten ihn die Sachsen in Gestalt eines bloßen Baumstammes. Sein Hauptheiligthum, ein Gehege mit dem Stamm inmitten, brach Karl der Große — im Osning bei Detmold — aber noch 1115, nach der Schlacht am Welfholz, in der die Sachsen über Kaiser Heinrich V. siegten, errichteten sie eine Säule mit einem gewappneten Manne, die nach ihrem alten Feldgeschrei „Jodute" genannt ward.

Dieses Jodute hat gewiß schon in Asien geklungen — es tönte nur in höchster Noth, wenn es galt, alles um sich zu versammeln. Als der Herzog von Wolgast im 15. Jahrhundert sich mit verrätherischen Bürgern von Greifswald zur Ueberrumpelung der Stadt in Verbindung gesetzt und zur Nachtzeit plötzlich vor dem Thor erschien, aber entdeckt wurde, rief Henning, ein Verwandter Rubenow's, des Gründers der Universität, das „entsetzliche Jodute" durch die Gassen. So mag es in jener Vertilgungsschlacht zur letzten Sammlung, vielleicht um die Fahne, geheult worden sein: Wâpen to jodute! to jodute!

Aber sie erlagen der Uebermacht. Unter einem furchtbaren Sturm, welcher schon während der Schlacht der Sage nach getobt hatte, zogen die Reste des Volks von Sekſar in die Fremde. Davon erzählt die wirre Locke an Frau Holle's Stirn, davon singt ihr wehes Lied. Hinter ihr her aber jagt Odin — das ist der Repräsentant der Gegner, bei Firdusi König Behmen — und sucht sie in wilder Jagd einzuholen. Sie heißt beim Volk auch Holzweible, Moosweibchen, Waldfrau, und

Digitized by Google

dieses letzte kommt dem hagedisse am nächsten, da hag auch die Bedeutung Wald aufgenommen hat.

In dieser Volkssage von Verfolgung der Waldfrau und mehrerer Waldfrauen — hexen, sachsen — durch den Wode, den wilden Jäger, ist also nicht, wie man annimmt, ein bloßer Sturm dargestellt, sondern das unglückliche Geschick des alten Sachsenvolks liegt in ihr, das nach langer Wanderung endlich an der Ostsee sich niederließ, im heutigen Holstein, wo der Römer Tacitus die Angeln und Schwertungen (Suardones), ein sächsisches Herzogsgeschlecht, neben andern Stämmen nennt, welche sämmtlich eine weibliche Gottheit, Nerthus mit Namen, verehrten. Auch von dort noch mußten sie, den Dänen wahrscheinlich oder den Wenden, weichen und kamen in das westliche Elbland, um hier endlich Ruhe zu gewinnen. Nun athmeten sie auf. Wohl gab es noch schwere Kämpfe durchzumachen, ehe sie wieder zum Pfluge greifen, wieder ihre Bäume pflanzen, ihre Hollebrunnen einhegen konnten. Endlich aber waren sie die Herren des Landes, von der Saale an, wo sie nach der Einnahme der thüringischen Königsburg Scheidungen ihrem Irmin die erste Säule errichteten, bis zum Main und zum Rheinthal hin. Hier pflanzten sie nun auch die Geschichte ihres trüben Geschicks ein, und es klingt gar weh, was das Volk im Saalthal zwischen Bucher und Wilhelmsdorf davon erzählt. Da kam's auf Perchtenabend zum Fährmann im Dorfe Altar, er solle zur Nacht zum Ufer kommen. Und als er an den Strom trat, sah er eine hohe schöne Frau vor sich, die war von weinenden Kindern umgeben. Vor ihr lag das Sinnbild des Segens treuer Arbeit, der Pflug. Sie heischte Ueberfahrt von ihm für sich und ihre Kinder. Mit lautem Jammern um die schöne Heimat, die sie wieder verlassen mußten, drängten sie in den Kahn. Der Fährmann schaffte sie auf das andere Ufer, und sie zogen weiter mit ihrem Pfluge.

Und so klingt es überall im ganzen Lande, aus dem Volksmunde wie aus Berg und Wald. Ihr alter Segenskönig ist verschwunden, die letzte Wiedergeburt jenes Knaben vom Baum ging in die Berge, der Key Kosru Firdusi's, der Tanhäuser der alten Sachsen, welcher der Sage nach mit seinen kriegerischen Jungfrauen (Idisen) bis nach Aegypten zog. Er ist zum Barbarossa geworden, der im Kyffhäuser sitzt, zu Heinrich dem Finkler in den Teufelslöchern bei Jena. Lockende Musik tönt überall, wie von Frau Holle's Fels so aus der Luft, wenn sie mit ihren Kindern und Hunden vorüberzieht.

Das ist auch ein wunderbares Hundegeschlecht, das sie begleitet. Da hält im Jahre 1521 im Walde bei Altenstein, wo heut das Lutherdenkmal an Stelle der alten Buche steht, zur Nachtzeit ein Ritter mit seinen Knechten. Er harrt Luther's, der von Worms zurückkehrt, um

Digitized by Google

ihn auf die Wartburg in Sicherheit zu bringen. Der war aber ein Nachkomme jener Hunde Frau Holle's und hieß Hans Hund von Wenkheim. Er war „Thürhüter" bei seinem Herrn, dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, und hatte schon im Jahre 1492 von ihm zur Belohnung treuer Dienste Burg und Amt Altenstein erhalten. Im Jahre 1772 starb der letzte seines Geschlechts; er ruht in der Kirche zu Schweina, neben Altenstein, bei seinen Vätern.

Sieben Kinder, erzählt die Sage, hatte eine hohe Frau geboren — nach der querfurter Sage neun — in Einem Kindbette, und sie fürchtete den Verdacht der Untreue nach altem Glauben. Da befahl sie einer Dienerin, die Kinder zu ertränken. Die aber begegnete auf dem Wege dem Vater der Kinder. Auf seine Frage, was sie trüge, antwortete sie, daß es junge Hunde wären. Der Herr ließ sie sich zeigen, und die Kinder wurden so erhalten. Er ließ sie heimlich im Walde auferziehen, und sie wurden als Herren von Hund die Ahnherren der sieben Geschlechter von Wenkheim, Kirchheim, Saulheim, Altengrotkau, Grousfeld, Rückenstein und Lauterbach. Dieselbe Sage findet sich bei den Longobarden: ihr großer Sagenkönig Lamichio geht aus dem Geschlecht hervor. Von Hunden, welche Landesgrenzen und heilige Stätten bewachen, erzählen viele Völkersagen Asiens und Europas. Chinesische Berichte aus ältester vorchristlicher Zeit erwähnen eines Volks der Hun-jo oder Hiong-nu, welche Namen „Hunde" oder „lärmende Sklaven" bedeuten sollen. Wir haben hier also ein Volk unter der Bezeichnung von Hunden, in Sachsen aber ein edles Geschlecht, das diesen Namen noch beibehalten gleich den Hundingen nordischer Lieder, und einen dieses Geschlechts finden wir im Amt eines Thürhüters bei seinem sächsischen Fürsten noch im 15. Jahrhundert.

So lange also hat sich das alte Wesen des Volks als einstiger Grenzhüter bewahrt, wie Firdusi die Mannen von Sekfar als Schirm und Rücken Irans gegen das feindliche Turan im Osten schildert. Auch der blonde Sal ward von seinem Vater ausgesetzt, aber im Walde erzogen zum Heil seines Landes, bis endlich die neue Lehre kam und die einst so treuen Hunde Frau Holle's hinaustrieb. Seitdem irrten sie durch Land und Luft — sie hatten keine Heimat mehr auf Erden. Auch das ist die Sage vom Sachsenvolk, das dennoch endlich eine Heimat fand, wenn auch viele aus ererbter Wanderlust weiter und weiter zogen.

„Sage" und „Sang" — beides ruht im Namen der Sachsen: sags, sahs; denn „Sang" ist nur die Nasalform von „Sage", wie im Lateinischen sac-ri und sancti, „Heilige", aber auch schon in „Verfluchte" übergegangen, gleichfalls beide Formen erscheinen. Sage und Sang tönt denn auch durch das ganze Land bis hoch zum Brocken

Digitized by Google

hinauf. Da sitzt nach der Volkssage der alte heilige Spielmann noch auf dem Baum in der großen Festnacht des Volks und spielt seinen Hexen. Und alles das sangen einst die Mimen — so nennt Widukind die wandernden Sänger seines Volks, auf das er so stolz ist — sangen die Mimen am gastlichen Herdfeuer, und das Volk hat es tief eingeprägt in sein Gedächtniß bis auf den Tag, da zwei göttinger Studenten durch seine Dörfer zogen und sich erzählen ließen von Frau Holle und den Rabenbrüdern und von Schneewittchen und alle dem andern. Das waren die Gebrüder Grimm, reines Frau-Hollen-Blut, mit der alten schönen Milch genährt. Sie haben die Kinderbibel herausgegeben — ein echt deutsches Buch, ein Fundament für Geist und Gemüth und noch lange nicht genug erkannt in ihrem reichen Inhalt. Wahrlich, ein reiches Volk ist das Sachsenvolk trotz allem Unglück, das alte und neue Zeiten ihm gebracht — aber die Holle-Kinder sind unsterblich.

Gedichte

von

Auguste Römer.

1. Tirol.

Du herrlich schönes Land Tirol,
Wie weh ist mir nach dir!
Wie pocht mein Herz so ungestüm,
Noch einmal lächle mir!
In deines Himmels Aetherblau
Der schroffe Fels sich träumend lehnt,
Auf deiner blumenduft'gen Au'
Der Hirtenbub' sich müßig dehnt.
O, führte mich des Schicksals Hand
Noch einmal ins Tirolerland!

Hier über mir die Wolke jagt,
Verfinsternd Herz und Sinn;
Tief unter deinem Felsenkamm
Kriecht sie erbärmlich hin.
Und drüber hoch in stolzem Kreis
Der Fittich deines Aars sich schwingt,
Und über blauer Gletscher Eis
Die flücht'ge Gemse tanzend springt:
Belebt ist selbst die Felsenwand
Im lieblichen Tirolerland.

Digitized by Google

Die Stille hier erdrückt mich schier,
Kein frohes Lied erschallt;
Dort hält der Jäger seine Rast
Nur singend ob dem Wald.
Wie jodelt er ins Land hinein!
Die Luft trägt seinen hellen Sang
Durch Wald und Wies' und Felsgestein
Das ganze liebe Land entlang.
Auf hohem Berg ich lauschend stand,
Entzückt von dir, Tirolerland!

Wie pflückt' ich da dein Edelweiß
Auf schwindelnd steiler Höh'!
Wie duftig war dein Tannenreis,
Wie spiegelklar dein See!
Wie rieselte in wilder Schlucht
Melodisch hin dein Silberquell,
Und wenn das Wild ihn durstend sucht',
Wie kracht' die Büchse da so schnell, —
In Liebe bleib' ich dir entbrannt,
Du herrliches Tirolerland!

2. Himmelschlößchen.

Lieb Himmelschlößchen, was schaust du,
Gefangen im Glase, mich an?
Du möchtest wol gerne kosen
Mit Lüftchen im Wiesenplan,

Umschmeichelt von Sonnenstrahlen,
Geküßt von Tröpfchen Thau,
Dich spiegeln in lustigen Wellen
Und sterben auf duftiger Au'!

Auch mir ist's trüb ergangen,
Und trüber kann's keinem ergehn:
Von allem muß losgerissen,
Auf dürrer Heide ich stehn;

Und nimmer kann ich gedeihen,
Muß in mir selber verglühn,
Seit ich so weit von den Gründen,
Wo Himmelschlößchen blühn.

3. Die einsame Kirche.

Du einsame Kirche auf sonniger Höh',
Du trotzest so keck dem Sturm
Und blickst noch so stolz in die Lande hinein
Mit altem zerfallenem Thurm!

Digitized by Google

Mitleidig rankt sich die Rose dir
Um die zerbrochenen Ecken,
Rings um dich her in Bäumen und Gras
Spielt Eichhorn und Iltis Verstecken.

Vermorscht und zerfault ist der Glockenstrang,
Zerfallen die Meßgewande.
Wo ist der Küster? Der ruht sich aus
Dort hinter der Mauer im Sande.

Hier auf dem steinernen Sockel hat
Die Heilige Jungfrau gestanden;
Barmherzig trank die Thränen der Stein,
Die schönem Aug' sich entwanden.

Nun hat sie verloren ihr Jesuskind
Sammt ihren steinernen Armen —
Die Einfalt auf Erden gestorben ist,
Weß sollte sie jetzt sich erbarmen?

Es knarren die Angeln, die Riegel, das Schloß,
Bleich blickt der Mond durch die Planken
Der Thür, und leise im Windsgeräusch
Die Silberpappeln schwanken.

Wo sind die Frommen, die wandelnd hier
Ihr Gloria gesungen?
Am Kirchhof huschen nur Schatten einher,
Die Lieder sind längst verklungen!

Ich aber habe mich heim gewandt,
Es überlief mich wie Grausen:
Noch nicken die Pappeln, ich hör' sie im Sturm
An der einsamen Kirche sausen.

Literatur und Kunst.

Zur Geschichte der Hansa.

Nachdem der erste Band der „Rügensch-Pommerschen Geschichten aus sieben Jahrhunderten von Otto Fock" (Leipzig, Veit u. Comp.) uns die Insel Rügen und ihre Zustände in dem Zeitpunkte geschildert, wo sie durch Einverleibung in das dänische Reich zuerst in das große Getriebe der allgemeinen Geschichte verwickelt wird; der zweite dann ein Bild entworfen von den beiden wichtigsten Städten des alten Pommern, Stralsund und Greifswald, in dem Jahrhundert ihrer Gründung und ihre ersten Schicksale nach innen und außen dargestellt hatte bis dahin, wo sie als zwei wichtige Glieder

Digitized by Google

in den großen norddeutschen Städtebund der Hansa eintreten: führt uns der eben erschienene dritte Band mitten hinein in die großen Kämpfe, welche während des 14. Jahrhunderts zwischen Dänemark und der Hansa ausgefochten wurden und in denen gerade Stralsund und Greifswald eine ganz besonders hervorragende Rolle spielten. In ihm stellt der Verfasser dar „die Zeit der deutsch-dänischen Kämpfe im 14. Jahrhundert bis zum Frieden von Stralsund 1370." Hatte er schon bei den frühern Abtheilungen seines Werks das bisher bekannte Quellenmaterial durch Ausnutzung noch unerschlossener archivalischer Schätze zu vermehren gesucht, so finden wir ganz besonders in dieser neuen Darstellung eine große Anzahl bisher unbekannter Actenstücke, vorzüglich des stralsunder Rathsarchivs ausgebeutet, sodaß der Ertrag dieser Arbeit namentlich für die städtische Cultur- und Rechtsgeschichte ein überaus reicher ist. Die wichtigsten der entweder neuaufgefundenen oder hier zum ersten mal in eine den Anforderungen der heutigen Kritik entsprechende Form gebrachten Actenstücke theilt der Verfasser ihrem genauen Wortlaut nach in den Beilagen mit, unter denen sich auch sehr schätzenswerthe kritische Untersuchungen über mehrere Detailfragen finden, so namentlich über die Spuren der ersten Anwendung des Schießpulvers im Norden Europas und eine Schilderung der Kriegsschiffe, wie sie im 14. Jahrhundert üblich waren.

Die eigentliche Darstellung selbst zerfällt in drei Abschnitte. In dem ersten schildert der Verfasser den ersten großen Zusammenstoß der pommerschen Städte mit dem eroberungslustigen Dänemark. Die Schwäche Lübecks zu Anfang des 14. Jahrhunderts und die glücklich gelungene Demüthigung der einst mächtigen und stolzen Städte Rostock und Wismar ließen König Erich Menved von Dänemark hoffen, daß es ihm mit Stralsund und Greifswald ebenso glücken würde, zumal da er an dem beiden einst nahestehenden Fürsten Wizlar von Rügen einen Bundesgenossen fand und Stralsund durch innere Unruhen zeitweilig geschwächt war. Entscheidend wurde es nicht blos für den Ausgang dieses Kampfes, sondern für die fernere Entwickelung der pommerschen und der norddeutschen Verhältnisse überhaupt, daß Stralsund, von allen Seiten durch übermächtige Feinde bedroht und aufs ernstlichste gefährdet, sich unter den Schutz des Markgrafen Waldemar von Brandenburg stellte: im Bunde mit ihm führte es den Kampf gegen die übermächtige unter König Erich Menved's Aegide gebildete Coalition glücklich durch. Die Folge davon war, daß sich die Lage der Stadt wesentlich besserte, da der Fürst Wizlar von Rügen, durch Schaden klug geworden, sie nun nicht mehr anfeindete, sondern im Gegentheil bemüht war, sie durch Gunstbezeigungen und Ertheilung von Privilegien möglichst an sich zu fesseln. In die nächstfolgende Zeit fällt daher die höchste Blüte und Machtentfaltung Stralsunds. Ihr und der Schilderung des communalen, commerziellen und culturhistorischen Verhältnisse der mächtigen Stadt ist der zweite Abschnitt des uns vorliegenden neuen Bandes der „Rügenisch-Pommerschen Geschichten" gewidmet. Namentlich geht der Verfasser näher ein auf die Ausbildung der städtischen Verfassung während dieser Epoche und schildert die mannichfachen Unruhen, welche die naturgemäße Entwickelung derselben gewaltsam zu unterbrechen drohten. Ebenso behandelt er mit Genauigkeit die Handelsbeziehungen Stralsunds in dieser Zeit, die gesellschaft-

Digitized by Google

lichen Verhältnisse, die weltlichen und geistlichen Genossenschaften ꝛc. In dieselbe Zeit fällt dann die Erneuerung des Bundes mit Lübeck, durch welchen Stralsund und die pommerschen Städte überhaupt bald zu den wichtigsten Gliedern und eigentlichen Trägerinnen der Hansa werden.

Wie sich die um die Mitte des 14. Jahrhunderts vollendete hohe Machtentfaltung der Hansa und damit namentlich auch Stralsunds dann in neuen gewaltigen Kämpfen nach außen bethätigt, das schildert uns der Verfasser in dem dritten Abschnitte. Mit dem Regierungsantritt König Waldemar's IV. (1340) kam Dänemark, nachdem es im Innern neu erstarkt war, auf seine alten Eroberungspläne zurück. Die anfangs von ihnen unterhaltenen freundschaftlichen Beziehungen zu den Hansastädten ließ der König, als ihm der geeignete Zeitpunkt gekommen schien, plötzlich fallen und begann seine Feindseligkeiten mit dem erfolgreichen Ueberfall und der Besetzung des für den Handel des Städtebundes besonders wichtigen Wisby. Es kam daher 1361 zum Kriege, in welchem die durch die Greifswalder Coalition verbundenen Städte an Schweden und Norwegen Bundesgenossen fanden. Ihren ersten glücklichen Erfolgen aber wurde bald durch eine schwere Niederlage zur See Einhalt gethan, und es kam dadurch in den Bund Zwietracht und Uneinigkeit. Der infolge dessen mit König Waldemar IV. geschlossene Friede war, da derselbe seine Gewaltthätigkeiten bald erneuerte, nur von kurzer Dauer. Die so erneute und vergrößerte Gefahr führte zu einer festern Einigung der Städte und planmäßigern Organisation des ganzen Bundes, welcher dann in zwei Feldzügen, 1368 und 1369, einen glänzenden Sieg erfocht und den dänischen Uebermuth aufs tiefste demüthigte. Der 1370 zu Stralsund geschlossene Friede erkannte die Hansa aufs vollständigste an: Dänemark mußte allen seinen Ansprüchen entsagen und sich dem siegreichen Städtebunde beugen, der damit auf dem Gipfel seiner Macht angekommen ist.

Gerade bis zu diesem Punkte hat der Verfasser in dem vorliegenden neuen Bande die „Rügensch-Pommerschen Geschichten" geführt. Möge er uns bald durch eine weitere Fortsetzung des trefflichen Werks erfreuen, das sich ebenso sehr durch Gründlichkeit und kritische Genauigkeit der Forschung wie durch Klarheit, Gewandtheit und Anspruchslosigkeit der Darstellung auszeichnet, daher dem gelehrten Historiker und dem gebildeten Freunde der Geschichte gleich willkommen sein muß. H. P.

Eine neue Bearbeitung Pascal's.

Man sollte sich auf dem Wege der Bildung keine einzelne Richtung entgehen lassen, selbst wenn der Tagesgeist davon ablenkt, denn jede wesentliche Bildungsgestalt hat ihr Recht und wird auch wieder zu ihrem Rechte gelangen. Der Realismus, lange vernachlässigt, hat gegenwärtig das ideale Element zurückgedrängt, aber Ideen sind überall in der Natur ausgeprägt, bewegen die Geschichte, und auch im Verborgensten weben die Mächte des Geistes, welche die Menschen vorwärts bringen. Diese Betrachtungen drängen sich uns auf, indem wir das folgende Werk in die Hand nehmen:

Digitized by Google

„Blaise Pascal's Gedanken über die Religion, nebst Briefen und Fragmenten verwandten Inhalts. Für die Gebildeten unserer Zeit bearbeitet von Dr. Friedrich Merschmann." (Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1865.) Pascal ist nur zum Theil mystisch, aber er ist ein gesunder, tiefer, scharfsinniger Mystiker, außerdem ein heller, mathematischer Kopf, ein höchst eigenthümlich gearteter Philosoph, wie man sich denn bald überzeugt, daß er auf allen Gebieten nachgedacht und die erfolgreichsten Beobachtungen angestellt hat. Es ist sehr erfreulich, daß in einer Zeit, in der man alles aufzulösen unternimmt, ob durch den mythischen Proceß oder die Chemie, ein berühmtes Werk in neuer Bearbeitung vorgeführt wird, welches das Zerstreute sammeln, inneres, religiöses Leben wieder wecken, das Vorhandene bestätigen und weiter bauen dürfte. Anregend, gedankenvoll, beruhigend, kühn und doch stets ungesucht ist das Buch, wo man es aufschlägt; es überrascht sogar durch die Neuheit seiner Gesichtspunkte, daß das Beweis, daß das Echte nie veraltet. Der Verfasser gibt sich uns in dreifacher Weise: im ersten Theile mehr als Philosoph, wo er nur über die Hoheit und das Elend der Menschen, über die Macht der Einbildung und der Gewohnheit, über Eigenliebe, über das Unendliche und Endliche, über das All und das Nichts, über Gott die reichsten Aufschlüsse darbringt. Er nimmt schon jetzt einen Standpunkt ein, welcher dem Zweifel wie dem Lehrsatze bei weitem überlegen ist. Im zweiten Theile ist es besonders der Schriftforscher, der Bibelkundige, der Theolog, welcher zu uns spricht, obwol sich der Philosoph nirgends verleugnet, der den Gedanken aufs genaueste bestimmt, die Folgerungen aufs klarste zieht, — wie denn auch hier, bei Pascal, die Mathematik bisweilen mit hereinspielt, nie aber die Sache erschwert, sondern sie erleichtert — und mit solchem Verfahren auch wissenschaftliche Eleganz verbindet. Das Charakterbild oder vielmehr die lebendige Gestalt Jesu Christi wird Kapitel 8 vortrefflich zur Darstellung gebracht, man vergleiche besonders S. 271 — 275. „Aller Glanz sinnlicher Größe ist nichts für diejenigen", sagt Pascal, „welche in den Untersuchungen des Geistes leben"; aber welche ganz andere Höhe, als derartige Forschungen darzubieten vermögen, erreicht der Verfasser eben da, wo er auf Christus eingeht! Gegen das Ende des zweiten Theils in den „Briefen", „Fragmenten", „Unterredungen", „Vermischten Gedanken" gesellt sich noch inniger dem Theologen der Denker, und wir erhalten Abschnitte, in denen der Seelsorger, der Seelenkundige, der Menschenkenner uns zur reinsten Weihe der Andacht erhebt, aber auch unser Auge für die tiefste Erkenntniß schärft. „Die Bekehrung des Sünders" ist schon in der Weise, wie hier die Steigerung angelegt, durchgeführt, vollendet wird, ein Meisterstück. Pascal kann zum Muster dienen, wie man Gelehrsamkeit anzuwenden hat, wie man sie als Mittel zu einem viel höhern Zwecke benutzen soll, wie man die gründliche Kenntniß des Buchstabens zu Gunsten des Geistes verwerthet. Aus dem richtigen Verständniß des Abschnitts: „Unterschied des mathematischen und des feinen Geistes", wie sehr man anfangs stutzt, wird man die fruchtbarsten Anwendungen gewinnen, und sich viele merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und sonstigen Cultur daraus erklären. Unter dem „feinen Geiste" versteht der Verfasser jedenfalls einen, der im Besitze eines unmittelbar und überall mit Sicherheit verfahrenden

Digitized by Google

Spür- und Intuitivsinnes sich befindet, wie dieser stets gewissen dämonischen Naturen — im guten Sinne des Wortes — und dem Genie als solchem eigen ist, im Gegensatz der Vermittelung durch Beweisführung und Methode. Wie scharf unterscheidend und geistreich Pascal als Kritiker ist, belegt die Parallele zwischen Epiktet und Montaigne. Den Schluß des Ganzen bilden die „Vermischten Gedanken". Einige sogleich einleuchtend, vielfach im Leben erprobt, andere beschäftigen höchst angenehm und erfolgreich den Gedankenreiz, indem sie dem weitern Nachdenken die werthvollsten Wahrheiten zuführen, wie man denn überhaupt hier Diamanten entdeckt, die nur noch theilweise umkrustet sind und die man befreien und durch Nachdenken schleifen muß. Die Bearbeitung des Pascal'schen Buches ist zu loben, die Sprache ist fließend, nur selten stößt man auf eine Undeutlichkeit. Wir wünschen, dem ausgezeichneten Product viele Käufer, denn ein solches Buch muß man besitzen. A. J.

Correspondenz.

Aus London.

Anfang September 1865.

M. R. „Und die Sonne versendet glühenden Brand!" Der Kalender aber will uns weismachen, der kühle schöne englische Herbst habe begonnen. Was die Nachkommen des feisten Sir John Falstaff bei dieser Temperatur leiden müssen, der mit Hamlet seufzte: „O schmölze doch dies allzu feste Fleisch!" muß jeder Beschreibung spotten. Ob wirklich, wie ein britischer Professor soeben behauptet, die Erde der Sonne um die Kleinigkeit von 2 Millionen Meilen näher gekommen, sodaß nach dieser Subtraction „nur" noch 93 Millionen englische Meilen Distanz übrigbleiben, entzieht sich dem Urtheil der schüchternen Laien. Glücklicherweise sind Ferien und es gibt Seebäder in der Nähe, erhalten sie auch einen pikanten Beigeschmack von Risico infolge der Mittheilung eines französischen Seekapitäns, welcher 19 unzweideutige Haifische nahe dem Eingange des Kanals la Manche gefangen haben will. Und er habe großen „Hunger" unter den interessanten Fremdlingen wahrgenommen! „Saison" existirt nicht. Wir haben das, was berliner Natives die „allersauerste Saregurkenzeit", die Franzosen „die große Stachelbeerzeit", die Engländer die „season of the very smallest potatoes" (die Saison der allerkleinsten Kartoffeln) heißen. Die obern „Zehntausend" haben London verlassen, die Parlamentsmänner fangen Fische, schießen Birkhühner in den Hochlanden seit dem 12. August und Rebhühner seit dem 1. September. Dies ist die stricte Jagdzeit. Sie fällt fast immer mit den Gerichtsferien zusammen, die großmüthig den Employés bis in den October hinein verstattet werden. Nur die Criminalrichter haben die sauersten Tage gerade jetzt. Und was nicht englische Verbrecher an Stoff liefern, thun die Ausländer! Vor allem die eingewanderten Schwindler. Schwindel und wieder Schwindel! Es gibt zahllose zweifelhafte Existenzen in London.

Digitized by Google

Das Ausland spült seinen Abschaum an diese Küste, Leute, die „gesucht werden", „sociale Flüchtlinge" aller Farben, Leute, die andere suchen, um sie zu rupfen, wahre Samiels darunter, die sich einen Brillantring an die Kralle stecken und auf die Promenade gehen; Leute, die „vor" einem Bankrott im Einspänner und „nach" demselben Biere lang fahren, Gesinnungspöbel in Frack und Glacé, oder auch im Flausrock. John Bull liest zumeist diese Schwindelgeschichten mit Gusto, weil ihm kein Schade geschieht, denn es sind Ausländer, welche Ausländer zu Opfern erlesen. Darunter ist eine Sippe, deren Sünden nicht genug veröffentlicht werden können, weil ihre Opfer allen Klassen angehören, politischen und unpolitischen Lesern. Sie suchte 15000 leichtgläubige Kunden und schickte 15000 Schwindelbriefe über Europa, Vorspiegelungen über in London angelangte Werthpackete enthaltend, behufs deren Weiterbeförderung den „fürsorglichen Agenten" so und so viel an Gebüren und Auslagen „zuvor" erstattet werden müßte. Frankreich lag zu nahe — man reist in 10 Stunden von Paris nach London, aber Spanien paßte, Portugal paßte, Italien paßte, dahin fluteten die Lockschreiben. Und wie mancher arme Teufel in Deutschland, von der Nachricht über vermuthliche Erbschaftsdocumente gerührt, sorgte die letzten Thaler zusammen und sandte sie den Agenten nach London, oft mit einem wärmsten Dankschreiben praenumerando. Diese ließen groß und klein zur Ader und Hunderten bis aufs Herzblut. Sie plünderten alle möglichen Wohnungsanzeiger europäischer Zunge, um die Adressen der Opfer benutzen zu können. Ein Individuum fertigte allein 600 solcher Betrugsbriefe aus. Da kamen Thalerscheine, Guldenscheine, Wechsel, Checks, sogar Postmarken, über Tausende von Realen von allen Ecken und Enden der Windrose an die „vielen" Firmen, unter denen sich die Industrieritter versteckten und einander Recommandation ausstellten. Ihre Comptoire waren Hinterstübchen von zehn verschiedenen Quartieren Londons, und sie wechselten die Logis alle Augenblicke. Ihr Geschäft war, beschwerte Briefe von den Hauswirthen abzuholen und dann zu verschwinden. Die zuerst Verhafteten sind ein Monsieur Jordan und eine Madame Jordan, er ein Franzose, sie eine Engländerin. Er soll auch Mayard heißen. In diesem Falle nannte er sich „nur": Rabulat & Compagnie, Dutton & Collins, Christie & Compagnie, Dampfmühlenbesitzer; John Greeham & Compagnie, export and import merchants; Gerald Samson & Compagnie, general agents; Rogers, Parrot & Compagnie, Rogers & Compagnie, Smith & Compagnie, Fruchthändler; Simmonds & Morton, wiederum Dampfmühlenbesitzer; John Raucon & Compagnie, Rigdon & Compagnie, L. Jordan & Compagnie, Flint & Compagnie ꝛc. Der vorkommende Titel „Generalagent in London" ist ohnehin ein solcher, den ich nach bestem Gewissen allen Landsleuten daheim als einen solchen bezeichnen muß, den es nie schaden kann sich dreimal vorzubuchstabiren, ehe man ihm in Geschäften „traut". Was die eine der Firmen nicht leistete, wurde mit der andern erreicht. Betrügerische Waarenbezüge vollführte die eine, die andere beschwindelte leichtgläubige Bischöfe in Spanien und Deutschland, für die z. B. „aus Brasilien" schöne Siebensachen in transitu angekommen sein sollten. Eine andere Firma betrog durch Annoncen über Agentengesuche in vielen deutschen Zeitungen, mit Verheißungen großen Gehalts, Leute aller Berufszweige, Kaufleute, kleine

Digitized by Google

Beamte, Offiziere außer Diensten, um je 3 Pfd. St. Caution für ihre Ehrlichkeit in den künftigen Verbindungen mit der „ehrenwerthen" Firma X & X in London. Ja, die Unverschämtheit ging so weit, zuvor den Geprellten ihre guten Zeugnisse und respectable Referenzen abzuverlangen. Daß Monsieur Louis Jordan und Madame Angelina Jordan „allein" diese Brandschatzung Europas nicht geleitet haben können, liegt auf der Hand. Aber noch fahndet man vergeblich auf die Collegen, und auch auf die, welche so verführerische „deutsche Briefe" schreiben konnten. Ein Bischof aus Hildesheim nennt in erfreutem Antwortschreiben den Absender einen „wohlgeborenen Sohn". Das kostete ihm 10 Pfd. St.! Das Geschäft „blühte" schon seit zwei Jahren, denn so alt und so vergeblich sind die hin und wieder in der Presse aufgetauchten Warnungen gewesen. Welch mißbrauchtes Organisationstalent andererseits, genug, um einen Colonialstaat damit auszustatten und internationale Handelsverbindungen in Flor zu bringen! Und die Urheber, die Europa betrügen wollten, wanderten selbst mit nur 18 Pfd. St. „Rest" in das Gefängniß! Die bei ihnen mit Beschlag belegten Briefschaften aus aller Herren Länder wiegen verschiedene Centner. Man hat 400 ausgesucht, um sie für das Gericht übersetzen zu lassen. Es wird einem wehe ums Herz bei der Lektüre vieler, und man wird auch ingrimmig um die in vielen andern zur Schau getragene gewinnlüsterne Speichelleckerei der Briefschreiber aus dem lieben Deutschland. Trauer und Verachtung wechseln ab. Der „Hermann" bringt Auszüge aus einzelnen und sagt: „Wir treten ans Krankenlager, in die entblößte Stube des abgesetzten Beamten oder entlassenen Dieners, in die arme Bauernhütte, oder sehen auch den Betrüger und Schwindler, der eine gute Gelegenheit benutzen will. Die verführerische «Anzeige» in der einen Hand, die Hand der kranken Frau, des dahinsiechenden Kindes in der andern, findet der Arme plötzlich einen Hoffnungsschimmer. Der letzte Groschen wird zusammengebracht, der letzte Rock wird ins Pfandhaus getragen, um das Porto zu erschwingen. Ein dringend bittender, oft flehender Ton kennzeichnet die Briefe ꝛc. Selten währt die Correspondenz dieser Bittsteller längere Zeit, den Segenswünschen folgen bald auch Fluch- und Verdammungsworte: «Sie haben mir das letzte Geld geraubt» — «Haben Sie Gnade mit meinen Kindern», fleht ein anderer, dem die Correspondenz 5 Fl. gekostet und der 35 zur «Caution» geborgt hatte!" Doch genug! Ungern verweile ich bei diesem Elend und diesen Gaunereien nach kosmopolitischem Maßstabe. Aber kein einziges Blatt in Deutschland, ob groß oder klein, ob politisch oder unpolitisch, ob es in die Paläste oder in die Hütten kommt, sollte darüber schweigen. Dies muß der Verwendung eines so großen Raumes für dergleichen auch im „Deutschen Museum" zur Entschuldigung dienen.

Die Engländer selbst erfreuen sich der Ferienstille. Nur im Westen, in Irland, das „westlich vom Gesetz" liegen soll, wie man hier sagt, steigt eine Wolke auf, wenn auch erst eine Hand groß. Die „Fenier" in Irland werden „störend". Die irischen Blätter des Südens bringen Rapporte über deren militärische Exercitien an jedem Abend und bei Nacht in Colonnen von 3—5000 Mann als Vorbereitung auf eine Rebellion. Sie haben gediente Sergeanten der amerikanischen Armee, Irländer, zu Exercirmeistern.

Digitized by Google

Da diese Manöver schon seit zwei Jahren sich ausdehnen, seien viele Tausende in die Taktik regulärer Truppenkörper eingeübt. „Sie manövriren freilich nur mit Stöcken, aber die Waffen sind irgendwo in Bereitschaft.“ Die orangistischen Blätter des Nordens, wie der „Northern Whig“, haben zu lachen aufgehört und begehren ein Einschreiten der Regierung. Unter anderm sagt der „Whig“: „Die Regierung kennt alle Führer, alle Centren ꝛc. Es war immer so mit irischen Rebellionen. Ihre ersten Führer waren verkleidete Wölfe, die alles, was in einem Conclave geschah, sofort der Regierung mittheilten. Eine irische Conspiration ist ein Wettstreit zwischen den Conspiratoren, wer der erste sein solle, die übrigen zu denunciren.“ Das klingt pikant. Aber die Sache ist nicht ganz so. Im vorigen Jahre verhaftete man dreimal Fenier, aber der Richter mußte sie laufen lassen, wobei er — allerdings unweise — die Bemerkung machte, die Organisation dieser Societät habe es verstanden, alles Spüren der Sicherheitsbehörden zunichte zu machen. Diese Organisation ist derjenigen der ci-devant Carbonari in manchem ähnlich — eine enorme Zahl von Gruppen, die einander nicht kennen, als Centren der großen Masse, dabei aber ein Bewahren des «Scheins größter Oeffentlichkeit in Nebendingen».“

Man vermuthet, die Regierung wolle sich vor einem Mislingen des Fanges schützen und erst dann darunterfahren, wenn die Sache ganz sicher, d. h. keine Schlupflöcher im verzwickten Gesetzesschematismus benutzt werden können. Schon seit Monaten lenkte ich die Aufmerksamkeit auf die Manöver der „Fenier“ in Irland, welche unter dem Namen „Brüderschaft von St.-Patrick“ ihre Verzweigungen in England und Schottland haben. So leicht, wie die englische Presse vorgibt es thun zu können, ist die Sache nicht zu nehmen. Was der „Senior“ der Fenier, Campbell, jüngst in Amerika äußerte: „Wir haben hundert Ströme und verbundene Seen in Irland, und mit Ausnahme des Shannon hat keinen derselben englisches Kapital schiffbar zu machen der Mühe werth gehalten; so kann uns ihre Flotte wenig anhaben, selbst mit dem kleinsten Kriegsschooner, wenn es zum Kampfe kommt“ — ist nun einmal vollkommen richtig. Berechnet man ohnehin die Kleinheit der stehenden Armee Englands „daheim“ und ferner, daß beinahe zwei Drittheile derselben aus Irländern bestehen, ferner, daß die „Uniform“ keineswegs in solchem Respect wegen des „esprit de corps“ steht wie auf dem Continent, wo das Material der Armeen nicht aus denen besteht, die nichts anderes mehr im Leben anzufangen wissen, Gesindel zum Theil, so erscheint eine Rebellion in Irland nicht ganz so ungefährlich, als die „Times“ glauben machen will. Die Regierung verschließt sich auch der klarern Anschauung nicht, und, wie eben aus Irland eingelaufene Depeschen melden, hat sie, um die in Amerika bereits arrangirten Zuzüge abzuschneiden, Befehl gegeben, mehrere Kanonenboote und zwei Kriegsfregatten an der irischen Westküste vor Anker gehen zu lassen. Ebenso wenig freilich, wie jemand die unverständige Behandlung Irlands von seiten der englischen Parlamente billigen kann, wenn er seine Information nicht aus trüber englischer Quelle schöpft, gibt es auch jemand, der an den Erfolg solcher Rebellion glaubt. Aber heillosen Unfug, und das in großem Umfange anzurichten, sind die Fenier in Irland auch ohne amerikanische Verstärkungen, die schon in kleinern

Digitized by Google

Passagiertrupps anlangen, nur zu wohl im Stande. Das niedere Volk in England, das allein in London 700000 Irländer umfaßt, sympathisirt mit jenen Manövern mehr oder weniger. Uebrigens hat soeben eine parlamentarische Commission — vom Datum vor der „Auflösung" — in einem erst jetzt veröffentlichten Rapport empfohlen, den Irländern „ein" Gesetz über „Tenant-right" (Pächterrecht) gegenüber den „zweihundert" Gesetzen zu Gunsten des Grundeigenthümers zukommen zu lassen. Obiges ist eine der ältesten Beschwerden Irlands, die Gleichstellung mit englischen und schottischen Tenants verlangend. Allerdings sind auch die letztern nur durch eine Art Gewohnheitsrecht geschützt und erlangen zumeist von den einsichtigern Grundbesitzern Entschädigungen für ihre Auslagen an Verbesserungen der Farmen. Der irländische Grundeigenthümer aber hat dieses Gewohnheitsrecht immer ignorirt, trotz der Warnungen „agrarischer Morde". Und so kam es in tausend Fällen vor, daß er einen kleinen Pächter von Haus und Hof trieb, sobald ihm ein Mehrgebot an Pacht von einem andern gemacht worden. Dann erhielt jener Aermste von ihm keinen Heller Entschädigung, selbst wo die von demselben vorgenommenen Verbesserungen sein kleines Kapital verschlungen und den Werth der Farm verdreifacht hatten. Darum wird endlich vorgeschlagen, für Irland aus dem Modus des englischen „ungeschriebenen" Gewohnheitsrechts ein „geschriebenes" Gesetz zu machen. Geschieht dieses, so ist jeder künftigen Rebellion mehr als die Hälfte ihres Bodens entzogen. Aber es wird hart halten, ehe die Whigs und Tories im Parlament, bei denen „unbeschränkter Eigenwille des Eigenthums" eine Art Cultus geworden ist, ihr Votum für eine so humane und politisch-weise Maßregel geben werden, gewohnt wie sie sind, auch dergleichen allein als Object eines „Freihandels" nur nach der kalten Proportion von „Nachfrage und Bedarf" zu behandeln. Ginge dies auch wol mit dem Stückchen Grund und Boden, so geht es nicht mit dem irischen Herzen, das sich nun einmal mit einer oft rührenden Treue und Zähigkeit an das arme kleine Kartoffelland, weil es ja ein Stückchen von „old Ireland", anklammert. Davon hat der fernlebende „Landlord" selten eine Ahnung; wenn er seine bezüglichen Decrete fällt, ohne deren grausame Tragweite zu ermessen oder mehr zu fühlen als bei dem Abschluß eines Geschäfts auf neue Kaffeesorten.

Der Räuberroman, den das Publikum von Mr. Moens, Börsenmäkler aus London und jüngst drei Monate lang Gefangener eines modernen Fra Diavolo im Neapolitanischen, das Recht haben will zu erwarten, kommt noch immer nicht zu Tage, obwol die allgemeine Neugier auf den Fußzehen steht. Mr. Moens, dem Schoße seiner Familie zurückgegeben, bleibt einsilbig, wie aus Neapel geschrieben wird. Man hält es für möglich, daß er „Urfehde" habe schwören müssen, ehe ihn der „Chef" der Bande entließ gegen Aushändigung von 20000 Dukaten Lösegeld. Doch gibt es auch ganz sonderliche Zweifler. Es fällt auf, daß die Zeitungen dem Erlösten in Leitartikeln vorerzählen, wie jüngst ein englischer Photograph mit einer gleichen Räubergeschichte seinen Verwandten und Freunden 50 Pfd. St. Reisespesen abängstigte, ein Geld, das nie in Räuberhände gelangte. Solche Zweifler kennen die Reisekarte von Neapel genau und erklären es für „seltsam", daß ein vorsichtiger Bankier wie Hr. Moens,

Digitized by Google

gegen Räuber gewarnt, sorglos von der belebten Straße abgewichen und die unsicherste und notorisch ödeste Gegend, von Pästum nach Eboli, zu einem unnöthigen Wagestück von Spaziergang gewählt haben sollte. „Wenn" ihm da wirklich was passirte, so könne er sich ebenso wenig verwundern, als wenn er, durch ein Diebsviertel von St.-Giles zu London promenirend, sein seidenes Taschentuch aus der Hintertasche hängen und sich stehlen ließe. Armer Meister Moens! Muthmaßlich sind obige etwas schnöde Winke nur eine „ruse", ein Pfiff, um ihm die Schilderung seiner „hundert Tage" abzuquälen oder abzunärgern. Wahr, er verdankt den liberalen Geldbeuteln seiner Freunde seine Befreiung, und er selbst hat über die Wahrheit seiner Erlebnisse nur so viel verlauten lassen, daß der Räuberchef selbst ihm beim Abschiede einen schönen Ring „zum Andenken" verehrte und sich auch nicht lumpen ließ, sondern ihm von seinem Lösegelde 20 blanke Napoleonder großmüthig als Viaticum nach Neapel übergab. Was die zweifelnden Leitartikler am meisten erbost, ist die Höhe des Lösegelds, die bei italienischen Banditen alles „Herkommen" übersteige, „denn für 7500 Pfd. St. könne man dort ein Dutzend Dörfer kaufen. Die Schwierigkeit in der Unterdrückung der Brigandage werde der italienischen Regierung wahrlich nicht dadurch erleichtert, daß reisende Briten «Wolf! Wolf!» zu schreien beliebten und das officielle und nichtofficielle England in Aufregung versetzten." Armer Mister Moens!

Notizen.

Das neue geschichtliche Lustspiel von Gustav zu Putlitz: „Um die Krone", welches bereits in Schwerin mit glänzendem, in Dresden mit mäßigem Erfolg zur Aufführung kam, wird auch nächstens an dem berliner und wiener Hoftheater in Scene gehen. In Dresden wird die erste Vorstellung des Winterabonnements „Otto III." von Julius Mosen sein, ein rühmenswerther Act der Pietät gegen den kranken Dichter, indem diese geschichtliche Tragödie vor 25 Jahren zuerst am dresdner Hoftheater zur Aufführung gekommen war, und als zweite Novität der Saison wird Rudolf Gottschall's „Catharina Howard" folgen.

Ueber Karl Gutzkow's Befinden lauten die Nachrichten noch immer nicht günstiger, obwol die Anwesenheit seiner Lieblingstochter auf ihn erheiternd und tröstlich wirkt. Jetzt quält ihn oft die Angst, daß seine Werke ihm von andern streitig gemacht würden, namentlich hegt er diese Besorgniß in Betreff seines „Uriel Acosta". So scheint der Kreis der Wahnideen, in dem sich seine krankhaft erhitzte Phantasie bewegt, keineswegs ein festgeschlossener zu sein. Die Wissenschaft der Seelenheilkunde hat zu entscheiden, ob diese Thatsache mehr einer günstigen oder ungünstigen Prognose Raum gibt.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine Sammlung von Aufgaben
aus der bürgerlichen, kaufmännischen, technischen und politischen
Rechenkunst
für höhere Bürger- und Realschulen, sowie für Gewerb-, Handels-, Forst-, Berg-, Landwirthschaftsschulen und andere technische Lehranstalten.
Aufgestellt, gesammelt und herausgegeben von
Dr. **Heinrich Gräfe.**

Zweite Auflage, mit Rücksicht auf die neuesten Bestimmungen über Maße, Gewichte, Münzen, Curs-notirungen ꝛc. umgearbeitet und vermehrt.
8. Geh. 1 Thlr.

Die Rechenaufgaben Gräfe's, des bekannten Directors der Realschule in Bremen, sind so zahlreich, so verschiedenartig eingekleidet und so mannichfachen Lebensverhältnissen entnommen, daß sie dem Unterrichtsbedürfniß jeder Anstalt genügen. Das Buch fand daher bereits in vielen Schulen Eingang und wird in dieser umgearbeiteten, erweiterten und berichtigten zweiten Auflage gewiß zu noch größerer Verbreitung gelangen.

Die **Resultate** der Aufgabensammlung (Preis 10 Ngr.) sind ebenfalls in zweiter Auflage erschienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.
Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.
Neue Folge.
Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Das soeben erschienene neunte Heft enthält:

Italien und der projectirte deutsch-italienische Handelsvertrag. — Die Physiognomie des 19. Jahrhunderts. Eine Studie von Rudolf Gottschall. — Hermann Schulze-Delitzsch, preußischer Abgeordneter. — Land und Leute in den Miquelländern. Zweiter Artikel. — Landwirthschaftliche Krisen. Von Dr. A. Fraas. — Der Genickkrampf. — Feuilleton (Nekrologe. Literatur. Theater. Erd- und Völkerkunde. Medicinisches. Technologie).

Monatlich ein Heft von 5 Bogen zum Preise von 6 Ngr.

Die bisher erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der deutschen Poesie
nach ihren antiken Elementen.
Von **Carl Leo Cholevius.**
Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Erster Theil. Von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wieland's französischer Grácität.

Zweiter Theil. Von der Feststellung des classischen Ideals durch Winckelmann bis zur Auflösung des Antiken in der eklektischen Poesie der Gegenwart.

Karl Rosenkranz, der berühmte Aesthetiker, erklärte das Werk für eine höchst wichtige, mit dem größten Fleiß und feinstem Geschmack ausgeführte literarische Arbeit, die ihrer Darstellung halber auch das größere Publikum fesseln werde. Auch sonst hat das Werk die günstigsten Beurtheilungen erfahren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 40.** 5. October 1865.

Das **Deutsche Museum** erscheint in wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen, zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ueber Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strasburg. Von G. Haebler. II. — Literatur und Kunst. Neue lyrische Gedichte. (Heinel, Gedichte; v. Schober, Gedichte; v. Loeper, Gedichte; Herrmann, Schoklänge aus Venusia; Möser, Gedichte.) Die Idee der Unsterblichkeit. (Huber, Die Idee der Unsterblichkeit.) — Correspondenz. (Aus Neuyork. Aus Frankfurt a. M.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strasburg.

Von
G. Haebler.

II.

Wenn man sich in das Ganze von Wolfram's Dichtung so versenkt hat, so erscheint ihre berüchtigte Einleitung, gegen die wegen ihrer Unverständlichkeit schon Gottfried Gift und Galle sprudelte, als eine Ouverture, kaum räthselhafter als die des „Don Juan" mit ihrer Vereinigung von dröhnendem Geisterschritt und jubelnder Lebenslust. Vielleicht verzeihen unsere Leser, wenn wir sie ihnen noch vorüberführen.

Der Dichter beginnt: „Ist Zweifel" (d. h. Wankelmuth) „des Herzens Nachbar, das muß der Seele sauer werden. Schmähliches und Löbliches ist da, wo unverzagten Mannes Sinn gemischt ist wie Elsternfarbe. Ein solcher kann noch immer froh sein, denn an ihm hat beides

Digitized by Google

Antheil: der Himmel und die Hölle. Der unstete Geselle hat die schwarze Farbe allein und wird auch zur Finsterniß fahren. Dagegen hält sich an die weiße der Mann von beständiger Gesinnung."

Was das im allgemeinen bedeute, ist wol nicht so übermäßig schwer zu verstehen. Wer aber gelesen hat, was den Knaben Parzival seine Mutter lehrt, der wird das Bild von den Farben doch noch bedeutungsvoller finden. Ob der Dichter bei denen, welche halb des Himmels und halb der Hölle sind, an Parzival nicht mit gedacht habe, scheint mir zweifelhaft. Gewissermaßen bricht Parzival keine Treue, weil er seinem Lehnsherrn im Himmel keine geschworen hat; ich möchte aber doch im ganzen glauben, daß nur die Herzelohden und Sigunen und Condwiramur der Dichtung nach der Meinung des Dichters ganz weiß sind, während die Männer alle etwas elsterfarbig schillern, wie es der gute Feirefiz, schwerlich ohne alle symbolische Nebenbedeutung, leibhaftig thut.

Der Dichter fährt fort: „Dies fliegende Gleichniß ist Unerfahrenen zu schnell; sie können es nicht enträthseln; denn es kann vor ihnen herfliehen wie ein aufgescheuchter Hase: Zinn, auf die Rückseite des Glases gelöthet, und der Traum des Blinden, die geben wol ein Antlitz; doch kann dieser trübe, leichte Schein nicht dauern; fürwahr, er macht kurze Freude. Wer rauft mich, wo nie ein Haar wuchs, innen an meiner Hand? Der hat sehr nahe Griffe (d. h. gefährliche Ringerkniffe) gelernt! Spreche ich auch gewissermaßen furchtsam, so entspricht das doch meiner reifen Einsicht. Will ich Treue finden, wo sie schwinden kann wie Feuer im Brunnen und Thau vor der Sonne?" Diese Stelle dürfte die kühnste sein und dem Verständniß am meisten Hindernisse bieten. Ich glaube, der erste Satz bezieht sich nicht auf das Vorhergegangene, sondern auf das Folgende, und der Sinn ist ungefähr dieser: Ich will ein Räthsel aufgeben, das der Unerfahrene nicht wird lösen können. Was ist wie Spiegelbild und Traum des Blinden schwankend und wenig werth? — Die Antwort soll sein: Untreue. — Wer rauft mich in der hohlen Hand? — Antwort: Der Ungetreue, der uns schädigt, indem er uns freundlich die Hand drückt, der mit Händedruck uns verräth. Gegen einen solchen hilft nicht Muth; da ist vorsichtiges Meiden höchste Weisheit.

Es heißt nun weiter: „Auch kannte ich nie so weisen Mann, der nicht gern Kunde haben möchte, welche Steuer diese Geschichten begehren und was sie für gute Lehre bieten. Nun, sie lassen sich's nicht sauer werden, zu fliehen und zu jagen, zu weichen und wiederzukehren, zu tadeln und zu preisen. Wer diese Spiele alle versteht, an dem hat die Weisheit wohlgethan, wer sich nicht versitzt, noch vergeht und auch sonst Bescheid weiß."

Digitized by Google

Wer die Uebersetzungen von Simrock und San-Marte mit dem Urtexte vergleicht, der müßte diese Stelle für die schwierigste halten; denn beide Uebersetzer haben sich in umschreibender Weise vom Wortlaute mehr als einmal entfernt. Den Ausdruck disiu maere übersetzt San-Marte mit „diese Sätze", und Simrock umgeht ihn ganz. Mir scheint nichts anderes darunter verstanden werden zu können als des Dichters Werk, von dem ein größerer oder kleinerer Theil schon bekannt und besprochen gewesen sein mag und das dem Dichter jedenfalls vollendet vorlag, als er dieses Vorwort schrieb. So aufgefaßt, enthalten sie ein fröhliches Eigenlob und bedeuten etwa Folgendes: Ich habe noch keinen gesehen, der mit meiner Dichtung ganz allein fertig geworden wäre. Man möchte wissen, wie sie eigentlich gefaßt und gewürdigt sein will, und was für gute Lehren sie bietet. Nun, an lehrreichem Inhalt fehlt es ihr nicht; nicht an Lob, noch an Rüge. — Und nun folgt dann wieder die Hauptlehre, die sie enthält, die Rüge der Untreue und später das Lob der Treue. Der Dichter fährt fort:

„Falschheit in der Freundschaft fördert zur Hölle und fällt wie Hagel auf hohe Würdigkeit. Ihre Treue hat so kurzen Stachel, daß sie den dritten Biß nicht vergalt, als sie mit den Bremsen zum Walde flog." Der erste Satz versteht sich leicht; der zweite mag wol auf eine damals allbekannte Fabel angespielt haben, die aber, so viel wir wissen, nicht aufgefunden worden ist. Nun heißt es weiter:

„Diese mannichfachen Erörterungen betreffen aber nicht nur die Männer. Auch den Frauen stecke ich diese Ziele. Die auf meinen Rath achten will, die soll wissen, wohin sie ihren Preis und ihre Ehre wenden solle und wem ihre Liebe und Würde geben, damit ihre Keuschheit und Treue sie nicht gereuen möge. Ich erflehe guten Frauen von Gott, daß rechtes Maß sie leite. Scham ist ein Schloß vor aller Sitte. Ich brauche größeres Heil nicht für sie zu erbeten. Die Falsche erwirbt falsches Lob. So beständig, wie dünnes Eis ist, auf welches heiße Augustsonne scheint, so bald vergeht ihr Ruhm. Manches Weibes Schönheit ist weithin berühmt. Ist ihr Herz aber das Gegentheil davon, so lobe ich das, wie ich in Gold gefaßtes Glas loben würde. Das aber halte ich nicht für werthlos, wenn einer in unscheinbares Messing edlen Rubin setzt und seine ganze dichterische Kraft daran wendet; und solchem edlen Rubine vergleiche ich den Sinn eines trefflichen Weibes. Wenn eine ihre Frauenpflichten recht erfüllt, da werde ich nicht auf die Farbe sehen, noch auf das Dach des Herzens, das man sieht. Ist sie innerhalb der Brust makellos, so soll hohes Lob ihr nicht fehlen."

Die Tendenz dieser Worte ist klar. Schwierig ist nur Eine Stelle: ich enhân daz niht für lihtiu dinc, oyver in den kranken messinc ꝛc. Simrock nimmt das als Tadel gegen Dichter, die etwas dergleichen

Digitized by Google

thäten; aber dann bietet die Stelle weder den angekündigten Gegensatz gegen das Vorhergehende, noch läßt sich die nöthige Uebereinstimmung mit dem Folgenden gewinnen. Wenn die Worte und all die Aventiure sin von Simrock „und alle seine rothe Glut", von San-Marte „und was du Kostbares magst besitzen" übersetzt werden, so scheint uns beides weder aus dem Sprachgebrauche leicht erweisbar, noch mit dem, was zunächst steht, vereinbar. Warum sollte die aventiure nicht hier sein, was sie an der berühmten Stelle ist, wo der Dichter sie an sein Herz klopfen läßt, nämlich die Muse des ritterlichen Sängers! Es ist offenbar eine Hindeutung auf die Mohrenköniginnen Balakane und Secundille, welchen der Dichter sein warmes Lob gegeben hatte, was ihm vielleicht von manchen zwischen weißen Wangen schimmernden rothen Lippen getadelt worden war. Die Einleitung lautet dann weiter:

„Wenn ich Frauen und Männer so recht prüfen sollte, wie ich es vermag, das würde zu weit führen. Nun hört die Art dieser Dichtung! Sie kündet euch beides, Lust und Leid; Freude und Angst ist darin enthalten. Nun laßt es drei solche Leute geben, wie ich bin, und jeder besonders besitze gleiche Kunst wie ich; gleichwol müßte es wunderbar glücken, wenn sie euch kundthäten, was ich allein euch verkünden will. Es sollte ihnen sauer werden!"

Die Stelle, in der wir mit Simrock völlig im Einklange zu sein glauben, ist wol nicht so zu nehmen, wie sie San-Marte faßt, der sie nicht ohne Gewaltsamkeit als erneutes Selbstlob des Dichters nimmt. Hier will er nicht sich selbst preisen, sondern er scheint mir im Gegentheil sein eigenes Verdienst zurückzustellen, indem er den Werth dessen erhebt, was er zu bieten habe, eine Geschichte, die er nicht erfunden hat, sondern, wie er gleich sagt, nur erneut. Es heißt nämlich weiter:

„Ich will euch eine Geschichte erneuen, die kündet von großer Treue, von weiblicher Weibessitte und von Mannesmannheit, die so grade war, daß sie niemals der Härte gegenüber sich beugte. Sein Herz trog ihn darin nicht: er Stahl; wo er zum Streite kam, da nahm seine Hand siegreich manchen rühmlichen Preis: der Kühne, langsam Weise (spät erst zur Weisheit Gelangende), so grüße ich meinen Helden! Der Frauenaugen Süße, die Sehnsucht weiblicher Herzen, vor allem Makel eine wahre Flucht! Den ich mir hierzu erkoren habe, er ist jetzt in meiner Geschichte noch gar nicht geboren, er, dem diese Dichtung zu eigen gehört und viel Wunderbares, was sich drin begibt."

Wir denken, diese Stelle sei nicht so schwer verständlich, auch wenn man Ausdrücke, wie „eine Flucht vor Makel" für „ein Mann, der den kleinsten Makel meidet", nicht erst ängstlich umschreibt. Wenn Simrock gibt „versucht und weis'", so scheint er gar nicht traeclîche wîs gelesen zu haben. Aber daß Wolfram seinen Helden als einen uns

Digitized by Google

ankündigt, der spät erst weise werde, ist doch zu sehr nicht nur übereinstimmend mit seiner Dichtung, sondern einer ihrer leitenden Gedanken, als daß man sich dieses Wort sollte verloren gehen lassen. Auch die Stelle, wo er Waliser und Baiern vergleicht und sagt, als die Klügsten wären sie beide nicht berühmt, aber mannliche Wehrhaftigkeit sei ihnen nicht abzusprechen, stimmt damit vortrefflich zusammen. Weit mehr aber müssen wir San-Marte hier wegen allzufreier Uebertragung auf das ernstlichste tadeln. Nicht nur versetzt er Worte von einer Stelle an die andere, sondern aus dem traeclicne wis spinnt er volle sechs Zeilen heraus. Wie kann sich ein Uebersetzer vermessen, einen so königlich reichen Geist, wie Wolfram ist, in dieser Weise beschenken zu wollen! Und wenn das nothwendige Herablassung zu den Schwachen sein soll, so sind wir der Ansicht, daß solche Säuglinge den Wolfram überhaupt noch nicht genießen sollten.

Tristan und Isolde.

Gegenüber dem Werke, das wir eben betrachteten, und meist auf seine Kosten erhebt man Gottfried's „Tristan und Isolde" als ein Werk, dessen bezaubernde Anmuth, dessen psychologische Feinheit sogar zur Nachsicht zwinge mit manchem von sittlichen Standpunkten Bedenklichen, das es freilich biete.

Diese Dichtung beginnt mit einer Einleitung, deren erste 32 Zeilen Gervinus so übersetzt: „Gedächte man ihrer nicht in Güte, von denen der Welt Gutes geschieht, so wäre alles, was Gutes geschieht, so gut wie nicht vorhanden. Wer, was der Gute in guter Absicht der Welt zugute thut, anders als in Güte aufnimmt, der thut unrecht. Man tadelt wol vieles, was man doch gern mag, und bald ist einem das wenige zu viel, und bald will man, was man nicht will. Es ziemt aber, das, dessen man doch bedürftig ist, zu loben und sich wohlgefallen zu lassen, was uns wohlgefallen soll. Theuer und werth ist der, der Gutes und Böses unterscheiden und jeden nach seinem Werthe beurtheilen kann. Ehre und Lob unterstützen die Kunst, die zu Lobe geschaffen ist, die, wo ihr Preis und Ermunterung zutheil wird, mannichfach aufblüht. Wem Ehre und Lob nicht wird, das wird uns gleichgültig, lieb aber, was geehrt wird und seines Lobes nicht verlustig geht. Es sind aber deren so viele, die nun die Art oder die Unart haben, das Gute übel, das Ueble gut zu deuten."

Wir sind bescheiden genug, zu bekennen, daß wir, obwol hier Zeile um Zeile, einzeln genommen, nicht schwierig erscheint, uns doch der langen Rede kurzen Sinn kaum zu enträthseln vermögen. Es wird wol heißen sollen: Liebe Leser, lobt mich!, mit leiser Hindeutung darauf, daß auch er, der Dichter, dankbar allerlei nicht immer

Digitized by Google

Gelobtes, wie Unzucht und Ehebruch, vortrefflich finden wolle. Wenn Gervinus schreibt: „Wir haben hier die weichsten und feinsten Gesinnungen in Bezug auf das gesellige Leben, auf den menschlichen, und, wenn man es sagen darf, auf den literarischen Verkehr", so betrachten wir sein „wenn man es sagen darf" als ein sehr wichtiges Wort. Wir dächten, man dürfte solche Gesinnungen höchstens die weichlichsten und elendesten nennen, aber die feinsten doch wol nicht. Und was ihren breiten, unklaren Ausdruck anlangt, so gleicht er wol der Ausdrucksweise, in welcher Spitzbuben im Drama oder Lustspiel mit unverdächtigen Worten über hängenswerthe Dinge sich verständigen, aber er ist wenig geeignet, gleich an den Pforten der Dichtung Ehrfurcht vor dem Dichter oder Wohlgefallen an seiner Anmuth zu erwecken. Das siebenmalige Klingeln mit dem Worte „gut" in den ersten beiden Sätzen ist eine von den wunderbaren Künsten Gottfried's. Ein ähnliches poetisches Kunststück im letzten Satze hat Gervinus an die Erde fallen lassen, mit einer Gleichgültigkeit, die sich mit so warmer Bewunderung gar nicht wohl verträgt. Er übersetzt leichthin: „Es gibt viele, welche die Art oder Unart haben", Gottfried beginnt in der ersten Zeile: Ir ist so vil, die des nu pflegent, und schließt dann in der vierten: die pflegent niht, si wider pflegent. Die Einleitung verkündet dann, daß die Leser eine Liebesgeschichte erwarten. Der Dichter kann nicht umhin, diejenigen verehrungswürdigen Glieder seines Publikums, „die nur in Freuden wollen schweben", d. h. die Ahnen derer, die heute nur Possen im Theater sehen wollen, auf einigen Schmerz vorzubereiten. Nachdem er ihnen, verbindlich gegen jedermann, gewünscht hat: „die laff' auch Gott mit Freuden leben!" bittet er sie dringend, etwas Liebesleid doch freundlichst in den Kauf nehmen zu wollen, und endlich schließt dies schöne Document mit den Worten: „Ich will euch wol berichten von edlen Sehnsüchtigen, die reine Sehnsucht wohl bewiesen; ein Sehnsüchtiger und eine Sehnsüchtige, ein Mann, ein Weib, ein Weib, ein Mann, Tristan, Isolt, Isolt, Tristan.

Daß diesem Manne der gedankenvolle Wolfram ein „Finder wilder Märe" erschien, und daß er „sich nicht die Muße nehmen wollte, die Glossen dazu in schwarzen Büchern zu suchen", wie er wegwerfend sagt, das begreift sich leicht. Warum man eines Mannes Kümmerlichkeit sechs Jahrhunderte später noch verherrlichen lassen sollte, der bei Lebzeiten gegen Bessere so frech war, das können wir nicht absehen. Aber nicht deshalb versuchen wir das hohle Wortgeklingel seiner trivialen Vorrede an den Pranger zu stellen, weil wir sie neben Wolfram's Einleitung stellen, sondern weil wir der schlichten Einleitung der „Metamorphosen" gedenken und der sinnigen Weise, in der Ariost seine Gesänge zu beginnen pflegt. Wir sind wahrhaftig geneigt, dem Dichter einigen

Digitized by Google

Leichtsinn nach zusehen, wenn er ihn durch Anmuth zu aden weiß; aber neben einem Inhalt, dem alle sittliche Würde fehlt, eine Form zu dulden, in der kümmerliche Künste sich auf das anmaßlichste breit machen, das sind wir nicht gesonnen, solange wir noch Zunge oder Feder zum Proteste rühren können.

Aber der Vorhang rolle empor und zeige die Scenen des gefeierten Werkes!

In Parmenie lebt Riwalin, er bekriegt seinen Lehnsherrn Morgan, besiegt ihn und geht dann zu König Marke, an dessen Hofe er sich als stattlichster Ritter erweist und die Liebe der Schwester des Königs, der schönen Blancheflur, gewinnt. Als er, für Marke streitend, lebensgefährliche Wunden erhalten hat, schleicht diese verkleidet zu ihm, und es geschieht ein Unglück. Bald darauf fällt ihm Morgan ins Land; als er heimzieht, bittet ihn Blancheflur um Gottes willen, er solle sie ja mitnehmen, denn in Cornwall sei ihres Bleibens nicht. Riwalin nimmt sie mit, macht die erwähnte Voreiligkeit durch Vermählung gut, und fällt gegen Morgan. Blancheflur stirbt bald darauf im Kindbett; den kleinen Sohn gibt der treue Maschall Rual für den seinen aus und nennt ihn Tristan.

„Sein Held wird geboren von einem Verführer und einer Verführten", sagt Gervinus. Das hätte doch noch Sinn, wenn es nur wahr wäre! Aber dieser Riwalin ist erstens ein so grundehrlicher Mensch, wie nur einer denkbar sein mag, und warum er, der beste Ritter an König Marke's Hofe, ein Mann, der fast Todwunden in König Marke's Kriegen empfängt, König Marke's Schwester — es ist nicht etwa seine Tochter, seine Erbin! — nicht soll heirathen dürfen, das liegt jenseit aller menschlichen Einsicht. Also erstens ist Riwalin kein Verführer; zweitens denkt Gottfried nicht daran, ihn zu so etwas Strafbarem machen zu wollen. Ueber den Fall, daß er Morgan angreift, windet er sich eine Seite lang in schweren Bedenken, und während ein mittelmäßiger Dichter selbst eine Motivirung dafür erfunden haben würde, erklärt er schließlich blos, daß er sich mit der Sache nicht zu helfen weiß. Der Dichter, der später Kamele verschluckt, seiht hier noch Mücken. Warum gehen nun aber die Dinge nicht ihren geraden Gang? Man erkennt das leicht. Liebe edler Damen durch wackere That zu gewinnen, das war ein dagewesenes Motiv. Man wollte Pikanteres; Liebeshändel mußten etwas lüsterner verlaufen. Gottfried wäre eigentlich auch gern etwas unanständig; aber er kann es aus eigenen Mitteln nicht beschaffen. Wie das Unglück geschehen ist, da setzt er sich ans Bett, bedenkt, ob solche Alteration dem guten Riwalin nicht sehr ungesund sein wird, und erhebt sich durch fromme Betrachtungen.

Digitized by Google

Wer's nicht glaubt, der höre! „Auch war er von dem Weibe und von der Minne beinah todt. Hätte Gott ihm nicht aus der Noth geholfen, er hätte nie genesen können. So genas er; denn es sollte sein." Mit seinen Künsten verherrlicht er diese Liebe dann noch folgendermaßen: „So war er sie, und sie war er; er war der Ihre, sie war sein; wo Blancheflur, da Riwalin; wo Riwalin, da Blancheflur; wo beide, da treue, liebe Engel (leal amur)." Ich hoffe, das „ein Mann, ein Weib, ein Weib ein Mann; Tristan, Isolt, Isolt, Tristan" ist noch im Gedächtniß, um zugleich den Reichthum des Sängers zu kennzeichnen, der mit solchen Effecten sich so rasch wiederholen muß.

Nachdem Rual's Gemahlin bis zum siebenten Jahre Tristan's Erziehung besorgt hat, wird er bis zum vierzehnten ins Ausland geschickt, aus dem er als Inbegriff aller Kunst und Weisheit zurückkehrt. Darauf entführen ihn norwegische Kaufleute, welche die Gerechtigkeit des Himmels durch Seesturm zwingt, ihn an der Küste von Cornwall auszusetzen. Er trifft dort in der Oede zuerst zwei Pilger, denen er sagt, daß er sich von einer Jagdgesellschaft verirrt habe, deren Hörner er vernimmt; dieser Jagdgesellschaft berichtet er dann wieder, daß er eines Kaufmanns Sohn sei, imponirt ihr unsaglich durch Jägerroutine, und wird zu Marke mitgenommen, bei dem er bald zu höchster Gunst gelangt, besonders auch wegen seiner sprachlichen und musikalischen Errungenschaften. Indessen macht sich Rual auf, nach dem verlorenen Zögling zu suchen. Er sucht hinten tief in Irland und Norwegen, bis er sein ganzes Geld verzehrt hat und sogar etwas abgelappt aussieht; dann begegnet er denselben beiden Pilgern, die Tristan zuerst getroffen hat, und die bringen ihn auf die rechte Fährte. Darauf sagt er dem König Marke, daß Tristan sein Neffe sei; Marke freut sich unsaglich und gibt ihm den Ritterschlag. Da hier Gottfried nicht mit Festschilderungen lästig werden will, so sagt er: Muth, Gut, Gewandtheit und höfischer Sinn hätten den Tristan ausgerüstet, und macht eine kleine Excursion über die Leistungen seiner Vorgänger, in welcher er Hartmann und Walther und andere höchlich lobt, und dem Wolfram, ohne ihn zu nennen, andeutet, daß er nicht wagen möge, sich neben einen Mann wie Hartmann stellen zu wollen; er, Gottfried, habe dabei ein großes Wort mitzusprechen, und er werde sich unterstehen, ihm das zu wehren.

Es ist schwer, nicht zu sagen, daß dies von Schritt zu Schritt Albernheiten sind. Alle Welt hat gesehen, daß Gottfried im Gegensatz zu Parzival's Aufwachsen im Walde seinem Helden den entgegengesetzten Bildungsgang geben will. Hätte er einen Funken von poetischer Schöpferkraft, so würde er ihn also an einem glänzenden Hofe unter

Digitized by Google

den Einflüssen feinsten Lebensgenusses sich zum Weltmann heranbilden lassen und uns in Begebenheiten und Gestalten den Charakter solcher Umgebung und ihren nothwendigen Einfluß zeigen. Statt dessen sagt er, daß er, mit einem Hofmeister in die Welt geschickt, alle möglichen Sprachen gelernt, alle möglichen Bücher gelesen, auf allen musikalischen Instrumenten sich versucht, alle ritterlichen Uebungen getrieben, alle Jägerkünste und alles „Hofspiel" sich angeeignet habe; sollte er ja etwas vergessen haben, was er später seinem Helden zuschreiben wollte, so wahrt er sich durch die Worte: „Er lernte alle Stunden, heute dies und morgen das, heuer gut, zu Jahre besser." Mit 14 Jahren hat der Junge classisches und Realgymnasium, Conservatorium, Forstakademie und Cadettenhaus absolvirt, und Wolfram's alberne Ideen von Heldenkindheit sind für alle Zeiten überwunden. Das alles verschlnckt Gervinus, indem er „jene weichsten und feinsten Gesinnungen im literarischen Verkehr" auf das liebenswürdigste gegen den Dichter übt. Als Gottfried seinen Tristan wegen des vielen Lernens bedauert hat, da ruft der Kritiker aus: „Welche richtige, tiefe Bemerkungen!" Für ein paar Worte ohne Saft und Kraft, die ihm in den Mund gelegt sind, und die zum erbärmlichsten Gewäsch werden, wenn man einen der frischen Aussprüche danebenstellt, mit denen Ariost einen Rinaldo, einen Ruggiero charakterisirt, erhält Gottfried das Lob: „Die Zeichnung dieses Charakters sucht in aller Welt ihresgleichen." „So erscheint nun dieser Tristan mit jener Welttournüre, die jedermann und besonders die weibliche Gesellschaft einnimmt, die jeden, der sie besitzt, zum Liebling aller, wenn auch nicht gerade zum Gegenstand der Achtung macht." So sagt Gervinus, und wer Gottfried's Dichtung nicht gelesen hat, der denkt sich nun einen glänzenden Hof und galante Abenteuer und was nicht alles. Statt dessen existiren an Marke's Hofe in den Zeiten zwischen Blancheflur und Isolt, soweit in Gottfried's Dichtung dieser Hof sich spiegelt, gar keine Damen, und seine Hofleute, zunächst noch neidlos wie Plato's Götter, und harmloser als Quartaner, fragen dem Tristan englische, lateinische und französische Vocabeln und Phrasen ab, und da er sie alle weiß, so rufen die herzigen Menschen: „Hurrah, alle Welt höre her! Ein vierzehnjähriges Kind kann alle Künste, die es gibt!" Im Folgenden will ich nur auf einige Tiefsinnigkeiten aufmerksam machen. Wozu entführen denn die Norweger den Tristan? Wollen sie den vollendeten Weltmann von 14 Jahren auf den Jahrmärkten für Geld sehen lassen? Warum lügt denn Tristan die guten alten Pilger an, und sagt, er wäre aus Cornwall gebürtig? Warum lügt er denn den König Marke an und nennt sich eines Kaufmanns Sohn, was bei seinen ritterlichen Vorzügen so höchst wahrscheinlich geklungen haben muß? Wir glauben zu wissen warum.

Digitized by Google

Gottfried will mit Rual's treuem Suchen rühren, so muß doch Tristan abhanden kommen, und auch von Cornwall bis Parmenie sich nach Hause zu finden, darf zu gleichem Zwecke dem Weltwunder nicht möglich sein. Damit dies nun nicht als die Wirkung auffallender Beschränktheit scheine, streut Gottfried hier wunderbare Züge undurchdringlicher Schlauheit ein. So muß auch Rual erst nach allen Welttheilen reisen, ehe er ins nahe Cornwall gelangt, damit er schäbig dort anlange wie ein Bettler des Euripides. Wer ist so grob, den Dichter zu fragen, ob seine Gestalten etwas gesunden Menschenverstand haben, wenn sie so unendlich rührend sind!

Darauf rühmt Gervinus die schöne Milde des Dichters, die in jeder Vorführung der bedeutendsten Sänger jener Zeit sich kundgebe. Wir gestatten uns die Bemerkung, daß dort nach 17 Zeilen des Lobes für Hartmann 53 der hochmüthigsten Geringschätzung gegen Wolfram folgen. Feinheit und Bestimmtheit der Charakteristik soll zu rühmen sein in diesem Gerede von krystallenen Wörtchen, und Poesie, die wie am Stickrahmen gemacht sei, soll zu rühmen sein an einem Manne, der von Hartmann sagt: „Ei, wie der die Geschichte mit Worten und mit Sinn, beides auswendig und inwendig, durchfärbt und durchziert!" und dann von Blikker auch nichts weiter zu sagen weiß als: „Seine Zunge, welche die Harfe trägt, die hat zwei volle Seligkeiten, das sind die Worte, das ist der Sinn." Diese Eigenthümlichkeit der beiden konnte ihm freilich auffallen; denn bei ihm sind es nicht selten die Worte ohne den Sinn. Und wenn Gottfried's Kritik wirklich geistvoll wäre, was sie nicht ist, wer wird denn behaupten wollen, daß sie etwas anderes gewesen sei als die Wiederholung fertiger Urtheile? Es ist aber ein billiges, vielgeübtes Kunststück, in die Lobposaune zu stoßen anerkannten Verdiensten gegenüber, wenn es gilt, einem Ringenden einen hämischen Stoß zu versetzen oder sich ein Urtheil zu ersparen, das man selber gewinnen mußte. Es ist ein gewöhnliches Kunststück, Schiller und Goethe zu loben, wenn einer Gutzkow einen Hieb versetzen will oder nichts über ihn zu sagen weiß. Mit dem feinen Sinne homerischer Dichtung soll Gottfried die Beschreibungen vermieden haben. „Er setzt eine Allegorie an die Stelle", sagt Gervinus, „indem er den geistigen Schmuck und den Zierath der Seele seines Helden zeichnet." Mit aller Ehrerbietung gegen Gervinus sei es gesagt, die Bemerkung ist ziemlich ungenau. Die Allegorie betrifft zunächst den Tristan nicht, sondern seine Gefährten bei der Schwertleite und lautet so: „Ihre Kleider waren verziert mit viererlei Reichthum, und jeder der vier war reich in seiner Art. Das eine, das war hoher Muth; das andere das war volles Gut; das dritte war Gewandtheit (bescheidenheit), die diese beiden

Digitized by Google

zuschnitt; das vierte war höfischer Sinn, der nähte alle diese drei. Sie wirkten alle vier trefflich in ihrer Weise: der hohe Muth begehrte; das volle Gut gewährte; Gewandtheit schaffte und schnitt; der Sinn nähte ihrer aller Kleider." Wen dieses Schneidergleichniß entzückt, dem geht es wie Gottfried, der es gleich zweimal hintereinander bringt, wie das Obige zeigt. Vor dieser Allegorie hat er keck gesagt: „Deß bin ich kurz bedacht!" Nun soll er aber den Tristan noch zieren; da fällt ihm das Herz vor die Füße; er winselt in vollen 30 Zeilen über Unvermögen; führt dann eine Liste derer auf, die es besser gemacht hätten oder machen würden als er; dann jammert er in weitern 120 Zeilen zum zweiten male und will um einen einzigen Tropfen kastalischen Nasses flehentlich bitten. Auch in dieser Stelle entdeckt Gervinus selbständigen Kunstsinn und feine Begriffe von den Wirkungen der Poesie, ferner die wahrscheinliche Bekanntschaft mit dem echten Virgil und den Sinn für die plastischen Figuren der Alten, den er später rühmt; aber der schlaue Kritiker hütet sich wohl, sie anders als mit den kräftigsten Kürzungen zu übersetzen. Der gute Gottfried bekommt den kastalischen Tropfen nicht; trotz seines Betens und Händeringens fällt ihm nichts weiter ein als das Schneiderbild, welches er denn für seinen Helden zum dritten mal wiederholt.

Wir sind nicht im Stande, diesem Verfahren Bewunderung zu zollen, und wollen anführen, was wir in ähnlichen Fällen bewundernswerth finden. Als Arioſt seinen „Roland" schrieb, fehlte es nicht an unglaublichen Schilderungen übermenschlicher Heldenkraft. Er winselt aber nicht in einer Anzahl von Strophen uns vor, daß er aus solchen Gründen von dergleichen absehen müsse; sondern, Orlando auf Ebuda, Rodomonte in Paris und Mandricardo's Wüthen gegen Doralice's Geleit schildernd, weiß er neben dem, was andere, und neben dem, was er selbst geleistet, immer wieder neu zu sein, und wenn wir in jenen tollen Uebertreibungen schon mit stillem Wohlgefallen die Ironie des Dichters herausfühlten, so schaut er einmal lächelnd hinter dem Vorhange heraus, indem er von dem guten Turpin sagt, daß derselbe im Bewußtsein seiner Wahrheitstreue Erstaunlicheres von Ruggiero berichte, als er selber wiederholen möge.

Aber weiter auf den steinigen dornigen Pfaden der Wahrheit! Tristan erschlägt darauf den Lehnsherrn seines Vaters, den Morgan, der ihn als Bastard brandmarken will, kehrt dann zu Marke zurück, der ihm Mitregentschaft und Nachfolge versprochen hat, und tödtet im Zweikampf den Morolt, den Bruder der ältern Isolt, die mit König Gurnum von Irland vermählt und deren Tochter die jüngere Isolt, die Heldin von Gottfried's Dichtung, ist. Er hat damit Cornwall von einer Art von Menschentribut befreit, hat aber von vergiftetem Schwerte eine Wunde empfangen, die nur Morolt's Schwester heilen kann. Da

Digitized by Google

geht er als übelriechender aussätziger Bettler nach Irland, wo man so schon seit Morolt's Tode jeden Menschen, der aus Cornwall und England kommt, grundsätzlich todtschlägt. Es gelingt ihm durch Harfenspiel, Aufnahme und Heilung zu erlangen, wofür er durch Privatunterricht, den er der jungen Isolt ertheilt, sich dankbar beweisen muß. Als er glücklich heimkommt, verlangen seine Neider, daß er, da ihm doch alles möglich sei, Isolt von Irland als König Marke's Braut nach Cornwall bringen solle. Er geht auch wirklich hinüber, weiß wieder unerkannt zu bleiben, erwirbt sich Anspruch auf Isolt durch Erlegung eines Drachen, gewinnt sie einem feigen Truchseß ab, der sich für den Drachentödter ausgibt, und geräth in Lebensgefahr, da man ihn als den Mörder Morolt's erkennt. Sogar die junge Isolt selber will ihn mit seinem eigenen Schwerte erschlagen; aber schließlich arrangirt sich alles, und er führt ganz gelassen die schöne Braut dem König Marke zu. Da verschlucken die beiden Unglücklichen einen Liebestrank, der für König Marke bestimmt war, und nun ist das Unglück fertig.

Wir wollen manches, was wir über diesen Theil der Dichtung auf dem Herzen haben, nicht aussprechen; denn schon beim Rückblick auf das Gesagte tönen uns unabläßig Walther's Worte ins Ohr: ich was sô volle scheltens daz mîn âten stanc, und es thut uns sehr leid, daß es uns aufbehalten sein mußte, durch Derbheit Besserung zu versuchen, wo unverantwortliche Höflichkeit Unheil gestiftet hat. Aber einiges dürfen wir nicht unterdrücken.

Es ist ein Fehler Gottfried's, daß er mit keinem Worte eines Eindrucks gedenkt, den Isolt vor dem Liebestranke auf Tristan macht. Bei Ariost spielen die Liebestränke auch eine große Rolle; aber die Menschen sind deshalb nicht Klötze, bis sie einen solchen Trank im Leibe haben. Gervinus notirt ausdrücklich die Thatsache, aber ohne sich im geringsten zu wundern, daß dieser „senedaere" par excellence hier so absolut nicht sehnsüchtig wird. Die Erklärung ist ganz einfach; Gottfried's Blick reicht nie über das Motiv hinaus, an dem er gerade bosselt. So gewinnt Tristan später einmal ein wundervolles Hündchen; es ist wundervoll, daß er die ganze Unbequemlichkeit einer Riesentödtung übernimmt, um es zu gewinnen, so wundervoll, daß ihm ein König lieber seine Schwester und sein halbes Reich geben möchte, als das Hündchen, so wundervoll, daß Tristan glaubte, es könne Isolde selbst über seine Abwesenheit trösten, und daß der Dichter es als einen tieferührenden Beweis ihrer Treue betrachtet, als sie doch auch so noch bekümmert bleibt. So wichtig ist dieses Hündchen in einem Abschnitte, und im folgenden Abschnitte, wo Tristan und Isolde sich ein Hündchen in den Wald mitnehmen, ist es schon vom Dichter vergessen; sie nehmen sich ein anderes mit; er gibt sich gar nicht erst die Mühe, zu sagen, wo

Digitized by Google

jenes unschätzbare Kleinod hingekommen ist. Das sind keine unwichtigen Dinge. Sie beweisen poetische Ohnmacht. Der echte Dichter wird nie einer Lappalie einen ungeheuern Werth beilegen; er wird nie im nächsten Augenblicke vergessen, was er unmittelbar vorher als wichtig behandelt hat. Wie aber Gottfried das Dagewesene vergißt, so denkt er an kein Folgendes; er steht eben nicht gestaltend über einem Stoffe, sondern polirt mühselig an etwas schon Fertigem.

Es mögen ein paar Kleinigkeiten folgen. Gervinus lobt den Dichter, daß er sich nicht mit Schilderungen von Morolt's Kraft befasse, vielmehr auf die Dichter stichle, die an dergleichen Motive ihre Kunst vergeuden. Die Stelle, die dem glückseligen Gottfried dieses Lob verdient, lautet so: „Morolt, wie uns die Wahrheit stets hat gesagt und heute sagt, hatte die Kraft von vier Männern. Das war eine Ritterschaft von vier Männern; so stand der Streit auf der einen Seite. Auf der andern Seite stand der Streit so: der eine Kämpfer war Gott, der andere das Recht; der dritte war der zweien Knecht, und ihr wahrhafter Dienstmann, der höchst wahrhafte Tristan; der vierte war williger Muth, der Wunder in allen Nöthen thut. Die Viere und jene Viere, aus denen bilde ich gleich zwei ganze Rotten oder acht Mann, so übel, wie ich nun eben bilden kann." Mit vollen zehn Zeilen hat er diesen Gedanken als wundervolle Erfindung angekündigt, mit der er sogleich überraschen werde; zehn weitere Zeilen folgen nach den angeführten, in denen er sich über seinen guten Witz recht von Herzen selber freut. Wer das für feine Ironie gegen übertriebene Kraftschilderungen gelten läßt, der darf sich eines wohlwollendern Herzens rühmen, als wir besitzen.

Ein solcher Zug übermenschlicher Klugheit, wie früher an dem Vierzehnjährigen das Verschweigen seines Namens war, ist hier das Verschweigen seiner Verwundung, wodurch das Incognito in Irland weniger unwahrscheinlich werden soll. Wie es nun freilich möglich ist, daß die Irländer, die dem Kampfe aus mäßiger Ferne zusahen, von dieser Verwundung nichts gesehen haben, das mag auf sich beruhen. Ein anderes mal will der Dichter wahrscheinlich machen, daß der abscheuliche Truchseß den zum Tode matten Tristan nicht finde; da läßt er ihn einen Tag und eine Nacht kraftlos in einer Lache liegen, sodaß nur der Mund hervorragt, eine Situation, die an Wahrscheinlichkeit und besonders an plastischer Schönheit entweder nirgends oder doch höchstens im „Theuerdank" ihresgleichen hat. Endlich will ich die Blicke der Nachwelt noch auf eine wundervolle Entfaltung feiner Charakterschilderung in Bezug auf die beiden Isolden aufmerksam machen. Tristan hat sich bei seinem zweiten Incognito Tantris genannt; Isolde entdeckt das, nachdem sie ihn an seinem Schwerte schon als Mörder Morolt's

Digitized by Google

erkannt hat. Diese Entdeckung theilt sie der Mutter in folgenden Worten mit: „Sieh', Mutter, wie wunderbar ich fand, daß er Tristan hieß. Da ich mit dem Schwerte aufs Reine war, da nahm ich die Namen zur Hand: Tantris und Tristan. Wie ich sie nun zu handhaben anfing (nu ich si triben began), bedünkte mich an den zweien, als hätten sie etwas Gemeinsames. Danach begann ich zu trachten und sorglich darauf zu achten, und fand da an den Buchstaben, die man zu beiden Namen braucht, daß es ganz dieselben waren; denn wie ich lesen mochte, es war immer nur Tantris oder Tristan, und immer Beides in Einem. Nun, Mutter, nun scheide diesen Namen Tantris in ein Tan und in ein Tris und sprich das Tris vor dem Tan, so sprichst du Tristan! Sprich das Tan vor dem Tris, so sprichst du Tantris." „Die Mutter segnete sich", fährt der Dichter fort. „Gott segne mich", sprach sie. „Woher kam dir diese Schlauheit?" Hat man je kindlichere Langsamkeit der Gedankenbewegung, innigere Freude an bescheidenem geistigen Besitz, rührendere Würdigung jugendlicher Leistungen von seiten mütterlicher Zärtlichkeit gefunden?

In einer solchen Masse breiter matter Redseligkeit finden sich da und dort erträgliche Stellen, so z. B. in den Scenen, welche die Beschämung des feigen Truchseß schildern; in der Rede, mit der Marke den Neffen über die Nachstellungen der Neider zu trösten sucht. So mag es später verständig und sinnig gefunden werden, wenn Männer getadelt werden, die Liebe erzwingen wollen. Aber auf wie schwachen Füßen Gottfried selbst in solchen Stellen steht, das beweist die ungeschickte Weise, mit der er an der letztern Stelle in die tadelnden Sentenzen über zu weit getriebene Ueberwachung der Frauen fällt, die wir, z. B. in „Freidank" und in der Herakliuslegende, als herrschende und gern zu billigende Ansichten jener Zeit kennen lernen. Wenn ein Mann nicht dadurch sein Unglück verschuldet hatte, so war es doch wahrhaftig König Marke!

Das alles war nur Einleitung zu dem Theile, der eigentlich die Dichtung berühmt gemacht hat, zu den Liebesabenteuern. Es war aber zweckmäßig, bei derselben zu verweilen, weil man in ihr noch unbefangener den Dichter betrachten kann, während im Folgenden die ekelerregenden Eindrücke der furchtbaren Unsittlichkeit die ruhige Betrachtung stören.

Was folgt, ist dies:

Die beiden klagen Brangäne, der Zofe Isoldens, daß sie vor Liebe sterben müssen, wenn diese ihnen nicht Erfüllung ihrer Wünsche gestatte, und Brangäne gestattet sie. Darauf folgt das Abenteuer der Brautnacht. Brangäne tritt an Isoldens Stelle, aber nicht etwa, damit Isolde dem

Digitized by Google

Triſtan bleibe ſondern nur damit das Geſchehene unentdeckt bleibe. Iſolde wird Marke's Weib gleichfalls noch in derſelben Nacht, und Triſtan hat dabei Dienſte als Kerzenträger und Mundſchenk. Darauf findet es Iſolde zweckmäßig, Brangäne beiſeite zu ſchaffen und ſchickt ſie deshalb mit zwei Meuchelmördern in den Wald. Da die Schurken aber ihre Commiſſion ſchlecht ausrichten, ſo iſt nachträglich alles Spaß geweſen und die Freundſchaft wird größer als zuvor. Dann kommt ein Sänger aus Irland, wie Triſtan gerade nicht da iſt. Marke verſpricht ihm Gewährung einer Bitte, und der Sänger verlangt die Königin und führt ſie davon. Eh' er ſie zu Schiff bringen kann, liſtet ſie Triſtan, auch als Sänger verkleidet, ihm wieder ab. Dann ſchleicht dem Triſtan in einer Winternacht, wo er zu Iſolden gegangen iſt und alle zwiſchenliegenden Thüren offen gelaſſen hat, ein gewiſſer Mariodoc nach und ſagt dem Marke, was er geſehen hat, über welche Schlechtigkeit Gottfried höchlich erbittert iſt. Darauf ſtellt Marke Schlingen. Er gibt vor, daß er eine Wallfahrt machen wolle, und fragt Iſolden, wen er ihr zum Schützer geben ſolle. Sie nennt erſt Triſtan, und nimmt dann, von Brangäne unterwieſen, ihr Wort zurück. Nun noch einmal dieſelbe Folge von eigener Thorheit und fremder Weisheit, als Marke ihr Verbannung aller ihrer Feinde, darunter auch Triſtan's, vorſchlägt. Marke will von einem Baume herab eine Zuſammenkunft belauern; die beiden ſehen aber ſeinen Schatten, und nachdem ſie ſich durch Gebete geſtärkt haben, lügen ſie ſo geſchickt, daß Marke höchſt erbaut von dannen geht. Darauf laſſen Triſtan und Iſolde zur Ader und ſchleichen dann zuſammen. Dem Triſtan platzt die Ader; Marke findet Blutſpuren am Lager der Gemahlin und beſtellt eine Kirchenverſammlung, welche Iſolden auferlegt, daß ſie ihre Unſchuld durch das Anfaſſen eines glühenden Eiſens beweiſen ſoll. Die aber beſtellt ſich den Triſtan, der als alter Bettler ſie vom Schiffe ans Land tragen und mit ihr fallen muß. Dann ſchwört ſie, ſie habe nur in König Marke's und des alten Bettlers Armen gelegen, und das glühende Eiſen verbrennt ſie nicht. „Da ward offenbar", ſagt bekanntlich hier Gottfried, „daß Gott ſelber ſich drehen und wenden läßt wie ein Aermel." Triſtan geht aber doch fort und gewinnt ſeiner Iſolde das ſchon beſprochene Hündchen. Als er dann wieder kommt und wieder verdächtig wird, ſchickt Marke beide miteinander in die Waldung, holt ſich aber die ſchöne Frau bald wieder. Dann geht Triſtan zum zweiten male in die weite Welt und iſt eben im Begriff, ſich in eine zweite Iſolde zu verlieben, als Gottfried's Dichtung abbricht.

Am Anfange dieſer Schilderungen ſtehend, ſagt Gervinus ſelber: „Was nun folgt, iſt nicht geeignet, etwas anderes als unſern Abſcheu zu erwecken." Obgleich er nun aber vielfach dieſen Abſcheu motivirt,

Digitized by Google

was die leichteste Sache von der Welt ist, so nimmt er doch wiederholt sein Wort zurück, indem er immer wieder Veranlassung findet, zu bewundern. Wir theilen von ganzem Herzen jene Empfindung und haben niemals diese gefühlt, wo wir Gottfried gegenüberstanden. „Weil ein Vers dir gelang in einer gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt, glaubst du ein Dichter zu sein?" Diese Worte Schiller's haben uns genügt, um bei Gottfried's Künsten uns völlig kalt zu erhalten, obwol wir wahrlich es als eine tiefe Herzensfreude empfinden, eine Dichtergröße bewundernd verehren zu können. Man rühmt die Schilderung des Erwachens der Liebe in den beiden. Wir haben das gedehnte Gerede vom Leime der Liebe, aus dem Isolde mit Händen und Füßen strebt, die ungeschickte Allegorie von Scham und Jungfrau, die sich an Mann und Minne ergeben, die Spielerei mit la mer, amer und amour mit Empfindungen gelesen, die es uns dem Dichter aufs Wort glauben ließen, wenn er bald darauf sagt: „Wie wenig ich in meinen Tagen des lieben Leides hab getragen, des sanften Herzensschmerzes, der innerhalb des Herzens so recht sanft unsanft thut." Er hat die ganzen Liebesphrasen angelernt, und sein ganzer Reiz mag gewesen sein, daß er massenhafter in die epische Poesie übertrug, was Veldeke, Hartmann und Wolfram noch mehr der lyrischen überließen. Man rühmt die Schilderung des Waldlebens der beiden. Wir haben wenig darin entdecken können, was wir nicht in Walther viel besser gelesen hätten. Wer aber die Liebesgrotte rühmt, der sollte die über 250 Zeilen füllende Allegorie von der runden, weiten, hohen weißen Halle, ihrem krystallenen Bette, ihrer ehernen Thür mit den zwei Riegeln und der Klinke, ihrem Zinn und Golde und ihren drei Fenstern auswendig lernen und zur Strafe drei mal des Tages so lange abbeten müssen, bis er sich bekehrte, oder man den Jammer nicht mehr mit anhören könnte. Unbegreiflich ist es aber, wenn Gervinus diese breite Schilderung mit der flüchtig vorüberschwebenden Schönheit der Episode von Medor und Angelica vergleicht. Der kecke Ariost wird dort so zart! Nicht nur daß er den armen Söldner, dem er die wundervolle Schönheit gönnt, um die so viele Fürsten sich mühen und um die sein Held verzweifelt, uns dringend empfohlen hat durch die rührende Pietät, mit der er ihn die Leiche seines Fürsten ehren läßt, sogar die Vermählung, sonst eine leicht übergangene Formalität bei den Liebesbündnissen seiner Helden und Heldinnen, gibt diesem Bunde ihre schöne Weihe. Im übrigen wähle jeder, was er will! Wir ziehen Ariost's epheuumwachsene Grotte und seine Gehöfte mit rauchenden Schornsteinen und bellenden Hunden und dem freundlichen Schäfer jener hohen runden Steinhalle mit ihrem krystallenen Bette und ihren Gold- und Zinnverzierungen vor. Zu lesen, wie Gervinus dem Dichter zu Hülfe kommt, um seine

Digitized by Google

Verstöße gegen Pietät und Sitte zu entschuldigen, ist theils erstaunlich, theils fast erheiternd. Wenn der Dichter, der den Buchstaben seines welschen Originals fester hält als irgendeine Vorstellung von der Weltleitung, bei der schauerlichen Geschichte von dem Betrug im Gottesgerichte ohne weiteres die Gerechtigkeit seines Schöpfers preisgibt, so vergleicht das Gervinus — welche Logik! — mit freigeisterischen Aussprüchen Friedrich's II. über das Heilige Land. Und wenn ein Ehebruch an den andern sich reiht, so sagt Gervinus, daß das der Stil der deutschen Jugend sei. „Die geheime Kraft der Heiligkeit der Empfindungen dieser Jahre pflegt mit der Nichtachtung aller geselligen Bande gepaart zu sein und versöhnt oft das Schmählichste mit dem Erhabensten und Edelsten. Dies ist ein Zug vollkommener Naturwahrheit, den die Geschichte jedes innerlichen Menschen bestätigt." So sagt Gervinus. Wir können nur ausrufen: Heil uns, daß wir mit dieser Art deutscher Jugend so gut wie nicht zusammengetroffen sind!

Und nun zum Schluß der Versuch der Entscheidung einer Principienfrage! Wenn wird man einer Dichtung Frivolität vergeben dürfen? Wir möchten antworten: Wenn des Dichters Zeit sie entschuldigt, und wenn den Leichtsinn nach einer Richtung hin der Ernst nach einer andern hin gutmacht. Daß jemals mit meisterhafter Darstellung der Schönheit in der Poesie volle Frivolität verbunden gewesen wäre, davon fällt uns auch kein nur irgend annehmbares Beispiel ein. Wir wollen wiederholt an Ovid erinnern. So verletzend seine Frivolität, seine hohle Sinnlichkeit in vielen seiner üppigen Scenen werden mag: der feierliche Ernst seiner Einleitung von Chaos und Urzeit, Gestalten, wie Deukalion und Pyrrha, Phaeton, Ceix und Alcyone stehen versöhnend daneben, und welche große Entschuldigung gewährt dem Römer die sittliche Fäulniß seiner Zeit! Wie unsaglich viel wir dem Arioſt zu verzeihen haben: neben dem Manne, der viel Verderbtheit der Welt lachend im Liede widerspiegelt, steht der für Treue und Hochherzigkeit begeisterte, steht der tief fühlende Patriot so ernst und ehrwürdig da, daß nur die gedankenloseste Oberflächlichkeit ihn verkennen kann, und was müßten wir alles einem Manne der Zeiten vergeben, in denen Alexander Borgia auf dem Heiligen Stuhle sitzen konnte! Der Dichtung Gottfried's würde seine Zeit nicht irgend zur Entschuldigung gereichen. Die Naivetät Heinrich's von Veldeke, die milde Liebenswürdigkeit Hartmann's, Wolfram's tiefer und doch mit harmloser Schelmerei gemischter Ernst, Walther's frische Männlichkeit, und die kernhafte Gesundheit der Sprüche in Freidank's Bescheidenheit geben uns ein Zeitbild, das uns trotz des bekannten Verfalls der Sitten unmittelbar nach der Periode, in welche jene Männer und Werke gehören, entschieden berechtigt, an eine fast noch völlig zu jener Periode gehörige Erscheinung hohe sittliche Maßstäbe zu

Digitized by Google

legen. Allein die Sache stellt sich ganz anders. „Tristan und Isolt" ist gar nicht ein Werk jener Zeit zu nennen. Es ist eine walisische Schandgeschichte, von einem Manne, der alles besaß, was zum Handwerk der Poesie gehört, und nichts von dem, was den Dichter zum Priester macht, mit all ihrem Schmutze reproducirt. Gottfried ist nicht frivol; er ist blos hohl und trivial. Wenn Wolfram dem Gotte Hephästos glich, der aus dem rohen Gestein der wirren alten Stoffe sich das Gold der Poesie herausschmolz und daraus einen Schild des Achilleus bildete, der Himmel und Erde in seinen Feldern widerspiegelt, so ist Gottfried der Trödler, der aus finsterm Winkel eine alte Kette hervorgezogen hat, bestehend aus Schildern von Messing und Gliedern von Zinn. Kein Gedanke daran, daß er eine von den plumpen Schildereien verändern könnte; es bleiben dieselben steifen Bewegungen, dieselben albernen, schlaffen Gesichter, die der alte Kupferschmied, der sie einst fabricirte, eben nur hervorbringen konnte. Aber Gottfried nimmt einen alten Lappen und Kreide und Spiritus und putzt das Ding so blank, daß das Messing wie Gold schimmert und das Zinn wie Silber. Daß die Deutschen der letzten Hohenstaufenzeiten etwas dergleichen ein Kleinod nannten, kann uns nicht wundern; daß ein Kreis, aus dem eine „Lucinde" hervorging, es verherrlichte, auch nicht. Daß wackere Gelehrte, beseelt von dem verzeihlichen Wunsche, das möge nicht werthlos sein, was sie sich mühsam zu eigen gemacht, und von dem patriotischen Stolze, Deutschland möchte in Gottfried einen Ariost des 13. Jahrhunderts gehabt haben, das Werk überschätzten, ist ebenfalls verständlich. Wir aber, denen durch das Verdienst dieser wackern Männer die Werke jener Zeit in freundlicher Zugänglichkeit vorliegen, müssen, bei aller Dankbarkeit und Pietät, doch das Recht uns wahren, solche unechte Kleinode in das alte Gerölle zurückzuwerfen, aus dem sie mit Unrecht hervorgezogen wurden.

Literatur und Kunst.

Neue lyrische Gedichte.

Aus der großen Zahl von Poeten, welche in jüngster Zeit mit ihren Gedichten, zumeist Erstlingsgaben, vor die Oeffentlichkeit getreten sind, heben wir einige hervor, die nach der einen oder andern Seite hin besondere Beachtung verdienen. Eine Pietätspflicht erfüllend, nennen wir zuerst Eduard Heinel, dessen „Gedichte" (Königsberg, Universitäts-Buchdruckerei), nach seinem kürzlich erfolgten Tode von Freunden zum Besten einer Waise herausgegeben worden sind. Der Verfasser wirkte eine lange Reihe von Jahren

Digitized by Google

hindurch als Archidiakonus in Königsberg. Wenn auch nicht hervorragende dichterische Begabung, so bekunden doch seine Poesien warmes Gefühl für das deutsche Vaterland. Ueberall spricht sich die zuversichtliche Hoffnung auf dessen künftige politische Einheit aus, auf ein geeinigtes Deutschland, das, „ein Bild, dem nichts an Glanz und Pracht, nichts an Schönheit gleicht, Tag und Nacht nicht aus seiner Seele weicht". Kleine balladenartige Gedichte und ruhige Reflexionen befriedigen durch ihre leichte Gestaltung und gerundeten Abschluß, ebenso wie die zu beherzigenden Denksprüche, „einzelnen Confirmanden in ihre Gedenkbücher geschrieben". Sprache und Form sind schlicht wie des Dichters ganzes Wesen. Und so kann das Buch um seiner selbst wie um des mit der Herausgabe verbundenen Zweckes willen zu recht weiter Verbreitung empfohlen werden.

Die beiden Dichter, bei denen wir zunächst einkehren, sind von so großer Gleichartigkeit, daß, wenn man ihre Lieder vermischen wollte, sie für die Poesien eines und desselben Dichters gelten könnten. Nur ein besonders feiner Geschmack und sehr gereiftes Urtheil würde das Eigenartige wieder herausfinden. Wenn Franz von Schober in seinen „Gedichten" (Leipzig, J. J. Weber) von dem stillen Herzen spricht, das sich ins Dunkel, ja in die Enge sehnt, und doch um Mitgefühl werben muß, um nur von einem einzigen liebevollen Herzen verstanden zu werden, so wissen wir, daß der Dichter noch nicht den Conflict des Lebens mit der Poesie ausgeglichen hat. Trägt er somit das Leid der modernen Poeten, so ist ihm auch die Sorge, an der die meisten Dichter gelitten haben und leiden werden, nicht erspart. Er strebt „am harten Wanderstab vorüber und bittet die, so vom Ueberfluß erfreut sind, um Gaben, damit der Waller, der still von Haus zu Haus geht, von Augenblick zu Augenblick leben kann." Nur kurze Zeit vermag ihn die Natur zu trösten, dann tritt die Liebe in ihr Recht. Wenn sie auch „die bleiche Wange und das finst're Zeichen auf der Stirn, das kein Sündenmal ist, sondern die Furche des Schmerzes, schreckt", findet sie sich doch zu ihm in der „Erkenntniß". Aber bald klagt der Dichter wieder: „Ich bin allein, bin ganz allein". „Neue Liebe bringt altes Leid", und schon macht sich die Sehnsucht nach der Kindheit geltend und ruft den Wunsch hervor, sich mit einer Seele, die ihn liebt, einzubauen. „Sollte des Lebens Hort nicht außer der Liebe zu finden sein?" fragt der Dichter und fühlt, „daß durch das stürmische Dasein nur unter dem Schirm der Freundschaft sich sicher schiffen läßt". Doch schon schauert es herbstlich durch den Klageruf: „Kannt' ich nicht die Götter dieser Erde, Ruhm und Macht und Lust und Geld?" „Ja dulde", ruft er, „aber du frohe, frische Kraft, wo bist du hin?" Jetzt heißt es, mit Würde, ohne Klage, ohne Zorn und Leidenschaft — „entsagen"! In Ghaselen, Distichen, Gnomen, Sentenzen und in einem reichhaltigen Sonettenkranz wird das Leben des Dichters nochmals an uns in neuer Gestaltung vorübergeführt. Schober bietet nichts Ueberraschendes; was er gibt, ist schon oft erklungen, aber reine Sprache und gerundete Formen zeichnen ihn vortheilhaft aus, und Freunde der Poesie werden, wenn sie den ganzen Dichter auf sich wirken lassen, von der seine Schöpfungen durchwehenden milden, versöhnenden Harmonie erfreut werden. — Hermann von Loeper folgt in seinen „Gedichten" (Leipzig, F. A. Brockhaus), dem Beruf des Priesters: „das

Digitized by Google

Gottesbild im Menschen aufzurichten". Betrachtende, sinnige Liebe zur Natur, sanfte, sehnende Empfindungen in abendlicher Wehmuth versöhnen leicht die in der Poetenbrust auftauchenden Kümmernisse; denn „es ist nicht gut, mit Schmerz sich zu beladen". Wird aber seine Last zu schwer, nun „so zapf' ich an das alte Faß und halt' heran mein Deckelglas". Nach kurzer Reiselust ruft es ihn zur Heimat „treu und innig", denn „o Vaterhaus, wie köstlich ist dein Segen!" In der bekannten Natur findet er seine Jugendfreunde wieder, aber „die Kohle war verglommen, und bange Seufzer athmeten beklommen". Doch, es ist nicht gut sein, sich einsam abzuhärmen, wo „leise tönt der Liebe Wort". Bald ist die Braut gefunden, und „mit Lust und Vertrauen wird das Häuschen unsers Glücks erbaut". Der befriedigte Dichter bewegt sich fortan in einem erweiterten Kreise, tritt „zum Krystallpalast der Saga, trinkt aus ihrem goldenen Becher, und lauscht ihrem süßen Liede". Was sie ihm anvertraut, gibt er in befriedigter Stimmung, ohne Aufwand von Bildern und Redeschmuck recht ansprechend wieder. Die Wanderungen am Ufer des brausenden Meeres (wahrscheinlich der Ostsee) und durch den rauschenden Wald führen endlich den ernsten Mann an die Pforten der Kirche und da „Singen recht aus voller Brust noch heute seine Lust geblieben", so spricht er seine Empfindungen am Kreuzesstamm aus, klagt: „Warum wohnen wir nicht in Frieden beisammen?" preist die Streiter des Glaubens, die Macht des Gebets und in zwölf Kirchenliedern, frei aus dem Lateinischen übersetzt, die Herrlichkeit Gottes. Auf dieser Wanderung an des Dichters Hand haben wir den sinnigen Mann für immer lieb gewonnen.

Unter dem Titel „Echoklänge aus Venusia, zweite Abtheilung" (Celle, Schulze) bietet Adelbert Herrmann die „Horazischen Gedichte höherer Stimmung im Originalversmaß", und im Anhang „Freie Klangspiele". Der Anerkennung des Verfassers als eines vorzüglichen Uebersetzers, die nach der Vorrede besonders in süddeutschen Blättern ausgesprochen ist, kann man nur bedingungsweise beistimmen, denn wenn auch „der deutschen Sprache keine Gewalt angethan", und, „statt sich mit dem Horazischen Deutsch zu begnügen, einen deutschen Horaz zu geben versucht ist", so könnte doch das gebotene Deutsch fließender und gewählter sein. In den „Freien Klangspielen" spricht zuerst die Vaterlandsliebe für Deutschland und Schleswig-Holstein und dann der zuversichtliche Glaube an Gott und Unsterblichkeit. Zwischen den folgenden Huldigungen der Kunst, der Liebe und des Schönen überhaupt finden wir Sonette zu Familienfesten, ferner Balladen und Romanzen. Auch in diesen eigenen Poesien will es Herrmann nicht immer gelingen, den leidlichen Gedanken in das rechte Wort zu kleiden. Am Schluß der Sammlung aber wollen uns die witzig sein sollenden Gedichte, denen leider der echte Humor fehlt, durchaus nicht munden.

Der junge Dichter Albert Möser erfreut uns dagegen durch seine Erstlingspoesien: „Gedichte" (Leipzig, Heinrich Matthes). Die erste kleinere Hälfte bringt Lieder, Balladen und Sonette, die größere Oden in antiker Form und Distichen. Hier ist ein nicht unbedeutendes Talent, das sein Sehnen nach Liebe, seine Schmerzen über die Nichtigkeit des Lebens und der Menschen, seine Begeisterung für die Freundschaft und sein Ringen nach der Verwirklichung der Ideale mit jugendlicher Frische, in gehobener

Digitized by Google

Stimmung und zum Theil schöner Sprache vor allen sich selbst zur Klarheit zu bringen sucht. Wenn Möser von sich fern hält, was so vielen jungen Dichtern verderblich wird, wenn er auf der Dornenbahn des deutschen Poeten mit Ausdauer vorschreitet und den lauten Anspruch auf scheinbar berechtigten schnellen und großen Erfolg durch stilles Schaffen an vollendetern Dichtungen beschwichtigt, so wird er einst in der kleinen Zahl derjenigen Neuern mit genannt werden, die sich Platen würdig anschließen. H. N.

Die Idee der Unsterblichkeit.

Unter den verschiedenen Arten, das große Problem der Unsterblichkeit in Betracht zu ziehen, gibt es zwei, welche wir entschieden verwerfen müssen. Die erste derselben huldigt mit pfahlbürgerlich-sentimentaler Kleinlichkeit, und noch dazu mit Vorwitz, der Selbstsucht und Neugierde eines leider sehr verbreiteten Publikums. Hinz und Kunz und deren Frauen wollen wissen, ob sie sich auch drüben wiedersehen werden. Der Unsterblichkeitslehrer beantwortet es mit Ja und stellt sogar darüber Sicherheit aus, daß die Genüsse auf Erden sich im Jenseits fortsetzen, daß aber auch die angenehmen Erinnerungen bleiben. Nun freuen sich Hinz und Kunz, daß sie sich stets hienieden um Tugend bemühten, daß sie alle Ursache haben, mit sich zufrieden zu sein, daß sie einst eine Reise zusammen machten, daß sie dieser Fahrt noch drüben eingedenk sein und die Reise durch alle Welten endlos fortsetzen werden. Die andere Art, die Unsterblichkeitsfrage zu beantworten, nimmt einen gewaltigen Anlauf, sie prunkt mit Gelehrsamkeit, sie bedient sich einer philosophischen Methode, sie läßt sich nach allen Richtungen auf die heutige Naturwissenschaft ein, über alle Wendungen moderner Darstellung weiß sie zu verfügen, dennoch kommt zuletzt kein anderes Ergebniß als: die menschliche Seele geht mit dem Tode in das Alleben spurlos zurück, oder besser ausgedrückt, das Individuum hört auf, die Gattung bleibt. Und das heißt denn gründlich den Leser vexiren. Ist das erste Verfahren widerlich und fad, so ist das zweite frivol und sophistisch; das beiden Gemeinsame ist eine unendliche Flachheit und Geistlosigkeit. Doch es gibt noch andere Weisen, die Idee der Unsterblichkeit festzustellen, welche unsere vollste Anerkennung verdienen. Es ist dem Dichtergenius verliehen, nicht selten die Stelle des Propheten einzunehmen, der dasjenige schon schaut, was für andere Sterbliche noch unter dem Horizont sich verbirgt. Ein solcher ist nie ohne Gott, der ihn begeistert, der ihn der Erde entrückt und ins Universum versetzt, ohne daß ihm jene verschwindet. In dieser Art verfährt Jean Paul, wenn er uns im „Campaner Thal" und in der „Selina" nicht blos durch Schlüsse überzeugt, sondern uns das Sonnenland einer ewigen Welt auch objectiv so nahe bringt, daß wir es ebenso deutlich erblicken wie hier unsern Taubenschlag oder wie dort jene Sterne des Teleskops, welche wir früher nicht sahen und mit dem Leeren verwechselten. Endlich ist's der eigentliche Forscher, welcher zunächst alle Wünsche verleugnet, alles Subjective fallen läßt, um es vielleicht höhern Orts wieder

Digitized by Google

zu gewinnen, und mit einem solchen haben wir es in dem folgenden uns vorliegenden Buche zu thun: „Die Idee der Unsterblichkeit von Johannes Huber." (Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. München, J. J. Lentner'sche Buchhandlung.) Wie der treffliche Denker an die Lösung geht, wie er sein Thema unverwandt, und nur dieses, im Auge behält, wie er fast den ganzen wissenschaftlichen Apparat in Bewegung setzt, die Natur, die Geschichte beachtet, jene sogar bis zu mancher der neuesten Wahrnehmungen in Anschlag bringt, und immer mehr Licht für seine Idee gewinnt, wir sehen schon aus allem — und das nimmt uns von vorn herein für ihn ein —: aus der Idee, aus den Ideen als solchen wird nichts Sicheres für die Unsterblichkeit folgen, wenn nicht aus dem, in welchem alle Ideen als weltwirkende Potenzen ihr Leben haben, welcher aber selbst mehr als Idee, mehr als Substanz, welcher vielmehr Bewußtsein, Freiheit, Allgegenwart, Person an sich sein muß. So dringen wir mit unserm Denker immer tiefer in den Gegenstand. Unser Vertrauen, unsere Befriedigung wächst, je länger wir seiner Auseinandersetzung folgen, wie er alte, mittlere, neue Stimmen gegeneinander abwägt, hier begründet sieht, was er sucht, dort ablehnt oder Einwürfe vollständig widerlegt. Dabei thut uns ungemein wohl die wissenschaftliche Ruhe der Untersuchung, die gleichwol tief innen bewegt, überall erfüllt von der Würde, von der erhabenen Bedeutung ihres Objects ist. Die Sprache durchweg so klar, so edel, so bezeichnend, zutreffend. Wie reiche Folgerungen erschließen sich sofort, wo der Verfasser einmal, zum Zwecke seiner Untersuchung, auf die Tragödie zu sprechen kommt, auf den Helden einer solchen. Da, wo gegen das Ende unser Philosoph auf Gott eingeht, diesen außer Zweifel setzt (wie Gott denn der wahren Wissenschaft das Gewisse als solches ist), das Verhältniß des Menschen zu Gott, zum Universum in Betracht zieht, gewinnt der Leser einen klaren Einblick in die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, welche ihm vielleicht noch nie so eingeleuchtet hat, da er die Prämissen noch nie so scharf fixirt und durch Consequenz wieder in Fluß gebracht sah. Wir haben das Buch zu unserer vollsten Genugthuung gelesen. Wir finden hier eine Ansicht vertreten und entwickelt, die mehr als nur Ansicht ist, die aus den Gesetzen des Denkens, aus der Quelle alles Denkens folgt. Es gibt diese ausgezeichnete Darstellung ein Resultat, welches als Frucht der Wissenschaft mit der christlichen Weltanschauung vollständig übereinstimmt, sodaß wir unsere alte Ueberzeugung bestätigt finden, daß jenes Anschauen Gottes, welches das Christenthum uns in Aussicht stellt, die gesunde Frage nach dem Wiedersehen mit einem ganz andern Ja beantwortet, als es sonst möglich wäre. Wir wünschen dem erquickenden Buche eine ähnliche Verbreitung, wie sie Feuchtersleben's „Diätetik" gefunden hat, denn das Gewißsein der Unsterblichkeit gehört auch zur Diätetik der Seele. A. J.

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Neuyork.

Im August 1865.

Man erinnert sich keines Sommers mit so häufigen, schweren und so spät in die Jahreszeit hinein fortdauernden Gewittern. Die elektrischen Verhältnisse dieses Jahres müssen überhaupt besonderer Art sein; wir beobachteten hier mehrere glänzende Nordlichter, welche zum Theil die Arbeit der Batterien unserer Telegraphen übernahmen, zum Theil störten. Man will eine wesentliche Verschiedenheit der Wirkung der heurigen Nordlichter von der der großen Aurora Borealis im Jahre 1859 auf die Telegraphendrähte beobachtet haben. Die der letztern soll mehr periodisch und die Kraft der Batterien verstärkend gewesen sein, während die beiden großen „magnetischen Gewitter", welche hier am 2. und 3. Aug. beobachtet wurden, mehr stetig und schwächend auf die Elektricität der Telegraphen gewirkt haben sollen. Das Nordlicht am 2. Aug. bei heiterm, von beinahe halbem Monde erleuchtetem Himmel bemerkte ich zuerst in der Form einer kleinen weißen Wolke hoch über den Häusern, die mir dadurch auffiel, daß sie von Minute zu Minute kam und völlig verschwand, sodaß ich sie, ehe ich einen weitern Umblick gewann, für die Ausströmung von Wasserdampf aus einer hohen Röhre hielt, womit sie genaue Aehnlichkeit hatte. An die Bai heruntergekommen, überzeugte ich mich von dem Vorhandensein eines ausgebreiteten Nordlichts, das in der Polarregion in der gewöhnlichen Form aufsteigender und verschwindender Strahlen, nach Westen und Osten zu aber in der Gestalt weißer kommender und zerrinnender Wölkchen erschien. Dies war in der neunten Stunde, und nicht lange nachher waren, wenigstens nach dem Zenith zu, alle Lichterscheinungen verschwunden. Das Nordlicht vom 3.—4. Aug. beobachtete ich in der zweiten bis dritten Stunde nach Mitternacht. Es stand, bis es von der Morgendämmerung verschlungen wurde. Mir erschien es wie ein Aufflammen und Aufflackern des ganzen nördlichen Himmels, gerade so, als wenn man blasse Flammen hinter einem durchsichtigen Vorhange hoch aufwogen sähe. Die Lichterscheinungen nahmen eine bedeutende Ausdehnung nach Osten und Westen ein, und das Schauspiel war ungeachtet des ziemlich heitern Mondscheins prachtvoll und großartig; bei Neumond müßte es einen erschreckend schönen Anblick gewährt haben. Sie werden sich erinnern, daß zur Zeit der verlorenen Isolirung des versenkten Theils des atlantischen Telegraphenkabels englische Blätter den von der Sternwarte zu Greenwich beobachteten Anfang eines großen magnetischen Nordsturms berichteten.

Gewitterreiche Jahre haben sich stets durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet, und so schwelgen auch diesen Sommer nicht nur die vierbeinigen Angehörigen dieser großen Republik in einer Fülle von Futter (jedoch ohne daß deshalb Milch und Butter auch nur um einen Cent wohlfeiler geworden wären!) sondern auch die zweibeinigen Souveräne aller Klassen, arm wie reich, in einer kaum zu bewältigenden Ueberfülle von Sommerfrüchten, namentlich unserer herrlichen Nationalfrucht, der Pfirsiche (die das hiesige Deutschthum aber nur noch als „peaches" kennt), und der Wasser- und andern Melonen.

Digitized by Google

Von früh bis in die späte Nacht werden diese erwünschten Erquickungsmittel in großen Karrenladungen auf allen Straßen feilgehalten, das Geschrei der Verkäufer in allen Tonarten „ohoi! peaches! 5 cents a quart!" verfolgt einen unablässig, und bei der ungenirten und rücksichtslosen Manier, mit welcher die Früchte auf der Straße verzehrt, resp. verschlungen und Schalen und andere Ueberbleibsel, wo der Essende steht und geht, hingeworfen werden, ist es zur Zeit mit Gefahr für die Glieder verbunden, auf den Seitenwegen zu gehen ohne fortwährende Aufmerksamkeit auf die herumliegenden schlüpfrigen Schalen oder Kerne. Vorderhand erlaubt uns auch die Cholera noch, uns dem Genusse der reichen Spenden Pomona's hinzugeben, obgleich man sich vor deren entschlossener Weiterreise nach dem Westen bereits officiell und inofficiell zu fürchten anfängt. Bisjetzt haben wir uns, wahrscheinlich auch infolge des häufigen und kräftigen Austausches der Elektricität zwischen Atmosphäre und Erde, zwar in Bezug auf den öffentlichen Gesundheitszustand eines günstigen Sommers zu erfreuen gehabt, denn selbst die herkömmlichen Sommerbeschwerden sind in sehr mäßiger Weise aufgetreten; allein unsere officielle Furcht vor der westwärts reisenden Cholera ist gleichwol nur zu gut begründet, indem sie wesentlich im bösen Gewissen ihren Grund hat. Die Sanitätspolizei von Neuyork ist nämlich der wundeste Fleck unserer Metropolis, der Punkt, welcher die Verrottetheit unserer städtischen Zustände am glänzendsten, oder richtiger am haarsträubendsten, illustrirt. Neuyork könnte vermöge seiner glücklichen Lage auf einer schmalen Halbinsel zwischen zwei großen Strömen mit Ebbe und Flut, bei einer fast fortwährenden Seebrise, also mit allen natürlichen Vortheilen für Drainirung und Ventilation, die gesündeste Stadt des Erdbodens sein; es steht aber in sanitätspolizeilicher Hinsicht nicht viel höher als Konstantinopel, vielleicht noch unter diesem, denn die Hunde, die dort wenigstens die Straßenpolizei handhaben, fangen wir hier aus Furcht vor der Wasserscheu sorgfältig weg und spediren sie in Hekatomben in den Orcus! Auch fehlt es uns nicht etwa an den nöthigen Geldmitteln, wie es wol beim Beherrscher aller Gläubigen der Fall sein mag, o nein, nach Maßgabe unsers städtischen Ausgabebudgets, was beiläufig das hübsche Sümmchen von 10 Mill. Doll. erreicht hat, geben wir jährlich eine halbe Million für Straßenreinigung aus, haben es aber dabei noch nicht so weit gebracht, daß man gewisse Stadttheile, in welchen sich die ärmere irische Bevölkerung zusammendrängt, in der warmen Jahreszeit passiren könnte, ohne sich die Nase zuzuhalten! Das Geld für die Straßenreinigung fließt eben in andere Kanäle, als in die es gehört, und soeben liegt wieder dem Governor des Staats eine förmliche Anklage gegen den Mayor von Neuyork und den betreffenden städtischen Ausschuß vor, wonach diese bei einem neuabgeschlossenen Contracte für die Straßenreinigung sich der gröbsten Begünstigungen und Durchstechereien schuldig und die rechtliche Ausführung des Contracts absichtlich unmöglich gemacht hätten. Ob dieses Stück, das schon öfter gespielt hat, diesmal, wo der Mayor ein Copperhead, der Governor ein Republikaner ist, zu einem befriedigendern Schlusse führen wird, werden wir sehen; anscheinend sind die Chancen etwas besser, und vielleicht thut uns die Cholera den Gefallen, nicht allzu rasch über den Atlantischen Ocean zu fahren.

Digitized by Google

Unterdessen hat doch auch die Association angefangen, sich des Gegenstandes verbesserter Arbeiterwohnungen zu bemächtigen. Eine Gesellschaft von neuyorker Kapitalisten hat mit dem Bau solcher Wohnungen, bei denen Gesundheit und Comfort, nicht Gewinn, die leitenden Rücksichten sein sollen, begonnen. Sie mußte sich aber wegen des hohen Preises von Grund und Boden selbst in den obern Theilen der Stadt Neuyork damit über das Wasser nach der benachbarten Stadt Williamsburg auf Long Island wenden, und so dankbar auch diese Anfänge einer so nothwendigen Reform zu begrüßen sind, ist dies doch kaum mehr als ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein. Eine weiter gehende Abhülfe würde eine projectirte unterirdische Eisenbahn längs der ganzen Manhattaninsel gewähren, welche bereits von der Legislatur genehmigt worden war, vom Governor jedoch (aus unbekannten Gründen) mit dem Veto belegt und dadurch wenigstens wieder aufgehalten wurde. Eine solche Eisenbahn, auf der man die ganze Länge der Halbinsel in 15—20 Minuten und für wenige Cents durchlaufen könnte, würde es dem Arbeiter und kleinern Geschäftsmanne möglich machen, die obersten und gesündesten Theile der Insel für seine Wohnung aufzusuchen, es könnte dort eine Arbeiterstadt in größerm Stile angelegt werden. Aber es würden dadurch auch die mittlern und untern Stadttheile sich bedeutend lichten, die Miethzinsen fallen und der Grundbesitz entwerthet werden und — hinc illae lacrymae. Gleichwol ist an der Ausführung dieser wesentlichen Reform nicht zu zweifeln; wir haben hier zwar immer mit dem Geldinteresse als dem größten Feind socialer Reform zu kämpfen, aber zuletzt dringt doch die Vernunft durch, dank der Freiheit, die unsere demokratischen Grundsätze der Bewegung der Massen garantiren! Diese Massen selbst kennen freilich sogar in dem Lande freiester Association die ihnen auch in pecuniärer Beziehung innewohnende Macht noch nicht zum zehnten Theil. Interessante Data in dieser Beziehung hat unter anderm auch unsere Einkommensteuer zu Tage gefördert. Abgesehen von dem kolossalen Reichthum einzelner (das Haupt der reichen Astorfamilie schätzte sein jährliches Einkommen zu 1,200000 Doll. ab) und abgesehen von der verhältnißmäßig ungeheuer großen Anzahl sehr reicher Leute (eine Liste derer, die über 10000 Doll. Einkommen haben, würde kaum auf einer Seite der größten Zeitung Platz haben, und die Tagesblätter brachten zuletzt nur noch die Namen solcher, die mehr als 40- oder 50000 Doll. jährliche Einnahme haben), abgesehen davon ergaben die Steuerlisten manche andere interessante Thatsache nationalökonomischer Natur. So wurde z. B. erörtert, daß die 20 Haupttheater und Minstrel-Halls Neuyorks eine durchschnittliche Einnahme von circa 2 Millionen jährlich, oder über 6000 Doll. an einem Abende haben. (Barnum's Museum vom Juli 1864 bis Juni 1865: 280342 Doll.) Rechnet man dazu das, was in den zahllosen andern dem Vergnügen und Genusse, dem erlaubten wie unerlaubten, gewidmeten Plätzen täglich für Genüsse aller Art ausgegeben wird, so können wir die in einem hiesigen Tageblatte aufgestellte Behauptung, daß das für solche Zwecke in unserer Stadt ausgegebene Geld sich auf 24—25000 Doll. täglich, 150000 Doll. wöchentlich und 7 Mill. Doll. jährlich, oder 7 Doll. für jeden Kopf, Mann, Weib und Kind, belaufe, nicht für zu weit gegriffen halten. Man ersieht

Digitized by Google

daraus, über welches Kapital die Massen gebieten, und welche großartigen Resultate dieses zu erreichen im Stande wäre, wenn es gelänge, die Association der Massen auf Zwecke der Humanität und Bildung zu richten. Vorderhand jedenfalls noch ein pium desiderium!

Eine andere interessante Thatsache, die unsere Inlandsteuer ans Licht gestellt oder richtiger (denn bekannt war sie schon längst) mit Beispielen und Ziffern belegt hat, ist der ungeheure Wechsel im Besitz der irdischen Glücksgüter, welcher in keinem Lande ein so auffälliger ist. Namen, die in der vorjährigen Steuerliste noch als „ohne Einkommen" verzeichnet standen, erscheinen in der letzten mit kolossalen Einkommen, in einzelnen Fällen bis zu mehrern Hunderttausenden, zum Beweise, daß Vermögen von Millionen im Laufe von einem oder zwei Jahren gemacht wurden. Dieser Thatsache steht aber die andere zur Seite, daß ebenso einzelne Namen von einer Steuerliste zur andern mit ungeheuer verringerter Einnahme erscheinen oder auch gänzlich verschwinden. Daß diese heftigen Schwankungen hauptsächlich dem Kriege zuzuschreiben sind, unterliegt keinem Zweifel. Von einem höhern Gesichtspunkte haben wir auch sie, einem tüchtigen Sturme vergleichbar, der die Tiefen des Wasser- wie des Luftmeers gründlich durchschüttelt, für wohlthätige Erscheinungen zu erklären. Gewiß ist, daß der Krieg mit seinen erschütternden Wirkungen die Oberfläche unserer Gesellschaft im Norden so gut wie im Süden bedeutend verändert hat. Ob damit das, was unter der Oberfläche ist, gewonnen hat, ist wol noch kaum zu übersehen; genug, daß wir auch in diesen Sphären dem demokratischen Grundsatz: „Von unten nach oben" huldigen. Vom Standpunkt der Moral betrachtet, sind die ersten Nachwirkungen eines großen Kriegs und einer eingreifenden Krisis wol niemals sehr erfreulich. Unser berüchtigtes Rowdythum hat einen neuen mächtigen Aufschwung genommen, die Criminalstatistik gibt uns erschreckende Zahlen (20000 polizeiliche Verhaftungen in einem Vierteljahre in Neuyork!), eine Auswahl der schwersten und zum Theil unnatürlichsten Verbrechen (Aeltern- und Geschwistermord, die empörendsten Fälle von Nothzucht mit Mord ꝛc.) füllt seit einiger Zeit die Spalten der Journale, die großartigsten Defraudationen und Fälschungen versetzten unlängst unsern Rialto, Wall-Street, in panischen Schrecken und illustrirten in schlagender Weise den tiefgehenden demoralisirenden Einfluß, den der Uebergang von der Baarwährung zum Papiergelde auf das Geldgeschäft ausübt. Der eclatanteste Fall dieser Art war der des jungen Ketchum, der, ohne zu den „schnellebenden" jungen Leuten zu gehören, mit echt nordamerikanischer Kaltblütigkeit eins unserer ersten Bankgeschäfte sowie seine gesammte Familie durch betrügerische Speculationen ruinirte. Ich darf voraussetzen, daß dieser Fall durch die Zeitungen hinreichend bekannt geworden ist, und will nur hinzufügen, daß der Schwindler in diesen Tagen hier, wo er sich versteckt hielt, ergriffen worden ist und nun, nachdem sein Vater und Partner mit Aufopferung seines gesammten Vermögens den Gläubigern Deckung verschafft hat, vermuthlich als Opfer der „Epidemie der Speculation" zum Gegenstand öffentlichen Mitleids gemacht werden und über kurz oder lang wieder auf dem Geldmarkte erscheinen wird.

Das fast zärtliche Interesse und Mitleid für großartige Verbrecher

Digitized by Google

scheint übrigens nicht mehr ein ausschließliches Charakteristicum der Nordamerikaner zu sein, sondern, wie Constance Kent bezeugt, auch in Europa Nachahmung zu finden. Bekannt ist die Schwäche der Amerikaner für junge Damen, die ihre ungetreuen Liebhaber todtschießen. Das neueste Beispiel dieser Art war Miß Mary Harris, welche die Nichterfüllung eines Ehegelöbnisses (bei dem übrigens ihrer Unschuld und Ehre nicht im entferntesten zu nahe getreten worden war) mit dem Tode des Ungetreuen rächte; für sie wurde nicht nur eine neue Species von Wahnsinn unter dem Namen des paroxysmatischen erfunden, der den „Patienten" nur einmal und nur auf einige Minuten, gerade in denen der Begehung des Verbrechens, befällt, sondern nachdem sie von den Geschworenen freigesprochen und von ihrem Vertheidiger auf den Armen aus dem Gerichtssaal getragen worden war, veranstalteten ihre Bewunderer eine Sammlung für sie zu einer Erholungsreise nach Europa behufs Wiederherstellung ihrer angegriffenen Gesundheit. Sie sehen, daß die Gefahren hier für die im heirathsfähigen Alter stehenden Männer nicht gering sind, wenigstens ihnen nicht zu rathen ist, etwaige Irrthümer in ihrer Wahl nachträglich zu verbessern.

Das Interesse an dem Gelingen des Atlantischen Kabels und das Bedauern über sein Mislingen war hier aus leicht erklärlichen Gründen bedeutend schwächer als in England. Abgesehen von der Unpopularität, welche sich die Compagnie durch ihre Ausschließung der Presse und die monopolistischen Preise ihrer Depeschen zugezogen hatte, ward das Unternehmen hier auch vornehmlich deshalb etwas schel angesehen, weil es mit seinem englischen Ausgangs- und Endpunkt für ein specifisch britisches galt, weil man — wol nicht mit Unrecht — der Ansicht ist, daß dieses große internationale Unternehmen nur in demokratischen Händen vollständig gelingen und seinem Zwecke entsprechen könne, und weil endlich gleichzeitig die Bestätigung des Contracts der amerikanisch-russischen Telegraphencompagnie durch den Kaiser von Rußland, unsern speciellen Freund, und der Abgang der betreffenden Expedition von San-Francisco aus gemeldet wurde. Man rechnet auf Vollendung dieser Linie binnen fünf Jahren. Gleichwol wünschen wir auch dem britisch-atlantischen Project um so mehr noch ein nachträgliches Gelingen, als es sich dabei wol nur noch um Ueberwindung technischer Schwierigkeiten handelt, während das wissenschaftliche Problem, die Transmission des elektrischen Stroms in eine Entfernung von Tausenden von Meilen, durch die bisherigen Erfahrungen schon für gelöst angesehen werden kann, falls es den Technikern nur gelingt, einen hinreichend und ausdauernd starken elektrischen Strom herzustellen. Für die Echtheit der wenigen durch das Kabel von 1859 gegangenen Depeschen trat unlängst der bekannte Morse, Erfinder des nach seinem Namen benannten Telegraphenschreibsystems, in den hiesigen Zeitungen auf. Sie wurde und wird noch hier von vielen bezweifelt. Um Ihnen eine Idee davon zu geben, welcher wesentliche Posten das Zustandekommen der telegraphischen Verbindung mit Europa für die hiesige Tagespresse gewesen sein würde, theile ich Ihnen einige Data aus der Berechnung mit, welche die hiesige „Preßassociation" (über die ein früherer Brief Mittheilungen enthielt) in Bezug darauf aufstellte. Sie beabsichtigte, in 24 Stunden zwei Berichte an den sechs Werktagen und Sonntags einen Bericht, von

Digitized by Google

nicht weniger als 20 Worten, zu liefern. Dies würde, da 40 Worte nach dem (damaligen) Wechselcurse etwa 300 Doll. kosten sollten, eine Summe von 1950 Doll. pro Woche und 102000 Doll. pro Jahr ergeben haben. Außerdem wurde für Details wichtiger Nachrichten über Cape Race, Halifax ꝛc., für Agentur in Europa ꝛc. ein Mehraufwand von 15000 Doll. veranschlagt, mithin eine durch den Atlantischen Telegraphen verursachte Ausgabe von 117000 Doll. jährlich. Davon die Kosten der gegenwärtigen Beförderung europäischer Nachrichten mit 40000 Doll. in Abrechnung gebracht, wäre eine Summe von 77000 Doll. zur Deckung durch die Mitglieder der Preßassociation übrig geblieben. Zu dieser, so lautete der Vorschlag, sollten die Herausgeber der neuyorker Zeitungen etwa den dritten Theil, die der auswärtigen Presse zwei Drittel beitragen. Es ist wieder nur die Association, die mit solchen Summen wie 300 Doll. täglich für 40 Worte umzuspringen erlaubt. Freilich erfreuen wir uns auch keiner sehr wohlfeilen Tagespresse mehr, woran hauptsächlich die hohen Papierpreise schuld sind. Die „New York Tribune", das zweitgrößte Journal der Union („New York Herald" ist das größte) erscheint jetzt auf Bambusfaserpapier, zu dessen Fabrikation sich unter dem Namen Fiber-disintegrating Co. (die Nordamerikaner sind groß im Namenerfinden) eine Gesellschaft in Brooklyn gebildet hat. Das Papier empfiehlt sich durch Weichheit und feste Textur, hat jedoch zur Zeit noch eine gelbliche Farbe. Jedenfalls ist es dem häßlichen, steifen und leicht reißenden Strohpapier weit vorzuziehen. Das Rohr wird zur Zeit aus Jamaica eingeführt, jedoch versichert man, daß auch das im nähern Süden in Massen wachsende gewöhnliche Sumpfrohr sich für dieselbe Bearbeitung eigne.

Auf die Tagespolitik will ich mich diesmal in Betracht der bereits vorhandenen Länge meiner Epistel nicht näher einlassen. Es wäre auch wenig Erfreuliches von diesem Gebiete zu berichten. Die Reconstructionspolitik des Präsidenten Johnson, auf einem ungerechtfertigten Vertrauen in die neugeborene Loyalität des Südens beruhend, wird jetzt nur für ein „Experiment" erklärt. Um zu erfahren, wie dieses operirt, reist jetzt unter andern auch unser Landsmann Exgeneral Karl Schurz im speciellen Auftrage des Präsidenten durch die Südstaaten. Des vertraulichen Charakters seiner Sendung ungeachtet, schreibt derselbe zugleich Briefe an eine bostoner radicale Zeitung, von denen die halboffizielle „Newyork Times" behauptet, sie wären darauf berechnet, mehr Schaden als Gutes zu stiften. Der Proceß gegen den Unmenschen Wirz (so schreibt die englische Presse seinen Namen, natürlich präsumtiv falsch, da es ein deutscher Name ist — der Inhaber desselben ist ein Schweizer), den Commandanten des tödlichen Gefängnißperchs in Andersonville Ga., wo 30000 unserer Soldaten den Tod fanden, erregt verhältnißmäßig wenig Interesse. Was aus Jefferson Davis wird, fragt man noch immer vergebens; die letzte Nachricht ging wieder dahin, daß er vor ein Civilgericht in Norfolk unter dem Vorsitz des Oberrichters Chase (des frühern Finanzsecretärs) gestellt werden solle. Gewiß ist nur so viel, daß die Regierung besser gethan hätte, ihn laufen zu lassen, anstatt 100000 Doll. Belohnung auf die Einfangung eines „Tataren" zu setzen. Es geht ihr damit jetzt wie dem Manne, der in der Lotterie einen — Elefanten gewann!

Digitized by Google

Aus Frankfurt a. M.

21. September 1865.

X. Das war denn doch etwas anderes als das Wettrennen mit Vollblut, an dessen Schweif sich die Bankokratie geheftet hatte! Das war für das Volk, aus dem Volk, durch das Volk! Das war ein ernstes, ja feierliches Spiel, worauf Elis seinen Schatten warf! Nämlich der Jugendwehrtag vom 17. September. Zum ersten male traten die Cadetten mehrerer deutschen Städte zur gemeinsamen Uebung zusammen, um zu zeigen, was sie gelernt, wie weit sie auf der Bahn zur männlichen Erziehung vorgeschritten. An die Jugendmilizen schlossen sich die Wehrvereine und bewaffneten Turnerriegen an, sodaß die Brücke zum Milizheere leibhaftig vor uns stand, „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit".

Am Sonntag den 17. September traten sie auf dem hiesigen Goetheplatz zusammen und scharten sich in zwei Treffen, die Jüngern und die Aeltern: frankfurter, heidelberger, wiesbadener und stuttgarter Jugendwehr; Wehrvereine von Frankfurt, Sachsenhausen, Bornheim, Darmstadt und Stuttgart, circa 530 Mann. Schmuck und lebhaft die Jugendwehren, besonders reizend die kleinen Kanoniere aus Stuttgart mit 4 Geschützen; einfach und martialisch die Wehrvereine, imposant das schwarz gekleidete Corps aus Schwaben. Das Schulexercitium am „Grindbrunnen" zeigte bei einzelnen Abtheilungen eine perfecte Einübung auf Bewegung wie auf Handhabung des Gewehrs und vor allen Stücken einen Eifer, der zu den größten Hoffnungen berechtigt. Den stuttgarter Wehrverein kann man sofort im Felde verwenden, er würde jedem Feinde zu schaffen machen; die kleine Artillerie steht der schweizerischen ganz nahe. Hauptmann von Gaisberg, der das Ganze leitete, sprach über jede Abtheilung sein Urtheil aus, das meistens mit sichtbarer Freude, immer aber mit Achtung aufgenommen ward. Hr. von Gaisberg ist ein würtembergischer Ingenieurhauptmann a. D., der sich in seinem Heimatlande an die Spitze des Jugendwehrwesens gestellt hat und der in Frankfurt den ersten Lohn für seine aufopfernde Thätigkeit empfing.

Nach dreistündigem Exercitium begann das Bivuak. Die junge Mannschaft „faßte" ihr Mittagsmahl in der nahestehenden Gasfabrik, wo Frauen und Mädchen aus dem Bürgerstande Fleisch, Gemüse und Suppe anrichteten, während die Männer die Rationen Gerstensafts vertheilten. Auf dem Rasen gelagert, verzehrten die Krieger das schmackhafte Mahl mit gesundem Appetit, unter fröhlichen Scherzen, während Schildwachen ernsten Schrittes auf- und abwandelten. Aber noch nicht die Hälfte der Tageslast war erledigt, denn um 2 Uhr erscholl Trommel und Horn zum Aufbruch. Auf der Fläche zwischen dem Main und den Hügeln, östlich von der Stadt, fand von 4—7 Uhr ein Manöver statt, welches nach allen Regeln der Kriegskunst mit Infanterie und Artillerie ausgeführt ward. Zahllose Zuschauer krönten die Höhen und füllten leider auch die Niederung selbst, sodaß nicht wenig von den kunstvollen Evolutionen des Jugendheers verloren ging. Auch war das Terrain wol zu weit abgesteckt, sintemal es ungefähr eine Quadratstunde umfaßte. Aber mit militärischer Gravität vollführte die Mannschaft den verwickelten Schlachtplan; mit Staub bedeckt, pulvergeschwärzt, machte sie um 6 Uhr halt. Am Vorabende hatte eine Sitzung des Jugendwehrvereins stattgefunden, wobei sämmtliche Corps-

Digitized by Google

führer anwesend waren. Hier formulirte man im Anschluß an den vorjährigen Jugendwehrtag zu Bruchsal die Tendenz des ganzen Unternehmens dahin: Die gesammte Jugend des Landes ist vom zwölften Jahre an zur Wehrhaftigkeit zu erziehen; Gymnastik und Waffenführung gehören zur Schule; bis die Regierungen dafür eintreten, wird es Sache der Vereine sein, ihr Princip zur Geltung zu bringen. Die Jugendwehren haben nur Sinn und Berechtigung im Anschluß an die Reform des Heerwesens überhaupt; sie sollen direct zur Abkürzung der Dienstpflicht und zur Einführung des Milizsystems dienen. — Auf die nächste Tagesordnung ward gesetzt: ein allgemeines Exercirreglement. Vorort für 1865—66 ist Stuttgart; die geschäftsleitende Commission besteht aus den Herren von Gaisberg, Schickhardt und Rauscher.

Auffallend oder auch erklärlich, wie man will, war die Abwesenheit der hier garnisonirenden Militärs beim Exercitium wie beim Manöver. Am „Grindbrunnen" gewahrten wir ein paar österreichische Gemeine, die den stuttgarter Wehrverein förmlich anstaunten; außerdem nur noch zwei Offiziere vom frankfurter Linienbataillon, die sehr emsig beobachteten. Beim Manöver erblickten wir außer österreichischen Gemeinen ein paar preußische Unteroffiziere — und das war alles. Natürlich fehlten die Luxus-Equipagen, weißen Halsbinden und Atlasschleppen vom Pferderennen; solche Aufmerksamkeit gebührt nur den vierbeinigen Leistungen; dagegen bezeugten Tausende von Bürgern und Arbeitern mit Weib und Kind der werdenden Volkswehr ihre Sympathie. Es geht eben ein Riß durch die Gesellschaft, sogar in der Republik Frankfurt und vielleicht hier erst recht.

In dem benachbarten Offenbach, wo die Arbeiterbevölkerung im ganzen musterhaft genannt werden darf, erlebten wir vor kurzem eine Art moralischer Lynchjustiz. Ein Cigarrenhändler, der seine erste Frau unter die Erde geärgert und die zweite maltraitirte, während er ein Ladenmädchen morganatisch liebte, kehrte von Hamburg zurück, wo er seine Ehehälfte dem Ocean anvertraut hatte, der sie (mit falschen Wechseln, fügte die Fama hinzu) nach Neuyork spediren sollte. Tausende von Menschen umringten sofort das Haus des Mustergatten und zerwarfen sämmtliche Scheiben, auch die des Ladens, woran Cigarrenkisten aufgespeichert standen, die so auf die Straße fielen und zertreten wurden. Leider kannte die Menge nicht Maß und Ziel und ließ sich gegen 4 Uhr nachmittags von Militär auseinandersprengen; 18 Arrestationen fanden statt, und wie wir hören, ist in einer Stadt von 20000 Seelen nicht Raum und Competenz genug zur Untersuchung, sodaß 12 Personen bereits ins Provinzialarresthaus nach Darmstadt abgeführt wurden. Aber das ist so unsere deutsche Procedur; anstatt den ärgsten Tumultuanten rasch einen Denkzettel von 14 Tagen Gefängniß zu geben, zerstört man die Grundlage von vielen Familien und schafft ein neues Proletariat, als wenn wir an dem alten nicht genug zu tragen hätten! Die Polizei selbst hat mit militärischer Hülfe den Cigarrenhändler aus Offenbach fortschaffen müssen, sie konnte ihn dort nicht schützen. Ist das nun kein Milderungsgrund für Excedenten, so kennen wir überhaupt keinen. Augenzeugen versichern übrigens, Se. Majestät der Populus sei ganz heroisch und respectgebietend aufgetreten.

Digitized by Google

Notizen.

Von Friedrich Hebbel's sämmtlichen Werken erscheint bei Hoffmann & Campe eine Ausgabe in zwölf Bänden, welche das deutsche Publikum in den Stand setzen wird, von diesem originellen Autor eine Totalanschauung zu gewinnen. Hebbel ist bisher viel genannt, in Kritiken und Literaturgeschichten auf das eingehendste besprochen worden, ohne daß seine Werke eine Verbreitung gefunden haben, die seinem literarischen Ruf entspräche. Auch gehört er zu den Autoren, die in ihrer Richtung oft missverstanden werden können, wenn man nicht eins ihrer Werke durch das andere und durch die Gesammtheit ihrer Dichtungen erklärt. So wird das Unternehmen der Hoffmann & Campe'schen Buchhandlung gewiß in weitesten Kreisen Theilnahme finden.

Johann Heinrich von Mädler, der berühmte Astronom, welcher nach seiner Emeritur in Dorpat sich wieder Deutschland zugewendet hat und in Zukunft in Bonn leben wird, ist mit seinem Werke: „Die Geschichte der Astronomie", womit er seine wissenschaftlichen Arbeiten krönen will, schon ziemlich weit vorgerückt, und da es in Zukunft ihn ausschließlich beschäftigen soll, so läßt sich der Beginn seines Erscheinens in nicht allzu ferner Zukunft erwarten. Bekanntlich existirt eine solche Schrift von hervorragender Bedeutung noch nicht. Wer aber möchte geeigneter sein, sie abzufassen, als gerade Mädler, dem ein umfangreiches Wissen ebenso wie eine glänzende Schreibweise zu Gebote stehen.

Von Varnhagen's „Tagebüchern" ist der achte Band erschienen (Zürich, Meyer & Zeller), welcher die Aufzeichnungen des Jahres 1851 enthält, eines historisch denkwürdigen Jahres, denn gegen den Schluß desselben fand der pariser Staatsstreich statt. — Ebenso ist von L. Klein's „Geschichte des Dramas" (Leipzig, Weigel) der zweite Band ausgegeben worden, welcher die Charakteristik des Aristophanes und der griechischen Lustspieldichter sowie die Geschichte des römischen Dramas enthält.

Der düsseldorfer Schlachtenmaler, von welchem jüngst im „Deutschen Museum" berichtet wurde, daß er ein Drama „Königin Adelheid" geschrieben, heißt nicht Blambarts, sondern Blanckarts.

Ein erster Band von einem neuen Buche Fritz Reuter's befindet sich in der Hand seines Verlegers (Hinstorff). Der Inhalt ist wieder ziemlich schnurrenhaft und behandelt drollige Schwänke eines Herzogs von Mecklenburg.

Von Feodor Wehl's Lustspielen wird in diesem Herbst in Leipzig der zweite Theil erscheinen.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

NATURHISTORISCHER SCHULATLAS.

Für den methodischen Unterricht bearbeitet

von

Dr. CARL ARENDTS.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

667 Abbildungen in Holzschnitt auf 48 Tafeln, nebst einem erläuternden Texte.

4. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 26 Ngr.

Was für den Unterricht in der Geographie der geographische Schulatlas, das bietet für den Unterricht in der Naturgeschichte Arendts' „Naturhistorischer Schulatlas": ein unentbehrliches pädagogisches Hülfsmittel, das bereits in vielen öffentlichen wie Privatschulen Eingang gefunden hat und zu jedem Lehrbuch der Naturgeschichte, mit Hülfe des beigegebenen Textes aber ebenso wol zum Selbstunterricht gebraucht werden kann. Die vorliegende zweite Auflage ist um 15 Tafeln mit 279 Figuren vermehrt worden, sodass Zoologie, Botanik und Mineralogie nun in gleicher systematischer Ordnung vertreten sind. Durch den gegenüber der sorgfältigen Zeichnung und vollendeten Ausführung der Holzschnitte ausserordentlich billigen Preis wird die Anschaffung des Werks in Schulanstalten ganz besonders erleichtert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Physische Geographie des Heiligen Landes.

Von

Edward Robinson.

Aus dem Nachlass des Verfassers zur Ergänzung seiner frühern Schriften über Palästina.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der durch seine Werke über Palästina auf beiden Hemisphären rühmlichst bekannte Gelehrte hat in vorliegender „Physischen Geographie des Heiligen Landes" einen Theil der Resultate seines über ein Vierteljahrhundert fortgesetzten unermüdlichen Forschens niedergelegt und systematisch zusammengefasst. Das Werk ist innerlich fertig und abgeschlossen von der Hand des kürzlich verstorbenen bewährten Forschers der Nachwelt hinterlassen worden und wird als nothwendige Ergänzung, ja als systematischer Abschluss seiner frühern Schriften über das Heilige Land dem wissenschaftlichen Publikum hoch willkommen sein.

Soeben ist der fünfte Band der elften Auflage von **Brockhaus'** berühmtem **Conversations-Lexikon** vollständig geworden, bis „Eschenmayer" reichend, und es liegt nun bereits ein Drittheil des Werks vor. Bei dem außerordentlich billigen Subscriptionspreise von nur fünf Neugroschen für das Heft von 6 Bogen in größtem Lexikon-Octav und der allmählichen Erscheinungsweise ist die Anschaffung dieses wahrhaft unentbehrlichen Werks, das eine ganze Bibliothek ersetzt, nicht nur dem Wohlhabenden, sondern auch gerade dem minder Bemittelten ermöglicht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 41.** 12. October 1865.

Inhalt: Die deutsche Burschenschaft und ihre funfzigjährige Jubelfeier in Jena. Von **Otto Speyer.** — Böhmische Baumsagen. Von **Alfred Waldau.** — Literatur und Kunst. Eine Schutzschrift von Daniel Schenkel. (Schenkel, Die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaction.) — Correspondenz. (Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Die deutsche Burschenschaft und ihre funfzigjährige Jubelfeier in Jena.

Von

Otto Speyer.

Die Zahl der deutschen Nationalfeste, sofern wir, ohne Rücksicht auf ihren Inhalt, alle diejenigen darunter verstehen, die für die ganze Nation, nicht nur für einen einzelnen Staat oder „Stamm" bestimmt sind, ist noch immer im Wachsen. Wem Zeit und Lust dazu nicht gebrach, der konnte in diesem Sommer monatelang von Fest zu Fest reisen. Man hat vielfach geklagt über die Menge von Enthusiasmus, die bei diesen Gelegenheiten unnütz in die Luft verpuffe; man hat sie wol gar bequeme Sicherheitsventile für die Feinde der deutschen Freiheit und Einheit genannt. So viel Wahres an dem Vorwurfe sein mag, wir können diese festlichen Zusammenkünfte nicht entbehren, solange kein anderes äußeres Band uns verknüpft. Sprache und Literatur allein thun es nicht, und dem Bundestage ziehen wir doch am Ende noch Turn-, Schützen- und Sängerfeste vor. Die beiden letztern sind freilich gerade in diesem Jahre wenig befriedigend ausgefallen. Die tropische Hitze übte in Dresden wie in Bremen eine erschlaffende Wirkung auf Körper und Geist, der wenige Constitutionen auf die Dauer zu widerstehen vermochten.

Digitized by Google

Dazu kam die flaue politische Stimmung des Tags, die herrschende Apathie oder Verbitterung, die Nothwendigkeit, bei solchen Gelegenheiten, wo sich Leute nicht nur aus den verschiedensten Gegenden, sondern auch aus den verschiedensten Gründen versammeln, die mannichfach verschiedenen Sympathien und Antipathien zu schonen, endlich der ungeheure Zulauf selbst, der jeden ruhigen Genuß, jedes gemüthliche Zusammensein unmöglich machte. Da ist es kaum zu verwundern, wenn die Zurückkehrenden auf die Frage, wie das Fest sie befriedigt habe, vielfältig nur ein bedenkliches Kopfschütteln zur Antwort hatten.

Anders war es mit den Festgästen, welche die Eisenbahnen am 17. und 18. Aug. von Jena her, wo die deutsche Burschenschaft ihre funfzigjährige Jubelfeier begangen und alle ihre treuen Söhne von den Stiftern an bis zu den derzeitigen „Füchsen" an ihrem alten Stammsitz versammelt hatte, nach allen Richtungen in die Heimat zurückführten. Wol war ihnen auch der Himmel günstiger gewesen, indem er das glühende Angesicht der Augustsonne verschleierte und frischere Lüfte wehen ließ; aber der Hauptgrund, warum ein Lächeln inniger Befriedigung und ein Reflex jugendlicher Begeisterung auf dem Antlitz der Heimkehrenden lag, deren Scheitel doch schon vielfach vom Schnee des Alters schimmerte, war immerhin ein anderer. Keiner war dort gewesen, der nicht alte liebe Bekannte und treue Freunde umarmt, die er seit langen Jahren nicht gesehen; ein warmer Strahl der Liebe und Freundschaft und herrlicher Jugenderinnerung hatte das alte Herz erwärmt und verjüngt, und mehr als das — in allen, die dort mit ihm zusammengetroffen, hatte er Kampfgenossen gefunden, Männer, mit denen er zur selben Fahne geschworen, für dasselbe Ideal sich begeistert, dieselben Farben, die Farben des Vaterlandes getragen hatte. Schloß er doch manchen Namen, dessen Inhaber ihm hier als ehrwürdiger, aber jugendfrischer Greis entgegentrat, den eines Horn, eines Riemann, eines Scheidler und anderer, schon als Jüngling mit stiller Verehrung in sein Herz! Wie oft hatte er mit hochschlagender Brust und leuchtendem Auge vor Zeiten im engen Kreise der Genossen beim festlichen Commers, vielleicht an sorgfältig vorborgener Stätte, das schöne Bundeslied gesungen:

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Männerchor —

und nun schallte es aus Tausenden von Kehlen frei heraus in die reine Sommerluft, ein Echo weckend im ganzen großen Vaterlande. Da war wol keiner, der nicht eine gewisse stolze Freude empfand, einer Verbindung angehört zu haben, welche, oft in Noth und Gefahr oder unter Spott und Hohn, die Ideen gehegt und gepflegt und in ihrem Schoße großgezogen hat, die jetzt auf allen Märkten und von allen Redner-

Digitized by Google

bühnen widerhallen, ja die gleichsam der gemeinsame Grund des Glaubensbekenntnisses aller wahren Patrioten sind.

Die Annalen der Burschenschaft bilden eine nicht unwesentliche Episode in der neuesten Geschichte unserer Nation. Wer zumal die Bedeutung des jenenser Festes verstehen will, darf mit dem Ursprung und der Entwickelung der deutschen Burschenschaft, ihrer Kämpfe mit der Reaction, ihrer Verirrungen und Umbildungen nicht ganz unbekannt sein. Wir hoffen deshalb den Wünschen unserer Leser entgegenzukommen, indem wir ihnen hier, ehe wir zu der Schilderung des Jubelfestes selbst übergehen, die Hauptmomente der geschichtlichen Entwickelung wie die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten der burschenschaftlichen Verbindungen in raschem Ueberblick vorführen.

Mit dem Schlusse des ersten Decenniums unsers Jahrhunderts hatten die von der herrschenden Sucht zur Geheimbündelei seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hervorgerufenen Orden auf den deutschen Universitäten, von der Staatsbehörde auf das strengste verfolgt, wieder den Landsmannschaften Platz gemacht. Allerdings hatten sich diese einen großen Theil der Gesetze und der Auffassungsweise der Orden angeeignet, legten wie diese das Hauptgewicht auf die Freundschaft, wollten dem rohen Prügelwesen entgegentreten, auch nicht mehr streng wie früher an der landsmannschaftlichen Sonderung festhalten. Aber je inniger die Mitglieder derselben Landsmannschaft zusammenhielten, um so feindseliger standen sich die verschiedenen Verbindungen gegenüber, die sich förmliche Schlachten lieferten und ihre Hauptaufgabe darin sahen, ihre Nebenbuhler an Zahl und Ansehen zu überflügeln. In Jena (das wir hier zunächst berücksichtigen, sowol weil es die Bewegungen innerhalb der deutschen Studentenschaft am reinsten widerspiegelt, als weil es die Wiege der Burschenschaft zu werden bestimmt war) vertheilten die Verbindungen die deutsch redenden Länder untereinander in sogenannte Cantons, aus denen jedesmal nur eine ganz bestimmte Landsmannschaft Mitglieder aufnehmen durfte. Dabei herrschte noch fortwährend der roheste Pennalismus, die lächerlichste Pedanterie des „Comments", Saufen, Duelliren, Renommiren und sittlicher Schmutz aller Art. Von Gemeinsamkeit der Studirenden war höchstens den Philistern oder dem Senate gegenüber die Rede, von Interesse für das Vaterland dagegen wie überhaupt von gemeinsamem Streben für sittliche Zwecke nirgends, auch nicht einmal innerhalb der einzelnen Verbindungen. So wenig natürlich unsere große classische Literaturperiode auf die einzelnen ohne Einfluß bleiben konnte; so bedeutend auch die Wirksamkeit von Männern wie Schiller, Fichte, Schelling, Hegel, Griesbach, Reinhold, Feuerbach, Oken, Luden, Fries und anderer auf das Gedeihen der Universität wie auf die Ausbildung ihrer Hörer

Digitized by Google

war; ja obgleich auch Fichte's Vorlesungen vorübergehend einen bedeutenden Einfluß auf die sittliche Hebung der akademischen Jugend äußerten und die berüchtigte Wüstheit und Gemeinheit des jenenser Studentenlebens im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts einigermaßen abgenommen hatte: im ganzen und großen herrschte hier wie auf andern Universitäten weder ein Geist wissenschaftlichen Strebens noch edle Geselligkeit, geschweige denn patriotische Begeisterung. Erst den Tagen der Schande von 1806, den Jahren der Schmach von 1807—13, dem furchtbaren, aber luftreinigenden Gewitter der Befreiungskriege war es vorbehalten, wie im Volke, so auch auf den deutschen Hochschulen einen neuen Geist zu wecken. Fichte's „Reden an die deutsche Nation", Jahn's „Volksthum", Arndt's gewaltige Lieder drangen wie zündende Funken in die Herzen der deutschen Jugend, zumal auf den Universitäten, in deren Bürgern, Professoren wie Studenten, Napoleon mit richtigem Instinct seine gefährlichsten Feinde erkannt hatte und die er, hätte ihm der Brand von Moskau Zeit dazu gelassen, um die „Ideologen" gründlich los zu werden, gern in kaiserlich französische Musterschulen umgewandelt hätte. Der dem König von Preußen freilich mühsam entrungene „Aufruf an mein Volk" zündete vor allem unter der Jugend der Universitäten. Der erste Freiwillige war ein königsberger Student. Wer noch zurückgeblieben, den donnerten Körner's flammende Schlachtrufe aus seiner Ruhe. In Jena begeisterten Luden's Vorträge die Jugend. Hunderte folgten der Fahne des Lützow'schen Freicorps und der freiwilligen Jäger. —

Die Unabhängigkeit war erfochten; Napoleon auf St.-Helena machte den deutschen Fürsten nicht länger schlaflose Nächte. Als gereifte Männer kehrten die begeisterten Jünglinge, die nicht den Heldentod fürs Vaterland gestorben waren, auf die Universitäten zurück in stolzem Selbstgefühl, voll reiner Freude ob des schönen Sieges des nahen Augenblicks harrend, wo das ideale Glanzbild des einigen deutschen Reiches, der freien deutschen Nation, für das sie gekämpft und gelitten, sich verwirklichen würde. Er kam nicht. Die Gefahr war vorüber, die Verheißungen, die sie ausgepreßt, waren vergessen. Grollend und an ihrer Zeit verzweifelnd zogen sich viele der ältern Patrioten vom Schauplatz zurück. Das Volk verfiel nach und nach wieder in die alte Apathie. Nicht so ein großer Theil der studirenden Jugend. „An dem, was wir erkannt haben", sagte Riemann auf der Wartburg, „wollen wir nun halten, solange ein Tropfen Blutes in unsern Adern rinnt", und als das Erkannte bezeichnete er die Nothwendigkeit des Kampfes für Wahrheit und Recht, für die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes. Wer sein Leben für eine hohe sittliche Idee aufs Spiel gesetzt hatte, wer im Donner der Schlachten zum Manne gereift

Digitized by Google

war, konnte hinfort so wenig im wüsten Kneipen- und Straßenleben der Landsmannschaften wie im bloßen Brotstudium den Zweck des Universitätslebens erblicken. Er mußte das Bedürfniß fühlen, die Akademien zu Pflanzstätten der Ideen zu machen, für die er gekämpft hatte; ihn ekelte die schale Gemeinheit des alten Treibens; er wollte endlich die Einheit, für die er gestritten hatte, für die er immer noch schwärmte, schon auf der Universität wenigstens vorbildlich verwirklicht sehen. Anfangs versuchten die sogenannten „Neuerer", einzeln durch Ueberredung zu wirken. Aber bald erkannten sie die Nothwendigkeit einer bestimmten Organisation. Ihr Ziel war die Vereinigung aller Studirenden in eine Burschengemeinde zu gemeinschaftlichem Streben für Wissenschaft und Vaterland, ohne alle Parteizwecke. Aber die Versuche zur Verwirklichung dieses Gedankens schlugen in Berlin, Gießen, Halle und andern Orten aus verschiedenartigen Gründen fehl. Nur in Jena sollten sie im wesentlichen gelingen. Die in einem kleinen Staate im Herzen Deutschlands gelegene, zahlreich aus allen Gauen des Vaterlandes besuchte Universität, wo sich das Studentenleben von alters her in besonderer Freiheit und Eigenthümlichkeit entwickelt hatte, mit trefflichen patriotischen Männern, wie Luden, Oken, Fries, Kieser und andern an der Spitze, mit Karl August als Protector, bot einen trefflichen Boden für eine sittlich-patriotische Vereinigung der Studentengemeinde.

Schon im Sommer 1814 hatte sich hier auf Anregung einiger alten Lützower Jäger unter Oberleitung eines gewissen W. Kaffenberger aus Frankfurt a. M. eine sogenannte Wehrschaft gebildet, die alle Kriegsübungen vom einfachen Exercitium bis zum Feld- und Festungsmanöver eifrig betrieb, auch die Kriegswissenschaften zum Theil theoretisch studirte. Alle ihre Mitglieder waren beseelt von patriotischer Begeisterung. Sie ward die Pflanzstätte der Burschenschaft. Im Winter 1814—15 trat eine Anzahl Studenten, meist ehemalige Lützow'sche Freiwillige aus Norddeutschland, zum Theil mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, unter ihnen Horn und Riemann aus Mecklenburg und Scheidler aus Gotha, im ganzen 11, größtentheils bisher der Landsmannschaft Vandalia angehörig, zusammen, um den Grund zu einer Umgestaltung des deutschen Burschenlebens zu legen. Eine große Anzahl, meist Nichtverbindungsstudenten (in Jena Finken genannt) schloß sich ihnen an. Heftige Debatten und zahlreiche Duelle waren die nächste Folge. Mehr als die überlegene Waffentüchtigkeit brachte ihre Energie und Entschlossenheit der Reformpartei den Sieg. Das Fichte'sche Nolumo! war ihre Parole. Von den vier Landsmannschaften lösten sich drei alsbald auf, und ihre Mitglieder traten in die neue Verbindung über. Unter Beihülfe mehrerer gleichgesinnter Professoren wurde ein Verfassungsentwurf aufgesetzt

Digitized by Google

und am 12. Juni 1815 von 113 Studenten als Constitution der Burschenschaft proclamirt und unterzeichnet. Eine deutsche Universität, heißt es in der Einleitung zu dieser Verfassung, als gemeinsame Anstalt des Volks für den Zweck der gesammten vaterländischen Bildung überhaupt und für den Zweck des Gelehrten insbesondere, müsse die Einheit aller Bestrebungen des Volksgeistes für Bildung und Wissenschaft in sich schließen und zu Leben und That für Vaterland und Menschheit gestalten. Ein solcher Zweck sei aber nur bei vollkommen freier Selbstentwickelung und Selbstthätigkeit zu erreichen. Deshalb sei die Freiheit und charakteristische Eigenartigkeit des deutschen Universitäts- und Burschenlebens, welches sich „als der reine und volle Ausdruck des Freiseins und Kraftgefühls, womit eine Menge auf der Universität versammelter Männer in Jugendblüte und Jugendfülle gemeinsam lebt und strebt nach einem großen Ziele" entwickelt habe, vollkommen berechtigt und vernunftgemäß. Nachdem weiterhin auf die mannichfachen Verirrungen des bisherigen Studentenlebens und die seinem Zwecke schädlichen Verbindungen hingewiesen worden ist, heißt es wörtlich: „Nur solche Verbindungen, die auf den Geist gegründet sind, auf welchen überhaupt nur Verbindungen gegründet sein sollten, auf den Geist, der uns das sichern kann, was uns nächst Gott das Heiligste und Höchste sein muß, nämlich Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes, nur solche Verbindungen sind dem Zwecke und Wesen der Hochschule angemessen, weil nur in solchen die allseitige Ausbildung der Jugendkraft zum Heile unsers Vaterlandes erhalten und befördert werden kann. Eine solche Verbindung der Burschen nennen wir mit dem Namen einer Burschenschaft." (Vgl. „Die Gründung der deutschen Burschenschaft in Jena. Von Robert und Richard Keil", S. 78 und 93.)

Als leitende Grundsätze stellte die Verfassung auf: 1) nur Eine Verbindung auf jeder Universität, als Symbol der deutschen Volkseinheit; 2) gleiche Rechte aller Studenten; 3) Einsetzung eines Ehrengerichts, um die Ehre der einzelnen zu schützen und der Häufigkeit der Duelle entgegenzutreten. — Der zuerst gewählte Wahlspruch: Dem Biedern Ehre und Achtung! ward später in den entsprechendern: Freiheit, Ehre, Vaterland! umgewandelt, um anzudeuten, „daß die Mitglieder, wie ihnen die innere Ehre das heiligste Gut sei, auch die äußere Ehre, die Anerkennung ihres Werthes, mit Gut und Blut vertheidigen wollten, daß sie, wie sie stets nach innerer Freiheit streben wollen, so das Urrecht jedes Menschen, die Freiheit, mit Schutz und Trutz gegen jeden Angriff zu vertreten entschlossen seien; daß all ihr Streben aber stets das Heil des Vaterlandes vor Augen haben müsse, für das sie leben und sterben wollten".

Die Grundprincipien der Burschenschaft, wie sie aus ihrer Consti-

Digitized by Google

tution und aus ihrer ganzen Entwickelung hervorgehen, lassen sich in den wenigen Worten zusammenfassen (a. a. O., S. 97): „die Abschaffung landsmannschaftlicher Misbräuche, z. B. leichtsinniger Duelle, des Pennalismus, der Völlerei und Renommisterei; die Einführung strengerer Grundsätze in Bezug auf sittliche Reinheit, Kräftigung des Körpers, Erweckung der Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande, Ausbildung wissenschaftlichen Sinnes und männlich starken Charakters, überhaupt das Streben nach allen Tugenden, die den deutschen Jüngling zieren und sein Herz stählen und stärken können.“ Als Symbol wählte man mit Gold verziertes Roth und Schwarz. Die Farben der Lützow'schen Uniform dienten dabei als Vorbild. Das Bundeslied („Wo Muth und Kraft“ ꝛc.) deutet sie freilich: roth wie die Liebe, rein wie das Gold, und — als Symbol, daß der Burschenschafter mit dem Leben für die gute Sache einstehe — schwarz wie der Tod; aber ursprünglich sollte das Schwarz wol die bisherige Knechtschaft, das Roth die blutige Arbeit der Befreiung, das Gold die aufgehende Freiheitssonne bezeichnen. Ein schwarzer sogenannter deutscher Rock und schwarzes Beinkleid sollte die gemeinsame Tracht sein und alle Mitglieder das brüderliche Du verbinden. Ein Vorstehercollegium sollte die ausführende, richterliche und verwaltende, ein Ausschuß die controlirende Behörde bilden, alle wichtigen Fragen aber in allgemeinen Versammlungen entschieden werden, in denen vom zweiten Semester an alle Mitglieder Sitz und Stimme hatten. An der Spitze der ganzen Burschenschaft stand der Sprecher als Präsident des Vorstehercollegs. Im wesentlichen hat sich diese Verfassung bis in die vierziger Jahre erhalten, nur daß sich die Verbindung später in eine engere und weitere schied. Nur die Mitglieder der engern Verbindung hatten entscheidende Stimme in der allgemeinen Versammlung. Ueber die Aufnahme neuer Mitglieder wurde auf geschehene Meldung hin durch Stimmenmehrheit Beschluß gefaßt. Die ganze Verbindung zerfiel in eine Anzahl von „Kränzchen“, in denen man sich bei regelmäßigen wöchentlichen Zusammenkünften mit der Erörterung theoretischer politischer Fragen beschäftigte, über welche von allen Mitgliedern der Reihe nach Arbeiten gefertigt wurden. Das Material dazu lieferte die nicht unbedeutende Bibliothek und das Lesezimmer, in welchem eine Anzahl Zeitungen und die interessantesten Broschüren über Zeitfragen auflagen. An der Spitze jedes Kränzchens standen zwei Kränzchenführer. Die Versammlung dieser Kränzchenführer ersetzte später den Ausschuß und bildete ein Mittelglied zwischen dem Vorstande und der allgemeinen Versammlung, ward aber im Jahre 1840 als überflüssig und oligarchischen Gelüsten zu viel Raum gebend wieder abgeschafft. — Zu dem Stiftungsfest am 12. Juni 1815 hatte der stud. theol. Joseph Cotta aus Ruhla Arndt's

Digitized by Google

Vaterlandslied, und Honitsch aus dem Eisenachschen das später zum Bundesliede gewählte „Sind wir vereint" componirt. Im Gasthof zur Tanne, jenseit der Saalbrücke, wo die Gründungsfeier stattfand, wurde es zum ersten mal gesungen. Dann folgte eine begeisterte Ansprache Karl Horn's, Verlesung und Annahme der Constitution, endlich erklang zum ersten mal, aber in den einfachen Tönen der Volksweise: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Ein festlicher Commers schloß die Feier.

Die Burschenschaft war gegründet. Ein neuer frischer Geist belebte die akademische Jugend Jenas. Fürst, Senat und Bürger sahen mit Wohlgefallen auf die offen vor ihren Augen vollzogene Reform. Von christlich-germanischer Romantik zeigten sich allerdings schon Spuren, wie sie in jener Periode der deutschen Geschichte überall zum Vorschein kamen, doch gehört ein vorübergehendes Vorwalten dieser Richtung erst der Zeit nach dem Wartburgsfeste an. Im allgemeinen herrschte ein guter, sittlicher und doch unbefangen natürlicher Ton unter den Mitgliedern der neuen Verbindung. Im Jahre 1816 ward auf Maßmann's Anregung noch das Turnen unter die regelmäßigen Uebungsaufgaben der Burschenschaft aufgenommen.

Einen klaren Einblick in die edle reine Gesinnung und die helle jugendliche Begeisterung, welche die Burschenschaft in den ersten Jahren ihrer Existenz belebte, bieten die ersten großen Festlichkeiten derselben dar, wie sie uns von Augenzeugen geschildert werden. Wir gedenken hier nur zweier derselben, an die uns die Jubelfeier lebhaft gemahnt hat: die Pflanzung der Eiche auf dem nach ihr seitdem benannten Eichplatz bei der Feier des zweiten Pariser Friedens am 19. Jan. 1816, und die Uebergabe der Burschenfahne, am 31. März desselben Jahres, welche Jenas Frauen und Jungfrauen der Burschenschaft verehrt hatten. Im Sommer 1816 löste sich auch die letzte in Jena bestehende Landsmannschaft, die Saxonia, auf; die Burschenschaft, auf 300 Mitglieder angewachsen, war nun die einzige studentische Verbindung. Ihr Beispiel zündete auf fast allen andern deutschen Universitäten. Ueberall bildeten sich Vereine zu gleichem Zweck unter fast gleichen Formen. Die Burschenschaften der verschiedenen Hochschulen traten bald in nähere Verbindung. Der Gedanke einer allgemeinen deutschen Burschenschaft, in gleichem Streben zu gemeinsamem Ziele vereint, erwachte in den Herzen. Das Wartburgsfest, zugleich eine Erinnerungsfeier der Leipziger Schlacht und der deutschen Reformation, der Befreiung von dem fremden Unterdrücker und von der geistigen Knechtschaft des römischen Priesterthums, sollte ihn realisiren. Von Jena aus erfolgte eine Einladung an alle deutschen Universitäten mit Ausnahme von München, Freiburg (Bonn hatte damals keine Hochschule) und den österreichischen

Digitized by Google

Akademien. Am 18. Oct. 1817 zogen die Jünglingsscharen, dem Jenenser Scheidler, welcher die Burschenfahne trug, folgend, in den Rittersaal der Wartburg. Wir können hier die Feier und die folgenden Verhandlungen nicht ins einzelne verfolgen. Man hat damals und später viel dagegen gedonnert und darüber gewitzelt. Man hat sich über die Nachäffung religiöser Ceremonien ereifert, über die Frechheit der Verbrennung mißliebiger Druckschriften erbost, die Unreife der Verhandlungen und Reden mitleidig belächelt, die deutschthümelnde Schwärmerei verspottet. Gewiß, eine Versammlung von Männern würde heutzutage nicht so reden, nicht so handeln. Aber vielleicht nie vorher hatte unser Vaterland oder die Welt überhaupt eine so große Versammlung von Jünglingen gesehen, die, erfüllt von der reinsten Begeisterung für die edelste Sache, dem Vaterlande, der Freiheit, allem Schönen und Großen mit ganzer Seele sich weihten und trotz der hochgehenden Wogen des Enthusiasmus doch im ganzen eine bewundernswerthe Mäßigung an den Tag legten. Es war, wie ein Berichterstatter jener Zeit sich ausdrückt, „eine hehre Volksversammlung edelster deutscher Jugend". Aber man verstand dergleichen damals in Deutschland nicht, am wenigsten in den maßgebenden Kreisen. Selbst edle Männer, wie Stein, ärgerten sich an dem unreifen studentischen Treiben. Die reactionären Fürstendiener, ein Schmalz, Kamptz, Kotzebue, deren Schriften man verbrannt, erhoben ein wüthendes Ketzergeschrei. Die überall überhandnehmende Reaction „lugte und suchte nach Trug und Verrath".

Die Verhandlungen über die allgemeine deutsche Burschenschaft als „die freie Vereinigung der gesammten wissenschaftlichen auf der Hochschule sich bildenden deutschen Jugend zu einem Ganzen" hatten inzwischen zum Ziele geführt, der Jugendbundesstaat, wie ihn Professor Fries nannte, war gegründet. Einheit, Freiheit und Gleichheit aller Burschen untereinander, Gleichheit aller Rechte und Pflichten, dann christlich-deutsche Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft zum Dienste des Vaterlandes wurden als die leitenden Grundsätze aufgestellt. Die Leitung der Geschäfte wurde zunächst in die Hände der jenenser Burschenschaft gelegt. Während sich nun im folgenden Jahre das burschenschaftliche Leben immer kräftiger entwickelte, zeigten sich doch zugleich hier und da bedenkliche Verirrungen, die theils in einer überspannten Auffassung der Bedeutung und Aufgabe der Burschenschaft, theils in der einseitigen Hervorhebung des „christlich-germanischen Wesens" derselben ihren Grund hatten. Die Juden wurden ausgeschlossen, Deutschthümelei in Kleider- und Haartracht trat in den Vordergrund. Der einseitigste Vertreter dieser Richtung, die bei ihm mit demokratischen Elementen versetzt und zu einem systematischen Fanatismus ausgebildet war, Karl Follen, fand zwar, als er von Gießen

Digitized by Google

nach Jena kam, wenig Anklang; dennoch wurden später auch seine utopischen Plane der Burschenschaft zur Last gelegt.

Die Reaction hatte inzwischen fast in allen deutschen Staaten über die entgegengesetzten Elemente den Sieg davongetragen. Dem Aachener Congreß, der die Mittel zur Abwendung der angeblich drohenden Revolution berieth (1818), überreichte der russische Staatsrath Stourdza sein „Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne", in der Hauptsache eine Schmähschrift gegen die deutschen Universitäten, zumal Jena, das als Schlupfwinkel aller Verworfenheit und Niederträchtigkeit bezeichnet wurde. Freilich wurde die Schrift von allen Seiten so gründlich widerlegt, daß seine eigene Regierung den Verfasser desavouiren mußte. Aber andere setzten sein Werk fort. Kotzebue, der russische Söldling der Reaction, hielt die Wahrheit aller Stourdza'schen Behauptungen aufrecht. Er fiel am 23. März 1819 in Manheim unter dem Dolche des jenenser Studenten Karl Sand. In unsern Tagen zweifelt niemand, der die Acten des Sand'schen Processes auch nur einigermaßen kennt, daß die That wirklich nur des Mörders eigenstes Werk war, entsprungen aus politischem Fanatismus, gemischt vielleicht mit krankhafter Eitelkeit und der Sucht, seinen Namen durch eine für patriotisch gehaltene That berühmt zu machen. Vielleicht wußte niemand, sicher nur wenige einzelne, um seine Absicht. Aber Sand war Burschenschafter in Erlangen und Jena gewesen; da war es für die Reactionspartei und die Feinde der deutschen Universitäten ein Leichtes, die erschreckten Fürsten und das empörte sittliche Gefühl des Publikums gegen „das wüste demagogische Treiben" der Burschenschaften aufzustacheln. Man scheute sich selbst nicht, Documente zu schmieden, wo die vorhandenen nicht ausreichen wollten. Der Karlsbader Congreß und die Frankfurter Septemberbeschlüsse waren die unmittelbare Folge. Scheiterte auch Metternich's und seiner Creaturen Wunsch, die deutschen Universitäten zu österreichischen Dressuranstalten herabzudrücken, an dem energischen Widerstande einiger wackern Fürsten und Minister, vor allen Karl August's von Weimar, so wurde doch die allgemeine Burschenschaft durch Bundesbeschluß unterdrückt, allen Universitäten ein Regierungsaufseher über Professoren und Studenten vererbuet, endlich die berüchtigte Centraluntersuchungs-Commission in Mainz niedergesetzt. Verhaftungen von Studenten und Absetzungen von Professoren folgten Schlag auf Schlag. Auf Jena, das als Geburtsstätte und Mittelpunkt der Burschenschaft der herrschenden Partei am tiefsten verhaßt war, fiel das Gewicht ihres Grimms am schwersten. Alle Preußen mußten die Universität verlassen. Oken ward abgesetzt. Am 26. Nov. 1819 fand die letzte Versammlung der Burschenschaft statt. Eine in Form und Inhalt treffliche Denk- und Rechtfertigungsschrift an den Großherzog

Digitized by Google

von Weimar ward verlesen und angenommen. In ruhiger, gemäßigter Sprache, aber im stolzen Bewußtsein ihrer guten Sache, sprechen die Unterzeichner aus, was die Burschenschaft für die Veredelung des Studentenlebens, für das Wohl des einzelnen und des Vaterlandes geleistet habe, „denn der Geist der Burschenschaft sei der Geist sittlicher Freiheit und Gleichheit, der Geist der Gerechtigkeit und der Liebe zum großen deutschen Vaterlande gewesen". Dann verkündete der Sprecher die Auflösung der Burschenschaft, und die Versammelten stimmten zum ersten mal das Lied Binzer's an, dessen einfache tiefempfundene Worte und Weise seitdem so manches Herz ergriffen und gerührt haben:

Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus
Und drinnen Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus

mit dem für die Burschenschaft, ihr Streben und den in ihr lebenden Geist so charakteristischen Schlußvers:

Die Form ist zerfallen ...
Was hat's denn für Noth?
Der Geist lebt in uns allen
Und unser Burg ist Gott!

Die öffentliche Burschenschaft war aufgelöst. Im geheimen bestand sie, freilich mit geringerer Mitgliederzahl, auf vielen Universitäten fort. Die Landsmannschaften, gewissermaßen die Vertreter der Aristokratie gegenüber dem demokratischen Princip der Burschenschaft, die auf den andern Universitäten fortdauernd neben ihr bestanden hatten, tauchten jetzt auch in Jena von neuem auf und erhoben unter dem Namen der Corps, von den Regierungen meist bald offen, bald insgeheim begünstigt, das Haupt. Die Heimlichkeit übte auf die Burschenschaft selbst, wie immer, eine schlimme Wirkung. Ihre Hauptprincipien: die strenge Sittlichkeit, die studentische Gleichheit, die begeisterte Vaterlandsliebe, wurden zwar stets gehegt und gepflegt, doch fehlte es nicht an mancherlei Auswüchsen. Die Aufregung der pariser Julirevolution führte zu einer Spaltung in „Arminen", die sich nur vorbereiten wollten zu künftiger politischer Thätigkeit, und „Germanen", die bereits als Studenten in die vaterländischen Geschicke handelnd eingreifen wollten. Nicht wenige der letztern waren bei dem frankfurter Attentat von 1833 betheiligt. Zahllose Verhaftungen waren die Folge. Einzelne Schuldige, viele Unschuldige vertrauerten ihre schönsten Jugendjahre im Kerker. Der Name eines Burschenschafters wurde zum Verbrechen.

Auf den meisten Universitäten erloschen die burschenschaftlichen Verbindungen jetzt in der That völlig. Nur in Erlangen, Breslau und Leipzig erhielt sich ein kleiner Kreis von Jüngern unter verschiedenen

Digitized by Google

Namen in stiller Verborgenheit, ohne Einfluß auf das Universitätsleben, nur für die Mitglieder selbst von Werth. Bedeutsam blieb die Burschenschaft nur in Jena, wo noch im Jahre 1838, als Schreiber dieser Zeilen die Universität bezog, 120 Mitglieder nicht nur sich auf dem altehrwürdigen Burgkeller versammelten, sondern auch entschieden die tonangebende Verbindung der Universität bildeten. Von dem Senate wurde sie ignorirt, insgeheim wol begünstigt. Farben zu tragen, war allen Studenten für gewöhnlich verboten, bei feierlichen Gelegenheiten wurde jedoch das Schwarz-Roth-Gold ohne Scheu und Strafe zur Schau getragen. Aber theils wirkliche Mängel der Verfassung, theils persönlicher Ehrgeiz führte im Winter 1839—40 zu einer Trennung in zwei Verbindungen. Seither ist die Spaltung nur immer größer geworden. Das Jahr 1848, welches ihre Farben zur deutschen Bundesfahne erhob, rief von neuem auf fast allen Universitäten burschenschaftliche Verbindungen hervor. Aber die Einigkeit fehlte auch jetzt. Ein Theil der Burschenschaften, der sogenannte Progreß, wollte alle Exclusivität, alles Verbindungswesen auflösen, die Duelle abschaffen, ja jede Besonderheit des Universitätslebens dem bürgerlichen gegenüber verschwinden lassen. Aber schon nach wenigen Jahren trat diese Richtung wieder in den Hintergrund. Die Reaction der funfziger Jahre zwang abermals zur Vorsicht und zu verborgenden Namen, wenn auch eigentliche Verfolgungen nicht stattfanden. Erst der Umschwung in Preußen 1858 und die durch den italienischen Krieg hervorgerufene Bewegung bewirkten auch auf den Universitäten eine größere und offener hervortretende Regsamkeit der patriotischen und politischen Ideen. So finden wir jetzt nicht weniger als 36 Verbindungen, die den burschenschaftlichen Charakter beanspruchen, keineswegs alle mit gleichem Rechte, manche einander feindlich gegenüberstehend, einzelne den Corps in Form und Inhalt vielfach genähert. Alle Versuche einer Einigung, zum Theil von den Studenten selbst, zum Theil von alten Burschenschaftern, zumal bei Gelegenheit des jenaer Universitätsjubiläums 1858 ausgegangen, blieben erfolglos. Auch die bei dem diesjährigen Feste in demselben Sinne gemachten Anstrengungen haben unsers Wissens kein besseres Resultat gehabt. Man mag das beklagen; aber es ist nach unserer Ansicht eine natürliche Folge des im ganzen Staats- und Volksleben sich immer schärfer ausbildenden Parteiwesens, das naturgemäß auch auf die studirende Jugend seinen Einfluß ausübt.

Die allgemeinen Principien, die allen burschenschaftlichen Verbindungen gemeinsam sein müssen, sind: 1) das patriotische Princip, d. h. das rege Interesse an den vaterländischen Angelegenheiten, das gemeinsame Ideal des großen, einigen, freien Deutschland und die Anerkennung der Pflicht, ihre Mitglieder durch politische Ausbildung zur Verwirklichung

Digitized by Google

desselben und zum Dienste des Vaterlandes überhaupt tüchtig zu machen; 2) das Sittlichkeitsprincip, d. h. die Anerkennung der Pflicht, nur solche Mitglieder aufzunehmen und zu behalten, deren Wandel nicht mit den Grundsätzen der Moral nach irgendeiner Richtung hin in Widerspruch steht, sowie durch ihre Institute und das ganze Verbindungsleben auf die Beförderung eines echt sittlichen Lebens ihrer Glieder hinzuwirken — ein Grundsatz, der in manchen Phasen der Burschenschaft zu einseitig auf das Keuschheitsprincip beschränkt worden ist; dazu 3) das Halten auf äußern Anstand und äußere Ehre, endlich auf körperliche Ausbildung nicht nur im Hinblick auf die mens sana in corpore sano, sondern auch zur Wehrhaftmachung im Dienste des Vaterlandes. Innerhalb dieser allgemeinen Grundsätze mögen immerhin Verschiedenheiten bestehen; sie sind vielleicht besser als eine gewaltsame äußere Einigung, die nur zu bald zu einer innern Spaltung führen würde. Nothwendig wäre nur ein gutes Verhältniß der einzelnen Verbindungen zueinander; sehr wünschenswerth ein allgemeiner Burschenbund, der sie zu einer höhern Einheit zusammenfaßte. Die Hauptsache bleibt, daß aus allen Männer hervorgehen, deren ernstes Bestreben es ist, die Principien der Burschenschaft im bürgerlichen Leben zu bethätigen. (Vgl. über die Einigungsfrage „Die Aufgabe und Stellung der heutigen Burschenschaften. Eine Festgabe zum 50jährigen Burschenschaftsjubiläum von einem Burschenschafter." Jena, Deistung).

Venedey spricht in seiner Festrede die historische Bedeutung der Burschenschaft für die nationale Entwickelung unserer vaterländischen Zustände in den Worten aus: „Sie war die Trägerin des Gedankens der Einheit Deutschlands, die Retterin des schwarz-roth-goldenen Banners des einigen deutschen Volkes." Er hätte eher sagen können: sie war nicht die Retterin eines gemeinsamen Banners, das noch nicht bestand, sie hat Deutschland erst seine Fahne gegeben! Und indem das ganze deutsche Volk die Farben der Burschenschaft zur Nationalfahne proclamirte, hat es dadurch stillschweigend anerkannt, daß die Idee der deutschen Einheit, wenn sie gleich nicht erst in der Burschenschaft entsprungen war, doch von ihr lange Jahre hindurch unter hartem Druck und bitterm Spott sorgsam gehegt und behütet worden ist, daß sie in zahlreichen Jünglingen die heilige Flamme der Vaterlandsliebe entzündet und genährt, daß sie die Keime gelegt hat, die, wenn auch schwere Stürme über „die junge Saat" hinbrausten, jetzt in mächtigen, fruchtschweren Aehren heranreifen. Das ist ihr unsterbliches Verdienst um die vaterländische und nationale Idee. Dazu kommt ferner, daß sie, so viel an ihr war, das Studentenleben veredelt, daß sie zahllose Jünglinge vor Körper und Geist entnervenden Ausschweifungen behütet, edle Sitte und männliche Tüchtigkeit in ihnen gepflegt hat. Was bedeuten dagegen die

Digitized by Google

Uebertreibungen, die Einseitigkeit, die Sonderbarkeiten, die sich hier und da bemerklich machten, die Verirrungen einzelner Glieder, das Verbrechen eines einzigen? Nein, wir dürfen es kühn behaupten: die Geschichte der Burschenschaft, soweit sie ihre Glieder, nicht ihre Verfolger betrifft, ist ein leuchtendes Juwel in der Ehrenkrone der Germania, um das uns andere Nationen wohl beneiden mögen, da keine von ihnen Aehnliches aufzuweisen vermag!

So war es natürlich, daß der Gedanke einer Jubelfeier der Burschenschaft, sobald er ausgesprochen wurde, einen hellen Widerhall fand im ganzen deutschen Reiche vom Belt bis zu den Alpen. Wäre das Fest nicht in eine Zeit politischer Apathie, Verstimmung und Zerrissenheit, wie sie die augenblickliche Lage der deutschen nationalen Geschicke nur allzu erklärlich macht, wäre es wenige Jahre früher gefallen, die Theilnahme würde noch eine viel bedeutendere gewesen sein. Aber auch so noch wandten sich, während alte und junge Burschenschafter zur alten Musenstadt strömten, die Blicke ganz Deutschlands mit ungleich größerer Theilnahme nach den Ufern der Saale als nach den Riesenfesten an der Weser und Elbe.

Ein mächtiger Omnibus, in dem wir nicht ohne Schwierigkeit bei dem gewaltigen Andrang von Gästen noch Platz gefunden, führte uns am Morgen des 14. August von Apolda, der nächsten Eisenbahnstation bei Jena, dem Saalthale zu. Wie in den Hauptstraßen einer großen Stadt, drängte sich auf dem ganzen Wege Fuhrwerk an Fuhrwerk. Grüße flogen hinüber und herüber, schon hier fand manche Erkennungsscene alter Studiengenossen statt. In Isserstedt, auf halbem Wege, wurde das erste „Stübchen" echten Lichtenhainers gekostet, das freilich dem verwöhnten Gaumen nicht mehr recht munden wollte. Dann ging es durch den Hochwald die gewundene Straße abwärts dem felsigen Mühlthale zu. Sträuße und Gewinde von Vogelbeeren schmückten hier schon zu beiden Seiten des Wegs die in altfranzösischem Stile zugeschnittenen Bäume. An dem wohlbekannten Gasthaus zur Oelmühle vorbei geht es dem hohen Thurme der Stadtkirche entgegen; vor uns strebt jenseit des Thals der schöne Kegel des Hausbergs, einem Vulkan ähnlich, empor; von den Abhängen winken die traubenschweren Reben. Da öffnet sich das alte finstere Thor; jubelnd rasseln wir durch die wie die ganze Stadt mit Fahnen und Kränzen geschmückte Johannisstraße, dem alten Burgkeller, der im reichsten Festgewande prangt, im Vorüberfahren ein donnerndes Hoch zurufend, auf den großen viereckigen Marktplatz, den alten Fecht- und Redesaal der Studenten. Vor den Hallen des Rathhauses hält der Wagen; Gruppen stehen umher, jeden neu Anlangenden bewillkommnend; überall Jubelruf, Handschlag, Kuß und Umarmung der alten Freunde, die sich nach vieljähriger Trennung

Digitized by Google

zum ersten male wieder begrüßen. Oben im Rathhause kann die Festcommission dem Andrange nach Festzeichen (es bestand in einem schwarz-roth-goldenen Schildchen von Porzellan, das im Knopfloch getragen wurde), Quartier- und Speisebillets kaum genügen. Sobald wir die unsern erhalten, eilten wir in die bereits gedrängt volle Universitätskirche, wo eben das von der jenaischen Singakademie mit Hinzuziehung einiger fremden Kräfte veranstaltete Concert beginnen sollte. Sämmtliche Piecen, zumal die Beethoven'sche neunte Symphonie mit dem Schlußchor über Schiller's Ode an die Freude, wurden trefflich vorgetragen und erfüllten ihren Zweck, die Festgäste von vornherein in eine gehobene Stimmung zu versetzen. Gern hätten wir freilich hier schon irgendeine directe Beziehung auf das Fest gefunden, deren das Concert gänzlich entbehrte. Aus der Kirche zog die bunte Menge der Festhalle zu, die sich draußen auf dem saftig-grünen Plan der schönen Paradieswiese an den Ufern der Saale erhob. Leicht aus Holz erbaut, ganz mit Tannenzweigen bekleidet, mit wehenden Wimpeln auf den ragenden Giebeln und den die Seitenpfeiler krönenden Zinnen, auf der großen Fahne der Façade den gewaltigen Reichsadler, bot sie einen festlich-freundlichen Anblick. Die einfachen tannenen Tische und Bänke, etwa 2—3000 Personen Raum bietend, waren schon größtentheils dicht besetzt. Hier folgte natürlich wieder eine Erkennungs- und Begrüßungsscene der andern. Oft wiederholte sich das Schauspiel, daß zwei ergraute Männer sich prüfend ins Auge schauten, einer des andern Züge musternd, bis sie sich endlich mit dem Rufe: „Bist du's wirklich, alter Junge?" jubelnd, nicht selten mit Thränen im Auge in die Arme fielen. Leider hatte das Comité hier keinerlei Fürsorge getroffen, daß sich die Bekannten und Zueinandergehörigen von den einzelnen Universitäten und Jahrgängen leicht hätten finden können. Inzwischen war der Abend hereingebrochen; Hunderte von Gasflammen erleuchteten die Halle, während der Festplatz draußen im Strahle elektrischen Lichts schimmerte. Da blitzte drüben von den Abhängen der malerischen Kernberge ein riesiges verschlungenes E. F. V. (Ehre, Freiheit, Vaterland) auf, durch Hunderte von Fackelträgern gebildet, ein zauberischer Anblick. Dr. Wild von Jena begrüßte im Namen des Comité die Gäste, ein Concert der jenenser Gesangvereine folgte, aber seine Töne und noch mehr die Worte nachfolgender Redner gingen in dem wogenden Treiben der Tausende verloren. Denn immer dichter drängten sich hier die Gäste, obwol ein schönes Feuerwerk auf und an der Saale eine zahlreiche Menge hinweggelockt hatte. Zahllose Fragen und Antworten, von Ausrufen der Freude und des Erstaunens, von herzlichem Lachen oder von dem Bruchstück eines alten Liedes unterbrochen, schwirrten fast betäubend durch den weiten Raum. Viele zogen endlich hinweg, den alten wohlbekannten „Kneipen" zu.

Digitized by Google

Auch wir nahmen, über 40 an der Zahl aus den Jahren 1838—41, auf dem Burgkeller, dem alten, freilich inzwischen stark von der Cultur beleckten Heimatshause der Burschenschaft, die wohlbekannten Plätze wieder ein; die alten Lieder, die alten Scherze erklangen von neuem, und es schien einige Stunden lang, als ob ein Vierteljahrhundert spurlos für uns in den Abgrund der Zeiten hinabgesunken sei.

Am Morgen des 15. Aug., des Haupttages, sammelten sich die alten Burschenschafter nach Jahrgängen in den Räumen des Bürgerschulgebäudes. Dann ordnete sich am „Fürstengraben" vor dem schönen neuen Bibliotheksgebäude der Festzug. Drei Studenten zu Pferde, der mittlere mit einer großen Fahne in der Hand, eröffneten ihn. Dann folgte einem Musikcorps der Träger des alten Burschenschwertes (Dr. Enders von Stadt-Lengsfeld), Deputirte der derzeitigen drei jenenser Burschenschaften, weißgekleidete Jungfrauen mit schwarz-roth-goldenen Schärpen, die jedem Festgenossen vorher einen Eichenzweig an den Hut steckten, die Burschenschafter von 1815—19, das Festcomité und die Ehrengäste, dann nach Jahrzehnten eingetheilt die alten Burschenschafter von 1820—60, abermals ein Musikcorps, die Studirenden, fremde und einheimische, endlich die wenig zahlreichen übrigen Festgenossen. Ehe der Zug sich in Bewegung setzte, wurde die alte Burschenschaftsfahne, seit 1819 verschwunden, aus dem Bibliotheksgebäude getragen und, mit donnerndem Jubelrufe begrüßt, dem Professor Scheidler übergeben, demselben, der sie 1817 beim Wartburgsfeste getragen. Sie zeigt unten und oben einen rothen, in der Mitte einen schwarzen Streifen, auf dem beiderseits ein großer goldener Eichenzweig gestickt ist, das Ganze von schweren Goldfransen umgeben, in der durchbrochenen Spitze der Fahnenstange das verschlungene E. F. V. Wo sie 46 Jahre lang verborgen gewesen, ist wenigen bekannt, man sagt in Zürich oder sogar in Amerika, doch haben wir Grund zu vermuthen, daß sie die Umgegend von Jena nie verlassen hat. Der lange, aus etwa 2500 Personen bestehende Zug, dem die Studenten in vollem Schmuck, mit Barets, Federn, Schärpen, Schlägern und Bannern in den verschiedensten Farben, ein buntes festliches Ansehen gaben, betrat durch das Johannisthor die innere Stadt und machte zunächst nach mehrmaligem Umzuge auf dem Eichplatze halt. Hier wurde nach der Melodie „Wir hatten gebauet" das Hermannslied gesungen, ein trefflich gemeintes Gedicht, aber von mäßigem poetischen Werthe und uns mehr als nöthig an die Zeiten erinnernd, wo man für Hermann den Cherusker und altdeutsches Bardenthum schwärmte. Dann redete der greise Pastor Horn aus Mecklenburg, der erste Sprecher der Burschenschaft, am Fuße derselben jetzt kräftig grünenden und schattenden Eiche, bei deren Pflanzung er vor 49 Jahren hier gesprochen hatte. In einfachen, herzlichen Worten,

Digitized by Google

leider von wenigen verstanden, schilderte er jene Zeit, wo der Eichplatz wie ganz Deutschland eine mit Trümmern bedeckte Wüste gewesen, redete dann den Baum als das Sinnbild deutscher Kraft mit begeisterten Worten an, bat Gott um die Einheit, Freiheit und Größe unsers Vaterlandes und schloß mit einem Hoch auf dasselbe, in welches die Menge, die nicht nur den Platz, sondern auch alle Straßen und Häuser ringsumher erfüllte, jubelnd einstimmte. Dann ging es weiter durch und um einen Theil der Stadt auf den Marktplatz, wo nach einer Festouverture, wie uns schien einem Potpourri aus alten Burschenmelodien, von der geschmückten Tribüne herab Jakob Venedey die eigentliche Festrede hielt. Die Stimme des Redners war seiner Aufgabe an Kraft und Ausdauer nicht gewachsen und nöthigte ihn, nach kaum einer Viertelstunde kurz abzubrechen. So ist die (vorher) gedruckte Festrede eine andere als die wirklich gehaltene. Sie war bestimmt, einen vielleicht an solchem Platze zu ausgedehnten Abriß der Geschichte der Burschenschaft bis zum Jahre 1819 zu geben und daran nur wenige Worte, Hoffnungen für die Zukunft aussprechend, zu knüpfen. Statt dessen wandte sich Venedey nach kurzer historischer Einleitung und nachdem er, von lautem Jubel unterbrochen, auf Horn und Riemann neben ihm als die alten Säulen der Burschenschaft und die Festredner von 1815 und 1817 hingewiesen, an die gegenwärtigen Träger der burschenschaftlichen Idee auf den Universitäten, ihre Sonderbanner und Sonderbünde, mit so scharfen und schonungslosen Worten verdammend, daß dieselben, Festgenossen gegenüber, als eine vielfach schwer empfundene Taktlosigkeit erscheinen mußten. In dem Hoch auf Deutschland, mit dem er schloß, ging freilich jeder Mißklang unter, sodaß die Versammelten in einem zweiten Hoch dem greisen Redner selbst Dank und Huldigung darbrachten. Größern Enthusiasmus erregte mit Recht das Festlied des Koburgers Friedrich Hofmann nach der Melodie: „Sind wir vereint", zumal der Vers, wo der Dichter hervorhebt, daß der Gedanke und die Farben der Burschenschaft der Gedanke und die Farben des ganzen deutschen Volks geworden seien, und aus voller begeisterter Brust erklang die letzte Strophe mit ihren dem Bundesliede entnommenen Schlußworten weithin über Markt und Stadt:

Hier stehen wir, die Welt soll's hören,
Als rief's das ganze Deutschland hier;
Hier stehen wir im Bund und schwören
Entblößten Hauptes, Gott, zu Dir:
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt,
Das kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!

Digitized by Google

Wiederum setzte sich der Zug in Bewegung, durchschritt die noch übrigen Hauptstraßen der Stadt und betrat endlich die Festhalle. Daß es überall an Zuschauern nicht fehlte, daß man nur freundliche Gesichter sah, daß hier und da eine hübsche Mädchenhand den Vorüberziehenden Blumen zuwarf, versteht sich — aber von großem Enthusiasmus, wie ihn z. B. das leipziger Turn- und Octoberfest im Jahre 1863 darboten, oder wie wir ihn gar bei ähnlichen Gelegenheiten im Süden der Alpen gesehen, war nichts zu verspüren. Doch mochte das wol mehr im Wesen der Bevölkerung liegen, als auf einem Mangel an Theilnahme beruhen. An dem Festessen nahmen 16—1700 Personen theil. Es verlief wie dergleichen gewöhnlich. Die Toaste und Reden, sparsamer als sonst, blieben von neun Zehnteln der Anwesenden unverstanden und unbeachtet. Die Festlieder „Was ist des Deutschen Vaterland" und „Stoßt an, Jena soll leben!" wurden mit so viel Begeisterung gesungen, als es die natürliche Abspannung nach dem dreistündigen Festzuge, welcher die in Qualität wie Quantität durchaus unzureichenden Speisen nicht entgegenzuwirken vermochten, irgend gestattete. Von Zeit zu Zeit wurden die inzwischen eingetroffenen Telegramme verlesen, aber selten verstanden; auch der schöne Festgruß Julius Mosen's, den der kranke Dichter uns von seinem Schmerzenslager zurief, wurde von den wenigsten vernommen:

Allen, die seit manchen Jahren
Treue Kampfgenossen waren,
Ruf' ich heut zur Fahnenwacht,

Allen, die in Gottesfrieden
Sind vor uns dahin geschieden,
Eine herzlich gute Nacht!

Aber allen, die noch leben,
Tapfer kämpfen, muthig streben,
Sei ein Lebehoch gebracht!

Gegen Abend zerstreute sich die Menge. Die alten Burschen suchten die von alters her bekannten Pfade, die durch das Saalthal und an den herrlichen Bergen hin zu den beliebtesten „Exkneipen" führen. Die meisten eilten zur Rosenmühle, andere nach Lichtenhain, Ziegenhain, Wöllnitz ꝛc. In den spätern Stunden drängte sich eine dichte Menge in den beiden Stockwerken des festlich beleuchteten Burgkellers, wo Arminen und Germanen ihre „alten Herren" bewirtheten. Hier folgte Rede auf Rede über die Einigungsfrage; manches tüchtige Wort, manches, das besser ungesprochen geblieben wäre; alle bald in der stets wechselnden Aufregung vergessen, obgleich auch Männer wie Kanzler Wächter von Leipzig ihre Stimme vernehmen ließen.

Digitized by Google

Am Morgen des dritten Festtages zogen schon früh große Scharen die nördlich von der Stadt ansteigenden Höhen hinan, an deren oberm Abhange das neuerbaute „Forsthaus", der schönste Belustigungsort für die Jenenser, gelegen ist. Der Hauptzug wand sich erst später, einer ungeheuern bunten Schlange vergleichbar, den vielgekrümmten Bergpfad hinauf. Oben lagerte man trotz Wind und Regen auf dem feuchten Grase, denn nur der kleinste Theil der Gäste konnte an den mit riesigen Humpen voll Lichtenhainer garnirten Tischen Platz finden. Da lag das herrliche Saalthal vor uns mit seinen grünen Wiesen, seinem Walde von Pappeln, Weiden und Obstbäumen, in der Mitte die alte liebe Musenstadt, überragt von den malerisch geformten Kernbergen, an dem stolz emporstrebenden Kegel des Hausbergs, den kahlen Flanken des mächtigen Jenzig, der dunkelwaldigen Kunitzburg mit ihrem zerfallenen Thurme, mit den lauschigen grünen Schluchten dazwischen, in deren Tiefe die Dörfer aus ihren Fruchthainen schimmern, wie dort Ziegenhain, über das links der hohe schlanke Fuchsthurm hinausragt, und rechts im Saalthal das Städtchen Lobeda von der Ruine der Lobdaburg überragt, und Wöllnitz und Burgau, und weit am Rande des Horizonts der stolze Bergkegel der Leuchtenburg bei Kahla. Ja, es ist wahrlich ein paradiesisches Erdenfleckchen, dies Saal-Athen in seinem verborgenen Kessel, in dessen romantische Tiefe man so ganz unerwartet von den kahlen, langweiligen Hochebenen hinabsteigt, die ihn rechts und links umgeben. Das war aber auch das Beste dort oben, die Aussicht; die Reden, die sich um Abschaffung des Duells, Vereinigung aller einzelnen Burschenschaften zu einer allgemeinen, Wegfall des Unterschiedes zwischen Studirten und Nichtstudirten (?!) drehten, wollten an dem nüchternen feuchtkühlen Morgen nicht recht verfangen, und Roßmäßler, so sehr er ohne Zweifel recht hatte, auf die Sorge für die Volksbildung und Volksschule als eine der wichtigsten Pflichten des Patrioten hinzuweisen, schien uns Platz und Zeit dazu übel gewählt zu haben. So ging es nach einigen Stunden wieder hinab, um rechtzeitig zu dem großen Commers einzutreffen, der um 4 Uhr in der Festhalle beginnen sollte. In der That waren mit Ausnahme der äußersten Reihe, die man den Damen überlassen hatte (nicht wenige alte Burschenschafter hatten Frauen und Töchter mitgebracht), bald alle Tische besetzt: die Zahl der Commersirenden mochte sich, außer den etwa 80 Präsides, auf mindestens 1600 belaufen. Der Commers war in mancher Hinsicht der befriedigendste Theil der Feier, besonders weil trotz oder vielleicht eben wegen der gehobenen Stimmung weit mehr Ruhe und Ordnung herrschte als an den vorigen Tagen, wozu die treffliche Disciplin der Studenten nicht wenig beitrug. Ueberhaupt müssen wir dem Verhalten dieser letztern während des Festes durchweg das trefflichste Zeugniß

Digitized by Google

geben. Ueberall die größte Rücksicht für die Gäste, zumal die ältern, nirgends ein renommistisches Vordrängen, nirgends wüstes Trinken und dessen Folgen, sondern eine Haltung, wie sie dem gebildeten Jüngling, besonders dem jungen Burschenschafter, dem Träger der künftigen Hoffnungen des Vaterlandes, trefflich ziemte. Die Toaste und Reden von der Tribüne aus wurden anfangs im tiefsten Schweigen angehört, sodaß in der ganzen Halle jedes Wort verständlich war. Robert Keil aus Weimar entwickelte treffend, warum hier gerade die Pflanzstätte der Burschenschaft sein mußte, und schloß mit einem Hoch auf Jena. Den meisten Beifall fand mit Recht die Rede des Propräses, Student Propping, eines Germanen, der im Namen der jenenser Burschenschaften zu den Alten sprach und den Beweis lieferte, daß die jetzt Studirenden zum Theil klarer und sicherer erfaßt haben, was der Burschenschaft, was dem Vaterlande noth thut, als ihre Vorgänger. Als das Wesen der Burschenschaft bezeichnete er die unzertrennliche Freiheits- und Vaterlandsliebe. Darin seien auch alle einig: „Die Liebe zum Vaterlande ist der gemeinsame Ausgangspunkt unsers Strebens. Wenn das Vaterland uns zu den Waffen rufen sollte, Brüder, wir werden zusammenstehen wie Ein Mann! Wenn wir ins öffentliche Leben getreten sind, wir werden alle wissen, wo unser Platz ist: auf seiten des Volks werden wir uns zusammenfinden, zur Volkspartei zu gehören wird unser Stolz sein!“ ... Aber die Geduld einer großen erregten Festgenossenschaft ist nicht so unbeschränkt, als es die Zahl der Redner war. Als Schulrath Professor Stoy aus Jena einen anfangs mit Beifall begrüßten, aber endlos nach allen Seiten hin abschweifenden, gegen seine Collegen, die allerdings zum unangenehmen Erstaunen der Gäste zum größern Theil dem Feste aus dem Wege gegangen waren, scharf pointirten Vortrag hielt, übertönte der Ruf nach Schluß endlich das Silentium! der Präsides und selbst das Klirren ihrer Schläger. Mit desto größerm Enthusiasmus wurden die altbekannten Bundeslieder gesungen, und als der „Landesvater“ begann, herrschte in der ganzen Halle eine feierliche Stimmung. Man hat ihn das Abendmahl der Studenten genannt, und wem in dieser Bezeichnung eine unwürdige Profanirung des Heiligen zu liegen scheint, der muß wenigstens zugeben, daß er beim Genusse des Sacraments keine feierlichere Sammlung wünschen kann, als wenn der junge Student, die Finger auf die gekreuzten Schläger legend, sein: „Halten will ich's stets auf Ehre, Stets ein braver Bursche sein!“ schwört. Aber heute bedeutete der Schwur noch mehr als sonst; denn den Alten stiegen dabei die Geister der Vergangenheit empor; sie gedachten daran, wie sie ihren Burscheneid gehalten, was es ihnen gekostet, und ihnen war es mehr als ein Schwur auf die Bewahrung der studentischen Ehre. In manchem Auge glänzte ein feuchter Schimmer;

Digitized by Google

sämmtliche Zuschauer, zumal die zahlreich versammelten Frauen ergriff eine tiefe Rührung. Von der Hauptwand der Festhalle herab leuchtete in feurigen Zügen, durch Gasflammen gebildet, der alte Wahlspruch: Ehre, Freiheit, Vaterland! während draußen die Raketen zischend in den sternenfunkelnden Nachthimmel emporstiegen. Der Commers war der Schlußact des eigentlichen Festes. Wol blieben noch viele Gäste den folgenden Tag, theils um einen erneuten Versuch zur Einigung der Burschenschaften, theils um Ausflüge in die Umgegend zu machen, wol war auch die Festhalle, wo ein Concert stattfand, noch recht belebt; aber alles war doch nur ein schwacher Nachklang der vorigen Tage.

Wir haben in Jena selbst wie auf der Rückfahrt in die Heimat vielfach Gelegenheit gehabt, mit Festgenossen wie mit Zuschauern über den Eindruck, den diese Tage in ihnen zurückgelassen, zu reden. Die vorherrschende Stimmung war die der vollkommenen Befriedigung mit dem Erlebten und Genossenen. Einige unwesentliche Aeußerlichkeiten abgerechnet, war, was man tadelte oder vermißte, nicht Schuld des Festes oder des Comité. Daß, wie manche klagten, bei einer solchen gemeinsamen und geräuschvollen Feier von einem ruhigen Austausch der Gedanken nicht die Rede sein konnte, lag ebenso in der Natur der Sache, wie daß gar mancher über die Jugendfreunde, die er nach langen Jahren zuerst wiedergesehen und so ganz anders gefunden hatte als er erwartete, bedenklich den Kopf schüttelte. Auch daß er für die ideale Lebensanschauung, die er sich vielleicht bewahrt, vergeblich die alte Sympathie bei den andern suchte, durfte ihn nicht wundernehmen. Was man am meisten bedauern mochte, daß das Fest nicht zugleich zum unwillkürlichen einmüthigen Meinungsausdruck des versammelten edeln Theils des deutschen Volks in Bezug auf die gegenwärtige Lage des Vaterlandes, auf seine nächste Zukunft und die Lösung der großen schwebenden Fragen sich gestaltete, lag leider in den unglückseligen Verhältnissen, in dem Zwiespalt, der Unsicherheit und Zerfahrenheit, die nicht nur bei den Regierungen und Fürsten, sondern durch alle Kreise des Volks, auch der aufrichtigsten Patrioten, herrschen. Deß aber sind wir gewiß, und dafür war das Fest ein gewaltiges und unwiderlegliches Zeugniß: so verschieden man heute noch im deutschen Volke über das Wie denken mag, über das Was sind alle Patrioten einig; der Tag muß einst kommen, wo das ganze große Vaterland zur Heimat einer auch staatlich geeinigten Nation geworden ist, und ehe seine Sonne aufgeht, darf und wird kein Vaterlandsfreund die Hände in den Schos legen. Mit freudigem Stolze waren die Burschenschafter, alt und jung, es sich bewußt, daß sie seit 50 Jahren die Träger dieser Idee gewesen, mit festem klarem Sinne, hoffen wir, haben Alte und Junge von neuem

Digitized by Google

beschworen, es auch künftig zu sein, bis die Zeit endlich erfüllt ist. Und so schließen wir diesen Bericht mit den Worten, in denen der wackere alte Horn am Schlusse seiner Festreden in den Jahren 1815 und 1865 sich an den Lenker der Völkerschicksale wandte: „Du aber, Herr, der du der Völker Schicksal lenkst, erhöre deines Volkes heißes Flehen; und ist sein Flehen treu gemeint, und steht sein Glaube auf der Wahrheit Grund, und ruht sein Hoffen nur auf deiner Kraft —, dann wolleſt du, ja dann wirst du uns erhören und segnend fürder walten über unserm Vaterland! Einige, gründe, festige es; richte es empor, daß es groß und herrlich sei unter den Ländern der Erde!“

Böhmische Baumsagen.

Von

Alfred Waldau.

Die Linde (böhm. Lipa) ist seit uralten Tagen der Lieblingsbaum des czecho-slawischen Volks. Schon in der grauen Vorzeit stand in jedem Dorfe eine Linde, unter der die Bewohner ihre heitern Feste, Tänze und Spiele hielten und ihre ernsten Berathungen pflogen. Dort saßen die Kmeten und Lechen zu Gericht über Leben und Tod. Unter einer heiligen Linde weissagte die Zauberfürstin Libussa dem Volke. Auch die christlichen Voräitern pflanzten die Linde überall vor ihren Höfen, Dörfern und Städten, auf ihren Burg-, Markt- und Begräbnißplätzen, bei ihren Kirchen und Kapellen, auf ihren Gemarkungsscheiden und andern Stellen, welche sie dem Gedächtnisse der Nachkommenschaft einprägen wollten. Im Heidenzeitalter war die Linde der slawischen Liebesgöttin Lada oder Krasopani geweiht. Der christliche Cultus aber hat sie zum Marienbaum gemacht, denn unter ihr wurde hauptsächlich die heilige Jungfrau Maria verehrt. Darum finden wir noch heutzutage so viele Lindenbäume mit alten Marienbildern geschmückt, von denen manches wunderthätig sein soll. Uralte Linden sind in Böhmen keine Seltenheit und fast jede hat ihre merkwürdige Sage. Ich erwähne zuerst die uralte Linde des heiligen Prokop am Fuße des sagenreichen Radelsteins bei Bilin. Vor undenklichen Zeiten befand sich daselbst ein Brunnen, dessen schwarzgefärbtes Wasser in steter Wallung war. Ringsum wuchs kein Halm und Kraut, kein Gras und Moos, und wenn ein lebendes Wesen das Wasser berührte, ward es augenblicklich des Todes. Im Sommer qualmte aus dem Brunnen ein dichter, giftiger Nebel empor, aus welchem Hagel und Unwetter über

Digitized by Google

die Gegend hereinbrachen. Darum flohen die Menschen den Brunnen und nannten ihn nur den Born des Unglücks. Es geschah aber damals, daß der heilige Einsiedler Prokop in der Nähe an einer Quelle seine Hütte erbaut hatte. Als der fromme Mann das Elend des Volks sah, warf er sich bei der Quelle betend auf die Knie und gelobte, nicht eher aufzustehen, als bis ihn Gott erhört und die Gegend von der großen Plage befreit hätte. Drei Tage und drei Nächte lang verharrte der Klausner im andächtigen Gebet. In der vierten Nacht aber erschien ihm ein Engel im Traume und befahl ihm, zum Born des Unglücks zu gehen und ihn mit geweihtem Holze zu bedecken. Zum Zeichen, daß der Traum zur Wahrheit werden solle und daß sich Gott gnädig erbarme, trieb der Lindenstab, den der fromme Einsiedler in die Erde gesteckt hatte, um sich daran während des Schlummers zu stützen, drei schöne, grünbelaubte Zweige. Als der Heilige erwachte und das Wunder sah, begab er sich sogleich zu dem Unglücksbrunnen, bedeckte ihn mit geweihtem Holze, das aus der Thür der Kapelle von Muchov genommen ward, und warf einen Schuh hoch Erde darauf, die er mit grünem Rasen bedeckte. So wurde die Gegend von der bösen Plage befreit. Der grünende Lindenstab wuchs aber später zu einer schönen Linde empor, welche vom Volke die Linde des heiligen Prokop genannt wurde, und sie steht noch heutigentags, wiewol ihr dicker Stamm bereits ganz hohl ist. — Eine andere sehr merkwürdige Lindensage erzählt man in der Umgegend des Dorfes Hrušov. Bei diesem Dorfe ist ein Feld, wo vor alten Zeiten eine Linde stand. Die Linde ist zwar längst vom Felde verschwunden; der Landmann aber zeigt noch immer die Stelle, wo sie ehedem grünte, und erzählt dabei gläubig diese Wundermär: Es liebte einmal ein Schäfer ein junges Mädchen und wollte es zur Frau nehmen. Ein alter Zauberer aber misgönnte ihm die schöne Braut und verwandelte sie in seinem Zorne vor den Augen des Schäfers in eine Linde. Die Linde grünte und blühte. Allein des Nachts verwandelte sich ihr Wipfel wieder in ein holdes Mädchenantlitz und das grüne Geäst in ein Händepaar; der Lindenstamm nahm die Gestalt eines Menschenleibes an und die Wurzeln wurden Füße. Der Schäfer aber, der trauernd am Raine saß, sah nun sein Lieb auf sich zukommen, und sie herzten und küßten sich bis Mitternacht. Dann aber verwandelte sich die Jungfrau wieder in einen Lindenbaum und konnte erst in der nächsten Nacht Menschengestalt annehmen. So ging es Nacht für Nacht fünf Jahre lang, worauf sich endlich der Zauberer erbarmte und das Mädchen von dem Banne befreite. Die Linde verschwand für immer und der Schäfer heirathete die Jungfrau. — Zuweilen ist die Linde auch der Gegenstand eines Gottesurtheils, denn sie bezeugt die Unschuld eines ungerecht Verurtheilten. Nach einer Sage

Digitized by Google

aus Wischau ward einst ein Mönch von zwölf andern Mönchen zum Tode verurtheilt, wiewol er seine Unschuld betheuerte. Als er schon in sein Grab steigen sollte, um dort lebendig eingemauert zu werden, bat er um die Erlaubniß, eine junge Linde pflanzen zu dürfen. Diese letzte Bitte wurde ihm gewährt. Er aber pflanzte den Baum mit der Krone in den Boden und rief: „So wahr die Wurzeln dieses Baumes aufwärts, die Krone jedoch abwärts wachsen wird, so wahr bin ich unschuldig!" Die Mönche schenkten seinen Worten keinen Glauben, warfen ihn in das Grab, mauerten es zu, und er starb eines schrecklichen Todes. Doch siehe da, die Zweige des Lindenbaumes faßten Wurzeln und die Wurzeln trieben Blätter! Da erkannten die Mönche, daß ihr Bruder schuldlos gestorben war. Die gerechte Strafe blieb jedoch nicht lange aus: Feinde kamen ins Land, plünderten und zerstörten das Kloster und erschlugen die Mönche. Nur die Linde steht noch heute als Wahrzeichen an der Stätte. — Eine kurze Erwähnung verdient auch noch die bei Eisersdorf an der glatzer Grenze stehende Linde, über die schon im 17. Jahrhundert der leipziger Magister Prätorius in seiner „Dämonologie" geschrieben hat. Diese Linde soll so alt sein wie der heidnische Thurm im glatzer Schlosse. Sie ist schon manchmal ganz verdorrt, aber immer wieder hat sie neu getrieben und steht jetzt wieder frisch und grün. Auf dieser Linde soll ehedem die berühmte Wahrsagerin Sibylle gesessen sein und dem Volke viele zukünftige Dinge vorausgesagt haben. — In den Höhlungen der Lindenbäume wurden zuweilen Marienstatuen auf merkwürdige Art entdeckt. So trug sich mit dem Gnadenbilde der Schmerzhaften Mutter Gottes, welches in dem berühmten Wallfahrtsorte Mariaschein bei Teplitz verehrt wird, einst nachfolgender Vorfall zu: Als im Jahre 1421 die Hussiten das Kloster Schwatz bei Bilin plünderten und zerstörten, flüchteten sich die frommen Nonnen mit jener heiligen Bildsäule in die damals wilde Gegend, wo jetzt die Kirche von Mariaschein steht. Als die letzte der Nonnen dem Tode nahe war, verbarg sie das gerettete Kleinod in einer hohlen Linde, an deren Stamm eine Quelle sprudelte. Da geschah es aber an einem 8. Sept. noch vor der Mitte des 15. Jahrhunderts, daß eine Magd aus der nahen Bergstadt Graupen zu jener Linde kam, um dort Gras zu sicheln. Während des Sichelns sprang plötzlich eine große Schlange empor und wand sich ihr blitzschnell um den bloßen Arm. Als jedoch die Magd entsetzt ausrief: „Jesus Marie!" da fiel die Schlange wie erlahmt zur Erde und verschwand, ohne die Dirne im mindesten verletzt zu haben. Diese lief erschrocken nach Hause und erzählte das Begebniß ihrem Brotherrn, welcher sich alsbald mit einem Nachbar zu der Linde begab. Sie gedachten dort nämlich einen Schatz zu finden, da sich nach dem Volksglauben Schlangen stets in der Nähe

Digitized by Google

von vergrabenen Schätzen aufhalten und sie bewachen. Als sie nun den Lindenbaum untersuchten, fiel die Rinde herab und die Marienstatue ward in der Höhlung sichtbar. Sie wagten nicht, den Fund zu berühren und eilten zum Pfarrer mit der wunderbaren Botschaft; dieser veranstaltete sogleich eine Procession, und die Bildsäule ward in die graupner Kirche feierlich hinübergetragen. Allein am andern Morgen fand man das Marienbild wunderbarerweise wieder an der Linde, und da sich dies noch zweimal wiederholte, stand man endlich von der Uebertragung ab und baute an der Linde eine kapellenartige Hütte aus Aesten und Laubwerk. Da sich der Ruf des Bildes von Jahr zu Jahr vergrößerte, errichtete schon im Jahre 1442 Albrecht Kolowrat an Stelle der hölzernen Kapelle eine von Stein, die von seinen Nachkommen erweitert und verschönert wurde, bis endlich im Jahre 1584 Georg Popel von Lobkowitz dort die Kirche zur schmerzhaften Mutter Gottes so herstellen ließ, wie man sie noch heute sieht. An der Stelle, wo einst die Linde stand, wurde der Hochaltar errichtet. — Auch in der Kirche zu Maria Heimsuchung bei Haindorf im bunzlauer Kreise befindet sich ein Marienbild, das seine Wunderkraft einem Lindenbaume verdankt. Vom Ursprunge desselben erzählt eine fremde Legende Folgendes: Vor mehr als 600 Jahren lebte in Wildeneichen ein armer Bauer, der nährte sich vom Siebmachen und war ein frommer und gottesfürchtiger Mann. Dem wurden einmal seine Frau und sein einziges Kind sehr krank, und darob kam der Bauer in schwere Sorgen. Einstmals schlief er unter einem Lindenbaume, der auf einem schönen freien Anger stand, und da erschien ihm im Traume die heilige Jungfrau Maria und befahl ihm, er solle ein Marienbild kaufen und es an jenem Baume zur Verehrung aller Vorübergehenden befestigen. Nächsten Tag ging der Bauer nach Zittau, kaufte für seine letzten sieben Pfennige eine Marienstatue und that wie ihm geheißen. Von Stund an wurden die Seinen gesund. Das Bild that nachher viele und große Wunder, und die Leute kamen so häufig zu ihm, daß sich dort bald statt des Lindenaltars eine Kapelle erhob, und später wurde dort eine Kirche mit einem Kloster gegründet, woselbst jene Marienstatue noch heute gläubig verehrt wird.

Nächst der Linde ward von den alten Böhmen besonders der Eiche (böhm. Dub) eine hohe religiöse Verehrung gezollt, denn sie war dem slawischen Donnergotte Perun geweiht. Unter großen Eichenbäumen wurden dem Gotte Feueropfer dargebracht, aus Eichenholz wurden die Götterbilder verfertigt. Als geheiligter Opferbaum konnte aber die Eiche auch als der Baum des Schwurs und der Betheuerung symbolisirt werden, denn der Mensch schwört ja nur zu dem, was ihm theuer und heilig ist. In der That ward in der Vorzeit unter Eichenbäumen die Wahrheit bekräftigt und die Unschuld betheuert, und noch heutigen-

Digitized by Google

tages geloben Liebende unter Eichenbäumen einander dauernde Treue. — Selbstverständlich fehlt es im Böhmerlande nicht an berühmten Eichen, von denen der Volksmund verschiedene denkwürdige Sagen zu erzählen weiß. Ich führe zuerst die Sage von der Eiche des Rohovec an. Der prager Herzog Bojm regierte anfangs unter der Vormundschaft des Rohovec aus dem Geschlecht der Vršovce, welche den regierenden Přemysliden stets feindlich waren. Als nun der volljährige Bojm bei der heiligen Quelle Jizerka zum Herzog ausgerufen und dann feierlich auf den Vyšehrad geleitet wurde, da hatte Rohovec bereits alle Thore der Burg sperren lassen und wehrte den Reisigen Bojm's und allem Volke den Eingang. Die Thore wurden aber von der erbitterten Menge durch Axthiebe erbrochen und Rohovec mußte die Flucht ergreifen. Da er aber von dem Schlosse Wladař an der Grenze des Baiernlandes die Empörung fortsetzte und den Landfrieden gefährdete, so ordnete Herzog Bojm ein Heer gegen ihn ab, welches das Schloß Wladař belagerte und eroberte. Ritter Rohovec wurde gefangen genommen und gefesselt nach dem Vyšehrad gebracht. Dort hielt man Gericht über ihn und der Spruch lautete: Der Verbrecher solle sich jenseit des Moldauflusses, den Wällen des Vyšehrad gerade gegenüber, eigenhändig den Strang um den Hals winden und sich an der dort einsam stehenden Eiche erhenken. Er ward hinausgeführt und vollzog den Richterspruch an sich selbst. Als solches geschah, soll der böse Geist vor Schadenfreude ein sehr lautes Gelächter erhoben haben, daß alles ringsum erdröhnte. Von diesem Gelächter (böhm. smich) erhielt jene Gegend den Namen Smichov und der Baum, an dem der Frevler hing, ward von nun an die Eiche des Rohovec geheißen. — Wenn Unthaten in einem Eichenwalde oder in der Nähe eines Eichenbaums geschehen, so hört der Baum auf zu wachsen und Früchte zu tragen, oder aber die Früchte nehmen eine absonderliche Gestalt an. In der Nähe der Stadt Poděbrad befindet sich eine Marienkapelle. Sie steht auf dem Platze, wo unter König Wladislaw im Jahre 1496 sieben Bergknappen unschuldigerweise hingerichtet wurden. Damals stand auf dem Richtplatz eine Eiche, die von dem unschuldigen Blute bespritzt wurde. Seit dieser Zeit trug sie Eicheln, deren Kapseln roth waren und wie die Kappen der Bergleute aussahen. Sie wurde lange Zeit von einem Einsiedler gepflegt, ging aber später zu Grunde. — Eine ähnliche Sage erzählt man von den Eichen, die bei dem Cistercienserstifte Sedlec im caslauer Kreise stehen. Im Jahre 1421 hatten die Hussiten das Stift und die Kirche zerstört und alle Mönche an den Eichenbäumen aufgehängt. Seit dieser Zeit tragen die Eichenbäume Eicheln mit schwarzen Kapseln, die den schwarzen Kapuzen der Mönche täuschend ähnlich sind. — In einer drei Stunden von Budin entfernten Waldung steht

Digitized by Google

eine große Eiche, die zwölf Männer nicht umfassen können. In dieser Eiche, die schon viele hundert Jahre alt sein soll, hält sich angeblich der Waldteufel auf. Alljährlich in der heiligen Christnacht soll er aus dem Baume heraussteigen und den Wipfel desselben anzünden; die Flamme lodert hell auf, aber die Eiche verbrennt doch niemals und ist am nächsten Morgen völlig unversehrt.

Die Esche hat bei den Slawen nicht die erhabene Bedeutung, die sie nach der Edda als Welt- und Lebensbaum in der altnordischen Mythologie besaß. Nur einige Farbenstriche aus diesem großen Mythenbilde haben ihren Abglanz auf slawisches Gebiet geworfen. Dahin gehört der uralte Aberglaube, daß die Esche einen verderblichen Einfluß auf die Schlangen ausübe. Noch heutzutage glaubt der Hirt, der Jäger, der Köhler und der Holzknecht im Walde, daß sich die Schlange vor der Esche fürchte und sich ängstlich fernhalte, soweit der Schatten dieses Baumes reicht. Sie würde, erzählt man, eher sich in ein Feuer stürzen als über die Blätter der Esche kriechen. Zieht man mit einem Eschenstabe einen Kreis um die Schlange, so wagt sie sich nicht aus demselben hinaus. Wird sie mit einem Eschenzweige berührt, so bleibt sie wie todt liegen. Ein Haus, welches im Schatten von Eschenbäumen steht, ist vollkommen vor Schlangen gesichert; ja nicht einmal die Himmelsschlange, nämlich der Blitz, vermag ihm etwas anzuhaben. Berührt man eine Schnittwunde mit Eschenholz, so heilt diese augenblicklich zu, das Holz aber muß in der Zeit von der Mitte August bis zur Mitte des September geschnitten sein.

Die Birke (böhm. Břiza) besitzt die Macht, zu verjüngen und zu verschönern. Im Mai vor Sonnenaufgang oder auch beim Neumonde gehen die jungen Mädchen insgeheim in den Birkenwald, bohren in eine Birke ein Loch und stellen ein Töpfchen darunter. Alsdann gehen sie schweigend, wie sie gekommen, nach Hause und kehren erst spät abends oder am dritten Tage nach Sonnenuntergang in den Wald zurück, um sich das Töpfchen zu holen. Mit dem gesammelten Birkensafte waschen sie sich heimlich vor Sonnenaufgang und bestreichen sich das Haar, um schön und zart von Antlitz zu werden und viel Glück in der Liebe zu haben. Andere trinken den Birkensaft, um gesund zu bleiben und als Frauen fruchtbar zu sein. — Steckt man ein Birkenreis, welches am Fronleichnamstage zum Aufputz der Gasse oder des Altars verwendet wurde, in den grünenden Flachs, so wird dieser zur Erntezeit ebenso lang sein wie das Birkenreis selbst; man braucht also nur ein recht langes abzureißen, um schönen Flachs zu erzielen. — Birkenholz ist gegen Bezauberungen wirksam. Wird jemand in der Nacht viel vom Alp gedrückt, so lege er sich unter den Kopf ein Scheit Birkenholz, dann wird der quälende Alp die Macht über ihn verlieren.

Digitized by Google

Die Weide (böhm. Vrba) ist kein glücklicher Baum. Nur traurige Sagen und schauerlicher Aberglaube knüpfen sich an sie. Man könnte sie füglich einen Gespensterbaum nennen, denn nach uraltem Volksglauben haben die Gespenster in alten verwitterten Weidenbäumen ihren Sitz oder sind in dieselben eingekeilt und treiben bösen Spuk. Auch der Teufel soll unter allerlei schreckenden Gestalten gern seinen Aufenthalt daselbst wählen; er hat die Weide mit einer besondern Anziehungskraft begabt für solche Leute, die sich das Leben nehmen wollen. Auch Judas soll sich an einer Weide erhängt haben, und mit Weidenruthen wurde der Heiland gegeiselt. In mondhellen Nächten sollen sich die Schlangen, worunter der Schlangenkönig mit der goldenen Krone ist, auf den Weidenästen schaukeln; auch die Wilden Weiber pflegen im Mondschein auf den Weidenbäumen, die längs der Teiche und Flüsse stehen, zu sitzen. Unter Weidenbüschen flickt der Wassermann seine Kleider, hat seine unsichtbaren Netze ausgespannt und lauert auf sein Opfer. Daß die Weide nur Trauer und Unglück bedeute, geht wol auch aus einer merkwürdigen Sage hervor, die meines Erachtens sowol in der slawischen als in der germanischen Mythenwelt ihresgleichen sucht. Wol erzählen zahlreiche Sagen davon, daß geisterhafte Wesen in Bäumen wohnen oder daß die Bäume häufig nichts anderes sind als Elfen, die zur Nachtzeit das Baumgewand abstreifen und Geister werden. Es gibt auch Sagen, nach denen die Menschenseele zuweilen in der Gestalt eines Vogels, einer Maus oder einer Schlange den Leib verläßt, der nun bis zur Wiederkehr der Seele todt liegt. Daß aber der Mensch sich mit dem Baume vollständig in das Leben theile, so zwar, daß eins ohne das andere, der Mensch ohne den Baum und der Baum ohne den Menschen, nicht länger dauern könne, daß somit eins sogleich zu Grunde geht, sobald das andere vernichtet wird — hiervon findet sich das einzige Beispiel in der folgenden aus dem ehemaligen bidschower Kreise stammenden Sage: Ein Mann hatte eine junge Gattin, die ging bei Tage frisch und munter umher, aber bei Nacht lag ihr Leib starr und eiskalt im Bette. Der Mann, der sich darob bitter härmte, ging zu einer alten Zauberin im Walde, um sich bei ihr Rath zu erholen. Diese that ihm kund, daß die Seele seiner Gattin in der Nacht den Körper verlasse und in den Weidenbaum am Bache gehe. Als der Mann dies hörte, war er sehr erzürnt, nahm eine Axt und fällte die Weide. Aber in demselben Augenblicke, wo die Weide dumpfrauschend in den Bach stürzte, starb auch sein Weib, wie von einer Sichel abgehauen. Als nun der Mann am Bachufer bitterlich wehklagte, rieth ihm die Weide aus der Tiefe, er solle sie hinaufziehen, ihren Stamm zersägen und aus den Brettern eine Wiege für die zurückgebliebene Waise machen; die Weidenreiser aber solle er am Ufer pflanzen. Der

Digitized by Google

Mann that also und siehe da — die Liebe zu dem armen Kinde überdauerte die Verstorbene. Die aus der Weide gemachte Wiege schläferte die zurückgebliebene Waise ein, und als diese heranwuchs und aus dem vom Vater gepflanzten Weidengebüsch sich am Raine Pfeifen verfertigte, da sprach während des Pfeifens die Mutter mit ihr!

Der Ahorn (böhm. Javor) wird vom Volke sehr hoch geachtet, denn nebst der Linde und Tanne ist er derjenige Baum, der auch bei der heiligen Jungfrau Maria in ganz besonderer Gunst steht. Er ist zugleich der bedeutendste Feenbaum. Jeder Ahorn soll nämlich einer Fee heilig sein, welche in dem Baume wohnt. Es ist arges Unrecht, von einem solchen Baume etwas abzubrechen, weil man dadurch der Baumfee ein Leid zufügt: alsbald zeigen sich hellrothe Blutstropfen und im Innern erschallt ein schmerzliches Weinen. Einmal wollte ein Mann einen Ahornbaum im Walde umhauen. Als er schon die Holzaxt schwang, hörte er plötzlich aus dem Baume eine bittende Stimme: „O fälle mich nicht!" Er aber kehrte sich nicht an diese Bitte und führte den Hieb; da quoll aus der Ahornrinde ein Blutstrahl hervor und zugleich erscholl ein so furchtbarer Weheschrei, daß der Mann auf der Stelle vor Schrecken starb.

Auch die edle Buche (böhm. Buk) erfreut sich der Volksgunst. Es wird viel davon gefabelt, daß sich unter uralten Buchenbäumen zuweilen die heilige Muttergottes in hellem Glanze zeige, weshalb man an solchen Bäumen zum dauernden Andenken an die Wunderbegebenheit alte Marienbilder findet. Im Volksliede wird die Buche seltener genannt als die Eiche; dagegen schneidet der Wanderer und Hirt gern seinen Namen in die dichte und glatte Rinde der Buche ein, auf daß ihn diese für künftige Geschlechter treu bewahre.

Die Ulme (böhm. Jilm) ist in ihrer düstern Erscheinung der Baum der Trauer und des Todes, weshalb man sie häufig zum Schmucke der Friedhöfe macht. Der Uhu soll sich in der Abenddämmerung am liebsten auf einen Ulmenbaum setzen und dort sein klägliches Rufen anheben, um als Todtenvogel zu verkünden, daß jemand in der Nachbarschaft bald sterben werde.

Unter den Obstbäumen ist wol der Apfelbaum (böhm. Jabloň) bei dem böhmischen Volke zumeist beliebt. Wegen der vielen Kerne, die seine Frucht besitzt, gilt er als das Abbild der Fruchtbarkeit und somit auch als das Wahrzeichen der Liebe. Im Volksliede wird der „rothe Apfel" vielfach gefeiert und spielt unter den Liebenden eine wichtige Rolle. Das Uebersenden von Aepfeln ist das Symbol der Liebeserklärung und ihre Annahme das der Gegenliebe. Außerdem hat der Apfel auch noch eine dämonische Bedeutung. So gilt es als ein Todeszeichen, wenn das Kernzehäuse des ersten Apfels, den man beim

Digitized by Google

Weihnachtsmahle ißt und quer durchschneiden muß, nicht die Form eines Sterns, sondern die eines Kreuzes oder eines Sterns mit nur vier Strahlen zeigt. Am Weihnachtsfeste ist überhaupt der Apfel eine sehr willkommenes Labsal, eine Spende und ein wesentlicher Schmuck der Christbäume. Auch ist es ein uralter Volksglaube, daß der Apfelbaum in der Christnacht mitten im Schnee blühe und kostbare Früchte trage. In der eigentlichen Volkssage kommt der Apfelbaum nur selten vor. Einmal erscheint er als Zeuge der Unschuld. Im pilsener Kreise liegt die Ruine der alten Ritterburg Krasykov, wo vor Zeiten die heilige Feme ihren Schöppensitz gehabt haben soll. In der Nähe steht ganz vereinsamt ein alter Apfelbaum, dessen Aeste und Zweige seltsamerart abwärts zur Erde gewachsen sind. Es wurde nämlich einst ein Jüngling vor den dortigen Schöppenstuhl gebracht und ungerechterweise eines Mordes angeklagt. Obschon er hoch und heilig seine Unschuld betheuerte, wurde er dennoch von den Richtern zum Tode verurtheilt. Als er zur Richtstätte geführt wurde, ergriff er plötzlich einen Stab, stieß ihn in die Erde und rief: „So gewiß dieser Stab Wurzel treiben, Blüten und Früchte tragen wird, so gewiß sterbe ich unschuldig! Allein die Aeste und Zweige, die aus ihm sprossen werden, sollen sich zur Erde neigen zur ewigen Schande für meine ungerechten Richter!" Die Femrichter lachten über diese Worte, und der Jüngling wurde hingerichtet. Allein seine Worte gingen bald in Erfüllung: der Stab bekam Wurzeln, wuchs zu einem Baume empor, blühte und trug Aepfel. Seine Aeste und Zweige neigten sich jedoch zur Erde und mahnen noch heute an den unschuldig Hingerichteten. — Denkwürdig ist auch ein Apfelbaum, welcher in der Nähe der zwischen Kuttenberg und Chrudim liegenden Burgruine Pořen steht. In diesem Apfelbaume soll ein Raubritter, der in den Zeiten des Königs Wenzel in der Burg hauste, zur Strafe für seine zahllosen Missethaten so lange verwünscht sein, bis die Burgruine vom Erdboden gänzlich verschwunden sein wird. Alljährlich am heiligen Weihnachtsabende soll sich der Stamm dieses Apfelbaums öffnen: ein Greis tritt daraus hervor, schaut mit finsterer Geberde die Ruine an und ruft dann aus: „Noch immer nicht verschwunden!" Hierauf zieht er sich wieder in den Apfelbaum zurück, und krachend schließt sich der Stamm. — In der Sage von dem Räuber Zahoř wird ebenfalls ein Apfelbaum erwähnt. Als nämlich dieser Räuber von einem frommen Jünglinge, welcher der Unterwelt einen Besuch abgestattet hatte, vernahm, daß in der Hölle ein glühendes Eisenbett seiner harre, da erschrak er sehr und erkundigte sich, ob er trotz seiner furchtbaren Greuelthaten nicht noch begnadigt werden könne? Und er zeigte dem Jüngling seine Keule, einen riesigen Apfelbaumast, und darauf waren unzählige Kerben, und jedes Zeichen bedeutete einen

Digitized by Google

Mord. Darauf führte der Jüngling den Räuber von der Straße ab auf eine Felsenanhöhe, stieß dort die Keule in den harten Grund und sagte: „Hier vor dem Zeugen deiner Frevel knie bei Tag und Nacht und bete ohne Unterlaß, und wenn der Ast Aepfel tragen wird, so magst du daraus ersehen, daß die Sünden dir verziehen sind.“ Der fromme Jüngling ging dann seines Weges. Neunzig Jahre vergingen. Der Jüngling war ein Greis geworden und trug die goldene Bischofsmütze. Endlich nach so langer Zeit fuhr er durch dieselbe Gegend. Da erblickte sein Diener einen großen Baum, auf dem hingen prächtige goldene Aepfel und dufteten köstlich. Er gedachte, einen Apfel für seinen Herrn zu pflücken, allein wie er ihn berühren wollte, hörte er eine dumpfe Stimme: „Laß ab und pflücke nicht, du hast nicht gepflanzet!“ Er erschrak, eilte zurück und erzählte dies seinem Herrn. Dieser ging hin, und als er zu dem Apfelbaume kam, sah er unter demselben einen ganz mit Moos bedeckten Menschen knien und besann sich auf den Räuber Zahoř. Und der wollte beichten. Und als der fromme Bischof ihm die Sünden vergeben hatte, zerfiel Zahoř in lauter Staub. Von den goldenen Aepfeln aber flog einer nach dem andern, in eine weiße Taube verwandelt, in die Luft: das waren die erlösten Seelen der von ihm Gemordeten.

Mancher seltsame Brauch und Glaube knüpft sich an den Kirschbaum (böhm. Strom višnový). Am St.-Barbara-Tage (4. December) gehen die Mädchen am frühen Morgen in den Obstgarten und schneiden Zweige von Kirschbäumen ab, die sie hernach auf einem warmen Orte in der Stube in Wasser stellen und sorgsam pflegen. Die Zweige beginnen bald zu knospen und sind am heiligen Christabend mit weißen Blüten bedeckt. Diese Blüten stecken die Mädchen in die Schnürmieder, um durch Zauber den Jüngling anzuziehen, den sie heimlich lieben. Im Böhmerwalde muß man, um am Weihnachtsfeste die Kirschbaumzweige in voller Blüte zu sehen, diese rücklings schreitend und nur mit dem Hemde bekleidet abschneiden. Einen solchen blühenden Kirschbaumzweig nimmt man mit sich zur Mette, wobei man jedoch die Kleider verkehrt anziehen muß, und da kann man erkennen, welche Weiber in der Gemeinde der Hexenzunft angehören. Die Hexen kehren nämlich während der heiligen Handlung dem Altar den Rücken zu, was aber nur derjenige sieht, der einen blühenden Kirschbaumzweig bei sich trägt. — Im südlichen Böhmen stecken die Dorfmädchen, wenn sie zur Christmette gehen, einen blühenden Kirschbaumzweig in den Gürtel. Die Burschen aber tauchen, wenn sie am Wege zur Kirche an einem Gewässer vorbeischreiten, zwei Finger der rechten Hand ein und machen sich ein Kreuz auf die rechte Wange. Hierauf erwarten sie, daß ihnen die Liebste das Kreuz abtrockne; die Mädchen hingegen erwarten, daß ihnen der Aus-

Digitized by Google

erwählte den Zweig aus dem Gürtel ziehe. Thut es eine ungeliebte Dirne oder ein misliebiger Bursch, so herrscht viel Betrübniß. — In allen czechischen Gegenden ist der Glaube verbreitet, daß eine Mutter, der bereits ein Kind gestorben ist, vor dem Feste Mariä Heimsuchung keine Kirschen essen dürfe, denn sonst bekäme ihr Kind nichts von den Kirschen, welche die heiligste Jungfrau Maria an diesem Tage an die seligen Kinder im Himmel vertheilt. — Auch im Gebiete der Volkssage findet der Kirschbaum seine Stelle. Auf dem Weißen Berge bei Prag soll einst ein ödes Schloß gestanden haben, wo zur Nachtzeit die „weiße Frau" umging und über ihr trauriges Schicksal wehklagte. Sie konnte nur erlöst werden, wenn sich ein Jüngling von ihrer Hand drei Dolchstöße in die Brust geben ließ, ohne auch nur zu seufzen. Einst war ein wachestehender Soldat zu diesem Opfer bereit. Als er jedoch den dritten Stich in die entblößte Brust erhielt, rief er vor Schmerz: „Jesus, Maria, Joseph!" Da verwünschte ihn die weiße Frau und sagte hernach: „Siehst du dort die drei jungen Kirschbäume stehen? Wenn diese einst groß sein werden, wird man aus ihrem Holze Bretter schneiden und von diesen eine Wiege machen: und erst der Knabe, der zuerst in dieser Wiege liegen wird, kann mich erlösen!" Darauf verschwand die weiße Frau, und der junge Soldat war nach einigen Tagen todt.

Der Nußbaum (böhm. Stromořechový) hat in der Naturſymbolik dieselbe Bedeutung wie der Apfelbaum. Als das Sinnbild des Erotischen und Vorbedeutenden offenbart ihn mancher sinnige Aberglaube, der noch heute im Volke lebt. So werfen in mancher Gegend die Mädchen am Christtage Stäbe oder Strohkränze auf den Nußbaum. Bleibt nun der Stab oder Strohkranz, rücklings über den Kopf in die Höhe geschleudert, schon beim ersten Wurfe im Gezweige hängen, so heirathet die Dirne im Anfange des neuen Jahres; glückt der zweite Wurf, so findet die Hochzeit in der Jahresmitte statt; gelingt aber erst der dritte, so bedeutet dies das Jahresende. Glückt endlich gar kein Wurf, so muß das Mädchen eine alte Jungfer werden. Anderswo werfen die Brautleute am Heiligen Abend Nüsse ins Feuer: brennen diese geräuschlos, so gibt es eine friedliche Ehe, krachen sie aber, so wird es viel Zank und Hader absetzen. — Die Nuß spielt überhaupt am Weihnachtsabend eine merkwürdige Rolle. So stecken heirathslustige Mädchen in die ersten Nüsse, die sie beim Weihnachtsessen geöffnet, brennende bunte Wachslichter und setzen hierauf die Nußschalen, denen sie in Gedanken die Namen der verschiedenen Ehewerber beilegen, in eine mit Weihwasser gefüllte Schüssel. Jener, dessen Schiffchen zuerst dem fragenden Mädchen naht, wird der künftige Lebensgefährte. Rückt jedoch ein Unverlangter heran, so wird sein Schiffchen durch heftiges Blasen so lange

Digitized by Google

ferngehalten, bis endlich der heimlich Erkorene heranschwimmen kann. Doch wehe, wenn dabei das Wachslicht auslischt, denn dieses deutet an, daß die Person, deren Namen es trägt, im nächsten Jahre stirbt. — Von der Nuß geht noch eine andere Todesvorbedeutung aus. Ist nämlich die erste Nuß, die man am Christabend öffnet, taub, so erlebt man das nächste Christfest nicht mehr. An manchen Orten gehören drei taube Nüsse nacheinander dazu, um das nahe Lebensende anzuzeigen. — Auch als das Zeichen der Fruchtbarkeit erscheint die Nuß dem Volke, indem ein Sprichwort sagt, daß in einem Jahre, wo es viele Nüsse gibt, auch viele uneheliche Kinder zur Welt kommen. Andere auf die befruchtende Kraft der Nuß hindeutende Gebräuche sind: Am Christabende zerschlägt die Hausfrau Walnüsse und gibt ihren Hennen und Gänsen so viele Kerne, als sie Eier von ihnen haben will. Dann geht sie in den Stall und gibt auch jeder Kuh einen halben Apfel und eine halbe Nuß zu fressen, damit die Thiere fruchtbar werden und vor Unglück bewahrt bleiben. Manchmal wirft die Hauswirthin einen halben Apfel und eine halbe Nuß in den Brunnen, damit er stets gutes Wasser hervorbringe und nicht versiege. Endlich kann man aus der Nuß auch den Früchtesegen des kommenden Jahres ersehen. Oeffnet man nämlich am St.-Michaelstage (29. September) einige Walnüsse und findet darin Spinnen vor, so steht ein arges Mißjahr in Aussicht.

Unter der nicht großen Zahl der einheimischen Nadelbäume hat in symbolisch mythologischer Beziehung unstreitig die Tanne (böhm. Jedle) den Vorrang. Sie ist der heiligen Jungfrau Maria geweiht, denn die glorreiche Himmelskönigin pflegt darin zu wohnen. Alte Leute betheuern, in der Jugendzeit die Muttergottes in schneeweißem Gewande und umstrahlt von wunderbarem Glorienschein unter Tannenbäumen gesehen zu haben. Vor Zeiten sind infolge derartiger heiliger Visionen die Menschen zahllos zu dem Wunderbaume hingeströmt; weil aber daselbst später anstatt frommer Andachtsübungen zu viel des weltlichen Unfugs geschah, so sah sich die Behörde mitunter genöthigt, den Wunderbaum umhauen zu lassen. Oft und mannichfach wird die fromme Sage erzählt, daß in hohlen Tannenbäumen Marienbilder aufgefunden wurden. Gewöhnlich hörte ein schlichter Mann oder eine Jungfrau ein seltsames Klingen im Walde oder einen wunderschönen Gesang, der aus einer Tanne kam. Darauf wurde der Baum gefällt oder sein Stamm zersägt, und aus der Höhlung kam ein schönes Bild der heiligen Jungfrau mit dem Christuskinde zum Vorschein. Selbstverständlich hat man sich nach dieser Wunderbegebenheit beeilt, an der ausgewählten Stätte eine Marienkapelle zu bauen. — Tannen, deren Zweige oben am Wipfel miteinander verwachsen waren, verehrte man ehedem gleichfalls als Wunderbäume. Ganze Processionen wallfahrteten zu ihnen,

Digitized by Google

sangen da heilige Lieder und Litaneien, hingen allerhand Kostbarkeiten als Opferspenden an den Zweigen auf, und die Kranken krochen durch die zusammengewachsenen Aeste und wurden alsbald gesund.

Allerlei Zauberei haftet an der Fichte, unter der die meisten Schätze vergraben sein sollen. Im Dorfe Chejnov gingen manche Einwohner lange Jahre hindurch am Palmsonntage, während in der Kirche die Leidensgeschichte gelesen wurde, zu einer Fichte, unter der die Ueberlieferung einen großen Schatz verborgen sein ließ; allein wiewol in dieser Zeit alle vergrabenen Schätze offen sind, so gelang es doch keinem, den Hort zu gewinnen. Nur einmal sah ein frommer Mann unter der Fichte eine Flamme lodern; zufällig fiel sein Rosenkranz darauf, die Flamme verschwand, und an der Stelle lag ein blankes Goldstück. — Geheimnißvolle Kräfte wohnen den Fichtenzapfen inne. Geht ein Wildschütz am Morgen des heiligen Johannes des Täufers vor Sonnenuntergang in den Wald und sucht sich dort einen nach oben wachsenden Fichtenzapfen aus, so kann er sich auf vierundzwanzig Stunden unverwundbar machen. Den Fichtenzapfen muß er zu Hause trocknen und den Samen herausnehmen. Will er dann ins Waldrevier gehen, um ein Wild zu schießen, so schlucke er am Morgen vor Sonnenaufgang einen solchen Fichtensamen, und dann schadet ihm den ganzen Tag hindurch keine Waffe und jede Kugel prallt von ihm ab.

Ehe wir unsere Wanderung beschließen, möge noch mit einigen Worten eines Strauchs gedacht werden, dessen Frucht in keiner Hauswirthschaft fehlen darf. Es ist der Wachholder (böhm. Jalovec). Dieser Strauch erscheint, weil er auch im tiefen Schnee fortgrünt, als das Sinnbild der unvergänglichen Lebenskraft in der Natur. In frühern Zeiten wurden seine Beeren gebrannt, um Besessene damit zu räuchern und den Teufel zu vertreiben. Auch heutzutage wird er bald als Rauch, bald als Absud, bald als Oel, bald als Geist zur Abwehr von Verzauberungen angewendet, denn in seiner Nähe wird es den Hexen nicht wohl. Er ist auch ein werthvolles Heilmittel für zahlreiche Krankheiten, wie uns die alten Dorfmütter und die noch ältern Kräuterbücher vortrefflich belehren. Der Wachholder soll auch ein Glücksbringer sein, sagen hier und da die Weisen des Dorfs.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Eine Schutzschrift von Daniel Schenkel.

Kirchenrath Professor Daniel Schenkel, der bekannte Verfasser des Werks „Das Charakterbild Jesu", ist in jüngster Zeit von gewisser Seite stark angefeindet worden. Zu seiner Vertheidigung hat er nun erscheinen lassen: „Die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaction. Eine Schutzschrift von Dr. Daniel Schenkel" (Wiesbaden, Kreidel), eine Schrift, die als Apologie für ein Meisterstück gelten kann. Der Verfasser verliert nie, wie weit seine Gegner auch gegangen sind, die Ruhe der Haltung, nie den Adel der Gesinnung und läßt es doch auch nie an der nöthigen Schärfe und Begeisterung für die Sache der Wahrheit fehlen. Niemand würde im Stande sein, so sich zu vertheidigen, der nicht sittlich-religiös, nicht ohne Vorwurf in seinem Gewissen wäre. Der Verfasser, Protestant, wird von protestantischer Seite beschuldigt, in seinem Werk „Das Charakterbild Jesu" von der Bibel- und Kirchenlehre, aber auch noch besonders von der Lehre der Reformation abgewichen zu sein; eine solche Abweichung sei gefährlich, ein solcher „Irrlehrer" müsse aus seinem Amte entfernt werden. Er erwidert darauf, daß er seiner amtlichen Stellung nach ein Mann der Wissenschaft sei, daß die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung nicht angetastet werden dürfe, wenn die Wissenschaft bestehen, wenn der Protestantismus sich nicht selbst aufgeben solle. Die Bildung der Gegenwart sei so weit vorgerückt, daß die bisherige Fassung der Kirchenlehre und die reformatorischen Schriften als Norm nicht mehr ausreichen, daß damit auch die Ansicht über die Bibel, die Erklärung derselben eine andere geworden sei, daß das Ergebniß der Wissenschaft der Gegenwart zugute kommen, die Auslegung der Kirchenlehre mit der jetzigen Cultur in Einklang gebracht werden müsse, und zwar gerade zu Gunsten der Kirche, zum Heil des Gemeindelebens. Geschrieben aber habe der Verfasser das Werk, ebenso wie früher seine „Christliche Dogmatik", als wissenschaftlicher Forscher, daher sei er auch nur von der Wissenschaft zu beurtheilen, und es sei gar kein Recht vorhanden, daß eine orthodoxpietistische Partei (die, setzen wir hinzu, doch lange nicht die protestantische Kirche ist) ihn anklage. Und auch vom Standpunkt der Kritik, der es doch vor allem um Wahrheit zu thun sein soll, muß erklärt werden, daß dem Angegriffenen unrecht geschehen ist. Schenkel vertheidigt die Rechte der menschlichen Vernunft, er verwirft alles, was der Vernunft widerspricht, und beweist sich überhaupt als einen scharfsinnigen Denker, einen gewissenhaften, geistvollen Forscher, einen Theologen von der gründlichsten, vielseitigsten Bildung. Aber er erkennt auch dasjenige an, was höher ist als alle menschliche Vernunft, er läßt den christlichen Glauben nicht blos unangetastet, sondern er selbst unterschreibt diesen Glauben. Der Protestantismus jedoch hat auch eine wissenschaftliche Seite, welche die Theologie ist. Wissenschaft aber ist unmöglich ohne die unbedingte Freiheit der Forschung. Also ist der Angefeindete schon insofern im Rechte, als er die protestantische Freiheit vertheidigt, und zwar in einem doppelten Rechte: einmal von seiten des Glaubens, sodann von seiten der Wissenschaft. Welcher seiner Gegner

Digitized by Google

das nicht zugibt, der ist ein Fanatiker, mit ihm ist jede Verhandlung abzubrechen. Wir empfehlen die Schrift aufs wärmste zur Prüfung, zur Erhebung und zum freudigen Anschluß an das christliche Gemeindeleben. Wenn einst Männer wie Daub, Schleiermacher, Rothe, die zu den größten Theologen aller Zeiten gehören, in der ganzen christlichen Kirche ihre Anerkennung finden, dann werden nicht mehr italienische Priester über deutsche Theologen und Philosophen in Rom zu Gericht sitzen, dann werden Jesuiten und Pietisten ihre Waffen strecken, und daß ein so würdiger Mann wie Daniel Schenkel verfolgt worden ist im 19. Jahrhundert, wird zu den Unbegreiflichkeiten gerechnet werden. — A. J.

Correspondenz.

Aus Berlin.

25. September 1865.

E. Seit meinem letzten Bericht ist die Physiognomie der Ereignisse etwas ernster und kälter geworden, und wenn auch der Humor noch bisweilen ein Körnchen erhascht, so kann uns doch der am dänischen Reichsthaler strittig gewordene Dreier nicht über das bedeutungsvolle Gewicht der 22½ Silbergroschen forthelfen. Die entscheidende Frage ist in der That nicht, wie der Thaler des dänischen Reichs ins Preußische verrechnet werden könne. Mit dem dänischen Reich sind wir hoffentlich fertig, aber die Convertirung des deutschen Reichs und seiner Thaler ins Preußische, von welcher das Ende des Anfangs in Scene gesetzt ist, verursacht einige Gärung und Zersetzung. Die ganz kürzlich hier stattgehabten Berathungen über Beschickung des frankfurter Abgeordnetentags haben bereits wieder einmal den Beweis geliefert, daß die Macht der Ereignisse noch über den Principien steht. Männer, die sonst nur von dem Aufgehen Preußens in Deutschland sprachen, scheinen jetzt auch gegen die umgekehrte Idee nicht ganz gleichgültig bleiben zu können. Die Berliner fangen an, etwas von preußischem Selbstgefühl zu verspüren. Auch kann man es ihnen nicht verargen. Die alte diplomatische Schule, die Schule des großen Florentiners, hat nach verschiedenen Richtungen einige Erfolge errungen. Sie hat im Norden den schlüpfrigen Pfad der Annexion zur guten Hälfte zurückgelegt; sie hat im Süden den bekannten Schwerpunkt der alten Kaiserstadt wirklich ein wenig verrückt, und Oesterreich scheint nun die schöne Eigenschaft, von der uns einst Hr. von Schmerling rücksichtlich Deutschlands sprach, jetzt in der Eigenen Behausung verwirklicht zu haben. Oesterreich scheint jetzt in der That das Unmögliche möglich zu machen und um jeden Preis „zwei Schwerpunkte" besitzen zu wollen. Berlin wünscht sich natürlich Glück, indem es das Bleigewicht wahrnimmt, welches jetzt der Hauptstadt des Kaiserreichs angehängt ist und einige Aussicht gibt, daß der eine der beiden Schmerling'schen Schwerpunkte Deutschlands an Wirksamkeit verliere und dem andern so einen freiern Spielraum verstatte.

Wir machen hier jetzt einige Fortschritte im hochdiplomatischen Denken alten Stils. Wir erinnern uns ein wenig Savoyens und finden uns durch französische und ähnliche Circulare nicht sehr aufgeregt. Die diplomatische

Digitized by Google

Tugendemphase mit ihrer Berufung auf die öffentliche Meinung Europas und gar Deutschlands ist für den berliner Witz, aber nicht für den berliner Ernst zu brauchen. Unsere auswärts interessirten Ansichten gewinnen immer mehr Nüchternheit, je weiter wir uns von dem Rausch bloßer Einheitsdemonstrationen entfernen. Es ist uns hier ganz recht, daß die westmächtliche Diplomatie immer mehr Ursache erhält, von uns Notiz zu nehmen, und es ist uns um so lieber, je weniger günstig diese Notiznahme ausfällt; denn wo und wie auch in Deutschland Miene gemacht werde, zu einer Consolidation zu gelangen, das sicherste Zeichen des Ernstes dieser Miene wird der Alarm des Auslandes sein. Wir fangen an, uns ein wenig auf die große Politik einzuüben. Wir rechnen mit der Karte der internationalen Interessen und Antagonismen in der Hand. Wir blicken ein wenig auf Irland, auf Canada und auf Mexico. Wir wissen, daß wir an der Nordsee England jedenfalls mehr als Frankreich zum Gegner haben, und daß der jetzt erworbene kieler Hafen und die Flotte, die sich künftig in ihm bergen soll, Dinge sind, die nur bei einer gelegentlichen und zeitweiligen Paralyse der britischen Kraft einen gehörigen Aufschwung nehmen können. Dennoch sind wir hier von sanguinischen Erwartungen einigermaßen frei. Der Krebsgang auf dem bisher eingeschlagenen Wege ist unleugbar, was die innere Politik betrifft, und in der äußern kommen wir zwar vorwärts, aber doch nur im Tempo der Schildkröte.

Für unsere innern Zustände sind einzelne Züge der Verwaltungsdisciplin recht charakteristisch. Von der Gefahr der Frühstückslocale für richterliche Würdenträger ist genug gehandelt worden. Hier will ich nur die Angelegenheit des Herrn Lette berühren, über welche meist nur sehr unbestimmte Angaben gemacht worden sind. Die Sache ist insofern interessant, als es sich darum handelt, in welcher Form man den Herrn Präsidenten des Landesökonomie-Collegiums an dem Besuch des Volkswirthschaftlichen Congresses gehindert hat. Eine einfache unmotivirte Urlaubsverweigerung wäre nach dem Herkommen und unsern büreaukratischen Begriffen gar nichts Ueberraschendes gewesen. Allein Herr Lette hat, soviel wir wissen, Urlaub zu einer Reise in die Schweiz nachgesucht, und es ist ihm derselbe ertheilt worden, jedoch unter Auferlegung der Bedingung, daß der ehemalige Vorsitzende des Volkswirthschaftlichen Congresses demselben diesmal keinen Besuch abstatte.

Was die berliner Polizei anbetrifft, so scheint dieselbe in Rücksicht auf Preßangelegenheiten jetzt durch ein einziges Blättchen mit mehr Arbeit versorgt und zu größern Anstrengungen veranlaßt zu werden als sonst in Jahren durch die gesammte hiesige Zeitungsschaft. Der „Socialdemokrat" hat ihr förmlich den Handschuh hingeworfen. Wieder einmal eine Woche hindurch confiscirt, kündigte er das Unwetter von Artikeln, welche das innere preußische Régime einmal gründlich zergliedern sollten, schon im voraus an. Bis dahin waren die Confiscationen ziemlich fruchtlos geblieben; ein großer Theil der Auflage war stets echappirt. Die Ankündigung war also bedenklich, und die Polizei begann nun mit schärfern Maßregeln vorzugehen. Druckerei und Expedition wurden täglich cernirt und so jegliche vorzeitige Ausfuhr unmöglich gemacht. So hat denn der „Socialdemokrat" seine Donner einstweilen beiseitelegen müssen. Er hat auf Leitartikel stillschweigend zunächst verzichtet und rächt sich, indem er seine Traditionen verleugnet und

Digitized by Google

die auswärtige Politik des „Grafen Bismarck" nach Maßgabe englischer Blätter beurtheilt. Doch die hohe Politik kann hierüber getrost sein.

Berühren wir noch eine Angelegenheit, die der Socialdemokratie etwas verwandter ist, nämlich die Arbeitercommission, die hier im Herrenhause ihre Diäten erarbeitet hat, während dies doch sonst immer der Ort ist, wo man gänzlich umsonst tagt. Die Session der Arbeitercommission zerfiel in zwei Perioden, und dies ist der denkwürdigste Punkt in ihrem ganzen Dasein. Bis zur vierten Sitzung erfreute sie sich einer gewissen Oeffentlichkeit. Man erhielt nämlich vollständige Berichte durch die Zeitungen. Von da ab wurde jedoch von dem Herrn Regierungscommissar „gewünscht", daß die Veröffentlichungen der Meinungsäußerungen namenlos bleiben möchten, und dies sind sie in der That auch fortan geblieben. Wir hatten das merkwürdige Schauspiel, detaillirte mystische Berichte zu erhalten, in denen es hieß, ein Mitglied sagte das und ein anderes dies. Diese Rechnung mit den verschiedenen Herren X und immer wieder X, diese Besaſſung mit lauter unbekannten Größen mußte selbst einem volkswirthschaftlichen Liebhaber der Algebra bedenklich erscheinen. Wäre die Lösung des Problems überhaupt von Belang gewesen, so hätten sich allerdings gegen Ende der Session einige Incognitus ab und zu erkennen lassen. Einige launige Wendungen verriethen bisweilen einen bekannten Wortführer der „Volkswirthe". Indessen bleibt die Hauptsache, daß diese von den Arbeitern ursprünglich nicht ohne Hoffnungen betrachtete Regierungsmaßregel eigentlich zu gar nichts geführt hat, als die Zwecklosigkeit einer so entstandenen Commission vor aller Augen darzuthun und übrigens einige Vorurtheile bloßzustellen. Die Commission hat wenigstens nicht verrathen, daß sie für die Coalitionen der Arbeiter sonderlich viel Verständniß gehabt hätte. Der polizeiliche Gesichtspunkt ist der vorherrschende geblieben, und die volkswirthschaftliche Bedeutung der Lohnhöhe hat keine Aufklärung erfahren. Der Grundsatz: „Niedrige Löhne machen hohe Gewinne", scheint nicht nur dominirt zu haben, sondern sogar die ausschließliche Voraussetzung aller sich noch so scharf entgegenstehenden Parteien gewesen zu sein. Doch vergessen wir nicht, daß die Regierung durch ihren Zusammensetzungsmodus wahrlich nichts Besseres erzielen konnte. Offenbar versteht sich das Gouvernement besser auf Commentare zur Convention von Gastein als auf die Arbeiterpolitik. Die Fäden der letztern sind wenigstens augenblicklich nicht mehr in seiner Hand; die Commission hat nirgends befriedigt.

Neben der großen Politik, die jetzt an Ereignissen überreich ist, neben dem dänischen Thaler und der österreichischen Verfassungslücke (ich meine diejenige, welche durch das Verschwinden der Verfassung entstanden ist), neben der allgemeinen Stärke des innern Regiments in Preußen — neben allen diesen Dingen führt unsere Hauptstadt ihre eigene Politik. Die Gewalten der Stadt bekunden bisweilen durch irgendeine kleine Spannung unter sich oder durch irgendeine Affaire mit der Polizei, wie auch sie den Segnungen der Centralisation anheimfallen. Berlin regt sich nicht blos; es dehnt sich, es sprengt seine Mauern, es äschert Thore ein und verwirrt so alle Begriffe von Acciseerhebung. Ja es will sogar bisweilen eine partie honteuse kanalisiren. Allein in einem Fall letzterer Art that die Polizei Einspruch; sie wollte nicht das halbe, sondern das ganze Werk; sie

Digitized by Google

wollte die Uebelstände durch ein napoleonisches Radicalmittel, durch Verbreiterung eines langen Straßentheils, oder aber gar nicht gehoben wissen. Dies zur Charakteristik des Selfgovernments einer Hauptstadt.

Das eigentliche Volk scheint auch in gesellschaftlicher und vergnüglicher Beziehung jetzt in den Vordergrund zu treten: dies bekundet die unermüdliche Wiederaufnahme der stets possirlich Fiasco machenden Hundewettrennen. Der Seiltänzerkunst ist jetzt ein etwas edleres Schaustück gefolgt: der Ballon St.-Petersburg hat eine neue Aera der Aeronautik eingeleitet. Die Luftschiffahrt scheint einen ganz besondern Reiz für die Masse des Publikums zu haben, jedenfalls noch weit mehr als die Künstlerschaft auf dem Seile. Dies mag wol daher kommen, daß die Kunst, sich in der Luft ohne jede Stütze zu halten, der Menge noch mehr imponirt als das Fußen auf einem Seil. Ich glaube, daß sich hieraus auch noch eine andere Erscheinung erklären und eine Diagnose auf einem ganz andern Gebiet stellen läßt. Wir haben neulich auf die äquilibristischen Künste der hohen Politik angespielt. Könnte nicht vielleicht das Aequilibrium, ich meine die Theorie vom Gleichgewicht der Staatenkräfte und besonders derjenigen Europas, in eine neue Phase treten, in welcher das luftige Element mit seiner Schwere ebenfalls in Rechnung kommt?

Notizen.

Im Verlage von F. A. Brockhaus wird in der allernächsten Zeit ein interessanter Beitrag zur Goetheliteratur erscheinen: „Goethe und Leipzig. Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule. Von Woldemar Freiherrn von Biedermann". Der erste Theil schildert Goethe's Leben in Leipzig; der zweite Goethe's spätere Beziehungen zu Leipzig. Der 19. October ist der Gedenktag der Immatriculation Goethe's auf der leipziger Universität, ein Tag, der von seiten dieser Hochschule nicht unbeachtet vorübergehen wird. So erscheint die Biedermann'sche Schrift als zeitgemäß und überhaupt als willkommene Ergänzung der Goetheliteratur, indem sie eine bisher weniger beachtete Lebensepoche, minder durchforschte Beziehungen des großen Dichters gründlich und erschöpfend behandelt.

Die Aufführung des neuen Intriguenstückes von Gustav zu Putlitz: „Um die Krone", hat weder in Wien noch in Berlin einen durchgreifenden Erfolg gehabt. Die Kritik tadelt die Führung der Intrigue als unfein und hebt nur rühmend die Schlußwendung des Stücks hervor. Die Heldin des Stücks ist Katharina II., welche ebenso wie die russische Hofluft allzu blutige Reminiscenzen hat, um das freie Spiel des Humors und der Laune zu gestatten, um in die echte Lustspielstimmung zu versetzen.

Robert Hamerling's neueste Dichtung, „Ahasveros in Rom", in sechs Gesängen, ist soeben im Druck erschienen (Hamburg, F. E. Richter). Die Dichtung spielt in Rom zur Zeit der Cäsaren. Ihr Held ist mehr Nero als Ahasver.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Werth des Lebens.

Eine philosophische Beleuchtung

von

Dr. E. Dühring,

Docent der Philosophie und National-Oekonomie an der berliner Universität.

Gr. Lex.-Form. 15¼ Bog. Eleg. brosch. 2 Thlr.

Mark Aurel's Meditationen.

Aus dem Griechischen von **F. C. Schneider.**

Zweite verbesserte Auflage. 16. 12¼ Bog. Eleg. broschirt. 15 Sgr.

Von menschlichen Schwächen.

Ein Versuch von **Sigmund Schott.**

16. 22½ Bog. Eleg. brosch. 27 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des Jenaischen Studentenlebens

von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart.

Von

Dr. Richard Keil und **Dr. Robert Keil.**

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses als Festgabe zum 300jährigen Jubiläum der Universität Jena im Jahre 1858 erschienene, mit allseitiger Anerkennung aufgenommene Werk ist keine ephemere Gelegenheitsschrift, sondern das Resultat vieljährigen Sammelns und Studiums und ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des deutschen Universitätswesens wie zur deutschen Cultur- und politischen Geschichte überhaupt. Namentlich kann das Werk allen, welche der im August d. J. zu Jena stattgefundenen Jubiläumsfeier der Deutschen Burschenschaft beiwohnten oder das Fest im Geiste mitfeierten, als das vollständigste und gründlichste Erinnerungsbuch empfohlen werden, da die Entwickelung der burschenschaftlichen Verbindungen von ihren ersten Anfängen an besonders eingehend darin behandelt ist.

In demselben Verlage erschien:

Geschichte des deutschen Studententhums

von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen.

Ein historischer Versuch von **Oskar Dolch.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 42.** 19. October 1865.

Inhalt: Eine neue Einführung Byron's. Von **E. Dühring.** — Friedrich's des Großen Epître chagrine. Uebersetzt von **Fritz Ohneforge.** — Der Schiffskapitän. Gedicht von **Rudolf Kulemann.** — Literatur und Kunst. Neue epische Dichtungen. (Bechstein, Thüringens Königshaus; Lermon's Reisen und Liebesabenteuer; Herrmann, Herkules; Koppel, Cervantes auf der Fahrt; Schumacher, Jagd und Pferd; Meyer-Merian, Die Nachbarn; Neumann, Dinonthy.) — Correspondenz. (Aus Genf.) — Notizen. — Anzeigen.

Eine neue Einführung Byron's.

Von

E. Dühring.

Nach mehrfachen Uebersetzungsversuchen, unter denen sich bekanntlich die Böttger'sche Arbeit ausgezeichnet hat, liegt jetzt wieder eine neue deutsche Ausgabe der Byron'schen Dichtungen vor uns: „Lord Byron's Werke. Uebersetzt von Otto Gildemeister" (Berlin, G. Reimer). Ohne hier auf die Vorzüge der Gildemeister'schen Uebertragung eingehen zu wollen, fassen wir vielmehr die Thatsache der neuen deutschen Einkleidung des britischen Dichters ins Auge. Zeit und Land regen unwillkürlich zu Betrachtungen an, die für das lesende und genießende wie für das arbeitende und schaffende Publikum, d. h. für die Dichter, nicht gleichgültig bleiben sollten. Für den einen Theil handelt es sich um den Geschmack, für den andern um Aneignung und Verarbeitung. Letztere Voraussetzung mag der deutschen Muse zunächst paradox erscheinen, doch wird sich dieser Anschein bald auflösen.

Lassen wir jedoch zunächst die Interessen der poetischen Production, und fragen wir zuerst nach den Chancen, denen der moderne britische Genius auf deutschem Boden und gerade in unserer Zeit begegnet. Zwei Generationen sind gereift, seit sich zuerst die fremde Dichterkraft

Digitized by Google

auch bei uns fühlbar machte. Unsere eigene Romantik ist längst abgetreten und zu einer todten Rubrik der Literaturgeschichten geworden. Wir sind in eine Aera wenn nicht der Thaten, so doch des Verlangens danach eingetreten. Wir haben uns jedenfalls politisch ein wenig orientirt und fangen bereits an, auch unsere sociale Schulung durchzumachen. Wir haben uns, um die Sache kurz zu bezeichnen, von dem innern mehr dem äußern Leben zugewendet. Ist nun diese Veränderung dem Geschmack an dem Dichter des „Childe Harold" günstig oder ungünstig?

Die Beantwortung dieser Fragen hängt von einer Vergleichung der Verhältnisse, unter denen Byron dichtete, und unserer eigenen gegenwärtigen Lage ab. Die Nationen leben, wenn auch in gleichen Augenblicken, so doch nicht in gleichen Epochen. Das eine Volk erreicht die Entwickelungsstufe des andern oder einen ähnlichen Zustand bei übrigens conformer Civilisation oft erst ein paar Generationen später. Dies ist der Fall Deutschlands, wenn wir es mit England vergleichen. Wenn wir nahezu ein halbes Jahrhundert in die britische Geschichte zurückgreifen, so finden wir Charaktere unserer Gegenwart in auffallender Weise wieder. Besonders sind es die gesellschaftlichen Verhältnisse, die sich auf Grund der wirthschaftlichen Veränderungen den britischen Formen immer mehr nähern. Aber auch unsere politischen Kämpfe sind nicht ganz ohne Beziehung zu dem Gepräge, welches den englischen Zuständen im Eingange dieses Jahrhunderts aufgedrückt wurde. Man lese die Schilderungen Buckle's von jener bedrückten Zeit und von der fast verzweifelnden Stimmung, die sich der englischen Patrioten bemächtigt hatte. Die Zeit, in der Byron von den politischen Umgebungen ergriffen und zu einem reagirenden Ausdruck seines unverwüstlichen Freiheitsgefühls getrieben wurde, war eine Consequenz jener niederschlagenden Inauguration des Jahrhunderts. Der äußere Krieg, der Widerstand gegen die Eine große Persönlichkeit des Continents, hatte die Freiheiten Englands absorbirt, und eine gewisse feine Verwilderung, welche man in den aristokratischen Kreisen antraf, war nebst dem zugehörigen Maß von Uebermuth so ziemlich alles, was die Signatur der sogenannten Welt in der englischen Gesellschaft bestimmte. In diesen Kreisen bewegte sich, freilich nur eine kurze Zeit, die mächtigste Dichterkraft, welche das keimende Jahrhundert aufzuweisen hatte. Ja der Träger dieser Kraft war durch Geburt ein Theil jener sogenannten Welt, deren Corruption er nahe trat, um dieselbe nachher in der bittersten Weise bloßzustellen.

Erinnern wir uns nun der gleichzeitigen Zustände auf deutschem Boden. Allerdings war das damalige Geschlecht von den großen europäischen Ereignissen erschüttert; allein der patriarchalische Standpunkt blieb in der Politik der maßgebende und zwar der von beiden Seiten maß-

Digitized by Google

gebende. Wir kamen mithin im Guten und Schlimmen zunächst noch nicht aus der bekannten Art von Gemüthlichkeit heraus, mit der eine gereifte männliche Haltung unverträglich ist. Nach außen tapfer und nach innen ein wenig zahm, beschränkte die Generation ihre freiheitlichen Kundgebungen zum großen Theil auf die ästhetischen Cirkel. Ein bloßes Präludiren eines noch verschwommenen Gefühls und eine Unterordnung des Inhalts der Poesie unter die Formen nicht des allgemein Menschlichen, sondern des allgemein Privaten —, das war etwa der Charakter der damaligen Bestrebungen, unter denen wir den entschieden rückwärts gewandten Theil der Romantik noch gar nicht in Anschlag gebracht haben. Erinnern wir uns ferner jener Janusserscheinung, die zu der Byron'schen Muse die intimsten Beziehungen hatte. Denken wir an Heine, der schon mehr in die moderne Entwickelung hineinreicht und der die Romantik ebenso sehr gepflegt als verhöhnt hat. Welch ein Unterschied zwischen seiner Uebernahme Byron'scher Einflüsse und zwischen der eigenen Haltung des britischen Dichters! Das Privatenthum kündigt sich in allen Heine'schen Leistungen offen genug an; es ist ein individuelles Menschheitsatom, nicht der Bürger eines großen socialen und politischen Gemeinwesens, was aus seinen Dichtungen spricht. Die deutsche Nationalität war ein sprachlicher und literarischer Begriff, eine Summe von Gebildeten, ein Aggregat von einzelnen und Familien, eine geographische Anhäufung privater Interessen. Das gemeinsame Band war für den Dichter nur in den letzten classischen Erinnerungen zu finden, und dieser Classicismus war selbst zum Theil eine antike Entlehnung. Die Romantik mit ihrem Cultus des Mittelalters stand dem Begriff der Nation um nichts näher. Was wunder also, daß wir eine Poesie des eingepferchten Privatdaseins, aber keine aus diesem engen Rahmen ernstlich heraustretenden Regungen hatten? Eine Vergleichung der Heine'schen Art und Weise mit der stolzen Haltung der Byron'schen Muse wird uns, wenn wir nachher von den schöpferischen Anregungen und nicht mehr blos von dem Geschmack des Publikums zu reden haben, Aufschlüsse von großer Tragweite gewinnen lassen.

Der allgemeine Schluß, den wir aus den gegebenen Andeutungen ziehen, besteht in der Behauptung, daß die Vorbedingungen einer Würdigung Byron's bei uns erst gegenwärtig in vollerm Maße erfüllt sind. Das allgemein Private, welches man so gern mit dem allgemein Menschlichen verwechselt, bleibt außer Frage. Für dieses Element hat jedes Zeitalter von höherer Civilisation, d. h. jedes Geschlecht, welches nicht mehr ganz roh ist, einiges Verständniß. Allein für den modernen Durchbruch des Unmuths über corrumpirte Zustände hat nur diejenige Epoche eines Volks den rechten Sinn, welche selbst von diesem Unmuth ergriffen ist oder ergriffen zu werden beginnt. Gleichviel ob wir die

Digitized by Google

sociale oder politische Seite betonen, wir gewinnen an Byron sozusagen einen die Corruption zergliedernden und bloßstellenden Genius. Von dieser Seite ist er uns bisher nur wenig gewesen; aber die Schuld lag nicht an ihm, sondern an uns, wenn man es überhaupt eine Schuld nennen kann, eine von einem andern Volke bereits angetretene Laufbahn noch zum großen Theil vor sich gehabt zu haben.

Man möchte vielleicht einwenden, daß der politische und sociale Hintergrund für die Byron'schen Dichtungen in der Hauptsache gleichgültig geblieben sei. Ja man kann mit vollem Recht geltend machen, daß es nie in der Absicht des Dichters des „Don Juan", gelegen habe, politische oder sociale Poesie zu pflegen. Allein nicht das, was beabsichtigt wird, sondern was unwillkürlich geschieht, muß in dieser Hinsicht zu allen Zeiten und für alle Fälle entscheidend bleiben. Es war sicherlich nicht Byron's Wille, mit der englischen Gesellschaft zweimal in Conflict zu gerathen und mit Haß und Verachtung gegen dieselbe dauernd ins Exil zu gehen. In diese Position wurde er durch den natürlichen Antagonismus seines ungebundenen Genius und der Beschränktheit der guten Gesellschaft seines Vaterlands gedrängt. Das erste mal stieß er mit dem literarischen Coteriewesen gar unsanft zusammen. Er erfuhr den corrumpirten Despotismus einer journalistischen Großmacht und kehrte dann, nachdem er sich durch seine Satire „Englische Barden und Schottische Kritiker" einige Genugthuung gesichert, dem Schauplatz dieser kritischen Autokratie und vorschnellen Ueberhebung für einige Jahre den Rücken. Dieser erste wesentlich sociale Bruch wurde zwar später wieder geheilt. Die ersten Gesänge des „Childe Harold", mit denen Byron zurückkehrte, führten zu jenen überschwenglichen Huldigungen, denen aber ein zweiter, und diesmal unheilbarer Bruch folgen sollte. Mit dem Vorurtheil der Kritik oder vielmehr mit deren Böswilligkeit und Altklugheit hatte sich fertig werden lassen. Der beabsichtigten Lection konnte auf diesem Felde eine Gegenlection folgen, und die Macht des Genius mußte schließlich triumphiren. Allein die sittlichen Vorurtheile John Bull's, diese Schöpfungen von Jahrhunderten, mußten nachhaltiger wirken, zumal sie vom Neide und der Feindschaft noch besonders aufgestachelt wurden. Es bleibt sehr gleichgültig, ob die bekannten Familienzerwürfnisse Byron's durch dessen persönliche Fehlgriffe herbeigeführt worden sind oder nicht. Was uns gegenwärtig an diesen Dingen allein interessiren kann, ist die allgemeine Ursache, welche zum Conflict führte. Lady Byron kann uns völlig gleichgültig bleiben; sie hat in unserer Frage nur Werth als Repräsentant und Typus der englischen Anschauungsweise. Sie ist nur ein Symbol in der socialen und sittlichen Antipathie, welche zwischen Byron einerseits und den Gewohnheiten und Neigungen seiner Umgebung

Digitized by Google

statthaben mußte. Die englische Gesellschaft war sicherlich nicht sonderlich moralisch, im Gegentheil, sie war corrumpirt. Allein sie liebte die Corruption nur mit einem Ueberguß von täuschendem Anschein. Sie war hierin nur consequent; denn die echte Corruption bedarf einer conventionell heuchlerischen Verhüllung und wird erst hierdurch vollständig. Byron war nun freilich auch auf keinem andern Boden erzeugt; allein die Naivetät des Genies verschmähte die Maskirung. In ihm brach ein freies und edles Streben stets und überall durch, und so konnte er unmöglich den gebahnten Wegen folgen. Er hielt der englischen Aristokratie einen treuen Spiegel vor, zeigte ihr das, was sie war, ohne jene heuchlerische Verhüllung, durch die Nacktheit seines eigenen Benehmens. Ja man könnte sagen, er habe die englische Gesellschaft durch eine nicht blos in Worten, sondern in Handlungen sprechende Ironie erzürnt. Der gesellschaftliche Bannstrahl, der ihn für immer seinem Vaterlande entfremdete, ist daher nicht als die Folge kleiner Gelegenheitsereignisse, sondern als die Wirkung des natürlichen Widerspiels zu betrachten, in welchem sich die Macht und Freiheitsliebe eines schöpferischen Geistes mit den Vorurtheilen der Umgebung befinden mußte.

Byron wäre nicht der eminent moderne Dichter, der er aller seiner romantischen Ausschweifungen ungeachtet bleibt, Byron wäre nicht der Vertreter einer wahrhaften Modernisirung der Poesie, wenn er nicht an den Fesseln seiner vaterländischen Umgebung und Ueberlieferung ernstlich gerüttelt hätte. Sein Conflict mit der englischen Gesellschaft wird regelmäßig als persönliche Zufälligkeit betrachtet. Wäre er dies, so würde alle Bitterkeit und aller Hohn, mit welchen sich die Byron'schen Dichtungen gegen die Gestaltung menschlicher Verhältnisse wenden, eine sehr untergeordnete Bedeutung haben. Man würde in diesen Regungen ausschließlich individuelles Ressentiment sehen müssen. Die Charakteristik der Corruption und der sich daran schließende Pessimismus der Stimmung würden alle Objectivität einbüßen. Wir würden eine Poesie verlieren, von der man mehr als von jeder andern sagen kann, daß sie eine Rückwirkung gegen das unterwühlte moralische Scheinleben bedeute. Wollen wir also den tiefern Gehalt der Byron'schen Dichtungen nicht verloren geben, so müssen wir den Ernst und die allgemeine Bedeutung des anscheinend nur zufälligen Bruchs anerkennen. Mit Recht hat man gesagt, daß Byron seinen Charakter und seine Schicksale in alle seine Schöpfungen verwebt habe. Diese Behauptung, welche gewöhnlich einen Mangel an Objectivität vorwerfen soll, verliert ihre Spitze, sobald man die Allgemeinheit und Tragweite der einzelnen im Leben des Dichters epochemachenden Momente gehörig würdigt, d. h. sobald man sich hütet, über den Zufälligkeiten des persönlichen Conflicts

Digitized by Google

die allgemeinen hinter diesen Zufälligkeiten im Kampf begriffenen Gewalten zu verkennen oder zu vergessen.

Byron hat sich an der Politik seines Landes fast gar nicht betheiligt und zwar offenbar, weil er sie geringschätzte. Das Bedürfniß nach einem thätigen Eingreifen war in ihm stets lebendig und ist durch den letzten heroischen Act seines Lebens nachdrücklich bekundet worden. Allein es mußte sich mit poetischen Abschweifungen und Ausfällen begnügen. Die Wirklichkeit bot einem Byron keinen Punkt dar, bei welchem er eine politische Thätigkeit mit Ueberzeugung entwickeln konnte. Sollte er etwa als Lord versuchen, die Arena des Oberhauses in Anspruch zu nehmen? Durch ein paar Parlamentsreden hat er gezeigt, wie er von einer solchen politischen Rolle dachte. Die Leichtfertigkeit, mit der er bei diesen Gelegenheiten auftrat, hatte zu bedeuten, daß ihm die ganze Maschinerie des damaligen parlamentarischen Treibens kaum eines Anscheins von Ernst würdig schien, und die in seinen Poesien anzutreffenden Kundgebungen sind stets verneinender Natur. Ein solches Verhältniß war aber auch nach unserer Ansicht ganz geziemend und natürlich für einen Geist, der seine Position am Eingange eines neuen Jahrhunderts zu fühlen und eine weitere Zukunft vorwegzunehmen schien. Byron ist nur darum der Politik und dem sittlichen Anschein seiner Zeit und seines Landes entfremdet worden, weil er die subjectiven Regungen eines neuen Zeitgeistes pflegte und so die Bestrebung zum Uebergang repräsentirte.

Wenn wir Land, Zeit und Umstände der Byron'schen Dichtungen an unserer gegenwärtigen und voraussichtlich zukünftigen Lage messen, so dürfen wir einen Punkt nicht übergehen, in welchem wir anscheinend im Vortheil sind, und in welchem die Muse des britischen Dichters allzu sehr nach der Vergangenheit umzuschauen scheint. Ich meine das Verhalten zu den religiösen Anschauungen. Wenn irgend die Verpflanzung des Byron'schen Geistes auf deutschen Boden ein Bedenken haben könnte, so läge es in dieser Richtung. Wir sind das eminent philosophische Volk. Wir haben in unsern höhern Bildungsstadien gerade diejenigen Probleme, von denen Byron beunruhigt wird, längst behandelt. Für uns sind die Gewissensscrupel der Byron'schen Helden nicht mehr sonderlicher Ernst, und wenn auch die Räthsel, an denen sich Byron's rastlose und grenzenlose Poesie mit immer neuen Anläufen versucht, für uns noch keineswegs zu überwundenen Standpunkten geworden sind, so ist doch die Form, in welcher sie von dem britischen Dichter ergriffen werden, unsern Denkgewohnheiten gegenüber ein wenig veraltet. In dieser Richtung waren und sind wir der englischen Anschauungsweise und Generation voraus. In dieser Richtung kehren sich die geschichtlichen Rollen um, und wir müssen in künstlicher Weise von

Digitized by Google

unserer eigenen Auffassung eine Zeit lang absehen, um an den Wendungen der fremden Dichtung keinen Anstoß zu nehmen. Wir müssen absichtlich eine Illusion erzeugen. Wir müssen uns in die Gemüthsverfassung eines erst im Uebergange zur Freiheit begriffenen Empfindens versetzen, um an den Aeußerungen der religiösen Spannung theilzunehmen, in welcher sich uns der Dichter des „Don Juan" so häufig zeigt.

Von der ebenbezeichneten Seite wären daher die Chancen anscheinend nicht günstig. Die Form, in welcher Byron an die religiösen Probleme streift, muß uns bisweilen ein wenig rückständig erscheinen. Bedenken wir nur, wie der britische Dichter nicht selten in Ansehung einer persönlichen Wiedervereinigung mit den Todten auf der Schneide zwischen Ja und Nein balancirt und eine aufrichtige Sympathie für den alten Gemüthsglauben verräth. Solche Züge sind freilich vereinzelt, aber sie bezeichnen den völlig unentschiedenen Standpunkt. Ginge die metaphysische Seite der Byron'schen Dichtung in derartigen Perspectiven auf, so wäre sie für uns ungenießbar. Glücklicherweise hat sich aber auch in der metaphysischen Richtung der große Genius in der Hauptsache nicht verleugnet. Einige mangelhafte Zufälligkeiten seines Ausdrucks sind dem Vorurtheil seines Landes zuzuschreiben. Im wesentlichen hat er aber die Grenzen, an denen sich Poesie und Philosophie berühren, nicht blos erreicht, sondern sogar hinausgerückt. Sein Gedanke war tief, auch wenn dessen Form bisweilen oberflächlich ausfiel oder mit ungehörigen Elementen vermischt wurde.

Was wollen wir uns, könnte man fragen, mit dem dichterischen Metaphysiker Byron beschäftigen, da uns der bloße Dichter weit mehr anmuthet? Dieser Einwand wäre zutreffend, wenn sich der Genius nach Belieben theilen lassen wollte. Wir würden alsdann die Kraft der Phantasie, die Gewalt der Naturauffassung und die Macht des Gemüths bewundern, ohne uns um die Bedenklichkeiten zu kümmern, mit denen Byron's Muse bis zum letzten Hauch beschäftigt geblieben ist. Allein ein Zug, der in die ganze Poesie in allen Richtungen eingeht, der sich in alle Einzelheiten verwebt findet, ist für den Gesammteindruck zu charakteristisch, um vernachlässigt werden zu können. Zu den Dichtungen Byron's gehört die in ihnen enthaltene Metaphysik als integrirender Bestandtheil. Wir können zwar die dramatisirten Dichtungen, welche, wie ganz besonders „Kain", den metaphysischen Conflict behandeln und den Ursprung des Bösen zu illustriren versuchen, ganz wohl zur Seite lassen; aber wir können nicht ebenso mit den vereinzelten Stellen verfahren, mit welchen gerade in den besten Dichtungen der metaphysische Hintergrund der Anschauungsweise oder Stimmung gezeichnet wird. Ja auch wenn wir es könnten, so würden wir es nicht dürfen. Denn man nehme Byron seinen metaphysischen Zug, und man

Digitized by Google

entwurzelt seinen Genius. Die Durchflechtung aller seiner Schöpfungen mit irgendwelchen wenn auch nur leise angedeuteten metaphysischen Perspectiven beruht nicht auf unbegründeten Abschweifungen, sondern auf der innersten Verfassung seines Geistes. Auch ist diese Verfassung keine Zufälligkeit, sie findet sich in verschiedenem Maße bei allen modernen Dichtern, und gerade der moderne Charakter von Byron's Schöpfungen hängt mit jenem Umstand innig zusammen. Wir rühren also an einem Lebenselement, wenn wir uns allzu leichtfertig mit der metaphysischen Färbung der Byron'schen Auffassungsart von Natur und Mensch abfinden. So weit wir auch entfernt sein mögen, denjenigen Dichtungen, in denen die Poesie einem transscendenten Zweck untergeordnet und zur bloßen Dienerin des vorherrschend metaphysischen Princips gemacht wird, einen höhern poetischen Werth beizulegen, so können wir doch nicht umhin, die andern Schöpfungen, in denen die Dichtung ihr Recht behauptet und nur bisweilen der äußersten Schranke zustrebt, unbedingt gutzuheißen. Die Dichtung darf nicht darauf verzichten, die Grenzen des Faßbaren zu streifen. Im Gegentheil erfüllt sie ihren höchsten Beruf erst dadurch, daß sie ihren Zauber anwendet, um uns unwillkürlich bis an diese Schranken zu nöthigen. Dann hört freilich ihre Macht auf, und sie muß es einer andern Gattung von Geistesthätigkeit überlassen, den Sprung auszuführen oder die Kluft zu überbrücken. Byron hat nun mit richtigem Takt die natürlichen Grenzen, wenigstens in seinen besten Leistungen, eingehalten. Ausgenommen wo er sich von vornherein einen für die Poesie unzugänglichen und transscendenten Gegenstand wählte, ist er fast regelmäßig der Versuchung entgangen, die Poesie in Metaphysik ausarten zu lassen.

Wem es scheinen möchte, daß der zuletzt in Betracht gezogene Punkt von uns zu nachdrücklich hervorgehoben sei, der mag einen Augenblick an die Neigungen der Gegenwart und deren voraussichtliche Steigerung denken. Wir sind selbst wieder im Begriff, etwas metaphysischer zu werden. Die alten Probleme, in der einen Form bereits bemeistert, stellen sich uns in einer andern von neuem. Es ist wahr, daß wir weltlicher geworden sind und die jenseitigen Angelegenheiten in gewissen Richtungen ganz und gar auf sich beruhen lassen. Allein da wir uns nun so ganz ohne die alten Vermittelungen der Welt gegenüber finden, bemerken wir erst recht die Schwierigkeiten ihres Verständnisses. Auf diese Weise werden wir in einer neuen Form von philosophischen Neigungen berührt, und die Tagesgeschichte der Literatur lehrt deutlich genug, wo jetzt bei uns der Schwerpunkt der Weltanschauung zu suchen sei. Eine Generation, die sich von Schopenhauer oder doch von einigen Zügen seines Geistes, namentlich von seinem Pessimismus und seiner Lebenskritik angezogen fühlt, muß auch an Byron's philosophischem Aufstreben

Digitized by Google

und an der Haltung seiner Menschenauffassung Geschmack finden. Gerade in dem britischen Dichter kehrt ja das Hauptthema der gegenwärtig im Vordergrunde stehenden Metaphysik in immer neuen Variationen wieder. Das Schuldbewußtsein und die Erinnerung an einen ursprünglichen, gleichsam metaphysischen Act der Corruption — das sind die Gefährten der Byron'schen Gestalten. Es ist fast überraschend, wie sich der britische Dichter scheut, irgendein Schicksal anders als in der angedeuteten Weise zu motiviren. Häufig ist es eine gewöhnliche Schuld, von der seine Helden verfolgt und in den Tod getrieben werden. Meist lehnt sich aber diese Schuld an eine allgemeinere Macht an; sie wirkt nicht in ihrer Isolirung, sondern wird als im Zusammenhang mit einer ursprünglichen Fatalität thätig dargestellt. Diese Wendung, welche unmittelbar mit den für den Dichter nie gleichgültig gewordenen Dogmen des Sündenfalls und der Erbsünde in Verbindung steht, ist für seine Weltauffassung charakteristisch und stimmt sehr gut zu den Empfindungen und Neigungen, die aus der Rückwirkung gegen die Elemente der Corruption unwillkürlich erwachsen. Wer genöthigt ist, dem vorherrschenden Sittentypus einer Zeit bisweilen den Rücken zu kehren, befindet sich schon auf halbem Wege, ich sage nicht gleich zu einer weltverächterischen, aber doch jedenfalls zu einer stark lebenskritischen Metaphysik. Wer die Frage des Lebenswerthes auch nur aufwirft und die Schuld in transscendenter Weise auffaßt, ist schon aus der Unbefangenheit des Lebensgenusses heraus. Er betrachtet die zeitweilige Corruption der einzelnen und der Zustände im Lichte des Ganzen; er schließt von ihr auf eine Alteration der Natur selbst und zerfällt so mit der Gesammtheit der Dinge. Die aus einem solchen Verhalten entspringende Gemüthsverfassung ist nun diejenige, welche bei Byron alle andern Regungen gelegentlich immer wieder siegreich überwältigt. Sie ist sein Ernst, während alles übrige nur unwillkürliche Hingebung an das Spiel des Genies zu sein scheint. Bei einer solchen Mischung der Geisteselemente dürfte nun wol kein Zweifel obwalten, daß Byron's Dichtungen auch in dem bedenklichsten Punkt eine Zukunft und zwar auch auf deutschem Boden für sich haben. Solange der Kern der Angelegenheiten, welche die fremde Dichtung so sehr in Anspruch nahmen, noch nicht gleichgültig geworden ist, wird die bisweilen unserm Geschmack widerstreitende Form kein Hinderniß der Würdigung werden.

Wir haben bisher das hinnehmende Publikum im Auge gehabt. Wir werden unserm Gegenstande aber erst genugthun, indem wir das Interesse der Dichter und der zukünftigen Dichtung erwägen. Bisher haben wir von den Chancen gesprochen, von denen die Byron'schen Schöpfungen bei uns Gunst oder Ungunst zu gewärtigen haben. Jetzt werden wir dem Wesen seiner Poesie selbst näher treten. Bisher

Digitized by Google

haben wir uns zum Theil mit verhältnißmäßig äußerlichen Umständen beschäftigt; wir haben politische und sociale Fortschritte sowie religiös-metaphysische Strömungen in Rechnung gezogen. Jetzt wollen wir es versuchen, bis zum schaffenden Princip der Schöpfungen vorzudringen und die allgemeine Werkstätte aller Dichtung in ihrer einheitlichen auf Zusammenwirkung und Ueberlieferung gerichteten Arbeit vorzuführen. Bisher haben wir das moralische Grundgerüst und die politischen Rückwirkungen, mithin mehr den materiellen Gehalt betrachtet, der in der geschichtlichen Umgebung und Decoration einer Leistung seinen Ursprung hat. Jetzt wollen wir nach dem fragen, was die geschichtlichen Conjuncturen durchbricht und was als freies, flüssiges Element, was als mächtiger Strom die Wogen des allgemeinen Oceans der Poesie zu mehren und zu theilen strebt.

In Byron's Leistungen ist die productive Kraft bedeutender als das Product, in welchem sie sichtbar wird. Ja wir könnten sagen, daß wir es mehr mit gelegentlichen Kundgebungen als mit vollständigen Arbeiten eines großen Geistes zu thun haben, indem wir den „Childe Harold", den „Don Juan" und die vielen kleinern fast gleich werthvollen Dichtungen betrachten. Wir dürfen daher Byron's Schöpfungen nie als etwas Fertiges, sondern nur als einen ersten Impuls auffassen. Wir dürfen über dem, was gegeben ist, nicht das vergessen, was die mächtigere Kraft und Tendenz verräth. Andernfalls werden wir ungerecht sein und den herrlichen Stoff um des Mangels einer vollendetern Form willen verkennen müssen. Nun entspricht es aber vollkommen dem Wesen der Byron'schen Dichtung, daß sie zu keinem Abschluß gelangen konnte. Sie ist ein Streben und gleicht hierin dem modernen Geist, der ebenfalls in einem verhältnißmäßig ruhelosen Ringen nach Gestaltung seiner neuen Motive begriffen ist. Der Anblick, den eine solche Geburtsarbeit darbietet, kann nicht befriedigend ausfallen; er kann nicht harmonisch sein; er muß auf die Zukunft als auf die Ausgleicherin des noch allzu wenig Einstimmenden hinweisen. So deutet denn auch die Gesammtheit der Byron'schen Dichtungen auf eine Metamorphose ihres gediegenen Gehalts unverkennbar hin. Das Erz der modernen Poesie will flüssig gemacht und von den Schlacken befreit werden. Die Antriebe sind noch mächtiger als die bereits zu Gestaltungen verbrauchten Kräfte. Die Erbschaft des britischen Genius kann kein todtes Inventar bleiben, sie muß gerade um ihrer verhältnißmäßigen Unerschöpftheit willen den Schwerpunkt ihrer Wirksamkeit in ihren zukünftigen Ausströmungen suchen. Sie muß mehr, als es den vollendetsten Schöpfungen möglich sein kann, zu neuem Schaffen antreiben.

Der eben gekennzeichnete allgemeine Charakter der Byron'schen Schöpfungen würde uns berechtigen, ohne weiteres von dem Hergange

Digitized by Google

zu reden, durch welchen die moderne Poesie und zwar gerade bei uns zu einer Aneignung und Weiterbildung der ihr ertheilten Anregungen gelangen möchte. Allein der Gedanke der Stetigkeit und des Zusammenwirkens in der poetischen Production der Völker, der Gruppen wie der einzelnen, ist keineswegs so gemein und trivial, um nur einer Andeutung zu bedürfen. In allen andern Gebieten erkennen wir den geschichtlichen Zusammenhang und für die neuesten Epochen auch die gleichzeitige sozusagen geographische Cooperation unbedingt an. Die Geschichte der verschiedenartigsten Kundgebungen menschlicher Thatkraft und menschlichen Wissens gewinnt immer mehr den Charakter einer Einheit. Selbst die Geschichte der Philosophie, in welcher die unbefangene Betrachtung die Macht des individuellen Genies mehr als irgendwo anerkennen muß, widerstrebt keineswegs einer umfassenden Einheit. Der Name der Geschichte wird in immer höherm Grade in Anspruch genommen, einen natürlichen Zusammenhang zu bezeichnen. Warum wollen wir die Dichtung noch immer in verhältnißmäßig atomistischer Weise betrachten? Warum wollen wir den Ausdruck „Geschichte der Dichtung" nicht in einem höhern Sinne nehmen und den Zusammenhang der Ueberlieferung nicht auch auf die unwillkürlichen und in der Regel nicht bemerkten Uebertragungen von Wendung und Stoff ausdehnen? Wir fassen die Nationalliteraturen als Einheiten auf; wir handeln von den Einwirkungen der Antike und von den modernen Kreuzungen der poetischen Antriebe der Culturvölker. Allein wir betrachten dies alles mehr als Thätigkeit des Instincts und als Angelegenheit eines nicht weiter zu erklärenden Contacts von Genie zu Genie. Wir geben vielleicht von einzelnen Wendungen Rechenschaft; wir zeigen, wie Shakspeare zur Emancipation von Schulregeln beigetragen, zur Natur zurückgeführt und auf große poetische Kräfte anregend eingewirkt habe. Allein wie weit sind wir von der Idee einer stetigen Ueberlieferung entfernt? Wie empört sich nicht sogar der Stolz des individuellen Dichterthums gegen die Zumuthung, der Vergangenheit vielleicht mehr als sich selbst zu verdanken? Im Wissen erträgt man die klare Thatsache; im Können der Poesie will man in der Hauptsache durchaus neu sein. Kein Wunder daher, daß die Untersuchungen der steligen Fortschritte der poetischen Auffassung der Dinge wenig beliebt und noch lange nicht genug in Angriff genommen sind, um zu einer eigentlichen Geschichte, ich sage nicht der Leistungen der Poesie, sondern des poetischen Denkens selbst zu führen.

Jede neue geistvolle Metapher ist eine Bereicherung des allgemeinen Schatzes der Bildung; jede neue Wendung oder harmonische Mischung der Empfindungen ist eine Errungenschaft des allgemeinen poetischen Geistes, aus welchem sich jede künftige Dichterkraft nähren muß. Nur

Digitized by Google

wenn wir, was allerdings den Neigungen der Dichter selbst widerstrebt, die Functionen des poetischen Denkens zergliedern und die geschichtliche Wirksamkeit der einzelnen Bestandtheile würdigen, sind wir im Stande, uns eine Vorstellung von einer gewissen nicht blos nationalen, sondern auch welthistorischen Stetigkeit der poetischen Production zu bilden. Im Großen und äußerlich hat man die Verbindung nicht verleugnet; allein im Kleinen und Unscheinbaren, in der Wirkung der unmerklichen Mittheilungen und Antriebe scheint man bisher keinen Aufschluß gesucht zu haben; und doch sind gerade hier die gestaltenden Mächte am ununterbrochensten thätig, den Boden immer fruchtbarer zu machen.

Wäre das, was ein Dichtergenius gethan hat, nur durch die individuelle Kunstleistung für die Nachwelt wirksam, so gäbe es keine wahre Unzerstörbarkeit des Genius. Das vollendetste Werk muß um seiner Zufälligkeiten willen schließlich wenn nicht den Jahrhunderten, doch den Jahrtausenden erliegen. Nur sein Kern, nur der abstracte und darum abtrennbare Gehalt kann in einer Art Metamorphose fortleben; er kann durch seine Kraft zu neuen Gebilden veranlassen, oder mit seinen Bestandtheilen in neue Combinationen eingehen. Das Genie hat seine unabsehbare Zukunft nicht in der einmaligen Leistung, sondern in dem fortzeugenden Impuls, durch welchen es sich Generationen seines Wesens sichert. Es hat die Bürgschaft seines dauernden Lebens gleich allem lebendigen Dasein in der Fortpflanzung, in der Wiedererzeugung und Wandlung. Es beharrt nur im Wechsel neuer Mischungen und Variationen, in der Verbindung mit seinesgleichen. Die Gunst der Erhaltung seiner besondern Leistungen ist gar sehr beschränkt und eigentlich nur ein Mittel, um jene höhere Art von Unzerstörbarkeit zu sichern.

Es würde ein Misverständniß sein, die angedeutete Ansicht so auszulegen, als müsse man annehmen, die Dichtung stehe über dem Dichter, und die einzelne Kraft habe nur Werth durch den Beitrag, den sie der Summe des allgemeinen poetischen Denkens hinzufüge. Wenn irgendwo, so steht in der Kunst das Individuelle über der allgemeinen Basis, auf der es sich erhebt, und die Productivität eines Geistes steht im umgekehrten Verhältniß zu dem Grade, in welchem er Product der Zeit und der Umstände ist. Ohne aber den Spitzen der auserwählten Gesellschaft der wenigen, die zu dem alten Inventar eine neue Errungenschaft fügen, irgend zu nahe zu treten, kann man doch diese Gesellschaft selbst als möglicherweise in geschichtlichem Verkehr begriffen betrachten. Man kann, ohne sich einer Herabwürrigung schuldig zu machen, den einzelnen als den Brennpunkt von Strahlen betrachten, deren Vereinigung er selbst erst durch seine höhere Natur verursacht. In dieser Vorstellungsart verliert die Idee einer Uebertragung, Metamorphose oder Fortpflanzung ihren Anschein von Beleidigung der schöpferischen Ursprünglichkeit.

Digitized by Google

Wenden wir uns nun wieder zu Byron. Seine Dichtungen sind das Beste, was sie sind, gerade durch ihre Elemente und Einzelheiten, nicht aber durch das Ganze ihrer Composition. Sie müssen gewissermaßen zersetzt werden, um ihre volle Wirksamkeit entfalten zu können. Man muß von der Anlage und Ausführung eines Ganzen bei Byron stets absehen, um nur erst die rechten Gesichtspunkte seiner Würdigung aufzufinden. Allerdings fehlt es nicht an durchgehenden einheitlichen Charakterzügen. In demselben Sinn, in welchem Byron's Leben und Wesen eine Einheit war, sind es auch seine poetischen Schöpfungen. Beide haben beständig wiederkehrende Elemente, die zwischen den losen Aneinanderreihungen eine Art Kitt bilden. Der Stimmungspessimismus gehört z. B. zu diesen überall herrschenden Factoren. Auch ist gerade er es gewesen, der in Deutschland sein Echo schon sehr früh gefunden hat. Derartige Aneignungen solcher Grundzüge, ja man könnte sagen Auffassungsmanieren, verfehlen aber das Ziel gerade am meisten. Auch Byron ist so dem Schicksal nicht entgangen, gerade von der schlechtesten Seite, d. h. wesentlich nur in seinen Fehlern nachgeahmt und assimilirt zu werden. So weit unser Heinrich Heine nicht als ursprünglicher, sondern als von Byron beeinflußter Dichter zu betrachten ist, hat er unglücklicherweise nur den vorher erwähnten Grundzug, nicht aber die wirklichen Schönheiten und Vorzüge seines Vorbilds überkommen. Auch war in der That die Kluft zwischen beiden Naturen zu groß, als daß eine ernstliche Assimilirung hätte stattfinden können. In den Byron'schen Dichtungen spielt die männliche Haltung eine nicht zu übersehende Rolle, während in Heine eine gewisse Weichheit, die am besten nicht näher bezeichnet wird, den Grundton seiner Lyrik bildet. Doch geht uns hier nur die Thatsache an, daß der Versuch, von Byron etwas Ganzes zu übernehmen, aus dem einfachen Grunde mislungen ist, weil der britische Dichter in seinen Einzelheiten studirt sein will.

Erinnern wir uns der größern Dichtungen. „Childe Harold" und „Don Juan" gelten mit Recht für die gelungensten unter den umfangreichern Arbeiten. Allein sie sind nicht eigentliche Erzählungen von einheitlichem Charakter. Sie sind eher Arabesken, und man denkt unwillkürlich an den Versuch eines modernen Malers, die Weltgeschichte in verschlungenen Bildern darzustellen. Der Kaulbach'sche Fries, welcher die geschichtliche Entwickelung in symbolischen Kindergestalten gleichsam bandförmig ablaufen läßt, ist eine Laune, der man sich bei der Composition einer bloßen Verzierung überlassen darf; er ist eine pure Laune, und daher hinkt das Gleichniß. Denn Byron ist in seiner Aufrollung von Lebensmomenten zwar auch nicht von Laune frei, hält sich jedoch an die Schranken seines eigenen persönlichen Charakters. Wie der individuelle Lebenslauf Byron's, so tragen auch seine beiden Hauptdichtungen das

Digitized by Google

Gepräge einer gewissen Abgerissenheit der einzelnen Momente und Ereignisse. Jähe Sprünge und dann wieder beharrliches Verweilen, ja fast Stillstand wechseln miteinander ab. Sollten jene Werke wirklich erzählenden Charakter haben, so würde vor allen Dingen die der Erzählung nothwendige Stetigkeit und Gleichmäßigkeit fehlen. Indessen thut man viel besser, von solchen Rubriken und Kategorien ganz Abstand zu nehmen. Denn man wird sicherlich keine finden, die vollkommen zuträfe. Wenn man den „Childe Harold" als eine Serie von Reisebildern aufgefaßt hat, so ist dies sehr einseitig, so nahe auch die Veranlassung zu dieser ausschweifenden Charakterbestimmung gelegen haben möge. Die ruhenden Schilderungen der Naturschönheit und der menschlichen Zustände nehmen in Verbindung mit den darangeknüpften Betrachtungen freilich einen großen Raum ein, und man vergißt häufig über ihnen den Umstand, daß sie Theile eines Ganzen sein sollen. Dennoch bleibt aber noch genug eigentliche Handlung oder wenigstens Veränderung übrig, um uns zu warnen, den „Childe Harold" nur als eine Gruppe von Reisebildern zu nehmen. Das menschliche Schicksal spielt denn doch in diesem Gedicht auch eine erhebliche Rolle. Der Held, um den sich die Schilderungen gruppiren und für den die mannichfaltigen Eindrücke da sind, ist nicht um seine Rolle gebracht. Allerdings ist die Handlung und deren Fortschritt mehr psychologisch und weniger äußerlich. Gerade aber dieser Umstand bedeutet eine eigenthümliche, wenn auch durchaus nicht reine oder zu billigende poetische Gattung.

Diese Gattung ist, wie wir glauben, als solche der Fortpflanzung nicht fähig; aber keineswegs sind die einzelnen zeugenden Kräfte, die sich in jener Composition vereinigt haben, ohnmächtig. Gerade diese einzelnen Kräfte sind das für die Zukunft Wirksame. Sie haben Typen der Auffassung und Darstellung geschaffen, die durch Originalität ebenso sehr wie durch Wahrheit ausgezeichnet sind. Man bedenke z. B. nur die eigenthümlich gefärbte Naturauffassung Byron's. Sie ist nie reine Naturpoesie, und gerade hierin liegt ihr Vorzug. Sie stellt nie ausschließlich die normalen Eindrücke des Naturlebens dar, sondern erfaßt das Leben der Natur immer in seinen Reflexen auf das irgendwie gestörte Leben der Menschenbrust. Die Feinheit und Tiefe dieses poetischen Instincts, der das vollkommen Normale flieht, kann nicht genug gewürdigt werden. In der gestörten Erregtheit der Naturgewalten liegt ein Reiz für die Spannungszustände des menschlichen Herzens. Beide Gebiete kreuzen sich, und die Empfindungen werden oft gerade durch das Analoge beruhigt. Das Unwetter der Außenwelt rüttelt die Empfindungskräfte auf und befreit sie von einseitigen Fixirungen des Gemüths auf die kleinen Unbilden der Welt des eigenen Herzens. Ließen sich hier alle die mannichfaltigen Beziehungen, in deren Darstellung

Digitized by Google

Byron seine ursprüngliche Schöpferkraft bekundet hat, einzeln aufzählen, so würden wir finden, daß jene vielfach variirte Rückwirkung der Natur auf die Störungszustände des menschlichen Gemüths vielleicht die vorzüglichste Wendung jener subjectiven Poesie bildet, die dem Charakter der modernen Welt so sehr entspricht. Die neue Art von dichterischer Naturauffassung wirkt hauptsächlich dadurch, daß sie die psychologischen Charaktere der menschlichen Stimmung zum Ausgangs- und Beziehungspunkt ihrer Darstellung macht. Auf diese Weise wird das Naturleben zu einem bloßen Moment gemacht und eine Steigerung der poetischen Kraft erzielt, wie sie sonst nur der von der Natur abgewendeten und auf die menschlichen Verhältnisse concentrirten Lyrik eigen ist. Einem Byron gelingt es, die Naturdecoration zu mehr als einer bloßen Decoration zu machen und das Treiben der Menschenwelt in der Innigkeit seines Zusammenhangs mit der Naturaction, sei es in der Uebereinstimmung, sei es im Contrast, darzustellen. Von dem Menschen wendet er sogleich den Blick auf die Naturumgebung, d. h. auf die ursprüngliche Wiege seines Thuns, und von dieser Umgebung kehrt er dann wieder zu dem engern Rahmen des besondern menschlichen Schicksals zurück. Ihm sind die Völker nur Scenen im Naturdasein, und die Naturactionen wiederum nur Elemente des menschlichen Fühlens. In diesem gegenseitigen Verkehr entwickelt der britische Dichter eine Lebendigkeit, die einer einseitigen Poesie unerreichbar bleiben muß. Gerade die große Subjectivität ist das Geheimniß der wahrhaft modernen Dichtung, anstatt, wie man vielfach meint, ein Fehler zu sein. Sie ist die Eigenthümlichkeit, die am wenigsten Vorbilder aufzuweisen und am sichersten eine Zukunft zu erwarten hat. Byron behauptet einen Platz ersten Ranges und, was noch mehr sagt, seine einzige Stellung unter den Dichtern nur dadurch, daß er in jedem Zuge seiner Poesie das falsche Haschen nach einer vermeintlichen Objectivität vermeidet und sich vollkommen gibt wie er ist. Hierdurch ist er zum modernen Dichter in einem höhern Sinne, als in welchem dies Wort gewöhnlich gilt, geworden. Diese wahre Subjectivität, die nicht mit den allerdings verwerflichen Beimischungen der individuellen Laune zu verwechseln ist, will nun aber gleich der Lösung eines neuen Problems ernstlich und zwar in den einzelnen Zügen ihrer Gestaltung studirt sein. Die Lyrik Byron's ist keine reine Lyrik; sie ist stets die Begleitung einer Handlung und erhält hierdurch eine höhere Function. Gerade also der Umstand, daß Byron mit der subjectiv lyrischen Auffassung die äußerliche Wirklichkeit zu bemeistern vermocht hat, ist der entscheidende. Er sichert ihm das Anrecht auf die Einführung einer neuen Gattung des lyrischen Verhaltens, einer Gattung, die in ihrer weitern Entwickelung dem modernen Bedürfniß immer mehr zu entsprechen vermag.

Digitized by Google

In der Darstellung der Empfindung ist Byron unbestritten Meister, während er in der Darstellung der Handlung und der Charakteristik durch die Handlung weit weniger leistet. Seine Dramen, z. B. „Sardanapal", wollen daher gar nicht als solche genommen sein. In ihnen findet man nur dann den großen Dichter, wenn man ihre Composition und technische Ausführung von vornherein preisgibt und nur gelegentliche Kundgebungen eines die Gefühlssituationen unbeschränkt beherrschenden Genius erwartet. Aus einem solchen Gesichtspunkt betrachtet, muß aber eine Tragödie wie „Sardanapal", so wenig sie auch die nothwendigen Forderungen eines Dramas erfüllt, für Dichter und Denker einen großen Reiz haben. Die Einzelheiten derselben müssen jene wie diese zu einem besondern Studium anregen. Der Dichter wie der Denker werden in der Schilderung der Empfindungssituationen unvergleichliche Züge antreffen und die Tiefe des instinctiven psychologischen Einblicks bewundern. Von dieser Seite ist z. B. die erwähnte Tragödie von hohem Werth, sobald man sich nur die Mühe nehmen will, in ihr zu suchen, was sie ist, anstatt sich mit dem zu beschäftigen, was sie in Anbetracht des Byron'schen Wesens nun einmal nicht sein kann. Um nur Einen Punkt anzudeuten, so ist Myrrha zwar kein sozusagen voll gezeichneter Charakter, gerade aber darum der geeignete Ausdruck eines Inbegriffs nothwendiger Stimmungen. In der Zeichnung der letztern bekundet sich der Genius, und wer, der diese Verkörperungen des lyrischen Geistes erkannt, möchte sich nicht von ihnen angezogen finden, so undramatisch sie auch sonst sein mögen? Bedenken wir stets, daß eine eigentlich moderne Poesie noch in der Entwickelung begriffen ist, und daß wir uns nicht zu wundern haben, wenn die ersten Gestaltungsversuche das flüssige Element der Empfindung und Subjectivität noch nicht zu festern Gebilden consolidiren konnten.

Wir können uns hier nicht in das Detail einlassen. Wir glauben aber, daß die gegebenen Andeutungen dem sympathischen Gedanken genügend erscheinen werden, um den britischen Dichter aus einem neuen fruchtbaren Gesichtspunkt betrachten zu können. Wir müssen hier von einer weitern Zergliederung Abstand nehmen; allein wir glauben einigermaßen bewiesen zu haben, daß gerade die Zersetzung der Byron'schen Compositionen in ihre Elemente und die Aufnahme sowie Assimilation dieser Elemente zu den Vorbedingungen einer weitern Wirksamkeit des britischen Genius gehören. Die Metamorphose ist seine entferntere Zukunft, sein zweites Leben. Denn es ist nicht denkbar, daß sich die mit so vielen fremdartigen Beimischungen versetzten Gebilde ohne Zersetzung auf eine längere Dauer erhalten können. Byron wird zwar noch eine lange Zeit auch in seiner Willkür dem modernen Geschmack vielfach entsprechen. Seine Dichtungen werden zunächst immer mehr

Digitized by Google

geleſen werden. Allein es muß auch der Zeitpunkt kommen, in welchem die Zufälligkeiten und Beimiſchungen, die wir uns jetzt noch gefallen laſſen, dem Geſchmack mehr Grund zur Anſtoßnahme geben werden. Alsdann beruht die Fortwirkung der Dichterkraft auf dem Einfluß, den ſie auf andere Leiſtungen ausübt, und dieſer bildet dann ihr zweites Leben. Gilt dieſe Nothwendigkeit ſchon ganz im allgemeinen, ſo gilt ſie noch mehr für die Zukunft in einer fremden Sprache. Die bloße Uebertragung, ſo gut auch dieſe faſt von vornherein verzweifelte Arbeit gelingen möge, iſt nur eine halbe und vorläufige Aneignung, eine bloße Einführung des Dichters. Die nähere Bekanntſchaft und das tiefere Verſtändniß gehören der vorher angedeuteten Metempſychoſe; bis wir zur Freiheit dieſer Aneignung gelangen, müſſen wir uns freilich mit einer Umdichtung, die man eine Umdichtung mit Hinderniſſen und auf vorgeſchriebenen Bahnen nennen könnte, d. h. mit einer Ueberſetzung begnügen.

Friedrich's des Großen Epitre chagrine.

Ueberſetzt von

Fritz Ohneſorge.

Hienieden iſt nur Eitelkeit,
Hat wiederholt der hochberühmte
Und vielgeprieſ'ne Judenkönig,
Der weiſe Salomo geſagt;
Und weil er's ſagte, müſſen wir
An dieſe trübe Wahrheit glauben.

Mich, der ich nicht die Ehre habe,
An Weisheit Salomo zu gleichen,
Mich hat des Leidens herbe Schule
Davon gewaltſam überzeugt.

Ich ſah und koſtete von allem.
Das Glück ſowol wie auch das Unglück,
Sie haben beide wechſelweiſe
Mich unſanft oft herumgeſtoßen.
Der Blonden ſatt und ſatt der Braunen,
Wie gerne überließ ich Frohern
Den hohen Platz, der ohne Zweifel
Die Neulingswünſche derer ſtachelt,

Digitized by Google

Die nur die schöne Außenseite,
Nie schaudernd auch die innr'e sahn.

Auf dieser vielbewegten Bühne,
Wo uns Europa dargeboten
Die buntesten Begebenheiten,
Die Politik oft unerbittlich,
Auf tragischem Kothurne schreitend,
Die Großen stürzt, hab' ich ja lange
Gespielt die aufgezwung'ne Rolle,
Und nur bisweilen hört' ich leise,
Fast wider mein Vermuthen hört' ich
Trostreichen Beifalls linden Ton.

Doch jetzt erstarren meine Sinne
Vom Zischen, das von allen Seiten
Betäubend in das Ohr mir dringt.

O flieht bei Zeiten dies Theater,
Auf dem man sich mit Unrecht bläht!
Flieht diese übermüth'ge Rotte
Geistloser Helden und Heldinnen,
Gleich einsichtslos und niederträchtig,
Die nicht Talent hat noch Gemüth!

Soll ich noch einmal jetzt im Alter
Mich anvertraun der flücht'gen Welle,
Die vor des Windes Hauch zerrinnt?
Soll ich vom unbeständ'gen Glücke
Betrügliche Geschenke betteln?
Mit ew'ger bangender Erwartung
Vor seinen Gaben, seinen Schlägen
In sturmbewegter Seele fühlen
Wilder Erschütterungen Stoß?

Soll ich nach aller der Erfahrung
So vieler überstürz'ger Leiden
Mich unklug noch zurückbegeben
Ins Reich der Unbeständigkeit
Und fern von seinen Auserwählten
Der steten bangen Furcht und Hoffnung
Rastlose Flut und Ebbe fühlen?

Nein, endlich will ich weise sein!
Weil schmählich mich das Glück verlassen,
Sei's drum; ich sieh's nie wieder an.

Der Jugend freudetrunk'ne Seele
Mag sich die Stirn mit Blumen kränzen,
Und schwelgend in des Wahnes Wonne
Des Lebens Götzendienst begehn!
Sie schlürft ja seine Süßigkeit.

Digitized by Google

Der Zauber flieht, und düſter folgen
Ihm Noth und Herzeleid und Kummer.
Stets wiederholt ſich dieſer Wechſel,
Und bei des Schiffleins Schwanken miſchen
Sich gut und böſe wunderlich.
So gleicht Fortuna jener Buhle,
Die ſtets von neuem unbeſtändig
Nach bloßer Toilettenlaune
Die Neigung wechſelt, und vom Günſtling
Zum Nebenbuhler übergeht.

Mag ſie doch ihre Reize bieten
Jedwedem, der ſie koſten will;
Ihr Koſen nicht, noch ihre Thränen
Beſtricken mir die Seele mehr.

Ich ſehe in der Zukunft Spiegel,
Auch ohne Hülfe der Laterne,
Die dem Diogenes geleuchtet,
Was mir das Schickſal bringen kann;
Und ich — mit Knechtesſinne ſollt' ich
Mich von dem ſtolzen prellen laſſen,
Solang es ihm gefallen mag?

Es prelle and're, die es dulden,
Die Narren, deren Herr es iſt!

Mich ſoll's ſo leicht nicht wieder fangen;
Und iſt die Thür mir auch verſchloſſen,
So rett' ich noch durchs Fenſter mich.
Hochherzige entſchloſſ'ne Seelen
Füllt jeder Schimpf mit edlem Zorn.

Von Eigenliebe nicht verblendet,
Seh' ich die Schläge der Fortuna,
Der undankbaren, ohne Beben;
Und müde, mehr noch zu ertragen,
Seh' ich in Sokrates ein Vorbild,
Er zeiget mir die off'nen Wege,
Die in den Hades niedergehn.

Eh' Körperſchmerz und Seelenleiden
Mich ganz erdrückt, folg' ich dem kühnen
Seehelden, der den übermächt'gen
Piratenſchiffen unterliegt.
Iſt rettungslos das Schiff verloren,
Und ſieht er ſeine braven Mannen
Den rohen Feinden preisgegeben,
Die ſchon zum Enterhaken greifen:
Er beugt ſich nicht den Sklavenbanden;
Muthvoll und ſtolz iſt er entſchloſſen

Digitized by Google

Und weiß mit gleicher Todeskühnheit
Die tapfern Krieger zu entflammen.
„Die Lunte in das Pulverfaß!“
Ein Blitz — sie fliegen in die Luft.

Der Schiffskapitän.

Gedicht von

Rudolf Kulemann.

Wenn oftmals ich beim Rheinwein in der Schenke
Mit meinem deutschen Kapitäne sitze,
Dann schlagen aus dem Becher hell're Blitze,
Daß ich ans Meer und sprüh'nde Wasser denke.

Es mag wol was in meiner Seele liegen,
Das mich hinzieht zu freien Meereswogen;
Ich fühle gleich mich mächtig angezogen,
Seh' ich hinab zum Strand die Möven fliegen.

Und hier der Mann, der in dem meeresschwanken
Fahrzeuge stand inmitten grimmer Stürme,
Und, unerschrocken, dunkle Wogenthürme
Zerschlug mit seines Schiffes tapfern Flanken!

Drum eben pflegt er auch das Haupt zu neigen
Und stumm zu sitzen, wenn die andern toben:
Wer also laut die Stimme hat erhoben
Beim Sturm im Meer, darf anderwärts schon schweigen!

Schlicht ist sein Herz und schroff sein ganzes Wesen.
Schon recht! Am schroffen Fels im Meeresschwalle,
Tief unten erst reift purpurn die Koralle,
Die sich zum Schmuck die Fürstin auserlesen.

Er sinnt, er denkt vielleicht der heißen Zone,
Des Himmels, wo im Schmuck der Diamanten,
Der herrlichsten, in reinster Glut entbrannten,
Die Mittagskön'gin sitzt auf ihrem Throne.

Und Palmen, so die heißen Lüfte fächern,
Erheben sich; aufblitzend mit der Feder
Schwingt dort ein Vogel sich vom Stamm der Ceder
Zum Trunk aus goldumreiften Blumenbechern.

Digitized by Google

Welch mächtige Natur! Ihr magst du lauschen!
Bergschlünde dröhnen, große Ströme rollen,
Den alten Urwald hörst du in der vollen
Sturmflut der Blätter aus der Ferne rauschen. —

Genug! Seh' ich den Mann am Felsenriffe
Vorüberseegeln in des Sturmes Tosen,
Sich und die Freunde aus dem uferlosen
Weltmeer errettend im bedrängten Schiffe:

So denk' ich an die unansehnlich graue
Meermuschel, die behutsam, seeerfahren,
Die Brandung flieht und jenen wunderbaren
Perlschimmer hegt in ihrem Schalenbaue.

Literatur und Kunst.

Neue epische Dichtungen.

Mehrfach ist von scharfsinnigen Kritikern sehr richtig bemerkt worden, daß große epische Dichter, jene Großmaler breiter Weltzustände, hauptsächlich nur möglich sind durch das Gewahrwerden einer neuen von gewaltigen Weltgeschichtswandlungen herbeigeführten Cultur, und zwar auch nur, wenn bald darauf folgende friedlichere Zeitmomente vergönnt sind; weshalb Homer nach dem Trojanischen Kriege und die italienischen Epiker nach den Kreuzzügen als die größten erscheinen. Gleichwol hat fast zu allen, auch den ungünstigsten Zeiten in vielen Dichtern sich der Drang des epischen Erzählens geregt. So auch in der unserigen. Solcher Drang kommt aber immer aus kleinern epochemachenden Bewegungen, die zu keiner Zeit ganz fehlen; und wer sollte in dieser Beziehung unsere neuen und neuesten Jahrzehnte nicht berechtigter finden als irgendwelche? Zwar ist das moderne Epos sammt der ihm zugehörigen poetischen Erzählung meistens in der Gestalt aller Arten von Prosaromanen zur Erscheinung gekommen, bald kürzer, bald länger, bald regelmäßiger, bald ungebundener, als Novelle, Märchen, Seelen- oder Charakter- oder Reisebild. Allein es sind auch einzelne kunstvollendete Productionen kleinern Umfangs gelungen, voran die mehr nach dem Idyllischen hinneigenden Goethe's und Voßens; dann Wieland's und einiger seiner Schüler romantische Bilder; endlich später Julius Mosen's philosophische Epen. Das Höchste der Gattung ist vielleicht auch mit in den (gewöhnlich Balladen genannten) kleinen poetischen Erzählungen Schiller's erreicht worden. Man strebte weiter in den langen Friedensjahren zwischen 1815 und 1848. Diese Jahre jedoch, wie sie einerseits durch Beschaffung neuer großartiger Verkehrsmittel den Blick in einen erweiterten Weltschauplatz zu eröffnen und somit der epischen Dichtung wol wesentlichen Vorschub zu leisten vermochten, waren andererseits durch ihre geheimen politischen sittlichen Zerwürfnisse und stillen innern Gärungen

Digitized by Google

so bewegt, daß die dem epischen Schaffen unentbehrliche Ruhe und Gelassenheit nicht aufkommen konnte. Daher denn auch selbst das, was die episch-poetische Kunst in jenen Tagen Vorzügliches hervorbrachte, solchen aufgeregten Charakter trägt und umfangreichere epische Werke gar nicht zu Stande kamen. Klares Prototyp ist Lord Byron in seinen kleinern poetischen Erzählungen.

Im einzelnen hätten wir noch über vorliegende allerneueste Versuche, unter welchen einiges recht erfreulich Gelungene ist, folgende Bemerkungen zu machen.

„Thüringens Königshaus. Sein Fluch und Fall. Erzählendes Gedicht in 6 Gesängen, von Ludwig Bechstein. Aus dem Nachlasse des Dichters" (Leipzig, Georg Wigand). Ohne alle Widerrede ein von Poesie durchdrungenes Werk! Hier ist ein episches Gedicht großartigen Stils gewagt, ein anziehender, inhaltreicher Stoff gewählt, mit bedeutendem Gehalte durchdrungen, dem deutschen Gemüth und Geist nahe gebracht und in einfach schönen dem Inhalt harmonischen Versen ausgeführt. Die uralte Schauersage von des thüringischen Königshauses Fall spielt sich ab auf einem historisch gewaltigen Hintergrunde, inmitten jener Weltrevolution, die, mehrere Lebensalter andauernd, unter Zertrümmerung des römischen Riesenreichs und unter vielfachem Wehe und Gewürge das neue germanische Europa gebar, der sogenannten Völkerwanderung. Auch die deutschen Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts stellten in ihrem Heldenbuche, „Nibelungen" und „Kudrun", diese furchtbare Epoche mit deutschem Tiefsinn dar. Sie jedoch in ihrer frühern Zeitstellung konnten hauptsächlich nur die äußere Gewaltigkeit der Erscheinung, konnten aber viele innere Seiten noch nicht durchschauen, welche uns, einem spätern, auf höherm Zeitstandpunkte stehenden deutschen Geschlechte, überschaubar werden mußten. Wir meinen jene nur dem geschichtlich tiefer Gebildeten von der Höhe der Neuzeit aus erkennbaren so interessanten Bewegungen des Culturlebens, den Kampf des damals überreifen Heidenthums mit dem noch so unreifen Christenthum. Dies namentlich ist ein anziehender Moment, der in unserm Gedichte, die Begebenheiten begleitend, mit einer rühmenswerthen treuen Gegenständlichkeit dargestellt ist. Um die Tragik solcher vielfach verworrenen Zustände klar abzubilden, hat der Dichter ein breites, begebenheitsvolles, von Personen gefülltes Gemälde entrollen müssen, kurz er konnte nicht anders als ein buntbewegtes sogenanntes romantisches Epos schaffen, also das (wie wir oben angedeutet) vorderhand allein mögliche. Es läßt sich eben eine höchste Kunstgestaltung, welche der schönen Harmonie und Ruhe der Homerischen Werke ebenbürtig wäre, jetzt noch nicht erreichen, am wenigsten gewiß bei einem so ungeheuern Stoffe. Wir bekennen daher, daß uns, ungeachtet der Trefflichkeit der Charakterzeichnung, besonders der Hauptfiguren des Basin, der Basina, Childerich's, Irminfried's und der Amalberga, selbst einiger Nebenfiguren wie Chlodwig's und der Chrodichilde's, trotz der lebensvollsten Leidenschaftsbilder, daß uns doch das Ganze fast wie eine höchst anziehende veredelte Chronik vorgekommen ist. Der Dichter erscheint wie nothwendig durch die Massenhaftigkeit des Stoffs zu diesem Verfahren gedrängt; daher auch die Kapitelüberschriften innerhalb der einzelnen Gesänge. Vielleicht hätte er indeß manche störende Ueberfülle ver-

Digitized by Google

meiden, gewisse zu frembartige Episoden (z. B. das meiste, was sich auf das Verhältniß Chrodichilde's zu Gundobald bezieht) weglassen können, vielleicht auch wäre mancher schroffe und hastige Uebergang (namentlich im 5. Gesang) mehr ausgeglätten gewesen. Möglich, daß dies und anderes von dem frühgeschiedenen Dichter einer spätern Feile vorbehalten war. Allein trotz alledem ist ein weiser Plan und eine schöne Einheit vorhanden, und als echt episch bezeichnen wir die edle Heiterkeit, die des Dichters Geist über die Grausenhaftigkeit des Ganzen zu verbreiten gewußt hat.

„Lermon's Reisen und Liebesabenteuer. Gedicht in sechs Abtheilungen" (Breslau, Maruschke u. Berendt). Die materielle Richtung unserer nächsten Tage, vermöge welcher selbst die edelsten Naturen, ohne sich dessen bewußt zu sein, nur zu sehr zum Realistischen hingedrängt werden, geben der Poesie oft einen unschönen Inhalt und lockern Behandlung und Form nicht selten auf das bodenloseste. Zwar schwebt auf den unreinen Gewässern der Gegenwart auch ein idealer Geist; aber er schwebt eben noch. Noch strebt er bisjetzt erfolglos nach Gestalt. Man versucht sich indeß bereits in den edlern Kunstformen, zunächst um der Charakterlosigkeit sich bewußt zu werden, was ein kleiner Schritt vorwärts ist. Doch da muß freilich alles subjectiv, ironisch, sakirisch werden. Man wählt die läßlichste, handlichste Form der Reisenovelle — was kann auf der Reise nicht alles bunt durcheinander geschehen? — und versificirt darauf los; aber ein abgerundetes Bild wird nimmer daraus. So der Verfasser von „Lermen's Reisen ꝛc.", dem man es wenigstens lassen muß, daß er sich seines Beginnens so ziemlich bewußt, wenn er in der Vorrede bekennt: „Diese Scenen sollen versuchen, die Poesie, welche sich oft der praktischen Anschauung entgegenstellt, mitten in das materielle Leben hineinzuschleudern. Infolge dessen wendet sich das Gedicht nur an irdisch gesinnte Herzen und bittet diejenigen, welche die Dichtkunst ausschließlich in höhern Regionen suchen, ihm keine Beachtung zu zollen." So gibt er modernste Reiseliebesabenteuer „eines Flaneurs" in ziemlich fließenden Stanzen, natürlich kein erhebender, ein durchweg leichtfertiger und frivoler Inhalt. Wir meinen damit nicht, daß der Verfasser obscön sei; im Gegentheil hat er seine Sache im ganzen mit Geschmack und nicht üblem Humor behandelt. Allein ein Born reichster Poesie, ein Meister Ariost gehört dazu, trotz Nebeneinanderstellung der ausgelassensten, zu lautem Gelächter reizenden Scenen mit andern das menschliche Gemüth aufs tiefste erschütternden unser Gefühl nicht zu verletzen. Daran ist unser Dichter gescheitert.

„Herkules. Ein Heldengedicht in sechzehn Liedern von Adelbert Herrmann" (Celle, Schulze'sche Buchhandlung). Wie sich ein philosophisch-lyrisches Gedicht aus diesem ideenvollen Mythos schaffen läßt, hat Schiller gezeigt. Doch auch eine anziehende Erzählung formt sich leicht aus dieser gestaltenreichen Welt, ein Märchen vom Herculeš; nur für uns nicht mehr. Der Mythos kann uns nicht sein, was er den Hellenen war: inhaltsvolle und ehrwürdige Kunde vom Leben und Weben seiner Urgeschichte. Daß nun der antike Sagenheld uns als der Repräsentant echten Menschenthums erscheine (wie der Verfasser S. 89 will: „Und was die Menschheit Herkul's Mühe verdanket, Blüht ewig fort, vom Lorberkranz umranket") ist ein

Digitized by Google

entschiedener Irrthum. Sowol Zeit- als Volksbewußtsein stellen sich dagegen. Uebrigens ist das Gedicht als Märchen sehr anerkennungswerth, seine Diction edel, seine Stanzen im ganzen wohlgebaut und tadellos. Besonders hat uns auch in der Behandlung die Art wohlgefallen, womit das Aufgeben der verschiedenen Arbeiten immer so geschickt motivirt ist. Nur scheint uns etwas zu viel Stoff und daher mancher etwas gezwungen verarbeitet zu sein (wie z. B. die Fabel vom Hylas); daher denn bei der Darstellung der Herculesthaten neben der Ausgeführtheit der Partien, die den Hercules wirklich darstellen, es bei andern das Ansehen hat, als sollte nur etwas über ihn gesagt werden.

„Cervantes auf der Fahrt. Ein Gedicht von Franz Koppel" (Stuttgart, A. Kröner). Anekdote aus Cervantes' Jugendleben, schwankartig, ganz angemessen, nicht ohne lyrisches Verdienst vorgetragen. Nur fragt sich's: wozu Cervantes' Name bei dem Abenteuer, das jedem andern jungen lebhaften Mann auch begegnen konnte? Etwa den Werth des Werkchens durch den Namen zu steigern? Wir meinen vielmehr, die Sache sei historisch wie sie wolle, bei Bearbeitung dieses Stoffs wäre die Verschweigung von Cervantes' Namen demselben förderlicher gewesen.

„Jagd und Pferd. Von August Schumacher" (Arolsen, Speyer). Eine Sammlung von Gedichten, welche insofern mit hierher gehört, als die erzählende und schildernde Poesie darin vorwiegt. Es tritt uns eine naturwüchsige Persönlichkeit entgegen, aus der ein echt poetischer Geist weht. Mögen auch jene an und für sich gewiß poesieergiebigen Themata hier etwas zu viel variirt und vielleicht eintönig erscheinen, die wahre Natur hat stets etwas Zwingendes. Eben weil der Verfasser nur in diesen Elementen lebt und webt und ganz darin aufgeht, haben seine Lieder etwas so Frisches, sind von einer so gesunden Naivetät. Anmuthend singt er uns bald waldduftige und frischluftige Jäger- und Reiteridyllen, bald Jäger- und Reiterromanzen, bald lyrische Ergüsse, dann ernste und komische Erzählungen, Gnomen, Epigramme, Räthsel ꝛc. aus dieser Sphäre. Seine Gesundheit erhält ihm aber auch den Blick frei für anderes, das sich ihm etwa in der Nachbarschaft von Roß und Jagd darbietet. Daß er sich nicht behaglich fühlt gegenüber der neuen der Jagd nicht günstigen Gesetzgebung, vergeben wir dem Jagdpoeten gern, dessen Herz liebevoll an Wald und Wild hängt. Unter den größern Idyllen zeichnen wir aus: „Der Pirschgang im Stock bei Arolsen", unter den kleinern: „Der Ritt nach der Stadt"; mehr balladenartig: „Der Gemsjäger und sein Weib" und „Reiterin und Bleicherin"; die Romanze: „Anstand"; „Der erste Schnee" ꝛc. Unter den komischen plattdeutschen ganz köstlich: „De Etegeck."

„Die Nachbarn. Ein städtisches Sittenbild aus der Gegenwart von Theodor Meyer-Merian" (Basel, Bahnmeyer). Ein sehr liebes kleines erzählendes Gedicht von der Art, die uns eben allein noch in unserer Gegenwart die Epik möglich macht. Bedeutsame Zustände der Zeit sind dargestellt, deren Bewegtheit auf das glücklichste der idyllische Gegensatz abgelauscht ist. Sichtlich schwebte dem Dichter das Meisterwerk Goethe's: „Hermann und Dorothea", vor. Wenn nun auch dieses hohen Vorbilds reiche epische Gestaltung nicht erreicht ist, verwirklicht das Gedicht

Digitized by Google

doch auch wie dieses die Idylle innerhalb der Cultur, und setzt herzliche, einfache, doch beschränkte Zustände der jüngstvergangenen Zeit in bedrängende Berührung mit dem rastlosen Culturstreben unsers Jahrhunderts, das behagliche und biedere Stilleben einer kleinen Stadt in Conflict mit der stürmischen, welterweiternden Dampfkraft, bis auch hier endlich (ein erquickendes Symbol) durch das menschliche Herz unter den handelnden Personen und damit zugleich zwischen dem Alten und Neuen eine schöne Versöhnung bewirkt wird. Wir halten dies in fließenden Hexametern geschriebene Gedicht für einen wahren poetischen Gewinn.

„Dinonhy. Gedicht in drei Gesängen von Hermann Neumann" (Leipzig, F. A. Brockhaus). In diesem kleinen Epos, dessen Verfasser Phantasie und Empfindung und eine gewandte Gabe des Naturschilderers zeigt, glauben wir die Spuren Byron'scher Einwirkung zu erkennen. Dahin rechnen wir eine gewisse Unruhe, die der Klarheit im Gange der Erzählung bisweilen Eintrag thut, dagegen allerdings den Leser mit fortreißt, ihn immer in die Mitte der Situation versetzt und vor ermüdenden Episoden bewahrt. Dinonhy ist der Name einer jungen Afrikanerin, welche Don Almar, dem weißen Manne, dem Feinde ihres Volks, aufopfernde Liebe weiht. Mit glühenden Farben malt der Dichter die selige Wonne des kurzen Liebesglücks, dessen das schöne Paar genießt. Aber beide ereilt das Verhängniß: Dinonhy wird durch einen Boten des großen Purrah, einer Art Femgericht der Neger, in den Tod geschickt, zur Strafe ihrer Abtrünnigkeit von den heidnischen Göttern; Don Almar fällt als Racheopfer einer in seiner portugiesischen Heimat verlassenen Geliebten. Beider Ende hat etwas mild Versöhnendes. Die Ottave rime des Gedichts zeichnen sich durch Schwung und Correctheit aus. R. T.

Correspondenz.

Aus Genf.

Ende September 1865.

X. Die politischen Verhältnisse des Cantons Genf werden voraussichtlich in der nächsten Zeit der Presse wieder viel zu thun geben. Die großen Novemberwahlen nahen heran, und damit der Prüfstein, an welchem es sich zeigen muß, wie die tiefgreifenden Ereignisse des vorigen Jahres gewirkt, ob die Parteien sich seitdem entwickelt und welche Lehren sie aus jenem blutigen Zusammenstoß gezogen haben, der mit Einem Schlage plötzlich den Abgrund offenbarte, an dessen Rande die Republik schon seit Jahren ziemlich sorglos hintaumelte. Dies ist ungefähr die Bedeutung, welche die schweizerischen Politiker dem Ergebniß des bevorstehenden Wahlkampfs, in dessen Vorbereitungsstadien wir in Genf bereits eingetreten sind, beizulegen sich geneigt zeigen. Sehr schwer aber ist es, die Aussichten der einen oder andern Partei im voraus zu berechnen, wenn man sich bei genauerer Betrachtung der Lage alsbald überzeugen muß, daß noch in diesem Augenblicke die Parteien sich in einem Zustand der Zersetzung befinden, der einen sichern Schluß unmöglich macht und dem Zufall die Thore

Digitized by Google

weit öffnet. Für den, welcher die neueste Geschichte der genfer Parteien kennt, kann dieser Zustand der Dinge nicht auffallend sein, muß vielmehr durchaus natürlich und folgerichtig erscheinen. Eine Partei, welche aus den heterogensten Elementen zusammengesetzt ist, welche hauptsächlich und in erster Linie nur durch einen gemeinsamen negativen Zweck zusammengehalten wird, wie dies bei den Independenten der Fall ist, wird nach einem Sieg und wenn es an ein Theilen der Beute gehen soll, in ihrer fremdartigen Mischung der buntesten, oft selbst feindlichen Bestandtheile den nothwendigen Keim des Zwiespalts und ihres Verfalls finden. Ob dieser Verfall mit einem Knalleffect, ob er allmählich eintritt, das ist im Grunde gleichgültig und nur eine Frage der Zeit, ausbleiben wird er sicher nicht. Der seiner ganzen Natur nach wesentlich negative Zweck, der Sturz James Fazy's und seiner Partei, wie sie war, ist der Hauptsache nach erreicht, und durch verschiedene Wahlsiege, wobei eben das gemeinsame Interesse die Independenten zusammenhielt, bestätigt worden. Nun aber drängen sich positive Aufgaben von selbst heran, legislative, executive, administrative, und schon zeigte sich mehr als einmal deutlich genug, wie die Ansichten der einzelnen Fractionen der Independenten auseinandergehen; bei einer Regierungswahl muß diese Meinungsverschiedenheit noch schärfer hervortreten. So wie die Sachen heute stehen, wird die Partei keine geringe Mühe haben, die sieben Candidaten für den neuzuwählenden Staatsrath so zusammenzusetzen, daß sie mit einiger Sicherheit darauf zählen kann, die verschiedenen Fractionen zu befriedigen und Einheit bei der Stimmenabgabe zu erzielen. Schon jetzt herrscht zwischen den vielgenannten „Ficellisten", welche man auch als die independenten Knownothings bezeichnen könnte, und der „Démocratie Suisse", die bisher als der reinste Ausdruck der Partei angesehen werden konnte, offener Zwist. Die erstern wollen eine Regierung vom reinsten Wasser des Independentismus, letztere möchte eine Art Fusion mit den gemäßigten Radicalen in der Art anstreben, daß einige der gegenwärtigen radicalen Staatsräthe bei der Neuwahl mit auf die Candidatenliste der Independenten gesetzt würden.

Betrachten wir nun die Partei der Radicalen, so tritt uns das Bild der Zersetzung und Auflösung noch weit augenfälliger entgegen. Hier freilich beruht dieser Proceß auf wesentlich andern Gründen als bei den Independenten. In der radicalen Partei von Genf hat sich im guten wie im bösen Sinn gezeigt, wie weit im politischen Leben, und zwar in der demokratischen Republik in noch höherm Grade als in der Monarchie mit ihren festern, der Bewegung mehr entzogenen Verhältnissen, die Macht, die Einwirkung und der Einfluß einer bedeutenden Persönlichkeit zu gehen vermag. Solange James Fazy mit starker Hand die Zügel der strengsten Parteidisciplin festzuhalten wußte, solange die Radicalen nur ihn als den allein wahren Propheten anerkannten, solange hatten sie die Mehrheit bei den Wahlen, solange behaupteten sie sich in der Herrschaft: aber freilich, das demokratische Princip erlitt eine materielle und moralische Einbuße nach der andern. Kritik war sozusagen aus den Kreisen der Partei verbannt. Dieser Zustand hat sich geändert; die Kritik hat sich hervorgewagt. Es gibt keinen Dictator mehr, das αὐτὸς ἔφα des Meisters hat sein Gewicht verloren: allein von diesem Augenblick an haben die Radicalen das Ueber-

Digitized by Google

gewicht an ihre Gegner abtreten müssen. Die vernachlässigte, verpönte Kritik hat furchtbare Rache genommen an ihren Verächtern. Man sieht es, unsere Duodezrepublik, welche Voltaire durch das Ausschütteln seiner einzigen Perrüke vollständig einpudern zu können glaubte, ertheilt manche staatsphilosophische Lehren, welche auch in den größten Reichen gemerkt zu werden verdienen.

Während so die Parteiverhältnisse hin- und herschwanken, hat Fazy selbst sich in die Burg starrster Consequenz zurückgezogen. Das ihm entschieden treu gebliebene Häuflein, denn ein solches existirt noch, hatte die Absicht, ihn bei den nächsten Staatsrathswahlen zu portiren, allein Fazy lehnte im voraus jede Candidatur ab. Ja er ist noch einen Schritt weiter gegangen und sogar aus dem Großen Rath getreten. Die gegenwärtige Regierung, in welcher bekanntlich infolge der Augustwahl des vorigen Jahrs ein entschiedener Independent, Hr. Chenevière, neben fünf Radicalen und einem Zweifelhaften (Hrn. Fol-Bry) sitzt, hat das Budget für 1866 in der gegenwärtigen außerordentlichen Sitzung des Großen Raths vorgelegt, welches von dem genannten Vorstand des Finanzdepartements, Chenevière, ausgearbeitet ist. Fazy erhob sich gegen diese frühzeitige Vorlage als unconstitutionell, da die gegenwärtige Regierung kein Recht habe, der im November neuzuerwählenden gewissermaßen im voraus die Hände zu binden. Fazy beantragte Vertagung der Budgetvorlage auf die Decembersitzung, d. h. bis nach den Wahlen. Als niemand seinen Antrag unterstützte, erklärte er seinen Austritt aus der Gesetzgebenden Versammlung, „in welcher er dem Lande nicht mehr nützen könne". Es war einer jener kleinen Staatsstreiche, die Fazy zur Zeit seines dictatorialen Einflusses oft und stets mit Erfolg anwandte. Diesmal blieb ein solcher unmittelbarer Erfolg aus, ein neuer Beweis, daß Fazy's Einfluß selbst auf die radicale Partei sehr zusammengeschmolzen ist. Aber Fazy hat nun mehr als je freie Hand; er nimmt den gegenwärtigen Zuständen gegenüber eine durchaus feste und ablehnende Stellung ein, seine Anhänger werden sich nur um so enger um ihn scharen. Und Fazy zählt darauf, daß die unbotmäßige Fraction der Radicalen ohne ihn zu schwach ist, den Independenten die Spitze zu bieten. Er zählt ferner darauf, daß der innere Zwiespalt unter den Independenten über kurz oder lang auch zum offenen Bruch führen muß, mit einem Wort, er rechnet auf die Fehler seiner Gegner und ist überzeugt, daß ihm dereinst mit Nothwendigkeit die absolute Herrschaft wieder zufallen muß. James Fazy ist 71 Jahre alt, allein noch sehr lebenskräftig, er denkt sicher noch lange nicht daran, vom politischen Schauplatz abzutreten. Er ist ein Mann, der den Kampf immer am liebsten auf eigene Faust geführt hat, was seinem willensstarken, herrschsüchtigen Charakter am besten zusagt. So hielt er es bei seinem ersten Auftreten in Genf in den dreißiger Jahren und noch später, wo er neben dem seinerzeit so berühmten oppositionellen „Verein vom 3. März" (1841) stets seinen eigenen radicalen Standpunkt behauptete, bis die Ereignisse von 1846, die er klug zu benutzen wußte, ihn an die Spitze der Geschäfte brachten und die Verhältnisse ihm selbst gewissermaßen die Alleinherrschaft entgegentrugen. Allein freilich, die heutigen Zeiten sind anders gestaltet, und selten kommt es wol überhaupt in der Politik vor, daß dieselben Situationen, dieselben

Digitized by Google

Bedingungen und Folgen in ganz gleicher Weise wiederkehren. Aber auch die neugeschaffenen Situationen wird Fazy zu benutzen wissen und auf die Fehler seiner Gegner zählt er schwerlich vergeblich.

Auffallend ist es, daß in den Kämpfen der letzten Jahre in Genf sehr wenige politische Charaktere von Bedeutung, von wahrhaft initiativer und productiver Kraft hervorgetreten sind, wie Fazy seinerzeit ohne Widerrede war. Hr. Braillard, der Redacteur der „Démocratie Suisse", hat durch die Consequenz und Schärfe seiner Angriffe viel zum Sturz des „Fazysmus" beigetragen; Hr. Raisin, der Redacteur des „Radical", hat mit Geschicklichkeit zwischen der Scylla der Fazy'schen Alleinherrschaft und der Charybdis eines Bündnisses mit den Indépendenten hin- und herlavirt. Das ist aber auch alles und gewiß mehr negatives als positives Verdienst. Unter den Männern der rein conservativen Partei fehlt es ebenso an staatsmännischen Talenten; dort ist der Doctrinärismus zu Hause, der vor der lebendigen That wie Spreu vor dem Winde zerstiebt. Gegenüber allen diesen unbedeutenden Größen tritt die markige Gestalt des alten Dictators trotz aller bekannten und anerkannten Schwächen nur um so schärfer und kräftiger hervor. Eine neue Seite der gegenwärtigen Fazy'schen Agitation dürfen wir der Vollständigkeit wegen nicht übergehen: sie speculirt in der „Nation Suisse" hauptsächlich auf den Arbeiterstand, auf das eigentliche Proletariat, während der „Radical" seine Anhänger unter der Bourgeoisie zählt und für diese schreibt. Dieser Umstand kann vielleicht noch seine besondere Bedeutung erlangen, denn es ist keine Frage mehr, daß bei dem gegenwärtigen Daniederliegen der genfer Industrie ein großer Theil der Arbeiterklasse sich in gedrückter Lage befindet und schon deshalb Agitationen zugänglicher ist, als der genfer „Ouvrier" sonst schon zu sein pflegt. Diese mehr oder weniger socialistisch gefärbte Propaganda der „Nation Suisse" ist übrigens insofern ein auffallendes Fechterkunststück des vielgewandten Odysseus, als er früher ziemlich entschieden Partei gegen den Socialismus ergriff und wenigstens mit dessen genfer Führern, wie A. Galeer und andern, durchaus zerfallen war. Und daß auch sonst die Socialisten überhaupt nicht gut auf den genfer „Dictator" zu sprechen waren, dafür liefert die bekannte vor mehrern Jahren erschienene Marx'sche Streitschrift gegen Karl Vogt mehrere Belege. Fazy hat jetzt in der Person eines jungen Franzosen, F. Ducasse, ehemaligen Candidaten der protestantischen Theologie, einen Redacteur für seine „Nation Suisse" gefunden, der nicht ohne Geschick und jedenfalls mit vielem Eifer diese neueste Agitationsmethode verficht. „Le jeune Languedocien" — der abtrünnige Calviniſt ist aus dem Languedoc — ist bereits eine Art bête noire sämmtlicher Ficellisten geworden.

Indem ich unsere hiesige politische Lage wieder einmal einläßlicher schilderte, bleibt mir kein Raum, noch von den eidgenössischen Verhältnissen zu sprechen. Diese sind auch gegenwärtig in Summa nicht so interessant als die genfer für sich allein betrachtet. Die Revision der eidgenössischen Verfassung scheint nicht recht in Zug kommen zu wollen, die ganze Agitation schleppt sich etwas leidenlahm durch die Presse, das Volk will nicht recht warm dabei werden. Ich kann die Angelegenheit ohne Bedenken auf einen spätern Brief aufsparen, wenn die Frage vor der Bundesversammlung zur Entscheidung kommt.

Digitized by Google

Dagegen möchte ich noch der Saison einen kurzen Rückblick widmen. Sie gehört zu den glänzendsten, die wir seit Jahren in der Schweiz gehabt haben, besonders wenn wir die Monate August und September als Maßstab annehmen. Ja noch jetzt, Ende September, wo mit den länger werdenden Schatten sonst gewöhnlich unsere Fremdenlisten allmählich anfangen kürzer zu werden, ist noch durchaus keine Abnahme des Touristenzugs zu verspüren, und täglich sehe ich an meinen Fenstern vorüber lange Reihen von Extraposten die Straße nach Chamouny einschlagen, von den stets erdrückend vollen gewöhnlichen Diligencen gar nicht zu sprechen. Es ist eine wahre Völkerwanderung, und auf unsern berühmten Spaziergängen in Genf selbst, auf den prächtigen Kais, dem stolzen Pont du Montblanc, in den duftenden Blumengängen unsers koketten Jardin anglais tönen alle Sprachen des Nordens und Südens, des Westens und Ostens durcheinander. Denn nicht mehr blos Europa und Amerika, nein, auch das ferne Morgenland sendet immer zahlreichere Vertreter zu dem großen Touristenstrom, der alljährlich die Schweizerthäler durchflutet, und mancher reiche Muselman vergißt Koran und den Propheten bei dem Champagner und Burgunder unserer zahllosen eleganten Gasthöfe. Natürlich hat es auch wieder nicht an vielen berühmten und vornehmen Gästen, an „distinguirten Personen", wie der officielle Fremdenblattstil lautet, während des Sommers in der Schweiz gefehlt. Große Gelehrte schütteln den Bücherstaub ab, um am vollen Busen der Natur neue Lebenskraft einzusaugen; staatslenkende Minister und Diplomaten lassen den Weltgeschicken für einige Wochen die Zügel schießen und versuchen, wieder einmal Menschen zu sein; regierende Herren hängen Krone und Purpur an den Haken, um während einer kurzen Spanne Zeit in republikanischer Luft sich von den Mühseligkeiten der Hofetikette zu erholen. Alle diese verschiedenen Gäste bei sich zu bewirthen und den klingenden Tribut ihrer Naturbewunderung in Empfang zu nehmen, sind unsere Schweizer seit langen Jahren her gewohnt; sie nehmen selten nachhaltige Notiz davon, obwol auch unsere Republikaner weit entfernt sind, über den zauberischen Einfluß äußern Glanzes erhaben zu sein. Wenn z. B. der verstorbene König von Würtemberg einige gnädig spaßhafte Worte an seinen Wirth in Zürich in gutem schwäbischen Dialekt richtete; wenn König Leopold von Belgien, den Regenschirm à la Ludwig Philipp unterm Arm, sich auf der Landstraße in Neuenburg mit diesem oder jenem Begegnenden unterhielt; wenn König Max von Baiern einer Militärinspection in Genf beiwohnte und sich einige Offiziere vorstellen ließ: so wurde das alles seinerzeit pflichtschuldigst von den schweizerischen Blättern berichtet und die Betreffenden, auf welche der Strahl der königlichen Gnade gefallen war, freuten sich dessen höchlich. Allein dabei blieb es gewöhnlich. Diesen Sommer nun aber kam ein Fall vor, der nicht wenige unserer Schweizer ganz und gar aus dem Häuschen und sozusagen bis an die äußerste Grenze republikanischen Anstandes brachte: die Reise des Kaisers Napoleon in der Schweiz. Bringt man auch die alte Anhänglichkeit in Anschlag, welche viele Thurgauer, Berner ꝛc. dem Verbannten von Arenenberg, für welchen einst die gesammte Eidgenossenschaft sich beinahe den Gefahren eines Kriegs ausgesetzt hätte, bewahrten; läßt man ferner dem gewinnenden Auftreten des französischen Kaiserpaares sein

Digitized by Google

volles Recht widerfahren: so können doch diese Umstände kaum die überschwengliche Zuvorkommenheit, ja die Begeisterung genügend erklären, mit welcher man Napoleon III. in Schaffhausen, in Lausanne und an andern Orten empfing. Es war doch nicht blos der Flüchtling von Arenenberg, der hier wieder unter dem Volk erschien, welches ihm dereinst ein Asyl gewährte; es war auch derselbe Kaiser der Franzosen, der in der savoyischen Angelegenheit die Rechte der Eidgenossenschaft verletzt und verhöhnt hatte. Die wirklich liberalen schweizerischen Blätter, wie der „Bund" u. a., haben jene Demonstrationen in Schaffhausen ꝛc. bitter getadelt, allein sie sind einmal da und es wäre thöricht, ihre Bedeutung zu unterschätzen. Nachträglich hat das „Journal de Genève", welches in französischen Angelegenheiten allerdings etwas orleanistisch gefärbt ist, noch ganz vor kurzem den Beweis zu führen gesucht, der Kaiser Napoleon habe mit seiner Reise nicht blos einem Herzensbedürfniß genügen wollen, sondern auch einen politischen Zweck verbunden. Er habe nämlich in Voraussicht eines großen europäischen Zusammenstoßes in nicht ferner Zukunft die Sympathien sondiren wollen, auf welche er für einen solchen Fall in der strategisch so wichtigen Schweiz zählen könne. Wir lassen das dahingestellt sein; hatte aber Napoleon diesen Zweck, nun, dann darf er mit seinen Erfolgen nicht unzufrieden sein.

Unmittelbar nach der französischen Kaiserreise fand in Bern jener „internationale Congreß für den Fortschritt der socialen Wissenschaft" statt, von welchen die Zeitungen so viel gesprochen haben. Ob die Wissenschaft von den Zusammenkünften dieses vor vier Jahren in Belgien zunächst entstandenen Vereins wirklich mehr zu erwarten hat als von dem Ideenaustausch auf dem gewöhnlichen literarischen Weg durch die Presse ꝛc., das muß die Zukunft lehren. Allein der berner Congreß hat eine gewisse politische Bedeutung durch einige Episoden erhalten. Französische Liberale, Orleanisten und Republikaner, wollten beide die Gelegenheit benutzen, um dort einmal nach Zurücklassung ihrer pariser Maulkörbe ihren Herzensmeinungen freien Lauf zu lassen, wobei sie sich dann bald selbst in die Haare gerathen wären. Die Orleanisten feierten den gerade in Bern anwesenden Herzog von Chartres, die Republikaner ihrerseits protestirten durch den Ruf: „à bas les prétendants!" und Absingen der Marseillaise, als sie einige der Ihrigen an den Bahnhof begleiteten. Die Franzosen spotten so gern über querelles allemandes: ach, und auch sie stritten in Bern um des Kaisers Bart! Ihrem Kaiser wird dieser Streit einstweilen wenig zu schaffen machen. Uebrigens sei noch erwähnt, daß Professor Blumschli aus Heidelberg, bekanntlich ein geborener Züricher, bei den Verhandlungen als einer der entschiedensten Vertreter und Verfechter deutscher Wissenschaft und germanischer Nationalität überhaupt gegenüber dem Romanenthum der größern Mehrzahl der Mitglieder auftrat. Den Franzosen gab er eine nicht unverdiente Lehre, als er auf den Wunsch eines Mitglieds dieser Nation, die französische Sprache möge die Weltsprache werden, seinerseits die Hoffnung aussprach, es möge dahin kommen, daß die Sprachen aller gebildeten Nationen überall verstanden würden, indem er darauf hinwies, daß von den deutschen Mitgliedern niemand eine Uebersetzung der Congreßreden verlangt habe, obgleich diese größtentheils französisch gehalten seien. Eine

Digitized by Google

etwas derbere Lection erhielt dann später der französische Nationaldünkel noch beim Abschiedsbanket, wo Bundesrath Challet-Venel, als einige Franzosen noch ein Extrahoch auf das an der Spitze der Civilisation marschirende Frankreich vorbereiteten, als Präsident plötzlich die officielle Feier für geschlossen erklärte. Die Ueberwindung jenes Nationaldünkels ist eine der nächsten und nothwendigsten Stufen, welche die französische Cultur zu überschreiten haben wird. Seitdem das gebildete Frankreich mehr und mehr seine Blicke auf das Ausland, namentlich auch auf Deutschland, richtet, seitdem die Franzosen mehr als früher zu reisen und draußen zu beobachten und zu lernen anfangen, darf man nicht mehr daran verzweifeln, daß auch dieser Schritt noch dereinst geschehen werde.

Notizen.

Obgleich die Theater der neuen dramatischen Production wenig entgegenzukommen pflegen, läßt sich dieselbe doch nicht abhalten, ihrem innern Triebe zu folgen. Der Verlagskatalog weist eine beträchtliche Zahl neuer Dramen auf. „Die Johanniter" von Notter (Stuttgart, Cotta), sind eine freie Ausführung des Schiller'schen Malteser-Fragments. Hans Köster hat ein früheres Drama „Ulrich von Hutten" umgedichtet (Berlin, Reimer), welches in dieser neuen Gestalt in Weimar zur Aufführung kommen soll. Ein Drama von Hofäus: „Prinz Louis Ferdinand" (Berlin, Weber & Co.), ist dem Vernehmen nach an der stuttgarter Hofbühne zur Aufführung angenommen worden. Ferdinand von Sahr hat die erste Abtheilung eines Dramas: „Heinrich IV." (Heidelberg, Weise) erscheinen lassen, welche den Papst Gregor VII. zum Helden hat. Das Trauerspiel: „Der letzte Grieche" von Julius Große (Leipzig, J. J. Weber), theils in sechs-, theils in fünffüßigen Jamben geschrieben, behandelt den Untergang des Achäischen Bundes.

Adolf Stahr und seine Gattin, Fanny Lewald-Stahr, haben ihren Plan, nach Aegypten zu gehen, so wie auch den, einige Zeit in Italien zu weilen, aufgegeben und sind vorerst nach Berlin zurückgekehrt. Stahr, von dem soeben der erste Theil eines Werks „Goethe's Frauengestalten" (Goethe's Muse, Werther's Lotte, Adelheid von Walldorf, Dorothea, Gretchen, Helena, Iphigenia, Leonore von Este, Eugenie, Friederike von Sesenheim, Maximiliane La Roche und Lili) erschienen, beschäftigt sich sehr eifrig mit Studien zu einer größern historischen Arbeit, einer „Geschichte der Wiedertäufer".

Achille Millien, jener junge französische Dichter, der sich mit mehrern andern Poeten in Frankreich der deutschen Dichtung innig angeschlossen und noch jüngst Theodor Körner rühmend besungen, wird im December einen neuen Band „Gedichte" und später eine „Geschichte der italienischen Literatur" erscheinen lassen.

Alfred Meißner hat soeben einen neuen mehrbändigen Roman wie auch dessen Correctur beendigt. Der Titel desselben ist noch ein Geheimniß.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe und Leipzig.

Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule.

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Anknüpfend an die Feier des 19. October, an welchem Tage der junge Goethe im Jahre 1765 auf der Universität Leipzig inscribirt wurde, gibt der Verfasser in diesem Buche eine Menge sehr werthvoller, zum Theil bisher weit zerstreuter, zum Theil noch ganz unbekannter Mittheilungen aus Goethe's Leben und dem seiner Zeitgenossen, darunter eine Anzahl hier zum ersten mal gedruckter Briefe Goethe's. Das Werk ist sonach keine Gelegenheitsschrift, sondern eine wichtige Ergänzung der Goethe-Kunde und ein dankenswerther Beitrag zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte.

Im Verlage von Herrmann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Weimarische Theaterbilder.

aus Goethe's Zeit.

Selbsterlebtes und Ueberliefertes

von

V. G. Gotthardi.

2 Bände. 8. Broch. 2¼ Thlr.

Die verschiedenen Theaterbilder, die der Verfasser in obigem Buche, das zum größten Theil **Selbsterlebtes** und **Geschautes** enthält, aneinandergereiht hat, fesseln um so mehr, als in ihnen die Gestalt **Goethe's** als einstigen Lenkers des **weimarischen Theaters** in den Vordergrund gestellt wird. Daneben erscheint **Schiller** als sein ebenbürtiger Gefährte und Theilnehmer an der Leitung der berühmten Kunstanstalt.

Graf Benjowsky.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

4 starke Bände. 8. Broch. 5 Thlr.

Dieser Roman der bekannten und beliebten Verfasserin L. Mühlbach gehört vielleicht zu den spannendsten und pikantesten Producten ihrer Feder. Wir sehen Benjowsky zu Anfang durch den Fluch seines Vaters ausgetrieben aus dem Vaterhause. Dann in der denkwürdigen Schlacht bei Leuthen, wo Friedrich der Große mit seinen Generalen in lebensvoller Schilderung vor uns erscheint. Dann finden wir Benjowsky wieder am Hofe Maria Theresia's, welche die Verfasserin in außerordentlich spannenden Scenen an uns vorüberführt. Von dort folgen wir Benjowsky nach Polen, wo er Theil nimmt an den Freiheitskämpfen der Polen, von den Russen gefangen, durch qualvolle Gefangenschaft nach Kamschatka geführt wird. Das Leben auf Kamschatka bildet einen Glanzpunkt des Buches, das indessen auch weiterhin noch reich ist an den interessantesten Scenen in Frankreich, Ungarn und zuletzt auf Madagaskar, wo Benjowsky im Kampfe mit den Franzosen seinen Tod findet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 43. 26. October 1865.

Inhalt: Studien zur Charakteristik des indischen Dramas. I. Der indische Volksgeist und das Drama. Von Rudolf Gottschall. — Literatur und Kunst. Ein Album weimarischer Schriftsteller (Weimarische Beiträge zur Literatur und Kunst). Erziehungsschriften und Lehrmittel. (Stiebritz, Allerlei Heimlichkeiten aus der Kinderstube; Morgenstern, Das Paradies der Kindheit; Schaumburg, Flußnetz-Wandkarten.) — Correspondenz. (Aus Stuttgart. Aus Weimar.) — Notizen. — Anzeigen.

Studien zur Charakteristik des indischen Dramas.

Von

Rudolf Gottschall.

I.

Der indische Volksgeist und das Drama.

Wie der Volksgeist der Hindu wesentlich verschieden ist von dem chinesischen, so hat auch die dramatische Dichtung des Südvolks einen wesentlich verschiedenen Charakter. Schon der Blick auf die Natur des Landes und des Himmelsstriches erklärt diesen Unterschied. China ist ein großes Culturland, in welchem der Fleiß von Jahrtausenden die ungeregelten Einflüsse der Natur bezwungen hat, ein großer Garten des Ackerbaues und industrieller Betriebsamkeit, in welchem für die Poesie der Wildniß kein Raum übrigblieb. Die Natur selbst hat dies Reich der Mitte vor allen Extremen bewahrt und dadurch mit dazu beigetragen, die Gleichförmigkeit der Existenz hervorzurufen, welche diesem östlichen Culturvolk eigenthümlich ist. Die Milde des gemäßigten Klimas, die Fruchtbarkeit des Bodens, welche nie in Ueppigkeit ausartet, belohnen den Fleiß, der den vom Kaiser geheiligten Pflug über die Felder führt, die großen Ströme durch weitverzweigte Kanalbauten verbindet und zu befruchtenden Lebensadern für das ganze Land macht.

Digitized by Google

Die Natur, dienstbar dem täglichen Verkehr und den praktischen Zwecken der Gesellschaft, hat hier ihre Erhabenheit und Furchtbarkeit verloren, und ihre Schönheit selbst, sorgsam gepflegt durch die Kunst landschaftlicher Gärtnerei, ist zum Putz und zur Zierde des geselligen Verkehrs geworden.

Wie ganz anders Hindostan, das Land der großen Naturgegensätze und Naturschauspiele, das Tropenland von üppigster Vegetation, prunkend in brennenden Farben, maßlos in kolossalen Formen. Die Natur selbst scheint hier in erhitzter Phantasie zu dichten und sich in Hyperbeln zu ergehen. Hier finden sich die höchsten Berge, die höchsten Bäume, die gewaltigsten Thiere der Erde! Und welche wechselnde Fülle der Landschafts- und Lebensbilder von den himmelanstrebenden Gipfeln des Himalaja bis zur tempelreichen Zimmtinsel des Südens! Wie verschieden das Culturgebiet der großen Ströme, das des Indus, geöffnet nach dem thatkräftigern Westen, den Heldenstämmen Kabulistans und Afghanistans zugekehrt und selbst die Heimat regsamer und wehrhafter Stämme, die an den fruchtbaren Flußufern des Pendschab wie in den heißen Wüsten wohnen; das des Ganges, des heiligen Lotosstroms, die durch das nördliche Hochgebirg geschirmte Heimat brütender Andacht und phantastischen Tiefsinns! Wie verschieden das Hochthal Kaschmirs, die paradiesische, von Riesenbergen umrahmte Stätte alter Cultur, von dem wildern Hochland des Dekan, auf welchem noch die Reste früherer Ureinwohner hausen, von den Meeresküsten im Osten und Westen der Halbinsel! Die großartige Wildheit ursprünglicher Natur herrscht in diesen quellenreichen, umwölkten Regionen der nördlichen Himmelsberge, den Sitzen der Götter, an den Ufern der majestätischen Ströme, auf ihren vom üppigsten Pflanzenwuchs überwucherten Deltas, in den zum höchsten Pic aufsteigenden Waldgürteln der heiligen Buddhainsel, und neben dieser Großartigkeit herrscht eine Mannichfaltigkeit, welche der Regel zu spotten scheint und gegenüber der geistigen Einförmigkeit des Mittelreichs eine vielseitige und vielgestaltete Entwickelung des Volks-Staats- und geistigen Lebens fördert.

Die Eindrücke einer so gewaltigen Natur auf das Gemüth müssen auch den Charakter der Poesie bestimmen. Die indische Poesie ist wesentlich Naturlyrik; nach dieser Seite hin liegen ihre Hauptschönheiten. Auch die dramatische Dichtkunst, welche ihrem Wesen nach für die Naturschilderung keinen Raum bietet, muß, auf Kosten ihrer Eigenthümlichkeit, dem Zauber überschwenglicher Naturpoesie huldigen. Zu den großartigsten Naturschauspielen gehören gewiß die tropischen Gewitter. In Bengalen machen sie einen furchtbaren Eindruck, indem heftige Nordweststürme die Luft durch den aufgewühlten Staub verfinstern und die Gewitterschläge für ein europäisches Ohr kaum zu ertragen sind. Die niederstürzenden Regengüsse reißen alles mit sich fort und die

Digitized by Google

Ströme schwellen zu einer außerordentlichen Höhe an. Ein indischer Dramatiker wird daher bei der Schilderung eines solchen Gewitters, für dessen äußerliche Darstellung alle Hülfsmittel der Scene fehlen, mit einem größern Aufwand von Poesie verweilen als bei andern zum Fortgang der Handlung gehörigen Scenen; denn diese Handlung der Natur unterbricht ja alles menschliche Thun und erscheint der Weltanschauung des Hindu keineswegs als ein blos äußerliches Intermezzo. Wenn der chinesische Dramatiker mit einer seltsam sich geberdenden Dithyrambik den ersten Schneefall schildert, so ist das Pathos des indischen, mit dem er ein Unwetter dichterisch darstellt, wol von größerer Berechtigung (Wilson, „Theater der Hindu, metrisch übersetzt", I, 174, in „Mrichchakat oder das Kinderwägelchen", Act V.):

Ein schwerer Sturm kommt auf, das dichte Dunkel
Erfreut die Pfauen und betrübt die Schwäne,
Die noch nicht vorbereitet auf die Reise;
Mit schwerem Kummer quälen diese Schatten
Das Herz, das ob der Trennung schmerzlich leidet.
Der Nebenbuhler Kesava [1]) rollt dort
Die rothe Wolke fort, vom gold'nen Blitz
Umgürtet, wie das gelbliche Gewand:
Erhebend jene weiße Reihe Störche,
So wie die reine Muschel hebt der Gott. [2])
Aus finsterm Bauche stürzen raschen Falls
Die Silbertropfen, glänzend durch das Dunkel.
Des Blitzes Strahlen zucken durch die Luft
Wie reiche Fransen, losgetrennt vom Kleide
Des Himmels, und das ganze Firmament
Ist voll von losgeriss'nen Wolken, die,
Wie sie der Nordwind wild vorüberpeitscht,
Gestalten bilden von verschied'ner Art.

Hindostan ist das Wunderland der Pflanzen- und Thierwelt. Gerade das Kolossale in den Formen derselben regte die Phantasie des Volks zu jenen Gestaltungen an, welche im räumlich Uebertriebenen das Erhabene suchten. Schon Plinius erzählt von den Feigenbäumen, unter denen ganze Geschwader Reiter lagern können, und obwol er selbst dies für Fabel hält, so ist es doch durch neue Schilderungen der Riesenbanyane bestätigt worden, welche bekanntlich ihre herabsenkenden Zweige in der Erde Wurzel schlagen läßt, bis ein Wald neuer Stämme um sie herumwächst, sodaß der Baum einen weiten Umkreis von mehr als sechzig Schritten einnimmt (Lassen, „Indische Alterthumskunde", III, 308, 310). Auch von den Bambusrohren erzählte schon Plinius, sie erreichten eine solche Höhe, daß ihre einzelnen zwischen zwei Knoten enthaltenen

[1]) Ein Beiname Krischna's.

[2]) Vischnu trägt das Sonleh oder die Muschelschale in einer Hand.

Digitized by Google

Theile, wenn man sie ausgehöhlt, als Kähne dienten, welche drei Menschen aufnehmen konnten. Er berichtete ferner, daß einzelne Bäume eine solche Höhe erreichten, daß man nicht mit einem Pfeile über sie hinwegschießen konnte. Wie der Umfang und die Größe der Baumriesen, so fesselt auch die üppige Fülle des von schönblühenden Schlingpflanzen durchwucherten Urwaldes die Phantasie, und gern begleiten die Dramatiker ihre Helden auf einer Wanderschaft durch seine schattigen Hallen. Da sucht Pururawas die Geliebte in der dichten Wildniß, und Madhava, mit dem Freunde durch die Vindhyagebirge schweifend, schildert die Arten der Waldbäume und die Pflanzenflora des Urwaldes mit der Genauigkeit eines Botanikers. Das wollüstige Einathmen des Waldaromas vertritt hier die Stelle der poetischen Empfindung, welche erst wieder zu ihrem Rechte kommt, als der Wanderer an den Knospen die Schönheit der Geliebten sieht und in der Winde ein Bild ihrer Lieblichkeit erblickt (Wilson, „Theater der Hindu", II, 100, 102).

Man hat viel von dem pflanzenartigen Charakter der Hindu gesprochen und in einer blumenhaft vegetirenden Weichlichkeit einen Grundzug desselben erblicken wollen. Ohne Frage zeigt ihre seltene Vorliebe für die Blumen eine hingebende Sanftheit des Gemüths, welche nicht ohne Verwandtschaft mit diesem that- aber nicht seelenlosen, von den Elementen friedlich genährten Leben der Pflanzenwelt ist. Auch die Chinesen sind eifrige Pfleger der Blumistik, und sehr oft in Lyrik und Drama begegnen wir sinniger Blumenmalerei. Doch es sind nur Blumen aus den Rabatten der Ziergärten, Blumen aus den Vasen der Salons. Der Hindu, der den blaublühenden Lotos des Gangastroms verehrt, windet seine Kränze aus der üppigen Flora des Waldes und der Fluren. Ohne Frage leidet die dichterische Schönheit oft unter dieser Beschwerung mit botanischen Namen, und der Fortgang der dramatischen Handlung wird oft zur Unzeit aufgehalten, wenn der Held bei jeder schönen Blume verweilt. Am meisten eignet sich noch diese Blumenfülle für ein üppiges, duftiges Liebeslager, wie in Gita-Govinda, dem indischen Hohen Liede der Liebe. Hier fühlt man sich berauscht durch eine Phantasie, welche die ganze Blumenwelt theils sich in Liebesspielen bewegen läßt, theils in ein Arsenal von Liebeswaffen verzaubert:

Wo sich mit Moschusgedüfte berauschet das junge Gesproß der Tamalen,
Kenfuka-Blüten, wie Madama's Nägel, die herzenzerreißenden, strahlen,
Wo, die entfesselte Schöpfung erblickend, die sprießenden Karunas lachen,
Kolaki-Stengel wie liebeverwundende Spieße die Gegend umwachen;
Wo, vom Geranf Atimukta's umarmt, der Amra, der knospende, schaudert,
Durch Wrindawa's Dickicht sich schlingend die schlängelnde Jamuna zaudert ꝛc.

(„Gita-Govinda", übersetzt von Rückert. „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes", 1837. Erster Band, S. 133.)

Digitized by Google

Nicht minder anmuthig ist die Blütenfülle, welche uns in den Einleitungsscenen des Schauspiels: „Sakuntala“ entgegenwuchert. Wir sehen die Einsiedlertöchter mit der Pflege der Blumen beschäftigt, wie sie den zarten Pflanzen aus Krügen Wasser spenden, sowol der von der Wurzel aufblühenden Madhawipflanze, wie der Nawamalika, welche sich um den Amrabaum, den Blumenbräutigam, schlingt. Hier bildet die maßvoll ausgeführte Blumendecoration den entsprechenden und stimmungsvollen Hintergrund, von welchem sich das Bild der Heldin ebenso lieblich wie charakteristisch abhebt; ja die Natur wird ausdrücklich zum Bild ihrer Lieblichkeit gemacht, und in die Scene selbst kommt dramatische Bewegung, indem der lauschende König die harmlosen Aeußerungen, in denen der Blumencultus der Heldin sich ergeht, vergleichend auf die Blüte ihrer eigenen Schönheit zurückbezieht, und indem sich so das Liebesband knüpft, welches die Seele der ganzen dramatischen Handlung ist („Sakuntala, indisches Drama von Kalidasa; übersetzt von Hirzel“, S. 9 u. fg.).

Dagegen ist in vielen andern Dramen die Ueberhäufung mit Schilderungen der Pflanzenwelt ein geschmackloses Hemmniß der Handlung, um so mehr, je weniger diese Schilderungen sich von dem Fehler freisprechen lassen, selbst den Duft und Zauber der Lyrik durch die allzu genaue naturhistorische Bestimmtheit der Beschreibungen zu verleugnen. Die Pflanzenwelt kann im Drama nur das decorative Element vertreten und ist mit Recht für unser Theater den stummen Schau- und Versetzstücken überwiesen. Wo dem Theater die äußerliche Decoration fehlt, wie bei den Hindu, wird sie, in den Dialog und die poetische Rede übertragen, zu einem überflüssigen Luxus der Diction.

Die großartige Thierwelt Hindostans machte ebenfalls auf das Gemüth seiner Dichter einen zu überwältigenden Eindruck, um als bloße Staffage selbst in der dramatischen Dichtung dienen zu können. Hierzu kam, daß das Thierreich von den Hindu nicht blos in Bezug auf Majestät und Schönheit der äußern Erscheinung, auf seine nützlichen oder gefahrdrohenden Eigenschaften betrachtet wurde, sondern daß der Volksglaube an die Seelenwanderung und die Mythen von den Verwandlungen der Götter einen Thiercultus hervorriefen, welchem das einzelne Thier nicht als Träger einer symbolischen Bedeutung, sondern als das Göttliche selbst erschien. So verehren die Hindu die Fische, indem sie dabei an Vischnu und seine Mathavatora, an seine Erscheinung als Fisch denken. In der Nähe eines der Tempel von Andscher befindet sich ein Teich, der ganz voll Fische ist, welche von den Brahmanen gefüttert werden. Auch von Fakiren bewachte heilige Teiche mit Krokodilen gibt es in der Nähe der indischen Heiligengräber bei Kuraschi, sowie heilige Tiger an Fürstenhöfen, heilige Rinder, Pfauen

Digitized by Google

und Flamingos. In vorderster Reihe aber stehen die Thiere, welche dem Menschen durch ihre Fähigkeiten am verwandtesten scheinen, die Elefanten und Affen.

Der Elefant, der Handbegabte (hastiu), Zweimaltrinkende (doipa, weil er sich mit dem Rüssel das Wasser in den Mund gießt), ist nach der indischen Mythe der Träger der Erde und der Genosse der Götter. Ganeśa, der Gott der Kunst und Wissenschaft, wird mit einem Elefantenhaupte abgebildet, wie überhaupt der Elefant bei den indischen Bau- und Bildwerken eine große Rolle spielt. Es ist bekannt, daß der weiße Elefant in Siam sich königlicher Ehren erfreut, weil die Siamesen glauben, daß die Seele des Königs in ihn übergehe. Nicht blos die Treue, Klugheit, Gewandtheit und Dankbarkeit des Elefanten, mehr noch die tiefere Bedeutung dieses Thiers für den Volksglauben machen ihn zu einer Hauptgestalt in den Dichtwerken. Das große Heldengedicht konnte seiner um so weniger entbehren, als die abgerichteten Kriegselefanten seit alter Zeit das Geschick der Schlachten hauptsächlich zu entscheiden pflegten. In der großen Schlacht Alexander's gegen den König Poros hatte der letztere seine 200 Elefanten in das vorderste Treffen und zwar in eine weitausgedehnte Schlachtlinie gestellt, sodaß sich das geschlagene Fußvolk und die geschlagene Reiterei stets hinter dies Bollwerk zurückziehen konnten. Die macedonische Reiterei mußte vor den Elefanten die Flucht ergreifen, weil die Pferde das Gebrüll dieser Thiere nicht ertrugen. Später, als letztere verwundet waren, zerstampften sie alle, die ihnen in den Weg kamen, Freund oder Feind ohne Unterschied. Alexander ließ dann sein Heer sich an einen freien Ort zurückziehen; die Macedonier wichen den auf sie losstürmenden Elefanten aus, verwundeten die zurückkehrenden mit den Wurfspießen oder schnitten ihnen mit Beilen die Ferfen durch. Der König der Perser besaß 9000 Kriegselefanten, und das Gewicht, welches die Hindu auf diesen Bestandtheil ihrer Heeresmacht legten, war so groß, daß eine ganze Abtheilung ihrer Kriegsintendanz, die sechste, blos die auf die Kriegselefanten bezüglichen Angelegenheiten zu verwalten hatte.

So zahm die Elefanten für gewöhnlich sind, so groß ist ihre Wuth in der Zeit der Brunst, wo ihnen ein scharfer Saft von den Schläfen träufelt, ein Bild, das den Dichtern, auch den dramatischen, sehr geläufig ist. Die Mongolen machen die Elefanten bisweilen trunken, um Verbrecher durch sie zerstampfen zu lassen. Von der Wildheit der Elefantenhorden gibt auch die indische Dichtung ein anschauliches Bild, indem uns in jener großen Episode des Mahabharata, Nal und Damajanti, der Ueberfall einer Karavane durch die wilden Thiere geschildert wird. Die Stelle lautet in der Rückert'schen Uebersetzung:

Digitized by Google

In stummer Mitternacht,
Als keiner der Müden mehr gewacht,
Rannte vom Berg mit Schnaufen
Ein Waldelefantenhaufen,
Um den Durst in dem Strom zu letzen,
Den sie mit schäumendem Brunstschaum netzen.
Als nun die wilden, wuthentbrannten,
Witterten ihre zahmen Verwandten,
Die Karavanenelefanten,
Stürzten, diesen das Leben zu rauben,
Jene heran mit Schäumen und Schnauben.
Kein Einhalt war dem Ungestüme
Der wildandringenden Ungethüme;
Wie losgerissen vom Bergeswipfel
Aufs Thal einstürzende Felsengipfel —
Die Wälder zerbrechend, rannten
Also die Elefanten.
Und dort das schlafende Menschenheer
Zertraten sie ohne Gegenwehr.
Da, aufgeschüttert, mit Schrecken wach,
Floh, wer entfloh, mit Weh und Ach;
Durcheinander Herr und Gesind,
Greis, Mann und Kind,
Von Nacht, von Furcht und vom Schlafe blind;
Mit furchtbarem Angstgeschreie
Ins Dichte oder ins Freie
Liefen sie, stürzten und rannten
Vor den schnaubenden Elefanten:
Von den Rüsseln diese zerbrochen,
Von den Zähnen jene durchstochen,
Von den Füßen andere zerstampft,
Von deren Blute der Boden dampft;
Ein sich in eigener Menge
Erstickendes Fluchtgedränge,
Ein halb reitend, halb gehender Troß,
Fußgänger zwischen Kamel und Roß,
Einander selbst ins Verderben zerrend,
Sich die Wege der Rettung sperrend,
Welche auf Bäume kletternd,
Welche in Klüfte schmetternd,
Welche an Stämme prallend,
Welche ins Wasser fallend;
Also von dem Geschickgesandten
Ward von den wüthenden Elefanten
Auf vielerlei Art in einer Stunde
Vernichtet und gerichtet zu Grunde
Die ganze reiche Handelsrunde.

Auch von den Dramatikern wird der Elefant nicht blos zu den Lieblingsmetaphern benutzt; er greift, wenn auch als stummer Statist,

Digitized by Google

in die Handlung ein. In den zahlreichen Dramen, welche den kriegerischen Epopöen nachgedichtet sind, spielen die Kriegselefanten natürlich keine geringere Rolle als in jenen ursprünglichen Schlachtgemälden. Auch in „Retnavali" heißt es: „Ueberall am Horizont standen die Haufen mächtiger Elefanten wie eine zweite Bergkette; sie drückten unsere Infanterie nieder unter ihren ungeheuern Massen" („Retnavali", Act IV. „Theater der Hindu", S. 181). Doch auch der Held eines Liebesdramas wendet sich, einsam klagend, dem gewaltigen Thiere zu, welches in ausführlicher Weise als Mittelpunkt einer urwaldlichen Liebesidylle geschildert wird:

Dort an des Nohins hohlen Stamm sich lehnend
Stützt auf sein Weibchen sich der Elefant,
Und mit den scharfen Spitzen seiner Zähne
Putzt er die Augenwinkel ihr. Er fächelt
Ihr Kühlung zu mit seinen breiten Ohren
Und wirft ihr duft'ge Zweige in den Mund.
Gesegnet ist der Herr der Waldesheere!
Doch jenes tiefbetrübte Thier beweint
Sein Weibchen, das ihm fehlt. Er achtet nicht
Des Echos von der Wolken dumpfem Rollen;
Er sammelt sich kein Futter bei dem See,
Und mit gebeugtem Haupt, auf dem die Biene
Stillschweigend sitzt, da ihm der Stirnsaft fehlt,
Streift er umher. Genug von dieser Trauer!
Der hier ist in der That der stolze Herr
Der hohen Heerde. Freundlich ruft sein Brüllen
Sein willig Weibchen. Von der breiten Wange
Verbreitet rings die zähe Feuchtigkeit
So kühlen Wohlgeruch wie die Cadomba.
Da wild er in den See sich stürzt, zerreißt er
Das Lotoslaub, den Stamm, die Fasern, Wurzeln,
Verscheucht aus ihren Nestern Reiher, Kranich,
Und auf das Brüllen seines wilden Liebchens
Peitscht mit den Ohren er zu Schaum das Wasser.
Ich will ihm nahn. Du Herrscher in der Wildniß!
Der jugendlichen Kühnheit ziemt nicht minder
Als deiner warmen Liebe für dein Weibchen
Gerechtes Lob; du spülst mir mit dem Wasser
Das von den Blumen rings am See duftet,
Die süßen Bissen ab der Lotosstengel,
Womit vor kurzem du sie füttertest.
Dann gießest du die Silberwelle scherzend
Auf ihre Brauen. Warum schwingst du nicht
Den Lotos über ihr als Sonnenschirm?
Doch wehe mir! denn bei dem Thier verschwend' ich
Die Stunden, die allein dem Freund gehören.

(„Malati und Madhava", Act IX. Wilson, „Theater der Hindu", S. 104, 105.)

Digitized by Google

Eine nicht minder große Rolle im Leben und Drama der Hindu wie die Elefanten spielen die Affen. In Multan werden sie für heilig gehalten und sind deshalb von großer Zudringlichkeit. Zwei von einem alten Affen angegriffene Offiziere schossen ihn nieder, statt ihn, nach der Landessitte, mit Steinen von sich abzuwehren. Die fanatische Menge gerieth darüber in Wuth und verfolgte sie, auf der Flucht aber ertranken sie mit ihren Elefanten im Jumna. Schon Meghastenes erzählt, daß die Affen täglich nach der Vorstadt der unbekannten Stadt Latage kamen, wo auf den Befehl des Königs ihnen gekochter Reis vorgesetzt ward, mit welchem sie nach dem Walde zurückkehrten. In der Nähe von Benares, im Dorfe Durgagund, befindet sich eine von Bananen- und Mangobäumen umschattete Pagode nebst einem Teiche, zu dem schöne Freitreppen hinabführen. Hier ist eine Freistatt vieler hundert Affen, welche im Schutze der Einwohner ihr Wesen treiben, Blumen, Früchte und Aeste abbrechen, die Dächer aufreißen und von den Frommen gefüttert werden. Vor den Häusern theilen die Einwohner das Mahl mit den Affen und Kindern, wobei es auch zu Streitigkeiten kommt. Es ist bekannt, wie in dem Epos Valmiki's, „Ramayana", die Affen Centralindiens den Helden Rama auf seinem Zuge begleiten. Eine große Zahl von Dramen hat aus diesem Epos geschöpft, und in ihnen allen spielen die Führer der Affen eine tief in die Handlung eingreifende Rolle. In „Mahavira Charitra" kämpft Rama mit dem Affenkönig Bali und besiegt ihn; sterbend vermittelt dieser einen Bund zwischen dem Helden und seinem Nachfolger Sagriva und seinem Sohne Angada. Beide begleiten Rama mit ihren Scharen nach Ceylon. Der Affe Angada tritt dort als Gesandter vor den Riesen Ravana und fordert die Auslieferung der geraubten Sita und seine Unterwerfung. Ravana läßt den Affen bestrafen, ihm das Gesicht waschen, das heißt wahrscheinlich ihn scheren, und Angada reißt sich vor Zorn das Haar aus. In „Hanuman Nataka" finden wir dieselben Affenhelden und dieselben Scenen wieder. In dem Drama: „Prodyumna Vijaya" kommen zwei Gänse Hansa, und Hansi, vor, welche der Prabhavati eine heftige Leidenschaft einflößen. Die Thiere treten in diesen Dramen ganz in gleicher Weise handelnd auf wie die Menschen und die Götter; es gilt kein Ansehen der Person vor dem indischen Dramatiker.

Die Thierwelt bildet aber noch häufiger eine phantastische Decoration der Handlung; ohne alle scenische Andeutung und Nachahmung werden ihre Gestalten, die Lieblingsgestalten der Phantasie der Hindu, durch das dichterische Wort vor die Seele der Hörer gezaubert. Das schöne Monodrama des vierten Acts von „Vikrama und Urvasi" besteht nur aus lyrisch schwunghaften Zwiegesprächen des umherirrenden, halb sinnlosen Helden mit den Thieren des Waldes, welche er nach der verlorenen

Digitized by Google

Geliebten fragt! Da sehen wir mit ihm den Schwan einsam durch die Flut ziehen, fern vom Weibchen, mit tiefhängenden Schwingen; wir sehen den Pfau sich stattlich auf der Klippe spreizen,

> Den Hals ausstreckend und den schönen Schweif,
> Den Wolken sein Entzücken zu verkünden,

den Vogel mit dunkelblauer Kehle und schwarzem Auge; der Koil wiegt sich in den schattenreichen Aesten des breiten Jambu; er, der weiseste der Vögel, der sich am süßen Safte des Sambu erquickt; der königliche Elefant ruht im Schatten des Kadambebaumes und nimmt von der Gefährtin den Zweig an, den sie mit dem Rüssel vom Baume brach, reich an zarten Schößlingen und duft'gem Saft;

> Mit der starken Brust und dem hornigen Huf
> Seht den Eber durchs Dickicht sich drängen,
> Er zerwühlet den Grund, da den Raub er sucht,
> In des Waldes dunkelsten Gängen;

das schwarzäugige Reh lagert sich im Dickicht und springt, als die Hindin sich naht, mit froher Lust keck vor der Mutter empor („Vikrama und Urvasi" IV, Wilson, „Theater der Hindu", S. 345 fg.). Dramatische, lyrische und beschreibende Poesie spielt in diesen Scenen bunt durcheinander, und wenn der eigentliche Fortgang der Handlung darin besteht, daß der leidenschaftlich erregte, halb wahnsinnige Held die Geliebte sucht, so wird dieser dünne Faden der Handlung nicht nur durch die stimmungsvollen Bilder einer schwunghaften Lyrik verdeckt, welche die Beziehungen zwischen der Empfindung des Herzens und dem Leben der Natur zu melodischem Ausdruck bringt, sondern noch mehr durch die immer hineinspielende äußerliche Beschreibung, welche oft zu Ungunsten der Dichtung an das Stäbchen des Menageriewärters erinnert, indem sie einzelne Eigenschaften und Merkmale der Thiere mit kleinlicher Genauigkeit aufzeigt und erklärt.

Neben dieser descriptiven Thierschau findet sich noch eine andere Anwendung, welche die indischen Dramatiker von der Thierwelt machen. Sie benutzen dieselbe zu scenischen Knalleffecten, welche so beliebt gewesen zu sein scheinen, daß ein und dasselbe Motiv in den verschiedensten Dramen wiederkehrt. Irgendein wildes Thier reißt sich von der Kette los und verbreitet Schrecken und Verwirrung. In „Mrichchakat" zerreißt der Elefant seinen Wärter und zerbricht die Kette, „alles mit seinen Füßen und Zähnen und dem Rüssel vernichtend, als wenn die Stadt ein großes Becken voll Lotosblumen gewesen wäre" („Mrichakat" II. Wilson, „Theater der Hindu" I, 135, 136); in „Malati und Madhava" reißt sich ein Tiger los:

Digitized by Google

In jugendlicher Kraft
Durchbrach der Tiger, der im Tempel wird
Bewahrt, sein eisernes Behältniß, streift
Umher mit hohem, bannergleichem Schweife;
Er schreitet mächtig durch den dichten Hain,
Aus seinem dicken Schlunde brüllt er laut,
Und vor ihm fliehet zitternd Mensch und Thier.
(„Malati und Madhava" III. Wilson l. c. II, 46.)

Auch in „Uttava Rama Charitra" stürzt ein ungeheurer Waldelefant auf Sita's zahmen Elefanten los (Wilson, „Theater der Hindu", II, 317). Dies Eingreifen der Thierwelt in die Handlung würde um so bedenklicher erscheinen, als damit die nicht zu verstattende Herrschaft des blinden „Zufalls" im Drama platzgriffe, wenn nicht auf der andern Seite der Mangel an Folgerichtigkeit in der dramatischen Entwickelung diese Eingriffe wieder unschädlich machte, indem die Attentate der thierischen Wildheit nur zu augenblicklichen Effecten benutzt werden, ohne auf die Haupthandlung selbst Einfluß zu gewinnen.

Wir verweilten ausführlicher bei der in den Hindudramen mitspielenden Pflanzen- und Thierwelt, weil gerade die bis zur Naturandacht fortgehende Naturlyrik bei diesem Volke einen Hauptinhalt auch des dramatischen Gefäßes bildet. In der That, der eigenthümliche Zauber des indischen Dramas beruht auf dieser Pracht und Fülle des Naturlebens, welches nicht blos seine bunten Coulissen bildet, sondern mit dem Menschenleben auf das innigste verwebt ist. Eine Tiefe der Naturempfindung, wie sie unserer Civilisation fremd geworden, beseelt die indische Dramatik; aber gerade die Zerflossenheit, welche die schärfern Unterschiede zwischen den Geschöpfen aufhebt, ist der daramatischen Dichtung keineswegs günstig; denn das Drama verlangt vor allem menschliche Klarheit, die rein ausgeprägte Mitte der Menschlichkeit.

Wie das Untermenschliche, spielt aber auch das Uebermenschliche, das sogar oft mit jenem in Eins verwächst, eine überwiegende Rolle in der indischen Dichtung. Wie die Chinesen ein praktisches, so sind die Hindu ein theosophisches Volk, welches mit Vorliebe über den Tiefen der Welt und des Lebens brütet. Bei aller phantastischen Einkleidung herrscht in ihren theologischen und philosophischen Lehren eine Tiefe der Weisheit, welche uns ein Quell- und Urland für die spätern Religions- und Denksysteme offenbart. Und wie der Buddhismus von Indien aus sich die geistige Herrschaft über Central- und Ostasien eroberte, so ist auch westwärts mancher befruchtende Strom des indischen Geistes gedrungen und manches Dogma des Abendlandes findet hier sein Urbild. Doch gerade die theologische Phantasie war so üppig in ihren Gestaltungen, hatte eine so reiche und bei aller Maßlosigkeit doch so bestimmte Welt

Digitized by Google

geschaffen, daß sie der Phantasie der profanen Dichter nur den Anschluß an ihre Ueberlieferungen übrig ließ. Wenn Homer und Hesiod den Griechen ihre Götter geschaffen haben, so läßt sich dies von den indischen Poeten nicht behaupten, welche eine bereits von den Brahmanen gedichtete Götterwelt vorfanden. Selbst die große Episode „Bhagavatgita", deren Einführung in das Heldengedicht „Mahabharata" in ihrer Unangemessenheit von der Gleichgültigkeit der Hindu gegen Lebenswahrheit und äußere Wahrscheinlichkeit ein schlagendes Zeugniß gibt, war nur eine dichterische Einkleidung des Vischnuismus und seiner Lehren. Der Glaube der Hindu schuf eine reiche, aber nicht abgeklärte Wunderwelt voll gärender, ungeheuerlicher Gestalten, hyperbolischer Bilder, welche Gott, Mensch und Thier vermischte, in der wüste Fratzenhaftigkeit mit staunenerweckender Erhabenheit Hand in Hand ging und oft der Blitz eines die Welttiefen erhellenden Gedankens zugleich einen Abgrund voll widerwärtiger Larven und Schensale beleuchtete. Das mystische Unwesen „Brahm", die speculative Dreigestalt des Trimurti, die gärende Welt der Göttergeburten war die Heimat eines brütenden Tiefsinns und einer ausschweifenden Phantasie; aber sie konnte der Gestaltungskraft des dramatischen Dichters keine festen Anhaltspunkte bieten. Erst wenn Vischnu in der Reihe seiner Verwandlungen als Krischna Menschengestalt annimmt, wird die eine Gottheit des Trimurti der dramatischen Behandlung zugänglich. Krischna's Liebe zu Rhada, bereits von „Jahadeva" in lyrischen Dialogen gefeiert, wurde später in „Vidaghda Madhava" in einer strengern dramatischen Form dargestellt, während die Vernichtung des Königs Kansa durch den jungen Gott den Inhalt des „Kansa Badha" bildet. Doch erst das Reich der Halbgötter und Halbgöttinnen, in welches die indischen Heroengestalten hineinragten, bevölkerte die Bühne mit Helden und Heldinnen. Wir brauchen nur an die reizende „Apsaras" aus Indiens Himmel, Urvasi, eine jener meergeborenen 35 Millionen, in Kalidasa's schöner Dichtung, oder an die Dämonen zu erinnern, welche in den zahlreichen aus den alten Epen schöpfenden Dramen vorkommen. Wie sich um die erhabenen Eisgipfel des Himalaja weiter abwärts blumenreiche Waldgürtel lagern, so umkränzt diese gestaltenreiche Halbgötterwelt die hohen Gottheiten des Trimurti. In dieser Welt ist das Wunder heimisch; Göttinnen verwandeln sich in Pflanzen und werden durch magische Edelsteine wieder entzaubert; Luft- und Wolkenfahrten vermitteln den Verkehr zwischen Himmel und Erde; Fürstensöhne verwandeln sich in Rehe, um die Jäger von einem bestimmten Orte fortzulocken; der Zusammenhang der verständigen Weltordnung wird stets in phantastischer Weise unterbrochen. Das höhere Drama der Hindu ist mit dem Mythus unlöslich verwachsen und entbehrt überdies der Originalität der Erfindung, indem

Digitized by Google

es aus Nachdichtungen der Epopöen und Puranas hervorgegangen. Den engen Zusammenhang der Bühne mit dem Cultus werden wir später noch näher betrachten.

Wie das vorwiegende mythische Element der dramatischen Klarheit ungünstig war, so konnte auch die philosophische Weltanschauung der Hindu dem eigentlich dramatischen Geist nicht förderlich sein. Der tiefsinnigen Vedantalehre war die Welt der Erscheinung und Täuschung, indem es nur ein Sein gibt, die höchste Seele. Durch auf die höchste Seele gerichtetes Denken, durch Verbindung mit derselben in Erkenntniß ihrer Wesenheit wird die Aufhörung derjenigen Maja bewirkt, welche den Glauben an die Existenz eines vielförmigen Universums verursacht. Die menschliche Seele, obgleich ursprünglich der höchsten gleich, ist in geheimnißvoller Weise von der Theilnahme an der göttlichen Natur ausgeschlossen und mancherlei täuschendem Schein und Affectionen unterworfen, welche Freude, Kummer, Schmerz hervorbringen. (Benfey, „Indien" in Ersch und Gruber's „Allgemeiner Encyklopädie", 2. Section, 17. Thl., S. 260.) Das Drama behandelt nun gerade diese Welt der Maja mit ihren wechselnden Affecten; es fängt alle ihre Täuschungen in seinem Spiegelbilde auf — wie mußte es hinter jener Forschung und Dichtung zurückstehen, welche sich mit den Urtiefen des höchsten Seins beschäftigt! Wenn auch spätere Systeme, wie die Lehre der Vaiseschika's, in der Natur keinen bloßen Schein sehen, so liegt doch auch in ihnen keine für das Drama befruchtende Potenz. Die Nyaya-Philosophie ist charakteristisch für die mit einer gewissen Ueppigkeit wuchernde Dialektik der Hindu, welche sich in einer Fülle von Unterscheidungen und Subtilitäten gefällt, aber ergiebiger für die Dramaturgie, die sich in der logischen Fechtschule für ihre endlosen Abtheilungen und Unterabtheilungen stärkte, als für das Drama selbst. Ueberhaupt ist es nicht zu verkennen, daß die Ueppigkeit der umgebenden Natur sich ebenso in dem Bilderreichthum der Dichtung wie in dem Kategorienreichthum der indischen Philosophie spiegelt, daß aber gerade diese anscheinende Feinheit der Distinctionen einen Mangel an Schärfe des Denkens bekundet, welches die Erscheinungswelt nicht in große, streng abgeschlossene Kategorien zu sondern versteht, sondern sich in vergeblichen Anstrengungen erschöpft, dem einzelnen eine Etikette des Begriffs anzuheften. Das Drama ist auf den verständigen Zusammenhang der Dinge angewiesen, indem es uns eine Handlung in organischer Folge vorführt. Gerade dieser verständige Zusammenhang ist aber für die indische Weltanschauung aufgelöst; die Natur taumelt haltungslos vor der Vorstellung. Rosenkranz behauptet zwar, daß in Indien den Extremen der Phantasie ein nicht minder extremer Verstand zur Seite stehe. (Einleitung zu „Prabodha-Chandrodaya", 1842, S. 16). Aber ein

Digitized by Google

spielerischer und grüblerischer Scholasticismus ist von dem einfachen, gesunden Menschenverstande wesentlich verschieden, und der praktische Verstand der Chinesen z. B. ist den Hindu versagt. Ohne ihn wird aber die im Drama abgespiegelte Lebenswirklichkeit stets die durchgreifende Motivirung und energische Färbung entbehren. Auf der andern Seite schuf der indische Tiefsinn und die Vorliebe für Probleme des Gedankens eine eigenthümliche dramatische Gattung, wie sie in gleicher Weise bei keiner andern Nation zu finden ist — das allegorisch-philosophische Drama, in welchem die redenden und handelnden Personen aus den Kreisen der mit menschlichen Fähigkeiten bekleideten Begriffe genommen sind. Die indische Dialektik übertrug ihr Schachspiel von dem Schachbret des Begriffs auf die Bühne und suchte durch feine und geistreiche Combinationen zu ersetzen, was ihren Puppen an innerm Werth fehlte.

Einen mythischen Ursprung geben die Hindu auch ihrer Kasteneintheilung, durch welche ihr Staats- und gesellschaftliches Leben bestimmt ist. China ist ein Familienstaat, der auf dem Princip der Gleichheit aller Staatsangehörigen beruht; in Hindostan ist durch die Kasten eine reichere Gliederung des Volkslebens gegeben, aber auf Unkosten der persönlichen Freiheit. Die Kaste ist eine Art von Naturbestimmtheit für den einzelnen, sie ist ein Verhältniß, dem er sich nicht entziehen kann. Brahmanen und Sudras sind durch eine unübersteigliche Kluft geschieden. In das chinesische Drama kommt eine lebendige, an mancherlei Schicksalswechseln reiche Bewegung dadurch, daß der Bauernsohn die höchsten Staatswürden erlangen kann, und dabei wieder die Wahl zwischen dem Civil- und Militär-Mandarinenthum hat. Welche Perspectiven für die freie Selbstbestimmung der Helden, welche Ziele für ihr Streben und Wollen! Der Chinese will etwas im Staate und für den Staat werden — und in der That, diese Werdelust beseelt die meisten dramatischen Helden. Sie können durch Fleiß, durch geistige Fähigkeiten, durch Kraft des Willens die Schranken überspringen, die sie von einem ersehnten Ziele trennen. Die indische Gesellschaft hat keinen solchen Sporn für die Rührigkeit des Strebens. Der Energie des Willens, auf welcher die Hauptwirkungen des Dramas beruhen, sind von Haus aus bestimmte Schranken gesetzt. Freilich darf man nicht vergessen, daß das System der hierarchischen Abstufungen im Leben der Hindu selbst nie mit aller Strenge durchgeführt worden ist, daß schon lange vorher, ehe der Widerspruch gegen das Kastenwesen im Buddhismus, einer Religion der menschlichen Gleichheit, eine weitverbreitete Geltung gewonnen, der starre Gegensatz der Kasten sowol durch die zahlreichen Zwischenkasten gemildert, als auch durch geschichtliche Thatsachen geschwächt und ausgelöscht wurde. Obgleich z. B. nur

Digitized by Google

der Kriegerkaste, den Kshatriyas, die Königswürde zukommen soll, so herrschten im 7. Jahrhundert v. Chr. Brahmanen, Vaissas und Sudras in weit größerer Zahl in den indischen Reichen, und Sandrakottus, der indische Fürst, über den die Griechen berichten und welcher auch als Held eines Intriguendramas auftritt, schwang sich von niederm Stande auf den Thron. So bildet eigentlich nur das Brahmanenthum in Indien eine streng abgeschlossene Kaste; doch auch hier tritt die Lebenspraxis mit dem Buchstaben des Gesetzes in auffallenden Widerspruch. Gerade die dramatische Literatur der Hindus, in welcher sich freilich buddhistische Einflüsse nicht verleugnen, ist hierin lehrreich. Das Vorrecht der Brahmanen, daß sie nicht getödtet werden dürfen, wird von den dramatischen Dichtern nicht respectirt. Schon in dem ältesten erhaltenen Drama: „Mrichchakat", wird ein Brahmane zum Tode verurtheilt und soll auf einem Scheiterhaufen hingerichtet werden. Und wenn dieser Held des Schauspiels als ein tugendhafter und verehrungswürdiger Weiser geschildert wird, so finden sich in andern Dramen Brahmanen, welche die Rolle von Spaßmachern und Hofnarren spielen, wie uns Kalidasa in seinem „Manava" einen solchen Heiligen vorführt, welcher das Lieblingssprichwort der neuern schlauen Brahmanen Indiens: „Für den Bauch spielt man so manche Rolle", zu einer sein Leben beherrschenden Wahrheit macht. Auch gelegentliche Aeußerungen, wie in „Mrichchakat" der Vergleich eines Brahmanen, der einen Hymnus aus den Vedas singt, mit einem krächzenden Papagaien, lassen die Achtung vor der höchsten Kaste sehr gering erscheinen. Wenn indeß, gerade um die Blütenzeit des indischen Dramas, die strengern Kastenunterschiede verwischt erschienen, und eigentlich nur Brahmanen und Sudras, außer den Mischkasten und den außerhalb der Kasten stehenden verachteten Urbevölkerungen, sich erhalten, so wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß der durch die religiöse und gesetzliche Ueberlieferung genährte Kastengeist, wenn er sich auch neue Formen schuf, das Leben der Hindu beherrscht habe. Namentlich gilt dies von dem Zunftwesen und von der Erblichkeit der Beschäftigung, durch welche die indische Bevölkerung in eine Unzahl kleinerer Kasten gespalten wird. Da bilden nicht nur die Aerzte und Schreiber, auch die Blumenhändler, die Muschelschmuckverfertiger, die Betelhändler, die Bettler, die Astrologen, die Matten- und Korbmacher, die Schlangenfänger und Läufer, ja selbst Diebe und Mörder bestimmte Kasten, welche wiederum ihre erblichen Oberhäupter haben. Die technische Kunstfertigkeit des Gewerbs mag durch diese Abgeschlossenheit gewonnen haben. So erfreuten sich die indischen Webereien stets eines großen Rufs. Die feinsten Mousseline, welche die Römer ventum textilum oder nebulam linteam nannten, von denen mehr als zwanzig Ellen in eine kleine Dose gingen, wurden auf

Digitized by Google

einem Webstuhle von vier in die Erde gerammten Pfählen verfertigt. Aurenghahab soll seine Tochter getadelt haben, weil sie ein zu feines Gewand angezogen, welches ihre Reize nicht den Blicken verberge, worauf sie nachwies, daß sie nicht weniger als sieben Gewänder von diesem Mousselin trage. Ebenso ausgezeichnet sind die Goldarbeiten der Hindu, ihr zartes Laubwerk auf Krystall und andern spröden Körpern. Doch so förderlich dies Kastenwesen für manche praktische Lebensthätigkeit sein mochte, so wenig Motive konnte die dramatische Dichtung aus ihm schöpfen, so störend mußte es der freien Selbstbestimmung entgegentreten, welche die Seele der dramatischen Handlung ist. Auch mußte es zu einer typischen Charakteristik verleiten, indem der einzelne nur als Glied der Kaste dargestellt, gleichsam nur die letztere in ihm geschildert wurde. Außer den Brahmanen kamen in den indischen Dramen besonders die verachteten Chandalas vor, die keiner Kaste angehören, Mischlinge aus der Ehe der Sudras mit einer Brahmanin, im alten Epos geschildert als scheußlich entstellt, mit schmutzigem Gewande oder in ein Bärenfell gehüllt, kupferfarbig oder affenbraun, mit entflammten rothen Augen. Ausgestoßen aus der Gesellschaft, wie jetzt die Parias, welche mit den Chakilys (Schuhflickern) zusammen den vierten Theil der ganzen indischen Bevölkerung ausmachen, befleckte schon ihre Berührung, und wenn sie in eine Stadt kamen, mußten sie sich durch Zusammenschlagen von Bretern ankündigen, damit ihnen jeder aus dem Wege gehen konnte. Im Drama kann eine so tief erniedrigte Menschenklasse nur zu genrebildlichen Episoden benutzt werden. So versehen im „Mrichchakat" die beiden Chandalas Henkersdienste. Die Grundanschauung der Hindu, welche das Elend und die Verachtung einer so zahlreichen Menschenklasse, wie überhaupt das Kastenwesen, durch die Lehre von der Seelenwanderung, durch die fortwirkenden Einflüsse eines frühern Lebens auf das jetzige zu rechtfertigen sucht, ist ebenso wenig ersprießlich für die Energie der dramatischen Handlung, indem diese geheimnißvollen Zusammenhänge die frische Wirklichkeit des Lebens, welche das Drama verlangt, zu traumhafter Unselbständigkeit abschwächen. An dieser Schranke der Kaste zu rütteln, sich mit Bewußtsein gegen sie aufzulehnen: das ist eine Starkgeistigkeit, mit welcher die dramatischen Dichter ihre Helden nicht ausstatteten. Fügsamkeit in die als Schickung empfundenen, wenn auch noch so schmachvollen Nothwendigkeiten gesellschaftlicher Ordnung war dem weichen Volksgeist der Hindu so eigenthümlich, daß die Herbheit aller schärfern, wesentlich dramatischen Conflicte weder im Leben noch in der Dichtung zur Geltung kommen konnte.

Selbst der Liebe, die das vorherrschende Thema des indischen Dramas bildet, wurden alle Conflicte erspart, welche aus den Unter-

Digitized by Google

schieden der gesellschaftlichen Stellung hervorgehen. Die höhern Kasten dürfen Frauen aus den niedern Kasten heirathen, doch muß die Hauptfrau, wegen der gemeinschaftlichen Opfer, derselben Kaste angehören wie der Gatte. Der Brahmane darf vier Frauen, eine aus jeder Kaste, der Kschatrija eine aus seiner und zwei aus den beiden niedern, der Vaisja zwei und der Sudra eine heirathen. Dagegen war es eine Misheirath, wenn der Mann seine Gattin aus einer höhern Kaste wählte; denn die Söhne aus solchen Ehen wurden den Sudras gleich geachtet. Die Vielweiberei ist in Indien nie so weit ausgedehnt worden wie in den westlicher gelegenen Ländern des Orients. In ältester Zeit scheint überhaupt Monogamie geherrscht zu haben; denn die Götter haben alle nur Eine Frau. Gegenwärtig hat jeder vornehme Rajah gewöhnlich fünf rechtmäßige Frauen, während Leute aus niederm Rang eine gesetzmäßige Frau und mehrere Beischläferinnen haben. (Benfey l. c. S. 242; von Bohlen l. c. II. S. 144.) Alle diese Bestimmungen schließen die durch Standesunterschiede oder durch die Ausschließlichkeit der Liebe hervorgerufenen Herzensconflicte aus. Der Brahmane in „Mrichchakat", der die Buhlerin liebt, führt sie als Nebengattin zu seiner ersten Frau ins Haus, und die Königin verstattet dem die Himmelsnymphe liebenden Gatten Pururava die vollste Freiheit. Hierzu kommt die formlose Gandharva-Ehe, wie sie der Fürst mit Sakuntala abschließt, eine freie Ehe der Neigung, welche unter den acht Arten der indischen Eheschließung einen berechtigten Platz einnimmt — und man überzeugt sich, daß der Kampf der Liebe gegen Schranken des Gesetzes und der Sitte in Indien nicht die bewegende Seele des Dramas werden kann.

Wohl aber hat der weiche, ebenso empfindsame wie üppige Charakter der Hindu die Liebe selbst durch alle Stufen ihrer Entwickelung poetisch begleitet, ihr Kämpfen und Streben, ihr Suchen und Fliehen, den Schmerz der Entsagung und die Entzückungen des Besitzes selbst in dramatischen Bildern dargestellt. Diese Liebe, mag sie zum Siege über Schicksalszauber oder über die Vergeßlichkeit leichtfertigen Sinnes hindurchdringen, diese Liebe, gebettet auf ein Blumenlager, welches aus den prachtvollsten Kindern der südlichen Flora zusammengeschüttet ist, umduftet von würzigen, wollustathmenden Aromen, ist die Seele der schönsten indischen Dramen und gibt ihnen jenen unnennbaren Reiz, der überhaupt wie zarter Schmetterlingsstaub über die buntfarbigen Schwingen der indischen Phantasie gehaucht ist. Die blutscheuende Weichheit des Volksnaturells hat die energischern Formen des Dramas nicht aufkommen lassen; die frei spielende, sich im Schrankenlosen gefallende Phantasie keine einzelne Gattung scharf ausgeprägt, sondern alle in jenen poetischen Urbrei zusammengerührt, welcher der romantischen

Digitized by Google

Schule für das Ideal echter Poesie galt; aber die hohe Naturbegeisterung, die Wunder des Tiefsinns, der so viele Götter- und Geisteswelten geschaffen, die Weihe einer tiefen und heißen Empfindung konnten der dramatischen Muse der Hindu nicht verloren gehen und erhoben sie in Bezug auf geistigen Inhalt, auf Pathos des Gedankens und des Gefühls hoch über die Schöpfungen des chinesischen Theaters, wenn auch der dramatische Instinct der Chinesen größer, ihre Form präciser, ihre Staats- und Lebensverhältnisse dem Drama günstiger waren. Doch von dieser Großartigkeit phantasievollen Aufschwungs hat der verständige aber beschränkte Sinn der Dramatiker des Mittelreichs keine Ahnung. Wenn uns ihre Schöpfungen noch hin und wieder an das Puppentheater erinnern, so thun sich in Indien die Pforten auf, welche zu den ewigen Hochaltären der Menschheit führen, und eine Fülle priesterlicher Weisheit gibt dem flüchtigen Bilde der Scene einen dauernden Werth. Wie die Deutschen nach der Bezeichnung eines englischen Autors, so bilden auch die Völkerschaften im Süden des Himalaja ein Volk von Denkern und Dichtern, welchem nur die Energie der That fehlt, um in der Geschichte die Rolle zu spielen wie auf dem Gebiete der Kunst und des Wissens, und um im Drama das Höchste zu leisten. Stets eine Beute der fremden Eroberer, der Muselmanen und Christen, flüchtet der indische Volksgeist in seine alten Heiligthümer, die freilich aus seinem innersten Wesen hervorgegangen, aber doch von einer über die Grenzen des Stammes hinausreichenden Bedeutung sind. Auch das indische Drama wird die für den Zauber der Dichtkunst empfänglichen Gemüther in allen Zeiten und Zonen erbauen, so wenig es den strengern Regeln der Dramaturgie entspricht und so geringen Beruf ein zur Wahrung seiner nationalen Selbstständigkeit unfähiges Volk für die Herrlichkeit der dramatischen Dichtung beweist.

Literatur und Kunst.

Ein Album weimarischer Schriftsteller.

Zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit der Kranken-, Pensions- und Witwenkasse für die Buchdruckergehülfen in Weimar am 24. Juni d. J. hat der Vorstand des Vereins ein Album edirt unter dem Titel „Weimarische Beiträge zur Literatur und Kunst" (Weimar, H. Böhlau), enthaltend Aufsätze, welche Capacitäten Weimars zum Besten der Anstalt beigesteuert haben. Dergleichen Unternehmungen sind schon wiederholt mit gutem Erfolge versucht und ins Werk gesetzt worden. Wir erinnern an das „Livre des Cent et un", zu dem die berühm-

Digitized by Google

testen französischen Schriftsteller beigetragen hatten, um ihren altgewohnten Verleger aus einer Geldverlegenheit zu reißen. Und so heißen wir auch diese Sammlung mannichfaltiger Geistesproducte, auf dem classischen Boden Weimars gezeitigt, von Herzen willkommen. Sie sind dem großherzoglichen Paare gewidmet und werden nicht blos ihres Zweckes, sondern auch ihres Inhalts wegen überall Anklang finden, wo in unserer politisch zerfahrenen Zeit der Sinn für Literatur und Kunst noch rege geblieben ist. Den Reigen eröffnet ein Aufsatz von A. Schöll: „Goethe's Verhältniß zum Theater". Devrient, Pasqué und E. Weber haben bereits über das mehr dramaturgische Verhältniß Goethe's zum Theater schätzbare Darlegungen veröffentlicht. „Was ich in diesem Felde mannichfaltiger Erinnerung und Betrachtung hervorheben will", sagt Schöll, „das ist die sittliche Seite im Verhältniß Goethe's zum Theater, die edle Menschlichkeit, in der Goethe eine entschieden sittliche Haltung mit der Zweckmäßigkeit der Oekonomie und den Erfolgen der Technik in der Spitze zusammenführte. Unnöthig ist es nicht, auf diese Seite zu dringen" — aber nicht blos, weil „ganz verständige Historiker immer noch finden wollen, daß Goethe vielfach ohne sonderlichen Ernst und Fleiß eben nur sich habe gehen lassen", wofür allerdings manche Scheingründe aufgeführt werden können, sondern weil auch an den meisten Hofbühnen immer noch zu wenig geschieht, um das Theater, das in seiner Wirkung vorwiegend ein moralisches Institut sein soll, nicht geradezu in ein unmoralisches ausarten zu lassen. Kassenstücke sind der Mehrzahl der Intendanten die wünschenswerthesten, und da wird denn zu den absurden Anforderungen des großen Publikums herabgestiegen und ein Charivari von Unsinn und Pracht zum besten gegeben, vor dem Thalia ihr Haupt verhüllen muß. Möchte doch vorzüglich bei der Wahl der Intendanten und Directoren mehr auf solche Männer Rücksicht genommen werden, die es sich zur Hauptaufgabe machen, das Publikum zu edlerm Aufschwung der Kunst und künstlerischen Leistungen zu erziehen. Der vortreffliche Schöll'sche Aufsatz, wenn er auch nicht in dieser Absicht geschrieben ist, mag deshalb vorzüglich diesen Herren empfohlen sein. Er zeigt ihnen zugleich, wie es möglich und thunlich ist, das Publikum in das richtige persönliche Verhältniß zum Theater zu versetzen, ein Requisit zur Hebung des Theaters, das an die größern Bühnen besonders gestellt werden muß und dem Genüge geschehen kann, wenn eben die richtigen Männer gefunden werden. — Der Schotte J. Marshall hat eine artig geschriebene Mittheilung: „Dr. David Strauß zum ersten mal in Weimar", gegeben, G. Th. Stichling in „Goethe und die freie Zeichnenschule in Weimar" über die rastlosen Bemühungen Goethe's berichtet, in Weimar eine freie Zeichenschule zu gründen. Es gelang Goethe bekanntlich, den trefflichen Johann Heinrich Meyer aus Zürich für die Direction zu gewinnen, sodaß die immerhin unscheinbare Anstalt sich in erfreulichster Weise entwickelte. „Diese geräuschlose Thätigkeit Goethe's zeigt", sagt Stichling am Schluß, „wie Goethe's schöpferischer Geist auch da, wo er das Gebiet des praktischen Lebens berührte, seiner Zeit weit vorauseilend, mit Adlerblicken in die Zukunft schaute, schon das noch schlummernde Bedürfniß erkannte und zu seiner Befriedigung Einrichtungen schuf, die später von größern Staaten zu größerer Vollkommenheit und in umfassender Organisation zu einem bedeuten-

Digitized by Google

den und fortwährenden Hebel des Aufschwungs der Gewerbe erhoben und fortgebildet worden sind. Es zeigt zugleich aber auch den großen Mann, dessen Gedanken die Welt umfaßten, wie er, weit entfernt von jener falsch verstandenen geistigen Vornehmheit, es nicht verschmähte, auch den kleinsten Gegenständen, die sein Amt ihm vorführte, die eingehendste und gewissenhafteste Fürsorge zu widmen. Vielleicht war es sein Lohn hierfür, daß er in diesem Wechsel der kleinern Arbeiten des praktischen Lebens für den hochgespannten Geist eine wohlthätige Abkühlung und Beruhigung und mit ihr jenes Gleichgewicht der Seele gewann, das diese zu solcher Größe und Schönheit erhob. Jedenfalls hat er uns die Lehre gegeben, daß in der Welt des Schaffens nichts zu klein und zu geringfügig ist, sondern nur der Großes zu erschaffen vermag, der auch das Kleine zu beachten versteht." — Von ganz besonderer Schönheit und überall zutreffend sind „Drei Festsprüche aus Neu-Weimar" von Franz Dingelstedt, poetische Ansprachen bei Gelegenheiten und entschieden darauf berechnet, hinter den glücklichen Würfen dieser Art von Goethe nicht zurückzustehen. Wir haben schon angedeutet, für wie wichtig wir es halten, in solche Stellen, wie auch Dingelstedt eine anvertraut ist, nur die durchaus und ganz specifisch qualificirten Männer zu bringen. — Dr. K. Brüger gibt in „Ein jenaer Rathswachtmeister und Poet" eine biographische Skizze von Wilhelm Trenuert, der ein Studentenkind war und sein Leben lang geblieben ist, der das Versemachen nicht lassen konnte, durch Carmina bei allerlei Stadt- und Familienfesten seine Existenz fristete und seiner Persönlichkeit wegen im Leben tolerirt wurde. Aber das gab kein Recht, legte vollends keine Verpflichtung auf, ihn in die Literatur einzuschwärzen. Der heilige Petrus am Himmelspförtchen ist oft nachsichtig gewesen und hat gar manchem, der doch nur ein Erzschelm war, auf allerlei listige Fürsprache hin Eingang vergönnt, wo nur das Verdienst und nicht Gunst den Eingang verstatten soll. Wir sind aber keine Heiligen, monarchisch und unverantwortlich. Wer den Posten am Thor in den Himmel (!) der Literaturgeschichte einnimmt, soll strenge sein wie die — Höllenrichter und sich durch scheinheilige Virtuosität nicht bestechen lassen. Es ist erträglicher, aus der Hölle später in den Himmel erhoben, als umgekehrt aus dem Himmel in die Hölle gestürzt zu werden. — A. v. Maltitz hat einige Dutzend „Sonette" zusammengesucht und der Sammlung einverleiben lassen. Hätte er nur die besten, wenn auch nur etwa ein halbes Dutzend, gegeben, so würde seine Gabe wahrscheinlich einen günstigern Eindruck gemacht haben. — Die Köster'sche Novelle „Eine deutsche Frau" ist dagegen wieder ein ganz vorzüglicher Beitrag, unverkennbar aus dem nackten Leben mitgetheilt, aber auch unverkennbar in einer guten Stunde niedergeschrieben. Solche deutsche Frauen haben auch wir kennen gelernt, und wir wollen sie ehren und preisen, wie sie es verdienen, zumal im Gegensatze zu den eiteln Damen, die allerdings auch zu den „Müttern" gehören, ihr Herz aber nur an eiteln Tand hängen. So müssen Novellenstoffe gesucht, gefunden und bearbeitet werden. — Karl Eitner tritt mit einer aristophanischen Rhapsodie auf: „Chronica von den sechs Wolfgangen", die als Einleitung zu einem Werke bezeichnet wird, das unter dem Titel: „Zoïlo mastix, d. i. Zeletengeisel" zum Zweck hat, die an unsern großen und schätzenswerthen Geistern auf

Digitized by Google

unwürdigste Weise verübten Unbilden eines literarischen Zeloten bald in strengerer Kritik, bald in mehr scherzhafter oder ironischer Darstellung zu rügen. Goethe, Mozart u. a. kommen in den vierfüßigen, oft sehr ungereimten Trochäen recht gut weg, während Menzel arg gehudelt wird. Aber wir wollen unser Urtheil über dieses „Buch des Gerichts" in suspenso lassen, bis mehr als die Einleitung vorliegt, an der wir gern den guten Willen anerkennen wollen. Bemerken müssen wir indeß, daß Platen ganz richtig an sich selbst die höchsten Anforderungen stellte, als er auf die unglückliche Idee kam, in literarischen Kunstwerken literarische Klopffechterei zu treiben. Wir haben es stets bedauert, daß Platen statt der „Gabel" und des „Oedipus" nicht die reinen Kunstwerke geschaffen hat, zu denen ihm — er hat es gezeigt — das Zeug keineswegs fehlte. Hiernach mag Herr Eitner weiter sehen, was er thut und zu thun hat. — Weiter bringt A. Schöll eine Kleinigkeit: „Das Schattenspiel «Minerven's Geburt, Leben und Thaten», eine Tragi-Komödia", eine Reliquie aus der flotten tiefurter Periode; — Hermann Rassow: „Zur Erinnerung an Karl Benedict Hase", Mittheilungen über den gründlichen deutschen Gelehrten in Paris, der sicherlich viel dazu beigetragen hat, den deutschen Gelehrtennamen bei unsern westlichen Nachbarn in Ehren zu erhalten. — Von Ludwig Stiebritz finden wir ein Stück aus seiner geschichtlichen Novelle in Versen: „Elisabeth von Thüringen", die an Kinkel's „Otto der Schütz" erinnert, aber weniger sorgfältig gearbeitet zu sein scheint. — Reinhold Köhler erfreut uns durch einen Vortrag aus dem Mittwochsverein in Weimar „Ueber die europäischen Volksmärchen", der unter anderm auf das deutlichste erkennen läßt, in wie charakteristischer Weise derselbe Märchengrundstoff bei den verschiedenen Völkern und Stämmen nach Form und Tendenz sich zu verändern pflegt. — „Der Grenzlauf", eine gut bearbeitete deutsche Sage von Karl Eitner, bildet den Schluß des Werks, über das wir um so lieber vollständig referirt haben, als es wirklich des Guten überwiegend viel bringt. M. S.

Erziehungsschriften und Lehrmittel.

Von Ludwig Stiebritz in Weimar liegt uns ein Werkchen vor: „Allerlei Heimlichkeiten aus der Kinderstube" (Weimar, Böhlau), Bilder aus den ersten Lebensjahren, artig niedergeschriebene Beobachtungen über die ersten Seelen- und Herzensregungen in der Kindheit, pädagogische Studien und Aphorismen in humoristischem Gewande, Genrebildchen der harmlosesten Art, wie sorgsame Aeltern sie gern bei ihren kleinen Lieblingen entstehen und von ihnen in vollendetster Originalität aufführen sehen. Jungen Vätern und Müttern ist das Schriftchen gewidmet, und wir sind überzeugt, daß nicht blos diese, sondern alle, deren Interesse an den ersten Regungen des kindlichen Geisteslebens und an der Poesie der ersten Jugendjahre noch nicht erloschen ist, mit freudigem Genuß die Blätter durchfliegen werden — vielleicht während der von Spiel und Lustigkeit ermüdete Sprößling auf ihrem Schos schlummert.

Digitized by Google

„Das Paradies der Kindheit. Von Lina Morgenstern“ (Berlin, E. Schotte und Comp.) hat eine mehr lehrhafte Tendenz und empfiehlt sich uns als ein praktisches und ausführliches, nach Friedrich Fröbel's Grundsätzen bearbeitetes Handbuch für den Selbstunterricht und zur Benutzung in den Fröbel'schen Bildungsinstituten. Dieses Werk, von dem bereits eine zweite (vermehrte und umgearbeitete) Auflage nöthig geworden ist, bringt, zum bessern Verständniß seines Systems, zunächst reichhaltige biographische Notizen aus dem Leben und Wirken des vortrefflichen, unverdrossenen Fröbel, der, wie vor 100 Jahren Campe und Basedow, aber in ungleich naturtreuerer Weise die Erziehung der Jugend principiell und praktisch zu reformiren bestrebt war. Den meisten Lesern wird Fröbel wenigstens dem Namen nach bekannt sein. Wer irgend Interesse für sein Streben hat, möge vorzüglich die Auslese aus seinen allgemeinen Erziehungsgrundsätzen, welche die zweite Abtheilung bildet, einer genauern Lektüre nicht unwerth halten. Besonders sollte kein Pädagog, und wenn er auch Gegner Fröbel's zu sein glaubt, dieselben ungelesen lassen. Wir geben gern einige Bruchstücke aus dieser wohlarrangirten Anthologie: „Zweck der Erziehung ist, ein berufstreues, reines, unverletztes und weises Leben führen zu können. — Jeder Mensch soll schon als Kind als nothwendiges, wesentliches Glied der Menschheit erkannt und gepflegt werden, und die Aeltern müssen sich für verantwortliche Pfleger Gott, der Natur und den Menschen gegenüber betrachten. — Laßt uns unsern Kindern leben, so wird uns der Kinder Leben Friede und Freude bringen, so werden wir anfangen, weise zu werden. — Die Kindergärten sind das sicherste Mittel, der richtigste Weg zur allgemeinern Erhebung und Veredlung echten Familienlebens in allen Ständen und Verhältnissen. — Das Spiel des Kindes ist seine erste Arbeit. — Es ist Wahrheit, daß oft der ernsteste, gebildetste und besonnenste Mann mit den Eindrücken zu kämpfen hat, die er von seiner Kindermagd empfing.“ Die Erläuterungen zu den Liedern und Spielen der Jugend sind zu ausführlich, als daß wir uns in eine Specialanalyse einlassen könnten. Zwanzig „Spielgaben“, vom Ball, Würfel ꝛc. an sind in aufsteigender Reihenfolge bis zum Flechten und Modelliren genau geschildert und vielfach durch Abbildungen noch anschaulicher gemacht, sodaß in dieser Abtheilung alle, welche sich die Beschäftigung mit der zu erziehenden Jugend zur Lebensaufgabe gemacht haben, mit dem erforderlichen Material sich auf das beste und reichlichste vertraut machen können. „Kindergärtnerinnen“, wie der artige Name für Vorsteherinnen von Kindergärten, Kinderbewahranstalten (!) jetzt lautet, können zumal aus dieser Schrift von Lina Morgenstern viel Gutes und Zweckmäßiges lernen.

Wir versagen es uns nicht, bei dieser Gelegenheit auf ein Lehrmittel aufmerksam zu machen, das nah und fern bereits Beifall gefunden hat und in tägliche Anwendung kommt. Es sind dies die „Flußnetz-Wandkarten von Dr. E. Schauenburg“ (Leipzig, Hinrichs) unscheinbare und anscheinend plumpe Darstellungen des Festen und Flüssigen auf dem Erdball, gewissermaßen Bilder unserer Erdoberfläche nach dem 9. und 10. Verse im ersten Kapitel des 1. Buches Mose, der also lautet: „Und Gott sprach, es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Oerter, daß man das Trockne sehe. Und es geschahe also. Und Gott nannte das Trockne Erde,

Digitized by Google

und die Sammlung der Wasser nannte er Meer. Und Gott sahe, daß es gut war." Der Kartograph für Schulen hat also kein weiteres Bild gegeben, als es nach der Schöpfung am Anfange des zweiten Schöpfungstags gegeben werden konnte, nur Erde und Wasser, aber eben das berechtigt uns, von diesen Schulkarten zu sagen, daß sie gut sind. Denn nun sind sie keine Eselsbrücken mehr, wie diese Art Karten es bisher waren, von denen der Schüler die Antwort auf die Fragen des Lehrers ablesen konnte. Die Antworten standen allzu deutlich vor seinen Augen. Jetzt sieht er nur das blaue Wasser und Land und Landzungen und Inseln schwarz hineingedruckt, und nun muß er sich zu orientiren und anzugeben wissen, wo die gefragte Stadt oder Bergspitze liegt, wo die Grenze so und so zu suchen ist, und selbst mit Kreide die Stadt, den Berg, die Grenze auf der Karte hinzeichnen. Zuerst ist dieses Hineinzeichnen Sache des Lehrers, und er muß seiner Sache — sicher sein, wenn er vor Schülern und Inspectoren bestehen will. Ist die Unterweisung geschlossen, darf der Lehrer erwarten, daß jeder aufmerksame Schüler das Vorgetragene sich eingeprägt hat, so wird mit einem naſſen Schwamm tabula rasa gemacht, und nun wird examinirt, nun zeichnet der Schüler die Stelle ein, wo Madrid liegt, wo der Jura, wo die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland läuft ꝛc. So prägt sich das Gelernte deutlich und bleibend ein, so wird Geographie für das ganze Leben und nicht blos bis zum nächsten Examen gelernt. War die Idee zu diesen Schulkarten also alles Lobes werth, so war es nicht minder verdienstlich, ein Material zu finden, widerstandsfähig gegen die Insulte von Kreide und Schwamm. Aber auch diese Schwierigkeit ist jetzt äußerst glücklich überwunden. Das gewählte Wachstuch mit kräftigem Oeldruck ist fast unverwüstlich, und doch jede Flußlinie und Meeresgrenze von vollkommener Deutlichkeit. Referent hat oft seine und fremde Kinder stundenlang vor diesen Karten auf das erheiterndste und lehrreichste beschäftigt und kann sie deshalb auch für die Lernstube im eigenen Hause mit bestem Gewissen empfehlen, vorzüglich jetzt als äußerst nützliches Weihnachtsgeschenk. Erschienen sind bisjetzt von den Schaumburg'schen Wandkarten die von Deutschland und Europa. M. S.

Correspondenz.

Aus Stuttgart.

Ende September 1865.

E. Stuttgart ist eben jetzt eine verlassene Stadt; alle öffentlichen Arbeiten feiern, und durch die leeren stillen Straßen sieht man seit einigen Tagen fast nur festliche Müßiggänger, besonders Familien, nach dem Eisenbahnhof und den Stationsplätzen der zahlreichen Fiaker und Omnibus hingehen oder von ihnen zurückkehren. Draußen aber ergießt es sich wie eine Völkerwanderung auf den staubigen Landstraßen zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde, oder auf den Eisenbahnschienen in reglementsmäßig alle 10 Minuten, in Wahrheit jedoch während der guten Tageszeit noch öfter erneuten Bahnzügen nach dem ein Stündchen entfernt am Neckar gelegenen Wasen

Digitized by Google

von Cannstadt hin; oder es flutet wiederum in allen möglichen Verfassungen, die trotzdem aber alle durch den gleichen weißmachenden Kalkstaub uniformirt sind und nachts von buntfarbigen, in den Händen der Träger und Trägerinnen lustig schwankenden Ampeln beleuchtet werden, zurück in die engern Räume der Häuslichkeit. Ja in ähnlicher, nur durch die Entfernungen verschiedener Weise wird dieses Fest aus dem ganzen Lande beschickt, und die öffentlichen Blätter sprechen von Hunderttausenden, die hier zusammenkommen. Dennoch hat die Festfeier mit keinem Kalenderheiligen zu schaffen, und auch keine politischen Motive haben diese secessio Quiritum, so der Bürger wie der Ritter, hervorgerufen; es ist vielmehr ein Volksfest, „das Volksfest" Stuttgarts κατ' ἐξοχήν, ohne Glockenläuten wie ohne Standreden und Standarten, ein Fest, von dem es gilt:

Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

König Wilhelm hatte es bald nach dem Antritt seiner Regierung, vor 46 Jahren schon, aus eigener Bewegung gestiftet — wie der Volksmund sagt aus Dankbarkeit dafür, daß er in einer Nacht, da er vor dem strengen Zorn seines Vaters geflohen, nicht in Ludwigsburg, wohl aber in Cannstadt Aufnahme gefunden hatte; und auch die jährlichen Umzüge durch Cannstadt selbst — der „Wasen" liegt zwischen diesem Städtchen und dem Flecken Berg — habe der König, fügt der Volksmund hinzu, so lange treulich fortgesetzt, bis ein Paar Gänse ihm unbescheiden in den königlichen Wagen geflogen und ihm eine nicht seinem Geschmack entsprechende Gesellschaft octroyirt hätten. Der praktische Kern des Festes war von Anfang an Begünstigung der landwirthschaftlichen Cultur, und die hierzu veranlaßten Ausstellungen von Gemüsen, Früchten und Modellen, ferner von landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthen, in welchen sich heuer Frequenz und Fortschritt besonders bemerklich machten, so wie auch von Zuchtvieh der verschiedenen Rassen, für welche letztere beispielsweise 63 Preise vertheilt wurden, haben im Laufe der Jahre die wohlthätigsten Folgen gehabt und den landwirthschaftlichen Flor unsers kleinen Ländchens nicht wenig gefördert. Auch der jetzige König nimmt sich mit regem Interesse dieser Ausstellungen an; er vertheilte die Hauptpreise eigenhändig.

Wie einig in diesem Feste sich nun Volk und Fürstenhaus erweisen, so findet doch andererseits die „hohe Politik" der Regierung im Volk wenig Anklang, zumal seit sie — vorgeblich im Bewußtsein ihrer Machtlosigkeit — das bundesstaatliche Recht verläßt und mit großpreußischem Winde segelt. Es hatte von Anfang an niemand daran gezweifelt, daß das neue Regiment möglichst hochconservativ, und nach außen von wenig deutschpatriotischem Interesse inspirirt sein werde; doch scheint ebendiese allgemeine Erwartung auch in außerordentlicher Weise vorsichtig und reservirt gemacht zu haben, sodaß die Tendenz der Regierung erst nach Beseitigung des aristokratischen, zu solch reservirter Rolle weniger brauchbaren Frhrn. von Linden mit dem jetzigen Ministerpräsidenten, Frhrn. von Varnbüler, allmählich zur Geltung zu gelangen versucht. Diesem gewandten Manne, der mit geistigem Fonds die demokratischen Allüren einer gemüthlichen und freidenkenden Persönlichkeit verbindet, der es liebt, in der Kammer der

Digitized by Google

Abgeordneten auf seiner Deputirtenbank statt am Ministertische zu sitzen und freisinniger zu reden, als ihm später — zu handeln vergönnt wird, scheint der Versuch vorbehalten, eine Politik der Inconsequenz zu inauguriren, geeignet, aller Opposition die Spitze abzubrechen, dringliche Reformen in der Gesetzgebung, die unter König Wilhelm zuletzt in empfindlichster Weise stagnirt hatte, ohne sie zu weigern, dennoch zu verzögern und abzuschwächen, und übrigens gegen die höchsten Neigungen eine romantische Willfährigkeit und Discretion zu entfalten, ohne es zu der Gewaltpolitik von Blut und Eisen kommen zu lassen, die bei uns allerdings mehr Schwierigkeiten und eine geringere Dauer als anderswo versprechen würde.

Die öffentliche Aufmerksamkeit wird indessen einerseits in wirksamer Weise durch materielle Verbesserungen, besonders die verdienstvolle Pflege des öffentlichen Verkehrs, der Eisenbahnen ꝛc. beschäftigt, andererseits durch die kleinlichern Mittel einer Luxusentfaltung, einer Gefühls- und Familienpolitik, die, aus dem Geschmack für das patriarchalisch-absolutistische Regierungsverhältniß hervorgegangen, diesen Geschmack zu erwecken und zu pflegen bestimmt sind. So betrafen die ersten Reformen der neuen Regierung das Ceremoniell, die Kleidung ꝛc. des Hofes, der Beamten, der Soldaten; selbst von einer Krönung war einige Zeit lang die Rede. Für die Waffengattungen der württembergischen Armee wurden lebhaftere kleidsame Uniformen erdacht und in möglichster Eile wenigstens für die Umgebungen der Majestäten durchgeführt. Ebenso schnell erhielten die Hofdiener und Cavaliere neue Galauniformen in Himmelblau, der Leibfarbe der Königin; die Etikette wurde verbessert durch die Institute der Kammerjunker, der Palastdamen, eine ungewöhnliche Menge von Orden und Medaillen vertheilt, die Titulatur der Glieder der herzoglichen Nebenlinie des württembergischen Hauses durch das Prädicat „Königliche Hoheit" bereichert; die Erhebung eines Grafen (Wilhelm) von Württemberg zum Herzog steht bevor. Desgleichen ist es im Werke, durch Ausschließung nicht autorisirter Besucher aus der Hofkirche und aus einem Theil der „Anlagen", in denen ganz Stuttgart sich zu Hause zu fühlen gewohnt ist, den Nimbus des Hofes zu erhöhen.

In der Ehe des Herrscherpaars stellt sich dem Publikum das Extérieur eines musterhaften Familienlebens zur Schau. Hierin ist die anekdotische Fama so reichhaltig, daß wir kaum zu enden wüßten. Der König ist selbst auf Inspectionsreisen meist von der Königin begleitet; die Wohlthätigkeitsgaben an Vereine, Anstalten, Bevölkerungstheile erfolgen gemeinsam. Der König gibt den auffallenden Befehl, daß der Geburtstag der Königin in allem gleich dem seinigen gefeiert werden solle, sodaß in der That im 11. September ein neuer Feiertag geschaffen ist, der, wie der 6. März, alle Behörden und Volksschichten, Kanonen ꝛc. in Bewegung setzt. Der Hofstaat legt dann die Himmelsfarbe der Königin an, der König läßt selbst seine Handschuhe diese Farbe tragen; das Feuerwerk allein, liest man, habe diesmal Kosten im Betrage von 10000 Gulden verursacht. Ihrerseits stiftet die Königin Olga sehr verdienstliche Stipendien für hiesige Polytechniker und tübinger Studenten, welche am Geburtstag ihres geliebten Gemahls jährlich zur Vertheilung kommen sollen. Bei der Gewohnheit gemeinschaftlicher Präsentation, und da die Königin, die als Kronprinzessin

Digitized by Google

stets „Kaiserliche Hoheit" titulirt ward, sich an ihren russischen Leibkutscher gewöhnt hat, der auch an ihrem Geburtstage mit der goldenen Civilverdienstmedaille belohnt wurde, geschah es, daß nach der Rückkehr von Kissingen, um die Herrschaft des Königreichs anzutreten, das Herrscherpaar seine Einfahrt vom Bahnhof her mit russischem Gespann vollzog, was allgemein, wenn auch nicht als gutes Omen, von sich reden machte.

Von außen angesehen, erntet das neue Gouvernement viel Beifall; doch bleibt abzuwarten, ob derselbe nicht öfters dem „Hoch" des „Staats-Anzeiger" gleicht, das dieses Organ am Geburtstag der Königin im hiesigen Theater (die Majestäten weilten noch in Schloß Friedrichshafen) ausgebracht werden ließ und von dem sonst niemand etwas gehört haben will. Doch ist das officielle Blatt nicht selten überhaupt der lustige Mann für die andern Journale; unter anderm brachte es jüngst eine ausführliche Erzählung, die unsere Coloratursängerin Frau Marlow in Ravenna sterben und in Triest mit großem Cortège begraben werden ließ, zu gleicher Zeit, als Frau Marlow frisch und gesund von einem Besuche ihres Sohnes aus Italien hieher zurückkehrte.

Das Theater Stuttgarts dürfte seinen künstlerischen Kräften nach nur gegen wenige Hofbühnen zurückstehen; aber es fehlt leider fast gänzlich an dem wesentlichsten Hebel des Erfolgs dramatischer Darstellungskunst, an der künstlerischen Zucht im Institute. Seine Verwaltung war unter dem verstorbenen König, der mit abnehmendem Gehör sich mehr und mehr nur noch für die Ausstattungsoper interessirte, ein Spielball der verschiedensten Einflüsse geworden, die sich rücksichtslos kreuzten, persönliche Interessen statt derjenigen des Publikums oder der Kunst zum Austrag brachten und die Intendanz feinerzeit zu der naiven Erklärung bewogen, daß sie für die Leistungen des Instituts nicht wol mehr verantwortlich gemacht werden könne; denn, heißt es dort: „es ist eher zu wenig, als zu viel gesagt, wenn man behauptet, unter fünf Wochenvorstellungen ist kaum eine, welche im Wunsche der Direction selbst lag; vier sind ihr durch ungünstige Umstände aufoctroyirt worden." Dieser Uebelstand hat unter der neuen Regierung insoweit aufgehört, als Freih. von Gall, der seit fast zwanzig Jahren Intendant der Hofbühne ist, die schwierige, durch antagonistische Dispositionen der Herrscher diesmal besonders gefährliche Wandlung aus einem Régime ins andere glücklich, nämlich mit einer namhaften Gehaltszulage, überstanden hat und die Gewalt gegenwärtig so ziemlich in seiner Hand allein concentrirt. Aber es wäre natürlich zu viel gesagt, daß hiermit zugleich für persönliche Einflüsse die Kampfbahn geschlossen worden sei. Theils sind Verhältnisse geschaffen, die sich nicht sofort beseitigen lassen, theils wechseln auch die Hebel individueller Interessen nur ihren Ansatzpunkt, da ein so persönliches, durch gemeingültige Gesetze und Normen so wenig wie hier beschränktes Regiment solchen Einflüssen niemals entgeht; besonders in der Oper, unter der Direction des Chorkapellmeisters Eckert, residirt das Regiment der Gunst auf dem Throne der Schönheit, und es ist nur eine Fortsetzung jahrelang dauernder innerer Unruhen und Kämpfe, wenn die Oper eben jetzt wieder aus den Fugen zu gehen scheint, da theils wegen eines abgelaufenen Contracts, dessen rechtzeitige Erneuerung die Intendanz übersehen hat, theils wegen offener Unzufriedenheit mit der Leitung mehrere

Digitized by Google

Hauptkräfte zu gleicher Zeit der Disponibilität ermangeln. Ueberhaupt ist es ja von der Macht über ein Kunstinstitut noch ein großer Schritt bis zur Schöpfung eines entsprechenden Repertoire oder eines künstlerischen Ensemble der Leistungen; und selbst wenn die leitende Persönlichkeit wirklich auf der erforderlichen Höhe künstlerischer Bildung und technischer Befähigung stünde, so würde sie doch in unsern und allen ähnlichen Verhältnissen die hohen Ziele der Kunst verfehlen müssen, solange das Amt selbst im wesentlichen als ein bloßes Hofamt verwaltet wird. Eine solche Verwaltung und Leitung ist bei uns durchaus vorhanden und macht sich besonders fühlbar durch Engagements und Rollenbesetzungen, gegen deren künstlerischen Inhalt Publikum und Kritik mit noch so großer Entschiedenheit vergebens sich aussprechen, so wie andererseits durch solche Vorführungen in Oper und Schauspiel, die, obwol mit großer Mühe und großen Kosten inscenirt, sich als unfruchtbare Novitäten erweisen und mit oder ohne einmalige Wiederholung wiederum verschwinden.

Das Publikum sieht jedoch diese und andere Dinge als unabänderliche mit ausharrendem Gleichmuth an. Es betrachtet das Haus als des Königs Domäne und Eigenthum, das es respectvoll als Gast betritt und auf die Bedingung des Wohlverhaltens benutzt, woran denn auch die trotz der Polizeimannschaft auf den Galerien umherpassirten Kriegssoldaten noch besonders mahnen. Die erste Galerie sowie die Parterrereihen der Offiziere begrüßen jedesmal das Erscheinen des Herrschers oder der Herrscherin in aufrechter Paradehaltung. Tadel der Darsteller seitens des Publikums gilt für unschicklich; diese sind ja des Königs Diener und Beamte; der Intendant sowie sämmtliche (fünf) Regisseure hatten bei dem Regierungsantritt des neuen Königs demselben einen besondern Pflichteid der Treue zu leisten! Der Beifall ebenfalls regelt sich nach besondern Erlassen, wie denn bis vor kurzem der Hervorruf bei einheimischen Künstlern nicht statthaft, nur bei durchreisenden erlaubt war, bei königlichen Familienfesten aber überhaupt jeder Beifall für die Vorstellung, als thäte er der Ehre des Gefeierten Abbruch, verpönt ist. Der Hof besitzt außer geräumigen Fonds- und Seitenlogen noch eine größere Anzahl annectirter Logen und Plätze für seine Angehörigen bis herab auf die Leibdienerschaft, verleiht den Offizieren des Heeres einige Reihen gesperrter Sitze zu einem Preise, dem nur der letzte aller regelmäßigen Eintrittspreise gleichkommt, widmet für die Hälfte desselben auch dem gemeinen Soldaten einen Theil der obern Räume und disponirt selbst über Plätze regelmäßiger Jahresabonnenten, insofern er dieselben, wie z. B. eben jetzt geschehen, nach Belieben in andere Logen gleichen Ranges verlegt, da es nicht für gleichgültig gelten kann, ob an Plätzen, die von der königlichen Loge aus besonders ins Auge fallen, etwa auch Personen zu sitzen kommen, welche nicht genügend geboren erscheinen. — Nun wird zwar die Bühne der Residenz nicht vom Hofe allein fustentirt, außer den Eintrittspreisen des Publikums zahlt das Land von seinen Abgaben noch 50000 Fl. zu dem jährlichen Kostenbetrag; allein die Stände haben seinerzeit diese Subvention sowie das Haus selbst der königlichen Civilliste einverleibt, und so läßt sich de jure nicht nachweisen, daß das Hoftheater auch den Wünschen, respective Bedürfnissen des Publikums gegenüber nicht als eine vollkommene königliche Dependenz behandelt werden dürfe.

Digitized by Google

Der erste Schritt zur Emancipation aus diesen Verhältnissen wäre die Gründung eines zweiten Theaters, wozu das mächtige Wachsthum Stuttgarts ohnedies seit längerer Zeit hindrängt. Allein dieser Schritt, nach oben hin misliebig, scheint vorerst noch aussichtslos. Soeben hat ein Theaterunternehmer von Ludwigsburg ein Concessionsgesuch hierfür in dem bescheidenen Rahmen einer „Singspielhalle" eingereicht; er ist aber, obwol Hindernisse gesetzlicher Art durchaus nicht entgegenstehen, auch die Stadtbehörden das Gesuch befürworteten, vom König, nach eingeholtem Gutachten der Hoftheaterintendanz, abschlägig beschieden worden.

Aus Weimar.

10. October 1865.

A. Am 8. Oct. tagte hier die Deutsche Shakspeare-Gesellschaft und gab sich und andern Rechenschaft über Zweck und Fortgang ihres Unternehmens. Wir freuen uns, berichten zu können, daß das Unternehmen, trotzdem seine Wirksamkeit nur eine fast stille zu nennen war, dennoch gewinnreiche Resultate geliefert hatte. Geistige wie materielle Beiträge waren reichlich beigesteuert worden, kunstsinnige Fürsten, wie der König von Sachsen, die Frau Kronprinzessin von Preußen, namentlich aber die Protectorin, die Frau Großherzogin von Sachsen, welche dem Unternehmen von Anfang an die regste Theilnahme, das feinste Verständniß zugewendet, hatten sich aufs lebhafteste betheiligt, und Gelehrte und Dichter zum erfreulichen Gedeihen nicht nur redlich das Ihrige gethan, sondern auch für die Folge ihre Mitwirkung zugesagt. So hat denn der junge, am Jubelfest Shakspeare's gepflanzte Baum kräftige Wurzeln geschlagen, und seine Blüten und Früchte werden gewiß noch lange Zeit Duft und Erfrischung bieten. Das ausgegebene „Jahrbuch" enthält gediegene Beiträge von Delius, Ulrici, Schöll, Leo, Bodenstedt, Eckardt, Köster und andern, denn wie ein fremdes Land dem Entdecker bei jedem Schritt vorwärts immer neue Ausbeute für die Wissenschaften gewährt, so ist das Shakspeare-Studium ein unbegrenztes, und die Forschenden fördern immer neue Schätze an das Licht des Tages. Das von der Gesellschaft ausgegebene Programm sagt in diesem Sinne:

„Seit die Schöpfer unserer eigenen classischen Bühne, Lessing, Goethe und Schiller, Shakspeare als dem größten aller dramatischen Dichter gehuldigt haben, ist das Studium seiner Werke zu einem der wesentlichsten Bildungsmittel auch in Deutschland geworden, und besonders hier hat er einen unermeßlichen, noch immer wachsenden Einfluß geübt. Ihm verdanken unsere besten Dichter ihre fruchtbarsten Anregungen, unsere Schauspieler ihre höchsten Aufgaben, wir alle unsere reinsten poetischen Genüsse. Seine Schöpfungen haben uns eine ganz neue Welt erschlossen, unsern Horizont erweitert, unser Denken vertieft, unser Gefühl geläutert, unsern Charakter gestählt, unsere Vorstellungen vermehrt, selbst unsere Sprache bereichert. Von den Strahlen der britischen Dichtersonne ist kein Gebiet der Kunst und des veredelnden Wissens unberührt geblieben; sie hat uns mit durchdringender Leuchtkraft alle Höhen und Abgründe des Menschenherzens ent-

Digitized by Google

hüllt, das Ewige im Vergänglichen gezeigt und der Aesthetik neue Bahnen erschlossen."

Die Bibliothek des Vereins umfaßt bereits 140 zum Theil sehr werthvolle Werke der Shakspeare-Literatur, zu welcher unter andern auch die Brockhaus'sche Buchhandlung in Leipzig reichlich beigesteuert hat. Der Ueberschuß des Fonds gewährt die Mittel zum rüstigen Fortwirken. Anwesend waren hier bei der Generalversammlung, die kommenden Herbst ausnahmsweise einmal in Berlin ihre Sitzung halten wird, namentlich die in weitern Kreisen bekannten Vorstandsmitglieder: Professor Bodenstedt, Ulrici, Leo, Delius, Eckardt, Hofrath Gottschall, Director Oechelhäuser, und von Einheimischen: Generalintendant Dr. Dingelstedt, Geh. Hofrath Schöll, Dr. Köster, Geh. Hofrath Marshall. Auch die weimarischen Vereinsmitglieder waren zahlreich vertreten; dagegen waren von den auswärtigen nur wenige anwesend.

Es ist in unserer den egoistischen Interessen geweihten Zeit wohlthuend, zu bemerken, daß es doch noch eine wenn auch nur kleine Schar todesmuthiger Kämpfer für die Poesie gibt, welche mit unermüdlicher Tapferkeit Phalanx macht gegen die verneinenden Gewalten der Zeit, und wie Weimar die erste Stadt war, welche der Dichtkunst ein gastliches Asyl gewährte, so hat sie auch noch stets Priester gefunden, welche das heilige Feuer nährten und schirmten. So ist auch Franz Dingelstedt redlich bemüht gewesen, der fast überall vertriebenen classischen Muse eine Heimat zu gewähren. Nicht nur, daß ihm der Ruhm gebührt, in Deutschland der erste gewesen zu sein, der den von unsern größten Dichtern mit Begeisterung ausgesprochenen Gedanken, den Shakspeare'schen Historiencyklus auf die Bühne zu bringen, verwirklichte und so das Jubiläum des britischen Dichters auf eine Weise beging, die Weimar zum Mittelpunkt der Feier machte, er hatte auch schon vorher den Shakspeare-Cultus in allen Richtungen vertreten. Er gab uns „Das Wintermärchen", „Sturm" ꝛc. und schuf durch die große Sorgfalt, mit der er persönlich die Inscenesetzung leitete, ein Ensemble, welches auf den Fremden stets einen wohlthuenden, harmonisch durchgebildeten Eindruck hervorbringt. Fern jedoch von jeder Einseitigkeit haben Weimars große Dichterfürsten stets dieselbe Huldigung empfangen. Dingelstedt führte z. B. die nicht genug zu schätzende Sitte ein, die Geburts- und Todestage der dahingeschiedenen großen Dichter durch Aufführung ihrer Werke zu feiern. Auf diese Weise bleiben die Merksteine ihres Lebens im Gedächtnisse des Volks und der Jugend. Als jüngst die weimarischen Hofschauspieler bei einem Gastspiel in Berlin in gewohnter Pietät den Geburtstag des Altmeisters Goethe durch Aufführung des „Tasso" ehrten, während die königliche Hofbühne „Flick und Flock" an diesem Tage gab, ließ sich in der „National-Zeitung" ein bekannter geistreicher Kritiker also vernehmen: „Ein Theater, das fünf Schauspieler besitzt, die den «Torquato Tasso» gebildet und mit Verständniß sprechen können, gibt sich dadurch das Zeugniß, daß es höhern Zielen nachstrebt, auch in dem Trouble der Tagesbedürfnisse. Und wie wenige Theater gibt es gegenwärtig in Deutschland, die dieses Gedicht aufführen können, das von dem «Du siehst mich lächelnd an, Eleonore» bis zu dem «So klammert sich der Schiffer endlich noch Am Felsen fest, an dem er scheitern

Digitized by Google

sollte», wie eine Mozart'sche Symphonie melodisch an uns vorüberrauscht." Daß aber Weimar durch Dingelstedt ein durch und durch gebildetes Künstlerpersonal besitzt, hat es nicht nur durch Vorführung des Shakspeare-Cyklus bewiesen, sondern auch durch die Darstellung der Wallenstein-Trilogie, welche vor zwei Jahren an Schiller's Todestage zum ersten mal zusammenhängend, an Einem Tage, mit einem verhältnißmäßig geringen Personal, so vollkommen dargestellt wurde, wie die größte und reichdotirteste Hofbühne dies kaum besser bieten dürfte. Dingelstedt fand dabei in den Künstlern selbst die lebendigste und hingebendste Aufopferung für sich und die gute Sache, aber auch ein Publikum, welches in dankbar freudiger Erregung an dem geistigen Banket von Anfang bis zu Ende mit unvermindertem Interesse theilnahm.

Auch die Dichter der Jetztzeit haben hier stets die würdigste Aufnahme gefunden: Gutzkow, Paul Heyse, Mosenthal, Gottschall, Friedrich Hebbel ꝛc. Namentlich hielt letzterer Weimar hoch in Ehren; war es ja doch hier, wo seine gigantische Schöpfung, die Nibelungen-Trilogie, durch den treuesten Freund zuerst auf die Bühne gebracht wurde. Sie alle aber haben gewiß in Dingelstedt nicht nur den liebenswürdigen Intendanten, sondern vor allem den verständnißvollen sympathiebereiten Dichter gefunden, einen Dichter, von dem nur zu beklagen, daß er die Saiten seiner Harfe so lange verstummen ließ und uns nur die Gesänge anderer Barden gab. Dingelstedt's Wirken und Streben bildet eine unvergeßliche Epoche in Weimars Theatergeschichte. Möge er nicht nachlassen, „im edlen deutschen Wirken", wie Herder sagt, „bis der Kranz oben hange"! Möge Weimar bleiben, was es so lange gewesen, ein Hort der Musen, ein Mekka der Gläubigen, die zu den Gräbern der großen Todten wallfahrten. Möchten aber auch die Pilger derer nicht vergessen, die noch leben und wirken in frischer Kraft und die Anerkennung der Zeitgenossen brauchen, um nicht müde den Kranz fallen zu lassen, „ehe er oben hange"!

Notizen.

Auf dem Felde der Historienmalerei, welches in den letzten Jahren in Düsseldorf ziemlich brach gelegen hat, sind in neuester Zeit daselbst einige bedeutende Werke zu Tage gefördert worden, die auf der permanenten Kunstausstellung die lebhafte Theilnahme des Publikums erregten. Zunächst war es ein lebensgroßes Gemälde von J. Schey — Cromwell darstellend, den seine Tochter von der Betrachtung des Bildnisses Karl's I. abzuziehen sucht —, welches Aufmerksamkeit verdiente. Und diesem folgte schon nach wenigen Wochen das treffliche im Auftrage der Verbindung für historische Kunst ausgeführte große Bild Albert Baur's: „Die Ueberführung der Leiche Kaiser Otto's III. aus Italien nach Deutschland", ein in strengstem historischen Stil gehaltenes, in jeder Beziehung vorzügliches Werk, dem sicher auf seiner nun begonnenen Rundreise durch Deutschland die allseitige Anerkennung zutheil werden wird. Gegenwärtig aber ist es eine größere Cartonzeichnung

Digitized by Google

Moritz von Beckerath's, der gleich Baur früher Schüler von Kehren und Schwind war, die auf der düsseldorfer Ausstellung die historische Kunst vertritt. Sie stellt den Rückzug Napoleon's aus Moskau dar und gemahnt durch ihre stilistische Auffassung und Linienführung in etwas an die Werke Alfred Rethel's. — Auch auf der jüngstgeschlossenen Ausstellung des Rheinisch-Westfälischen Kunstvereins im Akademiegebäude machte sich das Erwachen eines regern Strebens zur Hebung der höhern Kunstrichtungen in erfreulicher Weise bemerkbar. So verdiente namentlich das Erstlingswerk eines jungen Künstlers, der große Carton: „Die Verleugnung Petri" von Peter Janssen, dem Sohne des bekannten Kupferstechers, die größte Beachtung, indem sie noch Treffliches von der fernern Entwickelung eines nicht gewöhnlichen Talents erwarten läßt. Auch ein großes Altarbild von Franz Müller (Sohn des Professors Andreas Müller) zeichnete sich vortheilhaft aus und bekundete gleich dem Historienbilde „Margarethe Le Riche im Kerker" von Eduard Hübner, dem Sohne des Professors Julius Hübner in Dresden, ein anerkennenswerthes Streben, dem der Erfolg hoffentlich nicht fehlen wird.

Das Reformationsdenkmal für Worms schreitet seiner Vollendung rüstig entgegen. Die Bildhauer Donndorf und Kietz, die Schüler Rietschel's, führen das großartige monumentale Werk genau und vollständig im Sinne ihres Meisters durch. Sobald der letzte Meißelstich daran gethan sein wird, werden die vorgenannten Künstler das Rietschel'sche Atelier zu Dresden räumen und dasselbe Professor Hähnel überantworten, dem es König Johann hat zuweisen lassen.

Das Schauspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer: „In der Heimat", das letzte Werk der fleißigen Verfasserin, das in diesem Winter noch vielfach zur Aufführung gelangen dürfte, beruht, wie man erfährt, nicht auf bloßer Erfindung, sondern auf der Thatsache, daß ein Wirth im Breisgau seine Töchter wirklich in der in diesem Stück angegebenen Art und Weise erziehen ließ. Der Geist der Bühnendichterin hat nur die möglichen Conflicte ins Auge gefaßt, die sich daraus für das Leben der Mädchen etwa ergeben konnten.

Die Geburtsstadt Gellert's, Hainichen in Sachsen, welche diesem Dichter am 26. October d. J. bekanntlich ein Denkmal errichtet, das der dresdner Bildhauer Wilhelm Schwenk nach Rietschel's Modellskizze ausgeführt, läßt eine Geschichte dieses Monuments schreiben, welche man nicht ohne Interesse auch in weitern Kreisen lesen dürfte. Wie uns dünkt, ist diese Unternehmung sehr nachahmungswerth.

Unter den neuen Dramen dieser Saison scheint ein Trauerspiel: „Brutus und Collatinus", Theilnahme zu erwecken. Nachdem es in Karlsruhe die Lampenprobe glücklich bestanden, soll dessen Aufführung nun auch an mehrern andern Bühnen in Aussicht stehen. Es hat einen Gymnasiallehrer Dr. A. Lindner in Rudolstadt zum Verfasser.

Digitized by Google

Anzeigen.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Weltgeschichte

in Lebensbildern und Charakterschilderungen

der Völker,

mit besonderer Beziehung auf

Cultur und Sitten.

Ein Handbuch

für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Bildung

von

Friedrich Körner,

Director und Professor der Handelsakademie zu Pest.

Zweite Auflage. 3 Bde. $2^2/_3$ Thlr.

Dies Werk gibt die Weltgeschichte in wesentlich neuer Methode der Darstellung, deren Erfolge sich durch langjährige Praxis des als Pädagogen rühmlichst bekannten Verfassers bewährt haben. Dasselbe will das Wichtigste herausheben und durch detaillirte Schilderung veranschaulichen. Der Verfasser gibt von den verschiedenen Völkern und Zeiten die charakteristischen Eigenthümlichkeiten. Zu den weltgeschichtlichen Thatsachen und Personen rechnet er aber auch die Künste, epochemachende Gelehrte und Dichter. Statt der Aufzählung vieler Schlachten hebt der Verfasser nur die folgenreichsten hervor und bemüht sich, besonders die Unterschiede der Zeiten und Völker durch Schilderungen der Cultur-Verhältnisse zu vergegenwärtigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe und Leipzig.

Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule.

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Anknüpfend an die Feier des 19. October, an welchem Tage der junge Goethe im Jahre 1765 auf der Universität Leipzig inscribirt wurde, gibt der Verfasser in vorliegendem Buche eine Menge sehr werthvoller, zum Theil bisher weit zerstreuter, zum Theil noch ganz unbekannter Mittheilungen aus Goethe's Leben und dem seiner Zeitgenossen, darunter eine Anzahl hier zum ersten mal gedruckter Briefe Goethe's. Das Werk ist sonach keine Gelegenheitsschrift, sondern eine wichtige Ergänzung der Goethe-Kunde und ein dankenswerther Beitrag zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte. Der Verfasser wurde bei diesem Anlaß von der philosophischen Facultät der Universität Leipzig zum Ehrendoctor ernannt.

Soeben ist der fünfte Band der elften Auflage von **Brockhaus'** berühmtem **Conversations-Lexikon** vollständig geworden, bis „Eschenmayer" reichend, und es liegt nun bereits ein Drittheil des Werks vor. Bei dem außerordentlich billigen Subscriptionspreise von nur fünf Neugroschen für das Heft von 6 Bogen in größtem Lexikon-Octav und der allmählichen Erscheinungsweise ist die Anschaffung dieses wahrhaft unentbehrlichen Werks, das eine ganze Bibliothek ersetzt, nicht nur dem Wohlhabenden, sondern auch gerade dem minder Bemittelten ermöglicht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 44.** 2. November 1865.

Inhalt: Studien zur Charakteristik des indischen Dramas. II. Anfänge des indischen Theaters. Gita-Govinda. III. Die Bühne der Hindu; Schauspieler, dramatische Dichter und Dramaturgen. Von **Rudolf Gottschall.** — Eine Skizze aus der Künstlerwelt. Nacherzählt von **Wilhelm Girschner.** — **Literatur und Kunst.** Der Geschichtsforscher Prokopius von Cäsarea. (Dahn, Prokopius von Cäsarea. Ein Beitrag zur Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römerthums.) Zwei neue Romane. (Gustav vom See, Gräfin und Marquise, Ost und West; Franz von Remmersdorf, Doge und Papst.) — **Correspondenz.** (Aus London. Aus Prag.) — **Notizen.** — **Anzeigen.**

Studien zur Charakteristik des indischen Dramas.

Von

Rudolf Gottschall.

II.

Anfänge des indischen Theaters. Gita-Govinda.

Wie fast überall, ist auch in Indien die dramatische Kunst aus den Feierlichkeiten des Cultus, aus den Tänzen und Gesängen der Opferfeste hervorgegangen. Doch der zur Mythenbildung geneigte Volksgeist suchte die Entstehung des Dramas nicht blos mit der menschlichen Feier der Gottheit in Verbindung zu bringen, sondern er verlegte sie in die Kreise der Götterwelt selbst, oder vielmehr, er stellte auch diese Kunst als etwas Ewiges dar, welches von Haus aus bestehend und nicht im Verlaufe der Geschichte entstanden sei. Nach einigen Nachrichten hat Brahma selbst die Regeln der dramatischen Kunst aus den Veda zusammengestellt und sie einem Muni, Einsiedler, Namens Bharata, mitgetheilt, während nach andern Nachrichten dieser heilige Mann aus eigenem Antrieb eine Sammlung von Sutra verfaßte, in denen er seine dramaturgischen Lehren mittheilte, und zugleich als Oberregisseur bei den im Himmel Indra's dargestellten Dramen thätig war.

Digitized by Google

Die himmlische Wolkenbühne war nämlich im Reiche Indra's aufgeschlagen, des mächtigen Götterfürsten, des Bergespalters und Donnerkeilhaltenden, der aber trotz dieser an den olympischen Zeus erinnernden Prädicate nur eine Gottheit des zweiten Ranges war. Der „tausendäugige" Gott, welcher bisweilen einem Sterblichen seine allwissende Sehergabe leiht, benutzt sie oft zur Ausführung leichtsinniger Liebesabenteuer mit schönen Nymphen und mit den Gattinnen der Sterblichen. Er ist der Gott, dem die Elemente gehorchen, mag er auf leuchtendem von zehntausend Rossen sturmschnell gezogenen Donnerwagen einherfahren, oder auf seinem Elefanten Airavati reiten, welcher der Thürhüter des Himmels ist und mit seinem Rüssel die Wasserstrudel hervorbringt. Indra sendet die reichlichen, fruchtbaren Regenschauer; der Bogen, von dem er seine Pfeile entsendet, erscheint nach geendetem Kampfe den Sterblichen als Regenbogen. Indra's Wohnung, Amaravati, die unsterbliche, hat einen prächtigen Palast und Garten, ein himmlisches Paradies, in dem er selbst oft mit seiner Gattin Indrani oder Sachi ruht. Sein Reich, in welches zum Lohn die Seelen der tapfern im Kampfe gefallenen Krieger sowie der Frommen und Rechtschaffenen, ehe sie eine neue Wanderung durch die Körperwelt beginnen, aufgenommen werden, ist in Wahrheit das Reich eines verfeinerten Sinnengenusses und wird somit in sinniger Weise als die Heimat der Künste gefeiert. Die scenischen Darstellungen in Indra's Himmel wurden nun von den Gandharvas und Apsarasas ausgeführt. Erstere, sowol männlichen als weiblichen Geschlechts, sind Sänger und Tänzer, blumenstreuende Genossen der Götter, letztere sind verführerische Schönheiten, welche mit ihren Reizen die Bewohner von Indra's Himmel beseligen, mit Tanz, Gesang und Liebe die Herzen erfreuen und deren Zahl sich auf sechshundert Millionen beläuft. Diese Künstlerinnen des Paradieses sind also zugleich in freier Liebe sich hingebende Buhlerinnen, und die indische Mythe läßt schon im Himmel die Ausübung des künstlerischen Berufs bei den Frauen mit freien Sitten Hand in Hand gehen, eine von Gesetz und Sitte der Erde vorausgesetzte Gemeinschaft, deren Anstößigkeit die Künstlerinnen lange Zeit aus den Kreisen und selbst von den Rechten der bürgerlichen Gesellschaft ausschloß.

Ueber die Darstellungen in Indra's Himmel sind wir keineswegs ohne Nachrichten. Natürlich konnte nur ein Dichter darüber Bericht erstatten. Kalidasa hat in seinem Drama „Vikrama und Urvasi" eine jener himmlischen Künstlerinnen zur Heldin gewählt und uns, während er ihre Liebe zu dem Erdensohne zum Hauptinhalte der Dichtung macht, doch auch aus dem Kreise ihrer künstlerischen Wirksamkeit einen Zug von köstlicher Naivetät aufbewahrt. Von zwei Schülern des weisen

Digitized by Google

Einsiedlers Bharata, des himmlischen Schauspieldirectors, erfahren wir, daß im Palaste Indra's eine Vorstellung stattfand, mit der die Unsterblichen sehr zufrieden waren, weil Beredsamkeit und Wohlklang für sie darin war. Zur Aufführung kam ein Drama: „Lakschmi's Gattenwahl", Lakschmi ist die Gattin Vischnu's, die Segensgöttin, die in frohen Erntefesten gefeiert wird. Der Stoff des Götterdramas aber hängt mit der alten Sitte zusammen, daß indische Prinzessinnen und Frauen von Rang sich ihre Gatten selbst wählten. Die Freier wurden in des Vaters Hallen eingeladen und nach mehrtägigen Festlichkeiten in einem Kreise versammelt, aus welchem die Jungfrau sich den Bevorzugten wählte, indem sie ihm einen Blumenkranz übers Haupt warf. In diesem Drama nun spielte die reizende Urvasi die Hauptrolle; doch versprach sie sich dabei in einer auffallenden Weise. Eine andere Nymphe richtet an sie die Worte:

Die großen Mächte, die die Welt beherrschen,
Sind jetzt zusammen, Lakschmi, an der Spitze
Der holde Kasana. Gesteh', zu wem
Neigt sich dein Herz?

Nun hatte Urvasi zu entgegnen: „Zu Puru-Schottama"; doch statt dessen nannte sie den Namen des eigenen Geliebten, Pururava. Der weise Bharata gerieth darüber in den höchsten Zorn, verfluchte die vergeßliche Künstlerin, welche so aus der Rolle fallend das Geheimniß ihres Herzens enthüllt hatte und verbannte sie aus dem Himmel. Doch Indra, mild gestimmt gegen eine hervorragende Schönheit seines Reichs und seiner Wolkenbühne, verstattete ihr, die Zeit der Verbannung bei dem geliebten auch ihm befreundeten Fürsten zu verleben und zurückzukehren, sobald der König das erste von ihr geborene Kind erblickt hatte.

In dem einsiedlerischen Weisen Bharata hat der Mythus überhaupt die Entstehung des Schauspiels personificirt; denn das Wort „bharata" bezeichnet einen Schauspieler und Sänger und lebt in der letzten Bedeutung noch in einigen Volksdialekten fort. Ursprünglich heißt es „Träger" und wurde erst bei der Ausbildung der dramatischen Kunst auf den Schauspieler übertragen, insofern dieser der Träger der von ihm auswendig gelernten Rolle ist. In ähnlicher Weise ist das Wort Sutradhara, das eigentlich „Zimmermann" bedeutet, auf den Schauspieldirector übertragen worden. Diese etymologische Ableitung führt wieder auf den Zusammenhang des Cultus und des Schauspiels zurück. Denn der „Sutradhara" war der Baumeister, welcher die für die Opferfeste erforderlichen Bauten einzurichten und überhaupt alle dabei unentbehrlichen Anordnungen zu treffen hatte. (Lassen, l. c. II, S. 502, 503.) Er ließ jedenfalls auch die Schaugerüste für die scenischen Vorstellungen aufschlagen, welche bei diesen Festen bräuchlich waren, und

Digitized by Google

deren Leitung in seine Hand gelegt war. Wie sich nun aus den Tänzen und Gesängen des Cultus das Drama gebildet, das ist angedeutet in den drei Arten des Tanzes, welche die Hindu unterscheiden. „Nritta" ist der bloße Tanz; „Nritja" der mit Gesticulationen und Pantomimen verbundene Tanz; „Natja", das eigentliche mit Tanz und Worten verbundene Schauspiel. In der Reihenfolge dieser Eintheilung ist der geschichtliche Entwickelungsgang klar zu Tage gelegt. Die stumme Sprache des Tanzes wurde bei den gottesdienstlichen Handlungen anfangs durch die Pantomime ergänzt; dann trat zum Tanz der Gesang, in welchem eine That verherrlicht wurde; später wurde der Vortrag der Gesänge und die Darstellung der Handlung an mehrere Personen vertheilt, bis zuletzt die Rede an die Stelle des Gesanges trat. Von „Natja" stammt das Wort „Nataka", welches den Tänzer, aber auch den Schauspieler und im Neutrum die gewöhnlichste Art des Dramas bedeutet.*)

Die Rolle der himmlischen Apsarasas bei den Festen des Götterkönigs wurde bei den religiösen Feierlichkeiten auf Erden gewiß zuerst von den Tempeljungfrauen vertreten, denen es noch heutigentags obliegt, im geeigneten Tänzerkleide bei den Festen Kränze zu flechten, die Altäre zu verzieren, Umgänge und heilige Tänze aufzuführen und das Lob der Götter zu singen. Diese gottgeweihten „Devadasis" (Götterdienerinnen) sind keineswegs mit den Bajaderen zu verwechseln, und wenn sie auch an einzelnen Orten zu Buhlerinnen der Priester herabgesunken, so ist dies nur eine misbräuchliche Entartung, welche durchaus nicht die Regel bildet. Schon Marco Polo rühmt ihre Sittlichkeit und Keuschheit, sodaß nach dieser Seite hin nicht sie, sondern die öffentlichen Tänzerinnen, die Bajaderen, die irdischen Nachbilder der meerentstiegenen Himmelsnymphen sind. Von dem Inhalte der Opfergesänge und Tänze berichten uns schon die alten Schriftsteller. Lucian erzählt, daß die Inder unter Hymnen den Tanz der Sonne nachahmten, und Philostratus vergleicht diese Hymnen mit den Päanen des Sophokles. Als man den Fortschritt zur Darstellung einer zusammenhängenden Handlung machte, bildete den Mittelpunkt derselben natürlich das

*) Lassen l. c. II, S. 503. 504. Benfey (l. c. S. 285) erwähnt, daß „Natja", obgleich in das gelehrte Sanskrit aufgenommen, eigentlich der Wurzelgestalt nach ein Prakritwort sei und macht daraus, daß alle technischen das Drama betreffenden Ausdrücke aus dieser Prakritform rat hervortreten, die wichtigen Schlüsse, daß das Drama zu einer Zeit entstand, wo das Sanskrit längst erstorben war, und daß das Drama sich nicht unter Herrschaft des Sanskrit — der höhern Cultur — sondern des Prakrit — des Volkslebens — entfaltete. Es wäre dies ein analoger Gang wie in China, wo das Drama auch als spätgeborenes Kind der Cultur und als Träger der Volkssprache auftritt, welche durch diese Dichtform in die Literatur eingeführt wird.

Digitized by Google

Schicksal eines Gottes. Diese Darstellungen, welche den Tempel zur Vorschule der Bühne machten, mußten daher ganz an die mittelalterlichen Mysterien erinnern. Namentlich war es Krischna, welcher in diesen Mysterien besonders verherrlicht wurde und nach einer Ueberlieferung sogar für den Urheber des „Sangita", der mit Tanz, Musik und Gesang verbundenen Aufführungen, gilt. (Lassen l. c. II, S. 504.) Krischna ist bekanntlich die achte „Avatara" oder Verwandlung Vischnu's, der einen Gottheit der indischen Dreieinigkeit, und seine vollkommene „Menschwerdung". Er eignete sich deshalb in doppelter Hinsicht zum Haupthelden der Opferfestspiele; denn er verliert die Erhabenheit und Würde der höchsten Gottheit, und verliert sie in Menschengestalt und in einer Reihenfolge abenteuerlicher Erlebnisse. Was das erstere betrifft, so gibt es Verehrer, welche ihn in den „Puranas" über alle andern Götter setzen, ihn als Herrn der Welt und Schöpfer feiern und umgekehrt Vischnu zu einer seiner Verwandelungen machen. Selbst Brahma und Siva verehren, wie es in diesen „Puranas" heißt, seinen Bloßfuß und das Blinzeln seiner Augen vermag selbst den Brahma zu stürzen. Wenn die unbestreitbare Macht und Hoheit des Gottes die Herzen der Gläubigen mit den Schauern erhabener Bewunderung erfüllten: so waren seine irdischen Erlebnisse ganz geeignet, in lebendigen Bildern veranschaulicht und dargestellt zu werden. Der König von Mathura, Kansa, war so tyrannisch und ungerecht, daß die Götter Brahma und Siva Vischnu um Hülfe gegen ihn bitten. Kansa hatte infolge früherer Büßungen von Brahma die gnädige Zusicherung erhalten, daß er nur durch seinen eigenen Neffen umkommen werde. Vischnu läßt sich daher als Krischna, und zwar als der Sohn von Kansa's Schwester, Devoki, welche mit dem Könige Vasudevas vermählt war, gebären. Sobald Kansa von der Schwangerschaft der Schwester Nachricht erhalten, läßt er sie ins Gefängniß werfen und streng bewachen. Dennoch gelang es ihr, ihre Entbindung geheim zu halten und den neugeborenen Knaben den Nachstellungen des Onkels zu entziehen. Der eigene Vater trägt ihn durch den Yancunafluß und bringt ihn nach Brindevana, dem Paradiese der Hirten. Hier, unter Hirten und Hirtinnen aufwachsend, erfindet er die Flöte und ergeht sich in üppigen Liebesspielen. Wie die bildende Kunst ihn oft in Begleitung mehrerer Hirtinnen darstellt, die einen Palankin bilden, um den Auserwählten zu tragen, so hat auch die Dichtung gerade seinen Aufenthalt unter den Hirten und Hirtinnen verherrlicht. Später erinnert er sich an den eigentlichen Zweck seiner irdischen Sendung und vernichtet Kansa und andere schädliche Geschöpfe wie den Drachen Kalija, bis er dem Fluch eines Büßers zum Opfer fällt und durch den Pfeil eines Jägers erlegt wird.

Digitized by Google

Es ist kein Zweifel, daß an dem „Rasa" genannten Feste nicht nur Hymnen zu Ehren Krischna's gesungen und Tänze aufgeführt wurden, sondern daß auch die Erlebnisse des Gottes nach der Art der mittelalterlichen Mysterien zur Darstellung kamen. (Lassen l. c. II, S. 504, 505.) In der Dichtung „Gita-Govinda" von Gajadeva finden wir, mag sie auch selbst der spätern Zeit durchgebildeter Kunstpoesie angehören, doch in den Grundzügen die Form gewahrt, welche dem ältesten indischen Drama eigenthümlich war. Die Handlung entwickelt sich in der Form des Wechselgesanges, welcher von dem neuern Dichter nur durch kurze Einführung der Personen und Andeutung ihres Gemüthszustandes unterbrochen wird. Der Inhalt des Gedichtes ist die Liebe Krischna's zu Radha, welche auch den Inhalt der großen theologischen Episode des „Mahabharata", „Bhagavadgita", bildet. Diese Liebe wird mit den glühendsten Farben der Erotik und mit einem so großen Aufwand sinnlich üppiger Bilder geschildert, daß selbst die religiös-mystische Deutung, welche durch die Vischnu's Verwandlungen schildernde Einleitung und durch manche eingefügte Anrufungen und Segenssprüche herausgefordert wird, ähnlich wie bei dem Hohenliede der Hebräer einen mehr befremdenden als den Wollustzauber der Dichtung dämpfenden Eindruck macht. Wir besitzen von diesem glühenden Liebesidyll eine meisterhafte, die deutsche Sprache mit der Kunst eines Jongleurs behandelnde und nur bisweilen in Formkünsteleien ausartende Uebersetzung von Rückert. („Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes", I, S. 139—173.)

Die Handlung des Idylls spielt nur zwischen drei Personen: Krischna, der meistens als Havi, der Frühlingsgrüne, ähnlich dem grüngewandigen, ewig jungen arabischen Chidher bezeichnet wird, Radha, seiner Geliebten, und der Freundin, welche, zwischen beiden hin- und hergehend, eine die dramatische Bewegung bedingende Vertrautenrolle spielt. Diese Bewegung ist das Suchen und Fliehen, das Meiden und Finden der Liebe, wie es auch der Tanz und die Pantomimen auszudrücken pflegen, und wie es sich vollkommen für die Darstellung durch dramatisch lebendige Wechselgesänge eignet, welche auch als der Kern der spätern Dichtung übrigbleiben, wenn man die wenigen descriptiven Stellen von ihr losgelöst hat.

Zuerst tritt zur liebeskranken, den Gatten suchenden Radha die Freundin, und theilt ihr mit, daß er im frohen Lenze mit Mädchen spielt und tanzt. Der erste Gesang schildert die üppige Blumenscenerie mit ihren berauschenden Düften, die Liebestrunkenheit der umgebenden Natur; dann aber entrollt die Freundin wenig tröstliche Bilder des Mädchengedränges, welches mit heitern Scherzen den scherzenden Havi umgibt:

Digitized by Google

Eine, die Luft hat aus lauschender Losheit der lockenden Augen getrunken,
Nicht in Gedanken nur in Madhusudana's*) Antlitznymphäe versunken.
Eine, geschmiegt an die Seite der Wangen, um etwas ins Ohr ihm zu raunen,
Küsset geschwinde den Liebsten und machet den warmdurchschauerten staunen.
Eine des Wirbels der Wonne verlangende ziehet am Jamunastrande
Jenen zur lustigen Laube gewandten zurück mit der Hand am Gewande.
Wie die vom Taktschlag schütternden Spangen die Flöte begleiten im Schwunge,
Schwingt sich im rauschenden Reigen die munt're, und Havi belobet die junge.
Eine, die halset er, eine, die küsset er, herzet der Herzigen eine,
Blicket nach jener mit lieblichem Lächeln und haschet die andere feine.

Die nächste Scene, wenn wir die Dichtung in Scenen zerfällen wollen, um das dramatische Gerippe des altindischen Mysteriums anschaulich zu machen — zeigt uns Radha in einer von Bienenschwärmen umflogenen Laube, in welche sie sich mit der Freundin zurückzog, um sich ungestört dem Schmerz der Eifersucht hinzugeben. Da malt sie sich den Geliebten aus mit allen seinen Vorzügen und Reizen, wie er sich im munter-scherzenden Reigen geberdet, die Hirtinnen küßt, umarmt, ihre schwellenden Brüste ans Herz drückt! Diese Bilder erregen in ihr ein Liebesweh, das sie nicht ertragen kann; sie bittet die Freundin, ihn zum Liebesspiel ihr zu holen, das sie in einer Reihe der wollüstigsten Bilder vor die Seele führt.

In der dritten Scene sehen wir Krischna, der aus dem Chor der Hirtinnen flüchtet, indem die Liebe zu Radha in seiner Brust erwacht. Die mystischen Aus- und Unterleger fanden gerade diese Scene bedeutungsreich, indem sie in derselben die Rückkehr Krischna's von weltlichem Minnespiel zu seiner wahren, geistlichen Liebe vorgebildet sahen. Er klagt, daß die Gekränkte im Zorne von dannen gegangen, daß er im Gefühle der Schuld sie nicht zurückgehalten:

Du erscheinest mir! Ja, ich sehe vor meinen Augen dich schweben;
Warum willst du mit froher Hast nicht wie sonst Umarmung mir geben?
O verzeih' mir, und nimmer wieder von mir soll solches geschehen;
Gib, o Schönste, mir deinen Blick! Ich vergeh' in Mammatha's**) Wehen.

Sehnsuchtsvoll vergegenwärtigt er sich alle ihre Reize:

Die lieblichen Berührungen, das holde, schwanke Blickespiel der Augen,
Der Mundnymphäe würz'ger Duft, die Nektarträufelung der losen Worte!

Da tritt in der vierten Scene zu dem reuigen Geliebten Radha's Abgesandte und verkündet ihm den Trennungsschmerz der schwer an Liebesweh Erkrankten:

---

*) Beiname Krischna's, weil er den feindlichen Dämon Madhu besiegt.

**) Der Herzerschütterer, Beiname des Liebesgottes.

Digitized by Google

Sie schauert, stöhnet, winselt, zittert, schweigt,
Sinnt, schwärmet, nickt, fällt, stiebet, schwimmet hin;
Nur deine Huld erhält die Holde wach,
O Himmelsarzt, sonst bleibt kein Anhalt ihr!

Wenn die Liebeskranke, süßer Götterarzt,
Deren Heilung deines Leibes Amrit ist,
Wenn du Radha von dem Weh nicht retten willst,
Indra's Bruder, bist du hart wie Indra's Keil.

Der Held unsers Idylls sendet alsbald die vermittelnde Freundin zur Geliebten, daß sie zu ihm komme. Die fünfte Scene zeigt uns, wie die Botin ihren Auftrag an Radha ausrichtet, indem sie die Liebessehnsucht des Geliebten mit brennenden Farben malt. Dies Locken und Laden hat Rückert durch ein wahrhaft berauschendes Reimgeklingel in Versen, die zu seinen virtuosen Kunststücken der Sprachbeherrschung gehören, wiedergegeben:

Wo er zur Wohnung der Wonnebelohnung genaht ist im Schmucke der Liebe,
Stattlich gelendete, säume nicht, wende dich schnell zu dem Herrscher der Triebe.
Unter dem Duftstrauch von Jamuna's Lufthauch harret der Grünbekränzte.
Deinen bedungenen, tönеverschlungenen Namen enthaucht er dem Rohre,
Sendet dem Winde den Staub, der gelinde dir Zarte, gespielt hat am Flore.
Unter dem Duftstrauch u. s. f.
Schwingt eine Taube sich, regt es im Laube sich, meinet er, daß du gekommen,
Schmücket das Lager dir, blicket mit zager Begier dir entgegen beklommen.
Laß die umzingelnden, plauderhaft klingelnden, liebesverräth'rischen Spangen,
Freundin, o husche zum dämm'rigen Busche, von nächtlichen Schleiern umfangen!
Dort die geschmeidete, safranbekleidete Brust, wie die kranichumschweifte
Wolke, dem Blitze gleich wählst du zum Sitze, die heiß im Verlangen gereifte.

Da nun auch die Schatten der Nacht herabsinken, da gleiche Sehnsucht die Herzen der Liebenden erfüllt, so scheint mit ihrer Begegnung das Drama dem Ende zuzueilen. Doch die Dichtung erfindet noch einige Hemmnisse, welche eine neue dramatische Bewegung und Gegenbewegung hervorrufen. Radha ist krank vor Liebesschmerz, daß sie, zu schwach zum Gehen, in der Laube erliegend, nicht zum Geliebten kommen kann. Das ist die Kunde, welche die Botin dem Krischna in der sechsten Scene bringt. In der siebenten hören wir die Erkrankte selbst jammern über ihres Leibes welkende Jugendblüte und, in bangen Zweifel verfallen, auch der Herzfreundin Wort für Betrug erklären. Als diese wiederkehrt ohne den Ersehnten, da durchflammt noch einmal die Eifersucht ihren Busen; sie sieht ihn selig und beseligend mit einem reizenden Weibe kosen, ihren Busen mit Steingehängen, ihren Lilienarm mit feurigen Rubinen, ihre Hüfte mit dem Juwelengürtel, ihre Lotosfüße mit dem Putze des Lacks ausschmücken.

Als endlich in der siebenten Scene am Morgen nach durchklagter

Digitized by Google

Nacht der Geliebte zu ihren Füßen, gnadeflehend, liegt, da erblickt sie an ihm nur die Zeichen nächtlicher Untreue, das überwachte Auge, die schwarze Augenschminke am Munde, Nägelspuren, die vom Fußlack gefärbte Brust und die verwundeten Lippen, und weist ihm zurück, heißt ihn gehen und diejenige suchen, welche ihm im Kummer zum Horte dient. Doch die Freundin redet ihr zu, nicht spröde zu thun:

Wenn du hart dem weichen, wenn du starr bist dem sich schmiegenden,
Abgeneigt dem zugeneigten, feindlich einem solchen Freund;
Billig wird dann, o Verkehrte, Sandelsalbe dir zu Gift,
Mondstrahl Sonnenbrand, Schnee Feuer, Minneluſtspiel Todeskampf.

Es ist inzwischen Abend geworden; in der achten Scene tritt mit stammelndem Liebeswort Havi zu Radha. Von Kandarga's, des Liebesgottes, Feuer ging seine Seel' in Flammen auf; er bittet sie, gib des Mundes Meth mir zu trinken! Er beschwört sie, den grundlosen Stolz sinken zu lassen! Dieser Gesang ist von dithyrambischer Liebeswildheit beseelt:

Gib, die Kama's Gift versöhnt, gib, die meine Scheitel krönt, mir
des Fußzweigs blühende Spitze!
Furchtbar ist in meinem Blut Madana's Verzehrungsglut; laß
den Fußtritt dämpfen die Hitze.

Und nachdem er so das höchste Zeichen indischer Liebesunterwerfung, den kühlenden Fußtritt der Geliebten als Krone auf das Haupt zu nehmen, erbeten, fährt er glühender fort:

Gib, Mädchen, mir des schonungslosen Zahnes Biß,
Der Arme Ketten, enge Busenklemmung.
Entbrannte! deine Luſt laß aus! aus Wundenklaff
Des Mördergotts entfliehn die Lebensgeister.

In der neunten Scene ermuntert die Freundin noch einmal die schön geputzte, rehaugige Radha, sich dem genahten Gotte zu nahen und einzutreten in des Laubrankengeflechtes Freudengemach:

Wo sich ein frischgrünes Gebüsch wölbet zum Bette,
Radha, tritt ein in Madhava's Nähe,
Spiele du hier, laß auf der Brust klingen die Kette,
Wo den Palast blühender Ast baut, der bethaute,
Radha, tritt ein in Madhava's Nähe,
Spiele du hier, zierliche, zartblumengebaute!

Nun ergreift der Dichter selbst das Wort und schildert uns, wie Radha den einzig holden Geliebten in seiner Schönheit erblickt, wie der Mägde Schar hinausgeht und auch von der Rehgeaugten die Scham hinweggeht. Die zehnte Scene enthält die letzte Aufforderung Krischna's:

Jetzo den Freund, den von deinem so nutzlosen Grolle gequälten, zu sehen,
Blinzet dein Auge vor Scham; o laß es und löse der Liebe die Wehen.

Digitized by Google

Abermals fügt der Dichter zwei kurze Schilderungen ein, von denen die erste den üppigsten Lustaustausch feiert, die zweite die Verwüstungen des süßen Genusses, und schließt in der elften Scene mit der Aufforderung Radha's an den „spielenden Herzenserkornen", sie wiederum zu schmücken:

Laß hier, o Liebster, am liebesgeschosse-versendenden blinkenden Augenpaar
Nun die vom Kusse der Lippen zerstobenen blinkenden Schminken mittauchen klar.

Den Ohrenring soll er ihr anlegen, ins Geflechte die flatternden Locken einfangen, auf die Stirn nun das verwischte Muscuszeichen malen, die Blumenschleife in das „wirre Geflirre des Schopfes" flechten, der spielt wie ein spiegelnder Pfauenschweif:

Den Schmuck der Brüste rüste zu, laß Farb' auf Wangen prangen!
Lind um die Lende leg' den Gurt, den Kranz am Haarnetz kräusle!
Schling' um die Hand die Spangenschlang', am Fuße fest die Fessel!
So angewiesen jedes that gewandt der Gelbgewand'ge!

Ohne Zweifel hat Gajadeva, der Dichter dieses dithyrambisch-üppigen Liebesspiels, ein älteres Tempelmhsterium benutzt, in welchem dieselbe Handlung in gleichem Verlauf sich abspielte. Um nicht unter dem wuchernden Blütengeranke der Bilder, mit denen er die Liebestrunkenheit in allen ihren Phasen schildert, den einfachen Fortschritt der Handlung unkenntlich werden zu lassen, hebt er den eigentlichen Inhalt jedes Gesanges durch einen nur diesem Gesang zugeeigneten Refrain hervor, welcher in jeder Strophe wiederkehrt. Der Refrain spricht mit anschaulicher Klarheit die jedesmalige Phase des Liebesdramas aus. Hiernach war das älteste indische Drama eine Art von Singspiel, bestehend aus Wechselgesängen, welche mit pantomimischem und selbst dramatischem Ausdrucke vorgetragen wurden. Bei Opferfesten aufgeführt und eng mit dem Cultus verwachsen, entnahm es seine Stoffe der Göttergeschichte, vorzugsweise der Geschichte Krischna's, und behandelte sie in nationalem Geiste, das heißt im Geiste einer sinnlichen Ueppigkeit, gegen deren bis zur Raserei der Wollust fortgehende Ueberschwenglichkeit selbst das Hohelied der Hebräer als zahme Liebeslyrik erscheint. Die Momente des innern Fortganges für die Entwickelung des Dramas waren nun von selbst gegeben. Die unarticulirte Handlung mußte sich klarer in Scenen und Acte gliedern und mit schärferer Bestimmtheit, als durch den Refrain geschehen konnte, die Knotenpunkte ihrer Entwickelung und Verwickelung hervorheben, der vorzugsweise aus Apostrophen und Monologen bestehende Gesang aber, dessen Stücke gleichsam selbständige Gedichte waren, sich allmählich zur Prägnanz dramatischer Rede und Gegenrede, zur lebendigen Beweglheit des Dialogs fortbilden. Wenn wir das siebenactige Drama: „Vidagdha Madhava" mit der

Digitized by Google

Dichtung Gajadeva's vergleichen, mit welcher es denselben Stoff behandelt, so sehen wir diese Fortschritte der dramatischen Technik klar vor uns, obgleich die Handlung in Gita-Govinda zu arm ist, um für sieben Acte auszureichen, selbst wenn der Dichter Episoden, wie die in Krischna verliebte Nymphe Chandravali, hinzufügte.

Was den geschichtlichen Fortgang der Entwickelung dramatischer Dichtung und Kunst bei den Hindu betrifft, so fehlen uns dafür alle festen Anhaltspunkte. Nur so viel steht fest, daß die Anhänger Vischnu's, die überhaupt im Besitze einer reichhaltigern Poesie waren als die Sivaiten, auch für die eigentlichen Fortbildner der indischen Bühne gelten müssen, um so mehr, als die Helden des mythischen Dramas und romantischen Schauspiels der Hindu, Rama und Krischna, ja Verwandlungen dieses Gottes sind. Die Verehrung des Krischna war nun vorzüglich in Krischnagura, später Mathura, der Hauptstadt der Surasanas, zu Hause. Die Trümmer dieser Stadt befinden sich oberhalb des heutigen an der Jumna gelegenen Agra. Daß hier im ältesten Culturland der in Indien eingewanderten Sanskritvölker, in dieser Heimat des Krischnacultus nicht nur das erste indische Tempeldrama besonders gepflegt worden, sondern daß sich auch hier die dramatische Poesie zuerst vom lyrischen Cultusdrama losgerissen habe, geht schon daraus mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit hervor, daß der Volksdialekt der Surasanas in den indischen Dramen vorwiegend ist. Mit der Emancipation vom Cultus, mit der Herausbildung des das Volksleben darstellenden Sittengemäldes, mußte natürlich auch die Volkssprache, das Prakrit, in ihren verschiedenen Dialekten in die dramatische Dichtung übergehen. Das Sanskrit blieb die Sprache der Götter und der hochgestellten Personen; von den Prakritdialekten fand der der Surasanas im Drama die häufigste Anwendung. Später kam der Maharaschtra-Dialekt hinzu, der in den eigentlich lyrischen Partien der Dramen vorwaltet — und so läßt sich aus den im Drama herrschenden Dialekten einigermaßen der Entwickelungsgang des Dramas in Bezug auf seine äußerliche Verbreitung muthmaßen, der wie die ganze indische Cultur in Hindostan von Westen nach Osten fortschritt. Daß auf die Loslösung des Dramas vom blos religiösen Tempeldienste der Buddhismus, eine den Ueberhebungen der Priester feindliche, in ihren Anfängen durchaus reformatorische Religion, wesentlich miteingewirkt, ist ebenso wenig zweifelhaft, wie daß die Bühne an glänzenden und kunstsinnigen Fürstenhöfen sich einer das Drama zur höchsten Kunsthöhe entfaltenden Pflege erfreute.

Digitized by Google

III.

Die Bühne der Hindu; Schauspieler, dramatische Dichter und Dramaturgen.

Die Hindu kannten und kennen keine stehenden Theater, da die Schauspielaufführungen nur in großen Zwischenräumen bei feierlichen oder sonst geeigneten Gelegenheiten stattfinden. Anfangs beschränkten sich diese gewiß, wie aus dem Zusammenhange der Bühne und des Tempelcultus hervorgeht, auf die Götterfeste, auf die Frühlings- und Herbstfeste, während später bei königlichen Krönungen, Volksversammlungen, Hochzeiten, Zusammenkünften von Freunden, bei der ersten Besitznahme eines Hauses oder einer Stadt, bei der Geburt eines Sohnes Aufführungen veranstaltet wurden. Hiermit hing es auch zusammen, daß die einzelnen Stücke immer nur einmal zur Aufführung kamen, und nicht infolge günstigen Erfolgs mehrere Wiederholungen erlebten. Natürlich konnte dasselbe Schauspiel an einem andern Orte, bei einer andern Gelegenheit immer wieder gegeben werden, sodaß die einzelne Schauspielgesellschaft ein feststehendes Repertoire besaß. Es kam an jedem Tage nur ein größeres Stück zur Aufführung, welche aber bei der großen Zahl der Acte oft fünf bis sechs Stunden währte.

In Ermangelung bestimmter Theatergebäude, wie sie sich im nördlichen China finden, wurden meistens die Höfe in den Palästen der Vornehmen als Local für Schauspieldarstellungen benutzt. In den Königsschlössern gab es stets eine Halle, Sangita Sala, welche für Gesang und Tanz und gewiß auch für scenische Vorführungen bestimmt war. Nur eine indische Dramaturgie berichtet etwas Näheres über den Ort, wo derartige Darstellungen stattfanden. „Das Zimmer, in dem Tanzvorstellungen gegeben werden, muß geräumig und prächtig sein. Es muß mit einem Zelte bedeckt werden, welches reichgeschmückte mit Kränzen verzierte Pfeiler stützen. Der Herr des Hauses soll seinen Sitz in der Mitte auf einem Throne einnehmen, die Bewohner der innern Gemächer sitzen zu seiner Linken und vornehme Leute zu seiner Rechten; hinter beiden bekommt die vornehmste Dienerschaft des Hauses ihren Platz, und Dichter, Astrologen, Aerzte und Gelehrte müssen den übrigen in der Mitte angewiesen haben. Dienerinnen, ausgewählt wegen ihrer schönen Gestalt, müssen den Herrn umgeben mit Fächern und Chauris, während Leute mit Stäben aufgestellt sind, um Ordnung zu halten, und Bewaffnete als Wachen nach verschiedenen Richtungen vertheilt stehen. Wenn alle sitzen, tritt die Truppe auf und singt gewisse Lieder; dann schreitet die erste Tänzerin hinter der Gardine hervor, begrüßt die Versammlung, indem sie zu derselben Zeit Blumen streut, und beginnt ihre Geschicklichkeit zu entfalten."

Vermuthlich wurde auch die Bühne durch Vorhänge bisweilen in

Digitized by Google

mehrere Theile getheilt. Wenigstens lassen sich einige Scenen kaum anders darstellen, welche theils innerhalb, theils außerhalb eines Hauses zugleich spielen und dabei voreinander verborgen sind. Auch scheint ein Theil der Bühne über dem andern erhöht gewesen zu sein, um eine Terrasse oder einen Balkon darzustellen. Die Decorationen waren und sind noch sehr mangelhaft. Dagegen waren Sitze, Throne, Waffen und von lebenden Thieren gezogene Wagen im Gebrauch, und vermuthlich fehlte es auch nicht an einer Maschinerie, um die Wolkenwagen der Götter zur Anschauung zu bringen. Bei den großen Schau- und Spectakelstücken, die auf freiem Felde dargestellt wurden, und zwar mit einem bedeutenden Aufwande von Statisterie, muß man doch ebenfalls, da sie blos für das Auge berechnet waren, scenische Hülfsmittel für die Entfaltung der Massen voraussetzen, und gewiß fehlte es auch nicht an jenen äußerlichen Effectstückchen, welche den in allen Gaukelkünsten gewandten Hindu nicht so fern liegen. Die indischen Costüme sind stets angemessen, wenn auch vielleicht nicht so glänzend wie die chinesischen. Dagegen haben die Hindu vor dem Volke der Mitte voraus, daß die Frauenrollen fast immer durch Frauen dargestellt werden, und nur ältere weibliche Rollen, wie die Buddhapriesterin in „Malati und Madhava", den Männern zufallen.

Die Bühne selbst heißt „Ranga Bhumi" oder „Nepathya", welches letztere Wort auch für die Bezeichnung „hinter der Scene" in Brauch ist. Es bleibt zweifelhaft, ob die Schauspieler, wenn sie abtraten (Nischkramati), vor dem Zuschauer ganz verschwanden, oder sich nur in die Tiefe der Bühne zurückzogen. Für das erstere spricht der Ausdruck „Apathitschepena", den Vorhang fortstoßend, mit welchem das hastige Auftreten der Darsteller bezeichnet wird. In den Stücken selbst befinden sich außer dem Text häufige Anweisungen für den Schauspieler. Das „für sich" oder „bei Seite" wird stets gewissenhaft angegeben; aber auch für die Ausdrucks- und Darstellungsweise fehlt es nicht an einer umständlichen Anleitung, welche an die sorgfältige Bevormundung der Schauspieler durch unsere Bühnenschriftstellerinnen, wie Weißenthurn und Birch-Pfeiffer, erinnert. Was den Ortswechsel betrifft, so wird die Angabe desselben meistens wie in China den handelnden Personen selbst in den Mund gelegt, oder durch einen „Zwischenspieler", den „Pravesaka", angezeigt. Der indische Schauspielerstand war keineswegs so verachtet wie der chinesische. Schon der fortdauernde Zusammenhang zwischen Schauspiel und Cultus in Hindostan, der Umstand, daß die Theaterschulen meistens in den Pagoden und Tempeln eingerichtet waren, daß die Schauspieler meistens in den Tempeln und Pagoden ihren Wohnsitz hatten, brachte dies mit sich. Für das praktische Volk der Chinesen hatten die Künste niemals jene tiefere Bedeutung wie für

Digitized by Google

das tiefsinnig gelehrte der Hindu, deren dramatische Dichter der „ersten Kaste" angehörten. Auch der Schauspieldirector, der „Sutradhara", mußte ein Brahmane sein, und es wurden an ihn mehr Anforderungen gestellt, als sie die modernen Regierungen behufs der Concessionsertheilung an die Theaterdirectoren zu stellen pflegen. Er sollte in der leichten Literatur, in Erzählung, Schauspielen und Dichtungen belesen, mit den verschiedenen Dialekten, den gesellschaftlichen Formen der Kasten vertraut sein, und in allem, was zum Wesen des Dramas und zur Technik der Scene gehört, genauen Bescheid wissen. Auch die Bildung der Schauspieler blieb keineswegs dem Zufalle überlassen wie bei uns, sie wurden in den oft sehr reich ausgestatteten Hindutempeln in methodischer Weise unterrichtet. Daß dieser Unterricht sehr ins einzelne ging, jeden Affect, jede Stimmung nach ihrem pantomimischen Ausdrucke berücksichtigte, das beweisen die Dramaturgien der Hindu, welche man dann erst richtig auffassen wird, wenn man vieles, was bisher nur in Beziehung zu den Dichtern gebracht wurde, auf den Lehrcursus der Schauspieler bezieht. Die „Bhavas", die Stimmungen der Seele und des Körpers, sind von den Dramaturgen nur deshalb klassificirt, um durch die „Anubhavas", die Angabe der äußern Merkmale derselben, in einer für die darstellende Kunst nutzenbringenden Weise erläutert zu werden.

Schöne indische Mädchen wurden oft von den Aeltern als Bajaderen dem Tempeldienste geweiht! Die Söhne und Töchter dieser Bajaderen erhielten von Haus aus eine Erziehung, die sie später für die darstellenden Künste geeignet machte, sodaß, dem indischen Kastenwesen entsprechend, auch hier eine Art von erblicher Fortsetzung eines bestimmten Berufs stattfindet. Es gab verschiedene Rangklassen unter den Schauspielern, nach denen sich auch die Abstufungen ihres moralischen Ansehens in der Gesellschaft richteten. Das Gesetzbuch hatte freilich einige Ausnahmebestimmungen, welche alle Schauspieler ohne Unterschied trafen. So durften sie, „weil sie für zu leichtfertig galten", nicht Zeugnisse vor Gericht ablegen, während die Brahmanen von der gerichtlichen Zeugenaussage entbunden wurden, weil sie sich um irdische Dinge nicht kümmern sollen. Von den strengen Gesetzen, welche die verheiratheten Frauen schützen, welche ein Gespräch mit denselben an einem Wallfahrtsorte, in einem Walde oder Lustgarten für eine ehebrecherische Neigung, Berührung ihrer Kleider, ihres Schmuckes, Zusendung von Blumen für eine ehebrecherische Handlung erklären, ja selbst das nichterlaubte Gespräch mit Ehefrauen mit Strafe belegen, sind die Frauen von Tänzern und Sängern ausdrücklich ausgenommen. Auf der Bühne selbst freilich durften Liebesintriguen mit verheiratheten Frauen gar nicht zur Darstellung kommen, ganz abweichend von den

Digitized by Google

Schauspielen des Mittelreichs, in denen der „Ehebruch" zu den pikantesten Würzen gehört.

Die mohammedanische Eroberung Indiens und die theilweise Verschmelzung der Eroberer mit den unterworfenen Stämmen konnte der Fortbildung der indischen Bühne nicht günstig sein, da der Islam wie überhaupt die Neigung der semitischen Stämme allen bildlichen Darstellungen abgewendet ist und die dramatische Dichtung bei ihnen nie eine Stätte gefunden hat. Dennoch finden sich unter den indischen Schauspielern viele „Mohammedaner", ja es gibt heutigentags herumziehende Volksstämme, die sogenannten „Bhaans", welche, der Religion nach Mohammedaner, in den von ihnen selbst improvisirten Komödien eine nicht geringe Darstellungskunst an den Tag legen, namentlich wo es witzige Parodien und Caricaturen gilt. Eine andere Art von Künstlern sind die „Kurkhyt", welche einen Theil der unregelmäßigen indischen Reiterei bilden und auf der Parade feierliche Schlachthymnen anstimmen. Ihre Lunge soll so stark sein, daß sie 1000 Reiter im vollsten Galop übertönen. Auch in den Kampf ziehen diese Tyrtäen mit, und begeistern an hohen Festtagen die Gläubigen durch ihren Gesang. Die Mohammedaner selbst scheinen sich in Indien die Neigung zu theatralischen Lustbarkeiten angeeignet zu haben. Mindestens erfahren wir von derartigen Privatvergnügungen, welche bei den angesehenen Familien im Schwang sind. Die weibliche Dienerschaft spielt dabei eine Hauptrolle, und die Mädchen erhalten schon in früher Kindheit hierin Unterricht. Einige tanzen und singen; andere spielen verschiedene Instrumente oder wirken bei der Aufführung kleiner improvisirter Komödien mit. Die improvisirte Komödie der „Bhaers", der „Clowns" von Profession, ist übrigens jedenfalls schon ältern Ursprungs und mag neben dem classischen Drama als das Drama der Volksdialekte stets einhergegangen sein. Hierher gehören auch die „Intras" der Bengalis, extemporirte und mit volksthümlichen Couplets ausgestattete Darstellungen aus dem Leben „Krischna's", mit feststehenden Figuren, unter denen der Hanswurst „Hereda" nicht fehlt, und die „Rasas", mehr balletartige und opernhafte Aufführungen der Abenteuer Krischna's und Rama's im passenden Costüm und den mehr gemessenen, weiter ausgreifenden Gesticulationen der Oper.

Wie nun aber auch die Stellung der Schauspieler in der indischen Gesellschaft zur Blütezeit des Theaters gewesen sein mag, in Bezug auf die dramatischen Dichter darf nicht bezweifelt werden, daß sie sich einer ausgezeichneten Achtung erfreuten. Während viele erste Dramatiker Chinas zu den „verkommenen Genies" gehörten, sehen wir die indischen Schauspieldichter, welche meistens die Schnur des Brahmanen schmückte, an den indischen Fürstenhöfen im nächsten freundschaftlichen

Digitized by Google

Verkehr mit den Herrschern, deren Ruhm sie oft in den Vorspielen mit begeisterter Widmung feierten, ja denen sie zum Theile selbst ihre schriftstellerischen Ehren abtraten, denn es sind oft die Fürsten selbst als Verfasser der dargestellten Stücke genannt. So wurde das Drama „Mrichchikati" einem Könige „Sudraka" zugeschrieben, und für den Verfasser des Intriguenstücks „Retnavali" gilt Sri Herschadeva, der kunstsinnige Fürst von Kaschmir, der 1113—25 herrschte. Obgleich dieser begabte und berühmte, von des Geschickes Wechseln schwergeprüfte Monarch zur Zeit seines Glanzes seinen Hof zu einem Musenhofe machte, so hat doch jedenfalls sein bewegtes Leben ihm nicht Zeit gegönnt zur Dichtung von Schauspielen, und ein von seiner Gunst belohnter Dichter hat seinen Dank dadurch abgetragen, daß er das Kind seiner Muse von dem Fürsten adoptiren ließ. Der frivole Ton in „Retnavali" spiegelte indeß nur den Charakter des damaligen Hoflebens. An dem Hofe Herschadeva's herrschte, wie Lassen (l. c. III, 1080) berichtet, große Sittenlosigkeit und seine nächste Umgebung bestand zum größten Theil aus Männern und Frauen, die von andern Personen als dem Monarchen wegen ihrer Aufführung verachtet wurden und nur das Verdienst besaßen, den Neigungen des Königs zu witzigen Unterhaltungen und zu Liebschaften Vorschub zu leisten. An solche Günstlinge und Günstlinginnen verschwendete der Monarch große Reichthümer; insofern diese Günstlinge Dichter, Sänger und Schauspieler waren, kamen derartige Verschwendungen den schönen Künsten zugute. Eine Folge von diesen Neigungen Herschadeva's war die, daß schöne Frauen einen großen Einfluß auf seine Entschlüsse ausübten.

Andere kunstsinnige Fürstenhöfe, wie die Vikramaditja's und Bhaga's, an welchem letztern Indiens erster Kunstdichter, Kalidasa, vermuthlich lebte, hatten einen minder frivolen Anstrich und scheinen mehr an Ferrara und Weimar zu erinnern als an Versailles. Ueberhaupt war das Mäcenatenthum indischer Herrscher nicht an bestimmte Staaten gebunden; es war eine gemeinsame Blüte der Cultur. Im Zauberthale Kaschmir's, im hochgesitteten „Malva", in der Hauptstadt Magadhas (dem heutigen Patna), um welches noch der Nimbus des indischen Kaiserthums aus Asoka's glorreichen Zeiten schwebte: überall sehen wir den Sänger mit dem König gehen und den einen durch den andern geehrt und verherrlicht. So lebte höchst wahrscheinlich der philosophische Dichter Krischna Misra am Hofe eines Fürsten der siegreichen Dynastie von Bundelkund, welche sich des Throns von Magadha bemächtigt hatte, und wenn dieser Dichter im Vorspiele einen siegreichen Feldherrn feiert und ihm fast königliche Ehren zollt, so sehen wir daraus, daß in Indien auch dem Kriegerstande eine tiefere philosophische und dichterische Bildung nicht fremd war, daß Feldherren, Staatsmänner, Denker und

Digitized by Google

Dichter sich auf diesem gemeinsamen Boden bewegten, während schon in China das Civil- und Militärmandarinenthum schärfer geschieden und beides in vielen wegen ihrer Bildung gepriesenen europäischen Staaten auf das Dichten und Denken mit ebenso viel Verachtung wie Ignoranz herabsieht. Je mehr die indische Dramadichtung in Verfall gerieth, desto mehr blühte ihre Stieftochter oder Stiefmutter, die Dramaturgie. Was Zahl und Umfang der dramaturgischen Schriften, wie überhaupt der Rhetoriken und Poetiken betrifft, brauchen die Hindu den Vergleich mit keiner Nation der Welt zu scheuen; ja in Zerfaserung der ästhetischen Stammwurzeln, in Theilungen und Unterabtheilungen bei der kritischen Sortirung übertreffen sie bisweilen selbst unsere scholastischen Rhetoriker, wie einen Scaliger und andere. Freilich läßt die indische Mythe die Dramaturgie mit der dramatischen Dichtkunst zugleich entstehen. Die Sutras oder Aphorismen Bharata's, in denen dieser Regisseur von Indra's Wolkenbühne den Kern einer nachher weiter entwickelten Weisheit in Bezug auf die Schauspieldichtung gibt, reichen bis in das graueste Alterthum zurück. Die spätern dramaturgischen Hauptwerke sind meistens neuer als das 12. Jahrhundert und als die Blüte des indischen Dramas; sie stammen also aus einer Zeit dichterischer Erschöpfung und ihre durch zahlreiche Beispiele erläuterten Regeln hatten weniger den Zweck, eine jüngere Dichtergeneration heranzuziehen, als dem eifrigen Interesse für das Theater den einzigen bei der Ohnmacht der Production möglichen Ausdruck zu geben. Wie überall das Werden der Classicität ein schwer zu belauschendes Geheimniß des geschichtlichen Geistes, doch wesentlich von dem Eifer der Interpretation abhängig ist, so bildete sich auch in Indien ein „classisches Theater", ein allgemein anerkanntes Stammrepertoire, durch die erläuternde Kritik, welche einzelne Stücke dadurch auszeichnete, daß sie aus ihnen die Belege zu ihren Regeln, ja wol diese selbst entlehnte. Ein schwaches Drama wie „Retnavali" wird als Fundgrube dramaturgischer Weisheit nicht minder ausgebeutet als Kalidasa's und Bhavabhuti's Meisterwerke, sodaß der Glanz der Classicität, wie überall, neben dem Verdienst auch dem Verdienstlosen zutheil wird.

Das Hauptwerk über dramatische Literatur ist das „Dasa Rupaka" oder die Beschreibung der zehn Arten theatralischer Werke ersten Ranges, wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert. Es besteht aus einem Text und aus einer vermuthlich später abgefaßten Glosse mit Beispielen. Zu diesem Werke, wie zu den meisten andern, gibt es wieder einen gelehrten Commentar, sodaß die Kritik der Kritik, die Erläuterung der Erläuterung jenen Eindruck maßloser Vervielfältigung machen, den so viele geistige Kreise des indischen Lebens hervorrufen. Ein anderes Werk: das „Sangita Retnakara", behandelt vorzugsweise

Digitized by Google

Tanz und Gesang, gibt indeß über theatralische Darstellungen und namentlich über Mimik und Gesticulation nicht unwichtige Lehren und Aufschlüsse. Diesem praktischen Wegweiser für die darstellende Kunst reihen sich die zahlreichen Commentare der einzelnen Dramen an, und auch in den besondern Abhandlungen über die Affecte und Leidenschaften, wie in dem „Sringara Tilaka" des Rudra Bhatta, in den „Rasa Manjari und Turingini" des Bhanu Datta findet sich viel Ersprießliches für die Praxis der theatralischen Kunst. Auch in der „Poetik", welche den Namen „Sahitya Derpana" führt, behandelt der sechste Abschnitt das Technische der Schauspielkunst, mit zahlreichen Anführungen aus den meisten uns bekannten und einigen bisjetzt nicht aufgefundenen Dramen. Ungefähr fünfhundert Jahre alt ist das „Kavya Prakasa", eine Poetik, durch deren zehn Abtheilungen die Lehren über das Drama neben den allgemeinen Grundsätzen der ars poëtica verstreut sind. Daß bei den Citaten die Angabe der poetischen und dramatischen Werke fehlt, aus denen sie entnommen, macht diese Poetik, wie eine andere, dem König Bhaga zugeschriebene, das „Saraswati Kanthabharana", wenig geeignet, ein übersichtliches Bild der dramatischen Literatur Hindostans zu geben. Ueberhaupt würde man sich sehr irren, wenn man aus dem Wust dieser zahllosen Rhetoriken, Poetiken, Dramaturgien, Glossen und Commentare jenen klaren Einblick in das indische Drama zu gewinnen hoffte, den uns nur bis zu einem gewissen Grade die überkommenen Stücke selbst zu geben vermögen. Der unhistorische Sinn der Hindu offenbart sich auch unverkennbar in ihren ästhetischen Schriften. Nirgends finden wir Andeutungen über den Entwickelungsgang der Literatur selbst, über die Epochen, die er durchlaufen, über die Einflüsse, die ihn bestimmten, über die Schulen und Richtungen, die sich an hervorragende Namen knüpften; ja selbst in den äußerlichsten chronologischen Daten herrscht eine so unglaubliche Verwirrung, daß die Bestimmung des Zeitalters des größten indischen Kunstdichters um nicht weniger als ein Jahrtausend schwankt. Nicht besser steht es mit den ästhetischen Grundbestimmungen: der tiefere Gegensatz zwischen Epos und Drama ist weder der indischen Poesie noch der indischen Poetik zu klarem Bewußtsein gekommen. Dagegen werden wir von einer Fülle vereinzelter Bestimmungen erdrückt, die sich wie Glieder einer endlosen, nirgends zum Abschluß kommenden Kette aneinanderhängen. Die fruchtbringenden Keime werden nicht weiter entwickelt, und die Idee des Schönen selbst erscheint nur in unklaren Ahnungen. Daß sich indeß unter der Masse des aufgehäuften Materials Charakteristisches für die indische Dramendichtung findet, ist nicht zu leugnen und so können diese Erläuterungen der Dramaturgen zur Aufhellung einzelner zweifelhafter Punkte benutzt werden.

Digitized by Google

Eine Skizze aus der Künstlerwelt.

Nacherzählt von

Wilhelm Girschner.

Die Kirche zum heiligen Angelo in Arezzo besitzt das großartige Gemälde „Der Fall der Engel" von Spinello Aretino, das in der italienischen Malerei mit in erster Reihe steht und von jeher gepriesen und bewundert worden ist. Dieses Meisterwerk aber wurde mit dem tiefsten Seelenleiden, mit der lodernden Flamme erkauft, die den Genius seines Schöpfers verzehrte. Es knüpft sich daran das unglückliche, verhängnißvolle Geschick Spinello's, wie es uns eine noch jetzt in jener Kirche befindliche Handschrift aufbewahrt hat.

Spinello wohnte während seines Aufenthalts in Arezzo in dem Hause Bernardo Daddi's, eines nicht gerade ausgezeichneten Malers. Der alte Daddi hatte eine Tochter Namens Beatrice, die sich eben zur Blüte des Weibes entfaltet hatte und von bezaubernder Schönheit war. Aber während andere Jünglinge von leidenschaftlicher Liebe zu dem schönen Mädchen gefesselt wurden, konnte sie auf Spinello's Herz keinen Eindruck machen. Obwol er mit ihr unter Einem Dache wohnte und an Einem Tische aß, beachtete er sie so wenig, daß er gar nicht wußte, wie schön sie war. Er hatte nämlich in seinem Geburtsdörfchen bereits eine Geliebte zurückgelassen, und er gehörte keineswegs zu den Schmetterlingen, die nippend und naschend von Blume zu Blume flattern. Daddi hegte den natürlichen Wunsch eines Vaters, die frische Blüte seiner Tochter im Bilde festzuhalten, bevor sie die Sonne des Sommers zum Abfallen reifte, und begab sich daher eines Tages daran, ihre lieblichen Züge mit seinem Pinsel auf die Leinwand zu zaubern. Dem Mädchen wurde aber das anhaltende und oftmalige Sitzen bald langweilig und beschwerlich, da Lesen und Bücher damals noch nicht allgemein Mode waren und der Vater sich schlecht auf die Kunst der Unterhaltung verstand. Dieser kam daher auf den Gedanken, die Langeweile Beatrice's durch die Gegenwart seines freundlichen und gesprächigen Miethmannes zu verscheuchen und so zugleich dem Ausdruck ihres Gesichts erhöhte Reize zu verleihen, denn er glaubte bemerkt zu haben, daß ihr der schöne Jüngling durchaus nicht gleichgültig sei. Der junge Maler ließ sich bereit dazu finden, da er dem alten Daddi sehr zugethan war, und brachte ihm gern und willig einen nicht unbedeutenden Theil seiner Zeit zum Opfer. Der Versuch gelang. Spinello bot alle seine Beredsamkeit zur Unterhaltung des lieblichen Mädchens auf, das jetzt nicht mehr wie früher die Augen voll Ungeduld und Verdruß unruhig umherschweifen ließ, sondern je länger je öfter die Stelle des Zimmers, wo

Digitized by Google

der junge Maler im Schatten saß, aufsuchte und mit andächtiger und begeisterter Miene an seinen Lippen hing. In seinem Aeußern war Spinello einer der schönsten und idealsten Repräsentanten eines jugendlichen Künstlers; kein weibliches Auge konnte gleichgültig in diese männlich-edeln und von einer Fülle dunkler Locken umrahmten Züge schauen, dem Blick dieser schwärmerischen, seelenvollen Augen begegnen. Mehr noch als seine Beredsamkeit war daher Spinello's männliche Schönheit die Ursache, daß Beatrice nun an ihren Sitz gefesselt blieb, daß ihre Miene und ihre Haltung ganz dem Wunsche des Vaters entsprachen. Die liebende Begeisterung und hingebungsvolle Andacht, welche der schöne junge Künstler durch Wort und Blick in der Seele des jungen Mädchens wach rief, verschönerten und verklärten ihre anmuthigen Züge. Doch auch Spinello's Augen ruhten jetzt unwillkürlich länger auf diesem reizenden Antlitz, das mit seiner fast griechischen Schönheit und Regelmäßigkeit einem so empfänglichen Künstler sich bald, wenn auch nur erst als ein reiner Gegenstand der Kunst, in die Seele prägen mußte. Er betrachtete bisweilen wol auch das gemalte Bild Beatrice's, indem er Vergleichungen mit dem Original anstellte. Ja, eines Tags vergaß er sich hierbei so weit, daß er Daddi den Pinsel aus der Hand nahm und mit Ungeduld und glühender Begeisterung ausrief: „Laßt mich's vollenden!" Der alte Mann, von der Heftigkeit des Jünglings überrascht, ließ ihm willig und ohne ein Wort zu erwidern den Pinsel, und auch als Spinello erklärte, daß die ganze Zeichnung und Farbengebung geändert, kurz das Porträt neu gemalt werden müsse, fühlte er sich, da er sein Kind mehr liebte als die Kunst, und dem eminenten Talente des jungen Künstlers mehr zutraute als dem seinigen, durch diese offene Erklärung keineswegs beleidigt, gestand vielmehr ohne Weigern die Ausführung des Unternehmens zu. Der feurige Jüngling ging mit einem Eifer, mit einem begeisterten Selbstvertrauen an die Arbeit wie noch an kein anderes seiner Gemälde. Das Licht des Paradieses schien sich über seine Phantasie zu ergießen und von dort wie von einem Spiegel auf das Werk seiner Hände zurückzustrahlen. Daddi's Wunsch konnte nicht schöner und besser in Erfüllung gehen. Das Porträt hat große Berühmtheit erlangt, tausend Federn haben es zu schildern und zu feiern versucht, Beatrice aber ist dadurch unsterblich geworden; denn zuvor müssen die höchsten Leistungen italienischer Malerei wie die ganze italienische Literatur vergessen werden, ehe ihr Bild vergessen werden kann. Anlage und Ausführung, nicht mit Staffage und blendendem Beiwerk überladen, sind unvergleichlich schön. Beatrice ruht in züchtiger, nachdenklicher Stellung auf einem antiken Lager am Fuß einer Säule; Blumen und blühende Gesträuche scheinen ihren Duft über die Gegend auszuhauchen, und ein Baum mit

Digitized by Google

breiter blätterreicher Krone breitet seinen Schatten über die herrliche Gestalt. Wie bei Rafael's Madonnen leuchtet ein Strahl von jener Welt aus ihren himmlischen Zügen, und doch fühlt und merkt der Beschauer, daß hier wirkliches Leben copirt wurde und der Künstler kein Idealgebilde seiner Phantasie zu verkörpern gesucht habe.

Von jener Zeit an schwebten Beatrice's Züge im Wachen und Träumen vor der Seele des jungen Malers; unabsichtlich und unbewußt theilte er sie jedem Bildniß mit, das sein Pinsel auf die Leinwand warf. Da erhielt er den Auftrag zu jenem eingangs gedachten Gemälde „Der Fall der Engel" für die Kirche zum heiligen Angelo. Die vor ihm von andern Künstlern angewandte Art, das Princip des Bösen zu personificiren, verschmähte Spinello. Während bei ihnen Lucifer, der größte der gefallenen Engel, in abschreckender Häßlichkeit erscheint, stellte sich ihm die Idee desselben unter einem andern Charakter dar: als eine zwar schreckliche, aber mit Schönheit umkleidete Gestalt, eher Scheu als Abscheu, eher heimliches Grauen als Widerwillen im Beschauer erweckend. Dem gefallenen Engel sollte die englische Schönheit nicht fehlen, dem Bösen nicht das sinnlich Verführerische und Verlockende, wodurch es erst seine ganze Macht und Gefährlichkeit erhält. Alle Strahlen seines Genius concentrirte der junge Maler auf diese furchtbarschöne Gestalt. Aber eine eigenthümliche Veränderung ging dabei in seinem ganzen Wesen vor. Seine Phantasie befand sich in steter Aufregung und Bewegung, wie ein vom Sturme aufgewühltes Meer. Bei jeder andern Beschäftigung unruhig und mit sich selbst uneins, war er mit ganzer Seele nur vor der Staffelei. Je mehr das Gemälde sich der Vollendung näherte, desto deutlicher entfalteten Lucifer's Züge jenen gemischten bald anziehenden, bald abstoßenden Ausdruck, der noch heute den Beschauer geheimnißvoll ergreift; desto mehr aber machten sich auch die verderblichen Folgen geltend, welche die fortwährende Vertiefung in seinen Gegenstand auf das leichtbewegliche Gemüth des Malers hervorbrachte. Als eine düstere Wolke umzog die verführerische Schreckensgestalt Lucifer's, gleich einem Gespenst der Wüste zu gigantischer Größe ausgedehnt, Spinello's Geist. Seine Werkstätte fing an ihm ein Ort der Qual zu werden. Vergebens suchte er Zerstreuung in den Vergnügungen der Welt, die er bisher gemieden und verachtet hatte, und in der Gesellschaft anderer junger Künstler, mit denen er die Gegend durchstreifte: überallhin verfolgte ihn das furchtbare Bild. Von einem solchen Ausfluge zurückgekehrt, fand er einst den Brief eines Freundes vor, worin ihm dieser meldete, daß Spinello's Geliebte in der Heimat ihm ungetreu und die Gattin eines andern geworden. Der unglückliche Jüngling, nun auch in seiner Liebe getäuscht, flüchtete sich zu Beatricen, nicht aus Neigung oder Leidenschaft, sondern um vor ihr sein Herz auszuschütten und im

Digitized by Google

Gespräch und Umgang mit der fröhlichen und anmuthigen Freundin Vergessenheit zu suchen. Und wirklich schien es, als entwichen die Schatten seines Geistes vor dem lebhaften, lachenden, dabei jedoch würdevollen und geistreichen Mädchen wie die Nebel vor der Morgensonne. Den Druck ihrer Hand, ihren Athem zu fühlen, der Musik ihrer Stimme zu lauschen, dünkte ihn eine unaussprechliche Wonne. Ganze Stunden verplauderte er mit ihr oder wanderte an ihrer Seite durch die sonnigen Fluren. Aber wenn er dann seine Augen nach ihrem Antlitz wandte, dessen Schönheit Strahlen der Freude und des Entzückens auf alle in ihrer Nähe weilenden Männer warf, da war es ihm, als ob diese Strahlen tief in seiner Seele einen brennenden Schmerz entzündeten, von dem er sich vergebens Rechenschaft zu geben suchte. Anfangs flog dieser Schmerz wie ein flüchtiger Schatten vorüber; aber mit der Zeit wurde er tiefer und anhaltender, sodaß Spinello jetzt auch in Beatrice's Nähe ein unbeschreibliches Unbehagen, eine namenlose Angst empfand. Bald dünkte ihn, es führen Blitze von ihr aus, die seine Seele vertrockneten, bald schüttelte eisige Kälte seine Glieder, und dann folgte wieder Abgespanntheit und Lähmung aller Kräfte. Den eigentlichen Grund dieser dämonischen Wirkung von Beatrice's Blicken konnte er sich auf keine Weise erklären.

Als „Der Fall der Engel" vollendet und in der Kirche zum heiligen Angelo über dem Altar aufgestellt war, glaubte Spinello, die Last einer ganzen Welt sei von seinem Herzen gewälzt. Aber das Bild war bereits mit seinem innersten Wesen Eins geworden; es begann seine Verfolgungen mit erneuter und verstärkter Gewalt, und je näher der Herbst kam, je schwächer die Strahlen der Sonne wurden, desto furchtbarer, größer und gewaltiger legte sich Lucifer's Schatten zwischen ihn und die Außenwelt, Erde und Himmel seinen Blicken verdunkelnd. Des jungen Malers Kraft und Gesundheit sank zusehends, während seine Phantasie alle andern Geistesfähigkeiten zu verzehren drohte.

Da er sich eines Nachts ohne Ruhe und Schlaf auf seinem Lager wälzte, kam ihm der Gedanke, die Schreckensgestalt, die ihn ängstigte, habe vielleicht mit dem von ihm geschaffenen Lucifer gar keine Aehnlichkeit und werde vor seinem Bilde, das er, seit es in der Kirche hing, nicht wieder beschaut hatte, verschwinden oder doch in den Hintergrund gedrängt werden. Augenblicklich sprang er aus dem Bette, kleidete sich an, warf den Mantel über und schritt mit einer Fackel in der Hand in der kalten, finstern und stürmischen Octobernacht der Kirche St.-Angelo zu. Ganz allein, von niemand gesehen, wanderte er durch die öden, verlassenen Straßen, auf deren Häuserreihen die wehende Fackel ihren unsteten Schein warf. Arezzo war damals noch ein kleiner Ort, und die Kirche stand in einiger Entfernung von den Wohnungen der

Digitized by Google

Bürger mitten in einem dichten Haine von Sykomoren. Die Zweige der Bäume schlugen wie die Flügel eines Dämons aneinander, und tausend seltsame unheimliche Stimmen umtönten den nächtlichen Wanderer; dann wieder vernahm er ein melancholisch gedämpftes Säuseln, als ob Engel eine Aeolsharfe rührten, und frommer Schauder ergriff sein Herz. Beim Eintritt in das heilige Gebäude wurde ihm noch ängstlicher und beklommener zu Muthe. Doch stieg er beherzt die Mosaikstufen zu dem Altare hinan, beleuchtete mit der Fackel sein Gemälde und hob die Augen voll Schauer und Andacht zu ihm empor. Die Reihen der gefallenen Engel, mit dem gewaltigen Lucifer an der Spitze unaufhaltsam vor dem Blitz und Donner des Himmels fliehend, schienen im grellen Lichte der Fackel aus der Dunkelheit hervorzutreten. Ein Gefühl von Selbstzufriedenheit und Stolz beschlich die Seele des Künstlers. Aber je länger er fast anbetend das Werk seiner Hände beschaute, desto täuschenderes Leben gewann die furchtbare Gestalt des bösen Erzengels; sie regte ihre kräftigen Glieder, um aus dem Rahmen auf den Boden des heiligen Tempels herabzuspringen; ihre Augen sprühten Flammen unauslöschlicher Wuth und die schönen Züge erschienen nur als eine Maske, hinter welcher alle Leidenschaften der Hölle sich verbargen. Dazu heulte der Sturm, vom Echo vervielfacht, durch das Gebäude; Spinello's Ohren klang er wie das Heulen und Wehklagen der aus dem Himmel stürzenden Engel. Ueberwältigt von all den Eindrücken, die gleich hungerigen Geiern über seine fast bis zum Wahnwitz gesteigerte Phantasie herfielen, taumelte er von den Stufen herab; die Fackel entfiel seiner Hand und verlosch; er selbst aber schlug mit der Stirn an eine Ecke des Altars, daß ihm die Sinne schwanden. Wie lange er so gelegen, wußte er nicht; als er wieder zu sich kam, schien ihm alles ein wüster Traum. Der Sturm hatte sich gelegt, der Mond beleuchtete durch die hohen Fenster geisterhaft den heiligen Raum, und langsam erhob sich der Unglückliche und schlich nach seiner Wohnung.

Geist und Körper waren so angegriffen, daß er am andern Morgen das Bett nicht verlassen konnte. Betäubt, die Augen fest geschlossen, lag er auf seinem Lager. Da hört er Schritte vor der Thür, dann einen weiblichen Fuß leise durch sein Zimmer gehen und dem Lager sich nahen. Es ist Beatrice, er ahnt es, er fühlt es. Bald vernimmt er auch ihre flüsternde Stimme, und ein Strahl von Freude und Leben dringt wieder durch seine matte, dunkle Seele. Beatrice, von liebender Besorgniß getrieben, denn ihr Herz gehörte bereits ganz und voll dem schönen, melancholischen Jüngling, war, von ihrem Vater gefolgt, in das Zimmer getreten. Aber kaum hatte Spinello seine Augen, in denen Thränen der Wonne zitterten, zu ihrem Antlitz erhoben, als die Erscheinung der vorigen Nacht zurückkehrte und Lucifer mit allen

Digitized by Google

Legionen der Hölle wieder an seiner Phantasie vorüberrauschte. Er zuckte heftig zusammen. Beatrice, zwar nicht wissend, was in seinem Geiste vorging, ahnte doch, daß er von düstern, schrecklichen Gedanken bewegt und erschüttert sein müsse, und ergriff voll Theilnahme seine Hand. Die mehr als schwesterliche Anhänglichkeit rührte und schmerzte zugleich Spinello in tiefer Seele, und um Ruhe und Fassung zu gewinnen, wandte er sich von ihr ab. Aber seine Empfindungen ließen sich nicht niederhalten und brachen nur desto gewaltsamer hervor. Er drückte Beatrice's zitternde Hand an seine Lippen, und ein Thränenstrom entquoll unaufhaltsam seinen Augen, indeß auch Beatrice ihr Haupt in seinem Gewande barg und die Thränen nicht zurückhalten konnte. Bewegt stand der Vater bei dieser Scene; er erkannte die heiße, innige Liebe seiner Tochter zu Spinello und glaubte, daß an dem Leiden des letztern ebenfalls die Liebe einen großen Antheil habe. Daddi hing an dem Jüngling mit Verehrung und Zärtlichkeit und hätte ihn von Herzen gern als seinen Eidam gesehen. Darum fragte er ihn, ob Beatrice's Hand ihm Glück und Gesundheit wiederzubringen vermöchte, denn er sehe wohl, daß ihre Herzen sich bereits gehörten. Spinello zögerte, die Frage geradezu zu beantworten, denn hätte er die wahre Ursache seines Leidens entdeckt, er würde sich des Wahnsinns verdächtig gemacht haben. Der Antwort ausweichend, drückte er nur stürmisch und aufrichtig seine Dankesgefühle aus.

Liebe und Theilnahme waren die beiden Engel, welche Spinello von jetzt an tröstend und lindernd zur Seite standen. Sein Geist wurde allgemach ruhiger, das Fieber verließ ihn. Der neue Gedanke, daß Beatrice seine Braut sei, daß sie ihn liebe, liebe mit aller Hingebung und Inbrunst, verscheuchte die düstern und grausigen Bilder aus seiner Seele. Frei und ohne wie früher räthselhafte Qualen zu empfinden, konnte er ihr schönes Antlitz schauen, sie wurde ihm wieder die göttergleiche Erscheinung, die alle Seiten seines künstlerischen Genius wach gerufen, als er ihr Bildniß malte. Es war Frühling; balsamische Lüfte wehten vom reinen Himmel hernieder, alles blühte und grünte. Wenn er an der Geliebten Hand in den duftigen Gärten von Arezzo oder draußen in der herrlichen Landschaft, mit himmlischen Farben von der Hand des Schöpfers selbst gemalt, sich erging, durchströmte ihn frisches Leben.

Aber seine Körperkräfte blieben immer noch schwach. Auf den Rath des alten Daddi entschloß er sich, den Sommer in einer Hafenstadt, in der stärkenden und erfrischenden Luft des Meeres zu verbringen. Er wählte hierzu das reizend gelegene Gaeta, wohin er, von Daddi und Beatrice begleitet, in heiterer Stimmung abreiste. Täglich wandelten die Liebenden, da man sich in der Nähe der Stadt an der Bucht eingemiethet

Digitized by Google

hatte, an der herrlichen Küste des Tyrrhenischen Meeres, das seine blauen Wogen ruhig an das Ufer trieb und mit sanftem Gemurmel sich zu ihren Füßen brach. Beatrice sah den Geliebten täglich mehr erstarken; sein Auge strahlte wieder in ruhigem, natürlichem Glanze, und die Farbe der Gesundheit kehrte allmählich auf seine Wangen zurück.

Nach einigen Monaten mußte Beatrice, weil ihre Mutter gefährlich erkrankt war, sich schnell nach Arezzo begeben. Der Vater begleitete sie, und auch Spinello wollte ihr folgen. Allein Beatrice, fürchtend, in Arezzo möchte der Trübsinn sich von neuem seiner bemächtigen, bestand darauf, daß er bleibe und sich ganz in Gaeta niederlasse. Mit schwerem Herzen gab er ihren Bitten und Vorstellungen nach.

Nicht lange nach der Trennung von dem geliebten Wesen, dessen stets heitere und erfrischende Gegenwart die Wahngebilde Spinello's in ihre verborgensten Schlupfwinkel gescheucht, brach das Phantom Lucifer's mit verstärkter Macht auf seine Einbildungskraft los. Er fühlte, daß er in dem Kampf unterliegen müsse. Sein Auge leuchtete in unheimlichem Feuer, sein Körper glich binnen kurzem einem Gerippe. Bei Tage gelang es ihm noch, wenigstens auf Stunden das Schreckbild sich fern zu halten; die Stunden der Nacht aber, glücklichen Sterblichen Stunden der Ruhe und des Vergessens, brachten ihm namenlose Qual; denn mit der Dunkelheit packte der entsetzliche Lucifer sein Opfer, das, die Hände über die Augen gelegt und wehklagend und seufzend den Wohnungen der Menschen zueilte.

Endlich fühlte er die letzte Stunde seines Lebens nahen. Er wurde ruhiger, denn sie sollte ihm ja Erlösung bringen von unerträglicher Pein. Eines Abends machte er seinen gewöhnlichen Gang am Meere. Die Sonne war bereits hinunter, Meer und Land schlummerten im sanften Lichte des Mondes. Er erklomm einen über die Flut hoch hinausragenden Felsen. Plötzlich gewahrt er, zur Seite nach dem Lande schauend, im Mondlicht ein Gesicht von überirdischer Schönheit. „Lucifer!" schreit er verzweifelnd, und gleitet dem Rande des Felsens zu. In demselben Moment erfaßt Beatrice seine Hand, ruft ihn beim Namen und zieht ihn rettend zurück. Als er sie erkennt, wird ihm auch mit Blitzesschnelle das Geheimniß seines Unglücks klar: der Lucifer in seinem Gemälde trug Beatrice's Züge, die er ihm unwillkürlich verliehen hatte. Er bebte zusammen bei dieser Entdeckung, dann sprang er, von Wahnsinn ergriffen, in den Abgrund. Beatrice, deren Hand er krampfhaft umschlossen hielt, klammerte sich mit der andern in Todesangst an eine vorspringende Felszacke an. Einen Augenblick hingen die beiden Liebenden über der Tiefe, aber der nächste begrub sie gemeinschaftlich in den Wellen des Meeres.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Der Geschichtschreiber Prokopius von Cäsarea.

Obwol wegen seiner erschöpfenden Untersuchungen für Fachgenossen von besonderm Werth, eignet sich doch das Werk: „Prokopius von Cäsarea. Ein Beitrag zur Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römerthums von Dr. Felix Dahn" (Berlin, Mittler), auch zum anziehenden Studium für gebildete Laien.

Prokopius ist geboren zu Cäsarea in Palästina um das Jahr 490. Von seinen Familienverhältnissen, sagt unser Buch, ist nichts bekannt; doch läßt seine ziemlich umfassende Bildung eine sorgfältige Erziehung annehmen und diese einen gewissen Wohlstand des Hauses vermuthen. Im Jahre 527 wurde er von dem Kaiser Justinus, dem Oheim und Vorgänger Justinian's, als juristischer Gehülfe dem Belisarius beigegeben, der damals die Truppen zu Dara an der persischen Grenze befehligte. Dieses Ereigniß wurde für sein ganzes äußeres und inneres Leben entscheidend. Denn über zwanzig Jahre blieb er in dieser oder doch in einer ähnlichen Stellung bei dem großen Feldherrn und begleitete ihn auf allen seinen Feldzügen in Asien, Afrika und Europa. Und wie sein äußeres Schicksal, so wurde die Gestaltung seines Geistes wesentlich hierdurch bestimmt: in dem Lager und Gefolge des Belisar sammelte er die von ihm niedergeschriebenen Erfahrungen und Wahrnehmungen über die Geschichte der barbarischen Völker und ihre Beziehungen zu dem Römerreich. Unter dem Einfluß solcher Beobachtungen, solcher Lebensweise und Umgebung bildete er sich die seltsam zusammengesetzte Weltanschauung, welche aus seinen Werken zu uns spricht. Er sah die blühenden Reiche der Vandalen und Gothen fallen und erblickte darin das Walten des Schicksals; er sah Afrika und Italien der römischen Herrschaft wiedergewonnen, und sein römisches Herz empfand es mit Stolz und Freude. Aber er sah auch die furchtbare Verödung dieser Länder durch Krieg, Aufruhr, Seuchen und Hunger, er sah, was man im Kriege gewonnen, im Frieden wieder verdorben durch die ärgste Misregierung, namentlich durch einen Finanzdruck, der nicht minder in dem gesetzlichen Systeme selbst als in den ungesetzlichen Erpressungen einzelner Beamten seine Ursache hatte. Sowol im Zelte Belisar's als in dessen Hause, wenn er mit ihm nach Byzanz zurückkehrte, blickte er tief in die Intriguen, die Schwächen, die Frevel des Hofs, der Vornehmen, der Hauptstadt. Er sah es mit an, wie von der Regierung ungeheure Summen, aus dem Ruin der Steuerpflichtigen erpreßt, in Luxusbauten vergeudet wurden, während die Grenzen des Reichs, an denen die alten Festungen zerfielen und verödeten, alljährlich von Barbaren überschwemmt wurden — von denselben Barbaren, an die man nach einem verderblichen System große Abkaufssummen und Tribute bezahlte, durch welche nur die Schwäche verrathen und die Raublust gelockt ward. So kam es, daß er mit immer wachsender Abneigung gegen diese Regierung erfüllt ward und nur noch in dem frischen Leben im Felde Freude fand und in seinen wissenschaftlichen Arbeiten.

Prokop hat zwei Werke geschrieben, deren Echtheit noch niemand bezweifelt hat: die „Historien" und die „Bauwerke". Die „Historien" sind in

Digitized by Google

acht Bücher getheilt: zwei Bücher behandeln die Feldzüge Belisar's gegen die Perser, zwei vornehmlich die Unternehmung Belisar's gegen die Vandalen, drei den Untergang des Gothenreichs in Italien, das achte besteht aus Nachträgen zu den sämmtlichen frühern. Aber Inhalt und Zweck des Werks sind nicht blos eine Geschichte dieser Kriege. Abgesehen von zahlreichen Excursen und Einschaltungen geographischen und ethnographischen, mythischen und mythologischen Inhalts, von Rückblicken auf die ältere römische Geschichte und von philosophisch-moralischen Betrachtungen, berichtet Prokop auch häufig von andern mit jenen Kriegen gleichzeitigen Ereignissen in Byzanz, in den Provinzen und außerhalb des römischen Reichs. Die sieben ersten Bücher wurden als Ganzes hintereinander geschrieben in den Jahren 549—551. Das achte Buch ist verfaßt nach 553, veröffentlicht zwischen 554 und 559. Die Schrift „Bauwerke" ist eine Lobrede auf den Kaiser Justinian, dessen Größe zunächst an der Zahl, Pracht und Weisheit seiner Bauten nachgewiesen wird. Sie wurde 558 geschrieben. Außer diesen Werken trägt noch ein drittes: „Geheimgeschichte", Prokop's Namen. Die Echtheit dieser Schrift ist wiederholt früher geleugnet worden und wird noch jetzt angefochten; sie soll nach der Ansicht vieler von einem Fälscher herrühren, einem Feinde Justinian's und Belisar's, welcher seiner Schmähschrift durch den Schein, der angesehene Prokop sei ihr Verfasser, größere Autorität habe beilegen wollen. Dahn zeigt, daß diese „Geheimgeschichte" 558—559 verfaßt ist und — daß sie von Prokop selber herrührt, wenn sie auch zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht sein kann.

Dahn hat sich in diesem Buche zur Aufgabe gestellt, die drei Werke aufs genaueste durchzugehen und zu charakterisiren. Er gibt den Inhalt an, betrachtet und kritisirt die Darstellung, schildert und beurtheilt die politischen, ethischen, philosophischen und religiösen Anschauungen Prokop's. Wir erhalten von dem Wesen desselben das durchgearbeitetste, bestimmteste Bild. Rührt der Panegyrikus „Bauwerke" und die Schmähschrift „Geheimgeschichte" von demselben Verfasser her, so wirft das allerdings einen übeln Schatten auf den Charakter desselben; aber Dahn weist überzeugend nach, daß und wie die „Historien" und die „Geheimgeschichte" ineinandergreifen und vieles in jenen schon gesagt oder angedeutet ist, was diese nur offener und rücksichtsloser ausspricht. Man wird Prokop milder beurtheilen, wenn man erwägt, daß er in seinen „Historien" doch gar manches tadelt, was von der Regierung ausgegangen ist oder geduldet wurde — daß er dem Kaiser gegenüber trotz alledem etwas gewagt hat! Die Lobrede, wie Dahn sehr wahrscheinlich macht, schrieb er auf Befehl des Kaisers, welcher, vielleicht gerade weil ihn der Freimuth der „Historien" verletzt hatte, sich einen Panegyrikus bei dem besten Autor seines Reichs bestellte. Prokop hatte nicht den Muth, diesen Antrag abzulehnen: er schrieb das bestellte Lob mit innerm Widerwillen, gegen seine Ueberzeugung. Zugleich aber faßte er den Gedanken, in einer zweiten Schrift seinem Ingrimm hierüber Luft zu machen und dies unfreiwillige Lob zurückzunehmen. In der That ist in der „Geheimgeschichte" die Wuth eines persönlich Gereizten fühlbar: er hat seine Freude daran, in den stärksten Ausdrücken seinen Haß zu entladen. Sein Unmuth über sich selbst, daß er die Feigheit gehabt, die „Bauwerke" zu schreiben, steigerte seinen Zorn über den Kaiser, und jedes dort geschrie-

Digitized by Google

bene Wort des Lobes zahlt er hier mit hundertfachen Zinsen zurück. Die Art des Entstehens dieser beiden Schriften gibt einen Maßstab für ihre Glaubwürdigkeit. Wenn die Schmeichelschrift dem Autokraten jedes Verdienst eines andern zum persönlichsten Lob anrechnet, so legt die „Arcana" jedes Thun und jedes Unterlassen des geringsten Beamten dem Willen dessen zur Last, der ihn bestellt hat — und von da hat dann die Leidenschaft nur noch einen Schritt zum Aeußersten, daß sie nämlich jeden verderblichen Erfolg im ganzen Reich als vom Kaiser nur um der Verderblichkeit willen beabsichtigt darstellt. Nach den „Bauwerken" ist der Kaiser von Gott gesendet, das aufs Knie gesunkene Römerreich wieder zu erheben: nach der „Arcana" ist er ein Dämon, von der Hölle gesendet, dies Reich aufs Knie zu stürzen. Die Kritik hat die Aufgabe, durch Vergleichung aller dieser Schriften untereinander und durch Herbeiziehung anderweitig festgestellter Thatsachen die Uebertreibungen zu tilgen und das wirklich Begründete ungetrübt schauen zu lassen. Dahn hat in seinem Buche zu diesem Zwecke sehr viel geleistet. Er bringt zu seiner Untersuchung die rechte wissenschaftliche Unparteilichkeit mit, es ist ihm lediglich um die Sache zu thun, und er kehrt mit einem wahren Scharfsinn der Gerechtigkeit die verschiedenen Seiten seines Gegenstandes vor, den er mit der Spürkraft des Forschergeistes durchdrungen hat. Seine Darstellung ist mannhaft, unumwunden, schlagend; und so erreicht er nicht nur das Ziel, das er als Gelehrter sich gesteckt hat, sondern er gewährt jedem ernstern Leser einen höchst lebendigen Einblick in jene denkwürdigen Zeiten. Er zwingt uns, den Weg seiner erschöpfenden Zerlegung und Betrachtung mitzugehen; wenn wir ihm aber gefolgt sind, legen wir das Buch wirklich unterrichtet aus der Hand.

M. M.

Zwei neue Romane.

Von Gustav vom See, dessen Romane in Lesebibliotheken häufig verlangt werden, liegt ein achtbändiger Roman in zwei Abtheilungen vor: „Gräfin und Marquise" (4 Bde., Wien, Markgraf) und „Ost und West" (4 Bde., Breslau, Trewendt). Obgleich der Gang der buntscheckigen Handlung sich auf der bewegten Epoche von 1807—15 aufbaut, so hat es der Verfasser doch vermieden, sein Werk als „historisches" zu bezeichnen; vielleicht fühlte er selbst, daß dem Charakter der Zeit zu wenig Rechnung getragen und daß die bloße Beschreibung von Gefechten, Schlachten, Schlössern, Uniformen ꝛc. noch lange keine Geschichte ist. Wahrlich, es ist zu bedauern, daß seinem Roman gerade zweierlei mangelt: Objectivität und Gedankenfülle. Man erwartet von acht Bänden Bedeutenderes, als hier geboten wird, zumal da dieser Roman, wenn wir nicht irren, zuerst in dem Feuilleton einer Zeitung erschien, die ihren Lesern mehr als bloße Unterhaltung zu bieten pflegt. Daß sich viel hübsche, spannende und sauber ausgeführte Scenen darin finden, ist nicht zu leugnen; ebenso wenig, daß Schatten und Licht meist vortrefflich vertheilt und Vorzüge wie Fehler der

Digitized by Google

Personen klar und schlagend hingestellt sind; aber, möchten wir fragen, hätte sich denn nicht mindestens Eine dieser unzähligen Personen aus dem Erdenstaub zu einer originellen Idee erheben, hätte nicht wenigstens Eine die obwol menschlichen, doch immerhin gewöhnlichen Interessen über Bord werfen und sich emporschwingen können, begeistert und begeisternd? Dieses immerwährende Hangen und Bangen, Schmollen, Kokettiren und Schönthun, was alles tausendmal dagewesen, wirkt endlich ermüdend, und nur die Idee, dieses Immergrün, das sich voll und kräftig, frisch und gesund um den alten Stamm emporrankt, vermag uns immer aufs neue anzuregen und zu fesseln. Auerbach, Frenzel, Spielhagen und vor allem Gutzkow, der Meister des Romans „ineinander", haben in dieser Weise eine glorreiche Brücke geschlagen, die freilich nicht leicht, aber bei Talent, Muth und Ausdauer doch zu passiren ist. Gustav vom See hingegen hat uns, wenn wir uns des Gegensatzes willen so ausdrücken dürfen, einen Roman „auseinander" beschert. Wie gesagt, der Leser wird viel des Anziehenden, Unterhaltenden, sogar Pikanten darin finden, es geht durch dieses Buch ein freundlicher, gemüthlicher Ton, der sich nah und fern Freunde erwerben wird; aber, müssen wir abermals fragen, warum dieses unnöthige Dehnen und Zerren, diese locker aneinandergereihten Scenen, die oft in einem sehr, sehr losen Zusammenhange stehen? Das Interesse des Lesers wird überflüssig auseinandergerissen, er wird sogar oft Mühe haben, sich wieder zurechtzufinden. Wir dürfen den Sprungstab nicht aus der Hand legen. Von der Fichtenau, einem lieblichen Thale am Harz, geht's nach Oberschlesien, nahe an der österreichischen Grenze; von da nach Breslau und wieder zurück nach der Fichtenau, dann aber mit einem Satz über den Rhein nach Paris. Ebenso plötzlich sehen wir uns wieder nach Schlesien versetzt, springen weiter nach Rußland hinein, rennen abermals durch Schlesien nach Paris und athmen wirklich auf, wenn wir am Schluß die liebliche Fichtenau wiedersehen. Solch eine Reise mag gestattet sein, sobald im Postwagen bedeutende Interessen durchgesprochen werden und sich auf den Stationen der Vorhang vor neuen und geistig gewaltigen Scenen erhebt. Freilich bilden die Leidensjahre von 1807—15 einen mächtigen Hintergrund, allein der Verfasser hat ihn leider zu spärlich zu benutzen gewußt. Und hinsichtlich dieses „auseinander" ist es unmöglich, den Gang der Begebenheiten in Kürze wiederzugeben. Vielversprechend ist der erste Theil, aus dem es uns frisch anweht wie Harzduft und in welchem uns Leute begegnen, die man ob ihrer Gesundheit, Tüchtigkeit und ihres trefflichen Charakters unbedingt lieben muß. Zu tadeln wäre wol auch das ewige „roth werden" und das immerwährende „eigenthümliche Lächeln", das sich wie ein Faden durch diese acht Bände schlingt.

Franz von Nemmersdorf, ein Autor, der sich durch die Werke „Unter den Ruinen" und „Moderne Gesellschaft" vortheilhaft bekannt gemacht, bietet in „Doge und Papst. Historischer Roman aus dem siebzehnten Jahrhundert" (2 Bde., Breslau, Trewendt) eine neue Gabe. Mit Freuden haben wir hier lobend hervorzuheben, was an Gustav vom See zu tadeln war: Franz von Nemmersdorf schenkt uns ein farbenreiches Bild, wirkliche Geschichte, er hat gehalten, was er treffend in der Vorrede verspricht: „Wenn der Roman der Gegenwart nur ein Bild der Wirren und

Digitized by Google

Kämpfe, der Sitten und Strebungen unserer Tage vorführen soll, so gilt dieses in demselben Maße von dem Zeitbild der Vergangenheit. Ohne innere Wahrheit ist es werthlos. Der historische Roman soll wieder zu frischem Leben erwecken, was die Geschichte mumienhaft bewahrt. Mitten unter die Ereignisse und Menschen von damals sollen wir durch ihn versetzt werden." — Sein Zauberstab führt uns nach Italien, in die Republik San-Marco. Nicht wollte er uns bei Fackelschein eine geheimnißvolle Gondel zeigen, die den Gefangenen zu ewigem Schweigen in den stillen Kanal hinausführt, nicht mit Byron apostrophiren: „Du, trunken im Blute deiner Fürsten"; sondern die Aufgabe, die er sich stellte, war: uns von den Zuständen der Republik San-Marco ein möglichst treues Bild zu geben. „Es lag nahe, gerade diesen Stoff zu wählen. Die Zeit steht der unsern nicht so fern, daß das Verständniß der damaligen Verhältnisse Schwierigkeiten hätte, oder daß ihnen eine rege Theilnahme entgehen könnte. Im Gegentheil gehören die Bestrebungen des 17. Jahrhunderts noch ganz der Periode der Geschichte an, in welcher wir selbst leben. Abgesehen von speciell venetianischen Interessen hat sich unsere Schilderung auch über die ersten Acte des Principienkampfes zu verbreiten, welchen der moderne Staat mit der Kirche begann. Wartet doch selbst die Gegenwart noch auf den Schluß des Streites." Die Papalisten, wie man die römische Partei in Venedig nannte, trieben den Rath der Zehn zum Justizmord an Antonio Foscarini. Das ist, kurz angedeutet, der Inhalt dieses Romans, in dem alles lebt und sprudelt, und der, wenn auch nichts geradezu Hinreißendes, so doch eine große Fülle von feinen Zügen und anregenden Gedanken enthält. Antonio Foscarini steht in der Mitte; dieser Mann, den das andere Geschlecht liebte und das eigene haßte, dessen Dasein zwischen Ehrgeiz und Vergnügen getheilt gewesen und der dem Glanze, dem Ansehen und der Macht opferte. Trefflich charakterisirt wie Antonio sind auch sein Neffe Nicolo und sein Freund Paolo Sarpi, der Mönch, Angela und Marcantonio Memmo; doch hätten wir, schon des wol nicht ganz geeigneten Titels halber, gewünscht, daß auch Paul V., dieser herrschsüchtige, durch den Widerstand der Republik zur Raserei getriebene Papst, schärfer und weniger episodisch hervorgetreten wäre. So gleicht er einer aus Lehm geformten Figur, während die übrigen Charaktere wie aus Stein gehauen vor uns stehen. Kurz, Nemmersdorf's Roman ist ein wirklich historischer, er weiß Belehrung und Unterhaltung geschickt zu verbinden und ist — eine so seltene wie rühmliche Ausnahme — nicht für Pensionsanstalten geschrieben. Denn manches Pensionsfräulein möchte bei der Lektüre dieser oder jener Scene erröthen und mit Hebbel's Tischlermeister ausrufen: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!"

K. N.-St.

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus London.

Mitte October 1865.

M. R. Palmerston ist todt! Das ist ein Komma in der Weltgeschichte. Alle Blätter bringen den Bericht über seine letzten Tage und zugleich seinen Nekrolog mit schwarzem Rande. Es war den ganzen Tag — am 18. Oct., zwei Tage vor seinem einundachtzigsten Geburtstage — grenzliches Wetter, und der Regen strömte auch noch am andern Tage unablässig herab. Tiefe Stille herrschte an jenem Mittwoch in und vor dem schönen Landhause Brocket-House zu Broadlands in Hampshire, wo der große Staatsmann 1784 geboren wurde. Kein Fußtritt, keine Stimme — nur im feuchten Kies vor den Thürstufen die tiefen Spuren des Doctorwagens, in denen der Regen plätscherte. Die Fronte war dunkel. Da erschien plötzlich hinter den Vorhängen des Mittelfensters ein Licht, ein einzelnes Licht! Zeichen des Lebens? Signal des Todes! Es brannte zu Häupten der Leiche des großen Engländers und die Nachricht von seinem Ableben flog mit dem Telegraphen über die Welt an Könige und Völker. Lord Palmerston lag da, der Einundachtzigjährige, der ein halbes Jahrhundert inmitten von Regierungsarbeit vollbracht und davon zehn als der Königin Premierminister in dem Lande, welches über den dritten Theil des Erdbodens herrscht. Traurig und feierlich strahlte das Eine Licht im Frontefenster von Brocket-Hall. Der Strahl fiel nach außen in die regenkalte Nebelluft, nach innen auf das graue ehrenreiche Haupt des Todten. Vorüber mit allen Debatten, allen Parteifehden, allen Geschäften dieser Welt! Fertig mit alledem! Und doch ist die Lücke, die er im Scheiden gelassen, gleich der Lücke im Walde, wenn eine Eiche, die, Jahrhunderte alt, doch mit grünem Laube in der Krone auf den Boden niedersinkt. Er hatte eine treffliche Constitution, aber niemals, sagen die Aerzte, konnten wir ihn dazu bewegen, seine Gesundheit zu schonen. Von einer Ausfahrt am 12. Oct. kehrte er mit einer Unterleibserkältung heim. Er hatte jugendlich dreist alle warmen Hüllen abgeworfen, an Luft und Wind gewöhnt. Beinahe schon aufgegeben zwei Stunden nach seiner Rückkehr, erholte er sich dennoch wieder, als am Dienstag den 17. Oct. abends eine üble Wendung eintrat. An diesem Tage versiel er in einen kurzen Schlaf und sprach im Traume: „Der Vertrag mit Belgien — ja — lest mir die sechste Clausel noch einmal vor.“ Er war noch im letzten Traume mitten in der großen Parlamentsdebatte. Nachher gab er nur noch Zeichen mit den Augen und entschlief still am folgenden Vormittag ohne Schmerzen. Sein letzter Act, noch während der Krankheit, war der Empfang einer Deputation aus Irland, welchem er von Mutterseite angehörte. (Seine Mutter war die zweite Gattin seines Vaters, der, über Standesvorurtheile erhaben, sich mit der Tochter eines dubliner Hutmachers, Mary Mee, vermählt hatte.) „Wäre er nur auf dem Sofa geblieben, aber er war, «eine ewige Noth für seine Aerzte», so sehr lebendig und ruhelos; dann lebte er gewiß noch!“ — so heißt es in einem Berichte. Aussprüche von ihm neuesten Datums werden in den Nekrologen citirt. „Ich habe ein gut Theil Patronage ausüben können,

Digitized by Google

doch ich bin froh, daß ich keine Verwandten hatte, denen sie zuzuwenden; so entkam ich dem Nepotismus", lautet einer derselben. Als man ihm in diesem Jahre wegen einer etwas herben Abfertigung Cobden's Vorwürfe machte, rief er: „Wie das? Ich that nur, was jeder Engländer thut, wenn einer nach ihm ausholt. Ich gab ihm so viel, als er mir verabreichte." Als ihm zu Ohren kam, Cobden habe in seinen eigenen letzten Stunden die Worte fallen lassen: „Palmerston war ein großmüthiger Feind", sagte er: „Das rührt und freut mich tiefer als irgendetwas." Er war jedenfalls der am meisten „englische" Minister, der je England regierte, ungeachtet des celtischen Blutes, das mit dem englischen in seinen Adern rollte. Daher auch seine Volksthümlichkeit selbst im Lager der politischen Gegner. Er war ein Aristokrat, aber ein echter Edelmann, der die Freiheit liebte. Ein seltenes Lob. Ein guter Patriot, ein heiterer Kamerad, ein felsentreuer Freund, mit einem Temperament wie ein Sommertag.

Doch bleibe der Todte dem Pantheon, das „Museum" ist ein Museum der Lebendigen. Die Welt geht ihren Gang. Unentbehrlich ist keiner. Palmerston war einer der redlichsten, muthigsten Staatsmänner der alten Schule, und die neue schonte ihn dieser Achtung wegen im eigenen Lande. Allein das war — ist jetzt schon Vergangenheit, denn die Gegenwart hat immer recht.

Wir haben alle den Monat der „Rebellion" glücklich überstanden. Dublin ist von den Feniern nicht gestürmt, die irische Republik mit der grünen Fahne und ungekrönten Harfe darin ist nicht errichtet, die Irländer zu Liverpool, Birmingham und Sheffield, die in Docks, Arsenalen und Waffenfabriken beschäftigten irischen Arbeiter, haben sich der „Vorräthe" nicht bemächtigt und es ist auch kein Aristokrat an die Laterne gehängt worden. Ja in Irland selbst haben die „erst vermuthlichen" Insurgenten es nicht einmal bis zum Einwerfen einer Fensterscheibe oder einer ganz kleinen fenischen Katzenmusik gebracht. Von den 50000 amerikanischen Feniern, welche nach neuyorker Blättern sich schon in Irland eingeschlichen haben sollten, müssen wol die meisten noch nicht die Nebelkappe, die nach einem deutschen Märchen unsichtbar macht, abgelegt haben, und man hat nur etwa 20 Exemplare hinter Schloß und Riegel gebracht. Im „Loch" befinden sich in Irland zwar etwas mehr als 200 Verhaftete, und die Verhaftungen währen noch fort, indessen schon mehr unter den kleinern Bänkelsängern oder solchen Aermsten, die sich mit dem kecken Schrei „Ich bin auch ein Fenier!" ein Obdach im Polizeigewahrsam bei der schlechten Regenzeit gewinnen wollen. Hat die englische Regierung mit alledem nur einen Tataren gefangen, wer kann es sagen? Daß die ernsthaften Complotisten „drüben" in Amerika wohnen, darüber ist kein Zweifel, und daß sie nur die kleinen daheim, namentlich Barbiere, Schneider und Ladendiener, kapern ließen, um eine „irische Frage" aufs Tapet zu bringen, oder doch vor Europa zum ersten mal mit einigem Geräusch das Dasein der Fenier zu beweisen. Letzterer Zweck ist ihnen gelungen. Auch die gründliche deutsche Presse hat ihnen die Ehre angethan, bis in die graueste Nebelferne irischer Alterthumskunde nach jenen Colonisten von Milet und Phönizien zu spüren, welche der richtige Kelte von Erin seine Vorväter nennt. Ein heidel-

Digitized by Google

berger Postillon machte einst dem irischen Agitator O'Connell bei einer Reise durch Deutschland das Compliment: „Oh, Sie sind der, welcher Irland entdeckt hat!" So haben sich auch die Fenier von den englischen Staatsministern entdecken lassen. So mancher der gefangenen Schneider mit irischem Vollhumor wird sein Leben lang stolz darauf sein, daß er einmal Staatsgefangener gewesen ist, und vielleicht sogar für den englischen Kunden aus Dankbarkeit für die ihm von England widerfahrene Ehre billiger arbeiten. Ohne Zweifel hätte der Fenianismus gefährlich werden können, wenn er nicht seine Legionen zumeist nur auf dem Papiere zählte und man ihm noch, wie schon zwei Jahre lang, etwa zehn Jahre länger Zeit dazu gelassen hätte, in jedem Dörfchen, auch in England, wo das irische Element als so starke Einsprengung existirt, einen Club zu organisiren, und wenn dann eine große Landescalamität Großbritannien lahmgelegt oder ein Krieg mit Amerika oder eine Napoleonische Invasion den Fenern diesseit und jenseit des Oceans hätte zum „Sammeln" blasen lassen. So aber fiel das Ding aus wie das Knabenspiel „Räuber, Wanderer und Stadtsoldat", von majorennen Commis in Scene gesetzt. Es scheint, als wenn die fenischen Centren in Amerika geglaubt, die englische Regierung werde gemüthlich die Sache sich wie bisher offenkundig weiterspinnen lassen; auch sind fast alle verhafteten Irländer einig in dem Geständniß, der Ausbruch sei auf Ende September oder Anfang October angesagt worden. Was man eigentlich wollte, das scheinen die Fenier in Irland selbst nicht in genauer Definition sich klar gemacht zu haben. Während ein Theil der amerikanischen Fenier nur davon geredet, England in Canada zu attakiren und erst fünf Jahre später die Grüne Insel vom englischen Joche zu befreien, galt es in Irland angeblich einer irischen Republik, und dennoch hatten manche der Clubs auf die Devise geschrieben: „Treue der Königin! Nur fort mit dem Unionsparlamente, und ein eigenes Parlament!" Auch schienen einzelne eine Copie von dem französischen 1792 im Kopfe getragen zu haben, eine Art Sansculottenpolitik, worin an Laternen aufgehängte Aristokraten als Lesezeichen figuriren sollten. Unter den confiscirten Centnergewichten von Briefschaften befinden sich einige Ergüsse dieser Farbe, allerdings aber nur einige, und der Schreiber derselben, ein gewisser O'Keefe, erklärte alles andere für „Unsinn", das nicht auf Niedermetzelung sämmtlicher großen Grundbesitzer hinauslaufe, „die man erst durch die Voltairianer der Presse zu Boden schreiben und dann der Furie eines erbitterten Volks überantworten müsse". Aber auch diesen Marat der Fenier hielt das Gericht für so harmlos, daß es ihn gegen eine Caution von 50 Pfd. St. zunächst auf freien Fuß setzte, hingegen andere, die viel weniger geschrieben, aber mehr gethan, selbst gegen angebotene Bürgschaften zum Betrage von 1000 Pfd. St. freizulassen sich weigerte. Verschiedene amerikanische Bankcheques zu hohem Betrage wurden in Beschlag genommen, und man erstaunt, wie Leute solche Summen an ein Unternehmen setzen konnten, das die handgreiflichste Aussichtslosigkeit an der Stirn trug. Doch vermuthlich machten sich die durch die amerikanische Presse, die zum großen Theil aus Irländern ihren „Stab" gebildet, erhitzten Gemüther der amerikanischen Fenier ebenso falsche Vorstellungen von der formidabeln Heermacht der Fenier in Irland, wie diese von der formidabeln Heermacht

Digitized by Google

der amerikanischen Fenier, die „flottenweise herüberkommen und Irland befreien sollte". Bei aller Komik in den Vorgängen in Irland kann man sich doch eines Gefühls der Trauer darüber nicht erwehren, wie unnütz wieder einmal die Phantasie des leichtblütigen, schwärmerischen Paddy eigentlich zum Narren gehabt wurde. Schwerlich werden die Urtheile in den Fenierprocessen hart ausfallen, nur in dem Umfange eines kleinen Denkzettels, „um nicht wieder mit Feuer zu spielen", und nur die paar verhafteten „irischen Yankees", ehemalige Colonels und Kapitäns der Unionsarmee, dürften als Verführer strenger belangt werden. Alle Vergleiche hinken bekanntlich und so auch der, den russische Blätter mit Polen angestellt haben, wozu sie zum Theil außer der eigenen Bereitwilligkeit allerdings die „Times" verleitete, die, ein Organ der Mächte des harten Geldes, an die paar Aristokratenfresser unter den Verhafteten sich fest hielt und das „Ganze" in eine Conspiration zur Plünderung der Besitzenden verdrehte. Englands Sündenregister gegen Irland ist notorisch nicht klein, und die Engländer entschuldigen sich auch nur so weit, indem sie sagen, sie hätten in den letzten dreißig Jahren größerer Gerechtigkeit gegen die Schwesterinseln noch nicht gut machen können, was sie in Jahrhunderten verschuldet. Wenige Blätter ausgenommen, spricht auch die englische Presse die irische Nation als solche von allen Sympathien mit den Feniern frei und mahnt, daß man diese nicht dafür büßen lassen, sondern, da wirkliche große Uebelstände in Irland vorhanden, nun recht ernstlich auf eine Reform hinarbeiten solle, um künftighin allen Ruhestörungen jene Vorwände zu nehmen, mit denen der nichtbesitzende Theil der dortigen Landbevölkerung immer so leicht zu Ausschreitungen verlockt werden konnte. Man solle auch aufhören, die Irländer wie eine Last und als unverbesserlich mit Nichtachtung anzusehen, sondern sich gewöhnen, sie als gleichberechtigte Theilhaber an der Größe und an dem Gedeihen des Gesammtreichs zu betrachten. Auch könne es nicht schaden, wenn „von oben her" einiges geschähe, dies zu markiren. Der Hof der Königin und der des Prinzen von Wales zeichne England und Schottland allein aus, während Irland nie oder nur en carrière besucht werde. Der Irländer aber, ein poetisches Gemüth und nicht zu dem kühlern Gleichmuth des Engländers und Schotten herangewöhnt, liebe es, den zu sehen, dem er Loyalität schuldet, sehe gern Pomp und Glanz. Auch die „Times" sogar empfiehlt, daß die Königin oder der Prinz regelmäßig im Jahre einige Zeit auf der Insel logiren sollten, nicht auf Tagesvisite, sondern in der Art, daß sie andeuteten, sie befänden sich heimisch und wohl unter jenen Unterthanen. Wie würde man denn solche Vernachlässigung in den andern beiden Königreichen aufnehmen? Nach meiner Ansicht ist viel Richtiges in dem Gesagten. Der Irländer ist einmal eine andere Natur als der Bewohner der Hauptinsel. Dem praktischen Liberalismus des britischen Selfgovernment gewinnt er in der jetzigen Generation keine Behaglichkeit ab — er hat die Schuhe des Clanwesens noch nicht ausgetreten, findet dies parlamentarische Regieren aus der Ferne zu uninteressant für ihn und kann nicht Schritt halten mit den reichern und weltlichern Angelsachsen und Scoti. Politisch ist er ein unreifer Minorenner und religiös zuweilen ein Fanatiker, wenigstens läßt ihn der rabiate Orangist in Nord-Irland nie zur Ruhe kommen. Des letztern Partei-

Digitized by Google

preſſe trägt die grellſten Farben auf, um den Fenianismus als eine Proteſtantenfreſſerei darzuſtellen. Der Curioſität wegen ſei erwähnt, daß ein orangiſtiſches Blatt mit ganz ernſthafter Entrüſtung verſichert, es habe den „Trinktoaſt der Fenier" entdeckt, der recht deren Blutdurſt beweiſe. Er laute: „N. N. lebe lange! lebe hoch! lebe, bis er erlebt, daß in Irland katholiſche Kapellen von 10 Miles (!) Länge und 7 Miles Breite aus Gebeinen der Proteſtanten gebaut werden, die Dächer gedeckt mit den Häuten proteſtantiſcher Geiſtlichen und angeſtrichen mit deren Blute, und als Fußreiniger vor den Thüren die Rückgrate der Proteſtanten!" Solchen hellen Wahnſinn erdichten die Organe des Orangismus, um ihre Parteigenoſſen zu erhitzen. Dieſe blinden Parteizwiſte religiöſer Färbung ſind der Fluch des Landes ſeit Jahrhunderten.

Aus Prag.

Im October 1865.

E. S. So hätten wir denn glücklich das Octoberfeſt überſtanden und uns vorſchriftsgemäß über das Octoberdiplom und die Gemeindegasanſtalt, über das Septembermanifeſt und die neue Moldaubrücke gefreut! Der Bürgermeiſter hat einen Orden erhalten, und nur ein Dutzend Fenſterſcheiben ſind eingeſchlagen worden... Wer will es leugnen, daß dieſes Reſultat ein über alle Erwartungen günſtiges ſei? Und was gab es für Spectakel mit dieſer Feier! Seit Wochen lagen ſich die czechiſchen und deutſchen Journale in den Haaren und ſagten ſich allerhand Höflichkeiten, welche eine vielverſprechende Introduction für die Feſtſtimmung bildeten; ſeit Wochen war die Frage: „Sollen wir illuminiren, oder nicht illuminiren?" eine in des Wortes engſter Bedeutung *brennende* geworden, welche in allen Kreiſen der Geſellſchaft gefährlichen Zündſtoff aufhäufte. Es war jedenfalls ein origineller Einfall unſerer czechiſchen Väter der Stadt, die im Gemeinderathe die Majorität bildeten, als ſie den Beſchluß faßten, ein Freudenfeſt zu veranſtalten, weil — ja das Weil iſt eben ſehr ſchwer zu definiren — nun denn, weil der Kaiſer es ſelbſt „beklagte", die Februarverfaſſung *ſiſtiren* zu müſſen. Der Geiſt, der ſtets verneint, ſpukt überhaupt ſtark in den czechiſchen Köpfen, und ſo wollten ſie ſich auch diesmal nicht über eine poſitive Errungenſchaft freuen, ſondern nur über etwas Negatives, darüber, daß der „deutſche Schmerling" und ſein Syſtem gefallen. Den Deutſchen mutheten unſere Czechen aber in urwüchſiger Naivetät zu, ſie ſollten theilnehmen an dieſem Freudenfeſte und ſich mit freuen darüber, daß jetzt alle andern Nationen und Nationchen ſich über die deutſche erheben zu dürfen glauben. Rothe Plakate an den Straßenecken forderten die Bürgerſchaft auf, ſich zahlreich an der Illumination zu betheiligen, und alte Reminiſcenzen wurden aufgefriſcht an gar nicht ſo lange entſchwundene Zeiten, wo der czechiſche Mob bei ähnlichen Gelegenheiten den Deutſchen die Fenſter eingeſchlagen und gegen die noch immer nicht national gewordenen Juden das alte Hepp! Hepp! angeſtimmt hatte. Die Regierung war durch die gehobene Stimmung der Czechen in einige Verlegenheit gerathen und fürchtete ſelbſt,

Digitized by Google

daß der 20. October in Prag und am Lande zu weiter greifenden Excessen Veranlassung geben könnte. Die officiellen Organe belehrten uns, daß jetzt in der That noch nicht der geeignete Moment zu Freudenfesten gekommen sei, man möge diese auf spätere Zeiten verschieben, bis die Verfassungsfragen ihre endgültige Lösung würden erfahren haben. Allein die Czechen wollten diesmal kaiserlicher als der Kaiser sein und erklärten im Gegentheile, der gegenwärtige Augenblick sei ganz besonders dazu angethan, daß sich alle nationalen Herzen freuen, offenbar schon deshalb, weil jeder ehrliche Liberale und guter Deutsche sich in nicht sonderlich vergnügter Stimmung befindet. „Wir wollen diesmal Heerschau halten über die Stärke unserer nationalen Truppen", riefen die Herolde der Corunna czeská, und bliesen dabei mit vollen Backen mächtig in die Lärmposaune, damit alle minder beherzten Gemüther unter den Deutschen — und wie viele solche Gemüther zählen wir leider! — von panischem Schrecken ergriffen würden. Noch im letzten Momente sah sich der Statthaltereileiter veranlaßt, an den Stadtrath einen Erlaß zu richten, worin von jeder Pression auf die Minorität, überhaupt von Demonstrationen abgemahnt wird. Es seien alle Maßregeln getroffen worden, um jede Ruhestörung und jeden Exceß zu hindern und es wäre bedauerlich, wenn zu energischen Repressivmaßregeln gegriffen werden müßte. Ist nicht unser „königliches Prag" eine originelle Stadt? Ein Freudenfest, bei welchem das Militär mit aufgepflanztem Bajonnet in den Kasernen consignirt ist, um einen großen Theil der Bürger vor Angriffen auf ihre Person und ihr Eigenthum zu schützen!

Nun, die Feier verlief nicht so, wie es die Czechen in ihren Herzen wünschten und mit hochtönenden Phrasen verkündeten. Mehr als ein Drittheil der Bewohner hatte den Muth, sich als Deutsche zu bekennen und ihre Fenster nicht zu beleuchten; ein zweites Drittheil war so schwach, „um des lieben Friedens willen" und „um nicht Aergerniß zu erregen", zwei dünne Talgkerzchen anzuzünden; endlich ein Drittheil jubelte aus czechischen Herzen und gab der nationalen Freude Ausdruck. Da kamen Transparente mit kräftigen Sprüchlein zum Vorschein, als da sind: „Der Himmel den wahren Czechen, die Hölle den Verräthern!" und die czechische Krone prangte siegesstrahlend über dem böhmischen Löwen und dem mährischen und schlesischen Adler. Die Paläste des Adels blieben zum größten Theil dunkel, und nur einige aristokratische Familien, welche mit den Nationalen liebäugeln, hatten diesen einige Kerzen geopfert. Das Palais des Cardinal-Erzbischofs war hell erleuchtet, die Regierungsgebäude blieben finster. Zu den gefürchteten Excessen kam es nicht; aber ganz ohne Fenstereinschlagen kann ein solches Fest nach hergebrachter Sitte nicht verlaufen, und so warf denn der Mob Steine gegen die Fenster des Palais des Oberstlandmarschalls von Böhmen, Grafen Rothkirch-Panthen (welcher nicht illuminirt hatte), gegen ein Haus in der Nähe des deutschen Casinos und einzelne andere Gebäude.

Zur Erhöhung des nationalen Glanzes der Octoberfeier hatten die Väter unserer Stadt auch die Einweihung der neuen Gemeindegasanstalt und die Grundsteinlegung zur neuen dritten Moldaubrücke auf den 20. Octbr., den Jahrestag der Diplomsvertheilung, verlegt. Es stehen diese communalen Angelegenheiten in keinem Zusammenhange mit dem Octoberdiplom,

Digitized by Google

allein helfe, was helfen kann. Auf solche Weise sollte eine größere Betheiligung der Massen erzielt werden; dann gab die Zusammenstellung Gelegenheit zu gewissen Phrasen, als da sind: Octoberdiplom, neue Brücke zur Verständigung mit den Völkern, Septembermanifest, neues Licht der Gleichberechtigung ꝛc. ꝛc. Oh, unsere Herren Gemeinderäthe verstehen sich auch auf Poesie!

Seit langer Zeit waren die Wogen der nationalen Bewegung nicht so hoch gestiegen, wie dies wieder jetzt der Fall ist, und wild entfesselt sind wieder die Elemente, welche die Zeit in ihr naturgemäßes Bett eingeengt zu haben schien. Die Czechen betrachten sich als Herren der Situation und nehmen gar keinen Anstand, es laut zu erklären, daß Böhmen Czechien und daß Mähren und Schlesien dem „czechischen Staate" einverleibt werden müsse, ohne daß man sich um das halbe Dutzend deutscher Seelen, welche im Lande existirten, zu kümmern brauche. Die große Menge sei czechisch, und was nicht czechisch sei, müsse es eben werden. Der „Generallandtag" für Böhmen, Mähren und Schlesien gehört jetzt zu den Lieblingsspielzeugen der nationalen Phantasie; und wenn es nur irgend anginge, sollten die letzten Jahrhunderte aus der Geschichte Böhmens gestrichen werden und die „glückliche Periode" vor der verhängnißvollen Schlacht am Weißen Berge von neuem beginnen. An allen Ecken und Enden tauchen politische Broschüren auf, welche die Neugestaltung Oesterreichs auf dem nationalen Princip befürworten und Böhmen hierbei eine Hauptrolle zutheilen. Soeben ist hier eine solche Broschüre, „Spasa Rakonska" (Heil Oesterreichs) betitelt, erschienen, welche deshalb mehr Beachtung verdient, weil sie einen hochgestellten böhmischen Cavalier zum Verfasser hat und in czechisch-nationalen Kreisen sehr beifällig aufgenommen wird. Der Autor wünscht nämlich die Einführung einer Septarchie in Oesterreich. Der Staat soll in folgende sieben Königreiche zerfallen: die ungarische Krone mit Magyarien, Slowakei, Siebenbürgen, Wojwodina; die böhmische Krone mit Böhmen, Mähren und Schlesien; die galizische Krone mit Galizien und der Bukowina; die lombardisch-venetianische Krone; die südslawische Krone mit Kroatien, Slawonien und der Wojwodina; die illyrische Krone mit Kärnten, Krain, Istrien, Görz, Gradiska und Triest; die deutsch-österreichische Krone mit Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg und Steiermark. Demgemäß soll es auch sieben österreichische Hofkanzler geben. Die Hauptstädte der Kronen sollen Prag, Pesth, Lemberg, Venedig, Agram, Laibach, Wien bilden. Der Verfasser wünscht ferner dreierlei Parlamente: die Reichsvertretung, die Kronlandtage (Generallandtage) und die Landtage. Die Landtage wählen die Abgeordneten in die Generallandtage, diese wieder in das wiener Abgeordnetenhaus. Der Monarch soll sich siebenmal krönen lassen, und zwar zuerst als König von Böhmen, Markgraf von Mähren und Herzog von Schlesien in Prag, hierauf als König von Ungarn in Pesth, dann erst in Wien als Kaiser von Oesterreich, dann als König von Lombardo-Venetien, Galizien ꝛc. Der ganze Plan ist sehr ähnlich dem Föderationsprojecte, welches Palacky dem Constitutionsausschusse des kremsierer Reichstages vorgelegt hatte; nur ist eine Krone entfallen, welche nach Palacky den rumänischen Theil von Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina umfassen sollte. Sie sehen, unsere czechischen Leiter sind um Projecte nicht verlegen, deren Kern

Digitized by Google

aber stets die Annexion von Mähren und Schlesien an Böhmen bildet. Daß diese Länder damit jetzt ebenso wenig einverstanden sind, als sie es vor Jahrhunderten waren, kümmert die „czechischen Führer" nicht. Sie weisen auf das historische Recht hin und auf die ehemaligen „Generallandtage", deren letzter allerdings vom Jahre 1615 datirt. Eine Pause von vollen drittehalb Jahrhunderten ist unsern Czechen aber nicht Lehre genug, auf jene Utopien Verzicht zu leisten.

Unterdessen werden die Vorbereitungen zum Zusammentritt des nächsten böhmischen Landtags getroffen, welcher wol einer der bedeutungsvollsten und wichtigsten werden dürfte. Leider haben manche deutsche Abgeordnete nicht den Muth, treu auszuharren und den vielfachen Anfechtungen, welche der nächste Landtag gewiß bieten wird, männlich entgegenzutreten. Sie werden fahnenflüchtig und legen die Mandate nieder; die dadurch erledigten Sitze werden aber zunächst den Czechen zugute kommen, welche an politischer Rührigkeit nichts zu wünschen übriglassen und mit allem Feuer ins Treffen rücken. Wann werden sich auch die Deutschen Böhmens aus ihrer politischen Lethargie, aus ihrem nationalen Indifferentismus kräftiger erheben! Wollen sie denn durchaus nicht einsehen, daß sie auf böhmischem Boden zugleich mit ihrem Interesse das Interesse des gesammten Deutschland vertheidigen?

Notizen.

Zu Ehren des Tages, an welchem Goethe vor hundert Jahren (19. Oct. 1765) als Student an der Universität Leipzig inscribirt wurde, hat die dortige philosophische Facultät den Verfasser des Werks „Goethe und Leipzig", Finanzrath Freiherrn von Biedermann, sowie den bekannten eifrigen und feinsinnigen Sammler zur Goethe-Literatur, Buchhändler Salomon Hirzel, zu Ehrendoctoren ernannt, erstern als einen „sorgsamen, fleißigen und vielkundigen Beförderer der Goethe-Literatur", und letztern als „einen Mann von Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Biederkeit und Kunstliebe, der sich um die deutsche Literatur große Verdienste erworben und durch seine umfassenden Studien über Goethe und durch eigene Schriften über denselben die Hoffnung erweckt habe, daß aus seinen reichen Sammlungen eine fehlerfreie Ausgabe von Goethe's Werken hervorgehen werde", auch beiden die betreffenden Diplome durch Deputirte aus ihrer Mitte überreichen lassen.

Friedrich Pecht in München ist mit den Zeichnungen zu einer „Lessing-Galerie" beschäftigt, welche sich den bekannten Prachtwerken „Goethe-Galerie" und „Schiller-Galerie" als Seitenstück anschließen soll. Sie wird auf dreißig Blättern in Stahlstich, von erläuterndem Text begleitet, die hervorragendsten Charaktere aus Lessing's Dramen vorführen und wie jene Werke im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen. Die erste Lieferung soll noch im November d. J. ausgegeben werden.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Das soeben erschienene zehnte Heft enthält:

Der Secessionskampf in der nordamerikanischen Union. Erster Artikel. — Zur Geschichte der Düngerlehre, mit besonderm Bezug auf Justus von Liebig. Erster Artikel. — Heinrich Förster, Fürstbischof von Breslau. — Oesterreich seit dem Frieden von Villafranca. Erster Artikel. — Die Philosophie der politisch-socialen Entwickelung. — Feuilleton (Nekrologe).

Monatlich ein Heft von 5 Bogen zum Preise von 6 Ngr.

Die bisher erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin sind eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lord Byron's Werke.

Uebersetzt

von

Otto Gildemeister.

Fünfter und sechster Band.

Brosch. 1 Thlr. 10 Sgr.

Hiermit ist diese Byron-Uebersetzung, die in zahlreichen kritischen Anzeigen als die bei weitem gelungenste anerkannt worden ist, geschlossen. Der „Don Juan", den diese letzten Bände enthalten, ist zwar schon vor zwanzig Jahren von O. Gildemeister übersetzt und herausgegeben worden, das Gedicht erscheint aber hier in einer vollständig neuen Uebertragung, und eine Vergleichung wird jeden Leser leicht erkennen lassen, daß der Uebersetzer wie alle seine Vorgänger in dieser neuen Bearbeitung sich selbst übertroffen hat.

Jacob Grimm

von

Wilhelm Scherer.

Zwei Artikel

der

Preußischen Jahrbücher

aus deren vierzehntem, funfzehntem und sechzehntem Bande besonders abgedruckt.

Brosch. 20 Sgr.

Im Verlag von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vergleichende Tabellen

über die

Literatur- und Staatengeschichte

der wichtigsten Kulturvölker der neueren Welt

von

Prof. Dr. Carl Schmidt.

Preis 4 Thlr.

Digitized by Google

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** und **Leipzig** erschien und ist in **allen** Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Die Sturmvögel.

Ein kultur- und sittengeschichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts

von

Wilhelm Andreä.

2 Bände. 8. Brosch. 2½ Thlr.

Ein würdiges Seitenstück zu des Verfassers „**Leibnitz**“, gewährt dieser im edelsten Stil gehaltene Roman eine höchst spannende Lektüre. Er ist ein frisches, echt poetisches Werk und ein mit den lebendigsten Farben gezeichnetes treues Spiegelbild jener wildbewegten, in neuen Geburtswehen kreisenden Zeit unmittelbar vor der **Reformation**. Im echten Colorit jener Zeit gehalten, schildert er namentlich die ersten Bewegungen und Führer des **Bauernkrieges**, und macht den Leser auch mit dem Leben in den Klöstern, Burgen und fürstlichen Schlössern, sowie auch mit vielen andern Verhältnissen bekannt. Der Gang der Handlung, die Denkungsart und Handlungsweise der Individuen — alles deutet wie ein erstes Schimmern des Morgenroths nach der Nacht des Mittelalters auf die Ahnung und Zuversicht einer bessern Zeit, auf die **Reformation** hin, mit deren Beginn der Roman folgerichtig abschließt.

Soeben erschien im Verlage von **A. Huch** in **Zeitz**:

Beatrix von Burgund.

Ein Schauspiel

von

Friedrich Thal.

Preis 15 Sgr.

Diese in bescheidener Form auftretende Dichtung enthält ein historisches Lebensbild aus der interessantesten Zeit des deutschen Mittelalters in dramatischer Gestaltung und mit dramatischem Leben durchhaucht. Ohne der Effekthascherei zu huldigen, welche in den meisten der **heutigen** Bühnenstücke sich unwürdig breit macht, gewährt sie außer andern Vorzügen des Inhalts und der Form poetische Spannung genug, um sowol bei der Lektüre als von der Bühne aus ein Publikum von unverdorbenem Geschmacke erfreuen und erregen zu können.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm v. Giesebrecht.

Dritter Band. Zweite Abtheilung.

Heinrichs IV. Kämpfe.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die dritte Abtheilung wird diesen Band vervollständigen und soll in möglichst kurzer Zeit nachfolgen.

Braunschweig. **C. A. Schwetschke und Sohn.**
(M. Bruhn.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 45.** 9. November 1865.

Inhalt: Graf Johann Kapodistrias. Von Hans Prutz. — Zum Andenken E. W. Weber's. Von Heinrich Rückert. — Literatur und Kunst. Bogumil Golz. (Golz, Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen. Zweite umgearbeitete Auflage.) Alfred Meißner's neuester Roman. (Meißner, Schwarzgelb. Roman in vier Abtheilungen.) — Correspondenz. (Aus Kiel. Aus Würtemberg.) — Notizen. — Anzeigen.

Graf Johann Kapodistrias.

Von

Hans Prutz.

Selten wol sind einer politischen Bewegung gleich in ihren ersten Anfängen so allgemeine und so warme Sympathien entgegengebracht worden, wie sich der griechische Freiheitskampf deren zu erfreuen gehabt hat; selten aber auch hat der schließliche Erfolg der mit wahrem Jubel begrüßten, und, wie es schien, von der Begeisterung ganz Europas getragenen Bewegung dieser warmen Antheilnahme und dem anfänglichen Aufwogen der Sympathien so wenig, ja so ganz und gar nicht entsprochen. Selten ist an Stelle des lebendigen Interesses, mit welchem die gebildete Welt ihre Blicke auf diesen Einen Punkt gerichtet hielt, schließlich eine so kalte Gleichgültigkeit getreten, wie dies bei der griechischen nationalen Bewegung der Fall gewesen ist. Während in den zwanziger Jahren die Schwärmerei des Philhellenismus auch die klarern und nüchternern Köpfe zu umnebeln drohte, wer hat dann später — ausgenommen etwa die Diplomaten, für die Griechenland in Rücksicht auf die doch stets nur vertagte und von Zeit zu Zeit aus scheinbarer Vergessenheit neu auftauchende orientalische Frage immer eine ganz besondere Bedeutung behalten muß —, wer hat, fragen wir, für die

Digitized by Google

wirren Zustände des jungen Königthums späterhin etwas anderes gehabt als ein bedauerndes Achselzucken? Bei wie vielen ist dann nicht bei Gelegenheit der letzten Umwälzung, der Verjagung des bairischen Otto, und dem so lange vergeblichen Bemühen des herrenlosen Landes, einen neuen Herrscher für seinen erledigten Thron zu gewinnen, dieses bedauernde Achselzucken übergegangen in kalte Gleichgültigkeit oder gar in unverhohlenen Spott? Und wer von den einst so warm für Hellas und seine Wiedergeburt schwärmenden Deutschen, Engländern und Franzosen würde jetzt wol desselben noch ernstlicher gedenken, wenn die Zeitungen nicht ab und zu eine dunkle Kunde brächten von den trostlosen Zuständen, der innern und äußern Zerrüttung, gegen die auch das neue Regiment noch vergeblich ankämpft?

Wohl kann man darüber streiten, worin zunächst die Ursache dieses auffallenden Erkaltens der einst so warmen Theilnahme zu suchen ist, ob dasselbe veranlaßt wurde durch die dunkel verschlungenen, unehrlichen Schleichwege der Politik, oder ob die Griechen selbst durch ihr Verhalten, ihre oft zügellose Unbesonnenheit die ihnen einst so ganz und voll entgegengebrachten Sympathien der übrigen Völker verscherzt haben. Beide Momente, so scheint es, haben gleichmäßig dazu gewirkt. Denn daß die Griechen, nachdem der Befreiungskampf in der Hauptsache glücklich durchgefochten war, damit doch noch lange nicht den Grad politischer Reife erlangt hatten, der sie zu einem weisen Gebrauche ihrer jungen Freiheit nach innen befähigt und es ihnen zugleich ermöglicht hätte, nach außen hin dem auf Wiederunterdrückung der von ihnen selbst erst entfesselten liberalen Elemente gerichteten Interregnum der Großmächte erfolgreich Widerstand zu leisten, das, denken wir, beweist ein Blick auf die Entwickelung der griechischen Verhältnisse unmittelbar nach der Beendigung des eigentlichen Freiheitskampfes. Die innere Ungesundheit des damaligen Griechenland folgte fast mit Nothwendigkeit daraus, daß der neue Staat das Product des Zusammenwirkens von einander geradezu feindselig entgegengesetzten Kräften war. Rußland, das Haupt der Heiligen Allianz, der Hort der Reaction in Europa, warf sich auf zum Beschützer der griechischen Revolution. Es diente, indem es derselben zum Siege verhalf, zunächst nur seinem eigenen Interesse; als dann aber die Griechen nach Abschüttelung des türkischen Joches nicht blos Freiheit von dieser drückenden Tyrannei erkämpft haben, sondern auch im Innern ihren Staat auf freiheitlichen Grundlagen organisirt sehen wollten, da trat dieser innere Widerspruch klar zu Tage und das eben erst befreite Griechenland wurde der Schauplatz für die Thätigkeit der Reaction, die eifrig sich den Besitz des Landes zu sichern bemüht war. Was Griechenland, zumal bei der vielfachen Zerrissenheit seiner Parteien und der politischen Unselbständigkeit und Unklarheit der-

Digitized by Google

selben damals vor allem noththat, war die starke und sichere Hand eines Mannes, der die im Lande vorhandenen, einander aber in sinnlosem Kampfe wechselseitig aufreibenden Kräfte vereinigt und sie zu gemeinsamer Vertheidigung der jungen Freiheit gegen die immer offenbarer und kecker hervortretenden Gelüste der das übrige Europa beherrschenden Reaction angeleitet hätte. Statt dessen nun mußte die Leitung des erst halb befreiten Landes in die Hände eines Mannes fallen, der selbst von alters her der treueste Diener und eifrigste Handlanger der Reaction gewesen war, der daher in einziger Verblendung das Unmögliche unternahm, das im Widerspruche gegen die Principien der herrschenden Politik befreite Hellas sich nun doch in einem ganz dieser Politik entsprechenden Sinne des neuen mit so blutigen Opfern erkauften Gutes freuen zu lassen und es mit all den Instituten zu beglücken, welche die Reaction zur Unterdrückung der Freiheit erfunden hatte. Es war ein tragisches Schicksal, welchem Griechenland verfiel, und in ihm vor allem wird der Grund zu suchen sein für alle spätern Wirren und dafür, daß das Land bis heute noch nicht in einen geordneten Zustand hat kommen können. Ein schwerer Vorwurf lastet daher auf dem Manne, der die Schicksale des ihm anvertrauten Landes in diese verhängnißvollen Bahnen gelenkt hat, und der damit eine gedeihliche Entwickelung, die zu begründen man eben ihn berufen hatte, auf Jahrzehnte hinaus unmöglich gemacht hat.

Dieser in die Schicksale Griechenlands so verhängnißvoll eingreifende Mann ist Graf Johann Kapodistrias. Bei der großen geistigen Begabung aber, welche ihm selbst seine entschiedensten Gegner nicht absprechen können, bei der persönlichen Liebenswürdigkeit, durch die er manches ihm entgegengebrachte Vorurtheil zu beseitigen wußte, bei der unangefochtenen Reinheit und Unbescholtenheit seines Privatlebens, die ihn über viele mit ihm sonst in gleicher Sphäre Stehende erheben muß, bei allen diesen äußerlich blendenden und gewinnenden Eigenschaften Kapodistria's mag man leicht verleitet werden, ihn auch in anderer Hinsicht ähnlich zu beurtheilen, zumal da das zu einer erschöpfenden Beurtheilung unentbehrliche Material bisher nur zum kleinsten Theile bekannt war. Wenn daher selbst nach der musterhaften Darstellung, welche Gervinus von dem griechischen Freiheitskampfe gegeben hat, eine wesentliche Lücke auszufüllen bleibt, so müssen wir das Werk: „Graf Johann Kapodistrias. Mit Benutzung handschriftlichen Materials von Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy" (Berlin, E. S. Mittler und Sohn), um so freudiger begrüßen, als zugleich die Ergänzung eine vollständige und überaus geschickte ist.

Diese Biographie, welche einen jüngern Historiker, Dr. Karl Mendelssohn Bartholdy, einen Sohn des berühmten Componisten und Schüler von

Digitized by Google

Gervinus, zum Verfasser hat, ist aus einer Fülle bisher ungekannten Materials erwachsen. Ein längerer Aufenthalt in Griechenland selbst und auf den Jonischen Inseln hat den Verfasser in den Stand gesetzt, sich dort nicht blos die zur Abfassung eines solchen Werks unerläßliche Kenntniß von Land und Leuten aus eigener Anschauung zu erwerben, sondern auch die reichen in den dortigen Archiven vergrabenen Schätze zu sehen, die über die Thätigkeit Kapodistrias' nach außen und innen einen zum Theil völlig neuen Aufschluß gewähren. Ueber die diplomatischen Beziehungen des einstigen Präsidenten von Griechenland verdankt der Verfasser namentlich der für das englische Parlament veranstalteten Sammlung der auf Griechenland bezüglichen Actenstücke den reichsten Aufschluß. Dazu kommt dann noch so manche mündliche Notiz, die der Verfasser während seines wiederholten Aufenthalts in Griechenland gesammelt hat. Mit Hülfe dieser Quellen und unter gewissenhaftester und vollständigster Benutzung der gesammten neuern Literatur, namentlich der sonst so schwer zugänglichen in Griechenland selbst erschienenen Schriften, wird uns nun eine Schilderung von dem Leben des Grafen Kapodistrias und besonders von seiner Verwaltung Griechenlands entworfen, die geeignet ist, eine Menge falscher Vorstellungen zu beseitigen und ein auf genaue Kenntniß der Thatsachen gegründetes endgültiges Urtheil über den so verschieden aufgefaßten Mann zu ermöglichen.

Graf Johann Kapodistrias, der am 11. Februar 1776 auf der Insel Korfu geboren wurde, gehörte einem altadelichen ionischen Geschlechte an, dem schon eine ganze Anzahl in ihrem Vaterlande sowol kriegerisch als auch in den Künsten des Friedens hervorragender Männer entsprossen war. Hatte er schon durch diese Abstammung einen Anspruch darauf, in seiner ionischen Heimat einst eine bedeutende Rolle zu spielen, so nahm er doch damit zugleich die ganze Lebensanschauung und Denkweise eines der hohen Aristokratie angehörigen Mannes mit auf den Weg, — eine Abneigung gegen alles Liberale, ein von vornehmem Selbstgefühl keineswegs freies, religiös-gläubiges Wesen, eine souveräne Erhabenheit über alle „Tendenzen des Abfalls". Unmittelbar nach Vollendung seiner eben nicht sehr weit reichenden Studien in Padua wurde der junge Graf in die schnell wechselnden Schicksale seines Vaterlandes verflochten, und kam, persönlich und thätig in dieselben eingreifend, bald zu Geltung und Ansehen. Nach Verjagung der Franzosen war es sein Vater gewesen, der die Sieben Inseln durch einen Vertrag ganz den Türken unterordnete und eine auf streng aristokratischen Principien ruhende Verfassung zur Annahme brachte; sein damals fünfundzwanzigjähriger Sohn Johann stand ihm dabei als Staatssecretär zur Seite. Die um diese Verfassung sich entspinnenden Streitigkeiten

Digitized by Google

gaben dem Kaiser Alexander von Rußland zuerst Gelegenheit zur Einmischung in die griechisch-ionischen Angelegenheiten, welche niemand eifriger beförderte als Johann Kapodistrias. Mit Hülfe des russischen Einflusses gelang demselben dann auch die Beseitigung der entschieden demokratischen Verfassung vom Jahre 1803. Es war dies ein Act, durch den die nun Jahrzehnte hindurch immer erneuerte Einmischung der Fremden feierlich sanctionirt wurde. Aus dieser Zeit zuerst stammt die intime Beziehung Kapodistrias' zur russischen Politik. Dabei darf man allerdings das Eine nicht übersehen, daß bei dem vollständigen Anschlusse an Rußland für ihn damals auch die Hoffnung mit maßgebend sein mochte, mit Hülfe dieses Staates einst am ersten eine Befreiung der Griechen vom türkischen Joche durchsetzen zu können. Denn gerade in dieser Zeit begann das neuaufwogende Nationalgefühl der Griechen auch Kapodistrias zu erfassen, und er konnte seinen Patriotismus bethätigen durch die von ihm erfolgreich geleitete Vertheidigung der Insel S.-Maura gegen die Truppen Ali-Pascha's von Janina.

Mit der neuen Besetzung Korfus durch die Franzosen aber (1809) trat auch in dem Schicksale Kapodistrias' eine entscheidende Wendung ein. Während sich seine Landsleute mit widerlichem Diensteifer vor dem neuen Gewalthaber in den Staub warfen, besaß Kapodistrias nationales und — aristokratisches Gefühl genug, um die Anerbietung, in den französischen Staatsdienst zu treten, entschieden abzulehnen. Allein von der gewaltigen nordischen Macht erwartete er jetzt noch für sein Vaterland, für ganz Europa das Heil: zu Anfang des Jahres 1809 begab er sich nach Petersburg.

Wenn sich Kapodistrias dort auch durch sein feines, biegsames Wesen, seine glänzende äußere Bildung schnell Theilnahme und Achtung erwarb, so lenkte er doch größere Aufmerksamkeit erst auf sich, als er 1811, bei der russischen Gesandtschaft in Wien attachirt, Beweise diplomatischer Gewandtheit und staatsmännischen Scharfblicks gab. Dann wirkte er bei den Unterhandlungen zwischen Rußland und den Türken mit, zeichnete sich während des Kriegs 1812 als Chef des diplomatischen Bureau bei dem russischen Heere aus und wurde darauf als Gesandter nach der Schweiz geschickt. Die umsichtige und geschickte Weise, in der er in dieser Stellung die Interessen der Verbündeten und namentlich Rußlands der Schweiz gegenüber zu vertreten und mit rascher Entschiedenheit zur Geltung zu bringen wußte, erwarb ihm den unbedingtesten Beifall des Zaren, in dessen Vertrauen er sich seitdem immer sicherer zu befestigen begann.

Den hervorragenden Einfluß, den Kapodistrias dann recht eigentlich als Alexander's rechte Hand auf die Verhandlungen des Wiener Congresses im einseitig russischen Sinne ausübte und der namentlich für

Digitized by Google

das Misglücken der politischen Neugestaltung Deutschlands entscheidend wurde, das noch verstärkte Geltendmachen desselben auf dem Pariser Congresse, seine bedeutungsvolle Theilnahme an der Gründung der Heiligen Allianz, die so recht seinem reactionären, dabei von einem gewissen Mysticismus umflorten Sinn entsprach, — dies alles können wir hier nicht ins Detail verfolgen. Besonders eifrig aber betheiligte sich Kapodistrias auf beiden Congressen an den Verhandlungen, durch welche über das Schicksal seiner Heimat, der Jonischen Inseln, entschieden werden sollte. Nirgends läßt sich die Doppelzüngigkeit und Falschheit des seine innersten Absichten hinter gerade entgegengesetzten Aeußerungen verbergenden Diplomaten Kapodistrias deutlicher erkennen als in dem eingehenden, auf die officiellen Actenstücke, die in der Sache gewechselten Depeschen und Noten, gegründeten Bericht, den Dr. Mendelssohn-Bartholdy von diesen Verhandlungen erstattet. Während er in Wahrheit der entschiedenste Gegner des englischen Protectorats über die Inseln ist, redet Kapodistrias demselben diplomatisch schlau das Wort: die Eifersucht der übrigen Mächte, so rechnete er, sollte die Verwirklichung desselben doch noch durchkreuzen. Diesmal aber verrechnete er sich: am 5. November 1815 wurde der Vertrag unterzeichnet, welcher die Jonischen Inseln fast der schrankenlosesten Willkür ihres Protectors preisgab. Aus dieser Zeit recht eigentlich rührt Kapodistrias' Antipathie gegen England her — ein Gefühl, das von den englischen Staatsmännern dem Grafen im vollsten Maße erwidert wurde.

Der bestimmende Einfluß, den Kapodistrias in Paris auf die russische Politik ausübte, bezeichnet zugleich den Höhepunkt der Geltung und Gunst, die er beim Zaren genoß. Da er so ausgesprochenermaßen für den Günstling Alexander's galt, und man in ihm den eigentlichen Lenker Rußlands und seiner ganzen Politik zu sehen glaubte, so mußte Kapodistrias' im Jahre 1818 in seine ionische Heimat angetretene Urlaubsreise die Veranlassung zu vielerlei Vermuthungen, Hoffnungen und Befürchtungen geben. In Wahrheit aber war dieselbe in ihrem wirklichen Erfolge zunächst nicht bedeutend. So sehr Kapodistrias sich bemühte, mit dem englischen Lord-Obercommissar Maitland über die Lage und die politischen Verhältnisse der Jonischen Inseln späterhin zu größerer Bedeutung zu bringende Unterhandlungen anzuknüpfen, ebenso sorgfältig vermied es der englische Staatsmann, sich mit dem verschlagenen Korfioten näher einzulassen. Der harte Druck der englischen Verwaltung gab dem Lande wohlgegründeten Anlaß zu Klagen: seine eigene Vergangenheit, vornehmlich seine hervorragende Thätigkeit einmal bei Beseitigung der liberalen Verfassung vom Jahre 1803 und dann bei Abschluß des das englische Protectorat festsetzenden Vertrags berechtigten den Grafen Kapodistrias wahrlich nicht, sich jetzt scheinbar zum begei-

Digitized by Google

sterten Vorkämpfer des Liberalismus aufzuwerfen. Der schneidende Widerspruch, in den er sich damit verwickelte, rächte sich denn auch in der empfindlichsten Weise. Denn als er nach seiner Rückkehr, nunmehr als russischer Staatssecretär und neben dem Grafen Nesselrode der erste Mann des Reichs, sich auf eine ziemlich heftige diplomatische Action zu Gunsten der Sieben Inseln einließ, erlitt er von der englischen Diplomatie eine vollständige, durch den spöttischen Hinweis auf seinen plötzlichen Gesinnungswechsel nur noch mehr verbitterte Niederlage. Wichtiger dagegen war es, daß Kapodistrias während seiner im Jahre 1818 nach seiner Heimat unternommenen Urlaubsreise zuerst mit den hervorragendsten Führern der nationalen Partei unter den festländischen Griechen in nähere Beziehungen trat, welche ebendamals in ihren Hetärien, den Gesellschaften der Philomusen ꝛc., alles zu einem revolutionären Ausbruche vorbereiteten und deren geheime Bestrebungen Kapodistrias durch einen mehr oder weniger deutlichen Hinweis auf die mit Sicherheit zu hoffende Unterstützung Rußlands nur noch zu größerer Rührigkeit anfeuerte. Zugleich aber wurde diese mit den Griechen angeknüpfte Verbindung Kapodistrias' für seine Stellung zu Alexander wie in Rußland überhaupt verhängnißvoll. Die griechische Nationalpartei, welche im geheimen immer umfassendere Vorbereitungen zu einem gewaltsamen Ausbruche traf, fing nicht blos an, die Augen Rußlands auf sich zu ziehen, sondern namentlich waren die dort sich zeigenden beunruhigenden Symptome auch dem Fürsten Metternich nicht entgangen, der sich ja recht eigentlich zum Vorkämpfer des vor der Revolution geretteten und immer von neuem zu rettenden Europa berufen glaubte. Von ihm, einem alten Gegner Kapodistrias', werden denn nun die Verbindungen desselben mit den Griechen eifrigst benutzt; die übereilte, selbst nach den erneuten Forschungen Mendelssohn-Bartholdy's noch immer nicht hinreichend aufgeklärte Theilnahme Kapodistrias' an dem unbesonnenen Erhebungsversuche Ypsilanti's brachte den im geheimen schon von verschiedenen Seiten gegen ihn genährten Unwillen zum offenen Ausbruch. Seine Neider und Gegner hatten gewonnenes Spiel, er konnte sich nicht länger in der bisherigen Stellung erhalten und nahm im Jahre 1822 seinen Abschied, — denn darauf kam es in der That doch hinaus, wenn er sich zunächst auch nur auf unbestimmte Zeit beurlauben ließ. Kapodistrias war gestürzt, wenn auch glänzende Gnadenbezeigungen von seiten des Zaren diese Thatsache zu verhüllen bestimmt waren.

Es war gewiß nicht zufällig, sondern wohlüberlegte Absichtlichkeit, daß sich Kapodistrias nach seinem Sturze im Zarenreiche nach der Schweiz zurückzog und zwar gerade nach Genf, wo damals die sich über ganz Europa erstreckenden philhellenischen Bestrebungen recht

Digitized by Google

eigentlich ihren Centralpunkt hatten. Geschickt wußte Kapodistrias dort den bedeutendsten und einflußreichsten der genfer Philhellenen, den Bankier Eynard, ganz für sich zu gewinnen, und bald lenkte er aller Augen auf sich durch die Gewandtheit und den Eifer, womit er nach den verschiedensten Seiten hin für die griechische Sache thätig war. Auch benutzte er sein scheinbares Exil klug genug dazu, sich mit dem Schimmer eines der Metternich'schen Reaction zum Opfer gefallenen Liberalen zu umgeben. Und so kam es denn schließlich dahin, daß Kapodistrias nicht blos von den Griechen selbst, sondern auch von den Großmächten, namentlich Rußland, ernstlicher für die griechische Präsidentschaft in Aussicht genommen wurde. Wenn er nun diesen Plan auch nicht direct und offen fördern und selbst seine Verwirklichung betreiben konnte, und es auch nicht wollte, damit die Uebertragung dieser Würde an ihn ganz als eine schuldige Anerkennung erscheine, so hat er doch im geheimen durch Andeutungen und auf andere Weise gewiß genug nachgeholfen und getrieben. Seine Hoffnungen wurden denn auch schließlich erfüllt: nach einer ziemlich tumultuarischen Versammlung, in welcher die Zerrissenheit der Griechen in die verschiedensten Parteien von neuem in bedenklichster Weise zu Tage trat, wurde Kapodistrias am 11. Februar 1827 in Troezen zum Präsidenten und damit zum Chef der ausübenden Gewalt in Griechenland auf sieben Jahre gewählt. Diese Wahl geschah im Grunde gegen den Wunsch Englands und namentlich auf Betreiben Rußlands. Daher finden wir denn Kapodistrias auch in dieser neuen, wichtigen Stellung, die in Wahrheit auszufüllen es vor allem der Selbständigkeit bedurfte, von vornherein gänzlich im Schlepptau der russischen Politik. Schon äußerlich bethätigte er dies dadurch, daß er noch vor seiner Abreise nach Griechenland nach Petersburg eilte, um dort aus Kaiser Nikolaus' eigenem Munde sich die Instructionen für seine Stellung geben zu lassen. Hätten die Griechen damals eine Ahnung gehabt von dem Programm, welches der von ihnen als Retter ersehnte Mann dort zur Ausführung des vermeintlichen Rettungswerks mit dem Zar verabredet! Kapodistrias war unehrlich und gewissenlos genug, sich schon jetzt sozusagen mit Leib und Leben an Rußland zu verschreiben, und nicht sich allein, nein, auch das Land, das aus seiner Hand eine auf freiheitliche Institutionen gegründete innere Neubildung erwartete! Unter dem Einflusse des Kaisers Nikolaus gewannen in dem Präsidenten von Griechenland seine alten streng conservativen, ja reactionären und jeder Bewegung feindlichen Principien völlig die Oberhand: „Willig übernahm er die Aufgabe, welche der große Lehrmeister ihm stellte: er sollte die liberalen Elemente, welche sich an die griechische Bewegung geknüpft hätten, geheim und allmählich von derselben loslösen. Er sollte seine Regierung,

Digitized by Google

so lautete die diplomatische Phrase, allein auf den legitimen Beistand der Großmächte stützen. Denn es war ein Axiom des Zaren, daß die Quelle alles bisherigen Unheils Griechenlands Isolirung gewesen sei: Mehr als Ein Beispiel beweise, «daß Nationen, die allein ständen, sich auf dem Wege zur Unabhängigkeit verirrten.»"

Nach einem langen Aufenthalte in London, Paris und Turin, den er zugleich zu vorläufigen diplomatischen Unterhandlungen, namentlich über die in Zukunft näher festzusetzenden Grenzen Griechenlands benutzte, trat Kapodistrias am 15. December von Ancona aus die Reise nach Griechenland auf einem englischen Kriegsschiffe an; am 19. Januar 1828 begrüßten ihn zu Nauplia der Jubel des Volks und die Freudensalven der Forts als den so lange ersehnten Retter des Landes. Und damit begann denn ein neuer und der verhängnißvollste Abschnitt in dem Leben Kapodistrias'.

Ein leichtes Stück Arbeit war es nicht, das seiner in Griechenland wartete: denn hatte er auch schon vorher davon Kunde gehabt, daß die Lage des Landes in jeder Hinsicht die trostloseste sei —, einen so chaotischen Zustand, wie er ihn jetzt vorfand, mochte er denn doch nicht erwartet haben. Zwar hatte der noch vor seiner Ankunft erfochtene Seesieg bei Navarino die Lage Griechenlands nach außen hin entschieden gebessert: je weniger man aber genöthigt war, alle Kräfte zur Abwehr des äußern Feindes zu concentriren, um so vollständiger und erschreckender trat die innere Zerrüttung zu Tage. Wilde Zwietracht und nicht selten zu gewaffneter Gewalt greifender Parteihaß zerrissen das Volk, und kein Befehl, kein Gesetz vermochte ihnen Einhalt zu thun; die Finanzen waren in der hoffnungslosesten Verwirrung, Abgaben und Steuern, wenn sie auch ausgeschrieben waren, gingen doch nicht ein; die Kriegsmacht zu Lande war rein illusorisch, die kleinen Anfänge einer griechischen Flotte leisteten unter dem Commando des willkürlich schaltenden und abenteuerlustigen Lord Cochrane auch nichts Nennenswerthes. Und dieser chaotische Zustand hatte nun schon seit sieben Jahren geherrscht und nur zeitweise war er durch die zur Abwehr der Türken nöthig werdende Anspannung aller Kräfte scheinbar gebessert worden!

Man muß es Kapodistrias nachrühmen, daß er mit unerschrockenem Muthe und mit unverwüstlicher Arbeitskraft an die Säuberung dieses Augiasstalles ging; ebenso wird man ihn nicht deshalb tadeln können, daß gleich seine ersten Maßregeln mit rücksichtsloser Energie durchgreifen wollten: solchen Zuständen gegenüber mochte es für den Anfang einer eisernen Hand bedürfen. Verderblich aber wurde es und den entschiedensten Tadel verdient es, daß Kapodistrias mit diesen energischen und für rettend ausgegebenen Maßregeln auf halbem Wege stehen blieb, denn dadurch brach er seiner eigenen Thätigkeit die Spitze ab und

Digitized by Google

brachte sie um den Erfolg, den sie schließlich trotz alledem hätte haben können. Sehr viel verderblicher aber als diese im Anfang oft nur auf dem Papiere vorhandenen Maßregeln und für Griechenland und Kapodistrias selbst, wie sich später zeigen sollte, geradezu verhängnißvoll war es, daß der neue Präsident sich von vornherein gegen das der griechischen Bewegung zu Grunde liegende liberale Princip wandte und in seinem antiliberalen Eifer den Griechen besonders werthe Institutionen antastete. So ging Kapodistrias in seinem nach russischem Muster gebildeten Centralisationssystem so weit, daß er sogar die ziemlich unschuldige Selbständigkeit der Gemeinden beseitigte, ihnen das Recht der Selbstverwaltung nahm, welches selbst in den schlimmsten Zeiten türkischer Tyrannei ungeschmälert geblieben war, daß er, damit noch nicht zufrieden, in den Händen der nun von ihm an die Spitze der Communen gestellten Männer nicht blos die verwaltende und executive, sondern auch die richterliche Befugniß vereinigte, d. h. ihnen, die so oft Kläger, Richter, Vollstrecker des Urtheils zugleich waren, ihre Untergebenen widerstandslos in die Hand gab. Dieses unglückliche Princip und seine harte und bedrückende Anwendung rief denn gegen den erst mit lautem Jubel begrüßten Präsidenten bald eine entschiedene Opposition hervor, und nun wurde er durch diese wieder zu immer neuen Reactionsmaßregeln getrieben. Der freie Verkehr wurde — etwas im Orient Unerhörtes — durch ein peinliches Paßwesen beschränkt, die Freiheit der Presse und der Rede war bald rein illusorisch, Processe wegen mündlicher oder schriftlicher Beleidigung des Präsidenten und seiner Organe waren an der Tagesordnung, ja selbst das Briefgeheimniß, so klagte man, wurde von der Regierung zu politischen Zwecken verletzt. Nun läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, daß daneben manches Gute geschah und den materiellen Bedürfnissen des Landes nach Kräften Rechnung getragen wurde, die sich ihm von allen Seiten entgegenstellenden Schwierigkeiten aber sowie seine eigene Vielgeschäftigkeit und der Mangel an ruhiger, gleichmäßiger Beharrlichkeit ließen Kapodistrias schließlich fast nirgends recht zum Ziele kommen. Denn mit dem Decretiren immer neuer Maßregeln und Einrichtungen, dem in geordneten Staaten wol möglichen Regieren und Neuschaffen von dem Bureau aus, war dem so ganz zerrütteten Griechenland nicht zu helfen; so aber wurden, wenn eine neue Einrichtung auf dem Papiere eben fertig war, schon eine ganze Anzahl neuer, oft darauf beruhender verfügt, ehe noch jene erste ins Leben getreten war, und oft blieb dann auch diese in den allerersten Anfängen stecken.

Mußte so des neuen Präsidenten innere Politik das Mistrauen, ja den offen ausgesprochenen Unwillen des Volks erregen, so war nun vollends seine auswärtige Politik, die Art, wie er Griechenlands

Digitized by Google

Stellung zu den Schutzmächten auffaßte, eine solche, daß der Unwille Veranlassung fand, sich in lauten Anklagen Luft zu machen. Nach seiner ganzen Vergangenheit und seiner schon mehrfach bethätigten Auffassung der schwebenden Fragen war Kapodistrias' enger Anschluß an Rußland zu erwarten gewesen; auch fand er damit im Princip von seiten der Griechen keinen besondern Widerstand, da sich diese namentlich auch durch die Gemeinsamkeit des Glaubens zu der nordischen Macht hingezogen fühlten. Wohl unterstützte Rußland sie auch mit Subsidien, einer bei den zerrütteten Finanzen des Landes nicht zu verachtenden Gabe. Hinter den kühnen Erwartungen aber, welche die Griechen von dem Beistande des Zaren gehegt haben mochten, blieb die Wirklichkeit doch sehr bedeutend zurück. Mit Hülfe dieser russischen Subsidien, zu denen dann auch noch französische kamen, gelang es Kapodistrias auch, dem Kampfe gegen die Türken wieder einigen Nachdruck zu geben: die Erfolge aber waren nur gering und die Kraft des kleinen Heeres wurde noch beeinträchtigt und zum Theil gebrochen dadurch, daß Kapodistrias seinen Bruder Augustin, von dessen kriegerischen Talenten er eine ganz besonders hohe Meinung gehabt haben mag, zum Generalissimus desselben ernannte und damit den übrigen Anführern eine entschiedene Kränkung zufügte. Die Aussicht auf Unterstützung durch ein französisches Heer unter Maison belebte die Hoffnung von neuem; auch erfüllte sich dieselben diesmal wirklich, wenn auch nicht zunächst durch die von den französischen Waffen erkämpften Erfolge: noch rechtzeitig gelang es der englischen Diplomatie, Ibrahim-Pascha von Aegypten durch den Vertrag von Alexandria zur Räumung Moreas zu bestimmen, sodaß das französische Heer nur noch einige der von ihm oder den Türken besetzt gehaltenen Festungen auf der Halbinsel zu erobern hatte.

Gewann Griechenland so trotz aller Wechselfälle nach der einen Seite hin, so ging inzwischen auf der andern nur um so mehr verloren: die Schuld davon fällt ganz auf den Präsidenten. Besonders nämlich und zwar im schlimmsten Sinne charakteristisch ist für Kapodistrias sein Verfahren bei den Verhandlungen, welche diese ganze Zeit hindurch von den Schutzmächten zur definitiven Ordnung der griechischen Angelegenheiten geführt wurden. Denn wenn er in diesen auch zuweilen einen Anlauf nimmt, eine patriotische die wahren Interessen des ihm anvertrauten Landes mit Offenheit verfechtende Politik zu verfolgen, immer wieder fällt er in seine Halbheit und Unentschiedenheit zurück und wird so durch seine scheinbar liberalen, in Wahrheit dem Liberalismus feindlichen Tendenzen immer mehr und mehr auf die Seite der Gegner der Griechen gedrängt. Dabei geht durch die gesammte Handlungsweise Kapodistrias' in dieser Hinsicht ein Zug der Zweideutigkeit, Heuchelei und Falschheit. Die Diplomaten nämlich, welche in den zu Poros

Digitized by Google

gehaltenen Conferenzen über die künftige Gestaltung Griechenlands auf Grund der Antworten und Angaben, die der Präsident auf eine Anzahl ihm vorgelegter Fragen ertheilt hatte, Beschluß fassen sollten, mußten Kapodistrias bald als fast zu liberal erscheinen: erkannten sie doch die von ihm gleich im Anfang seines Regiments so entschieden angegriffene Selbständigkeit der Gemeinden ausdrücklich an! Infolge dessen geht denn neben dem officiellen Conferenzen bald noch ein „geheimes diplomatisches Nebenspiel" her. In einem wahren Jeremiadenstile erstattet der Präsident durch den ihm unbedingt und blindlings ergebenen russischen Residenten Bulgaris dem petersburger Cabinet einen besondern Bericht über den trostlosen Zustand, in dem sich seiner Meinung nach die politische Bildung der Griechen befindet. Danach scheinen die Hellenen als auch der geringsten Freiheit noch unwürdig, denn das Land sei „von zerstörenden Doctrinen" unterwühlt, und von ihnen, nicht vom osmanischen Joche allein müsse man Hellas befreien. Daher erscheint ihm sowol das Wahlreich als auch die constitutionelle Monarchie als eine bei der politischen Unreife der Griechen gefährliche Staatsform: die Erbmonarchie müsse man in Griechenland errichten, denn damit werde den Bedürfnissen des Landes und den legitimen Interessen der Großmächte gleichmäßig Rechnung getragen. Das war denn freilich ein Ton, der recht gut zu den Principien der Heiligen Allianz stimmte, und der daher in Rußland, beim Zaren, den unbedingtesten Beifall fand. Wir können den Gang der zwischen den Schutzmächten geführten Unterhandlungen hier nicht durch alle seine Irr- und Schleichwege verfolgen, in deren trübes Gewirr uns die geschickte Darstellung des Biographen Kapodistrias' einen klaren Blick thun läßt: das am 22. März 1829 zu London unterzeichnete Protokoll trug ganz den Charakter seiner diplomatischen Entstehung und Vergänglichkeit an sich. Die Grenzen des jungen Staats wurden aufs knappste bemessen, er wurde den Türken tributpflichtig gemacht und seine Stellung zu dem ehemaligen Oberhaupte so geregelt, wie es der Egoismus der russischen nach Einfluß im Orient begierigen Politik eben erwarten ließ. Als Regierungsform wurde die erbliche Monarchie bestimmt, die Wahl des Herrschers sollte von den drei Schutzmächten der Pforte ausgehen, jedoch wurde die Candidatur eines jeden Prinzen aus den Familien der drei verbündeten Höfe von vornherein ausgeschlossen.

Mit der Unterzeichnung dieses Protokolls tritt die griechische Frage und Kapodistrias' eigene Stellung in eine ganz neue und zwar entscheidende Phase. In Griechenland selbst nämlich wurde das Ergebniß desselben mit unverhohlenem Unwillen, ja mit offenen Drohungen aufgenommen; Kapodistrias selbst war entschieden unzufrieden damit, er mußte es bekämpfen, wenn er in Griechenland nicht jeden Boden unter den Füßen verlieren

Digitized by Google

wollte. Einen Kampf gegen den ausgesprochenen Willen der Schutzmächte aber konnte der Präsident doch nur dann zu unternehmen wagen, wenn er sich auf den nationalen Sinn des Volks und seinen entschieden ausgesprochenen Willen stützte und darin seinen eigentlichen und wahren Rückhalt suchte. Indem er daher gegen das Märzprotokoll anzukämpfen begann, wurde er genöthigt, im griechischen Volke selbst eine Stütze zu suchen, er, der von vornherein so entschieden absolutisch aufgetreten war, mußte jetzt constitutionelle Bedenken gegen die Rechtsgültigkeit jener Stipulationen erheben. Damit wurde Kapodistrias den bisher während seiner Präsidentschaft vertretenen Principien untreu: denn zu denselben wollte es wenig stimmen, wenn er jetzt erklärte, die Regierung, deren Macht nur ein Ausfluß der Nationalversammlungen sei, dürfe die Acten dieser Versammlungen nicht durch eine Trennungslinie zwischen Peloponnes und Festland verletzen. Mit solchen Einwendungen, wie er sie dem Londoner Protokoll entgegenstellte, ließ er das bisher so energisch vertretene russische Reactionsprogramm fallen und wurde für den Augenblick wirklich Vertreter der national-griechischen Interessen: „Er wagte einen Augenblick ganz Grieche, ganz Patriot zu scheinen." Zu scheinen! ja, aber mehr auch nicht. Er bedarf des Constitutionalismus gegen die Schutzmächte, also ist er für diese Zeit der Noth constitutionell, aber eben nur so weit, als es unumgänglich nöthig ist und auch möglichst nur der Form, nicht aber dem wirklichen Kern und Wesen nach. Was es mit diesem plötzlichen Constitutionalismus Kapodistrias' für eine Bewandtniß hatte, das geht aus dem Verfahren hervor, welches derselbe bei der nun nöthig gewordenen Einberufung des Nationalcongresses beobachtete. Die in Wahlbeeinflussungen entwickelte Geschicklichkeit würde dem eingefleischtesten Conservativen Ehre machen. Die Versammlung, welche infolge dessen in Argos zusammenkam, war daher im wesentlichen eine reine Formalität: die Zeit wurde mit hohlem äußern Gepränge und leeren Streitigkeiten hingebracht und jede Gelegenheit benutzt, den Präsidenten in devotester Weise des unbedingtesten Vertrauens in seine Weisheit zu versichern. Dem entsprachen denn auch die von dem Congreß gefaßten Beschlüsse: sie gingen unbedingt auf des Präsidenten Wünsche ein und die durch sie neueingesetzten Behörden waren nur die gefügigsten Werkzeuge in seiner Hand. Es ist dies die Zeit, wo Kapodistrias sich trotz der von ihm neuhervorgesuchten constitutionellen Formen mit Recht als den unbeschränkten Gebieter Griechenlands ansehen konnte, wo er auf dem Gipfel seiner Macht angekommen war.

Den Zweck aber, den er durch diese plötzliche Schwenkung zu einem scheinbar liberalen System verfolgt hatte, erreichte er dennoch nicht. Die unerwartet glänzenden Erfolge, welche die Russen in dem Kampfe gegen die Türken erlangten, und der im August 1829 geschlossene

Digitized by Google

Frieden zu Adrianopel brachten eine ganz andere Wendung der Dinge mit sich. Die Folge dieses Vertrags war die Unterzeichnung eines neuen, des sogenannten Februarprotokolls zu London, durch welches die Griechen als unabhängig anerkannt, zugleich aber die Grenzen ihres Gebiets noch knapper bemessen wurden, als dies ursprünglich geschehen war. Gleichzeitig mit dem Inhalte dieses Protokolls wurde den Griechen die Ernennung des Prinzen Leopold von Koburg-Gotha zum König des neuen Reichs mitgetheilt.

Ein Sturm des Unwillens erhob sich in Griechenland bei dem Bekanntwerden dieser Bestimmungen; tiefer aber als der Präsident selbst konnte niemand darüber gekränkt sein. Das also war der Lohn für sein Wirken im Geiste der Heiligen Allianz, daß nun selbst Rußland, an dem er einen so sichern Rückhalt zu haben glaubte, ihn so gänzlich fallen ließ? Die Eitelkeit und der Ehrgeiz Kapodistrias' waren tödlich getroffen und es kostete selbst dem in den Verstellungskünsten der Diplomatie so bewanderten und bewährten Manne Mühe, seinem Unmuth nicht in offenster Weise Ausdruck zu geben. In den Depeschen, welche er aus Veranlassung des Februarprotokolls mit den Vertretern der Schutzmächte wechselt, zeigt es sich deutlich genug, wie es in ihm kocht und gärt. Zugleich aber wandte er seine alte Taktik an: constitutionelle Bedenken waren es, welche er jetzt wieder den Bestimmungen der Schutzmächte entgegensetzte. Der Senat, eine erst von dem letzten Nationalcongreß ganz im Sinne des Präsidenten geschaffene und von ihm ganz abhängige Behörde, wurde jetzt auf einmal von ihm berufen, Griechenlands nationalen Willen zu vertreten. Derselbe mußte zunächst gegen die zu London dem neuen Staate vorgeschriebenen Grenzen wohlbegründete Einwände erheben, dann aber die Lage Griechenlands und die Pflichten, die seines zukünftigen Herrschers warteten, in einer solchen Form und so grau in grau gemalt darstellen, daß der zum König berufene Prinz Leopold stutzen und die Annahme der ihm angebotenen Krone noch sehr ernstlich erwägen mußte. Diese „Abschreckungspolitik", welche Kapodistrias gegen den Prinzen verfolgt, tritt am deutlichsten in seinen eigenen Briefen zu Tage. Die reichhaltigen Auszüge, welche der Verfasser der vorliegenden Biographie aus der zum großen Theil bisher unbekannten Correspondenz des Präsidenten gibt, sind von besonderm Interesse und lassen uns in Kapodistrias doppelzüngiges, unwahres und listig verschlagenes, dabei eitles und ehrgeiziges Wesen einen tiefen Blick thun. Denn die Eitelkeit und der Ehrgeiz des Präsidenten waren durch das londoner Februarprotokoll besonders empfindlich getroffen: seit seiner Unterzeichnung und der Designirung eines Königs für Griechenland war ja er selbst nichts mehr, seine Stellung hatte ein Ende, nicht einmal die sieben Jahre, auf die er zunächst gewählt

Digitized by Google

war, sollte er im Amte bleiben und die Hoffnungen auf eine lebenslängliche Präsidentschaft, mit denen er sich im Gefühle seiner vermeintlichen Unentbehrlichkeit wol geschmeichelt hatte, sanken vollends in ein Nichts dahin. In einer solchen Stimmung wußte denn Kapodistrias den Ton ganz vortrefflich zu finden, der den Prinzen Leopold abschrecken mußte. Wir müssen es uns versagen, aus dieser überaus charakteristischen Correspondenz die besonders kennzeichnenden Stellen auszuheben: im allgemeinen ist die von Kapodistrias dabei befolgte Politik die, daß er die in Griechenland für den Regenten zu überwindenden Schwierigkeiten als riesengroß darstellt, damit also einmal seine eigene bisherige Thätigkeit als eine besonders verdienstliche und rühmliche hinstellt, zugleich aber in dem so ernsten und sich seiner Aufgabe so ganz hingebenden Sinne Leopold's die größten Bedenken und Zweifel anregt, welche er dann noch besonders dadurch steigert, daß er den Glaubenswechsel, den Uebertritt zur griechischen Kirche als dasjenige bezeichnet, ohne welches Glück für Griechenland und seinen Herrscher nicht zu hoffen sein würde. In seinem Abschreckungssystem wurde Kapodistrias noch wesentlich gefördert durch die Streitigkeiten, welche sich über die von Leopold als Bedingung der Annahme aufgestellte Abtretung der Jonischen Inseln entspannen. Beide Momente wirkten zusammen zu dem von Kapodistrias so ersehnten Resultat: Leopold dankte ab, noch bevor er von seiner neuen Krone Besitz genommen hatte.

Noch einmal hatte des Präsidenten doppelzüngige, nur scheinbar von nationalen, in Wahrheit aber von den kleinlichsten selbstsüchtigen Interessen bestimmte Politik sich eines entschiedenen Erfolgs zu erfreuen gehabt. Die Freude darüber sollte ihm aber unerwartet schnell getrübt werden. Das griechische Volk sehnte sich nach einer endlichen Regelung seiner Lage, es begehrte aus dem fortdauernden Provisorium herauszukommen: ebendeshalb hatte es die Aussicht auf einen König, von dessen persönlichen Eigenschaften das Rühmlichste und Beste verlautete, mit lebhaftester Freude begrüßt; doppelt schmerzlich war es daher von dem Scheitern dieser Hoffnung getroffen, und da es nicht lange Geheimniß bleiben konnte, wer eigentlich Leopold zur Abdankung bestimmt hatte, so wandte sich der Unwille der Griechen mit erneuter Heftigkeit gegen Kapodistrias selbst. Auch entging dies demselben nicht, vielmehr hatte er entschieden das Gefühl, daß seine Stellung vollends erschüttert sei, und aus diesem Gefühl zunächst ist wol die auffallende Unsicherheit zu erklären, welche seitdem die ganze Handlungsweise des Präsidenten kennzeichnet. In dem Bestreben, den Sturm, welchen er gegen sich heraufziehen sieht, womöglich noch zu beschwören, greift er zu den verschiedenartigsten, in kurzer Zeit oft zu den einander gerade entgegengesetzten Mitteln, sodaß seine Regierung in dieser Zeit nichts ist als ein

Digitized by Google

planloses Experimentiren. Dadurch wurde die Unzufriedenheit des Volks nur noch vermehrt, immer unverhohlener gab es seine Mißstimmung kund: und eben in diesem Augenblicke kam die Nachricht von dem Ausbruch der Julirevolution und der dadurch veranlaßten totalen Umgestaltung der europäischen Politik nach Griechenland. Der Eindruck dieses Ereignisses war auch bei den Hellenen ein bedeutender, hier und da ausbrechende Militärrevolten waren bedenkliche Anzeichen und die auffallende Milde, welche man gegen die Schuldigen übte, konnte unmöglich für Gnade, sondern nur als ein Beweis von der täglich steigenden Ohnmacht der Regierung angesehen werden. Infolge dessen mehrten sich denn dergleichen Vorfälle in der bedenklichsten Weise, und immer offener begann sich eine allgemeine Erhebung des ganzen Landes gegen den Präsidenten vorzubereiten. Vergeblich mahnten England und Frankreich, noch jetzt die erhitzten Gemüther durch ein freundliches Entgegenkommen und Nachgiebigkeit gegen die dringendsten und begründetsten Forderungen des Volks zu beschwichtigen. Diese Rathschläge verhallten ungehört, ja statt der aufgeregten öffentlichen Meinung Concessionen zu machen, ging Kapodistrias im Gegentheil mit unbesonnen heftigen Maßregeln gegen sie vor, wandte namentlich gegen die oppositionelle Presse die allerrücksichtsloseste Gewalt an. In schreiendster Weise verletzte er damit die den Griechen einst in ihrer Verfassung zugesicherte Preßfreiheit. Die Wiederherstellung der von dem Präsidenten einst willkürlich beseitigten Verfassung war das Panier, um das sich jetzt alle seine Gegner scharten, das namentlich von den Inselgriechen hochgehalten wurde. Die Inseln Syra und Hydra waren der Hauptsitz der Opposition; beide sagten sich offen von dem Präsidenten los und übergaben die Regierung einer Commission von Vertrauensmännern. Der Hydriot Miaulis bemächtigte sich durch einen kühnen Handstreich der im Hafen von Poros liegenden griechischen Flotte; als ihn dann die Russen zur Uebergabe nöthigen wollten, sprengte er die Schiffe in die Luft. So weit war es also gekommen, daß der Bürgerkrieg offen ausbrach. Noch schwieriger wurde die Lage des nun ganz rathlosen Kapodistrias dadurch, daß zwischen den Schutzmächten selbst der so oft künstlich ausgeglichene Zwiespalt jetzt zum entscheidenden Ausbruch kam. Denn während Rußland auch jetzt seiner alten Politik treu und der einzige Rückhalt Kapodistrias' blieb, wandten sich England und Frankreich gänzlich von ihm ab, ja, indem sie die auf des Präsidenten Wunsch von der russischen Flotte beabsichtigte Blokade Hydras verhinderten, ergriffen sie eigentlich für seine Gegner Partei.

Kapodistrias war in einer Lage, wo er nicht mehr aus noch ein wußte, er nahm seine Zuflucht deshalb zu dem von ihm fast so ganz vergessenen Nationalcongreß. Er berief denselben unmittelbar nach der

Digitized by Google

Verbrennung der griechischen Flotte im Hafen von Poros. Noch aber war die Wahlperiode nicht abgelaufen und Kapodistrias war mit Recht sehr zweifelhaft, ob die Abgeordneten, welche sich einst gegen seine Wünsche so willfährig gezeigt hatten, nach alledem, was vorgefallen war, noch von gleicher Gesinnung erfüllt sein würden. Machte der Nationalcongreß sich jetzt zum Organ des im Volke herrschenden Unwillens, so war des Präsidenten Sturz entschieden; das erkannte er selbst, und um dieses Aeußerste zu vermeiden, entschloß er sich zu einem Staatsstreich. Er löste den eigentlich noch zu Recht bestehenden Congreß, den er eben einberufen hatte, auf, indem er einfach neue Wahlen anordnete. Bei diesen wurde denn die ganze Macht der Regierung angewandt, alle Mittel gebraucht, um „gute" Wahlen zu erzielen. Aber gleichzeitig schrieb die Gegenpartei einen Nationalcongreß aus, der sich in Hydra versammeln sollte. So war das Land in zwei einander feindlich gegenüberstehende Heerlager geschieden. Dazu kam, daß über die Zukunft desselben noch immer keine Entscheidung getroffen war: die londoner Conferenzen kamen noch immer zu keinem Resultat, so nothwendig ein solches bei der trostlosen Lage der Dinge auch gewesen wäre.

Die Verwirrung war auf dem Höhepunkt angelangt, mit ängstlicher Spannung harrte man von allen Seiten ihrer endlichen Lösung: da erfolgte dieselbe in einer ebenso unerwarteten wie blutigen Weise. Am 9. Oct. 1831 wurde Kapodistrias zu Nauplia ermordet: er fiel als ein Opfer der Blutrache der von ihm hart verfolgten und grausam mishandelten Mainottenfamilie Mauromichalis.

Entgingen die Mörder auch ihrer Strafe nicht, so war das Gefühl, das sich nach Kapodistrias' Ermordung in Griechenland zunächst geltend machte, doch entschieden das der Befreiung vom Joche harter Tyrannei. Die Einigkeit wurde durch die nun erfolgende freiwillige Unterwerfung Hydras wiederhergestellt, ja man ließ sich für den Augenblick sogar des Ermordeten Bruder, Augustin Kapodistrias, als Präsidenten gefallen. Doch dauerte das nur wenige Monate: da war auch seine Stellung unhaltbar geworden, bei Nacht und Nebel verließ er Griechenland, seines Bruders Leiche mit sich führend, die er in heimischer Erde, auf Korfu, zur letzten Ruhe bestattete.

Am Schlusse seines trefflichen und als eine wesentliche Bereicherung unserer historischen Literatur zu bezeichnenden Werks wirft der Verfasser dann noch einmal auf die gesammte Persönlichkeit des Grafen Kapodistrias einen Blick und gibt eine Charakteristik desselben, welche alle die im Laufe der Darstellung wol einzeln hervorgetretenen Züge noch einmal zusammenfaßt und uns das Bild des einem so blutigen Schicksal verfallenen Mannes mit frischester und anschaulichster Lebendigkeit

Digitized by Google

vergegenwärtigt. Der glänzenden Begabung Kapodistrias', seiner enormen Thätigkeit und unermüdlichen Arbeitskraft, der Liebenswürdigkeit seiner Persönlichkeit läßt er dabei die vollste Gerechtigkeit widerfahren; aber ebenso entschieden deckt er die innere Falschheit seines ganzen Wesens auf: mit Recht erkennt er selbsüchtigen Ehrgeiz als die eigentliche Triebfeder in Kapodistrias' gesammten Handlung, die sich vergeblich hinter dem äußern Schein von demüthigem Gottvertrauen und rührender Bescheidenheit zu verbergen bemüht. Aber selbst der leidenschaftlichste Ehrgeiz, wenn er mit Kraft und Energie auftritt, wird noch etwas Imponirendes, Achtunggebietendes haben: dem Ehrgeiz Kapodistrias' aber fehlt diese Kraft und Energie gänzlich, derselbe ist nichts als „ein schwächlicher, fast weiblicher Egoismus, der jeden Augenblick unter der Wucht der Thatsachen zusammenbricht". Den Eigenschaften Kapodistrias', guten wie schlechten, fehlt das, wodurch sie sich allein erst Geltung zu schaffen vermögen, die Kraft!

Endlich wendet sich der Verfasser dann dem heutigen Zustande Griechenlands zu; mit Recht dringt er darauf, daß der Jüngling, dem die Schicksale von Hellas nun anvertraut sind, die „große Idee", die zu erfüllen ist, zunächst ausschließlich im Innern seines Reichs suchen, dessen innere Entwickelung langsam und Schritt vor Schritt fördern möge. Nur dann werde es gelingen, die höhnischen Zweifel thatsächlich zu widerlegen, welche gegen die Lebensfähigkeit des griechischen Staats ausgesprochen worden sind. Den Zweiflern aber ruft er des Dichters Wort zu:

— — Weißt du denn nicht, daß Hellas
Sicher für sich schon ist, bleibt es sich selbst nur treu?

Zum Andenken an E. W. Weber.

Von

Heinrich Rückert.

Es ist der natürliche Lauf der Dinge, daß auch die Epigonen der längstverschwundenen idealen Glanzperiode Weimars, einer nach dem andern durch den Tod abgerufen werden. Zwar fließt noch immer die Quelle der literarischen Tradition reichlich und, wie es scheint, unerschöpflich; — aber die Männer und Frauen, welche jene im Wesen unvergleichlich schöne Zeit selbst noch mit gelebt haben, gelten uns mehr als alle Bücher. Auch wenn es ihnen nur vergönnt war, die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zu sehen, so haben sie für uns, an deren Horizont kaum mehr ein verglimmendes Abendroth stand, eine

Digitized by Google

Weihe, welche in jedem gesunden und reinen Gemüthe das Gefühl inniger Pietät erweckt. Wer auch nur dem greisen Goethe, dem Dichter des zweiten Theils des „Faust", in die Augen gesehen und seine Stimme gehört hat, muß, so dünkt es uns, dadurch für sein ganzes Leben ein Anderer, höher und feiner Gearteter geworden sein. Wem es sich gefügt hat, solchen Zeugen der letzten Zeit nahe zu treten, der wird sich mit freudiger Wehmuth erinnern, daß es allerdings so gewesen ist, daß sie kraft ihrer eigenen feinen Natur, aber auch ebenso sehr kraft der belebenden Wärme, die noch die untergehende Sonne ausstrahlen kann, anders waren, als die Leute unserer Tage zu sein pflegen, auch wenn sie noch so gebildet, geistreich und allenfalls auch genial sind. Der Zauber einer harmonischen und gesättigten Individualität, die Macht einer freien und allseitigen humanen Tendenz des ganzen Wollens und Strebens findet sich nicht so leicht mehr in dieser Zeit, der wir ihre sonstigen Vortheile und Vorzüge von Herzen gern zugestehen.

Ein Gruß aus jener Frühlingszeit des Geistes, die nur einmal erscheinen konnte und kurz, wie der Frühling immer, sein mußte, hat uns die ganze Herrlichkeit jener Tage wieder vor die Seele geführt, leider aber zugleich auch die Trauer über den unabänderlichen Vernichtungsgang des Geschicks in einem Falle erneuert, der an sich schon unsere tiefste Theilnahme im rein menschlichen Sinne erweckte. Eben war uns Ernst Weber's Buch „Zur Geschichte des weimarischen Theaters" in die Hand gekommen, dem viele mit wohlberechtigter Erwartung entgegengesehen hatten, da folgte, viel zu früh nicht blos für die wenigen, die den vollen Werth des Mannes zu ermessen im Stande waren, sofort auch die Nachricht von seinem Tode. Es ist uns eine wehmüthige Genugthuung, daß es ihm doch noch gelungen ist, sich selbst jenes feine und sinnige Denkmal zu vollenden. Freilich gedachte er es noch ganz anders, breiter und höher, auszuführen, und nach menschlicher Rechnung hatte er hiermit, so wenig wie in seinem ganzen Streben und Wirken, sich ein Ziel gesteckt, für welches seine Kraft nicht mehr ausreichte. Seine Studien waren schon seit vielen Jahren ohne alle Hast, aber mit der ihm eigenen stillen Innerlichkeit und Sammlung des Geistes, die ihn zu einem zwar nicht theilnahmlosen, aber doch nur leise bewegten Zuschauer des gewöhnlichen Welttreibens machte, auf einen in jeder Art würdigen Gegenstand concentrirt. Er wollte die Geschichte des weimarischen Theaters seit seiner Begründung als feste Bühne bis zur Gegenwart herab dereinst schreiben. Wenn er das Material nach seiner umsichtigen, gewissenhaften Art überschaute, so fand er überall noch Lücken, wo ein anderer befriedigt von seiner wahrhaft überwältigenden Fülle getrost an die Verarbeitung gegangen wäre. Es kam

Digitized by Google

ihm darauf an, in jeder Hinsicht der classischen Weihe, die über sein Thema ausgegossen ist, gerecht zu werden. Daß es ihm gelungen wäre, von der Höhe eines allgemein culturgeschichtlichen Standpunkts das einzelne zu erfassen und darzustellen, versteht sich für jeden, der ihn gekannt hat, von selbst, und wird auch andern einleuchten, die reif genug sind, um die in seinem letzten Buche gebotene Gabe zu würdigen. Er strebte aber auch nach einer völlig abgeklärten Plastik des Details, und hier konnte er sich einerseits selbst nie genug thun; andererseits glaubte er, ein Mann der humansten Friedfertigkeit, wie er war, durch die nicht abzuweisenden Beziehungen auf die Gegenwart und noch lebende Persönlichkeiten entweder der Sache etwas zu vergeben, oder diese bei aller aus dem Herzen und nicht aus furchtsamer Berechnung stammenden Vorsicht der Darstellung zu verletzen. Da es ihn aber doch drängte, einiges von den Resultaten so langjähriger und intensiver Mühe in abgeschlossener Gestalt mitzutheilen, so vereinigte er mehrere Vorträge, die er vor dem gebildeten Publikum gleichsam als Probestücke dessen, was er beabsichtigte, gehalten hatte, in einer sorgsamen Durcharbeitung zu dem Buche: „Zur Geschichte des weimarischen Theaters" (Weimar, Böhlau). Sein Inhalt darf als bekannt vorausgesetzt werden; die geachtetsten Blätter haben es nach seinem Werthe berücksichtigt und ihre Leser darauf aufmerksam gemacht. Daher hier nur eine Andeutung, wie die Individualität des Verfassers es verstanden hat, einzelne an sich allerdings schon interessante Themata aus dem daran so reichen Gebiete der Geschichte des weimarischen Theaters herauszugreifen, die zugleich von der größten Bedeutung für die allgemeine Geschichte der höhern Geistesbildung in der classischen Periode unserer Literatur sind. So führt der erste Abschnitt des Buches, zugleich der umfangreichste, sodaß er recht wohl für eine selbständige Monographie gelten kann, uns in die Mitte jener einst so sorgsam und allseitig von der Theorie und Praxis erörterten Streitfrage über die Berechtigung des Verses im Drama. Die Gegenwart kümmert sich wenig darum, obgleich die Frage factisch noch ungelöst ist, ja sie begreift vielleicht nicht einmal mehr, wie einst die bedeutendsten Geister der Nation einer an sich so geringfügigen Sache solche tiefe und nachhaltige Theilnahme zuwenden konnten. Aber sie kann aus dieser Darstellung ersehen, daß es sich dabei um Dinge handelte, die für die Bildung der Nation von höchstem Belange waren. Mit dem gründlichsten Verständniß für die beiden schroff einander entgegenstehenden Ansprüche der eigentlichen routinirten Praktiker von Fach, die um des lieben Publikums willen und auch wegen ihrer eigenen Bequemlichkeit und Trägheit den Vers verwarfen, und der großen Dichter der Zeit, die auch in der äußerlichsten Form ihrer Schöpfungen das höchste Maß künstlerischer Forderungen erfüllt sehen

Digitized by Google

wollten, ist hier durch die unanfechtbare Berufung auf die Thatsachen das Recht der höhern Kunstform für alle Art dramatischer Erzeugnisse bewiesen. Es kann nicht fehlen, daß, wenn einst der Streit wieder lebhafter aufgenommen werden wird, man auf diese treffliche und erschöpfende Darstellung als auf eine sichere Basis zurückgehen wird. Zwei folgende Abschnitte: „Ein Streit zwischen Herder und Goethe" und „Das Heilige auf der weimarischen Bühne", stehen in enger innerer Verbindung. Der Streit war entstanden, weil Herder die Würde der Schule, die ihm Herzens- und Gewissenssache war, durch die Verwendung von Schülern zu Statistenrollen gefährdet glaubte. Goethe dagegen sah darin nichts Arges, wie er denn überhaupt der Ansicht war, daß das Theater, d. h. sein Theater, nicht der Ort sei, auf dem die heiligsten Institutionen entweiht werden könnten. Auch dies interessante Thema ist ähnlich wie die Streitfrage über den Vers zu einer schön abgerundeten Monographie verarbeitet, die als solche bleibenden Werth und vielleicht ähnliche praktische Bedeutung hat wie die schon charakterisirte. Als ein freundliches und rührendes Schlußbild tritt zuletzt die Gestalt der lieblichen Christine Naumann vor uns hin, der Zierde des weimarischen Theaters in seinen schönsten Jahren, uns noch immer theuer als Goethe's Euphrosyne. Es ist keine Biographie, sondern eine äußerst fein gefühlte Charakteristik ihres so ganz eigenthümlichen und in dieser Vereinigung wol nie wieder erschienenen Talents und zugleich der schönste Schlußaccord des so erquicklichen Buches.

Denn es ist ein Buch, das noch anders wirkt wie die meisten, die man „gut" zu nennen pflegt; die gründlichste und lehrreichste Behandlung des Stoffs, der Reichthum an selbständigen Gedanken sind nur seine geringern Vorzüge; der Eindruck einer allseitig harmonischen, nach den höchsten Zielen humaner Bildung im Sinne unserer Heroen des Geistes strebenden Natur gilt uns noch etwas mehr, und selten wird man ihn so rein empfangen wie hier. Wäre es dem Verewigten vergönnt gewesen, seine größere Aufgabe zu lösen, so würde er auf einem weitern Felde noch günstigere Gelegenheit gehabt haben, ein Werk von bleibendem Werthe zu schaffen.

Wir berührten schon die Momente, welche ihn, wie er einmal geartet war, nicht zum Abschluß kommen ließen und vielleicht auch bei längerm Leben nicht dazu hätten kommen lassen. Aeußerlich war er insofern begünstigt, als er seit einer Reihe von Jahren seine volle Kraft auf den Einen Gegenstand verwenden konnte. Im Jahre 1860 legte er das Amt, das er 40 Jahre segensreich verwaltet hatte, das eines Professors am Gymnasium zu Weimar, nieder. Vorübergehende Kränklichkeit schien ihm damals möglichste Schonung zu gebieten, doch hat er bis zu seinem Todestage, am 9. Aug. d. J., wenige Tage nach dem

Digitized by Google

Abschluß seines siebzigsten Jahres, in seiner ruhigen und maßvollen Weise sich keinen weitern Beschränkungen bei dem stillen aber unermüdlichen Sammeln und Sichten, Durchbilden und Gestalten unterwerfen müssen. Wer die Bedeutung eines Arbeiters im geistigen Gebiete nur nach dessen literarischen Leistungen, wol gar nach ihrem Umfange und dem Geräusche, mit dem sie sich geltend machen, ermißt, konnte ihn leicht übersehen. Die Ansprüche, die er selbst an sich stellte, waren ebenso streng, wie er mild in seinen Forderungen an andere war. So mußte gewöhnlich eine äußere Veranlassung dazu kommen, um ihn zu einer schriftstellerischen Leistung zu nöthigen. Eine Anzahl von Gelegenheitsschriften, meist aus dem engern Kreise seines Berufsfaches, der Philologie und speciell der griechischen Sprache und Literatur, ist, wie es derartigen Gelegenheitsschriften geht, nur den Fachgenossen bekannt geworden. Ob es möglich sein wird, das reichhaltige Material seines Hauptwerks in einer dem Sinne des Verewigten geziemenden Gestalt der Welt mitzutheilen, muß dahingestellt bleiben.

Literatur und Kunst.

Bogumil Goltz.

Alexander von Humboldt hatte recht, wenn er das jetzt in einer Umarbeitung erschienene Werk von Bogumil Goltz, dem genialen Gemüthsphilosophen, dem liebenswürdigen Träumer vom Paradiese der Kindheit, dem formlosen und tiefsinnigen Dichter der Alltagsmetaphysik: „Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen“ (zweite umgearbeitete Auflage, 4 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus) ein Kleinod, ein Phänomen nannte. Dennoch dürften viele das Buch lesen, ohne recht zu begreifen, was sein Autor eigentlich will. „Ein Sonderling!“ wird der eine sagen und mit spöttischem Lächeln das Werk beiseite legen. „Diesem Roman fehlt die Conception, der spannende Faden“, wird ein anderer ausrufen; ein dritter findet die Geschichte wol gar „langweilig, voll Wiederholungen, in Abstractionen hin- und herfahrend, mit Ideen und Begriffen spielend, die kein Mensch versteht“. So werden die Philister über Goltz kommen, über den Mann, dessen humoristische Laune langzöpfige Schulpedanten auf eine wüste Insel versetzt, der einen polnischen Bündeljuden oder Bauernknecht die Hosen eines Professors der Aesthetik anprobiren, einen lebendigen Actendeckel zur Erholung auf dem Chimborasso umherspazieren oder einen „extrafrommen Christ“ ertrinken läßt in den Wassern bissiger Einfälle. Stoffheilige, Schlafrock-Philosophen, Kinder Gottes mit Allerheiligenphysiognomien, die am Gängelbande der Convenienz groß geworden, haben kein Verständniß für das Sinnige in seiner curiosen Gestalt, für das Schöne im kleinbürgerlichen Négligé, für den märchendurchwobenen göttlichen Humor, der durch Jean Paul auf deutscher Erde gegrünt und geblüht

Digitized by Google

und der durch Bogumil Goltz zu einem sittlichen Princip in der Lebensphilosophie erhoben worden. Und wie sollten auch Leute, die nach der Anstandsschablone das geworden, was sie in der Gesellschaft vorstellen, den Gedankensprüngen eines Humoristen folgen, der ein Mensch ohne Façon ist, der in rücksichtslosen Expectorationen alles angreift und jedes Ding bei seinem natürlichen Namen nennt? „Mir ist kaum ein Mann von so viel ausgesprochener Wahrheitsliebe vorgekommen", spricht Karl Rosenkranz in einer Schrift von Goltz. Und in der That, wer mit Goltz verkehrt, muß sich dareinfinden, es mit einem Menschen zu thun zu haben, der laut denkt. Wie er schreibt, so spricht er auch; nur das Unangenehme liegt in seiner Erscheinung: er duldet keinen Widerspruch. Ueberhaupt ist Goltz ein Mann des ausgeprägtesten Absolutismus, ein Sultan in seinem Bereich. Der keusche Uhland beeidigte seine Zeugnisse und Meinungen nie anders als mit den Anhängen und Zusätzen: „Ich halte es für besser"; „Meine Ansicht wäre die"; „Mir stellt sich das Bedenken hervor"; — Goltz dagegen donnert mit gewaltiger Stimme: „Auf Grund meiner Erfahrung"; „Das ist meine Meinung"; „So glaube ich"; „So soll es sein, so muß es sein, oder der Teufel hol' euch alle miteinander". Im Angriff liefert Goltz Meisterstücke der Tirailirkunst; er weiß alle Wege auszukundschaften, um dem Feinde in die Flanken zu kommen, er vergißt aber in der Hitze des Redegefechts, sich den Rückzug zu decken, und läßt den Leser mitten im Feuer stehen. Er verfährt willkürlich, wo er nothwendig handeln sollte; er zersetzt, wo er identificiren, er ist empirisch, wo er speculativ sein sollte. Seine sämmtlichen Schriften sind ohne Anfang und ohne Ende — beides liegt in seiner Persönlichkeit, die überhaupt der Schlüssel zu seinen Werken ist. Was er der Welt als Spiegel vorhält, ist objective Darstellung seines Ichs. Er ist größer im Entwurfe als in der Ausführung; er ist erhaben im Gedanken, aber zuweilen trivial im Ausdruck. Seine Schwächen liegen dort, wo er seine Kräfte am nachdrücklichsten erprobt. Als Maler des Seelenlebens zum Exempel wird er nicht selten monoton, sich erschöpfend in gesuchten Paradoxien und häufigen Wiederholungen, und die Bestimmtheit, mit der er seine Urtheile begleitet, hat sehr oft das Ansehen von Beschränktheit. Wo er aber des „Menschen Dasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen" darstellt, wo er das Leben in seinen Aeußerlichkeiten abconterfeit, steht er unübertroffen da, ist er Meister in Farbe und Colorit. So sind auch in seinem „Jugendleben" die Figuren mit einer Schärfe und mit einem Aufwande von Schlaglichtern gezeichnet, daß wir ihm manche Mängel in der Composition gern verzeihen. Dieser Onkel mit dem gottlosen Munde und dem kreuzbraven Herzen und diese Agnes mit den blauen Augen, aus denen der Zauber stiller Liebe und Güte leuchtet, sind einzig in ihrer Art. Durch beide Typen sucht Goltz den Beweis zu führen, daß der Mensch ohne Culturerbe ein gemeinsinnlicher, obstinater Halbbarbar bleibt. In der bäuerlich geborenen Marie vergegenständlicht er die Unschuld in ihrer Natürlichkeit, zeigt, wie sie erst durch den Umgang mit wohlerzogenen Menschen, durch Kunst und Schule, jenen Rhythmus in Sprache und Geberde erhält, der ihr Anmuth und Würde verleiht. Der alte prächtige Criminalrath erscheint uns wie eine Species von General Suworow, tyrannisch aber gerecht, der „Herr Lieutenant", sein Sohn, dagegen wie ein Krakeeler, dem man im

Digitized by Google

Gespräch hundert Schritt vom Leibe bleiben muß. An all diesen Personen ersehen wir, daß das Wachsen und Werden ihres innern Menschen auf einem sittlichen Untergrund, in einem glücklichen Familienleben basirt.

Auch für die Erscheinungen in Kirche und Staat hat Goltz ein scharfes Auge, und ist er auch, wie Feuerbach von Hegel sagte: „durch und durch ein Widerspruch", darum, weil sich auf seine Lehrsätze ebenso gut die kirchliche Orthodoxie stützen kann wie die Freigeisterei und Welterlösungspolitik — so sprach er doch manch wahres Wort zur rechten Zeit, das seinen Werken dauerndes Fortleben verbürgt. O. S.

Alfred Meißner's neuester Roman.

Ein Roman liegt uns vor, der, was Größe und Umfang der Anlage betrifft, nur an Gutzkow's „Ritter vom Geiste" und an dessen „Zauberer von Rom" seines gleichen hat; aber während die „Ritter vom Geiste" die Zeitfragen, wie sie die Revolution von 1848 aufgeworfen, zu erledigen sich die Aufgabe gestellt, und während der „Zauberer von Rom" ein Bild des gesammten katholischen Lebens geben soll, hat sich „Schwarzgelb. Roman in vier Abtheilungen von Alfred Meißner" (Berlin, Otto Janke) ein engeres Gebiet vorgezeichnet. Es soll Oesterreich in seiner Reactionsperiode, nach dem Siege über seine innern Gegner, geschildert werden. Gewiß ein kühner Griff, ja ein solcher, der einer politischen That gleichkommt, jedenfalls ein Versuch, der auf die Theilnahme des denkenden Publikums zählen darf; denn wie unbekannt ist dieses im Innern so vielgestaltige, aus so zahlreichen heterogenen Elementen componirte Oesterreich, ein Staat der Probleme wie kein anderer! Nur wer, wie der Verfasser, jahrelang unermüdlich beobachtet, die Urtheile abgewogen, die Pulsschläge der Zeit belauscht hat, und wer dabei die Gabe besitzt, Principien und Richtungen in lebendigen Gestalten zu verkörpern, konnte an die Lösung gehen.

Der moderne Zeitroman, wie ihn einzig der deutsche Geist in unsern Tagen gedacht und Gutzkow, Freytag und Spielhagen ausgeführt, hat sich eine edle Aufgabe gestellt, die eigentlich zwei Seiten hat. Es soll ein Kunstwerk geschaffen werden: eine Krystallisation innerlicher Gesetze mit nicht mehr Personen, als der künstlerische Zweck erheischt; in diesen aber als typischen Gestalten soll sich eine ganze Epoche spiegeln. Geschichtsabschnitte sollen zu Bildern verdichtet werden — wahrlich ein schweres Werk, bei dem viele Versuche scheitern, denn es liegt gar zu nahe, daß das Detail die Oberhand gewinnt und daß uns politische Standreden geboten werden, wo uns ein Kunstwerk in unmittelbarer Frische entgegentreten soll.

Die Fabel des uns vorliegenden Romans hat bei der größten Mannichfaltigkeit des Details und allen Zickzacks der Complication ein im Grunde einfaches Thema. Bruno Haldenried, ein geächteter Flüchtling der ungarischen Bewegung, dessen Bruder ein österreichischer Offizier ist, findet, als er eben den Kugeln der Gensdarmen verfallen soll, auf dem Schlosse eines österreichischen Hochtory, der zu den gegenwärtigen Leitern der Geschicke

Digitized by Google

Oesterreichs gehört, ohne dessen Wissen, ein schützendes Asyl. Des Grafen Tochter Cornelia, deren Gestalt Meißner allen Zauber edler Weiblichkeit verliehen, rettet ihn unter täglicher Lebensgefahr, und eine treue, innige, das ganze Leben umfassende Liebe erfüllt sie für den unglücklichen Märtyrer der Freiheit. Der Flüchtling entkommt, und der Autor führt ihn nach Paris, um uns dort die verschiedensten Typen der revolutionären Emigration zu zeigen. Zu seinem Unglück trifft er mit dem Diplomaten und seiner Tochter zusammen, wobei der Vater erfährt, welchen gefährlichen Gast das Schloß seiner Ahnen so lange beherbergt habe. Er versucht nun, den Verfemten tödlich zu treffen, indem er den Schein auf ihn lenkt, als wäre er an einem Complot, das der Italiener Negroni gegen das Leben des Kaisers geschmiedet, betheiligt. Aber des schlauen Diplomaten Intrigue bleibt erfolglos, und der freigewordene Bruno begibt sich trotz aller Warnungen wieder nach Oesterreich. Hier kommt er unter die Last der furchtbarsten Anklage, die dem Scheine nach nur allzu gegründet ist, und welche sein Gegner kunstvoll zu schärfen weiß. Wie kam Bruno in Besitz der Offiziersuniform, in der er die Grenze überschritt, und wie kam es, daß der Offizier, dem sie gehörte, tags darauf als Leiche im Fluß gefunden wurde? Hier hat die Fabel eine Führung, welche die Schwierigkeiten häuft, um sie mit der Schärfe eines Criminalisten wieder zu lösen. Endlich werden alle Indicien, die gegen Bruno sprechen, vernichtet. Die Gewißheit der Schuld trifft ein anderes Haupt. Bruno steht politisch und moralisch rehabilitirt da. Aber der offene Kampf gegen den Vater seiner Geliebten dauert fort. Dieser erliegt zwar dem Angriff seines ultramontanen Gegners, des Fürsten von Kronenburg, denn der verhältnißmäßig liberale Absolutismus der Schule Metternich's genügt dem ultramontan verjüngten Oesterreich nicht mehr. Dennoch bleibt er dem bürgerlichen Liebhaber der gefährlichste Feind. Cornelia's Herz bricht unter den wiederholten Erschütterungen. Sie stirbt — und an ihrem Grabe messen sich die Gegner wie Feinde, die sich fortan für immer meiden und von welchen keiner mehr den Krieg von neuem aufnehmen wird.

Dies das Gerüst der Handlung, das die Erfindungsgabe Meißner's mit den interessantesten Gestalten durchwob. Rieboldegg, der Mann der nie endenden Winkelzüge, der ultramontane Fürst Kronenburg, der Spürhund Freiherr von Rack, das treue Bild der echt schwarzgelben Beamtenseele, der Journalist Schmei, der seine Ueberzeugung verkauft, der alte General Greifenstein, der nach den Erfolgen von Magenta und Solferino zu schließen gar viele Collegen in der Armee zählen muß — das alles sind Charaktere, die mit seltener Treue dem österreichischen Leben abgelauscht sind, Vertreter ganzer Parteien verkörpern. Die Dichtkunst hat hier in der Nachahmung des wirklichen Lebens das Größtmögliche geleistet und all die Persönlichkeiten, die Meißner in den Scenen des spannenden Romans dem Leser vorführt, werfen ein grelles Streiflicht auf die Zustände des damaligen Oesterreich. Wie sehr Meißner diese einem gründlichen Studium unterworfen, zeigen einzelne Kapitel von „Schwarzgelb" ganz besonders. So z. B. das Gespräch des Dechanten aus Josephinisch-katholischer Zeit mit dem Kaplan, die Scene auf der Brücke bei der Statue des böhmischen Landesheiligen Nepomuk, in der letzten Abtheilung die Vorgänge in Venedig und die Schilderung der wiener Hofburg mit dem darin umgehenden Hausgeiste.

Digitized by Google

So gibt „Schwarzgelb" von einer Zeit, welche officielle Schönfärberei bezahlter Federn als eine große, als eine Verjüngung Oesterreichs darstellen wollte, ein abstechendes Bild. „So war es", scheint der Verfasser mit seinem Buche sagen zu wollen — „das waren die Mächte, mit denen wir zu kämpfen hatten, und welche noch zum Theil in voller Rüstung gegen uns stehen!"

An der Lebendigkeit der Handlung, die sich fast nie zersplittert, sondern beinahe stets im vollen Strome dahinrollt, hätten wir nur auszusetzen, daß sie auch die höchsten, hauptsächlich maßgebenden Kräfte — zu deutsch gesagt die österreichische Camarilla, die kühnste und mächtigste Bekämpferin jeder freiheitlichen Regung, hätte mithineinziehen sollen. Aber andererseits ist wiederum zu bedenken, daß der Dichter den Versuch, die Vorgänge auf die letzte Quelle zu lenken, um den Preis eines ewigen Abschieds vom Vaterlande hätte erkaufen müssen.

Doch noch einen andern Fehler hat das Buch. Meißner hat ein negatives Bild gemalt, ein Bild von Trug, Gewalt, List, Unterdrückung und Leiden, dem der traditionelle Abschluß: die Versöhnung, fehlt. Auch dies konnte jedoch nicht anders sein. Möchte der Verfasser, wenn er die im Schlußworte des Buchs versprochene zweite Abtheilung bringt, andere Verhältnisse vorfinden, die ihm ermöglichen, ein Bild zu geben von seines Vaterlandes Glück, Wohlfahrt und Freiheit! S.

Correspondenz.

Aus Kiel.

22. October 1865.

E. B. In wenigen Tagen wird der Friede zwischen Dänemark und Deutschland ein volles Jahr alt sein. Auf die Frage aber, wie es heute um Schleswig-Holstein steht, ist mehr denn je der Uhland'sche Vers die geeignete Antwort: „Untröstlich ist's noch allerwärts!" Selbst die Untheilbarkeit beider Herzogthümer, die bisher nur an dem dänischen Erbfeinde einen Gegner gehabt, ist in diesem Augenblick, und wer weiß auf wie lange, wieder vernichtet, — in Holstein herrscht Oesterreich, in Schleswig Preußen. Will uns die Geschichte in der Theilung des auf ewig untheilbaren Schleswig-Holstein vielleicht ein Vorbild der einstigen Theilung des einigen Deutschland zwischen Oesterreich und Preußen geben? Behüte Gott, daß es je dahin kommt! — Ein zweiter schwerer Druck lastet auf Schleswig-Holstein in der Sorge um Nordschleswig. Es beruht auf einer unglaublichen Selbsttäuschung, wenn man die Gefahr der Wiederabtretung Nordschleswigs an Dänemark für ein Hirngespinst, für eine böswillige Erfindung der sogenannten particularistischen Partei erklärt. Und worauf stützt man sich in dieser Sicherheit? Auf die Rede des Generallieutenants von Manteuffel in Flensburg, in der er erklärte: das Streben, einen Theil Schleswigs wieder an Dänemark zu bringen, sei „gewissermaßen" Landesverrath gegen Schleswig-Holstein,

Digitized by Google

und er werde jede 7 Fuß Erde, bevor sie abgetreten werden könnten, mit seinem Leibe decken. Und ferner auf die Befestigungsarbeiten, die preußischerseits auf den Düppeler Höhen und auf Alsen in Angriff genommen worden sind. Nun, was den ersten Punkt betrifft, so hat das Organ des preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und haben die officiösen berliner Zeitungscorrespondenten sich beeilt, der Manteuffel'schen Rede jeden officiellen, die Regierung bindenden Charakter abzusprechen, sie als einen Ausfluß rein persönlicher Anschauung, ja einer ärgerlichen Wallung über die englisch-französischen Rundschreiben zu bezeichnen. Hinsichtlich der erwähnten Befestigungen aber wollen wir uns auf das Urtheil jedes Militärs berufen, ob durch die Anlage derselben eine Sicherung Nordschleswigs bewerkstelligt werde. Ein flüchtiger Blick auf die Karte belehrt selbst den militärischen Laien, daß die Stellung Düppel-Alsen lediglich eine solche zur Flankenvertheidigung sei, die für die Behauptung des größten Theils von Nordschleswig, von Sundewitt an bis zur Königsau, ohne jede Bedeutung ist. Liegt doch selbst die auf den Londoner Conferenzen so vielfach ventilirte Theilungslinie Apenrade-Toudern schon nördlich von den in Rede stehenden Befestigungen. Sollte Hrn. von Manteuffel's Wort: Preußens Schutz werde sich bis zur Königsau erstrecken, mehr als eine Redensart sein, so müßten die preußischen Befestigungsarbeiten mindestens auf der Höhe von Hadersleben oder Christiansfeld erstehen. — Wenn die officiösen preußischen Blätter die Behauptung zu widerlegen suchen: Hr. von Bismarck erstrebe die Annexion der Herzogthümer und gelegentlich noch anderer deutschen Länder unter Gewinnung Frankreichs für dieselbe durch Abtretung Nordschleswigs an Dänemark und durch Grenzregulirungen am Rhein und in Belgien, so ist das in der Ordnung, denn sie thun, was ihres Amtes ist; höchst seltsam aber nimmt es sich aus, wenn auch liberale, unabhängige Blätter für das Bismarck'sche Programm eine Lanze zu brechen sich veranlaßt fühlen.

Es ist aber nicht allein die Trauer Schleswig-Holsteins über die neue Zerreißung des Landes, die sich angesichts des herannahenden Jahrestags des Wiener Friedens in den Vordergrund drängt; derselbe erinnert auch den Vaterlandsfreund, der auf dem höhern, deutsch-nationalen Standpunkt steht, daran, daß die Verschleppung der schleswig-holsteinischen Frage um ein volles Jahr die Entwickelung der maritimen Wehrkraft Deutschlands um eben diesen Zeitraum aufgehalten hat. Wären die Herzogthümer unmittelbar nach ihrer definitiven Abtrennung von Dänemark ihrem Rechte und ihrem Willen gemäß constituirt worden, so würde, bei der Bereitschaft Herzog Friedrich's sowol wie der Bevölkerung Schleswig-Holsteins zu einer völligen Verschmelzung der maritimen Kräfte Schleswig-Holsteins mit denen Preußens, im Laufe des jetzt verflossenen Jahres bereits Bedeutsames für die Entwickelung der preußisch-deutschen Flotte mit allem dazu Gehörigen, als Hafenbauten und Befestigungen, Marineanlagen ꝛc. haben geschehen können. So aber stehen wir in dieser Beziehung heute noch gerade an demselben Punkte wie vor Jahresfrist, und es ist noch gar nicht abzusehen, wann die gemeinschaftliche Arbeit Preußens, Schleswig-Holsteins und vielleicht auch der übrigen deutschen Uferstaaten zur Lösung dieser wirklich nationalen Aufgabe beginnen könnte. Vielleicht werfen uns Leser im deutschen Binnenlande,

Digitized by Google

welche preußische Zeitungen lesen, hierbei ein, daß ja durch Besitznahme des hiesigen Hafens durch Preußen, durch die vielbesprochenen hiesigen „Marinebauten" ꝛc. ein bedeutender Anfang gemacht sei. Wir haben darauf Folgendes zu erwidern. Ob die preußischen Kriegsschiffe, deren Zahl bekanntlich eine so winzige sein und bleiben muß, weil Preußen allein nicht im Stande ist, die Bemannung für eine größere Anzahl zu stellen, hier oder in Danzig stationirt sind, hier oder in Danzig überwintern, ist für die Entwickelung der preußisch-deutschen Flotte vollkommen gleichgültig, und was die pomphaften Angaben der officiösen preußischen Blätter über hiesige Marineetablissements betrifft, so können diese uns, die wir die Dinge unter Augen haben, nur ein Lächeln erregen. Es ist in dieser Beziehung binnen Jahresfrist auch nichts, gar nichts geleistet worden, was der Rede werth wäre. Die preußische Regierung hat hier für schweres Geld ein Terrain mit Landhäusern darauf erworben, die einigen höhern Marineoffizieren anmuthige Familienwohnungen gewähren, und läßt daneben ein paar hölzerne Schuppen zur Unterbringung der Abrüstungsgegenstände von den außer Dienst gestellten Fahrzeugen errichten, das ist alles. Ein Mehreres ist eben bei der provisorischen Lage der Herzogthümer rein unmöglich; es wäre nur durch die Mitwirkung eines stimmberechtigten Schleswig-Holstein selbst zu erreichen.

Aus Würtemberg.

Ende October 1865.

E. F. Wir leben hier mit der Zeit fort. Unsern schwäbischen Dichtern wird der Zoll der Verehrung zutheil, der ihnen gebührt. Wenn auch das Comité für das Hauptdenkmal Uhland's es erst so weit gebracht hat, daß der Platz auf dem Tübinger Wöhrd, wohin es zu stehen kommen soll, endlich festgestellt ist, so ist dagegen die bescheidenere Büste des Dichters in Stuttgart im Garten der Liederhalle und das Denkmal Justinus Kerner's in Weinsberg eingeweiht. Die Feste verliefen in schwäbischer Einfachheit und Gemüthlichkeit, nur daß bei der Uhland-Feier die schärfere Würze der politischen Vorträge nicht ausbleiben konnte. Indessen ist die lebende Dichterschar, während sie bei der Feier der Gestorbenen in der vordern Reihe steht, auch in eigener Production nicht unthätig. Zwar schweigen Eduard Mörike und Hermann Kurz, hoffentlich nicht auf immer; aber die neue Ausgabe der tief und wahr gefühlten sinnigen Gedichte Karl Mayer's, der, im achtzigsten Jahre stehend, es sich nicht nehmen läßt, bei den Festfeiern der Freunde einen poetischen Nachruf erklingen zu lassen, trägt die Jahreszahl 1864.

J. G. Fischer, der unübertroffene Festredner bei einer Anzahl der alljährlich wiederkehrenden Schiller-Feiern und der diesmalige Verherrlicher Uhland's, ließ seinen von den Recensenten beifällig aufgenommenen Dramen „Saul" und „Kaiser Friedrich II." neue Gedichte, in denen der bekannte frische Naturſinn dieses Dichters sich erhalten hat, folgen. Vor allem aber hat Friedrich Notter, Uhland's Biograph und neuerdings auch bei der Dante-

Digitized by Google

Feier wegen seiner Verdienste um Dante vom König Johann ausgezeichnet, ein Drama geschrieben, das auf den Leser, der sich nicht an die oft etwas harte und gedrängte Sprache stößt, einen bedeutenden Eindruck machen muß. Notter hat die Schiller'schen „Malteser" in durchaus selbständiger Weise wieder aufgenommen, hat seit Jahrzehnten an seinem Werke gefeilt und nun, scheint es, frisch geweckt durch das heurige dritte Jubiläum der Belagerung von Malta, woran das Titelblatt ausdrücklich erinnert, seine „Johanniter" erscheinen lassen. In diesem Stück ist viel dramatische Kraft, Feuer, Lebendigkeit, die Entwickelung ist spannend im höchsten Grade, die Auflösung nicht blos gemüthlich ansprechend, sondern ethisch erhebend, die Diction neben einiger schon bezeichneten Mühsal des Ausdrucks immer edel und ideal, oft im Dialog höchst treffend, in den Monologen hinreißend und die erhabensten Stimmungen weckend. Trotz der Mängel der Sprache wagen wir dem Stück einen Erfolg auf der Bühne zu weissagen.

Dem regen literarischen Leben bei uns entspricht das politische keineswegs. In der Politik sieht es vielmehr im allgemeinen sehr flau aus. Die seit anderthalb Jahren bestehende Spannung zwischen der kurz gesagt preußischen und antipreußischen Fraction des Liberalismus ist wegen der Lähmung der politischen Action durch dieselbe sehr zu bedauern. In der Hauptstadt, die doch über 60000 Einwohner zählt, hat man es z. B. nicht einmal zu einer Volksversammlung vor dem Abgeordnetentag für Schleswig-Holstein gebracht. Das Ländchen liegt derzeit schwer am Eisenbahnfieber krank und ist nicht so leicht für allgemeine Interessen zu erwärmen. Die preußische, oder besser die Partei der einheitlichen Spitze Deutschlands vermag bei der Inopportunität der Lage und bei ihrer in Anbetracht eines schwäbischen Publikums entschuldbaren, nicht aber gerechtfertigten Schaukelpolitik nicht viel Einfluß auszuüben. Sie muß das Feld der Volksagitation der antipreußischen Partei überlassen und kann sich nur noch auf die Presse und die Tribüne stützen. Auf beiden Gebieten aber muß sie, mit Rücksicht schon auf den katholischen Liberalismus, dem Großdeutschthum Concessionen machen. So war es kein Wunder, daß ihre „Schwäbische Zeitung" bald wieder einging. Dieses Blatt ist nun in die länger hier bestehende „Schwäbische Volkszeitung" eingeschmolzen, die es, dank der Rührigkeit ihres Redacteurs, in kurzem auf 1500 Abonnenten gebracht hat. Mit dem talentvollen Adolf Seeger, dessen gewaltige Natur endlich seinem langwierigen Brustleiden unterlag, ist nun auch die Hauptstütze des Nationalvereins im Lande gefallen. Und so läßt sich alles dazu an, daß es für die beiden Fractionen der Volkspartei in Würtemberg das Gerathenste wäre, wenn sie sich wieder vereinigten: ein Ton, den auch der Leichenredner Seeger's, Hölder, an dessen Grabe angestimmt hat. Eine Einigung in der deutschen Frage wäre, wenn auch nur äußerlich, nicht unmöglich, da von beiden Seiten die eine trotz ihrer particularistischen Mittel von der Einheit, die andere trotz ihrer Mediatisirungsgedanken von der Freiheit nicht lassen will. Auf anderm Wege, wie gesagt, ist keine nachhaltige politische Einwirkung auf den Gang der Dinge möglich.

Die Männer der neuen Verwaltung, die seit jetzt einem Jahre infolge des Thronwechsels ans Ruder gelangt sind, haben sich durch die Auf-

Digitized by Google

hebung aller bisherigen Schranken der Presse und des Vereinsrechts gut empfohlen. Die Thätigkeit Hrn. von Varnbüler's für Vervollständigung unsers Eisenbahnnetzes und die Verwendung seines Einflusses als Minister des Aeußern zu Abschließung günstiger Eisenbahnverträge mit den Nachbarstaaten haben ihm ebenso viel Zuneigung im Lande erworben, als ihm sein Abfall von den bundestreuen Mittelstaaten und die neuerliche Ernennung seines adelichen Tochtermanns zum Gesandten in der Schweiz Tadel zugezogen hat. Auf die doch so dringenden Reformen im Justizdepartement hat man, solange der bedächtige Hr. von Neurath dieses Ministerium bekleidet, wenig Hoffnung. Gut ist es, daß ein Hauptdesiderium des Landtags, die Aufhebung der Todesstrafe, wenn auch nicht auf dem Wege des Gesetzes, so doch auf dem der Thatsache befriedigt wird; der neue König unterschreibt kein Bluturtheil. Eine durchgreifende Verfassungsrevision, Entfernung der Privilegirten aus der Zweiten Kammer, geheime Abstimmung bei den Abgeordnetenwahlen, Aufhebung der Ehebeschränkungen, endliche Abschaffung der Kreisregierungen mit ihrer Hemmung des Geschäftsganges ist von den Ständen gleichfalls beantragt, während auffallenderweise bei ihnen ein Antrag auf Beseitigung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher glänzend durchfiel. Lauter würdige Aufgaben für den anerkannten Takt und die ungewöhnliche Geschäftsgewandtheit des Ministers des Innern, Geßler. Wenn dieser Mann, vielleicht um auf einmal zu überraschen, mit seinen gesetzgeberischen Arbeiten die Geduld des Publikums etwas lange auf die Probe stellt, so darf dafür der Ruhm der Productivität dem Cultminister Golther nicht versagt werden. Zwar geht auch er mit aller möglichen Umsicht zu Werke; der kühne Anlauf, den er mit der Wiederberufung des Aesthetikers Vischer, diesmal an die Polytechnische Schule in Stuttgart, nehmen zu wollen schien, hat sich wieder spurlos verloren, und die Trennung der Schule von der Geistlichkeit ist nicht einmal so weit geführt worden, daß die Bezirksschulinspection auch in nicht geistliche Hände gelegt werden dürfte; aber das neue Schulgesetz hat wenigstens ebenso wie das frühere Katholikengesetz Golther's den Klagen des katholischen Klerus ein Ziel gesetzt, den Schulstand positiv befriedigt. Die Besoldungen der Lehrer sind jetzt recht anständig und überhaupt ihre Stellung eine würdige geworden. Noch keine solche allgemeine Zustimmung wie bei den beiden genannten Gesetzen, denen auch die zweckmäßige Reorganisation der Polytechnischen und der Landwirthschaftlichen Anstalt zur Seite zu stellen ist, ist der neuern Verwaltung der Angelegenheiten der evangelischen Kirche zutheil geworden, was auch bei der ungemeinen Verwickelung der hier platzgreifenden Interessen zunächst nicht wundernehmen darf. Doch wird sich im allgemeinen eine etwas bureaukratische Behandlung der Kirche nicht ableugnen lassen. Mit in diesen Zuständen mag der Grund liegen, daß von einer Landessynode ernstlicher als je die Rede ist, und zu der Berufung eines allgemeinen Landeskirchentags, der die Sache weiter verfolgen soll, Einleitungen getroffen werden. Vielleicht daß sich endlich auch der gebildete Laienstand der ertödtenden Stagnation erbarmt, in welche, dank dem endemischen Pietismus und der lutherischen Bureaukratie, die würtembergische Landeskirche seit Jahrzehnten immer tiefer versunken ist.

Digitized by Google

Notizen.

Der erste Jahrgang des „Shakspeare-Jahrbuch" der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft ist erschienen und enthält gediegene Aufsätze mancherlei Art, namentlich von Delius über die Shakspeare-Sonette und ihre biographische Bedeutung, welche der tüchtige Kritiker mit Recht auf ein geringes Maß zurückführt, von Bodenstedt über den Dramatiker Chapman und die Darstellerin Mrs. Siddons, von Ulrici über Marlowe und die Autorschaft Shakspeare's bezüglich der beiden ältern Königsdramen, welche den Streit von York und Lancaster behandeln, von Elze über Shakspeare in Frankreich, von Leo über die neue Shakspeare'sche Textkritik in England ꝛc. Das Gegebene ist gediegen; man vermißt dagegen die ästhetische Kritik, namentlich diejenige, welche Shakspeare's Bedeutung für die Gegenwart und für das deutsche Theater insbesondere feststellt.

Ein für die Kunstgeschichte höchst werthvolles Werk, durch die Officin von F. A. Brockhaus in Leipzig mit einem Aufwand von technischen Mitteln hergestellt wie kaum die splendidesten englischen und französischen Publicationen dieser Art, veröffentlicht die Verlagshandlung T. O. Weigel in Leipzig unter dem Titel „Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift. An deren frühesten Erzeugnissen in der Weigel'schen Sammlung erläutert von T. O. Weigel und Dr. A. Zestermann". Der Preis eines gebundenen Exemplars wird 84 Thlr. betragen.

Ein neues Lustspiel von Wilhelm Jordan: „Durchs Ohr", ist am stuttgarter Hoftheater mit günstigem Erfolg zur Aufführung gekommen. Das Stück ist, wie „Die Liebesleugner" desselben Dichters, ein Versuch, dem modernen Lustspiel den künstlerischen Adel der Form zuzuwenden. Es ist in gereimten Versen geschrieben mit allerlei lyrisch schwunghaften Stellen und pikanten Pointen. Nur tadelt man die spannungslose und gedehnte Lösung des Knotens im dritten Act.

Am leipziger Stadttheater haben weder Octave Feuillet noch Sardou Seide gesponnen. Das Publikum verhielt sich ablehnend sowol gegen den „Berarmten Edelmann" des ersten wie gegen „Die Flatterjucht" des zweiten Dichters. Die Situationen des Feuillet'schen Stücks erscheinen zum Theil in unerträglicher Weise auf die Spitze gestellt, während in Sardou's „Flatterjucht" ein Stoff in possenhafter Manier behandelt wird, dem für die deutsche Bühne gänzlich der Reiz der Neuheit fehlt.

Rudolf Gottschall's neuestes Trauerspiel: „Catharina Howard" ist am dresdener Hoftheater mit günstigem Erfolg, unter lebhafter Theilnahme des Publikums und häufigem Hervorrufen der Hauptdarsteller in Scene gegangen.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten
von
Carl Gustav Carus.

8. Geh. Erster Theil 1 Thlr. 20 Ngr. Zweiter Theil 2 Thlr.

Dem mit allseitiger lebhafter Theilnahme aufgenommenen ersten Theil dieses Memoirenwerks steht der soeben erschienene zweite an Mannichfaltigkeit interessanter Mittheilungen nicht nach. Er enthält das vierte bis sechste Buch, worin die innern und äußern Erlebnisse des Verfassers wie seine Erinnerungen an den Verkehr mit bedeutenden Zeitgenossen weiter geführt werden, begleitet von zahlreichen Reflexionen über Wissenschaft, Kunst und Leben.

Ungarn und Siebenbürgen.

Pusztay, Dr. Alex.,

Ungarn für sich und im Staatsverbande mit Oesterreich.

Ein Beitrag zur Beleuchtung und leichtern Lösung der ungarisch-österreichischen Frage. Gr. 8. 1865. Geh. 16 Ngr.

Pusztay, Dr. Alex.,

Episoden aus Oesterreichs constitutionellem Leben.

Gr. 8. 1865. Geh. 12 Ngr.

Schuller, J. C.,

Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen.

II. Aufl. Mit Bibliotheca transsilvanica. 8. 1865. Geh. 12 Ngr.

Schuller, J. C.,

Beiträge zu einem Wörterbuche der

siebenbürgisch-sächsischen (plattdeutschen) Mundart.

Mit Necrolog. 8. 1865. Geh. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Credner, k. k. Hof-Buch- und Kunsthandlung in Prag.

Methode **Toussaint-Langenscheidt.** Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der englischen und französischen Sprache. Französisch von Prof. **Charles Toussaint** und Literat **G. Langenscheidt.** Englisch von Dr. **Carl von Dalen,** Prof. **Henry Lloyd** und Literat **G. Langenscheidt** u. s. w. 9. Auflage. Leipzig: Rudolph Hartmann; Berlin: Expedition der Unterrichtswerke, Halleschestr. 1.

Vor kurzem ist der fünfte Band der elften Auflage von **Brockhaus'** berühmtem **Conversations-Lexikon** vollständig geworden, bis „Eschenmayer" reichend, und es liegt nun bereits ein Drittheil des Werks vor. Bei dem außerordentlich billigen Subscriptionspreise von nur fünf Neugroschen für das Heft von 6 Bogen in größtem Lexikon-Octav und der allmählichen Erscheinungsweise ist die Anschaffung dieses wahrhaft unentbehrlichen Werks, das eine ganze Bibliothek ersetzt, nicht nur dem Wohlhabenden, sondern auch gerade dem minder Bemittelten ermöglicht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 46.** 16. November 1865.

Inhalt: Das letzte Geheimniß des Christenthums und seine Darstellung in der Poesie. Von **San-Marte** (A. Schulz). — Der starke Hagen des Nibelungenliedes. Von **E. Schnellen.** — Literatur und Kunst. Zur Vorgeschichte des polnischen Aufstandes. (Die Vorläufer des polnischen Aufstandes. Beiträge zur Geschichte des Königreichs Polen von 1855—63.) — Correspondenz. (Aus Wien.) — Notizen. — Anzeigen.

Das letzte Geheimniß des Christenthums und seine Darstellung in der Poesie.

Von

San-Marte (A. Schulz).

„Das letzte Geheimniß des Christenthums und seine Darstellung in der Poesie", so lautet das gewagte Thema gegenwärtiger Untersuchung, und in voller Erkenntniß der Größe und Schwierigkeit der Aufgabe tritt mir der Spruch des Psalmisten (104, 9) entgegen:

Du hast den Wassern eine Grenze gesetzt, darüber kommen sie nicht.

Es trifft dieser Spruch ebensowol den Gegenstand der Untersuchung und die Lösung der Frage seitens der Dichter, die sich daran versucht haben, als auch den, der es hier unternimmt, ihnen in ihren großen hierher gehörigen Werken nachzugehen, deren jedes allein zum vollen Verständniß eine ganze Reihe von Abhandlungen erfordern würde, und die dennoch hier, nur im kürzesten allgemeinsten Umriß gezeichnet, als schwache Schattenrisse an dem Leser vorübergeführt werden können. Dennoch sei es versucht.

Digitized by Google

Das letzte Geheimniß des Christenthums ist das jenseitige Leben, die Rückkehr der unsterblichen Seele zu Gott, zu dem Richterstuhl des Höchsten, der sie erlöst oder verurtheilt, ihr Seligkeit oder Verdammniß zuspricht. Aber worin besteht diese? Wie wird ihr Wesen uns verständlich und faßbar? Die Heilige Schrift gibt uns eine Verheißung darüber, aber malt sie nicht aus, sondern läßt sie nur ahnen. Doch ihr einfaches Wort ist stark und deutlich genug, die gläubig hoffende Menschheit nie rasten zu lassen, in das Geheimniß sich zu versenken und nach dessen Lösung zu schmachten.

Jede Religion der Vorzeit, bei wilden wie gebildeten Völkern, hat sich ihren Himmel und ihre Hölle gebildet und sie mit den abgeschiedenen Sterblichen, heroischen, dämonischen und göttlichen Wesen bevölkert. Denn es schafft sich der Mensch seinen Gott und seine Götter nach seinem Bilde, nach seinen Vorstellungen, Wünschen und Bedürfnissen. Ich schließe hier von unserer Betrachtung ausdrücklich aus, was die Theologie alter, mittlerer und neuerer Zeit über die Zustände im jenseitigen Leben gesagt und gelehrt hat und zur Doctrin und zum Glaubensinhalt zu erheben bemüht gewesen ist. Ich übergehe ferner, wie die Germanen sich das Leben ihrer Abgeschiedenen in ihrer Walhalla, der Orient sich sein Paradies, Griechen und Römer sich ihren Olymp und ihren Orcus gedacht haben. Was der Glaube lehrte und die Vorzeit überlieferte, suchten die Dichter weiter und bestimmter auszuführen. Ihre Religion war wesentlich Poesie. Die unserige ist Leben.

Auch die christliche Mythologie der ersten Jahrhunderte schuf aus den Bausteinen der Vorzeit, aus parsischen und ebräischen Ueberlieferungen, dann aus der Apokalypse und zahlreichen apokryphen Schriften eine jenseitige Welt, und aus ihnen entnahm Dante das Material zu dem Wunderbau seiner „Göttlichen Komödie", der uns mit Staunen und Ehrfurcht erfüllt, und wir beugen uns, überwältigt von der Kraft und der Kunst seiner Darstellung, vor seinem dichterischen Genius.

Dante Alligh ieri ward im Jahre 1265 zu Florenz geboren, und starb in der Verbannung 1321 auf einer Gesandtschaftsreise nach Venedig, die er im Auftrage Guido's da Polenta von Ravenna unternahm. Sein Leben fällt in die heftigsten Kämpfe zwischen Papstthum und Kaiserreich, die damals vorzugsweise Italien zerrissen, zwischen Ghibellinen und Guelfen; und Dichter, Staatsmann und Patriot zugleich, stand er inmitten derselben, griff handelnd in die Geschichte seines Vaterlandes ein, und im Felde wie im Rath, mitten im Getriebe der Leidenschaften der Parteien, die ihn endlich in die Verbannung verstießen, bewahrte er sich seinen großen, den Geschicken des Ganzen zugewandten Blick und hat in den Enttäuschungen seines leidenvollen Lebens nie die Hoffnung — die Bedingung der Willigkeit zur That —

Digitized by Google

aufgegeben. Und gerade in seinem Unglück hat er den Aufschwung zu dem Werke gefunden, in welchem er nicht blos die Schätze seiner Einbildungskraft, sondern auch seinen Haß und seine Liebe, seine Kenntnisse und seine Grundsätze, seine Hoffnungen und seinen Glauben niedergelegt hat. Auch seinen Glauben! Dieser stand mitten und voll in der orthodoxen Kirche seiner Zeit, erhaben genug zwar, zwischen Gottes Wort und Papstwort zu unterscheiden und ihn zum Widersacher des Misbrauchs der göttlichen Gewalt des Stellvertreters Christi auf Erden zu machen, doch nicht erhaben genug, die Idee des Papstthums überhaupt und das Priesterthum im katholischen Sinne, als dem Evangelio widerstreitend, zu verwerfen.

In seinem Gedichte wandelt er an der Hand seines Führers Virgil zunächst durch die Hölle, zu deren Thor dieser ihn mit den Worten leitet:

Ich führe dich zur Stadt der Qualerkor'nen,
Ich führe dich zum unbegrenzten Leid,
Ich führe dich zum Volke der Verlor'nen;
(„Inferno", 3. Gesang.)

und deren Inschrift lautet:

Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung schwinden!

Und tiefer und tiefer steigt er hinab in den finstern mit allen Schrecknissen und Qualen überreich erfüllten Schlund, der bis zum Mittelpunkt der Erde reicht, wo Lucifer, der Höllenfürst, der erste von Gott abgefallene Engel, als Satanas thront. In dieser Hölle hausen und dulden ihre Qualen neben christlich-verzerrten Gebilden der griechischen Sage die scheußlichen Phantome des Nordens, und mit ihnen alle die, welche ein befleckes oder verfluchtes Andenken unter den Menschen zurückgelassen haben. Der Wanderer begegnet Personen, von denen die Geschichte nur einen dunklen Zug, einen schwachen Nachhall überliefert hat, und solchen, die bereits von ihr mit dem Fluch der Jahrhunderte gebrandmarkt sind; nicht minder aber und zahlreicher auch jenen Personen, Päpste nicht ausgeschlossen, welche der nahen Vergangenheit angehören, handelnd in die Gegenwart eingegriffen und als Feinde dem Dichter und seiner Partei im Leben gegenübergestanden haben. Und bei allen ist das, was sie beim Abschluß ihres Lebens gewesen, durch den versteinernden Tod für die Ewigkeit festgebannt; ihre Seele gepackt und verzehrt von den Leidenschaften und Sünden, die sie in diesen Abgrund geführt, von Haß, Neid, Blutgier, Wollust, Rachgier, Ehrgeiz und Verrath aller Art; ihr schattenhafter Leib zugleich gepeinigt von dem vollen Schmerz der irdischen Körperwelt, sei es im siedenden Pechpfuhl und dem Flammenmeere des Phlegeton oder im starrenden Eise, zerfleischt von den Geiseln und Gabeln der Teufel, oder untereinander sich würgend und das Hirn aus dem

Digitized by Google

Schädel des Feindes nagend. Der Dichter ist jedoch zugleich ein Kind seiner Zeit und ein Genosse seiner Partei; und in einer Strömung, wo die feindliche siegende Partei nur Ein Verbrechen kennt: „nicht zu ihr zu gehören", und die alle Verbrechen vergibt, die für sie begangen werden, da steigert sich der leidenschaftliche Drang einer nach Recht verlangenden Seele und der Groll eines Gemüths, das sich nie über das Unrecht zu beruhigen vermag, zu dem Wagniß, gleichsam in das Amt der Vorsehung einzugreifen und im Gedicht Strafe und Lohn, Segen und Fluch auszuspenden. Es ist eine Nachahmung, welche die menschliche Natur nicht verleugnet, doch eine erhabene Nachahmung der furchtbaren Parteilosigkeit des Weltenrichters, welcher denen, die seinen Namen durch den Gebrauch als Parteizeichen und als Deckmantel ihrer elenden Leidenschaften geschändet haben, zuruft:

Gehet von mir, ich kenne euch nicht!

Im zweiten Theile seines Werks steigt der Dichter, noch unter Virgil's Führung, aus des Abgrunds Nacht sich wendend, den Berg der Läuterung, des Fegefeuers, auf der Seite der Antipoden, hinauf. Der Blick breitet sich weitaus in schimmernde Fernen; der nächtliche Sternenglanz und der Aufgang des Mondes, der Farbenwechsel des Morgenhimmels, das Trostlicht des Ostens im Glanze des Morgensterns, der Morgengesang der Vögel mit dem begleitenden Geflüster der Blätter, die duftreiche Mailuft und das edelsteinfarbige Blumenthal, die Pfeile der Tagessonne und der schattige Wald, der rosige Abendhimmel, der unter dem Klang der Glocken Frieden und Ruhe in die Thäler senkt: alle diese einfachen aber unvergänglichen Schönheiten der Natur gewinnen doppelten Reiz nach der langen Gewöhnung an die Oede der Finsterniß in der Hölle. Wir sind in das Reich der Hoffenden eingetreten, die in Reue und Buße den verbliebenen Sündenrest abzutilgen bemüht sind, die mit Gesang und Gebet sich vorbereiten zu der heiß erflehten, innig erhofften Herrlichkeit nach Vollendung ihrer Läuterung. Reliefs, Gemälde und sinnvolle Inschriften erscheinen an den Felsenwänden und auf den steinernen Pfaden, geheimnißvolle Stimmen erschallen, welche die Gedanken der Wanderer mit großen Beispielen von Tugenden und Lastern beschäftigen sollen. Gestalten erscheinen, fragen und reden, Schemen jedoch, die keinen Schatten werfen, entnommen gleichfalls der historischen Vergangenheit, doch erfüllt von der Sehnsucht nach Erlösung und Verklärung der Zukunft entgegenblickend. Denn die Worte Petri an der Eingangspforte des Läuterungsberges lauteten mahnend:

Wer rückwärts blickt, wird ausgestoßen sein.

Das Salve Regina, das Ave Maria, das Vaterunser entquillt inbrünstig den Lippen; die Duldenden tragen in demüthiger Ergebung,

Digitized by Google

erseufzend in Furcht zu erliegen, die ihnen zu ihrer Besserung noch aufgebürdeten Lasten und Leiden.

Im dritten Theile endlich, höher und höher steigend, gelangen die Wanderer zum Paradiese, zu den Sphären des damaligen ptolomäisch-arabischen Weltsystems und ihren Gestirnen. Hier muß Virgil, der tugendhafte, doch ungetaufte Heide, seinen Schützling verlassen, und statt seiner wird die himmlische Weisheit in Gestalt der Beatrice, der Jugendgeliebten des Dichters, zur Führerin in das Paradies, nachdem sie ihm seine Fehler und Mängel vorgehalten und er sie durch innige Reue abgebüßt hat. Er taucht sich nach ihrer Weisung in den Bach Lethe, und legt darin die Erinnerung aller irdischen Mängel ab. Darauf erfrischt ihn ein Trunk aus einer andern Quelle des Paradieses, Eunoë, welche die Kraft besitzt, das Andenken jeder verrichteten guten That wieder neu zu beleben, und — spricht der Dichter —

> Ich kehrte von den heil'gen Wellen wieder
> Wie junge Pflanzen mit verjüngten Sprossen,
> Voll Jugendkraft, die neugebor'nen Glieder
> Zum Sonnenflug geweihet und entschlossen.
> („Paradies", 1. Ges.)

Nach Dante's Vorstellung hat jeder Planet und auch die Sonne ihre Sphäre, worin sie sich, unabhängig von den übrigen Himmelskörpern, kreisförmig um die Erde bewegen. Diese verschiedenen Sphären sind die Wohnsitze der Seligen, nach den Graden der ihnen zutheil gewordenen Belohnung. Wie er höher und höher zum äußersten Himmel entrückt wird, auf welchen die Gottheit am unmittelbarsten wirkt, und dem Sitze der höchsten Seligkeit sich immer mehr nähert, so ward auch die Schönheit der Beatrice beim Uebergange in eine höhere Sphäre jedesmal von neuem verklärt und sein Auge immer mehr und mehr geschärft, den Strahl des göttlichen Lichtes zu ertragen. Hier nun, wo die Zustände der Seligen geschildert werden sollen, verschwimmen die Gestalten immer mehr, und nur das reine Licht noch scheint zur Versinnlichung dienen zu dürfen. Und da noch dazu auch das Vollkommene in Graden gedacht werden soll, so fühlt der Dichter oft die Unzulänglichkeit der Phantasie, um die hohen Schauungen, und die Unzulänglichkeit der Worte, um der hohen Phantasie nachzukommen. Wenn die Einbildungskraft in der „Hölle" mit einer Ueberfülle von Formen überschüttet wurde, im zweiten Theile, im „Purgatorium", sich die glänzendste Farbenpracht entfaltete und die Wonne der Natur die Seligkeit der Verklärung athmen ließ, so soll im „Paradies" der Geist des Lesers einer fortwährenden Steigerung heiliger Entzückungen folgen lernen. Da ist die Kunst des Wortes dicht an die Linie gerückt, wo sie der Kunst der Töne weichen muß. Beatrice löst ihrem Wanderer seine

Digitized by Google

letzten Zweifel über schwierige theologische Fragen; die tiefsinnigsten Probleme der Scholastik finden ihre lösende Erklärung, und den Apostoln Petrus, Jakobus und Johannes legt der Dichter ein Glaubensbekenntniß ab, das ihn würdig macht, in die höchsten heiligen Regionen einzutreten. Die Seelen der Seligen, Lichtfunken ähnlich, ordnen sich zu schwebenden tanzenden Reigen, vereinigen sich zu einem Bilde des Adlers, der im Geist eines idealen Kaiserreichs zu ihm spricht; endlich zu dem Bilde der himmlischen Rose, deren Mittelpunkt die Mutter Maria ist, unter heiligen, die Seele zu Gott führenden, in ihm aufgehenden Gesängen, und umtönt und umglänzt von einem großen Feste mit seinem Kerzengeflimmer und seinem Orgelklang, ergriffen von dem Gefühl der Gemeinschaft der kämpfenden und siegenden Gemeinde, begeht er mit ihr in andächtiger Entzückung die Feier der Geheimnisse des Glaubens — bis Gesänge und Wort verstummen, Gedanken und Bilder verschwinden und alles mit der Vertiefung in ein höchstes Geheimniß schweigend endet. Die Sterne, welche ihm bei seinem Auftauchen aus dem Abgrunde Hoffnung verleihend entgegenstrahlten, die Sterne, zu denen er auf dem Gipfel des Läuterungsberges den Flug erhob — jetzt fühlt er die Kraft der göttlichen Liebe, die sie bewegt, sieht ihr Wesen und Walten, und erkennt im dreifarbigen Licht den Urquell aller Liebe, und —

O ew'ges Licht, allein in dir in Frieden,
Allein dich kennend und von dir erkannt,
Dir selber lächelnd und mit dir zufrieden:
Als ich zur Kreisform, die in dir erstand,
Wie widerscheinend Licht, die Augen wandte,
Und sie verfolgend mit den Blicken stand,
Da schien's, gemalt in seiner Mitt' erkannte
Mit eig'ner Farb' ich unser Ebenbild.

Da ward sein Geist von einem Blitz durchdrungen, der, was die Seel' ersehnt hatt', ihr verlieh. Hier war die Macht der Phantasie bezwungen, und Wunsch und Wille ihm gelenkt durch Liebe, welche Sonne und Sterne lenkt; sein Sehnen und Wollen fühlt er mit ihr gegenwärtig und sich mit ihr Eins. Und anbetend versenkt er sich in das unmittelbare Anschauen Gottes. So erreichen wir nach dem Mitleid und Schrecken, nach dem Kampf und der Hoffnung nun die Erkenntniß und Liebe. So sehen wir den Fortgang der Seele vom sinnlichen zum sittlichen, und von diesem zum beschaulichen Leben, und es wird das Gedicht zu einer Verherrlichung der Glaubenssätze und der Heroen der mittelalterlichen Kirche. Der Dichter hat das möglichst Erreichbare geleistet — und dennoch — dennoch — mögen wir, wenn auch hingerissen von der Tiefe und Wahrheit seiner Empfindungen, von der Erhabenheit seiner Vision, von der Kraft und dem Glanz seiner

Digitized by Google

Rede — und können wir die volle Lösung des letzten Geheimnisses in seiner Dichtung finden und erkennen? Und wenn es auch Dante wie keinem andern vor und nach ihm gelungen ist, himmlische Erscheinungen und paradiesische Entzückungen uns wirklich anschaulich zu machen und wahrhaft dichterisch darzustellen, so können wir uns doch nicht bergen, daß seine Phantasie das Christenthum des Evangeliums weit überwuchert — daß seine Theologie so wesentlich seine Anschauungen, Auffassungen und Lehren bedingt, daß, wer ihr nicht angehört, sein Phantasiegebild zwar staunend bewundern, aber nicht als eigens Erlebtes und allgemein Gültiges, als ewige Wahrheit mit vollster Befriedigung in sich aufzunehmen vermag. —

Auch der Engländer Milton, drei und ein halb Jahrhundert später, 1608, geboren und 1674 gestorben, gehört einer politisch und religiös tiefbewegten Zeit an. Sein Hauptwerk: „Das verlorene", und dessen Schluß: „Das wiedergewonnene Paradies", wendet sich gleichfalls der Lösung des oben angegebenen dichterischen Problems zu. In allem, was Milton gedichtet und geschrieben hat, prägt sich seine eigene festgeschlossene Persönlichkeit aus: ein aufrichtiger Christenglaube mit puritanischer Strenge gepaart, die Widerstandskraft eines energischen Charakters und männlichen Stolzes, Schärfe des Verstandes und die Gefühlswärme einer beschaulichen Natur. Wie in Dante concentrirt sich auch in Milton das ganze Wissen seiner Zeit. Er hat eine lateinische Darstellung seines dogmatischen Systems hinterlassen, das in allen wesentlichen Punkten mit dem Gedicht übereinstimmt. Er wollte der Mit- und Nachwelt ein heiliges Gedicht geben und ewige Wahrheiten verkündigen, und nach seiner ernstlichen christlichen Auffassung der Dinge sind reiche Zeugnisse darin für die ewigen Gesetze der Weltregierung. Doch wie bei Dante verdrängt auch häufig der Theologe den Dichter, und die Poesie geht in Didaktik über, welche die Herzenswärme für den Gegenstand des Gedichts erkalten läßt.

Die Grundlage des „Verlorenen Paradieses" ist überwiegend die biblische Erzählung von der Glückseligkeit und dem Fall der ersten Menschen. Der Dichter hat die Angaben der Heiligen Schrift mit Freiheit ausgeführt, und dabei auch die altkirchliche Legendentradition nicht unbenutzt gelassen. Nachdem er die himmlische Muse und den Heiligen Geist um Hülfe und Erleuchtung für das Unternehmen angerufen, des ersten Menschen Fall und den Rathschluß Gottes über ihn zu singen, betritt er zuerst den Schauplatz der Hölle, die er gegen alle frühere Tradition als eine außerweltliche Schöpfung fern hinaus in den weiten Ocean des leeren Raums, nicht in das Innere der Erde, versetzt, wo Satan, durch Stolz und Herrschsucht aus einem Engel zum Teufel geworden und vom Angesicht Gottes verbannt, seine Scharen zu neuen

Digitized by Google

Anschlägen wider Gott sammelt; denn er will lieber in der Hölle herrschen als im Himmel dienen. Im Teufelsrath des Moloch, Mammon, Belial und Beelzebub findet des letztern Vorschlag Beifall, Gottes neue Schöpfung, die Erde, und deren Bewohner, die Menschen, zum Ersatz der gefallenen Engel bestimmt, zu verderben. Und so geschieht's durch die Verführung Eva's durch die Schlange, in welche Satan schlüpft. Die Folgen treten sogleich hervor. Im zehnten Gesang hält Gott Gericht über die Schuldigen durch den Sohn, dem er alles Gericht übergeben hat, im einzelnen ganz nach den Worten der Heiligen Schrift. Dem Gericht Gottes folgt endlich der Rathschluß seiner ewigen Liebe, die Folge der Sünde in Christo zum Heil der Menschen zu wenden. Der Erzengel Michael ward abgesandt, dieses Adam und Eva kundzuthun; er führt sie aus dem Paradiese, und ein Cherub mit flammendem Schwerte wird zum Hüter des Paradieses bestellt.

Die Frage eines Freundes Milton's, des Quäkers Ellwood: „Soll's beim Verlust des Paradieses bleiben? Wann zeigst du uns das wiedergewonnene?" — soll den Dichter zur Fortsetzung, eigentlich zum Schluß des ersten Gedichts bewogen haben. Wie das erste Gedicht den Fall in der Versuchung und den Ungehorsam der ersten Menschen mit seinen Folgen darstellte, so will der Dichter im andern nun am zweiten Adam den völligen Gehorsam und die unverletzte Treue in der Versuchung zeigen. Auf diese Parallele zwischen Adam und Christus ist es abgesehen. Der Inhalt ist kurz folgender: Satan sieht die Taufe Jesu durch Johannes; er vernimmt, dieser sei der Weibessamen, bestimmt, die Werke des Teufels zu zerstören, und verkündigt den Seinigen, daß er, wie mit Adam, es auch mit diesem versuchen müsse. Wir sehen Jesum in der Wüste, einsam nachdenkend über sich und seine Vergangenheit; wir hören aus seinem Selbstgespräch die evangelische Geschichte von seiner Geburt an. Da tritt Satan zu ihm und versucht ihn in mannichfaltigster Weise mit verstellter Demuth. Die einfachen Momente der Heiligen Schrift werden mit großer Kunst in das Gedicht verwoben. Bei der Versuchung, Wunder zu thun, der Versuchung des Reichthums, des Ehrgeizes, der Herrschbegier, wird die Geschichte der alten Welt und neuern Zeit in Beispielen herbeigezogen, und beide ergehen sich in langes Für und Wider zum Preis der Lockung und Beweise ihrer Nichtigkeit. Doch Satan läßt nicht ab; er führt Jesum auf die andere Seite des Berges und zeigt ihm Rom als Inbegriff aller Reiche der Welt. Jesus zeigt ihm dagegen die tiefe innere Verderbniß Roms, und daß die ihm bestimmte Herrschaft eine ganz andere sei. Bei der dann folgenden Versuchung mit dem Wissen, angeknüpft an die Antworten, die Jesus schon als zwölfjähriger Knabe im Tempel gegeben, bietet der Hinweis auf Athen und die griechische Philosophie

Digitized by Google

und Literatur willkommenen Anlaß zu gelehrten Schilderungen. Die Erwiderungen Jesu zeigen die Kehrseite, die innere Hohlheit der vermeinten Erkenntniß, die Selbstvergötterung als Folge des Wissensstolzes, bei dem der Seele tiefstes Verlangen unbefriedigt bleibe. Dabei wird der heiligen Poesie des Alten Testaments und der Propheten weitaus der Vorzug vor der profanen Poesie und Beredsamkeit der Griechen und Römer gegeben. Wie dieser, so mißlingt denn auch der Versuch, Jesum durch die empörten Kräfte der Natur zu schrecken, und ebenso die letzte Versuchung auf der Zinne des Tempels. Bis endlich der geschlagene Feind, gleich der Sphynx, die, als ihr Räthsel gelöst ist, sich in die Tiefe stürzt, verzweifelt hinwegeilt zu den Seinigen in die Hölle. Da kommen die Engel und dienen Jesu. Er aber kehrt heim in seiner Mutter Haus.

Wir fragen billig: Enthält dieses zweite Gedicht, was Ellwood als Ergänzung des ersten Gedichts begehrte und hoffte? Ist das die Antwort und die Erfüllung des Neuen Testaments hinter der Frage und Weissagung des Alten Testaments? Finden wir den Gedanken eines wiedergewonnenen Paradieses? Zwar spricht der Dichter im „Verlorenen Paradiese" es aus: das Leben sei weder zu hassen noch zu lieben, sondern mit dem rechten Thun zu erfüllen; und vor seinem Scheiden aus dem Paradiese empfängt Adam vom Engel die Belehrung: Füge zur Erkenntniß der Wahrheit Selbstverleugnung und die rechte Liebe im Thun, dann hast du ein Paradies in dir, glücklicher als das, welches du jetzt verlassen mußt. — Im „Wiedergewonnenen Paradies" hat uns der Dichter nun die menschliche Natur Jesu in ihrer Stärke gegen die Versuchungen gezeigt, und sowol andeuten wollen, daß er selbst sich eben darin als den künftigen Erlöser geoffenbart, als auch, daß er in seinem Verhalten den Menschen ein Vorbild gegeben habe, durch dessen Nachahmung ein glückseliges Leben erreichbar sei. Er beschränkt dies aber auf das Opfer im Leben Jesu, auf seine Treue und seinen Widerstand in allen den Formen der Versuchung, welche den stärksten Reiz auf die menschliche Natur üben, Genuß, Ehre, Macht, Besitz, befriedigter Ehrgeiz: den Sieg über diese menschlichen Verlangen hat er dargestellt; darüber hinaus ging sein Plan nicht. Er hat den Gedanken der Wiederherstellung eines in sich befriedigten und Gott wohlgefälligen Lebens, des Wiederaufbaues einer vollkommenen Welt angedeutet, aber weder in dem einen noch in dem andern Theile seines Gedichts folgerecht festgehalten und durchgeführt. — In ihrem Preisgesange rufen die Engel, als der Satan Jesum verlassen, ihm zu: „Beginne nun dein großes Werk, des Menschengeschlechtes Erlösung!" Also nur bis zu diesem Beginn, nicht bis zu dessen Vollendung führt uns der Dichter. —

Digitized by Google

Aber setzt da nicht, ein Jahrhundert später, Klopstock, geboren 1724, gestorben 1803, ein, wo Milton aufhört? denn seine „Messiade" beginnt:

Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung!

Das christliche Lebensgefühl in seiner vollen Wahrheit und Innigkeit war seit der Reformation nicht wieder laut geworden, wenigstens in einer an alle Herzen gleichmäßig anschlagenden, alle Herzen in gleichem Grade ergreifenden erschütternden Sprache nicht wieder verkündigt worden. Länger als ein Jahrhundert vor Klopstock war auch in der evangelischen Kirche das Christenthum zur Lehre, zur Gelehrsamkeit, zur todten Formel der Gewohnheit geworden, und von diesem Gewohnheitschristenthum legen die poetischen Versuche der Opitz'schen Schule in ihren sozusagen officiellen Psalmen-, Evangelien- und Epistelreimereien mehr als genügendes Zeugniß ab. Gegen dieses kalte, angelernte Christenthum, dieses todte Bekenntniß trat Klopstock mit dem Feuer eines lebendigen Zeugnisses auf. Kühn und frei, in der vollsten Stärke glaubensvoller Ueberzeugung, aus dem unmittelbaren Drange des Herzens sang er nicht von der Lehre des Evangeliums, sondern von der That. Er sang von dem Erlöser, den er als seinen Erlöser mit tiefster Innigkeit, mit allen Kräften einer liebenden, begeisterten Seele umfaßt hielt. Die Person des Heilands war es, die ihn begeisterte, die seiner Dichtung Gestalt und Haltung gab und in derselben für die Welt wieder eine Gestalt gewann, wie sie dieselbe längst nicht mehr gehabt hatte. In ihm waltete eine wahrhafte, echt dichterische, belebende und entzündende christliche Begeisterung, die in ihrer Zeit durchaus neu, unvergleichbar und einzig war und der mächtigsten Einwirkung auf die Zeitgenossen nicht verfehlen konnte.

Klopstock wählte, indem er den Heiland zum Haupthelden seines Epos machte, jedoch nicht die objectiv-historische Darstellung, welche Leben, Thaten und Tod des historischen Christus nach den Evangelien schildert, wie wir sie in unsern Alten, im Cädmon, Heliand und Otfried's „Evangelienharmonie" haben; sondern er wählte die christlich-mythologische Darstellung, wonach der Hergang der erlösenden Thatsachen nicht, wie sie sichtbar für die Menschen auf Erden, sondern wie sie im Rathschluß Gottes des Vaters und des Sohnes sich gestaltet haben, geschildert wird. Er führt uns in den Rath des Höchsten wie der Gewalten der Hölle ein, erzählt die Leiden, den Tod und die Auferstehung des Herrn mit dem höchsten Schwunge einer sehnsüchtigen Phantasie; das erlösende Leiden des Mittlers ist sein Hauptgegenstand (bei Milton war es das vorbildliche Thun), und es gibt sich überall eine tiefe Empfindung vom Zweck dieses Leidens zu erkennen. Aber die Erlösung und Wiederherstellung als Thatsache und Zustand für die

Digitized by Google

Erlösten wird uns nicht gezeigt. Und als im Anfang des achtzehnten Gesanges Adam den Messias bittet: „Laß mich einen Blick thun in die Folgen der Versöhnung —“ da werden ihm die Strafen, also das Gegentheil der Erlösung, gezeigt, welche die Verfolger und Lästerer des Christenthums im Weltgericht zu erwarten haben.

Milton zeigt uns den Erlöser, wie er sich für das Mittleramt in Beziehung auf Gott durch seinen vollkommenen Gehorsam vorbereitet; und auch Klopstock hat nur die Absicht, die Versöhnung Gottes in dem willigen Opfer Christi darzustellen. Keiner von beiden hat es in seinen Plan aufgenommen, die andere Seite zu zeigen, welches Heil dem Menschen dadurch zutheil werde, keiner des Menschen Entlastung und die wiedergewonnene herrliche Freiheit der Kinder Gottes, das neue Reich des Friedens zu schildern. So herrlich und glänzend auch Milton die Seligkeit und Wonne des verlorenen Paradieses malt, so ist damit für das wiedergefundene nichts gewonnen, da jenes des Alten Testaments mit dem des Neuen Testaments nicht homogen sein kann. — Am nächsten trat offenbar Dante der großen Aufgabe; aber auch er bekennt selbst über sein eigenes Werk: „Das Ziel dieses ganzen Werkes und dieses Theiles (des „Paradies“) ist: die Lebenden dieser Welt aus dem Zustand des Elends zu entfernen und zum Zustand der Glückseligkeit hinzuführen.“ Obwol er also die unsterbliche Seele durch Hölle und Fegefeuer bis in das Emporium zum Throne des Höchsten hinführt, erkennt er doch an, daß die letzte Lösung nicht erreicht sei, das Unaussprechliche und Undarstellbare auch bei ihm noch nicht Wort und Gestaltung gefunden habe.

Glauben wir endlich die Lösung unserer Frage in der Heiligendichtung, in den ascetischen Gesängen, Preis- und Wunderliedern des Mittelalters zu finden? Oder in Calderon und den spanischen Dichtern der katholisch-orthodoxen Autos Sacramentales? — Wo das Wort zur todten Formel erstarrt ist, die Formel sich verkörpert in starren Zeichen und Symbolen, und die Zeichen und Symbole elektrisch und zauberhaft wirken auf den Geist, der nur ein empfangender und blind aufnehmender, kein selbstthätig arbeitender ist und sein darf — da dürfen wir noch viel weniger nach jener Lösung unsers dichterischen Problems suchen.

Wenn so die eminentesten Geister trotz ihrer höchsten Kraft und Kunst doch nur bis zur Schwelle des Heiligthums uns führten, mahnt uns da nicht mit Recht das Wort der Psalmen:

> Du hast den Wassern eine Grenze gesetzt, darüber kommen sie nicht?

Unsere Einbildungskraft, wenn sie außerirdische Wesen schafft, kann dieselben zwar mit physischen Vorzügen wunderbar ausrüsten, kann ihnen

Digitized by Google

auch in unbestimmten Angaben ein übermenschliches Maß geistiger Kräfte leihen: aber zu den wesentlichen Bestandtheilen unserer eigenen innern Natur kann sie durchaus nichts hinzufügen und folglich auch, sobald es zur nähern Ausführung kommt, keinen Gedanken, keine Empfindungen eines guten oder bösen Engels oder seligen Geistes erfinden, deren ein Mensch, das Zufällige abgerechnet, nicht ebenfalls fähig wäre. Wo der Dichter die Geheimnisse des Christenthums unmittelbar zu ergreifen wagt, da entziehen sie sich als ein unerreichbares Ziel und zu hoher Gegenstand der Darstellung. Von Gott ist der Mensch zum Bilde Gottes geschaffen; doch wagt er vermessen, den Unerforschlichen und Unsichtbaren sichtbar zu malen, so läuft er Gefahr, Gott nach dem Bilde des Menschen zu zeichnen. Denn unnahbar ist die Gottheit dem Menschen: das erkannte die Griechenwelt schon in dem Mythus der Semele, der auch den Dichtern hätte zur Warnung dienen können. Als ihr Geliebter, Zeus, auf ihre, tückisch von der eifersüchtigen Juno ihr eingegebene Bitte, im vollen Glanz und Feuer des Donnerers vor sie hintrat, da sank sie entseelt und von dem himmlischen Feuer zu Asche verbrannt in den Staub. — Und von christlicher Seite bestätigt der Apostel Paulus (2. Kor. 12, 4) von einem Menschen in Christo, den er gekannt hat und unter dem er sich wol selbst meint: „Derselbe ward entzückt bis in den dritten Himmel. Er ward entzückt in das Paradies und hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann.“ — Alle Ausdrücke der Heiligen Schrift über den geistlichen Leib, die Auferstehung, die verschiedenen Wohnungen im Hause des himmlischen Vaters, alle Sprüche, die auf das beseligende Jenseits hinweisen und es bezeichnen, sind nur Bilder, Winke und Andeutungen, an welche die Kirche, die Dichter und alle glaubenbeseelten Gemüther angeknüpft, woran sie sich gehalten und gehoben haben in stetem Ringen nach weiterer Erkenntniß und Gestaltung; aber ihr Ringen blieb eben nur Glaube, Gefühl, Dichtung und drang nicht zur Wahrheit durch, die nur Eine sein kann. Ihre Auffassungen waren eben nur menschlich subjective.

Daher haben denn auch einige (z. B. A. W. v. Schlegel, Vilmar, Wiese), auf eine objective poetische Darstellung des jenseitigen Zustandes und des innern Lebens des Reiches Gottes verzichtend, sich dahin gewandt, in der lyrischen Poesie, in dem subjectiven Ergriffensein von der Schönheit und Hoheit des seligen Zustandes eines wahrhaften Christenlebens den Ausdruck für das Ewige zu finden, sie stellen das geistliche Lied der evangelischen Kirche als Lösung unsers Problems hin. Dieses stimmt — und das ist gewißlich wahr — den Preis dieser Wiederbringung des Verlorenen in vollen Tönen an, von der Geburt des Heilands durch des Lebens Mühe und Freude hin bis zur Voll-

Digitized by Google

endung. Sie halten es jedoch für zu beschränkt, diese Lieder des Lobes und Dankes und der christlichen Glaubenszuversicht lediglich auf subjective Empfindungen der einzelnen dichtenden Individuen zurückführen zu wollen. Richtiger müßten wir sagen: die Kirche selbst, nicht der einzelne, habe sie gedichtet; ihre Gesammtheit bilde das große Gedicht der christlichen Kirche vom wiedergewonnenen Paradiese, und dieses Gedicht sei ein unbegrenztes, immer werdendes, niemals abgeschlossenes; die Kirche führe es weiter in der Erwartung immer neuer Zeugen, wie wir selbst ja alle an der Fortentwickelung und Bildung des christlichen Lebens mitzuarbeiten haben. — Diese Auffassung berührt sich nahe mit Dante und den Buß- und Preisgesängen seiner himmlischen Heerscharen und verklärten Seelen, die in dem „Miserere", dem „Agnus Dei", dem „Credo" und allen jenen heiligen Kirchengesängen, in denen der katholische Glaube seinen minder wandelbaren, stetigen Ausdruck gefunden hat, nicht weniger ihren Glauben, ihre Hoffnung und Erlösung aussprechen; und auch diesen würde daher die gleiche Berechtigung zuzusprechen und nach unparteiischer Gerechtigkeit dem evangelischen Kirchenliede nicht die Ausschließlichkeit in dieser Beziehung zuzugestehen sein. — Außerdem aber gibt das Kirchenlied uns nur Gefühle, Bekenntnisse glaubensvoller Empfindungen, aber nicht die Darstellung der Zustände, nach denen wir suchen und fragen.

Kann uns nun keine Dichtung befriedigend den Unsichtbaren sichtbar, keine Doctrin uns das Unbegreifliche begreiflich machen; verschwimmt immer und immer das Göttliche im Menschlichen und das Unendliche im Endlichen: so kehren wir getrost zu Milton und Klopstock zurück, die unmittelbar an die Person des Erlösers anknüpften, kehren zurück unmittelbar an die Quelle des Evangeliums und rufen mit der Schrift und dem Kirchenliede: „Mir nach, spricht Christus, unser Held." — Paulus (1. Kor., 1, 15, 35) wirft den Korinthern die Frage hin: „Möchte aber jemand sagen, wie werden die Todten auferstehen und mit welcherlei Leibe werden sie kommen?" Aber er ertheilt auch die Antwort: „Du Narr, das du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn." Das Samenkorn aber, worauf er hindeutet, entwickelt die Frucht erst, wenn es gestorben und verwest. Da liegt der Wink, der aus dem Jenseits uns auf das Diesseits zurückweist. Hier im Diesseits ist das Samenkorn, das nach seiner Verwesung die Frucht im Jenseits treibt, und er, der Heiland, ist die wärmende, belebende, entwickelnde Kraft, die sie zeitigt; er ist das Richtmaß im Denken und Handeln, in Leben und Tod, und die Leuchte im Dunkel menschlicher Triebe und Leidenschaften. Das Reich Gottes, so lehrt unsere Kirche, trägt jeder Mensch in sich; es ist nach Christi Ausspruch schon gekommen, die neue Ordnung der Dinge, das Leben Gottes in uns und unseres in ihm. Und

Digitized by Google

hier gewinnen wir wieder festen poetischen Boden in der subjectiv-historischen Darstellung, wodurch die an dem individuellen Menschen vollzogene Erlösung, seine Umkehr nach dem Abfall, seine Wiedergeburt und Heiligung nach dem Beispiel und der Lehre des Heilands zur Erscheinung kommt. Denn das Element der Poesie ist nicht das Verharren im Vollkommenen, die Ruhe der Bedürfnißlosigkeit, das absolute Befriedigtsein, sondern das Schaffen und Streben, das Werden und Ringen. Und sicher wird so dann auch der einzelne als Prototyp der Gesammtheit erkannt werden. Und was in jenen Kirchenliedern als beseligender Glaube der Gesammtheit ausgesprochen ist mit lyrischem Herzenserguß, das wird bei epischer oder dramatischer Darstellung auch berechtigtes Element in der Gesinnung, Empfindung und Handlung des nach dem Heile ringenden Helden sein.

Und dieser fruchtbare Boden ist nicht unbebaut geblieben. Seine Kraft waltet einerseits sowol in vielen der lichtvollern Legenden und ähnlicher neuerer Dichtungen, als andererseits indirect fast in der gesammten modernen Tragödie, vorzüglich in Shakspeare, wenn auch unausgesprochen, und selbst auch da, wo er den Stoff der Heidenwelt entnimmt, obgleich seine Helden meist in Empörung gegen Gottes Regiment, der wilden Leidenschaft anheimgefallen, den Weg des Abgrunds gehen. Sie tritt direct, klar und bewußtvoll hervor in den beiden so nahe verwandten und doch so himmelweit verschiedenen Dichtungen, im „Parcival", dem Rittergedicht des Wolfram von Eschenbach aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, und aus unserer Zeit im „Faust" von Goethe: jener der alten Kirche zugethan, doch angeblitzt vom reformatorischen Lichtblick; dieser der neuen Kirche angehörig, und doch im Grundthema zur alten sich zurückwendend; denn es ist eben ein ewig gültiges für alle Zeiten.

Wolfram von Eschenbach zeigt uns zunächst als die höchste auf Erden dem Menschen erreichbare Stufe der Beseligung die Kirche des heiligen Grals, ohne sich jedoch dabei, gleich seinem Nachtreter Albrecht im „Titurel", in apokalyptischen Visionen oder theologischen Doctrinen zu ergehen. Ihm ist der heilige Gral ein symbolisches Gefäß, in welchem der dreieinige Gott der Christenheit gegenwärtig und wirksam ist, und das als ein christlich seligmachendes Heilthum, ursprünglich bei Gott und von Engeln getragen, den frömmsten und tugendhaftesten Menschen zur Hut und Pflege und zugleich zu ihrem Segen hingegeben ist, gleichwie Gott den Heiland zur Erlösung der Menschheit zur Erde gesandt hat. Erscheinende Schriften am Gral verkündigen seine, d. h. Gottes Gebote und Rathschlüsse. So beruft er seinen ersten Diener, den König im Gralreich, und die Templeisen und sonstige Angehörige. Diese bilden ein Reich der Gläubigen, eine Kirche der Auserwählten

Digitized by Google

und Begnadeten des Herrn. Sie sind die Hüter des christlichen Glaubensschatzes. Nicht sind sie frei von Sündhaftigkeit, doch erkoren zum ewigen Heile, gleichwie Gottes Gnade alle die für die Seinigen erkennt, in deren Herz er sie senkt und die sie gläubig in sich aufnehmen. Sie sind gleichwol von Todsünden befreit; dem Gral im Leben und Tod geweiht, büßen sie in seinem Dienst die eigene Sündenschuld zu ihrer Heiligung und sühnen damit zugleich die Sündenschuld der Menschheit. Der Gral spendet seinen Dienern alles leibliche Bedürfniß in Fülle, aber sein Trank und seine Speise haben die Kraft des genossenen Sacraments. Dies ist das irdische Ziel, das der Dichter dem nach dem Gral Ringenden hinstellt; die Fülle der Seligkeit im Jenseits ist dem erprobten Diener sicher. — Wolfram geht nicht darauf ein, auch diese zu schildern; doch gibt er genug, um den Gral und sein Heil als den höchsten Wunsch, das erhabenste Ziel eines christlichen Lebens hinzustellen. Häufig mit den Worten der Heiligen Schrift zeichnet er den Weg zum Heile. Nicht sind es außerirdische Mächte, Teufel und Dämonen, die seine Helden versuchen und verführen, noch überirdische Engel, die ihn hüten und retten. All sein Weh und sein Heil, den Quell aller seiner Leiden und Freuden, den treibenden Kern des Verderbens wie seiner Glückseligkeit trägt er in seinem eigenen Herzen, einem edeln, warmen, großen Menschenherzen, dem die Wahl zwischen schwarz und weiß, zwischen Hölle und Himmel nicht zweifelhaft ist, das aber dennoch menschlich beschränkt dem Irrthum verfällt, durch lange harte Erfahrung aber, und der Belehrung zugänglich, endlich in sich selbst wieder die Kraft findet, aus der Finsterniß sich zum Licht emporzuarbeiten. Treulich befolgt der Knabe alle Lehren der frommen Mutter, der Jüngling alle Weisungen, die der greise ritterliche Gurnemanz ihm gibt, wie geschrieben steht (Spr. 6, 20): „Mein Kind, bewahre die Gebote des Vaters und laß nicht fahren das Gesetz deiner Mutter.“ Aber an jede seiner in diesem treuen, kindlich frommen Sinne geübten Thaten, so ehrenwerth sie an sich seien, knüpfen sich dennoch unglückliche Folgen für andere, jede Gutthat schlägt ihm zur Unthat um, und wo man Heil von ihm erwartete, stiftet er Unheil und erntet er Fluch. Da lehnt das trotzige Herz sich auf gegen den Schöpfer, da verachtet es seine Hülfe, schmäht seine Gnade, sagt sich los von Gott und verfällt der Verzweiflung; — bis es inne wird, daß auch das Gute und Beste, was der Mensch anstreben mag, ohne Gottes Gnade und Hülfe nicht zum gesegneten Ziele gedeihen kann. Fünfeinhalb Jahre irrt der Held in diesem unseligen Zustande des Zweifels und der Verzweiflung umher, nur getragen von der unwandelbaren Liebe zu seinem Weibe und von der Sehnsucht nach dem Gral, dahin zurückzukehren, um — wie er nun belehrt worden ist — das Unrecht und Unheil, das er un-

Digitized by Google

bewußt begangen und angestiftet hat, wieder zu sühnen und, was er versäumte, nachzuholen und gutzumachen. Die Schuld Parcival's an allem ihm widerfahrenen Leid war dieselbe, die den Lucifer zur Hölle stürzte, der Hochmuth und Trotz eines sich gerecht dünkenden Herzens, und daher die stolze Selbstbefriedigung in buchstäblicher, mechanischer Erfüllung des starren, todten Gesetzes. Doch Schritt vor Schritt verfolgen wir weiter im Lebensgang des schwer geprüften Helden, wie er durch lange Buße und tiefe Reue zur Erkenntniß seiner Schuld gelangt, Widerstand leistet den Verlockungen reizender Weibesminne und des persönlichen Ehrgeizes, stets nur sein nun erkanntes hohes Ziel im Auge: bis er endlich, so innerlich geheiligt, in aufrichtiger Demuth sich zum göttlichen Gnadenthron erheben darf — bis das alttestamentliche Gesetz seiner Jugend durch die härtesten Prüfungen des Mannes als Liebesevangelium des neuen Bundes seiner Seele aufgeht. So gewinnt er das Gralreich, indem er mit der Demuth die Treue in sich aufnimmt; und diese Treue faßt der Dichter in dem erhabensten Sinne: im Sinne der unerschöpflichen Liebe Gottes zur Menschheit, und in der demüthig sich hingebenden Liebe des Menschen zu Gott, wie der fromme Eremit Trevrecent einst den Verzagenden belehrt hatte:

Wenn du nur Gott nicht läßest,
Wird Gott dich nimmer lassen!

In gleicher Weise führt der Dichter auch in dem kranken König Amfortas seine Umkehr vom Ungehorsam zur Unterwerfung, vom Hochmuth zur Demuth, und seine Reinigung durch aufrichtige Reue und Buße durch; und dieser Geist des Evangeliums durchhaucht das ganze der Zeit nach noch über Dante hinausreichende Gedicht und stempelt es zu einem wahren christlichen Glaubensgedichte, so vielgestaltig, farbenreich und schimmernd — daher sein rechtes religiöses Verständniß so schwierig — es sich auch in der durchaus ritterlichen Gewandung bewegt.

Auch der „Faust" von Goethe, wie im Volksbuche, krankt an der Sünde des Lucifer. Sein Hochmuth will die Geheimnisse Gottes ergründen, und weil die eigene Kraft dazu nicht ausreicht, ergibt er sich der Magie, und die Kirche spricht: „Hac arte incipit mors animae", d. h. „Mit dieser Kunst beginnt der Seele Tod." — Indem der Dichter an das Buch Hiob anknüpft, vollzieht er im Faust den Verlockungsspruch der Schlange: „Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum", d. h. „Wenn ihr von dem Baume der Erkenntniß esset, so werden eure Augen aufgethan, und werdet sein wie Gott, und wissen, was gut und böse ist." — Und wie Parcival gläubig lichtaufwärts durch Demuth und Reue gelangt, so geht Faust niederwärts zum Abgrund im Trotz

Digitized by Google

auf seine eigene Geisteskraft, im Stolz auf seine Gottähnlichkeit, und ohne die Leuchte des Evangeliums. Und wie hohe Worte er auch von seinen Gefühlen machen mag:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
„Ich glaub' ihn?"
Wer empfinden,
Und sich unterwinden
Zu sagen: „Ich glaub' ihn nicht?"
Der Allumfasser,
Der Allerhalter
— — — — — —
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann wie du willst,
Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott —
Ich habe keinen Namen
Dafür; Gefühl ist alles.
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut —

so antwortet Gretchen darauf einfach, doch überwältigend wahr:

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen:
Steht aber doch immer schief darum,
Denn du hast kein Christenthum.

Und er selbst gesteht: „Mir fehlt der Glaube".

Allerdings ist in Faust der christliche Kirchenglaube aufgehoben; dennoch konnten die Faust'schen Geisteskämpfe und Gemüthsschmerzen, die Schwankungen zwischen derbem Realismus und hochfliegendem Idealismus, die Scenen des bis in das Einzelnste, in die tiefsten, verborgensten Abgründe sich uns eröffnenden Seelenlebens nur auf dem Boden der christlichen Innerlichkeit und der protestantischen Vertiefung sich entwickeln. Es ist beachtungswerth, wie Dante, schon ganz nahe dem Anblick des Höchsten, seinem letzten Ziele und dem Schluß des Ganzen, sich befriedigt findet, während die ähnliche Situation bei Faust das volle Gegentheil bewirkt; und dies kennzeichnet auf das stärkste die verschiedenen Glaubensrichtungen, denen beide Dichter angehören. Dante singt („Paradies", 26. Gesang, 55):

— — Was nur Herz und Sinn
Hinlenkt zu Gott, erzeugt hat's im Vereine
Die Lieb', in welcher ich entzündet bin.
Denn durch des Weltalls Dasein und das meine,
Und durch den Tod deß, der mich leben macht,
Durch das, was hofft die gläubige Gemeine,
Und die Erkenntniß, deren ich gedacht,
Bin ich dem Meer der falschen Lieb' entgangen
Und an der echten Liebe Strand gebracht —

Digitized by Google

und weiter (33. Gesang, 82), als sich sein Blick der ewigen Kraft verband:

O überreiche Gnad', ich durft' es wagen
Fest zu durchschaun des ew'gen Lichtes Schein,
Und ins Unendliche den Blick zu tragen.
Er drang bis zu den tiefsten Tiefen ein;
Die Dinge, die im Weltall sich entfalten,
Sah ich durch Lieb' im innigsten Verein:
Wesen und Zufall, ihre Weis', ihr Walten,
Dies alles war in Eines Lichtes Glanz.
In Eines unvermischten Lichts, enthalten.
Die Form, die allgemeine dieses Bands,
Ich sah sie, glaub' ich; denn den Schatten gleichen
Die Bilder nur, und Wonne füllt mich ganz.

Aehnlich empfindet Faust beim Anblick des Zeichens des Makrokosmus:

Ha, welche Wonne fließt in diesem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen? — — —
War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb,
Die mir das inn're Toben stillen,
Das arme Herz mit Freuden füllen
Und mit geheimnißvollem Trieb
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?
Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!
Ich schau' in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen . . .
— — Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die gold'nen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen!

Während Dante die wirkende Kraft erkennt und als die Liebe des Schöpfers in sich aufnimmt und damit verklärt wird, faßt Faust den Anblick nur vom verstandesmäßigen Standpunkt der exacten Wissenschaft, und unbefriedigt ruft er aus:

Welch Schauspiel! — Aber ach, ein Schauspiel nur!
Wo faß' ich dich, unendliche Natur,
Euch Brüste, wo, ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt — — —

und mit mehr Vertrauen wendet er sich zum Zeichen des Erdgeistes, der „am sausenden Webstuhl der Zeit wirket der Gottheit lebendiges Kleid":

Du, Geist der Erde, bist mir näher!
Ich bin's, bin Faust, bin deinesgleichen — — —
Der du die weite Welt umschweifst,
Geschäft'ger Geist, wie nah' fühl' ich mich dir!

Digitized by Google

bis das Donnerwort des Geistes ihn niederschmettert:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

und Faust:

Nicht dir?
Wem denn?
Ich, Ebenbild der Gottheit,
Und nicht einmal dir?

— Und Mephistopheles wird sein Führer.

So vollzieht in den beiden letztgenannten Dichtungen „Parcival" und „Faust" bei dem einen Helden sich Fall, Wiedergeburt und Heiligung, und bei dem andern Verharren in Hochmuth, Abfall und Verderben. — Das letzte Geheimniß, dessen Lösung wir suchten, enthüllen zwar beide Dichter nicht, und auch Goethe nicht im zweiten Theil seines „Faust". Aber können und sollen wir den Schleier heben? — Goethe, der so viel und reich gelebt, so viel und tief gedacht und geforscht, Goethe selbst gibt uns den Spruch der Resignation:
„Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben, und das Unerforschliche ruhig zu verehren."
Denn er erkannte es wohl: „Es ist den Wassern eine Grenze gesetzt, darüber kommen sie nicht."

Mehr wie die Heilige Schrift wird kein Dichtermund uns enthüllen, und — wir sollen uns daran lassen genügen.

Der starke Hagen des Nibelungenliedes.

Von

E. Schnellen.

Der Name „Hagen" ist noch heut in Deutschland viel verbreitet, als Personen- wie als Ortsname. Auch erscheint er in zahlreichen Zusammensetzungen wie „Spielhagen, Velhagen" ꝛc., deren erste Hälften, wie sich zeigen wird, für die Erkenntniß des Hagen-Wesens von Wichtigkeit sind, da sie Eigenschaften geben, welche sich mit diesen alten Namen erhalten haben, während sie aus der deutschen Sage theilweise verschwunden. Gewöhnlich denkt man bei dem Namen an ein Gehege, das Gehöft und Feldmark, auch heilige Stätten umgibt, und die „von der Hagen" mögen immerhin als die Herren des umhegten Besitzes aufgefaßt werden; im Namen „Hagen" aber sind die so Benannten selbst das Gehege, die Schirmer und Schützer, eine lebendige Mauer,

Digitized by Google

wie Landgraf Ludwig von Thüringen sie der Sage nach eines Morgens aus seinen Rittern und Knappen um die noch mauerlose Wartburg vor dem Kaiser aufgebaut hatte.

Als ein solcher Schirm und Schild der Burgunden erscheint nun auch der „starke Hagen" in unserm Nibelungenliede. Er war den Nibelungen ein helflicher Trost, d. h. nicht blos eine feste Zuversicht, sondern ihr Führer und Schützer, welche Bedeutungen in trôst, drôst liegen wie in seinem Namen. Er war König Aldrian's Sohn, ein Kind der Frau Ute, ein Bruder also der Burgundenfürsten. Aber nicht eigentlich war Aldrian sein Vater, sondern ein Nachtelfe, ein düsterer Geist, welcher sich an Frau Ute gemacht wie jenes Meerwunthier, von dem des Frankenkönigs Chlodio Gemahlin den Stammvater der Merovinger empfing. — Bei Siegfried's Ankunft in Worms räth Hagen, den jungen Helden freundlich aufzunehmen. Er hat mit seiner Stärke so manches Wunder gethan. Die Zuneigung des Helden zum Helden ist ohne irgendeine Spur von Neid. Aber nach dem Streit der beiden Königinnen ist er im Liede ein anderer geworden — er steht jetzt auf Brunhildens Seite gegen Siegfried, gibt den bösen Rath zu dessen Verderben, hintergeht die ängstliche arglose Chriemhild mit den Worten: „Ich will ihm zu Hüte immer reiten und gehn" — um gewinnt sie so, ihrem „lieben Mann" ein Kreuz auf die einzige Stelle, wo er verwundbar ist, ins Gewand zu nähen. Mit arger List führt er Siegfried dann zur Jagd in die Vogesen — „der viel ungetreue Mann" — und tödtet ihn von hinten an dem kühlen Waldbrunnen. In rauhem Trotz erklärt er dann, als die Fürsten berathen, ob sie seinen Tod nicht lieber durch Räuber geschehen melden sollten, ihm sei es gleichgültig, daß Chriemhild erfahre, er sei Siegfried's Mörder. Als nun später Chriemhild mit König Etzel vermählt ist und die Einladung erfolgt, räth er anfangs zwar zur Fahrt, besinnt sich dann aber doch eines andern und entschließt sich nur, als ihm feige Furcht vor Chriemhildens Rache von Gernot vorgeworfen wird. Mit wildestem Trotz geht er nun den Helden voran, ersticht ihnen den Uebergang über die Donau und eilt seinem Ende unter Siegfried's Schwert in Chriemhildens Hand entgegen.

So schildert seinen Charakter das Nibelungenlied. Ganz anders aber erscheint er nach den nordischen Liedern der Edda, und indem wir ihn aus diesen darstellen, wollen wir zugleich seine echte Gestalt aus der vielfach verwandelten Sage entwickeln. Es wird hiermit zugleich Licht auf die ursprüngliche Fassung der Sage fallen und ein reiches Stück der Urgeschichte des deutschen Volks vor uns zur Erscheinung kommen, das von mannichfachem Werth auch für andere Dinge sein mag.

Digitized by Google

Im „Brynhildenlied" der Edda tritt Högni (Hagen) sofort dem König Gunnar (Gunther) mit ernsten Worten entgegen:

Wie bist du, Gunnar,
Zur Rache bereit und mordlichem Rath?
Was hat so Schweres Sigurd verbrochen,
Daß du dem Kühnen willst kürzen das Leben?

Der König zeiht Sigurd der Treulosigkeit, aber Högni trifft mit hartem Wort das Richtige:

Dich hat Brynhild Böses zu thun
Im Zorn gereizt zu mordlicher Rache —
Gudrunen gönnt sie so gute Ehe nicht.

Und noch schöner läßt das dritte Lied von Sigurd den Helden sprechen, als Gunnar ihn zum Morde gewinnen will:

Aber Högni gab ihm zur Antwort:
Das gebührt uns nicht zu vollbringen,
Mit dem Schwert zu brechen geschworene Eide —
Geschworene Eide —

wiederholt er ernst mahnend noch einmal —

— besiegelte Treu.
Wir wissen auf der Welt nicht so Glückliche wohnen,
Solange wir vier das Volk beherrschen
Und hier der hunische Heerführer lebt,
Noch irgend auf Erden so edle Sippe.

So wird denn der feige Guthorm zum Morde gewonnen und Sigurd fällt durch ihn, trifft jedoch den Mörder noch mit dem Schwert:

Nach Guthorm flog, dem Fürsten, kräftig
Das glänzende Eisen aus des Edlings Hand.

Aehnlich läßt auch das Nibelungenlied den todwunden Helden dem flüchtenden Hagen nachspringen und ihn mit seinem Schilde niederschlagen — Sigfried's Schwert hatte der Mörder in den Tann geworfen:

Hatte er sein Schwert zu Handen, so war es Hagen's Tod.

Für Hagen ist also der Feigling einzusetzen, der den Helden hinterrücks mordet. Anstatt Hagen hier einzuschieben, mußte der Dichter unsers Liedes ihn vielmehr vorher an Gunther's und Giselher's Stelle treten lassen, da wo jener in der Berathung sagt:

— Laßt bleiben den mordlichen Zorn,
Er (Siegfried) ist uns zu Glück und Ehre geborn.

— oder wo Giselher mahnt, ganz wie Högni in der Edda:

Digitized by Google

— Warum thut ihr das?
Verdiente denn je Siegfried solchen Haß,
Daß er nun sollt' lassen sein Leben und Leib,
Weil ihm so hart erzürnet darum das eine Weib?

Hagen ist also fälschlich, so viel ist schon hieraus sicher, als Siegfried's Mörder hingestellt worden. Ich werde es später vollständig klar nachweisen, daß er der Mörder nicht gewesen sein kann, daß die Edda mit dem Feigling Guthorm das ursprüngliche echte Sagenbild gibt, wie sie auch den edeln Charakter Hagen's richtig ins Licht stellt.

Wir wenden uns vorläufig noch zu einer andern Abweichung unsers Liedes von der Edda; sie betrifft Gudrun, die Chriemhild des Nibelungenliedes, die Mörderin Hagen's. In den nordischen Liedern ist sie das nicht. Hagen ist dort ja auch nicht der Mörder Sigurd's, er hat sich sogar als seinen Freund bewiesen. Und während er sich nach dem Nibelungenliede vermißt, eher sein Leben hinzugeben, als daß er die Schmach geduldig ansähe, welche Siegfried Brynhilden angethan, erklärt er dort, als Gunnar ihn bittet, Brynhilden zu wehren, daß sie nach ihres Helden Tode nicht Hand an sich lege:

Verleid' ihr niemand den langen Gang
Und werde sie nimmer wieder geboren.
Zu allem Bösen ist sie gekommen! —

Die nordischen Lieder geben Högni sogar als den einzigen, der an Gudrun's Schmerz theilnimmt, der, als alle schweigen, ihr den Mord ihres Gemahls „sanften Sinns", wenngleich mit rauhen Worten kündet und, da sie in ihrem Schmerz ihm ein gleiches Schicksal anwünscht, leidvoll ausruft:

Das gäbe dir, Gudrun, erst Grund zu weinen,
Wenn mir auch die Raben das Herz zerrissen.

Damit stellt er sich ihr als den einzigen Freund hin, den sie noch hat — und so auch nimmt sie ihn, nachdem sie in ihrem Witwenthum ruhiger geworden, auf, als er trotz ihrer Warnung, der Einladung Atli's (Etzel's) zu folgen, mit Gunnar in der feindlichen Halle erscheint.

Furchtlos trat sie vor und empfing die Gäste,
Liebkoste den Nifungen — der letzte Gruß war's —
Mit Herzen und Halsen.

Und als nun die Mannen Atli's auf sie eindrangen, um Brynhildens Tod — Atli war ihr Bruder — an ihnen zu rächen, da

— warf sie das Kleid hin,
Schwang das bloße Schwert und schützte der Freunde Leben.

Das ist also eine ganz andere Chriemhild in diesen Liedern, wie Hagen

Digitized by Google

ein ganz anderer ist. Woher, fragen wir, kommt diese Umänderung der Charaktere in den sonst übereinstimmenden Liedern? und in welchen ist das Ursprünglichere? In Betreff des letztern habe ich mich oben schon für die nordischen Lieder erklärt und habe nun den Nachweis zu führen. Ich werde zeigen, daß Hagen und Gudrun-Chriemhild ebenso eng zusammenhängen als Siegfried und Brynhild, daß aber eine Zusammenwerfung Hagen's mit Siegfried schon in den ältesten Liedern stattgefunden und dadurch die erste Verwirrung in die Sage gekommen, — daß dann auch im Nibelungenliede noch eine zweite Umwandelung mit der Sage vorgenommen worden, die allerdings gewissermaßen auf jene zurückzuführen wäre, indem Sigurd dadurch als Nebenbuhler Hagen's erscheint.

Die iranischen Sagen, welche in dem „Schah Nameh", dem Buch der Könige, von dem Perser Firdusi im 11. Jahrhundert zu einer großen Dichtung verarbeitet wurden, geben uns auch die Sigurd- und Hagensage. Sigurd heißt dort Kosru, Hagen aber Rustam. Jener ist der letzte König der alten oder Pehlwilehre, dieser der letzte Held derselben; beide flossen in der spätern Sage zusammen in die Eine Gestalt Siegfried's. Dieses Vater, Siegmund, heißt bei Firdusi Sijawesch und hat zwei Söhne, den ältern Firud — der Helgi Hundingstödter der Eddalieder — und den nach seinem Tode geborenen Kosru. Siegmund wie Sijawesch fallen in der Schlacht und verkünden ihren Gattinnen, hier Ferengis, dort Hiordisa, die Geburt des Rächers. Ferengis wird zu König Afrasiab, Hiordisa zu Hialprek von Dänemark geschleppt, und da werden die Söhne Kosru, Sigurd geboren. Auf ihrer ersten Ausfahrt nach glücklich überstandenen Gefahren, welche ihr Leben in der Jugend bedroht, gelangen sie beide vor eine Burg, die mit Feuerlohe umgeben ist. Der iranische Held gewinnt sie einfach dem bösen Zauberer Behmen ab, Sigurd aber erlebt etwas Wichtigeres in der Burg. Davon erzählt das herrliche Lied von Sigurdrifa. Er findet in dem Saal eine schlummernde Jungfrau, eine Schildjungfrau, Walkyre, wie sein Bruder Helgi sie in Högni's Tochter Sigrun gefunden hatte. Dieser Högni ist nicht der unserige. Sigurd weckt die Schlummernde und erfährt von ihr, sie heiße Sigurdrifa, und sei durch den ihr feindlichen Odin, den Kriegsgott des Nordens, in Schlaf gezaubert worden. Darauf erquickt sie den Helden und belehrt ihn in so großartiger Weise über die älteste Weisheit der Runen wie über die Pflichten eines wahrhaft edeln Mannes, daß wir in dieser von Sigurd-Kosru neugeweckten Jungfrau nur jene mit Kosru zu neuem, aber letztem Glanz erwachende Pehlwilehre sehen können, welche später nach Rustam's Tode durch König Behmen — so hieß schon der Zauberer auf der umlohten Burg, dem Odin entsprechend — niedergeworfen wird.

Sigurdrifa ist die Schildjungfrau, das geistig den Helden umschwe-

Digitized by Google

bende schirmende Wesen der Kosruzeit. Mit ihrem Helden verschwindet sie, wird aber wiedergeboren in Gudrun für eine neue Zeit, wie Sigrun nach dem Helgiliede in Kara wiedergeboren wurde. Der Held dieser neuen Zeit war aber Rustam auf der Seite der alten Lehre, Asfendiar auf der Seite der neuen, der Lehre Zerduscht's, wie Firdusi sagt — die also der Odinischen für unsere Sage entspricht. In grimmen Kämpfen — Grimhild — treten sich die Anhänger beider Lehren gegenüber, der jugendliche Asfendiar fällt im Streit durch Rustam, Rustam später auf der Jagd durch den Feigling Schegadh, den der todwunde Held jedoch noch tödtet.

Das ist der feige Guthorm des Nordens, der aber nicht Sigurd-Kosru tödten sollte, sondern Hagen eben — denn der ist der grimme Rustam, der auch ein Nachtelfensehn, natürlich nur im Sinn der neuen Lehre, die in Asfendiar ihm gegenübersteht. Vielleicht hatte ein altes deutsches Lied den Tod des jungen Helden — wir möchten ihn dann am liebsten in Giselher sehen — durch Hagen-Rustam, wie ihn die iranische Sage von Asfendiar erzählt, aber man übertrug ihn auf Siegfried und so wurde Hagen sein eigener Mörder auf der Jagd, die nur zu Rustam gehört. Aber ich sagte schon, der letzte König der alten Lehre floß mit ihrem letzten Helden zusammen. So kam denn auch Gudrun von Hagen, dessen Schildjungfrau sie war, zu Sigurd, und natürlich mußte nun dieser seiner ersten Verlobten, Sigurdrifa-Brynhild, ungetreu erscheinen und an ihm sich erfüllen, was sie gelehrt hatte:

Grimme Fesseln folgen dem Meineid,
Unselig ist der Schwurbrechet.

Sigurd-Kosru hat sich aber der alten Lehre nicht ungetreu erwiesen, ebenso wenig als der edle Hagen-Rustam. Daß dieser letzte zu den Gegnern Sigurd's geschoben wurde — freilich in ganz eigener Weise, wie wir gesehen — war ebenso natürlich, nachdem Sigurd einmal Hagen's Stelle eingenommen, als daß Hagen nun einen andern Tod sterben mußte. Das Nibelungenlied läßt ihn durch Chriemhild umkommen, die Eddalieder erzählen, wie Atli ihm das Herz herausschneiden, Gunnar aber in eine Schlangengrube werfen läßt. In diesem Tode tritt unstreitig die Erinnerung an den Tod Hagen-Rustam's auf der Jagd hervor. Denn Firdusi erzählt, daß Schegadh, der sich in seiner Feigheit nicht an den Helden wagte, auf dem Jagdterrain Wolfsgruben machen und sie mit scharfen Schwertklingen aussetzen ließ. In eine derselben stürzte der arglose Jäger, den man zur Jagd eingeladen wie Siegfried, und die Schwerter drangen ihm zum Herzen. So bohrt sich auch eine der Schlangen in der Grube in Gunnar's Herz — Schlangen aber stehen poetisch für Schwerter. In einem Helgiliede heißt es:

Digitized by Google

Schwerter weiß ich liegen in Sigarsholm —
Eins ist von allen darunter das beste — —
Die Schneide birgt einen blutigen Wurm
Und am Stichblatt wirft die Natter den Schweif.

Die Einladung Rustam's nach Kabul, wo man ihm den Tod bereitet hat, ist hier zur Einladung der Nibelungen an Atli's (Etzel's) Hof geworden, und wie dort dem Tode des Helden die grauenhafteste Rache folgt, indem die Rustammännen das ganze Land zu einer Wüste machen, so wird in den nordischen Liedern Atli mit seinen Kindern durch Gudrun ermordet und sein Palast angezündet. Dann wirft sich Gudrun ins Meer und wird an Jonakurs fernen Strand getragen — eine echte Schildjungfrau, die „Luft und Meer reitet".

So ziehen auch die Reste der Rustam-Mannen nach der fürchterlichen Vertilgungsschlacht, die als Nibelungenschlacht in den Sagen geblieben, vor dem siegreichen Behmen aus dem iranischen Lande in eine unbekannte Fremde, wahrscheinlich über das Serehmeer der Ostgrenze, denn in China wie in Tibet finden sich Spuren ihrer Ankunft. Von dort wandten sie sich später über den Norden nach Europa und pflanzten die alte Pehlwilehre auch hier ein — die Lehre von dem erziehenden weiblichen Princip, das hier als Frau Holle-Nerthus auftrat, von jener neuen Lehre aber ausgestoßen worden war. Sigurdrifa und ihre Wiedergeburt Gudrun repräsentiren jene alte Lehre in den nordischen Liedern, ihre Helden sind Sigurd und Högni — Kosru und Rustam also bei Firdusi. Jedenfalls sind jene Namen älter als diese, denn die letztern sind aus der Sassanidenzeit, wo gleichfalls ein Kampf zweier Lehren, der Mohammed's gegen die alte Feuerreligion, die Sage neu belebte, hineingetragen, wie in unsere Lieder der Name der bösen blutigen Frankenkönigin vom Rhein, Brunhild, um das Jahr 600 für Sigurdrifa, wie weiter Barbarossa und Karl V. neben Karl dem Großen für den in die Berge verschwindenden Kosru eintraten. Auch Siegfried soll nach Philander von Sittewald im Berg von Geroldseck sitzen. Das deutsche Volk kannte also jenes Verschwinden des letzten Königs der alten Lehre, unter dem Iran und Turan noch einmal eine so glückliche Friedenszeit genossen hatten, daß alle sich nach ihr zurücksehnten und dem Wiedererscheinen des Sagenkönigs entgegensahen.

Eine solche goldene Zeit verknüpft die dänische Sage mit König Fredi, den das Volk in die Zeit der Geburt Christi setzte, jedenfalls erst als sich das Christenthum im Norden ausgebreitet hatte. Sollte Fredi der alte Name sein, der für Kosru wie Sigurd einzusetzen wäre, da auch der Name Sigurd (Siegfried) wol von Sigbert, dem Gemahl der Brynhild, herrührt, welcher im Jahre 576 ermordet wurde? Ja die Verwandlung des Namens Sig-bert in Sieg-fried erinnert an „Fro-

Digitized by Google

di's Frieden". Zwei weibliche Gestalten, Fenja und Menja, treten auch bei Frodi auf, sie mahlen ihm auf einer Mühle alles Glück, endlich aber ein Kriegsheer, „sodaß in der Nacht ein Seekönig kam, Mysingr genannt, der den Frodi tödtete; damit war Frodi's Frieden zu Ende". Es beginnt der grimme Krieg der beiden Lehren. Wie Gudrun ziehen die „vorwissenden Frauen", Menja und Fenja, über die See fort — die alte Lehre ist für das Urland Iran und Turan hinfort verschollen. Sie taucht vollständig erst wieder an der Ostsee auf, wohin sie, wie es scheint, von Schlesien her die Elbe abwärts gekommen ist, und zwar mit den sächsischen Stämmen, den Verehrern der mütterlichen Frau Holle, den Kindern des „rothen Sal" — Rûbezal, ruby-zal —, deren Väter als treue Hunde die alte Lehre und ihr Gebiet geschützt hatten und in der Sage an der Elbe als Hunde mit Frau Holle durch die Lüfte fahren, verfolgt von dem feindlichen Wode, dem Repräsentanten der neuen Lehre.

Diesem Volke gehört auch Hagen-Rustam an, der große Sohn des blonden Sal — in der deutschen Sage Aldrian, auch Irung genannt. Diesen Irung finden wir zu der Zeit, als die Sachsen das Thüringerreich stürzen, in die Geschichte des Untergangs verwebt, er erschlug König Herminfried, der jedoch erst später, in Zülpich gefangen, von der Mauer stürzte. Irung ist aus der Sage hineingeschoben worden und es heißt von ihm, er verschwand spurlos — also wirklich gleich Sal nach iranischer Sage. Der von ihm erschlagene König kann nur Afrasiab von Turan (Thüringen) sein, der durch Kosru und Sal's Sohn Rustam starb. So knüpfen sich die alten Sagen stets an junge Ereignisse, diese selbst umformend, wie umgekehrt auch die alten Sagen durch sie wieder umgewandelt werden, doch erhalten sie sich dadurch im ganzen lebendig.

Das Volk Sal's, wie überhaupt die Gegner der Zerduschtlehre, also auch die Turanier, empfingen das Schimpfwort „Sekſi", mit welchem sich die Bedeutung „Hunde" verknüpfte. Wir haben hierüber in einem frühern Artikel gesprochen. Die Sachsen nahmen diese Benennung als Ehrenname mit sich, denn „Welf", hvelp, bedeutet „Hund". Ursprünglicher freilich heißt es nur „Elbe, Alfe" — mit einem alten Artikel p-ehlwi, und ein „Pehlewan" war ein Held in der alten Sage, ein Gewaltiger, wie auch das gewaltigste Thier damals „Elefant", ohne den Artikel, genannt wurde. Unser „elf", eleven, ainlif ist dasselbe Wort und bedeutet die „hohe Eins" oder auch „Sohn der Eins", die Eins der zweiten Dekade, die wiedergeborene Eins, um mit dem alten Glauben unserer Väter zu sprechen. Im alten, semitischen, Alphabet bezeichnet aleph, alpha geradezu den ersten Buchstaben, den „Stier", als Führer der Laut-Heerde. Von „Alf dem greisen"

Digitized by Google

sprechen die Helgilieder neben seinen Kampfgenossen Högni und Ingwi und Atli — er ist der greise Sal, das Haupt der Elfen, der Gewaltigen, jener Sekst, welche ihrem Strom auch hier wieder den alten Namen „Elbstrom" beilegten. Wer aber war jener „Eine", ain, als dessen Söhne und Erben sie sich betrachteten, indem sie sich „Elfen" nannten? Das ist jenes „Waldkind", witukind, das in dem adelichsten Sachsengeschlecht lebendig geblieben und sich im Volksmund als „Freund Hain" ain erhalten hat, gleichbedeutend mit „hagen", das nur eine andere Form ist für „Hain", ain, unser „Ein" als Zahl. Stamm ist darin ag und das bedeutet „Schreck". Dieser Schreck aber hing nach den Sagen des Nordens wie des Südens im Baum als ein Kind, das um der hohen Bedeutung willen, die jener Schreck für die Menschheit gewann, Herzog, König, ja Gottheit wurde. Jener Schreck auf dem Baum, im Hain, warf den ersten Funken des Geistes in den Menschen im Anblick des noch nie gesehenen Meeres, jener Knabe wurde der Führer, der Beweger einestheils der Menschheit, und bald in immer weiterm Kreise die Elfen, die „Erben des Ein", des Hainkindes, das zuerst vor dem Meer erschrak, dann aber das Licht in sich aufgehen sah, es in wunderbaren Lauten, im Gesange, verkündete und der Vater des sang- und sagereichen Volks geworden ist.

Wie der Name Witukind ist der Name Hagen ein uralter, ja der älteste der Erde, wenn auch vielleicht eher in der Form hugin des Nordens — von „Huzin's Baum" ruft die Schildjungfrau die Helden an, welche für sie, für die alte Lehre fechten — in der Form ygg erscheint der Knabe, getragen von der Esche — in der Form ag als erster Herzog der Longobarden, der Verwandten der Sachsen, wie Paulus Diakonus seine Landsleute nennt — als agni, ein Gott, im indischen Segensbaume Ilpa, d. i. der Elfenbaum. Und diesen Baum verehrten die Sachsen noch im Mittelalter als Irmensul und, ob sie Karl der Große auch zerstörte, im Volk blieb die Rede vom Frau-Hollen-Baum wie vom Kindbaum. Das Volk aber ist ein Sangvolk geblieben, seitdem jener Ursänger „Hagen, Hain" seine ersten Klänge aus tieferregtem Innern zu dem emporstaunenden Volk hinabsang. Um dieses Gesanges willen hieß er später selbst „Spiel-Hagen", auch „Bel-Hagen", letzteres auf die Valen oder Velen Bezug nehmend, die Frauen, welche in der alten Lehre die Erziehung des Volks sagend und singend leiteten. Auch „Spiel" in Spiel-Hagen heißt ursprünglich nur „sprechen", später erst verknüpft sich damit das Sprechen durch ein Instrument. Im Nibelungenlied ist es die Fiedel. Sie ist zwar von dem grimmen Hagen losgetrennt und in die Hände eines andern Helden gegeben, aber dieser Volker, der „kühne Fiedler", ist aufs engste mit Hagen verknüpft, sodaß beide fast Eine Gestalt bilden. Volker, der

Digitized by Google

vielkühne und auch Hagene, sie schieden sich nie, heißt es, bis an ihr Ende. Als Volker im Etzelsaal durch den alten Hildebrand erschlagen ward, rief Hagen wild:

Meine Hülfe liegt erschlagen von des Helden Hand,
Der beste Heergeselle, den ich je erfand —

und den Schild höher rückend stürmte er zum letzten Kampf.

In einer dänischen Sage bei Saxo Grammaticus ist die Lostrennung der Sangesnatur von Hagen noch nicht geschehen, da singt er, unter dem Namen Hother, so schön, daß er das Herz der schönen Nanna, seines Pflegevaters Gewar Tochter, gewinnt, und es wird von ihm gesagt, er konnte durch seinen Gesang alle Herzen zu Trauer oder Freude, zu Haß oder Liebe stimmen. Daß dieser Hother aber wirklich Hagen-Rustam der Sekfi ist, beweist die von ihm mitgetheilte Sage, die fast wörtlich mit der alten Sage, welche Firdusi bearbeitete, übereingestimmt haben muß, nur daß bei dem Perser statt Nanna die Lehre eintritt, um welche sich der Kampf entspinnt. Balder, Odin's Sohn, erzählt Saxo, wollte Nanna auch gewinnen und forderte Hother zum Kampf. Dieser erfuhr, daß Balder's Leib für gewöhnliche Waffen undurchdringlich sei und nur das Schwert des Waldgeistes Mimring ihn fällen könne. Der erste Kampf bleibt unentschieden. Hother birgt sich in einem tiefen Walde und empfängt hier von Waldfrauen eine wunderbare Kraftspeise, gewinnt das Schwert und tödtet Balder.

Bei Firdusi tritt Asfendiar, der Held der neuen Lehre, gegen Rustam auf. Asfendiar ist am ganzen Leibe unverwundbar bis auf die Augen, und diese kann Rustam nur mit einem Zauberpfeil durchbohren, der von einer Ulme im fernen Osten geschnitten ist. Daher bleibt der erste Kampf unentschieden. Wund birgt sich Rustam in den Bergen. Der Vogel Simurg, der treue Freund seines Hauses, hilft dazu, den Pfeil zu erlangen, und nachdem Rustam durch zauberische Mittel wieder gekräftigt ist, erlegt er Asfendiar.

Die Edda kennt sogar den Zweig aus dem Ostlande, durch welchen Balder allein sterben kann, und eins der düstersten Lieder spricht von dem Tode Balder's durch ihn. Hödur (Hother), welcher den Zweig von dem bösen Loki empfängt, der also dem Simurg-Mimring entspricht, und ihn auf Balder abschießt, heißt „blind" — Hagen erscheint nur einäugig und man hat deshalb Odin in ihm sehen wollen, der gleichfalls nur mit Einem Auge erscheint. Hagen ist aber der Gegner Odin's und seiner Lehre, da er der Kämpfer der alten ist. Wir sehen indeß auf Odin manches übertragen, das eigentlich dieser Hagen-Lehre angehört, und so wird es auch mit dem Verlust des Auges sein, das er an Mimir's Quelle hingab, um die alte Weisheit zu gewinnen.

Digitized by Google

Der halb Erblindende war jener Ur-Hagen Witukind vor dem blendenden Meeresspiegel, denn die Meereswellen heißen „Mimir's Kinder" in der Edda — aus ihrem Schaum entsprang die alte Weisheit der Hug-Runen, d. h. der Geist-Laute, die Mimir lehrt. Odin wurde von seinen Anhängern in die Stelle des Ur-Hagen geschoben; man ließ auch ihn am Baum hängen, auch ihn die Runen ersinnen, wie in „Odin's Rabenzauber" erzählt ist.

Hagen ist wie Rustam ein edler, durchweg tadelloser Charakter; aber indem Sigurd sein Wesen und Thun wie auch seinen Tod aufnimmt, wird Hagen unter seine Gegner gebracht und gewinnt Odin's Wesen, seine List, Falschheit, Tücke, Trug und Verrath, wie wir aus dem Liede sehen. Die nordischen Lieder dagegen lassen ihm seine ursprüngliche Reinheit, und noch vollkommener, der Urgestalt näher hat ihn die Volkssage von Hether als „Spiel-Hagen". Dieses hother scheint nur eine mundartlich veränderte Form für hoger zu sein, welches, wie das entsprechende Witukind, ebenfalls ein berühmter altsächsischer Geschlechtsname ist. Graf Hoyer oder Hoger von Mansfeld fiel in der Schlacht am Welfholz im Jahre 1115. An ihn knüpfen sich viele Sagen, und noch einmal errichteten die Sachsen damals ihre Irmensul, eine Säule mit einem Krieger darauf, die nannten sie nach ihrem Feldgeschrei Jodute. So erbauten die Sekki Irans ihrem gemordeten Helden Rustam ein Denkmal im verödeten Lande Kabul — Firdusi nennt es eine Pyramide mit dem Bilde des Helden und seinem Roß auf der Spitze. Auch die Jodute der Sachsen zeigte das springende Sachsenroß, wie der Chronist erzählt.

Somit haben wir nicht nur die Gestalt Hagen's gereinigt, sondern auch die Sage von ihm in einen großen Kreis eingeschaltet, welcher in der Vorzeit unserer Väter, in der alten asiatischen Heimat ruht. Es liegt uns fern, die Umwandlungen zu verfolgen, welche andere Gestalten der Sage durch die Geschichte der wilden Bruderkriege des 6. und 7. Jahrhunderts zwischen Rhein und Loire erlitten haben, nur erwähnt sei, daß nicht minder schlimm als Hagen die herrliche Gestalt der Sigurdrife als Brynhild davon betroffen worden. Daß die Nibelungensage wahrscheinlich dem Sachsenvolk angehört und durch wandernde Sänger — der Mönch Widukind nennt sie mit einem altsächsischen Wort „Mimen" — von der Elbe an den Rhein gekommen, möchten wir aus manchen Anzeichen behaupten. Die Umformung, wie sie besonders das Nibelungenlied zeigt, gehört den Franken an; doch ist sie auch in den nordischen Liedern sichtbar, sodaß diese wol vom Rhein her in den Norden wanderten. Verbindungen zwischen Rhein und Island sogar sind nachweisbar. Jener „Türk", welcher im Jahre 1000

Digitized by Google

auf der Isländerfahrt nach Amerika war und die Veranlassung wurde, daß der Continent den Namen „Vinland" empfing, war ein Rheinländer, und er wird nicht der einzige Deutsche gewesen sein, welcher den Norden mit dem Süden verknüpfte.

Literatur und Kunst.

Zur Vorgeschichte des polnischen Aufstandes.

Mit banger Spannung waren im Anfange des Jahres 1863 aller Augen auf den neuen Kampf gerichtet, den die Polen gegen ihre russischen Unterdrücker begonnen hatten und der mehr als irgendeiner der frühern von vornherein den Charakter des Verzweiflungskampfes an sich trug. Von neuem flammten die, wie es schien, längsterstorbenen oder doch wenigstens so gut wie vergessenen Sympathien für die unglückliche Nation in ganz Europa auf, und einen Augenblick hatte es fast den Anschein, als wollte dies Mitgefühl Europa antreiben, sich zwischen dem Unterdrücker und den Unterdrückten mit gewaffneter Hand zum Schiedsrichter aufzuwerfen. Es geschah nicht: trotz schöntönender Phrasen, die den Verzweiflungsmuth der Polen nur noch zu nachdrücklicherm Ausharren anspornten, überließ die europäische Politik das unglückliche Volk seinem Schicksal, wirkte theilweise sogar eifrigst mit, um es demselben möglichst bald und möglichst vollständig zu überliefern. Matt und im innersten Kern seines Lebens gebrochen, sank Polen, nachdem es sein Herzblut vergossen, wehrlos zu Boden, nunmehr ganz und widerstandslos der Gewalt des Siegers preisgegeben. Andere Interessen haben die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und der Schwerpunkt der europäischen Politik, der eine Zeit lang ganz in der polnischen Angelegenheit ruhte, ist nach einer ganz andern Richtung verschoben worden. Polen ist besiegt und vergessen. Zum großen Theile liegt der Grund dieses plötzlichen hellen Aufflammens allgemeinster Sympathie und ihres ebenso schnellen Erlöschens wol darin, daß die Art des von den Polen mit Aufbietung ihrer letzten nationalen Kraft geführten Kampfes ein jedes Herz erregen und fesseln mußte, daß der Mehrzahl der so Angeregten aber die nöthige Einsicht fehlte in die dem Aufstande zu Grunde liegenden, ihn recht eigentlich seinen Anfängen nach veranlassenden politischen Verhältnisse. In sie einen klaren Einblick zu gewinnen, hat seine großen Schwierigkeiten, die zumeist darin liegen, daß wir unsere Kenntniß des ganzen Streits vornehmlich aus den Berichten der beiden einander mit äußerster Leidenschaft bekämpfenden Parteien schöpfen müssen. Das geheimnißvolle, allem Spionenthum der russischen Regierung fast undurchdringliche Dunkel, in das sich die Leiter des Aufstandes sowie die ganze eigentliche Agitationspartei zu hüllen wußten, ist dann auch nicht geeignet, uns einen Einblick in die wirkliche Lage der Dinge zu erschließen. Uns dazu zu verhelfen, wird aber nur derjenige im Stande sein, der über den Streitenden stehend doch seit langen Jahren die Verhältnisse Rußlands und Polens genau beobachtet hat, der daher die

Digitized by Google

geheimen Fäden, welche die jüngste Vergangenheit Polens mit seiner frühern verbinden und beide zu einer von innerer Nothwendigkeit getragenen Einheit verschmelzen, durch das Gewirr verschiedener Parteileidenschaften hindurch zu verfolgen weiß. In ausgezeichnetem Maße thut dies nun der ungenannte Verfasser der Schrift: „Die Vorläufer des polnischen Aufstandes. Beiträge zur Geschichte des Königreichs Polen von 1855—63" (Leipzig, Otto Wigand). Seit dem Tode Nikolaus' I. ist er, wie er selbst angibt, Augenzeuge der polnischen Vorgänge gewesen, und wie scharf und klar, wie unbefangen und leidenschaftslos er beobachtet hat, davon gibt seine ganze Darstellung selbst am besten Zeugniß. Daher wird seine Vorgeschichte des polnischen Aufstandes dem künftigen Geschichtschreiber ein sehr viel werthvollerer Leitfaden sein als alle die zahlreichen Flugschriften für und wider, die zunächst doch nur die Parteileidenschaft dictirt hat. Wir können das Buch daher allen denen, welchen es um genauere Erkenntniß der dem letzten Aufstande in Polen zu Grunde liegenden Motive und des ihm vorausgegangenen tiefinnerlichen Gärungs- und Läuterungsprocesses des polnischen Volks zu thun ist, nur auf das angelegentlichste empfehlen, auch denen, welchen es in seiner ursprünglichen Gestalt schon genauer bekannt geworden ist. Denn es ist entstanden aus einer Reihe von Feuilletonartikeln, die unmittelbar nach dem Ausbruch des Aufstandes von demselben ungenannten Verfasser in der berliner „National-Zeitung" veröffentlicht wurden.

Nach einer Einleitung, die des Verfassers Auffassung von den zu behandelnden Dingen im allgemeinen charakterisirt, gibt uns der erste Abschnitt in kurzen Zügen ein Bild von dem Zustande Polens unter Nikolaus während der Jahre 1831—55. Der Blick, der uns da in das Treiben der Russen den Polen gegenüber eröffnet wird, ist wahrhaft entsetzenerregend und man muß die zähe Lebensfähigkeit der Nation bewundern, die einer solchen systematischen und im größten Stile durchgeführten Demoralisation nicht ganz und vollständig erlegen ist. Die Apathie, in welche das Volk nach dem Scheitern des Aufstandes von 1830 verfiel, wurde von der Regierung benutzt, um es in einem Strudel von Vergnügungen sich selbst und alles, was mit ihm geschah, vergessen zu lassen; wer sich dem nicht freiwillig anschloß, war verdächtig und wurde von der eisernen Faust der Gewalthaber ergriffen. Die Beamten, hohe und niedrige, bildeten förmliche politische Handelscompagnien, die ein Geschäft daraus machten, in die Geheimnisse der Familien einzudringen, anzuklagen, zu verurtheilen und dann gegen hohe Geldsummen oder Gewährung ehrloser Vortheile Begnadigungen zu erwirken. Hierdurch sowie durch Aufhebung oder Herabziehung der höhern Lehranstalten, zu deren Dirigenten ernannt zu werden Fürst Paskewitsch als Strafe über einen wegen Kartenspiels, Trunksucht und Diebstahls aus der Armee gestoßenen Offizier verhängte! — durch Erschwerung des Verkehrs mit dem Auslande und der Benutzung der in ihm gebotenen Bildungsmittel, dann durch Beförderung eines in üppiger Sinnlichkeit dahinrauschenden Lebens, das äußerlich glänzend und genußreich, innerlich öde und hohl war, durch diese und ähnliche Mittel wurde die von Nikolaus selbst als Princip seiner Politik gegen das besiegte Polen proclamirte Demoralisation den höhern Ständen gegenüber durchgeführt.

Digitized by Google

Wie weit man in dem Streben, das niedere Volk in möglichster Roheit und Verkommenheit zu erhalten, ging, davon gibt das vom Verfasser angeführte Decret Zeugniß, in welchem den Geistlichen geradezu verboten wird, der so viel Unheil anrichtenden Trunksucht entgegenzutreten. Wohin es auf diesem Wege mit den Polen allmählich kommen mußte, war klar. Mit dem Tode Nikolaus' und dem Regierungsantritt Alexander's II. schien jedoch eine Wendung zum Bessern einzutreten, aber schnell und vollständig wurden die sich neu regenden Hoffnungen der Polen gleich in ihren ersten Keimen wieder erstickt. Während Fürst Gortschakow allerdings den Namen eines Statthalters führte, lagen die Zügel der Gewalt doch völlig in den Händen des ehemaligen Kosackengenerals Muchanow, der, ein echt asiatischer Tyrann, jede Berufung der Unterdrückten auf das Gesetz oder den Willen des Kaisers mit dem Ausspruch abschnitt: „Hier bin ich Kaiser!" Dennoch lebten die Polen noch immer in der Hoffnung, der Kaiser sei nur der Getäuschte, und von seinem Besuche in Warschau im Mai 1856 versprachen sie sich eine entschiedene Wendung zum Bessern. Wie groß mußte daher die allgemeine Enttäuschung sein, als Alexander II. in mehrern Anreden sich offen zu dem System seines Vaters bekannte, das strengste Festhalten an demselben in Aussicht stellte, Polens Glück zu sichern versprach durch gänzliche Verschmelzung mit dem Kaiserreich, und selbst die bescheidensten Hoffnungen niederschlug mit der seitdem fast sprichwörtlich gewordenen Mahnung „Point de rêveries!"

Point de rêveries, das war die Parole, die nun durch ganz Polen widerklang, die von der russischen Bureaukratie aufs erfolgreichste benutzt wurde, um Land und Volk immer tiefer herabzuziehen und so ganz der Knechtschaft verfallen zu lassen. Nur ganz vereinzelt waren die Männer, welche dem kaiserlichen Ausspruche ihrem Sinne nach eine andere Bedeutung unterlegten und denselben so zum Ausgangspunkt einer neuen geistigen Bewegung machten. Keine Träumereien von nationaler Unabhängigkeit, solange das Volk in dem gegenwärtigen Zustande der Verkommenheit bleibt, solange es sich den Demoralisationsbestrebungen Rußlands in keiner Weise zu widersetzen wagt! Bevor man, so dachten diese wenigen Männer mit Recht, an die Erreichung solcher Ziele denken könnte, müsse sich das Volk auch die dazu nöthige Bildung erwerben, müsse all der innere Hader und Zwist, der die Polen trennte, ausgeglichen und das ganze Volk zu einer wirklich geschlossenen, von demselben Gedanken beseelten Einheit verschmolzen werden. In dieser Richtung zu wirken, das war die Aufgabe, welche sich die ebendamals gegründete „Gazeta Codzienne" (tägliche Zeitung) stellte und an der sie unter des edlen, aufopfernden Kraszewski Leitung mit Ausdauer und Erfolg arbeitete. Epoche machend wurde sie vor allem dadurch, daß sie die Lösung zweier sozialen Fragen in den Vordergrund stellte, nämlich die Juden- und die Bauernfrage. Ihrem Einflusse zunächst ist es zu danken, daß der bisherige fanatische Haß der Polen gegen die so zahlreich in ihrer Mitte lebenden Juden, den die Russen mit Eifer genährt hatten, allmählich verschwand, daß an seine Stelle die Erkenntniß trat von der Wichtigkeit der Juden für Polen, von der Unentbehrlichkeit derselben selbst für seine nationalen Hoffnungen: denn die Juden allein stellen im Lande den eigentlichen, wohlhabenden Mittelstand dar. Dem

Digitized by Google

Erlöschen des Judenhasses folgte bald eine Aussöhnung mit den bisher Verfolgten, und die daraus hervorgehende enge Vereinigung der beiden einander bisdahin so feindselig gegenüberstehenden Gegner ist dann einer der Hauptfactoren geworden in dem neuen Aufstande, der ohne sie gar nicht möglich gewesen wäre.

Die so von der Presse ausgegangene Wiedererweckung des Volksgeistes pflanzte sich dann auch bald in andern Gebieten fort. Mit neuem Eifer wandte man sich dem Studium der Werke der Emigranten zu, namentlich dem der Dichtungen eines Mickiewicz und der Geschichtswerke Lelewel's, und besonders die akademische Jugend wurde von ihrem Geiste mächtig angeregt. Sie war es dann namentlich, welche in den niedern Schichten des Volks, vor allem im Handwerkerstande den vaterländischen Geist von neuem erweckte und damit der sich in aller Stille vorbereitenden neuen Bewegung ihren eigentlichen Rückhalt schuf. Wichtiger aber noch als dieser Umstand war, für den Augenblick wenigstens, die Verbindung der polnischen Demokratie mit der Kirche, die keineswegs, wie man wol irrthümlich gemeint hat, darin ihren Grund hatte, daß die erstere von streng kirchlicher, ultramontaner Gesinnung erfüllt gewesen wäre, sondern zunächst ausschließlich darin, daß in dem russischen Polizeistaat die Kirche das einzige Local zu Volksversammlungen hergab, und der Geistliche der einzige privilegirte Volksredner war. „Das Gewölbe der Kirche vereint die von demselben Gefühle Durchdrungenen, die Kanzel gibt dem gemeinsamen Gedanken Ausdruck, und das Volk erwidert mit dem Liede. Hier dient nicht die Nation der Kirche, sondern die Kirche macht sich zur Dienerin der Nation."

Mit dem tiefern Eindringen der neuen Bewegung in die eigentlichen Volkskreise und seitdem sich die akademische Jugend recht eigentlich zur Trägerin derselben machte, begannen denn auch Demonstrationen, welche die Stimmung des Volks klar darlegten, so klein und unscheinbar manche von ihnen auch waren. Namentlich gegen die der Bewegung noch fern stehenden, blos für ihr Genußleben empfänglichen höhern Stände richteten sich dieselben. Am 27. Febr. 1861 kam es zuerst zu einer gewaltigen, in musterhafter Ordnung verlaufenden Massenprocession; das Einschreiten des Militärs veranlaßte Widerstand, es kam zum Schießen und fünf Personen blieben als die ersten Opfer. Der in Warschau tagende Landwirthschaftliche Verein und die von der Kaufmännischen Ressource erwählte Bürgerdelegation nahmen sich der Sache des Volks bei dem Statthalter an, fanden bei diesem eine überraschende Nachgiebigkeit und richteten eine Adresse an den Kaiser. Welche Gewalt aber die russische Tyrannei gegen sich heraufbeschworen hatte, das wurde bei dem feierlichen Begräbniß der fünf Gefallenen klar: an ihren Gräbern vereinigten sich am 2. März die Geistlichen aller Confessionen, unter ihnen auch die Rabbiner, hoch und niedrig schloß sich in bunter Mischung und zu einer großen undurchdringlichen Masse verschmolzen dem lawinengleich wachsenden Trauerzuge an. Es war ein entscheidender Moment, denn die hier zuerst erfaßte und durchgeführte Idee von der Gleichberechtigung aller Stände und aller Confessionen wurde nun über das ganze Land verbreitet und wirkte tiefgehend

Digitized by Google

und recht eigentlich die nationale Erhebung vorbereitend. Nur Ein Element der polnischen Bevölkerung war und blieb hiervon ganz unberührt, der Bauernstand, der in dumpfer Apathie und Gleichgültigkeit verharrte.

Der lebhaftere Pulsschlag, der nun wieder in das politische Leben der Polen kam, der frischere Meinungsaustausch führte nun auch bald dahin, daß man sich über dasjenige klar machte, was man denn eigentlich begehrte. In dieser Zeit aber forderten die Polen noch weiter nichts, als daß „sie unter gesetzlichem Zustande als Nation leben dürften, die zu der russischen in keinem andern als dem rein äußerlichen Verhältniß der Personalunion stände." Mehr als einmal gewann es in dieser Zeit den Anschein, als wollte die Regierung dieses Verlangen erfüllen, namentlich als die polnische Nationalität als solche anerkannt wurde durch Wiederherstellung eines besondern Ministeriums für Cultus und Unterricht, welches der eine so verhängnißvolle Rolle spielende Graf Wielopolski übernahm. Unerwartet wurde die bisher noch friedlich verlaufende Bewegung in andere Bahnen gelenkt. Tief erschüttert wurde das Vertrauen des Volks durch die hart abweisende Antwort, welche der Kaiser auf die in einer Adresse ihm vorgetragenen Forderungen der Polen gab. Die rein scheinbaren Zugeständnisse, welche dann durch Verleihung des „Organischen Statuts" in einer noch engherzigern und nichtssagendern Form, als es selbst Nikolaus erlassen hatte, gemacht wurden, erhöhten den Unwillen nur noch. Die gleichzeitig eintretende Entlassung Muchanow's änderte nichts, denn seine Nachfolger handelten in keinem andern Geiste. Die Auflösung der bisher um Aufrechterhaltung der Ordnung so verdienten Bürgerdelegation, dann die von Wielopolski persönlich veranlaßte des Landwirthschaftlichen Vereins steigerten die Gärung, es kam von neuem zu Demonstrationen; sie führten endlich am 8. April zu der blutigen Gewaltthat des Militärs, die dann recht eigentlich der Ausgangspunkt der neuen unseligen Wirren ward. Es folgte eine Zeit des zügellosesten Militärdespotismus, und ihm trat auch der Mann, auf den aller Augen gerichtet waren, Wielopolski, nicht entgegen! In dumpfer Spannung zog sich der Kampf den ganzen Sommer des Jahres 1861 hin. Die Regierung schwankte unentschieden zwischen Nachgiebigkeit und den strengsten Repressivmaßregeln, Wielopolski verlor nicht nur bei der Regierung selbst allmählich den Credit, auch im Volke sank das eine Zeit lang fast unbegrenzte Vertrauen zu ihm mehr und mehr. Die auf Grund der kaiserlichen Zugeständnisse in Angriff genommene Reorganisation des Landes kam aus dem Stadium der Vorberathung und Vorbereitung nicht heraus. Inzwischen aber verbreitete sich der Einfluß der Agitationspartei immer weiter über das Land. So konnte es denn geschehen, daß, als es endlich zur Wahl der Kreis- und Stadträthe kam, das Ergebniß ein ganz einheitliches, durch erdrückende Majorität erlangtes war. Eine ruhigere, aber zuversichtliche Stimmung begann im ganzen Lande zu herrschen: da plötzlich wurde man am 14. October, einen Tag vor dem Kosciuszkofest, durch Verhängung des Kriegszustandes überrascht. Mit ihm kam dann die rohe Gewalt wieder zur Herrschaft und das kriegsgerichtliche Verfahren lieferte die Bürger widerstandslos in die Hände der Gewalthaber. Der Conflict erreichte fast seinen Gipfelpunkt; noch einmal erschien Wielopolski, der sein Programm schon verloren gegeben hatte, als der er-

Digitized by Google

sehnte Retter, wie man meinte, in Wahrheit aber um die Sache des unglücklichen Landes vollends zu verderben. Damit und mit der Statthalterschaft des Großfürsten Konstantin beginnt der letzte, die Katastrophe unmittelbar einleitende Abschnitt des großen Dramas.

Unausführbar war das Programm Wielopolski's an sich wol nicht, es scheiterte zunächst an dem Charakter seines Trägers und der Art, wie dieser es verwirklichen wollte. Die Charakteristik, welche der Verfasser der vorliegenden Schrift von dem Markgrafen gibt, läßt ihn als einen ehrgeizigen, auf seinen Einfluß im höchsten Grade eifersüchtigen, dabei trotz aller scheinbaren Freiheit des Urtheils in den gröbsten Vorurtheilen befangenen Mann erscheinen, der dabei so sehr von seinem Berufe zum Regenerator Polens durchdrungen war, daß er, statt das Vorhandene auszubauen, lieber mit dem Schlechten auch alles Gute niederriß, um dann auf den Trümmern den Bau aufzuführen, der seinen Namen verewigen sollte. Vor allen Dingen aber lag der verhängnißvolle Fehler Wielopolski's darin, daß er es verschmähte, sich auf eine im Lande selbst mächtige und angesehene Partei zu stützen und mit ihrer Hülfe seine Plane zu verwirklichen, daß er dies vielmehr versuchte, indem er sich stützte „auf einen Stand und eine Confession, welche durch die neuerhaltenen Rechte erst in die Nation eintreten sollten". Die Bauern sollten die Grundbesitzer, die Juden die städtische Bevölkerung im Schach halten: die Regierung wollte durch Zwietracht herrschen.

Der uns zugemessene Raum erlaubt uns nicht, die interessante Schrift, deren Grundzüge wir bis hierher wiedergegeben haben, weiter in der Darstellung zu begleiten, welche sie von dem nun folgenden im höchsten Grade verhängnißvollen Wirken Wielopolski's gibt bis zu dem Augenblick, wo die mit seiner Zustimmung vorgenommene Aushebung den im geheimen längst vorbereiteten Aufstand zum wirklichen Ausbruch brachte. — In die Darstellung des Aufstandes selbst geht der ungenannte Verfasser der vorliegenden Schrift nicht mehr ein; sie wird erst spät und aus naheliegenden Gründen immer nur höchst lückenhaft gegeben werden können. Um so schätzenswerther aber ist der Beitrag, den wir hier zur Kenntniß der Genesis des polnischen Aufstandes empfangen haben. H. P.

Correspondenz.

Aus Wien.

Anfang November 1865.

E. C. Es ist ziemlich lange her, daß ich Ihnen nicht geschrieben. Was sollte man auch aus Wien berichten? Seit der Ueberraschung, die uns das Manifest vom 20. Sept. bereitete, haben wir Deutschösterreicher so ziemlich die Sprache verloren und knurren ganz in der Stille, bis die einberufenen Landtage den Mund öffnen und einen energischen Protest gegen ihre Competenz in Verfassungsangelegenheiten aussprechen werden. Von

Digitized by Google

allen cisleithanischen Landtagen mit Ausnahme des böhmischen ist das gewiß, denn die hervorragenden Führer der deutschen Verfassungspartei, die unlängst in aller Stille in Wien versammelt waren, haben sich das Wort darauf gegeben. Selbst im böhmischen Landtage aber wird es harte Kämpfe setzen, und die Czechen sind einer festgeschlossenen Majorität keineswegs sicher. Als Wortführer der deutschen Partei im böhmischen Landtage wird wol Schmerling auftreten, und angesichts dieser Eventualität hat bereits Graf Belcredi, dem es darum zu thun sein muß, seinem frühern Gönner nicht Aug in Auge gegenüberzustehen, sein Mandat als böhmischer Landtagsabgeordneter in aller Eile niedergelegt. Auf den Landtagen, so will es das Ministerium Mailáth-Belcredi, soll das Schicksal Oesterreichs entschieden werden. Indem die Landtage sich incompetent erklären, entsteht eine moralische Nöthigung für die Regierung, den Reichsrath wieder einzuberufen, um so mehr, wenn sich das Gerücht bestätigt, daß das neue Anlehen gescheitert und Hr. v. Beke umsonst in allen europäischen Hauptstädten dem widerspenstigen Kapital nachgelaufen ist. Die Wiener sind jetzt gründlich von ihrer lächerlichen Vorliebe für fremde Nationalitäten geheilt; sie merken, daß ihnen das Wasser der föderalistischen Bewegung bis an den Hals steigt, und daß sie in Gefahr kommen, elendiglich darin zu ertrinken. Schuselka, der wohlbekannte Volksmann, candidirte, da er rehabilitirt ward, um seinen alten Sitz im niederösterreichischen Landtage für den neunten wiener Wahlbezirk. Dort, im Alsengrund und der Rossau, gab es sonst nicht einen einzigen Menschen, der nicht unbedingt auf jedes Wort Schuselka's geschworen hätte. Die Massen verehrten ihn wie einen Propheten, und er konnte lange Zeit mit Stolz von sich sagen, daß er der populärste Mann Oesterreichs sei. Als er zum ersten mal in der niederösterreichischen Landtag gewählt ward, wagte ihm gar kein Gegencandidat die Stimmen der Wähler streitig zu machen. Und jetzt sieht sich Schuselka genöthigt, in demselben Wahlbezirk von der Candidatur freiwillig zurückzutreten, um einer eclatanten Niederlage vorzubeugen. Indem er das föderalistische Programm des am Ruder befindlichen Ministeriums adoptirte, hat er alle seine Popularität vernichtet. So deutlich und entschieden spricht die Volksstimme nicht oft, und hinter Wien steht, festgeschlossen und einmüthigen Sinnes, der Kern der Monarchie, die ganze deutsche Bevölkerung Oesterreichs.

In Ungarn herrscht indessen großer Jubel und die Wahlbewegung. Letztere hat dieselben charakteristischen Merkmale an sich wie in England und Amerika: man schreit und tollt, man betrinkt und prügelt sich und manchmal schlägt man sich auch todt. Was das Todtschlagen betrifft, so darf man das, wie unlängst ein ungarisches Blatt sagte, bei einem heißblütigen Volke nicht so genau nehmen. Vielleicht sollte man dieselbe Maxime den ungarischen Forderungen gegenüber beobachten. Die gemäßigten Führer sind bereits vollständig überflügelt, Deák wird als eine Ehrfurcht gebietende Antiquität behandelt, die Beschlußpartei von 1861 und noch extremere Elemente geben den Ton an. (?) Die Forderung eines eigenen Ministeriums tritt bereits in den Vordergrund, wahrscheinlich stellt sie auch der Landtag voran. Damit ist das Vorspiel von 1848 neu in Scene gesetzt.

Digitized by Google

Nur eine einzige Menschenklasse freut sich des ganzen Wirrwarrs (der „großen Staatsconfusion", sagt der berliner „Socialdemokrat") und genießt die Früchte desselben mit sichtlicher Behaglichkeit. Es sind das die Mitarbeiter der hier erscheinenden ungarischen Blätter — ob in deutscher oder ungarischer Sprache thut nichts zur Sache. Hervorragend ist unter diesen durch ihre intimen Beziehungen zu den leitenden Staatsmännern und der ganzen Partei der ungarischen „Altconservativen" — von denen im Lande selbst kein Mensch etwas wissen will — durch die Heftigkeit ihrer Sprache und die Rücksichtslosigkeit ihrer Angriffe, die „Debatte". Das Blatt ist ein Rattenkönig von „Redactionsungarn". Diese besondere Species von Journalisten entstand mit dem Octoberdiplom. Der ungarische Landtag ward einberufen, die ungarischen Zeitungen mußten benutzt und berücksichtigt werden, kein Mensch aber in der wiener Journalistik verstand ungarisch. Da zog mancher hoffnungsvolle Jüngling von zweifelhaften ungarischen Sprachkenntnissen und ebenso zweifelhafter deutscher Bildung aus Pressburgs gesegneten, gänsereichen Fluren gen Wien, kaufte sich einen Schnürrock, eine enge violete Hose mit Schnüren und eine gelbe Weste mit Schnüren, stülpte den Kalpak mit der Adlerfeder auf sein morgenländisch schwarzes Haar und trug sich der nächstbesten Redaction als Uebersetzer aus dem Ungarischen an. Man brauchte ihn, und ließ er zuweilen Enten fliegen, so dachte man, er sei eben von seiner Heimat her an die Geflügelzucht gewöhnt. In jedem Bureau aber hieß es, sobald der papagaiartig ausstaffirte Mitarbeiter den Kopf zur Thür hereinsteckte: Da kommt der Redactionsungar! Aber die Zeit steht nicht still, und die Redactionsungarn waren die Vorläufer großer Ereignisse. Nach ihnen kamen die Hofungarn und sie wuchsen und wurden mächtig im Lande. Unter dem Schutze der Hofungarn aber und mit deren Unterstützung thaten sich einige der verwegensten Redactionsungarn zusammen, und es erschien die „Debatte". Hauptaufgabe des Blattes ist, den Wienern und den Deutschösterreichern überhaupt täglich einige Sottisen zu sagen. Wenn in Pesth, wo jedenfalls weit mehr Deutsche wohnen als Ungarn in Wien, ein deutsches Blatt sich unterstehen würde, in solcher Weise über ungarisches Wesen abzusprechen, so würde dem Redacteur niemand die Fensterscheiben, ja nicht einmal die Haut versichern. Wir aber, wir sind die „guten wiener Kinder", wie uns die „Debatte" höhnisch nennt, und jedenfalls gebildeter und civilisirter als unsere Reichsgenossen jenseit der Leitha.

Nicht unglücklicher konnte der Augenblick gewählt sein für die Enthüllungsfeier des dem Prinzen Eugen von Savoyen auf dem äußern Burgplatz errichteten Monuments, welche am 18. Oct. stattfand. Sie bot einen schneidenden Contrast zur gegenwärtigen Lage des Staats.

Auch das Monument selbst findet wenig Beifall. Das Pferd ist entsetzlich plump und die Last der ganzen Statue ruht auf dem Schwanze desselben. Deshalb hat Fernkorn dem Rossschweife eine so riesenhafte Breite und Dicke geben müssen, daß der Beschauer im ersten Moment gar nicht weiß, was er aus dieser kolossalen Haarsäule machen soll. Wenn man solcher Auskunftsmittel bedarf, um ein springendes Pferd darzustellen, sollte man lieber die ruhige Haltung auf allen vier Beinen wählen. Monumentale Rosse dürfen keine Männchen machen.

Digitized by Google

Von den Theatern feierten nur zwei den Tag der Enthüllung: das Burg- und das Carltheater. In letzterm gab man ein Stück von Anton Langer, dem unermüdlichen, worin Zenta, Belgrad ꝛc. der Reihe nach figurirten und nebenbei eine etwas verspätete Reclame für das erste wiener Kaffeehaus gemacht ward. Für das Burgtheater hatte der Dichter der „Edda", J. Weilen, ein einactiges Lustspiel geschrieben unter dem Titel: „Der Tag von Oudenaarde". Die Geschichte war sehr kühn behandelt und die poetische Licenz weit ausgedehnt; aber dafür ist Weilen's Arbeit kein banales Gelegenheitsstück, sondern ein ganz hübsches Schauspiel, wenn auch etwas gar zu ernst und melancholisch für die Feier eines so siegreichen und schlachtenfrohen Helden. Die Lamentationen der zwanzig Jahre lang eingeschlossenen und von aller Welt abgeschiedenen Olympia Mancini, der Mutter Eugen's, wurden zudem bei der Aufführung von Frau Hebbel ganz ungebührlich breit und schleppend vorgetragen. Dagegen hat Weilen zwei prächtige Soldatenfiguren in dem Stückchen, die an die vortreffliche Zeichnung des Jan und Simplicius in der „Edda" erinnern. Der Erfolg war natürlich ein glänzender. Zugleich mit dem Festspiel Weilen's gab man ein neues Lustspiel des fruchtbaren prager Schriftstellers Julius Rosen: „Entweder—Oder." Das Stück hatte ursprünglich: „Ein schlechter Mensch" geheißen, welchen Titel man aber anstößig fand. Man wollte die Eugen-Feier nicht durch einen schlechten Menschen verherrlichen und alle Anzüglichkeiten vermeiden. So taufte man es also um und ließ den Helden alle Augenblicke sagen: Entweder—oder. Das Stück gab viel zu lachen; wenn Rosen auch mit unglaublicher Flüchtigkeit arbeitet und die Gebrechen unserer heutigen deutschen Lustspieldichtung in besonders hervorragender Weise theilt, hat er doch Mutterwitz und weiß eine Reihe komischer Situationen zu schaffen. Rosen ist gegenwärtig an allen wiener Bühnen zu finden, von denen man also sagen kann, sie seien auf Rosen gebettet. Ein neues Stückchen aus seiner Feder: „Ambo-Solo" wird im Josephstädter Theater gegeben werden, wo Director Fürst, der einstige Volkssänger, in den blau mit Silber decorirten Räumen seine neue Laufbahn seit einigen Wochen begonnen hat. Auch im Carltheater gibt man ein Stück von Rosen; kurz, Sigmund Schlesinger erwächst plötzlich eine gefährliche Concurrenz.

Die Oper hat mit „Flick und Flock" wieder einmal die Zeit, wo man von den Scenen vor der Kasse des Opernhauses sagen kann: Was rennt das Volk, was wälzt sich dort, durch — Kärntner- und Augustinerstraße brausend fort? Man stürmt das Haus, um den größten Nonsens zu sehen, der selbst im Ballet bisher möglich gewesen; „Flick und Flock" steht in dieser Beziehung würdig neben dem „Schafhaxl". Aber die schöne Ausstattung wirkt: die Städtebilder sind ganz reizend zu sehen, und die unterseeischen Scenen erheitern das Publikum. Das Allerkomischste ist aber wol, daß die Erscheinung Wiens durch die Melodie des „Mailüfterl" angezeigt wird. Wie idyllisch müssen unsere Zustände den Berlinern erscheinen, daß sie uns diese Melodie als Nationalhymne octroyirten! Wenn die Gasteiner Convention im Mai abgeschlossen worden wäre, dann hätte das „Mailüfterl" einen Sinn, so aber ist der Mai ein für uns ganz uninteressanter Monat. Im österreichischen Kalender sind bisjetzt vier Monate roth angestrichen: März und Februar, October und September. Je Paar und Paar gehört

Digitized by Google

zusammen, in der Politik wie im Kreislauf des Jahres. Und unser Trost mag unter allen fatalen Verhältnissen der gleiche wie jetzt sein: den September und October haben wir überstanden, der Februar und März werden kommen.

Notizen.

Den Schriften von Genast, Gotthardi, E. W. Weber über weimarische Theaterzustände unter Goethe's Leitung wird sich eine neue anschließen: „Theater-Memoiren", enthaltend Mittheilungen aus dem Künstlerleben des verstorbenen Schauspielers August Haake, der während seiner Lehrjahre an der weimarischen Bühne mit Goethe und Iffland in persönliche Beziehung kam. Der Ertrag des im Verlag von C. G. Kunze in Mainz erscheinenden Buchs ist zur Unterstützung der mittellos hinterlassenen hochbetagten Witwe des Verfassers bestimmt.

Im Verlage der Buchhandlung der Gebr. Spiod in Hamburg erscheint ein „Autographenalbum deutscher Dichter", welches dem Publikum um so willkommener sein wird, als sich unter diesen Handschriftproben auch einige bisher ungedruckte und neue Gedichte und Sinnsprüche finden. Die namhaftesten neuern Dichter: Friedrich Halm, Uhland, Bodenstedt u. a. sind vertreten. Rückschlüsse aus der Handschrift auf den Charakter zu machen, ist hier um so leichter, als die charakteristische Eigenthümlichkeit der einzelnen Dichter ja in ihren Dichtungen ausgeprägt vorliegt.

Franz Lubojatzky, dem die Lesewelt manchen anziehenden und interessanten Roman verdankt, hat ein Volksschauspiel in fünf Acten und einem Vorspiel verfaßt, das den Titel „Der Silberherr von Annaberg" führt und in der Mitte des 16. Jahrhunderts spielt.

Von Karl von Holtei's „Theaterstücken" wird eine neue Ausgabe in Format und Ausstattung wie die Gesammtausgabe seiner „Erzählenden Schriften" im Verlag von Eduard Trewendt in Breslau erscheinen.

Digitized by Google

Anzeigen.

Zugleich mit der englischen Ausgabe in London erschien soeben im Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena und Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Missionsreisen
in
SÜD-AFRIKA,
unternommen im Auftrage der englischen Regierung.

Forschungen
am
Zambesi und seinen Nebenflüssen
nebst Entdeckung
der Seen Shirwa und Nyassa
in den Jahren 1858 bis 1864.
Von
David und Ch. Livingstone.

Autorisirte vollständige, allein berechtigte Ausgabe für Deutschland.

Nebst einer Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt.

Zwei starke Bände. Gr. 8. Brosch. 5¾ Thlr.

„Der Hauptzweck dieser **„Neuen Missions-Reisen und Zambesi-Expeditionen"**, wie die von der königlichen Regierung ertheilten Instructionen ausdrücklich bestimmten, war, die schon erlangte Kenntniss über die Geographie sowie die Mineral- und Ackerbauquellen von Ost- und Mittelafrika zu erweitern — die Bekanntschaft mit den Einwohnern durch erlaubten Handelsverkehr und christliche Missionen zu vervollkommnen und sich zu bemühen, die Eingeborenen dahin zu bringen, dass sie sich industriellen Geschäften und der Bebauung ihrer Ländereien zuwenden, um Rohstoffe zu erzeugen, die gegen britische Manufacturwaaren nach England ausgeführt werden können. Man hofft, dass durch die Aufmunterung der Eingeborenen, sich mit der Entwickelung der Erwerbsquellen ihres Landes zu beschäftigen, ein bedeutender Schritt zur Ausrottung des Sklavenhandels und zur Civilisation gethan werde."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wolfram von Eschenbach, Parcival.

Rittergedicht. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten male übersetzt von **San-Marte** (Albert Schulz).

Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 20 Ngr.

Das Nibelungenlied
aus dem Mittelhochdeutschen neu übersetzt
von **Eduard Bürger.**

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 47.** 23. November 1865.

Inhalt: Goethe und Leipzig. (Frhr. von Biedermann, Goethe und Leipzig. Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule.) Von **Wilhelm Buchner.** I. II. — Zwei Arbeiterversammlungen in Leipzig. I. II. — Gedichte von **Karl Beck.** 1. Im Herbst. 2. Die letzte Stunde. — Correspondenz. (Aus dem Wupperthal. Aus Kiel.) — Notiz. — Anzeigen.

Goethe und Leipzig.

Goethe und Leipzig. Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule. Von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Zwei Theile. (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Von

Wilhelm Buchner.

I.

Ein großer Mann gleicht jenem Roß im Märchen, welches mit goldenem Gebiß und Huf dahinsprengt und seine Spur auf den Steinen zurückläßt, die es in raschem Fluge berührt. So auch Goethe. Tausende würden ungenannt und vergessen dahingehen, wenn nicht das herrliche Dichterroß an ihnen vorbei- und bisweilen auch recht unbarmherzig über sie hinweggebraust wäre, ihnen die Goldspur seiner eigenen Unsterblichkeit hinterlassend.

Dieser Gedanke tritt uns so recht nahe, wenn wir Goethe's Leben genauer betrachten. Strahlend in eigenem, nicht in erborgtem Glanze, geht der große Dichter durch seine Zeit, ein langes, an Arbeit, an Freud und Leid reiches Leben hindurch. Als noch fast knabenhafter Studiosus der Rechte, als Doctor zu Frankfurt im Werthergewand, als der von Jugendlust und Dichterkraft überströmende Freund seines Fürsten zu

Digitized by Google

Weimar, als ernster gereifter Mann, als mehr und mehr verklärender Greis, auf jeder Stufe seines Lebens, an jeder Stelle, wohin sein unstetes Geschick ihn verschlug, in jedem kleinsten oder größten Kreise, überall ist er der erste, derjenige, vor dessen geistiger Ueberlegenheit alle sich beugen, derjenige, der jeden, welcher in seine Lichtatmosphäre tritt, mit einem vollen Strahle seines Glanzes vergoldet. Nicht zufrieden, den innern und äußern Wandlungen des Weltdichters nachzuforschen, folgt das Auge des Kundigen auch dem verschlungenen und rasch verblaßten Gange der Irrsterne, welche dieser Sonne sich nahen; und wie viele mögen ihrer gewesen sein in dem Leben eines Mannes, der nicht nur der größten einer ist, dem es auch vergönnt war, wie Nestor drei Menschenalter zu sehen!

Besonders geeignet, dem Gesagten als Erläuterung zu dienen, erscheint das obengenannte Werk. Es gehört zu der großen Zahl jener verdienstvollen Goethe-Schriften, welche sich die Aufgabe stellen, einen abgesonderten Zeitraum seines Lebens zu beleuchten, das vereinzelt Mitgetheilte zusammenzuordnen, das Lückenhafte zu ergänzen und uns so eine eingehendere Kenntniß irgendeiner Entwickelungsstufe dieses reichen Lebens zu vollerer Anschauung zu bringen. Und dieses ist ein großes Verdienst; denn es handelt sich nicht um genauere Kenntniß einzelner noch so bedeutsamer Lebensverhältnisse Goethe's des Menschen, sondern um das vollständige Verständniß des Dichters. Bei keinem deutschen Dichter ist das Gedicht so sehr wie bei Goethe die Blüte des Augenblicks, das nothwendige Ergebniß einer Stimmung, der volle Erguß einer wahren Leidenschaft, oder auch das Denkmal einer Reinigung und Büßung. Und insofern jede Goethe'sche Dichtung ihre beste Erläuterung findet in dem Augenblick, welcher sie entstehen ließ, ist jede Aufklärung über Goethe's Leben, über seine mit tausend Wurzelfasern nach allen Seiten hinausgreifende Thätigkeit zugleich ein Beitrag zum reifern Verständniß des Dichters.

Am 19. October 1865 waren es hundert Jahre, daß Goethe als Bürger der leipziger Hochschule eingeschrieben ward, und so ist es nur naturgemäß, wenn dieser Gedenktag des ersten Eintretens unsers Dichters in die Welt nicht vorüberging ohne eine eingehende Beleuchtung der drei akademischen Jahre, welche Goethe in dem Klein-Paris zubrachte. Denn was darüber bekannt war, dessen ist nicht eben viel. Goethe selbst hat in „Dichtung und Wahrheit" jene Studienzeit geschildert, als sie bereits über vierzig Jahre hinter ihm lag, mit der überlegenen Ruhe und der Klarheit des alternden gereiften Mannes, welcher auf den holden Wahnsinn der vielbewegten Jugend hinblickt wie auf längstvertrocknete Blumen, längstverblichene Bänder, an die sich eine Fülle der glücklichsten Erinnerungen knüpft — aber auch das heißeste Herz

Digitized by Google

wird kühl, und auch das edelste Dichterhaupt wird grau. Einen bei weitem ursprünglichern Eindruck gewähren die von Otto Jahn herausgegebenen Briefe Goethe's an die leipziger Freunde, in welchen der junge Dichter mit aller seiner Lebenslust, seinem genialen Uebermuth vor uns lebendig aufersteht; Jahn hat dieselben mit einem vortrefflich zusammenfassenden Vorworte begleitet. Nehmen wir dazu noch die älteste Sammlung jener Lieder, die, von Breitkopf in Musik gesetzt, ohne des Dichters Namen 1770 erschienen, so möchte, abgesehen von diesen oder jenen einzelnen Veröffentlichungen, mit diesen drei Werken so ziemlich alles erschöpft sein, was über Goethe's äußeres und inneres Leben in den drei Jahren seines leipziger Aufenthalts nähere Kunde gibt. Daß der Verfasser die auf solche Weise vereinzelten Mittheilungen in ein rundes Bild zusammengeordnet, die in Goethe's Lebenskreis eintretenden Gestalten genauerer Betrachtung gewürdigt und uns damit eine Gesammtdarstellung seiner Studienzeit geboten hat, wie sie sich mit den vorhandenen Mitteln eben gestalten ließ, kann nur erfreulich und werthvoll genannt werden. Es ist selbstverständlich, daß Goethe's eigene Aufzeichnungen in „Dichtung und Wahrheit" allezeit Hauptquelle bleiben, und daß sie an ihrer Stelle, soweit als erforderlich, wörtlich eingeschaltet wurden.

Der Sohn eines vermögenden und geachteten, mit manchen Patricierfamilien der alten Reichsstadt verschwägerten und befreundeten Hauses, durch die wunderliche Erziehungsweise eines ernsten, etwas pedantischen Vaters mehr mannichfach als gründlich vorgebildet, ein hochbegabter, verwöhnter, ungeachtet aller Strenge des väterlichen Hauses schon durch mancherlei Irrungen hindurchgegangener Jüngling von eben sechzehn Jahren, so zog Goethe im Herbst 1765 aus Frankfurt hinaus mit der heimlichen Freude eines Gefangenen, der seine Ketten abgelöst und die Kerkergitter bald durchgefeilt hat. Rechtsgelehrter sollte er werden und hatte dazu schon unter des Vaters Leitung mannichfache Vorarbeiten gemacht, welche wol kraus und bunt mit allerlei Liedern, dramatischen Entwürfen und ähnlichen wundersamen Erstlingswerken des jungen Dichtergenius in den großen Reisekoffer gepackt waren, welcher sich hinten an der Kutsche aufgeschnallt befand. Es erging dem blutjungen Studiosen wie unzähligen andern vor und nach ihm: Beschäftigung mit der Dichtkunst, Erlernung der bildenden Künste, Erforschung des Alterthums, in welchem jene wurzelten, das waren seine Träume statt der Studien von Institutionen und Pandekten, Kirchen- und Lehnrecht, wie der zukünftige Dr. jur. und kaiserliche Rath sie nöthig und der gewissenhafte Vater sie vorgezeichnet hatte. Und mit diesem selbstgeschaffenen Studienplan im Kopfe traf er in Leipzig ein, der Stadt, wo Gottsched die Neugestaltung des deutschen Schriftwesens begonnen, wo zwanzig

Digitized by Google

Jahre zuvor Lessing seine ersten Stücke aufgeführt, und eine der besten deutschen Schauspielergesellschaften ihren Sitz hatte, wo Gellert lehrte und dichtete, in Leipzig, dem geistigen Mittelpunkte des Sachsenlandes, welches seit langen Jahrzehnten sich im fast ungestörten Alleinbesitz der literarischen Betriebsamkeit erhalten hatte. Es war die elegante Hochschule des 18. Jahrhunderts. Die zahlreichen vermögenden und vornehmen Studirenden mit ihren Hofmeistern überstrahlten die misera plebs der armen Berufsstudenten; der rohe Rauf- und Kneipcomment der kleinen Universitäten, wo der Philister um des lieben Geldes willen Art und Unart der flotten Bursche geduldig trug, war hier unbekannt; der Verkehr mit einem reichen und theilweise sehr gebildeten Bürgerstande nöthigte zu feinerer Sitte; kurz, sagt Frosch:

Mein Leipzig lob' ich mir!
Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute!

So gern Goethe ursprünglich die aufblühende göttinger Hochschule bezogen hätte, er fand doch alsbald in Leipzig so manche Aehnlichkeit mit der eigenen Vaterstadt, er fühlte sich so wohl im Genusse der feinern und freiern Geselligkeit, in dem Aufhören der bisher erfahrenen Beaufsichtigung, der ganze Ton der Hochschule entsprach so sympathisch seiner bei allen Auswüchsen der Genialität doch im Grunde allezeit feinfühligen dünnschaligen Natur. Er lebte, wie er schon zwei Tage nach der Inscription an seinen in Frankfurt zurückgebliebenen Freund Riese schreibt:

So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich freiheitathmend wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittichen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen!

Aber freilich heißt es gleich darauf: „Ich brauche Kunst, um fleißig zu sein. In Gesellschaften, Concert, Comödie, bei Gastereyen, Abendessen, Spazierfahrten soviel es um diese Zeit angeht. Ja! das geht köstlich! Aber auch köstlich kostspielig. Zum Henker, das fühlt mein Beutel. Halt! rettet! haltet auf! Siehst du sie nicht mehr fliegen? Da marschirten zwei Louisdor. Helft! Da ging einer. Himmel! schon wieder ein paar. Groschen die sind hier, wie Kreuzer bei euch draußen im Reiche."

Es mag wol gestattet sein, ab und zu, wenn unser Gewährsmann eine Mittheilung bringt, welche neu oder doch nicht besonders bekannt ist, dieselbe einzustreuen. Leipzig besaß damals, und noch bis 1830, die uralte, von der Gründung im Jahre 1409 herrührende Eintheilung der Studirenden in vier Nationen, die sächsische, die meißnische, die bairische und die polnische. Goethe wurde als Frankfurter eingeschrieben

Digitized by Google

in die bairische Nation, zu welcher „Ost- und Westfranken, Baiern, Schwaben, Oesterreich, die Ober- und Niederpfalz, der Oberrhein, Mainz, Hessen, die Wetterau, Brabant, Lothringen, Elsaß, die Schweiz, Tirol, Kärnten, Steiermark, Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, England, Schottland und Irland" gehörten. Man wird sich in München freuen, dies zu vernehmen, denn es ist damit eine neue „bairische" Größe gefunden, der man ein Denkmal errichten kann, so ähnlich etwa, wie die patria zu Warschau dem deutschen Kopernicus ein Denkmal stiftete, weil er zu Krakau unter die polnische Nation eingeschrieben ward.

Werfen wir einen genauern Blick auf Goethe's eigene Schilderung seiner leipziger Studienjahre, so fühlen wir uns unwillkürlich zu der Ueberzeugung hingedrängt, daß dieselbe doch nur ein verblaßtes farbloses Bild bietet. Und zwar, scheint es uns, nicht blos deshalb, weil dem Greise jene Zeit fern und fremd zurücklag — hat er ja doch seine strasburger Zeit, die frankfurter Strebejahre mit der ganzen Lebensfrische eines jungen Dichters vor uns hingestellt. Der Grund dieser Farb- und Gestaltlosigkeit scheint ein anderer zu sein: Goethe selbst war noch einerseits zu jung und unreif, andererseits hatte er bereits zu sehr in manche Schattenfalten des Lebens geblickt, um das studentische Leben mit jener harmlosen Unmittelbarkeit zu genießen, welche die Schilderung der Studienzeit auch untergeordneter Geister vielfach so anziehend macht. Und dazu trug das ganze „galante", allem Genialen, Losgebundenen abholde Wesen des leipziger Lebens noch mehr bei. Ich denke dagegen z. B. an das Treiben des göttinger Hainbundes, wie es uns aus Voß' Briefwechsel so ursprünglich entgegentritt. Es waren arme hungerige Studiosen der Theologie, die braven Hainbündler, festgenagelt an den Arbeitstisch, Stunden gebend und übersetzend, um heute die paar Groschen zu verdienen, mit denen sie morgen ihren Mittagstisch bezahlen müssen; und wenn dann ein Sonnenblick auf sie fällt, wenn Klopstock's Geburtstag mit Rosen und Rheinwein gefeiert wird, wenn ein Spaziergang zur dicken Milch sie hinausführt in den Dorfgarten und der Vollmond sie zu den feurigsten Empfindungen der Religion, der Vaterlandsliebe, der Freundschaft entzündet, dann erwachen diese fast verkümmerten jungen Männer — denn sie waren ihre 22—24 Jahre alt — zu jenem unbeschreiblichen, aus „der Luft der Lieder, der Waffen und der Liebe", um ein Wort Arndt's zu gebrauchen, gemischten Freiheits- und Wonnegefühl, welches die deutsche Studentenzeit jedem so unvergeßlich macht, der sie in diesem Sinne genossen. Es ist dieser im Leben nie wiederkehrende Gegensatz zwischen ernster angestrengter Arbeit und toller Losgebundenheit, zwischen den oft allerbescheidensten Lebensverhältnissen und dem urbehaglichen Genuß auch des Unbedeutenden,

Digitized by Google

das herrliche Bewußtsein, sich in jeder Hinsicht frei zu fühlen, frei nicht blos von dem sanften oder harten Zwange des Aelternhauses und der Schule, auch der alltäglichen Sitte und Meinung, das Gefühl, wenigstens strebend nach den tiefsten Gründen des Wissens schürfen, wie nach den sternengleich fernsten Lebenshoffnungen greifen zu dürfen, unbekümmert, ob jene und diese erreicht werden — aber erschwärmt werden sie doch. Wer solches wahrhaft erlebt, kann eigentlich niemals wahrhaft alt werden.

Und in diesem Sinne war Goethe's leipziger Studienzeit farb- und gestaltlos wie die so vieler, welche aus dem Aelternhause sofort in das Treiben einer großstädtischen Hochschule übergehen. Goethe kannte nie jene Dürftigkeit, welche auch den harmlos unbedeutenden Genuß vergoldet; all das harte Ringen mit dem Schicksal, welches einem Lessing, Winckelmann, Herder, Schiller, Jean Paul geboten war, blieb ihm, dem verwöhnten einzigen Sohne eines reichen Hauses, erspart; jenes selige Hangen und Bangen der ersten Liebeszeit, welches nach Besitz so wenig begehrt als nach den Sternen, blieb ihm fremd, denn er konnte 1767 mit leichter Umgestaltung eines Gleim'schen Liedchens singen:

Ja, ich bin wirklich reich! Ich habe
Das göttliche Geschenk, die Gabe,
Mit Wenigem vergnügt zu sein,
Ein Mädchen willig, mich zu küssen,
Der Freunde viel, ein gut Gewissen,
Und täglich eine Flasche Wein!

Goethe hatte einen guten Tisch, ging ins Weinhaus und in den Kuchengarten, trug allezeit einen feinen Rock, verkehrte in feiner Gesellschaft; die Wissenschaft treibt er mit jenem behaglichen, alles versuchenden Dilettantismus eines Menschen, der kein Brotstudium nöthig hat und sich jeden künstlerischen Seitenweg gestatten darf; kurz, der sechzehnjährige frankfurter Patriciersohn ist ein Musterbild des vornehmen leipziger Studenten von 1765. Und so ist es, um zu dem Ausgangspunkt zurückzukehren, kein Wunder, daß die Schilderung jenes großstädtischen dilettantisch genießenden, von einem tiefern Gehalte noch nicht angefüllten Lebens farblos blieb. Schrieb ja doch Herder noch 1771 seiner Braut von Strasburg aus über den jungen Freund, welcher unterdeß durch die Schule der Zeit und der Leiden vertieft war: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat", nannte er ihn wegen seines unruhigen, aufgeregten, geistreich spielenden und abspringenden Wesens noch Jahr und Tag den „Specht". Und soll er, der 1765 noch fast ein Knabe war, bei allen seinen wundervollen Gaben nicht dieses Wesen in ungleich höherm Grade gehabt haben? Ganz gewiß, und auch ganz naturgemäß nach

Digitized by Google

seinem Alter und Lebensgange. Und so könnte man sicherlich der Darstellung von Goethe's leipziger Studienzeit das Motto von Herder geben, welches überall unsichtbar zwischen den Zeilen seiner Briefe wie seiner Denkwürdigkeiten herum tanzt: Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig.

Wie Goethe's selbstgebauter Studien- und Lebensplan an den verständigen Gründen des Böhme'schen Ehepaars, welchem der junge Studiosus empfohlen war, anfangs scheitern zu wollen schien, dann aber doch wieder aufgenommen ward und sich schließlich in ein haltloses Allesversuchen zerfaserte, das ist bekannt genug, und es sind daran sicherlich zum geringsten Theile die köstlichen Pfannenkuchen der Fastnachtszeit von 1766 schuld gewesen. Daß es so geschehen, kann uns im Grunde nicht sonderlich wundernehmen. Einestheils entsprach die Vortragsweise auch der gefeiertsten Gelehrten nicht den Bedürfnissen eines jungen Feuergeistes wie Goethe, keiner vermochte ihn anzuziehen und zu fesseln; andererseits lag diese Vielseitigkeit, dieses theilnahmvolle Hinübergreifen auf alle Gebiete der Wissenschaft und Kunst so sehr in Goethe's innerster Natur, daß er lebenslang etwas von diesem wol auch etwas in Zerfahrenheit ausschreitenden Wesen des leipziger Studenten bewahrt hat. Und so hörte er philosophische und wissenschaftliche Vorlesungen, Weltgeschichte und Physik, besuchte des frommen Gellert Sittenlehre und deutsche Stilübungen — wann und in welcher Folge diese und andere Collegien, darüber theilt er uns selbst nichts mit. Er zierte nach einer ihm auch später getreu gebliebenen Sitte den Rand seiner Collegienhefte mit spaßhaften Bilderchen; er fing dies und jenes an, um es rasch fallen zu lassen. Nicht zu bezweifeln scheint, daß ebenso wol die physikalischen Vorträge des Professors Winckler als die Tischunterhaltungen der Mediciner bei Professor Ludwig zu der in der Folge sich mehr und mehr entwickelnden Vorliebe Goethe's für die Naturwissenschaften beitrugen.

Eine gelegentliche Bemerkung sei hier über Gellert gestattet. Es ist gewiß bezeichnend für den Grad der damaligen allgemeinen Bildung, daß die Anfertigung von deutschen Arbeiten ein Gegenstand des Unterrichts für die Hochschulen war, daß dieselben schulmäßig mit rother Tinte nachgebessert und in dem Collegium durchgesprochen wurden. Goethe pflegte in jenem Schöpferdrange, welcher ihn schon seit seiner Knabenzeit alles in künstlerisch wohlgerundeter Form zu gestalten zwang, seinen Aufsätzen einen kleinen Roman zu Grunde zu legen, den er in Briefen ausführte; ein ansprechendes Bruchstück eines solchen ist auf S. 62 unsers Buches mitgetheilt. Prüfen wir dasselbe, so liegt freilich nahe, daß Gellert in seiner vorwiegend moralisirenden Richtung mit dem sonderbaren geistreich schwärmenden Menschen nichts anzufangen

Digitized by Google

wußte; hat doch der Erguß des siebzehnjährigen Jünglings bereits ganz das Gepräge jener Leidenschaftlichkeit, jenes Ringens mit dem Leben und seinen Räthseln wie später der Werther. Was sollte Gellert mit diesem Strome heißflüssiger Lava machen, Gellert, welcher das klare kühle Wasser populärer Sittenlehre wünschte? In einem andern aber hatte Gellert völlig recht; von der Poesie pflegte er abzumahnen, er wünschte nur prosaische Aufsätze und beurtheilte auch diese immer zuerst. Die Verse behandelte er als eine traurige Zugabe. Gellert hatte recht, daß er jene in Reime gebrachte Schönseeligkeit, welche begabte Jünglinge so leicht ins Gestaltlose führt, nicht begünstigte, sondern sie vermahnte zur Zusammenraffung, zur Arbeit, wie die Prosa sie gebietet. Die Hochschule ist eben nicht da für die Genies, die ihren Weg allein suchen mögen, sondern für uns andere gewöhnliche Menschen; allerdings hätte ein Mann mit weiterm Blick in dem jungen Goethe den Genius entdeckt. Daß Gellert auf eine reinliche, schöne Handschrift seiner Schüler große Stücke hielt und sie sogar als Bildungsmittel einer guten Schreibart empfahl, trug unserm Dichter auch insofern Frucht, als er unter dieser Anregung die nachlässige Schrift seiner ersten leipziger Briefe rasch in jene stolze sichere Handschrift umgestaltete, welche ihm bis an die Schwelle des Grabes getreu blieb.

Daß einem so gewaltigen, an seiner Klärung so mächtig arbeitenden Geiste, wie Goethe es war, der Kampf um seine tiefsten religiösen Ueberzeugungen nicht erspart blieb, daß er zwischen Glauben und Erfahrung unstet hin- und herschwankte und den sichern Boden suchte, ist naturgemäß, nicht ein Zeugniß gegen, sondern nur ein Zeugniß für die allezeit ernste religiöse Richtung seiner tiefgegründeten Natur. Der Verfasser unsers Buches macht hierbei eine uns so treffend erscheinende Bemerkung, daß dieselbe hier wol eine Stelle verdient. „Man hat", spricht er, „Goethe vielfach das Schwanken in Glaubenssachen, welches sich auch weiterhin aus den verschiedenen im Laufe seines Lebens gethanen Aeußerungen kundgibt, zum Vorwurf gemacht, ja nach mancher derselben hat man ihn einen Heiden nennen zu dürfen geglaubt. Die Angreifer überlegen aber nicht, daß ein zeitlebens rastlos strebender Geist wie der seine in diesem Gebiete, seiner Unendlichkeit nach, niemals zum Abschlusse kommen, und sich ebenso wenig zu einem entsagenden Glauben, als dem Ende alles Wissens und Forschens, verstehen konnte, solange er neue Aussichten von dem immer wachsenden Standpunkte seiner Kenntnisse aus in das Reich der Ewigkeit gewann und zu neuen Ansichten darüber durch die aus den Gesetzen der sittlichen Welt gezogenen Schlüsse gelangte. Goethe war dabei nicht nur im allgemeinen religiös und gottergeben, sondern er war auch wahrhaftiger Christ, und dies nicht erst, wie gewisse heilsorgliche Leute ein-

Digitized by Google

deckt zu haben wähnen, als hohes Alter ihn dringender an den Tod mahnte, sondern auf allen Altersstufen. Zwar verstand er die Auserwählten beinahe ebenso wenig als sie ihn, aber wenn er gegen frömmelnde Rechtgläubigkeit sich bisweilen schroff aussprach, so geschah es doch nur im Unwillen über jene Gesinnung, welche auf ihre Beschränktheit stolz, in deren Erkenntniß aber darauf bedacht ist, ihren leichten Erwerb auf Kosten der Freiheit und Entwickelung des Geistes ängstlich vor jedem Abbruch zu wahren; es geschah aus seinem lebenslangen Haß gegen Schlaffheit, Selbstgenügen und Ueberhebung."

Der bildenden Kunst war Goethe zeitlebens innig zugethan, obschon er schmerzlich empfand, daß er trotz aller Bemühungen es darin nicht über den Liebhaber hinausbrachte. Er hatte die Kunstliebe vom Vater geerbt, früh sich an Bildersammlungen und eigenen Versuchen des Zeichnens erfreut, und so mußte er es als ein besonderes Glück betrachten, daß zu Leipzig ihm der Unterricht Friedrich Oeser's, des Directors der Malerakademie, zutheil werden konnte. Oeser war ein Mann von Geist und Geschmack, hatte aber selbst etwas von einem Dilettanten an sich, sodaß er zum Unterrichten von Anfängern nicht eben besonders geeignet erschien, denn der Anfänger braucht gewissenhafte Schule, strengen Hinweis auf die Natur; das andere wird dem Tüchtigen und Fleißigen von selbst zufallen. Offenbar war indessen Oeser's Absicht, an seinen Privatschülern, die doch nicht Künstler werden sollten, nur die Einsicht und den Geschmack zu bilden und sie mit den Erfordernissen eines Kunstwerks bekannt zu machen, ohne gerade zu verlangen, daß sie selbst es hervorbringen sollten. Da nun aber der Fleiß damals Goethe's Sache nicht war und ihm nur das Vergnügen machte, was ihm anflog, so wurde er nach und nach wo nicht lässig, doch mismuthig, und weil die Kenntniß bequemer ist als das Thun, so ließ er sich gefallen, wohin Oeser nach seiner Weise ihn zu führen gedachte. Wol nicht allbekannt ist, daß Goethe damals auch mit Karl August Freiherrn von Hardenberg, dem nachmals so berühmten preußischen Staatsmann, Oeser's Unterricht genoß; er schickt ihm später brieflich seinen Gruß.

Unter Oeser's Anregung studirte Goethe die Kunstschriften von Lessing und Winckelmann, Lippert's Daktyliothek u. a. Er knüpfte Bekanntschaften an mit den reichen Kunstsammlern von Leipzig, sah ihre Bilder und Kupferstiche durch, machte zur Betrachtung der dresdner Galerie den damals nicht eben bequemen Ausflug nach der Hauptstadt, und wie er denn, einem vergnüglichen Spaziergänger gleich, nicht gern einen Seitenweg, der Abwechselung und Unterhaltung versprach, unbetreten ließ, so versuchte er sich selbst im Kupferätzen, worin Johann Michael Stock sein Lehrer war, dessen zweite Tochter Minna nachher die Gattin von Schiller's Herzensfreund Körner, die Mutter Theodor

Digitized by Google

Körner's wurde. Es sind zwei dieser radirten Blätter vorhanden, das eine gewidmet „à Monsieur Goethe Conseiller Actuel de S. M. Imperiale par son fils tres obeissant", das andere in ähnlicher Art Goethe's Freunde und Studiengenossen, dem nachmaligen Bürgermeister Hermann, in dessen Weise auf Papier mit schwarzer und weißer Kreide er gar manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser nachzubilden und dabei immer sehnsüchtig seinen Grillen nachzuhängen pflegte. Die Blätter sind wol sehr selten geworden. Das erste derselben gehört zu meinen frühesten Erinnerungen: ein kleiner Wasserfall, ein Bergabhang und Bäume, das Ganze etwas unklar, mit noch ziemlich ungeschickter Hand gezeichnet — und doch erinnere ich mich, wie der Gedanke: das hat Goethe gemacht, schon auf den Knaben eines großen Eindrucks nicht verfehlte. Zwischen solchen Arbeiten wurde auch manchmal, damit ja alles versucht würde, in Holz geschnitten; Goethe verfertigte verschiedene kleine Druckerstöcke nach französischen Mustern, so namentlich zu Etiketten für seinen täglichen Wirth, den Weinhändler Schönkopf, den Vater jenes Käthchen, welches in des Dichters Jugendgeschichte eine so bedeutende Rolle spielt; Jahn hat eins dieser artigen Blättchen, eine Radirung, wieder abgedruckt. Immerhin, so sehr auch auf diesem Gebiete Goethe's Lernen und Wirken sich zerfaserte, es war doch Leipzig, wo er, wenn auch die Zwecke seiner Familie, ja seine eigenen versäumend, dennoch sich in dem begründete, worin er die größte Zufriedenheit seines Lebens finden sollte, in der Kunst.

II.

Eine bei weitem geringere Anregung als in Bezug auf bildende Kunst empfing Goethe zu Leipzig hinsichtlich der Musik. Zwei gesellige Kreise waren es vornehmlich, in welchen er sich thätig bezeigte, indem er bald sang, bald Klavier oder Flöte spielte, bald Lieder für den Tonsatz dichtete, in dem Schönkopf'schen Hause und in dem des Buchhändlers Breitkopf. An jenes fesselte ihn die Neigung zu Käthchen, mit welcher er die jetzt längstvergessenen Lieder Zacharia's sang; die Söhne des Breitkopf'schen Hauses waren beide der Tonkunst ergeben; der ältere, Bernhard Theodor, setzte eine Anzahl der ersten Lieder Goethe's in Musik, das erste mal, daß der junge Dichter in die Welt trat, noch ohne seinen Namen zu nennen. Nachhaltig blieb indessen diese Anregung nicht. „Er hörte zwar auch später gern Musik, veranstaltete in Weimar häufig Concerte in seinem Hause, dichtete auch Opern, Singspiele, Oratorien, Cantaten und Lieder, über deren Intonsetzung er mit Musikern eingehend verhandelte; aber wie er selbst weiterhin ein Instrument zu spielen unterließ, so hat er sich wol auch

Digitized by Google

nur einmal — 1813 an dem In te, Domine, speravi — mit eigener Composition versucht, und blieb also in der Tonkunst immer nur Liebhaber im weitesten Sinne." Diese letzte Mittheilung unsers Gewährsmanns über einen Tonsatz Goethe's wird manchem Leser ebenso neu sein, wie sie es für den Berichterstatter war.

Daß die berühmte Bühne der Stadt auf die geistige und künstlerische Bildung des Dichters nicht ohne den größten Einfluß blieb, ist natürlich. Die Bedeutung Leipzigs für die Geschichte des deutschen Dramas ist jedem, welcher von Gottsched und der Neuberin, Lessing und Weiße vernommen hat, bekannt und ebenso, daß ein junger Mann mit gutem Wechsel nicht ein zukünftiger Bühnendichter zu sein braucht, um häufig ins Theater zu gehen. Goethe brachte von Frankfurt nach Leipzig ein bis zum fünften Act fertiges Trauerspiel „Belsazar" mit, welches, gegen die Lehre Gottsched's, in fünffüßigen Jamben abgefaßt war. Es ist ohne Zweifel bei dem ersten jener großen Autos de Fé,, in welchen der Dichter von Zeit zu Zeit mit der Vergangenheit abzurechnen pflegte, zu Leipzig selbst in Flammen aufgegangen. Was wir daran verloren haben, mögen wir ermessen nach den prachtvollen, an den edlen Schwung des Tasso erinnernden Versen, welche der siebzehnjährige Goethe 1766 an seinen Freund Riese schreibt, und in denen er dem Zweifel an seiner dichterischen Zukunft den ergreifendsten Ausdruck gibt:

Ganz andere Wünsche steigen jetzt als sonst,
Geliebter Freund, in meiner Brust herauf.
Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtung neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligthume weihten
Und nicht der Musen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Ach! du weißt, mein Freund,
Wie sehr ich — und gewiß mit Unrecht — glaubte,
Die Muse liebe mich und gäb' mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leier zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt' es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommner's käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um emporzurudern,
Und auch vielleicht mir von der Götter Hand
Niemals gegeben werden würden; doch
Glaubt' ich, ich hab' sie schon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel

Digitized by Google

Von meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah, und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhab'ner Flug,
Wie er mir schien, nichts war als das Bemüh'n
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen, und, wie der, hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor und windet sich,
Und ängstlich spannt er alle Nerven an,
Und bleibt am Staub; doch schnell entsteht ein Wind,
Der hebt den Staub in Wirbeln auf; den Wurm
Erhebt er in den Wirbeln auf. Der glaubt
Sich groß, dem Adler gleich, und jauchzet schon
Im Taumel. Doch auf einmal zieht der Wind
Den Odem ein, es sinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er, wie zuvor.

In Leipzig entstanden die beiden ersten Bühnenstücke Goethe's, das artige Schäferspiel „Die Laune des Verliebten", und das sehr unlustige Lustspiel „Die Mitschuldigen"; hier entstand, ein Beweis für den übermüthigen Humor des jungen Studenten, das witzige Preisgedicht auf den Kuchenbäcker Händel und zugleich Spottgedicht auf den Professor Clodius, der Vorläufer jener geistreich hingeworfenen satirischen Fastnachtsspiele und Possen, deren heiterer Uebermuth für die glückliche Stimmung der ersten frankfurter Jahre so bezeichnend ist. Doch machte jenes Spottgedicht auf Clodius sehr unliebsames Aufsehen, sogar in Dresden; daß die Polizei von den Studenten durchgeprügelt oder etliche Fenster eingeworfen wurden, das war nicht eben bedenklich; aber ein Professor der schönen Wissenschaften verspottet von einem Studenten, und dazu einem etwas lockern Genie, das war himmelschreiend. Goethe wurde als Verfasser des anstößigen Gedichts bekannt und als Händelmacher verschrien, ja der Umgang mit ihm wurde seinem Freunde Behrisch dermaßen zur Last gelegt, daß dieser Vorwurf einen Grund zur Entlassung desselben aus seiner Hofmeisterstelle abgab; Behrisch' Nachfolger erhielt strengen Befehl, sich nicht mit dem leichtfertigen Poeten in Verkehr einzulassen. War die ganze Geschichte ein redendes Zeugniß für die Kleinstädterei des Klein-Paris, so trägt ein anderes Theatererlebniß Goethe's entschieden das Gepräge der von Herder gerügten Spatzenmäßigkeit; der Berichterstatter begegnete der Geschichte hier zum ersten mal und manchem Leser wird sie nicht bekannt sein. Goethe traf einst im Schauspielhause den Studiosen der Theologie Bergmann aus Livland, einen kräftigen Jüngling und geschickten Fechter, mit andern jüngern Studiengenossen; zu seinen Bekannten sich wendend, sprach Goethe die geflügelten Worte: „Hier stinkt's nach Füchsen!" Kaum hatte er dieses gesprochen, so gab ihm Bergmann eine Ohrfeige; die Folge

Digitized by Google

war ein Zweikampf, bei welchem Goethe am Oberarm verwundet wurde. Es ist erklärlich, daß der alte Geheimrath für dieses Jugendabenteuer in „Dichtung und Wahrheit" keine passende Stelle fand.

Trägt Goethe's wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit in Leipzig ganz entschieden das Gepräge des Dilettantischen, so erscheint er dagegen in den Liedern, welche jenen heitern Jahren ihren Ursprung verdanken, ganz und gar als der einstige große Dichter. Sein innerstes Gefühl zeichnete ihm schon damals den Weg seiner künstlerischen Entwickelung vor; was er sonst auch thun und treiben mochte, diente immer seinen dichterischen Bestrebungen zur Grundlage und führte ihn unvermerkt zu ihnen zurück. Im höchsten Maße zeigen diese Lieder jenes eigenthümlich Goethe'sche Gepräge, der augenblicklichen Stimmung den ergreifendsten und sofort künstlerischen dauernd schönen Ausdruck zu geben. Gedichte, wie das später durch die zarteste Umgestaltung noch verschönerte „Hochzeitlied", wie „Das Lied an den Mond", „Glück der Liebe", „Unbeständigkeit", „Die Reliquie", „Das Glück", „Die Nacht", „Der Schmetterling" ꝛc. reihen sich getrost an die reizenden Dichtungen der sesenheimer und frankfurter Zeit. Goethe besaß zugleich in seinem Freunde Behrisch, jenem wunderlichen Gesellen, den er in „Dichtung und Wahrheit" mit so frischen Farben schildert, und auf dessen fernern Lebenslauf jenes durch des jungen Dichters Uebermuth hervorgerufene Misgeschick so bedeutsam und günstig einwirkte, den einsichtigsten Rathgeber, welcher unter allerlei seltsamen Possen, indem er selbst Goethe's erste Lieder in zierlichster Handschrift zusammenstellte, ihn von unzeitiger Veröffentlichung derselben abhielt. Goethe sah den Sonderling, welcher nach seiner Verabschiedung auf Gellert's Empfehlung Prinzenerzieher zu Dessau geworden war, zehn Jahre später wieder, nicht mehr der leichte leipziger Vogel, sondern ein gefeierter Dichter, ein Herzensfreund seines Fürsten; Behrisch aber ließ sich bei seinem Tode jene Liedersammlung, die er dem Freunde vor 40 Jahren so sorgsam abgeschrieben, in sein Grab mitgeben.

Die Liebe konnte einem jungen feurigen Dichtergemüth, das sich dem Leben so bereitwillig öffnete, in den Jahren der frischesten Entwickelung nicht fern bleiben, nur daß diesmal die Rollen etwas ausgetauscht erscheinen. Goethe, der in Fülle des Geistes, in Schönheit und Kraft des Leibes strahlende Jüngling, glich einer Flamme, in deren Lichtkreis die armen Mädchenherzen sich, blöden Nachtfaltern gleich, wie trunken hineinstürzten, um bisweilen mit kläglich versengten Schwingen niederzufallen. Anna Katharina, gekürzt Käthchen, die Tochter des Weinhändlers und Gastwirths Schönkopf — Aennchen nennt er sie in „Dichtung und Wahrheit" — das Mädchen, welches ihm täglich die Mittagskost bereitete, jeden Abend ihm seinen Wein reichte, nahm das Herz

Digitized by Google

des leichtentzündeten Dichters gefangen, welcher 2½ Jahre lang als täglicher Gast und bald auch als Hausfreund aus- und einging. Ein paar Jahre älter als Goethe, hübsch, munter, muthwillig und freundlich, war auch sie dem schönen jungen Manne wohlgeneigt, der so reizende Lieder dichtete, so anmuthig sang, mit so herrlicher Laune Lustspielchen aufführen half, bis er, bald im Uebermuth der Jugend, bald wieder gepeinigt durch das Bewußtsein, Käthchen nicht besitzen zu können, sie so lange und schmerzlich mit seinen tyrannischen und eifersüchtigen Grillen plagte, daß ihr Herz sich ihm entfremdete, nachdem sie das Unwesen eine Weile mit unglaublicher Geduld ertragen. Vergebens suchte Goethe die Schwergekränkte wiederzugewinnen; er hatte zum ersten mal mit einem edlen Frauenherzen gespielt und sein eigenes bei dem übermüthigen Zeitvertreib verwundet, daß es noch lange blutete. Käthchen Schönkopf ward die Braut eines andern; Goethe aber, die Wirkungslosigkeit seiner Bemühungen erkennend, stürmte in seinem Reuegefühl auf mancherlei unsinnige Weise in seine Gesundheit, und die Aufregung und verspätete Buße trug sicherlich nicht wenig bei zu dem heftigen Blutsturz, welcher ihn im Frühjahr 1768 überfiel und an den Rand des Grabes brachte, sodaß er, zwar gemüthlich heiterer, aber köperlich ernstlich leidend, mit trüber Seele an seinem 19. Geburtstage, den 28. Aug. 1768, die Heimreise zum Vater antrat, welcher wol nicht in rosigster Stimmung des heimkehrenden kränken Sohnes harren mochte.

Drei Jahre hatte Goethe in Leipzig verbracht, drei anscheinend nutzlose Jahre, und doch die des Uebergangs vom Knaben- zum Mannesalter, welche für die fernere Entwickelung eines jeden bedeutsam sind, um wie viel mehr für diejenige eines Genius wie Goethe. Und doch waren diese Jahre nicht verloren, so wenig als die Zeit verloren ist, deren die Pflanze bedarf, um ihre Wurzeln zu bilden und weithin im nährenden Erdreich zu verbreiten, ehe sie zu prächtiger Blüte in die Höhe schießt. Es waren die leipziger Jahre für Goethe die Zeit der geistigen Bewurzelung gewesen, die Jahre, in welchen er zum ersten mal, von der väterlichen Zucht frei, selbständig die Schwingen regte und nach allen Seiten die Fühlfäden seines alles versuchenden Geistes ausstreckte, an allen Wissenschaften kostete, sich in der Kunst versuchte, im Verkehr mit einer Menge bedeutender Menschen wie in den stürmischen Regungen seines eigenen Herzens die reiche Lebenserfahrung zu sammeln begann, welche neben der künstlerischen Schönheit seinen Dichtungen ihren ewigen Werth gibt. Er selbst, Faust-Goethe, konnte nun sprechen:

Habe nun, ach, Philosophie,
Juristerei und Medicin,
Und leider auch Theologie
Durchaus studirt mit heißem Bemüh'n.

Digitized by Google

Die tiefsten Tiefen der Erkenntniß hatte er zu ergründen sich bemüht: nach der Erde Lust hatte er mit durstiger Lippe getrachtet; die Stimme des Geistes, der stets verneint, hatte er in den Worten der Freunde, in dem eigenen Herzen vernommen. Goethe kehrte zurück, ein wunder Adler mit geknickten Flügeln, aber reich genug an Lebenskraft, um wieder zu genesen und den bitter erkauften Schatz der Erfahrung, deren Ergründung er so selbstquälerisch nachgestrebt, in die goldene Münze der Poesie umzuprägen.

Noch auf Eins läßt sich aufmerksam machen. Wie Käthchen Schönkopf, so waren auch die Freunde, mit welchen Goethe in jenen Jahren verkehrte, sämmtlich älter als er, Männer zum Theil, welche nachher in ehrenvoller und hochgeachteter Thätigkeit sich als trefflich bewährt haben. Das ist, auch wenn nicht seine von Kraft, Geist und Leidenschaft sprühenden Briefe vor uns lägen, auch wenn wir nicht den Dichter der „Iphigenie" und des „Faust" kennten, ein voller Beweis für die bei aller Zerfahrenheit überwältigende Bedeutsamkeit, bei allen Grillen und Geistessprüngen überwältigende Liebenswürdigkeit des jungen Mannes. „Er war", spricht Jahn, „in seinen Beschäftigungen unstet, schwankend, nie mit sich zufrieden; aber so entschieden war die Richtung seiner Natur, so stark das innerste Bedürfniß seiner Seele, daß er sich immer wieder auf die künstlerische Production hingeführt sah. Nicht minder wechselnd war seine Stimmung, bald ausgelassen lustig, bald selbstquälerisch verstimmt, bald übermüthig und neckisch, bald weich und theilnehmend, aber stets offenbarte sich die Ueberlegenheit einer tiefen und großen Natur, welche seine Umgebung, wie er sie auch verletzen und quälen mochte, immer wieder versöhnte und beherrschte." Wol mag er wenig schwarz auf weiß nach Hause getragen haben, wol ging manche schöne Stunde dahin in jenem Fensterschauen mit Behrisch, das er noch als Greis so behaglich schildert, mit dem Schnitzeln unbedeutender längstverlorener Holzstöcke, mit dem Zeichnen längstverwehter Blätter, mit Liebesqual und Selbstqual, mit jenem vielgeschäftigen Nichts, welches die Jugend oft so gern für etwas hält — und doch erscheint auch schon in Leipzig der Jüngling als der bedeutendste des Kreises, in dem er sich bewegt, und Hunderte, die mit ihm verkehrten, wol auch auf ihn herabsahen, den vorlauten, regellosen, sonderbaren Gesellen, sie wären längst vergessen, hätte ihr irres Geschick sie nicht auf kurze Frist in seine Nähe geführt. Denn

Es ist vortheilhaft, den Genius
Bewirthen; gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wider.

Digitized by Google

Auch nach Goethe's Weggang von Leipzig blieb er mit der Musenstadt an der Pleiße in steter Verbindung; aber eine nachhaltige Einwirkung auf sein Leben, Denken und Dichten hatten doch nur jene drei Studienjahre; und so ist es erklärlich, daß der erste Band unsers Werks entschieden die größere Theilnahme in Anspruch nimmt. Die zahlreichen Persönlichkeiten, welche während dieser Zeit an Goethe herantraten, Professoren, Künstler, Studiengenossen, Frauen ꝛc. finden an ihrer Stelle genauere Betrachtung; was sich an thatsächlichen Mittheilungen zu des Dichters eigenen Aufzeichnungen beifügen ließ, findet sich eingeordnet, sodaß das Buch einen umfassenden und interessanten Ueberblick gewährt über einen Zeitraum in Goethe's Leben, welcher für seine folgende Entwickelung von höchster Bedeutung war. Bedauern läßt sich, daß wir nicht durch genauere Angabe unterrichtet werden, woher die vereinzelten Notizen, die hier zusammengestellt erscheinen und die wir allerdings auf guten Glauben annehmen dürfen, entnommen sind: ein etwas philologisches Verfahren zwar, welches aber Jahn nicht verschmäht hat und das uns des sichern Bodens gewiß macht, auf welchem wir voranschreiten. Diese Mittheilungen hätten mit manchem minder Bedeutenden, mancher Notiz, welche den regelmäßigen Fortschritt unterbricht, eine ganz artige Anzahl von Anmerkungen gegeben, und es würde das Ganze dadurch an Uebersichtlichkeit gewonnen haben, besonders im zweiten Bande, welcher sich mit den fernern Beziehungen des Dichters zu Leipzig beschäftigt.

Hatte Goethe in Leipzig auch manchmal dieser Stadt Uebles nachgesagt und den Aufenthalt darin verwünscht, so fühlte er sich doch herzlich unglücklich, als er wieder in Frankfurt weilte und den Gegensatz der steifen Sitte, der altmodischen Bildung jener schwerfälligen Reichsstadt gegen das freiere, feinere Wesen Leipzigs und besonders der Leipzigerinnen, der liebenswürdigen Landsmänninnen der Minna von Barnhelm, erwog. Und je mehr ihm durch seine Krankheit aller Verkehr, besonders auch mit jungen Mädchen untersagt war, mit desto treuerer Anhänglichkeit unterhält er die schmerzlich liebe Verbindung mit Käthchen Schönkopf sowie die mit seiner mehr platonischen Freundin Friederike Oeser; die Liebe zu jener nagte ihm noch lange an der Seele, und der Schmerz um ihren Verlust bricht immer wieder durch die Heiterkeit hindurch, während die behagliche Redseligkeit der Briefe an Friederike zeigt, wie er an dieser mehr die eigenthümliche leipziger Eigenschaft des anmuthigen, heiter-geistreichen Verkehrs zu schätzen weiß. Seitdem Goethe nach Weimar übergesiedelt war, wird der Verkehr mit Leipzig auch wieder reger, wenn auch die eigentlich studentischen Beziehungen in den Hintergrund treten. Vornehmlich lebhaft war der briefliche und persönliche Verkehr mit Oeser. Goethe fuhr mit Herzog Karl

Digitized by Google

August öfters nach Dessau und berührte bei dieser Gelegenheit Leipzig; oder er besuchte mit jenem den Carneval, wie es damals Sitte war, sich ein paar vergnügte Tage zu machen; dabei fiel allezeit ein Besuch für den guten alten Oeser und die leipziger Kunstfreunde ab; Oeser seinerseits weilte gern und gern gesehen an dem jungen genialen weimarer Hofe. Das Theater ward eingerichtet, der Park geschmückt; da fehlte es nie an Aufträgen für den gefälligen Mann, sei es um Decorationen und Theaterleuchter oder Gartenbänke und bildnerischen Zierath, und mancher Gruß, manches Briefchen zog zwischen Leipzig und Weimar auf und ab. Die italienische Reise trug freilich unter andern Früchten auch die, daß Goethe, gereiftern Urtheils heimkehrend, Oeser's künstlerische Bedeutsamkeit minder hoch zu schätzen geneigt ward; konnte er ihn auch ferner nicht mehr bewundern, so blieb doch das freundschaftliche Verhältniß ungestört bis zu Oeser's im Jahr 1800 eingetretenem Tode. In den „Propyläen" hat Goethe gemeinschaftlich mit Heinrich Meyer Oeser dem Künstler, in „Dichtung und Wahrheit" dem Lehrer und Menschen ein ehrenvolles Denkmal gesetzt.

Goethe's leipziger Reisen in den siebziger und achtziger Jahren im einzelnen zu verfolgen, dürfte überflüssig erscheinen. Sie mußten ihm naturgemäß gar gemischte Empfindungen hervorrufen. Die Wiederbetrachtung abgethaner Verhältnisse, die aber bis dahin in seiner Erinnerung frisch fortgelebt hatten, jetzt, mit andern Augen, ließ Goethe mit Klarheit erkennen, welche Wandlung seit der leipziger Universitätszeit mit ihm vorgegangen war; er sah gleichsam Vergangenheit und Gegenwart mit Einem Blick, und es dünkte ihn, als wenn er mit seinem zurückliegenden Leben abschlösse. Der längere Besuch Ausgang 1780 war insofern bedeutsam, als der Dichter selbst sich mittlerweile derart geklärt und beruhigt hatte, um Leipzig ferner nicht mehr unter den Nachwirkungen früherer Eindrücke zu betrachten. Er gefiel sich daher auch mehr als bisher an diesem Orte, an welchem er sich bisher fast nur auf Pflege alter Bekanntschaften beschränkt hatte. Jetzt aber machte er sich genauer mit den vielen und merkwürdigen Verhältnissen bekannt, die schon damals hier eingesperrt waren. So sah er Leipzig von mehrern Seiten und bereicherte seine Menschenkenntniß, wozu die eigenthümlichen Verhältnisse der Stadt Gelegenheit genug boten. Er verglich sie einer kleinen moralischen Republik, weil hier kein Oberer einen allgemeinen Ton angab, jeder seine Persönlichkeit, sie mochte nun verständig, gelehrt, albern, abgeschmackt, thätig, gutherzig, trocken oder eigensinnig sein, ungezwungen zur Schau trug, während Reichthum, Wissenschaft, Talente, Besitzthümer aller Art dem Orte eine Fülle gaben, die ein Fremder, der an den Leidenschaften und Händeln, der Vorliebe und dem Abscheu der Einwohner keinen Antheil hatte, besser als jene

Digitized by Google

selbst nutzen und genießen konnte. Goethe wünschte, ein Vierteljahr hier zubringen zu können, und bedauerte insbesondere auch, daß ihm die Zeit fehlte, Vortheil von manchen Personen zu ziehen, die, gleichsam vom Schicksal in Pension gesetzt, hier im stillen lebten. So hätte also die psychologische und künstlerische Theilnahme die Oberhand gewonnen, und manche Anregung, unter anderm zu einzelnem in „Wilhelm Meister", mag dieser Gelegenheit ihren Ursprung danken.

Nach diesem abklärenden Besuche in Leipzig lagen noch funfzig Jahre eines rastlosen Lebens, wobei natürlich die Beziehungen zu der nächsten großen Stadt, zum Mittelpunkte des deutschen Buch- und Kunsthandels, zu dem Wohnsitze so manches in seiner Weise emsigen und anerkannten Schriftstellers stets lebendig bleiben mußten, wenn auch im Verlaufe der langen Jahrzehnte Gestalten versinken, andere auftauchen, und der alte Herr sich nach und nach immer mehr in künstlerische und wissenschaftliche Vielgeschäftigkeit auseinanderbreitet. Die Beziehung zu Nochlitz möchte wol das bedeutendste dieser spätern leipziger Verhältnisse sein; Jahn hat seinerzeit die Briefe der Herausgabe würdig gefunden, und auch unser Werk beschäftigt sich umfassend damit. Sonst hatte Goethe in spätern Lebensjahren den bedeutendsten geistigen Austausch nicht mit Leipzig, sondern mit dem derbkräftigen Berliner, Zelter. So führt das Biedermann'sche Werk wol eine große Zahl von in ihrem Kreise hervorragenden Gestalten heran, die in einer durch diesen oder jenen Auftrag, diese oder jene wissenschaftliche und künstlerische Theilnehmung charakterisirten Verbindung mit Goethe stehen; des dauernd Bedeutsamen aber ist hier nicht eben viel zu finden. Werfen wir einen raschen Blick auf den gesammelten Stoff, so erscheint zuerst Goethe's buchhändlerischer Verkehr mit Reich, Härtel, Weygand, Göschen, Brockhaus u. a. m. Unter denjenigen, welche mit Goethe in einem geschäftsmännischen Verkehr standen, ist es vornehmlich Heinrich Küstner, welcher als sachsen-weimarischer Generalconsul mit Ansuchen der verschiedensten Art beehrt wird. Als Liebhaber und Sammler von Kunstblättern stand Goethe besonders in den letzten Jahrzehnten seines Lebens in Verkehr mit Weigel, Vater und Sohn; der Briefwechsel mit Gottfried Hermann bezieht sich auf dessen Arbeiten, welche derselbe, soweit sie sich auf das griechische Drama bezogen, Goethe regelmäßig mittheilte; der mit Wilhelm Gerhard besonders auf die serbische Volksdichtung, welcher Goethe in den zwanziger Jahren erneute Aufmerksamkeit zuwandte. Und so war durch diese und mannichfache weitere Beziehungen dafür gesorgt, daß Goethe's Gedanken und Briefe gar häufig nach Leipzig wanderten.

Steht der zweite Band an Bedeutung und Abrundung des Stoffs hinter dem ersten zurück, so bringt doch auch er manche Mittheilung,

Digitized by Google

die für das Gesammtbild des Dichters von Werth ist. Den Schluß bildet ein nach der Zeitfolge geordneter Nachweis über die Dichtungen Goethe's während seines Aufenthalts in Leipzig und über die auf Leipzig bezüglichen spätern Dichtungen, sowie ein Verzeichniß der großen Zahl der Personen, welche in beiden Bänden als nähere oder entferntere Bekannte Goethe's aufgeführt sind. Und so sei der Gesammtgedanke, welcher dem Werke seine Entstehung gab, in den letzten Worten desselben zusammengefaßt: „Werfen wir zum Schluß einen Blick auf das Buch zurück, so finden wir, daß Goethe von dem Augenblick an, in welchem er Leipzig zuerst betrat, um hier in den drei bedeutendsten Jahren seiner Jugendbildung das Gepräge fürs Leben zu empfangen, in ununterbrochener Verbindung mit Freunden, mit dem Kunstleben, mit der wissenschaftlichen Thätigkeit dieser Stadt blieb, in ihr Nahrung sog für seine größten Dichtungen, und so mit den stärksten Fasern seines Wesens über sechs und ein halbes Jahrzehnt an sie geknüpft war. Deshalb können nach den Bürgern der bevorzugtern Städte Frankfurt, Weimar und Jena noch die Leipziger sagen: Er war auch unser!"

Zwei Arbeiterversammlungen in Leipzig.

I.

Für den Abend des 5. Febr. d. J. war eine große Arbeiterversammlung in den Thonbergstraßenhäusern bei Leipzig angesagt. Man durfte einen zahlreichen Besuch erwarten. War doch in der letzten Zeit Becker, der Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins nach dem Tode Lassalle's, in Leipzig gewesen, um einen unter den Vereinsgenossen entstandenen Zwist auszugleichen. Man hörte, daß es ihm auch gelungen; freilich nicht ohne Anwendung eines energischen Mittels, wie aus der Ermächtigung erhellt, die er dem Vorsitzenden des Vereins ertheilt hatte, „wildes", d. h. aufrührerisches Fleisch, wo es sich finde, auszuschneiden. Zwei Mitglieder wurden darauf aus dem Vereine entfernt.

Der Abend war kalt und das Versammlungslocal ziemlich fern von Leipzig gelegen. Es gehörte schon eine große Hingebung an die Sache dazu, um als Vereinsmitglied oder auch als Arbeiterfreund den weiten Weg zu machen. So sah man denn nicht gerade Scharen von Arbeitern zur Versammlung ziehen, aber der von verschiedenen Richtungen anlangenden Männer gab es immerhin genug, daß bald der nicht gerade große Saal mit deren 3—400 angefüllt war. Es war ein Tanzsaal, ein aristokratischer in seiner Art, denn ein Anschlag in demselben lautete: „Hier darf nicht mit der Schürze getanzt werden." Die Scheidung

Digitized by Google

von Arbeitern untereinander, die schon in diesen Worten lag, zeigte sich auch deutlich in der Zusammensetzung der Versammlung: Handwerker, Fabrikarbeiter und Handlanger bildeten eine gesellschaftliche Stufenfolge in derselben. Einige saßen an den Tischen, andere gingen im Saale umher, der Eröffnung der Versammlung harrend. In der Mitte der dem Eingange gegenüberliegenden Seite des Saales stand auf einer Erhöhung ein einfacher, weißgedeckter Tisch, die Rednerbühne vorstellend.

Ein Hr. Lange trat zuerst auf, und nachdem er sich als Präsident der Versammlung vorgestellt, begann er eine Rede über Zweck und Ziel des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zu halten. „Ich bin kein Gelehrter und wenig gewöhnt, öffentlich zu sprechen", so lauteten ungefähr seine Worte, „darauf kommt es aber auch nicht an. Lange genug hat man dem Arbeiter geistreiche Reden gehalten und schöne Worte über seine Gleichberechtigung im Staate verloren, nie aber hat man das Rechte getroffen. Da bestehen z. B. sehr viele Schriften, die auch viel davon enthalten, aber es will nicht viel sagen. Ich nenne nur die «Gartenlaube»; andere befördern nur die Gedankenlosigkeit, wie «Nah und Fern» ꝛc." — Ueber den Inhalt der „Gartenlaube", dieses vielgelesenen Blattes, ließ sich dann der Redner noch weiter vernehmen: „Was bringt die Beschreibung der verschiedenen Feste für Nutzen, und wozu sind die Criminalgeschichten von Temme? Da lesen wir von dem Schützenfeste in Frankfurt und wie sich zwei Schützen umarmt und ausgerufen haben: «Wir sind alle Brüder!» Das ist recht schön, wir sollen Brüder sein. Doch zum Ziele kommen wir mit solchen Reden nicht. Dann war wieder das große Turnfest, da war die deutsche Jugend versammelt, und da schrieb einer der Turner an seinen Vater um Geld, und der Vater schickte es ihm und wünschte ihm gute Unterhaltung. Die Arbeiter hatten davon nichts, sie darbten zu Hause, indeß sich's die Turner wohl sein ließen. Auch die schönen Schriften vom Professor Bock sind zu loben, aber was können sie uns helfen? «Gebt uns bessere Mütter, und wir werden bessere Menschen haben», sagt der Professor, aber von den Mitteln, wie wir sie bekommen sollen, davon finden wir keine Spur angegeben. Wir wissen aber, woran es liegt, daß wir nicht bessere Mütter haben: es ist, weil dieselben in den Fabriken arbeiten müssen. «Gute Wohnungen sind nöthig», sagt dann wieder Bock. Nun wir brauchen gar nicht nach Frankreich zu gehen, wo so viele Wohnungen mit Einer Thür sein sollen — bei uns ist's ja nicht besser! Auch wenn Hr. Bock sagt, daß wir unsere Kinder besser erziehen sollen, frage ich ihn, woher wir den Lohn dazu nehmen sollen? Ein Fabrikant hat gesagt, «die Arbeiter müßten mehr arbeiten, weniger trinken, weniger Kinder erzeugen!» So denken die Leute. Der Reiche

Digitized by Google

kann trinken, so viel er will, der Arme aber soll sparen. — Sparen — im Gegentheil! — Das Sparen würde uns zu Grunde richten. Wenn jeder spart, wird uns die Arbeit entzogen. Meine Herren! Ich will Ihnen das durch ein Beispiel erläutern. Wie viele Schuhmacher würden nicht mehr Arbeit haben, wenn wir alle ordentlich beschuht wären! Je länger wir mit den Schuhen gehen, je weniger haben sie zu thun. Dasselbe ist mit den Schneidern der Fall. Es gibt viele reiche Leute, die sich alle zwei, ja alle Jahre einen Rock kaufen, während wir uns kaum alle zehn Jahre einen kaufen können. Genug, durch das Sparen wird wol die Noth befördert, aber kein Wohlstand erzeugt. Die allgemeinen Zustände müssen aber so werden, daß wir uns öfter Schuhe und Kleider kaufen können, und dazu kann uns die Aufhebung des Coalitionsgesetzes und das allgemeine gleiche und directe Wahlrecht allein verhelfen." Hr. Lange schien keinen Begriff von Leuten zu haben, die öfter denn alle vier Wochen ihre Kleider wechseln; er hatte aber auch schwerlich ein Auge für die ihn augenblicklich umgebenden Besitzverhältnisse, denn sonst hätte er von der schmierigen Jacke des einen Zuhörers bis zu dem feinen Rocke des andern noch viele Abstufungen der Bedürftigkeit des Arbeiters erkennen müssen. So sind jedoch diese Leute! Im blinden Vorurtheile unfähig, die Wirklichkeit von der Welt des Scheins zu unterscheiden, sind sie auch blind für die Wohlthaten, die ihnen mit gemeinnützigen Blättern wie die „Gartenlaube" gespendet werden. Sie achten die ihrem Wohle gewidmeten Arbeiten der Gelehrten für gering, ohne zu bedenken, daß der Arbeitsschweiß dieser Männer die Furche getränkt, welcher die ihre sociale Befreiung vermittelnden Thaten der Gegenwart auf dem Gebiete der Volkswohlfahrt entsprießen.

Was mit der Aufhebung der Coalitionsgesetze, die im Frühjahr d. J. so viel besprochen wurde, sowie mit dem allgemeinen gleichen und directen Wahlrechte und der Staatshülfe erzielt werden solle, das erläuterte der Vorsitzende des leipziger Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, Hr. Fritzsche, dann noch näher und redegewandter. Er wies darauf hin, wie in Sachsen zwar das Coalitionsrecht bestehe, aber auf eine Täuschung hinauslaufe durch die Bestimmung, daß die Arbeiter im Fall einer Arbeitseinstellung sich nicht gegenseitig unterstützen dürften — beiläufig eine Behauptung, welche sich in dem spätern Buchdruckerstrike praktisch nicht bewahrheitete. Hr. Fritzsche meinte übrigens, daß das Vereinigungsrecht wenig mehr nützen würde, als das „Schinden" der Arbeiter zu verhindern, und daß diese gut daran thäten, auf andere Wirkungen desselben nicht viel zu bauen, indem England zeige, daß Arbeitnehmer und Arbeitgeber gleichmäßig unter der Arbeitseinstellung zu leiden gehabt hätten. Nur das allgemeine gleiche und directe Wahl-

Digitized by Google

recht und in seinem Gefolge die Staatshülfe könne dem Arbeiter andere gesellschaftliche Zustände schaffen. Heute säßen in der sächsischen Kammer nur die Geldsäcke, und daß diese dem Verlangen der Arbeiter nicht gerecht werden würden, wisse man. Charakteristisch war es, wie Hr. Fritzsche die Regierung mit Sammetpfötchen zu streicheln verstand: „die", sagte er, „habe kein Interesse, den Arbeiter zu unterdrücken." —

Nachdem noch viel und von verschiedenen Seiten über den ersten Stand im Staate, über den Arbeiterstand, und dessen Macht im Staate gesprochen und gleich darauf wieder der Entnervung der Arbeiter und deren Rekrutirung aus dem heruntergekommenen Mittelstande, weiter der Hungerknute, welche die russische Knute ersetze, gedacht, endlich gegen die Fortschrittspartei und Männer wie Schulze-Delitzsch, Faucher u. a. in gewöhnlicher Weise geeifert worden, wurde von der Versammlung der Beschluß gefaßt: in der Aufhebung der Coalitionsgesetze sei ein Mittel zur Verbesserung der Lage der Arbeiter zu erkennen.

Seit dem ebengeschilderten Abende ist im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein zu Leipzig eine Spaltung eingetreten. Statt des einen gibt es jetzt zwei Vereine, von welchen jeder die Heilslehren Lassalle's allein in richtiger Weise zu deuten vermeint.

II.

Der nach Schulze-Delitzsch dem Grundsatz der Selbsthülfe huldigende Arbeiterbildungsverein zu Leipzig ist ohne Zweifel der bedeutendste seiner Art in Sachsen. Auch fühlt er seinen Werth, und so läßt er denn keine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen, in der Arbeiterfrage das Wort zu ergreifen, hier anzuregen, dort zu berichtigen, während er, was ihn besonders ehrt, dabei nicht versäumt, sich möglichst in eigener Angelegenheit zu belehren. Zuweilen lassen sich Volkswirthe, Politiker, Gelehrte Leipzigs oder anderer Orte zu Vorträgen in diesem Vereine herbei. Die Herren Schulze-Delitzsch, Biedermann, Bock, Roßmäßler ꝛc. haben solche darin gehalten. Neuerlich hat es auch Professor Eckardt aus Mannheim für nützlich erachtet, sein und seiner Gleichgesinnten Ideal einer deutschen Zukunftsrepublik in dem Verein zu entwickeln, dabei aber zugleich den viel näher liegenden praktischern Zweck zu verfolgen, der preußischen Führerschaft in Deutschland Gegner, der darmstädter „deutschen Volkspartei" aber Anhänger zu werben.

Das im Hinterhause des Hôtel-de-Bavière liegende Versammlungslocal des Vereins ist einfach eingerichtet, für 400 und mehr Mitglieder indeß offenbar zu beschränkt, weshalb es denn auch gegen ein zweckmäßigeres, geräumigeres vertauscht werden soll. In den Zimmern sind Tische und Stühle in höchst sauberm Zustande aufgestellt. Rings an

Digitized by Google

den Wänden des Versammlungszimmers oder Saales befinden sich, in etwas willkürlicher Anordnung, Bildnisse, Abbildungen, Anschlagtafeln ꝛc. Ein großer Schrank enthält die nicht unbedeutende und von den Mitgliedern vielbenutzte Büchersammlung des Vereins, während in kleinern Schränken andere Sammlungen aufbewahrt sind. Im Hintergrunde des Saales befindet sich die Rednerbühne, an der Rückwand eine bildliche Darstellung der Verbrüderungszwecke des Vereins. In allen Räumen herrschte am Abend des 18. Oct. d. J., in der Erwartung des Professors Eckardt, ein reges Leben: hier saßen einzelne mit Aufmerksamkeit die vielen vom Verein gehaltenen Zeitschriften durchlesend, dort Gruppen gemüthlich bei einem Glase Bier, in zumeist ernster Unterhaltung ihre Meinungen austauschend, und an einem andern Tische besprachen die Vorstandsmitglieder die Nebenzwecke des Vereins, die Angelegenheiten der von ihm eingerichteten und trefflich gedeihenden Verbrauchs- (Consum-), Spar- und Vorschußkassen.

Als Hr. Eckardt erschien, wurde er von dem Vorsitzenden des Vereins, dem Drechsler Bebel, in artiger Weise der Versammlung vorgestellt. Hr. Eckardt erklärte, obschon unvorbereitet, über die Zeitlage sprechen zu wollen, und bald war er denn auch mitten in der Behandlung dieses anregenden Themas begriffen. Seine Betrachtung verbreitete sich über die religiösen, socialen und politischen Zeitverhältnisse, doch so, daß die ersten beiden Theile der Rede gewissermaßen nur die Einleitung zum dritten abgaben. Nur im Vorübergehen wurde der Nothwendigkeit der Trennung der Kirche von der Schule gedacht, nur wie dem Zeitgeiste und der augenblicklichen Zuhörerschaft zu Liebe die sociale Frage berührt. Wie hätte auch der Redner bei seiner ausgesprochenen Ansicht, daß es besser sei, der Arbeiter erringe gar keine Verbesserung seiner Lage als eine nur den jeweiligen Zeitforderungen entsprechende, sich eingehend damit beschäftigen dürfen? In einem Vergleiche zwischen Lassalle und Schulze-Delitzsch, der einer Versöhnung ihrer sich entgegenstehenden socialen Richtungen gewidmet sein sollte, kam natürlich letzterer, der noch lebende politische Gegner des Redners, nicht ohne einige mißliebige Seitenbemerkungen weg. Es lag Hrn. Eckardt ja vornehmlich daran, auf die Unfähigkeit des nach ihm mit Unrecht so lange verehrten preußischen Abgeordnetenhauses, auf die angebliche Verbindung einzelner Abgeordneten mit Hrn. von Bismarck, endlich auf den Verfall des Nationalvereins hinzuweisen. Es war ihm um die Förderung der Zwecke der „deutschen Volkspartei", d. h. um die Erhaltung des deutschen Föderativ-Staatensystems, selbst, wie er sagte, mit zeitweiliger Hülfe der Ultramontanen und Socialisten, zu thun. Der verderblichen französischen Centralisation stellte er den Segen der Föderativrepublik unter einem Directorium nach dem Muster

Digitized by Google

der Schweiz gegenüber. Zu dem rosigen Bilde des deutschen Zukunftsstaats wollte dann die Bemerkung des Redners gar nicht passen, daß möglicherweise mit dem allgemeinen gleichen und directen Wahlrechte die Arbeiter zunächst fehlgehen und eine unfähige Regierung an die Spitze des Staats stellen könnten, aber, durch Schaden klug gemacht, ein anderes mal sicherlich besser wählen würden. — Weshalb der eine Theil der menschlichen Gesellschaft durch die Unfähigkeit des andern leiden solle, ließ Hr. Eckardt unerörtert.

Mit gespannter Aufmerksamkeit waren die Arbeiter dem Vortrage gefolgt, und reichliche Beifallsspenden lohnten den Redner. Nachdem derselbe sich bereit erklärt hatte, über den einen oder andern Punkt seiner Rede weitere Aufklärungen zu geben, erhob sich ein Arbeiter und fragte, wie es denn komme, daß die preußische Fortschrittspartei mit Schulze-Delitzsch an der Spitze, die bisher so hochgestellt worden, nun plötzlich gar nichts mehr werth sein solle, worauf ein älterer Mann, ein Frauenschneider, ihm heftig entgegnete, daß er sich blutwenig um die politischen Angelegenheiten bekümmert haben müsse, sonst würde ihm nicht entgangen sein, wie die preußischen Abgeordneten das Vertrauen getäuscht, das man ihnen entgegengebracht. Er, der Sprecher, hätte schon vor Jahren sein Mistrauen geäußert, aber man habe ihn ausgelacht, er habe aber jetzt die Genugthuung, von Hrn. Professor Eckardt die Bestätigung der Richtigkeit seiner Ansichten zu erfahren. Sollte übrigens für die Freiheit neuerdings gekämpft werden müssen, so sei er, ein alter Mann, immer noch bereit, dafür einzustehen; er hätte ja doch nur Ein Leben zu verlieren. Auch andere Arbeiter ergingen sich in spöttischen Bemerkungen über die preußischen Abgeordneten, über die preußische Führerschaft und besonders über den Nationalverein, just so, wie es aus der officiösen und radicalen außerpreußischen Presse widerhallt. Indeß kamen auch andere Ansichten zum Ausdruck, wie denn namentlich ein Arbeiter darauf hinwies, daß den Herren von Beust, von Dalwigk und von der Pfordten ebenso wenig wie Hrn. von Bismarck zu trauen wäre. Aber lebhaft wurde erst die Verhandlung, als ein Anwesender sich als Centralist bekannte und auf den binnen 80 Jahren erfolgten freiheitlichen Umschwung in den gesellschaftlichen Verhältnissen Frankreichs im Gegensatze zu dem Mangel an Freizügigkeit ꝛc., wie er sich in der seit Jahrhunderten freien Schweiz erhalten, aufmerksam machte. Zuletzt wendete sich auch noch der Vorsitzende, ein beredter junger Mann, gegen Hrn. Eckardt's Anführung, nach welcher jede Besserung seiner Lage den Arbeiter einschläfere und zu politischen Kämpfen unlustig mache, indem er auf das Mittelalter hinwies, in welchem der wohlhabende Bürgerstand der wachsame Hüter seiner Freiheit gewesen sei. Diese und andere Einwendungen widerlegte Hr. Eckardt wenn auch

Digitized by Google

nicht treffend, so doch mit der an ihm gekannten Redegewandtheit. Gegen den begeisterten Ausruf eines Arbeiters, daß ihn der Vortrag wahrhaft erbaut habe und er lebhaft fühle, wie es gelte, „einem deutschen Parlament und einer Centralgewalt" nachzustreben, wagte er jedoch keine Einwendung; er mußte es dahingestellt sein lassen, ob er von allen Arbeitern so recht verstanden worden.

Es lag auf der Hand, daß ohne den auch im leipziger Arbeiterbildungsvereine gegenwärtig vorherrschenden Kitzel, hohe Politik zu treiben, Hr. Professor Eckardt mit seinen Ansichten, in der socialen Frage wenigstens, eine derbe Abfertigung hätte erleiden müssen. Dieselben Arbeiter, welche nach dem Grundsatz der Selbsthülfe dahin zu wirken trachten, durch Spar-, Verbrauchs- und Vorschußvereine, Erzeugungsgenossenschaften ꝛc. nach und nach ihre Lage zu verbessern, schwiegen jedoch mit Ausnahme ihres Vorsitzenden gegen die nackt ihnen gemachte Zumuthung, sich als Mittel zu politischen Zwecken gebrauchen zu lassen, ja sie konnten es übers Herz bringen, die Verdienste ihres Schulze-Delitzsch, dessen Bildniß doch in ihrem Saale hängt, ohne Entrüstung darüber leichtfertig schmälern zu hören. Eine betrübende Erscheinung, um so betrübender, als sich damit die Wahrheit von neuem bekundet, daß das Gedeihen unsers ganzen Vereinswesens noch viel zu sehr von dem Einflusse einzelner oder von seiner guten oder schlechten Leitung abhängig ist. Der edelste Zweck unserer Vereine kann solchergestalt noch durch einen Zufall gefährdet werden.

Gedichte

von

Karl Batz.

1. Im Herbst.

Mittag war's — die wärmsten Strahlen,
Die der Herbst noch konnte senden,
Warf er in das bunte Grün,
Und das Laub begann zu blenden,
Gleich als woll' es Farben sprühn.

Schattenlose Wölkchen stiegen
Weitverstreut im heitern Blaue
Unterm Waldessaum empor.
Friedensstill war's auf der Aue
Und kein Laut schlug mehr ans Ohr.

Digitized by Google

Da gedacht' ich meiner Todten;
Wie sie aus des Lenzes Prangen,
Wie sie aus der Sommerzeit
In die ew'ge Nacht gegangen —
— Gelbe Blätter weit und breit!

Einen Falter sah ich schaukeln
Ueber die verdorrte Wiese...
Später Gast — ich grüße dich,
Denn die Mär vom Paradiese
Bringst du tröstend über mich!

2. Die letzte Stunde.

Wol wird es süß sein in der letzten Stunde,
Wenn deine Enkel ihre Händchen reichen
Und du noch lesen kannst auf jedem Munde:
„Er war uns lieb und theuer sondergleichen."

Und wenn du fühlst, daß bald nach nah und fern
Ein gleiches Wort wird blitzesschnelle wandern,
Dann lallst du lächelnd: „Gutes that ich gern,
Nun klagt nicht mehr, und legt mich zu den andern!"

Correspondenz.

Aus dem Wupperthal.

Mitte November 1865.

S. Das „Deutsche Museum" hatte lange keine Correspondenz von hier. So bunt und wechselvoll auch das Leben in unserm Thale dem Eingeweihten erscheint, so bietet es doch im ganzen wenig Stoff für eine auf weitere Leserkreise berechnete Zeitschrift, und nur einzelne Momente lassen sich als dafür geeignet herausheben. Zu diesen dürfte die Gründung eines „Bergischen Geschichtsvereins" in Elberfeld gehören. Der Verein, bereits über ein Jahr existirend und ausgegangen von dem Director des Gymnasiums, Professor Dr. Bouterwek, hat sich die Aufgabe gestellt, Denkwürdigkeiten aus den Landen der Berge zu sammeln und zu publiciren. Von Zeit zu Zeit bringt die „Elberfelder Zeitung" kurze Notizen über Sitzungen desselben in der Aula des Gymnasiums, begleitet von Namen neuer Theilnehmer und Ehrenmitglieder. Im übrigen ist seine Wirksamkeit eine sehr stille und scheint in einer Weise geordnet, daß die Geschichte unserer neuern Zeitströmung nicht hindernd in den Weg treten darf. Der als Liederdichter für die akademische Jugend und aus der Zeit der Demagogenriecherei bekannte August Follen (Follenius) hat einige Jahre in Elberfeld gelebt, und es knüpfen sich mancherlei interessante Erinnerungen an die Zeit seines dasigen Aufenthalts. Diese zu sammeln und ein Bild des Mannes zu geben, unternahm Friedrich Roeber und entledigte sich der

Digitized by Google

mühevollen Aufgabe mit der ihm eigenen Gründlichkeit. Die Strahlen der officiellen Sonne lieben es jedoch nicht, auf die Farben der Wahrheit zu scheinen; so kamen im Bergischen Geschichtsverein nur Bruchstücke der Roeber'schen Arbeit zum Vortrag, und die Aufnahme in das Vereinsorgan unterblieb.

Ein anderer Verein trat unter dem Namen: „Allgemeiner Bildungsverein" vor einigen Wochen ins Leben und zählt bereits über 600 Mitglieder. Sein Name bezeichnet seinen Zweck, den er durch populäre Vorträge, Unterricht, Zeitschriften und eine Volksbibliothek zu erreichen strebt. An der Spitze stehen Männer, denen das Wohl der Massen am Herzen liegt, und da die Unabhängigkeit der meisten schützend auch hinter denen steht, welche weniger frei situirt, aber der Sache durch ihr Wissen unentbehrlich sind, so dürfte diesem Verein ein fester Bestand gesichert sein. Religion und Politik sind ausgeschlossen, dennoch sehen die privilegirten Vereinsmenschen (Christlicher Bürgerverein, Religiöses Vereinshaus ꝛc.) scheel auf das Unternehmen; manchen unter ihnen ist, à la Wartensleben, das Volk schon viel zu klug, andere sollen angestellten Gelehrten den Vorwurf gemacht haben, wie sie sich an einem Verein betheiligen könnten, der sich nicht mit Religion befasse. — Der gleichartige barmer Verein florirt ebenfalls; er hat, infolge freierer Strömung in der städtischen Verwaltung, Politik nicht gerade ausgeschlossen, wie denn z. B. vor kurzem Bürgers von Köln hier einen Vortrag hielt. Barmen, obwol von kirchlichen Parteien ebenso stark wie Elberfeld überwuchert, ist überhaupt regsamer und sucht es in mancher Beziehung Elberfeld zuvorzuthun.

Beide Bildungsvereine verdanken ihr Dasein demselben Gründer. Dr. Rudolf Nagel, von der Theologie zur Philologie übergegangen, hatte Stellung und Heimat seiner Ueberzeugung geopfert; nach jahrelangem, kümmerlichem Hin- und Herziehen kam er nach Elberfeld, um als Privatlehrer seinen Unterhalt zu gewinnen; eben erst war er auf diesem Wege zu einer leidlichen Existenz gelangt, als ihn der Tod unerwartet von der Seite seiner ihm wenige Monate vorher angetrauten Gattin riß. Eine kleine Gemeinde aus dem Volke hing mit Liebe an ihm: ihr hielt er unentgeltlich bildende Vorträge; in religiöser Richtung war er der wupperthaler Uhlich, und als stets bereiter Volksversammler, wenn es sich um gefährdete politische Rechte handelte, der Schrecken unserer Polizei, übrigens ein ruhiger Mann und so freigebig, daß er oft, um Armen zu helfen, Geld borgte, dessen Rückzahlung er niemals schuldig blieb. Doch war seine Stellung zu exclusiv, als daß seine Wirksamkeit großer Ausdehnung fähig gewesen wäre; hoffentlich geht diese nun von seinem Grabe aus, auf welchem ihm Freunde jetzt ein schönes Denkmal errichten. Die von seiner Witwe dafür gedichtete Inschrift:

Für Wahrheit, für der Menschheit heil'ges Recht
Hat er gestritten schlicht und recht,
Drum traf im Leben ihn viel Kampf und Noth,
Bis er's vollendete in sel'gem Tod.

wurde vom Presbyterium der reformirten Gemeinde nicht genehmigt. Nagel, obwol aus der Landeskirche ausgetreten, mußte auf dem reformirten Gottesacker aufgenommen werden, weil dieser, als der älteste, städtisch ist und auch solchen Sündern Raum geben muß.

Digitized by Google

Vor einigen Wochen brachte ein anderer Leichenzug, so groß wie hier noch keiner gesehen worden, ganz Elberfeld in Aufregung. Was nur als Corporation einen Namen hatte, war im Gefolge; Dächer waren abgedeckt, und, obgleich an einem Wochentage, die Straßen kaum zu passiren. Die Trauerfeier galt dem im besten Mannesalter von 41 Jahren gestorbenen Dr. Karl Pagenstecher. Er fiel als Opfer seines Berufs, denn er stand jedem ohne Unterschied des Standes Tag und Nacht mit Rath und Hülfe bei. Seine Praxis war die ausgedehnteste, und selbst nach außen wurde er als besonders geschickter Operateur und Augenarzt über die maßen in Anspruch genommen. Dabei war er Oberarzt unserer großartigen Kranken- und Irrenhäuser, auch sonst mit städtischen Aemtern überhäuft, sodaß er zuletzt der Ueberanstrengung erlag. Elberfeld, besonders aber die Armen, die er, statt ihnen Rechnungen zu schicken, reichlich unterstützte, haben an ihm einen unersetzlichen Verlust erlitten. Seine Büste soll in dem Krankenhause aufgestellt werden und zu einer seinen Namen tragenden Stiftung für Freistellen darin sind circa 6000 Thlr. von Freunden gezeichnet.

Unsere kleinen politischen Intermezzos haben wir auch. Die „Elberfelder Zeitung", jetzt unter dem entschieden Farbe haltenden Redacteur der frühern „Süddeutschen Zeitung", A. Lammers, erfuhr mehrere Beschlagnahmen, zum Glück ohne wesentlichen Erfolg, obgleich einzelne direct von Berlin aus verfügt waren. Classen-Kappelmann zu Ehren fand ein unaufgelöstes, wenn auch polizeilich überwachtes Festessen statt; ein großer silberner Ehrenbecher, beschafft aus Beiträgen von unter einem Thaler, wurde ihm von hier aus übersandt. Das als poetischer Begleitbrief beigegebene Gedicht von Karl Stelter ging in der hiesigen Zeitung unbeanstandet durch, in Düsseldorf wurde es confiscirt, der Verfasser vor Gericht gestellt, jedoch freigesprochen, weil in den incriminirten Stellen:

Ob auch dein Name heut verfemt
Wo man dem Recht verschließt das Ohr —

Es ist auch heut noch nicht so schlimm,
Daß nicht zuletzt die Wahrheit siegt —

das Verbrechen gegen §§. 101 und 102: Erregung von Haß und Verachtung ꝛc., nicht gefunden wurde, Stelter auch die Veröffentlichung nicht zur Last fiel.

Aus Kiel.

Mitte November 1865.

E. B. Ueber die Frage des Anschlusses der Herzogthümer an den Deutschen Zollverein wird, wie über so viele andere Lebensfragen derselben, das letzte Wort erst dann gesprochen werden, wenn die Stände Schleswig-Holsteins zu der verfassungsmäßigen und vom Geiste unserer Zeit unbedingt gebotenen Mitentscheidung über die Geschicke des Landes versammelt sind. Inzwischen aber ist es ein verdienstliches Werk, die Vor- und Nachtheile zu erwägen, die ein etwaiger Eintritt Schleswig-Holsteins in den Zollverein mit sich bringen würde. Dieses Verdienst hat sich der ordentliche Professor der Staatswissenschaften an der hiesigen Universität, Dr. Wilhelm Seelig, bereits im verflossenen Winter erworben, als er für die Mitglieder des

Digitized by Google

hiesigen Handels- und Industrievereins wie für andere Zuhörer Vorlesungen über den Gegenstand hielt. Dieselben sind nun im Homann'schen Verlage hierselbst in einem starken Bande von 300 Seiten unter dem Titel: „Schleswig-Holstein und der Zollverein", im Druck erschienen. Der erste Theil des Buches behandelt die Geschichte des Zollvereins von seinen ersten Anfängen an bis auf die Gegenwart, wobei der Verfasser anderer Ansicht ist als Professor Aegidi in seiner neulich erschienenen Schrift „Aus der Vorzeit des Zollvereins". Während der letztere, der überhaupt zu denjenigen Gelehrten zu gehören scheint, die in dem preußischen Staate das Ergebniß tiefangelegter Planmäßigkeit und weitausschauender Staatskunst sehen wollen, schon in dem preußischen Zollgesetze von 1818 die Idee des Zollvereins gewahren will, datirt Professor Seelig den Anstoß zu demselben, gewiß richtiger, erst von dem hessendarmstädtischen Anschlusse an das preußische Zollsystem im Jahre 1828, durch welchen erst der preußischen Regierung die Augen über die Tragweite, welche derartige Zollanschlüsse haben könnten, aufgingen. Der zweite, umfangreichere Theil des Seelig'schen Werks beschäftigt sich gründlich und nach allen Seiten hin mit den Verhältnissen Schleswig-Holsteins in Bezug auf den Zollverein. Die Resultate seiner Untersuchungen faßt der Verfasser selbst in folgenden Sätzen zusammen:

„Der Eintritt in den Zollverein wird für die Herzogthümer Schleswig-Holstein nicht ohne einige finanzielle Opfer möglich sein. Denn wenn ihnen auch von den übrigen Vereinsmitgliedern dabei die günstigsten Bedingungen zugestanden werden, so dürfte dies doch kaum im Stande sein, ihnen vollen Ersatz für die Einnahmen zu gewähren, welche sie in ihrem gegenwärtigen isolirten Zustande sicher zu erwarten haben. Indessen ist dieser Eintritt aus politischen wie aus volkswirthschaftlichen Gründen für Schleswig-Holstein von solchem Werthe, daß es diese Opfer bringen kann, vielleicht sogar bringen muß. Um so mehr aber wird das Land darauf bestehen, daß es als ein selbständiges, vollberechtigtes Mitglied in den Verein aufgenommen werde. Nur in solcher Stellung würde es Ersatz für die vielleicht dargebrachten Opfer finden, würde es im Stande sein, die nothwendige Entwickelung seiner volkswirthschaftlichen Kräfte unbehindert zu vollziehen. Ebenso sehr liegt es aber auch im Gesammtinteresse des Vereins, einem Lande, welches ein eigenes Zollsystem mit so gutem Erfolge ausgebildet hat, bei seinem Eintritt die Möglichkeit zu gewähren, die mitgebrachten Elemente eigenthümlicher Organisation zu bewahren und zum Vortheile der Gesammtheit zu verwenden."

Gegen die auf statistische Nachweise gestützten Folgerungen des Verfassers vermögen wir nichts einzuwenden, aber es verdient erwähnt zu werden, daß die Bevölkerung des Landes sich dem Gedanken des Eintritts in den Zollverein gegenüber außerordentlich kühl verhält. Die Gründe dafür sind folgende. Sie sieht als unausbleibliche Folge desselben zunächst einen beträchtlichen Ausfall in den Staatseinkünften voraus, der durch irgendeine Steuererhöhung oder Einführung einer neuen Steuer gedeckt werden muß; ferner vermag sie nicht zu begreifen, welche Verkehrserleichterung ꝛc. es gewähren könne, sich einem Zollgebiete anzuschließen, dessen Grenzen das diesseitige nirgends berühren; und endlich erklärt sie: unser Emporium wird stets, möchte auch der Zollverein seine Grenze bis an die unserige vorschieben,

Digitized by Google

Hamburg, das auf jeden Fall außerhalb des Zollvereins verbleibende Homburg sein, sodaß für den Bezug unserer meisten täglichen Bedürfnisse auch nach dem Eintritt in den Zollverein alles beim alten bleiben wird. Es dürfte in der That schwer sein, diesem letztern auf die tägliche Erfahrung gegründeten Raisonnement Genügendes entgegenzusetzen.

Ueber die „Parteien in den Herzogthümern" ist von Berufenen und Unberufenen so viel Wahres und Falsches geschrieben worden, daß es eigentlich die Geduld des Lesers auf eine starke Probe stellen heißt, wenn man nochmals auf dies abgethane Thema zurückkommt. Es gilt uns jedoch, einige neue Wendungen auf diesem Gebiete zu verzeichnen. Die erste derselben betrifft jene Partei (wenn man diesen stattlichen Namen auf eine Hand voll Leute anwenden darf), welche sich zuerst von der unendlich überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung Schleswig-Holsteins abzweigte, die der sogenannten Siebzehner. Diese aristokratische, von dem Baron von Scheel-Plessen geführte Gesellschaft, welche nach Angabe selbst der ihnen äußerst befreundeten ministeriellen Blätter Preußens es nur auf ein Gefolge von 200 Anhängern gebracht hat, ist seit längerer Zeit mit ihrer Agitation für eine Personalunion der Herzogthümer mit Preußen vollständig verstummt. Ob sie sich für einen parlamentarischen Kampf für dieses ihr Ideal eines Staatswesens vorbereitet, mag dahingestellt bleiben. In der gegenwärtigen holsteinischen Ständeversammlung dürfte dasselbe kaum auf ein Dutzend Stimmen unter den vorhandenen 51 zu rechnen haben; sollte eine gänzliche Neuwahl der Abgeordneten eintreten, so würde zuverlässig auch nicht ein Anhänger eines preußisch-schleswig-holsteinischen Gesammtstaats" ein Mandat davontragen. Die andere Wendung hat sich innerhalb der sogenannten „nationalen" Partei, ebenfalls eines winzigen Häufleins von politischen Secessionisten, vollzogen. Diese Leute, fast ohne Ausnahme noch zu Anfang vorigen Jahres eifrige Anhänger des Herzogs und damit der staatlichen Selbständigkeit ihres engern Vaterlandes, wandten sich vor längerer Zeit durch die Unterzeichnung des sogenannten „nationalen Programms" der Durchführung der Bismarck'schen Februarforderungen zu. Alle Welt prophezeite ihnen damals, daß sie nach diesem ersten Schritte auf einer abschüssigen Bahn schnell bei der vollen und ungeschminkten Annexion anlangen würden. Diese Prophezeiung hat sich denn jetzt vollständig erfüllt. Bekanntlich hat die „Partei" in Schleswig zwei Blätter zu ihrer Verfügung: die flensburger „Norddeutsche Zeitung" und die „Schleswiger Nachrichten". Letzteres, ein kleines, nur dreimal wöchentlich erscheinendes Localblättchen, verdankt der Energie seines Redacteurs, des frühern Advocaten Johannsen, den Vorrang vor dem größern flensburger Tagesblatte. Die „Schleswiger Nachrichten" nun zeigen in jeder ihrer Nummern, daß das ehemalige „nationale Programm" ein überwundener Standpunkt für die Partei geworden ist; sie predigen jetzt die Annexion pure et simple, und zwar als einen vorbildlichen Vorgang für ganz Deutschland. Der Verfasser will nämlich die Einheit Deutschlands oder, wenn es nicht anders sein kann, vorläufig Norddeutschlands auf dem Wege der „successiven Annexion" an Preußen herbeiführen. Daß er damit, abgesehen von seinen 60—70 unmittelbaren Parteigenossen, auf keinen Anklang im Lande zu rechnen hat, braucht nicht besonders versichert zu werden.

Digitized by Google

Notiz.

Die englische Literaturzeitung „The Athenaeum" widmet Lord Palmerston folgenden Nachruf:

„Obwol der literarische Ruhm des großen Staatsmanns ein sehr geringfügiger gewesen, hat doch der letzte der Temples bei seinem Hinscheiden auch in einem literarischen Journal eine kurze Erwähnung zu beanspruchen. Der Schriftstellerruhm des «Triple-Alliance»-Temple wäre zwar groß genug für eine ganze Familie; aber die Glieder seines Hauses vor und nach seiner Zeit bis herab zu dem letzten und größten unter ihnen, dem Mann, der soeben in der Fülle des Alters und der Macht von uns geschieden, ermangelten ebenfalls nicht des Genius, der Bildung und des Geschmacks, welche zu einem ausgezeichneten Rang auf geistigem Gebiet berechtigen. Die Temples verdienen fast den Namen eines literarischen Geschlechts. Ein Sir William Temple war Secretär Philip Sydney's, der Freund Usher's und Rector der dubliner Universität; sein Sohn, Sir John Temple, schrieb die Geschichte des irischen Bürgerkriegs; dessen Söhne waren Sir William Temple, von der Triple-Alliance, und Sir John Temple, irischer Kronanwalt. Henry, des letztern Sohn, war der erste Baron seiner Linie, der Urgroßvater des jetzt verstorbenen Lords. Tinte rann in den Adern aller Temples. Lord Palmerston begann ziemlich früh zu schreiben, und war er auch zu sehr Politiker, um die Feinheiten des Stils sich anzueignen, so machte sich doch seine Feder in dem damals anfangenden «Tory-Unglück» durch ihre Schärfe bemerkbar. Der «Neue Whig-Führer», ein witziger Ausfall gegen die liberale Opposition, war hauptsächlich, wie wir glauben, von Palmerston, Robert Peel und Wilson Croker verfaßt. Palmerston veröffentlichte ferner einen geistreichen Scherz unter dem Titel: «Darstellung des Processes gegen Henry Brougham wegen des Verbrechens, Hrn. Ponsonby ein altes Weib genannt zu haben», eine Burleske, die ganz dem Harry Temple der spätern Jahre ähnlich sieht; Brougham wird darin schuldig befunden, aber von der Jury zur Begnadigung empfohlen, weil er «den Prinz-Regenten lächerlich gemacht habe». Sodann lieferte Lord Palmerston einen Plan zur Umgestaltung des Rothen Buchs auf wissenschaftlichen Grundlagen, hiermit das Linné'sche System ins Parlament einführend. Hätte er sein Talent für das Komische weiter ausgebildet, er würde vielleicht einige von Canning's Lorbern davongetragen haben; allein die Gesellschaft und sein früher Eintritt in die Staatsgeschäfte zogen ihn von der Literatur ab, sodaß sie ihm in der That nie etwas mehr geworden ist als eine Tändelei. Einige von seinen Reden, namentlich die Rede zur Vertheidigung seiner auswärtigen Politik, und viele von seinen Entwürfen und Depeschen haben großen Werth; gern würde man auch seine Acten über die orientalische Frage, die spanischen Heirathen und den Krimkrieg veröffentlicht sehen."

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ARENDTS'

NATURHISTORISCHER SCHULATLAS.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

667 Abbildungen in Holzschnitt auf 48 Tafeln, nebst einem erläuternden Texte.

4. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 26 Ngr.

Arendt's „Naturhistorischer Schulatlas" ist bereits in vielen öffentlichen und Privatschulen eingeführt worden, und die vorliegende, rasch nöthig gewordene zweite Auflage, wesentlich verbessert und vermehrt, sichert dem Werke immer grössere Verbreitung.

Was für den Unterricht in der Geographie der geographische Schulatlas, das bietet für den Unterricht in der Naturgeschichte Arendts' „Naturhistorischer Schulatlas": ein unentbehrliches pädagogisches Hülfsmittel, das zu jedem Lehrbuch der Naturgeschichte, mit Hülfe des beigegebenen Textes aber ebenso wol zum Selbstunterricht gebraucht werden kann. Die zweite Auflage ist um 15 Tafeln mit 279 Figuren vermehrt worden, sodass Zoologie, Botanik und Mineralogie nun in gleicher systematischer Ordnung vertreten sind.

Durch den bei der sorgfältigen Zeichnung und vollendeten Ausführung der Holzschnitte ausserordentlich billigen Preis wird die Anschaffung des Werks in Schulanstalten sehr erleichtert.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Populäre wissenschaftliche Vorträge

von **H. Helmholtz.**

Erstes Heft.

Mit 26 in den Text eingedruckten Holzstichen.

Gr. 8. Geh. Preis 25 Sgr.

Ueber unsere Kenntniss von den Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur.

Sechs Vorlesungen für Laien

gehalten in dem Museum für praktische Geologie

von

Professor Huxley, F. R. S.

Uebersetzt

von **Carl Vogt.**

Mit in den Text eingedruckten Holzstichen.

Gr. 8. Geh. Preis 20 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 48.** 30. November 1865.

Inhalt: Die ältere deutsche Literatur und das heutige Publikum. Von **Heinrich Rückert.** I. II. — Der transatlantische Telegraph. Von **Theodor Küster.** — Literatur und Kunst. Uhland's literarischer Nachlaß. (Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Erster Band.) Neue Novellen von Karl Frenzel. (Frenzel, Auf heimischer Erde.) Gildemeister's Byron-Uebersetzung. (Lord Byron's Werke, übersetzt von O. Gildemeister.) — Correspondenz. (Aus Belgien.) — Notizen. — Anzeigen.

Die ältere deutsche Literatur und das heutige Publikum.

Von
Heinrich Rückert.

I.

Es läßt sich leicht durch Zahlen beweisen, daß die Productivität unserer neuern und neuesten Literatur in einer Art von geometrischer Progression zugenommen hat, während ihre beiden bedingenden Factoren, die Masse der Leser und die Volksbildung, nicht im gleichen Verhältnisse gewachsen sind. Ohne auf die Ursachen und die Wirkungen dieser Erscheinung einzugehen, sei hier nur eine natürliche Folge davon hervorgehoben. Von der täglich wachsenden Flut des Neuen wird das Alte immer rascher beiseite gespült, um für immer dem allgemeinen Bewußtsein der Zeit zu entschwinden. Daß es zum Theil in den abgelegenen Buchten der antiquarischen Liebhaberei oder der eigentlichen wissenschaftlichen Beschäftigung dennoch geborgen wird und dort in seiner Art ein neues Dasein beginnt, ändert nichts an der Thatsache seines Untergangs für die Gesammtheit der Nation.

Aehnliches hat sich überall zugetragen, wo eine wirkliche Literatur existirte, nicht blos eine, die durch fremdartige Motive künstlich hervorgerufen und zeitweise in Scheinleben erhalten worden ist. Es ist auch hier das Recht und die Nothwendigkeit des Lebens, sich durch das Abstoßen der ältern Triebe und Blätter immer wieder zu verjüngen, und

Digitized by Google

es kann keine andere Rücksicht dabei walten als in der Natur selbst. Die innere Kraft entscheidet allein über Untergang oder Fortbestehen. Freilich ist diese innere Kraft keineswegs gleichbedeutend mit dem innern Werth. Je mehr sie es ist, desto gedeihlicher wird sich die Stellung einer Literatur im Leben ihres Volks gestalten; je weiter beide Begriffe auseinanderfallen, desto verhängnißvoller müssen die Folgen sowol für die Literatur selbst wie für den Volksgeist sein. Wo durch übermäßig gesteigerte Productivität das bloße physische Massengewicht des Neuen so enorm sich steigert wie eben in unserer eigenen Literatur, kann dies allein schon das gesunde und naturgemäße Verhältniß des Absterbens verändern, und das, was ein ruhiges, stetiges Fallen welker, ausgelebter Blätter sein sollte, wird zu einem gewaltsamen Abstoßen noch lebenskräftiger und grüner Zweige und Knospen, die nur zu zart sind, um der plumpen Gewalt des Druckes zu widerstehen.

Eins der handgreiflichsten Symptome einer solchen Störung in dem Lebensprocesse unserer Literatur ist das Wuchern der Literaturgeschichte und der Chrestomathie. Weder die Vergangenheit noch die Gegenwart zeigt anderswo eine auch nur annähernd so fieberhafte Thätigkeit auf diesen beiden Gebieten, wie wir sie bei uns in Deutschland finden. Der Markt scheint schon längst damit mehr als überfüllt und doch bringt jeder Tag noch immer neue Waare dieser Art. Es muß also doch noch immer eine gewisse Nachfrage infolge eines noch immer nicht befriedigten oder vielleicht überhaupt nicht zu befriedigenden Bedürfnisses stattfinden.

Es bedarf keiner Auseinandersetzung, um das relative Recht beider innerhalb der Gesammtvolksbildung zu begründen. Jede Literatur wird, wenn sie ein gewisses Alter und einen gewissen Umfang erreicht hat, sich genöthigt sehen, dieses Hülfs- und Ersatzmittel zu entwickeln. Hier handelt es sich allein um das Uebermaß, unter dem wir mehr leiden, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist. Wir wollen ganz absehen von der fabrikmäßigen Production, die sich doch von selbst da einstellen muß, wo so viele Hände dieselbe Waare hervorzubringen thätig sind und wo die Concurrenz so unendlich groß ist, daß nur die Raschheit und Wohlfeilheit des Producirens allein einige Aussicht auf äußern Erfolg hat. Wir wollen uns nur an die trotzdem noch immer zahlreichen, wirklich gediegenen Arbeiten halten. Gerade solche sind es, die neben ihrem eigenen bleibenden Werth doch zugleich auch für die Gesammtbildung schädlicher wirken können als jene Flut leichtfertiger Makulatur, vorausgesetzt, daß sie, wie es bei uns thatsächlich der Fall ist, nicht dazu bestimmt sind oder nicht dazu gebraucht werden, als bescheidene Hülfsmittel zu dienen, sondern als selbständige Ersatzmittel des wirklichen Lesens dieses mehr oder minder zu verdrängen oder wenigstens zu beschränken pflegen.

Digitized by Google

Der Literarhistoriker verhält sich zu seinem Stoffe nicht anders wie jeder andere, der ein culturgeschichtliches Thema im weitesten Sinne dieses Begriffs behandelt. Er fragt nicht danach, auf welchem Wege und wie weit sich die Leser, für die er arbeitet, schon eine Kenntniß des von ihm behandelten Stoffs verschafft haben oder verschaffen können. Er setzt nichts weiter voraus als die allgemeinen Resultate der Zeitbildung, wie sie zum Verständniß jeder derartigen Arbeit nöthig sind. Gelingt es ihm, durch seine Darstellung ein in sich vollendetes, abgerundetes Bild zu geben, so kann sein Leserkreis sehr leicht zu dem Glauben kommen, daß es damit genug gethan sei, daß man den geschilderten Gegenstand hinlänglich kenne, also auch nicht weiter nöthig habe, den oder die Schriftsteller selbst zu lesen, von deren Art und Tendenz, Inhalt und Form sammt allem, was sonst zu ihrem Verständniß nöthig scheint, man auf so bequeme und kurze Weise unterrichtet wurde. Es wird kaum ein literarhistorisches Werk geben, dessen Verfasser nicht im Vorworte sich ausdrücklich dagegen zu verwahren pflegte, als sollte durch seine Arbeit die Beschäftigung mit den Originalen überflüssig gemacht werden. Im Gegentheil, es solle dadurch nur der Weg zu ihnen gebahnt, ihr Verständniß gefördert und zur Bekanntschaft mit ihnen in den weitesten Kreisen Anregung gegeben werden, und wie solche landesübliche Redewendungen, oder sagen wir geradezu Phrasen, sonst lauten mögen, bei denen sich der Schreiber nichts denkt und die das Publikum gähnend überfliegt. In der Wirklichkeit findet das Entgegengesetzte statt: man hat genug über diesen oder jenen Schriftsteller, dieses oder jenes Buch gelesen, man hat sich ein fertiges Urtheil darüber allerdings nicht gebildet, wie man zu sagen pflegt, sondern einbilden lassen, und es wäre sicher recht unbequem, aus der Vogelperspective, aus der man die Gegenstände bisher gesehen hat, herabzusteigen und sie von unten her zu betrachten. Man müßte dazu auch noch, was man eben gelernt hat, den ganzen Apparat von Urtheilen und Reflexionen, zu vergessen suchen, den wohlgefügten Zusammenhang mit andern Vorstellungskreisen und Ansichten des Tags, in welchen die Producte der Vergangenheit durch die geschickte Hand des Historikers gebracht worden sind, zerreißen und von neuem selbständig zu sehen und zu urtheilen beginnen, und dazu reicht bei den meisten weder die Zeit, noch das Interesse, noch auch die Kraft des Geistes zu. Auf diese Art ist es geschehen, daß sich unsere ganze Literatur fast bis zu dem Moment der unmittelbaren Gegenwart in Literaturgeschichte verwandelt hat und vor unsern Augen fortwährend verwandelt.

Selbst unsere vorzugsweise sogenannten Classiker, selbst ein Goethe und Schiller sind dieser Umsetzung aus einer wahrhaft lebendigen Existenz in ein bloßes literarhistorisches Schattendasein nicht entgangen und

Digitized by Google

werden mehr und mehr davon umsponnen, sodaß auch sie, wenn es auf diesem Wege weiter geht, bald dem Schicksal ihrer Vorgänger verfallen sein werden.

Was aber doch noch zu massig und wuchtig ist, als daß es die Literarhistorie bewältigen könnte, das versteht die Chrestomathie meisterlich zu zerpflücken. Die eine arbeitet der andern trefflich in die Hand, und das Resultat ihrer combinirten Thätigkeit ist, daß die Totalität und Unmittelbarkeit der Erzeugnisse unserer Literatur dem allgemeinen Bewußtsein mehr und mehr verloren geht. Unter dem Begriff Chrestomathie fassen wir alles zusammen, was, gleichviel von welchem Standpunkt und zu welchem Ziele, darauf ausgeht, disjecti membra poetae einem Publikum vorzulegen, dem man entweder nicht die Reife oder auch nicht die innere Sammlung zutraut, etwas Ganzes zu verdauen. Das leidige Bedürfniß mag ein solches Unternehmen vielfach rechtfertigen. Bei der Beschaffenheit unsers Unterrichtswesens wird man gegenwärtig noch nicht ohne eine Brücke auskommen, und die Zeit, wo dies möglich sein wird, ist jetzt noch außer aller Berechnung. Und wenn nun einmal der Abblätterungsproceß in unserer Literatur so unendlich rasch sich vollzieht, so bleibt kein anderes Mittel, um nur etwas von den Blüten früherer Sommer zu retten, als sie in den Herbarien zu bergen, die sich entweder bescheiden als eine Auswahl von Musterstücken deutscher Poesie und Prosa, oder etwas floskelreicher als des deutschen Mägdleins Dichterwald, Edelsteine deutscher Dichtung, oder gar anmaßlich genug als Geist, Geistesfunken, Geistesblüten aus Jean Paul, Herder, Lessing ꝛc. ankündigen. Eins der Grundübel, an welchen unser lesendes Publikum der Gegenwart leidet, wird durch alle diese Bücher, sie mögen noch so gut gemacht sein, in jedem Falle nur vermehrt. Es ist die so oft beklagte Unstetigkeit, die Unfähigkeit, mit aufmerksamer Hingebung bei irgendeiner literarischen Production zu verweilen. Das Bedürfniß, Zeitungen mit ihrem unendlich zersplitterten Inhalt täglich und stündlich weniger zu lesen als zu durchfliegen, läßt sich aus der Gegenwart nun einmal nicht entfernen. Auch hierin wie in allen andern Dingen ist die Forderung einer Umkehr zu der guten alten Zeit der Beschränkung nichts weiter als eine Faselei, von deren ernstlicher Duchführung gerade diejenigen am weitesten entfernt sind, die am lautesten danach schreien. Aber es ist nicht zu leugnen, daß, wer sich einmal gewöhnt hat, so zu lesen, wie man Zeitungen allein lesen kann, eine gewisse innere Schwierigkeit zu überwinden hat, wenn er es mit einer andern Art von Lesen versuchen soll. Kein Wunder, daß jene bunten Musterkarten der Literatur, jene Chrestomathien mit all ihren verschiedenen Titeln, ihm besser munden als ein langathmiges Buch oder auch nur ein langathmiges Gedicht. In jenen kann er

Digitized by Google

gerade wie in der Zeitung herumblättern und sich durch das Interesse, was ein Bruchstück in ihm erregt und momentan fesselt, ebenso zweckentsprechend unterhalten glauben, wie er durch den krausen Inhalt eines Zeitungsblattes unterhalten wird. Je geschickter eine solche Sammlung angelegt ist, d. h. je mehr sie es versteht, dem flüchtigen Geschmack eines möglichst gemischten Publikums dadurch zu schmeicheln, daß sie jedem etwas bietet, desto bedenklicher ist es, und die etwas langweilig und pedantisch zu einem bestimmten didaktischen Zwecke durchgeführten Arbeiten dieser Art sind im Interesse der allgemeinen Bildung noch am ersten zu statuiren, obgleich es besser wäre, wenn wir auch sie entbehren lernten.

Wie aber jetzt die Sachen liegen, scheint es, als wollte sich das gesammte literarische Interesse der Gegenwart auf der einen Seite an der Literaturgeschichte, auf der andern an der Chrestomathie Genüge thun lassen. Wie Goethe und Schiller schon wesentlich literargeschichtliche Größen zu werden im Begriffe sind, so droht ihnen auch noch die Gefahr, in bloßen Geist aus ihren Werken zu verduften. Dieser Geist kann mit großer Liebe, mit sichtbarer Hingebung und fleißiger Umsicht destillirt sein, es ist aber doch nur immer ein künstliches Extract, wodurch der Magen für den Genuß des kräftigen natürlichen Quelltranks in seiner unverfälschten Frische und Fülle verdorben wird. So ist neuerlich ein Versuch gemacht worden, Goethe dem deutschen Volke auf solche Art zugänglicher zu machen. Alles, was sich von einer solchen Arbeit rühmen läßt, gilt von dieser, und gerade darum wählen wir sie als Beispiel, um daran zu zeigen, wie sich trotzdem die Subjectivität durch irgendeine Caprice fortreißen läßt zu einer wunderlichen Verschiebung des Gesichtspunktes, unter dem das Bild des Originals in dem unbefangenen Auge erscheint. Als Musterstück für Goethe den Novellisten ist hier der „Mann von funfzig Jahren" gewählt. Wir enthalten uns aller weitern Bemerkungen, die doch nichts anderes als eine Umschreibung des Erstaunens sein könnten. Welchen Begriff von den Goethe'schen Novellen, diesem unendlichen Schatz aller möglichen Reize der Phantasie, dieser Quelle der tiefsten Befriedigung für Herz und Verstand, soll jemand aus einem solchen Musterstück gewinnen, wenn er sich damit begnügt und die andern ungelesen läßt? Wahrscheinlich werden viele andere mit uns der Meinung sein, daß, wenn es überhaupt möglich wäre, jemand den Geschmack an den Goethe'schen Novellen zu verleiden, es nur allein durch diesen „Mann von funfzig Jahren" geschehen könne, der das Gepräge des Greisenhaften, der zur Manier erstarrten Technik und der kühlen und nüchternen und doch dabei graciösen Lebensauffassung der letzten Periode des Dichters so deutlich zur Schau trägt wie kein anderes seiner Producte gleicher Gattung, auch wenn sie der

Digitized by Google

Zeit nach später entstanden sind. Wenn so etwas am grünen Holze möglich ist, so verzichten wir gern darauf, zu beschreiben, was am dürren Holze der Fabrik-Chrestomathien täglich vor unsern Augen geschieht und doch auf dem großen Markte des lesenden Publikums seinen Absatz findet.

Es ist Zeit, daß dem Schaden, der daraus unserer Bildung erwächst, einigermaßen abgeholfen werde. Nimmermehr darf das beste Besitzthum unsers Volksgeistes auf diese Art zersplittert oder vergraben werden. Unsere großen Classiker sollen und müssen ganz und gar, unverfälscht und unverstümmelt unter uns leben, und diejenigen, die sich getrieben fühlen, sie zu literarhistorischen Stoffen oder zu Mosaiksteinchen der Chrestomathien zu verwenden, mögen es immerhin thun, aber durch die Haltung des Publikums innerhalb ihrer gebührenden Schranken zu bleiben genöthigt werden. Ein sehr wirksames Mittel dazu wäre freilich im Augenblick auch nur noch ein frommer Wunsch, aber ein solcher, dessen Erfüllung nur von gutem Willen und praktischem Geschick abhängt — wenn wir möglichst bald in den Besitz wohlfeiler und correcter Ausgaben unserer Classiker gelangten. Alles, was bisher unter der Firma von Volksausgaben erschienen ist, entbehrt doch immer noch zu sehr jene beiden nothwendigen Voraussetzungen. Wir müssen unsern Schiller gerade so gut für 2, 3 Fl. kaufen können wie die Franzosen ihren Racine und Molière für 2, 3 Frs. Was die Correctheit der Ausgaben betrifft, so muß hier freilich ganz von vorn angefangen werden. Wenn unser Buchhandel seinen Vortheil verstehen lernt, wird er sich gewöhnen müssen, die Begriffe wohlfeil und gut als selbstverständlich zusammengehörend zu betrachten. Auch hierin können wir bei dem größern praktischen Geschicke des Auslandes in die Schule gehen, das den buchhändlerischen Theil seiner Literatur schon längst nach diesem Grundsatz behandelt.

Außerdem rechnen wir auch noch darauf, daß unsere Schule mehr und mehr des schönsten Theils ihres Berufs sich bewußt werde. Denn was könnte erquicklicher für die Thätigkeit des Lehrers sein, als wenn er kraft seines Amtes das heranwachsende Geschlecht in das Heiligthum der nationalen Literatur einzuführen veranlaßt ist! Natürlich wird dabei vorausgesetzt, daß er selbst darin seine Heimat gefunden hat, aber diese Voraussetzung sollte sich bei ihm so von selbst verstehen, daß sie gar keiner weitern Betonung bedürfte. Die Schule muß hier dem erweiterten Gesichts- und Wirkungskreise des buchhändlerischen Geschäfts in die Hand arbeiten, wie dieses wieder ihr das Material zu ihrer eigenen fruchtbaren Thätigkeit auf dem Gebiete des literarischen Unterrichts zu liefern hat. Erst wenn dies beide Theile in viel weiterm Maße als bisher begriffen haben werden, wird sich die Möglichkeit er-

Digitized by Google

geben, daß die Schätze unserer Literatur nicht mehr wie bisher nur für ein exclusives Publikum, exclusiv durch seine äußere Lebensstellung und seine Bildung, vorhanden sind.

Wenn die Schule die künftige Generation zu einer solchen Gewöhnung an die beste Speise herangebildet haben wird, wenn der Schule die Wohlfeilheit und Sauberkeit wahrhafter Volksausgaben unserer Heroen der Literatur zu Hülfe kommt, wird unser Volk mit besserm Recht als bisher ein vorzugsweise lesendes genannt werden dürfen. Es ist wahr, nirgends in der Welt, selbst Nordamerika nicht ausgenommen, wird so viel gelesen wie in Deutschland, und das allgemeine Durchdringen einer gewissen Summe von Elementarkenntnissen, das durch den Aufschwung des Volksschulwesens seit etwa 50 Jahren bei uns so weit wie nirgends in der übrigen cultivirten Welt gediehen ist, läßt sich schon an diesem äußerlichen Symptom der so unendlich gestiegenen Gewohnheit, zu lesen, deutlich ermessen. Es ist nämlich zunächst doch nur eine von der Schule mit in das Leben herübergenommene Gewohnheit, der sich wol hier und da ein mit besonderer Roheit ausgestattetes Individuum entziehen kann, aber die Masse bleibt ihr treu. Hätte die Schule ganz gethan, was ihr oblag, und nicht blos die Fähigkeit des Lesens erworben, sondern auch den Sinn für die Schätze zu wecken verstanden, die damit erschlossen werden können, so würde unsere Volksbildung schon jetzt auf einer viel höhern Stufe stehen, als wir ihr mit gutem Gewissen zuerkennen dürfen. Denn die einmal geweckte Leselust wirft sich, da sie aller festen Ziele entbehrt und eben nur als ein rein empirisches Bedürfniß auftritt, naturgemäß auf die allerungeeignetsten Objecte. Sie wird dabei allein durch die äußere Rücksicht geleitet, daß ihr die Herbeischaffung des Materials der Lektüre so wenig wie möglich Mühe machen solle, und dies geschieht am einfachsten so, daß man in eine der unzähligen Leihbibliotheken geht und dort für wenige Pfennige ein Buch entnimmt. Ohne Zweifel würden sich die Kunden dieser Institute anfänglich ebenso leicht an wahrhaft gediegene Lektüre gewöhnen, wie sie sich jetzt mit dem schlechtesten Ausschuß befriedigen lassen, um dadurch sehr bald die Fähigkeit zu verlieren, etwas Besseres in sich aufzunehmen. Der verderbliche Einfluß dieser Art Leserei ist oft genug von allen denen, die mit dem Volke in Berührung stehen und sich um sein wahres Interesse kümmern, beklagt worden. Man hat auch allerlei Mittel der Abhülfe vorgeschlagen und ins Werk gesetzt. Die sogenannten Volksbibliotheken, das gewöhnlichste darunter, haben aber auch da, wo sie rein um ihres eigentlichen Zweckes willen ins Leben gerufen wurden und wo sie nicht zu bloßen Werkzeugen irgendwelcher Parteitendenzen des Moments herabgesunken sind, noch wenig Nutzen gestiftet. Die Schule hat ihnen noch

Digitized by Google

zu wenig vorgearbeitet, und das Publikum, für das sie berechnet sind, steht ihnen ganz rathlos gegenüber. Sie könnten nur in Verbindung mit einer Art von Fortbildungsunterricht für die Jugend, die schon aus der Schule in das Leben getreten ist, zu einiger Wirksamkeit gelangen, und der Einrichtung eines solchen von durchgreifendem Erfolge stehen größere Hindernisse im Wege als einer Reform des Leseunterrichts in der Schule oder der Art, wie dort die Jugend in die Literatur eingeführt wird.

Eine solche Reform, zu der unsere Zeit doch immer mehr hindrängt, in Verbindung mit der Möglichkeit, die auch dem weniger Bemittelten geboten würde, gute Bücher selbst zu erwerben, kann allein das wahre Correctiv für den Schaden sein, den die ungewöhnliche Leselust gegenwärtig anrichtet. Der eigene Besitz von Büchern ist augenblicklich noch für Unzählige gar nicht zu erreichen, die doch jahraus jahrein ganz erkleckliche Summen den Leihbibliotheken zutragen. Aber freilich geschieht es in so kleinen Raten, daß sie nicht dadurch belästigt werden, während der Ankauf auch nur eines einzigen Buchs ein ganzes Kapital für solche Verhältnisse beansprucht. Es ist nicht einzusehen, warum nicht auch unsere arbeitenden Klassen, wenn erst die Bücher so wohlfeil geworden sind, wie es für alle Betheiligten nützlich ist, in ihrer Stube den Platz finden sollten, um neben allerlei andern bescheidenen Werthstücken und Putz auch einige wohlgebundene und anständig ausgestattete Bücher hinzustellen, von denen wir natürlich voraussetzen, daß sie keine Nippsachen sein, sondern zu fortwährendem Gebrauche dienen sollen. Wir zweifeln nicht, daß sich eine gewisse Gewohnheit des Bücherkaufens — natürlich innerhalb beschränkter Grenzen — gerade in diesen Kreisen eher einbürgern wird als in andern äußerlich günstiger gestellten. Unser bürgerlicher Mittelstand hätte gegenwärtig, wo er sich ökonomisch so wohlhäbig wie seit langem nicht mehr befindet, hinlänglich die Mittel, um auch eine gewisse Summe für die Hausbibliothek auf sein Budget zu setzen. Er thut es eben nicht und zieht es vor, alle seine Extraausgaben den schalsten Vergnügungen zuzuwenden, die den ohnehin schon geringen sittlichen Kern, den er noch besitzt, nothwendig ganz aushöhlen müssen. Roher Luxus in Kleidern und eine ebenso rohe Schwelgerei in physischen Genüssen gehen damit Hand in Hand, und diese Art von Leuten ist freilich nicht geeignet, die ihr meist reichlich genug zugemessene Zeit der Muße der Lektüre, am wenigsten der eines guten Buchs zu widmen. Zum Glück ruht die Zukunft unserer Nation viel weniger, als man gewöhnlich annimmt, auf dieser Volksklasse: sie stützt sich vielmehr auf das eigentliche Volk, trotz der künstlichen Barbarei, in die es durch seine Jahrhunderte alte Vernachlässigung noch jetzt größtentheils gebannt ist, und die es trotz

Digitized by Google

seines Dürstens und Ringens nach Gleichstellung mit den begünstigtern Theilen der Nation nicht so bald abschütteln wird, als es seine wahren Freunde wünschen.

II.

Es bliebe somit noch genug zu thun, um nur dem in jedem Sinne lebensfähigen Theile unserer Literatur zu wirklichem Leben in der Nation zu verhelfen. Die Ungunst der Zeit, deren Hauptströmungen nun einmal nach einer andern Richtung hingehen und weder durch List noch Gewalt sich umlenken lassen, die Uebersättigung als eine Folge der erdrückenden Massenhaftigkeit der Tagesproduction, die Vornehmthuerei eines in sich hohlen Aberglaubens an die alleinseligmachende Kraft des Reflectirens und Kritisirens bei den Gebildeten, die Unterdrückung aller idealern Neigungen und Ziele bei den minder Gebildeten, die Verwahrlosung des Geistes und der Phantasie in den untersten Schichten — dies nebst der unpassenden Methode des Schulunterrichts wären einige der Hauptschwierigkeiten, die erst überwunden sein müßten, ehe wir von einem gedeihlichen Leben unserer Literatur reden dürften. Alle Kräfte derjenigen, die den Schaden erkennen und heilen wollen, weil er ihnen ein Hauptschaden in dem ganzen Organismus unsers nationalen Daseins dünkt, sollten sich auf das Eine feste Ziel richten und den Kreis, dessen Peripherie so deutlich markirt ist, nicht überschreiten.

Dennoch können wir uns damit nicht begnügen. Unsere moderne Literatur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts soll ein wirkliches Eigenthum des ganzen Volks werden, und unsere Volksbildungsanstalten im weitesten Sinne des Worts, unter denen die Schule nur eine hervorragende Stellung einnimmt, aber keineswegs alles in allem ist, sollen in diesem Streben eine ihrer Hauptaufgaben nicht blos mit dem Munde anerkennen. Aber daneben muß auch gesorgt werden, daß nichts von dem ererbten Eigenthum älterer Tage verloren gehe, was nur irgend noch den spätern Generationen brauchbar sein kann. Es versteht sich von selbst, daß eine solche schützende Neubelebung eigentlich schon dem unmittelbaren Zeitbewußtsein abgestorbener Producte nicht so einfach und unvermittelt von statten gehen kann wie der Verkehr mit den Erzeugnissen des Zeitgeistes. Der Kreis, in welchem jene ihre Heimat von neuem finden können, muß ein viel engerer sein, weil er nur solche umschließen wird, die durch eine besondere Vorbildung befähigt sind, sich dem Verständniß eines fremdartigen Geisteslebens zu nähern. Denn wenn es auch einstmals aus der Mitte unsers Volksgeistes erzeugt war, so sind doch die Kennzeichen der unmittelbarsten Blutsverwandtschaft mit der heutigen Welt allzu sehr durch die Besonderheiten der momentanen Denk- und Ausdrucksweise verhüllt, als daß sie anders als

Digitized by Google

mit einem gerade dafür geschärften Auge wahrgenommen werden könnten. Dies wird nur erworben durch eine exclusive Bildung, die niemals, auch bei der größten Ausdehnung des Bildungsnivellements, von allen denen erlangt werden kann, die überhaupt berechtigt sind, von den Schätzen der Nationalliteratur ihren gebührenden Antheil in Empfang zu nehmen.

Unter der Neubelebung der ältern Literatur verstehen wir ihre unmittelbare Wiedereinführung in die Lektüre, und zwar in unveränderter Gestalt. Damit ist ein großes Gebiet in Anspruch genommen, aber ein anderes schon von selbst für unsere Auffassungsweise ausgeschlossen. Alles, was ebenso sehr durch die Eigenart seines Inhalts und seiner Tendenz wie durch die Fremdartigkeit seiner Form, namentlich der Sprache, nur mit Hülfe einer fachmäßig gelehrten Beschäftigung vollständig erfaßt und genossen werden kann, gehört nicht in die Rubrik der Literaturdenkmäler, die wir aus ihrer Vergessenheit hervorgezogen und dem Gebrauche des gebildeten Publikums wieder zugänglich gemacht wünschen. Im allgemeinen wäre also unsere gesammte mittelalterliche Nationalliteratur nicht dazu angethan, einer Neubelebung im obigen Sinne theilhaft zu werden. Sie mag wie bisher das Object gelehrter Beschäftigung bleiben, so wird zuletzt auch schon diese der Gegenwart und ihren Interessen zugute kommen, wenn auch die Kanäle, mittels deren es geschieht, ihre vielfach verschlungenen Windungen nur dem aufmerksamen und geübten Beobachter erkennbar sind. Viel und Großes ist auf diesem Gebiete seit etwa vierzig Jahren gethan; unsere ältere Poesie zuerst, und in ihrem Gefolge auch alle andern Zweige des Volkslebens im Mittelalter, soweit sie sich in schriftlichen Denkmälern darzustellen verstanden, sind in sorgfältig gereinigter Gestalt, gesäubert von den Flecken einer jahrhundertelangen Vernachlässigung dem Boden wieder entstiegen. Was die wissenschaftliche Potenz betrifft, die sich in ihrer Pflege bethätigt hat, so ist diese ohne Frage ebenso groß wie in irgendeinem andern Fache. Die junge Disciplin der deutschen Alterthumswissenschaft, speciell der deutschen Philologie, darf sich unbedenklich neben ihre so viel ältere Schwester, die classische Alterthumswissenschaft und die classische Philologie, stellen. Ein unbefangenes Urtheil wird sogar zugeben müssen, daß die letztere ihre Erhebung aus einem ziemlich geistlos und auch resultatlos gewordenen Schlendrian der Routine zum großen Theil den Einflüssen verdankt, die von dort aus oft gegen ihren Willen und gewöhnlich unbemerkt von ihr auf sie gewirkt haben. Es bedarf wol keiner besondern Bemerkung, um uns vor dem Verdachte einer Ueberschätzung dieses Gebiets zu verwahren. Sein innerer Werth an sich und speciell für die Bildung der Gegenwart ist mit dem eben Gesagten nicht einmal berührt. Wären die Begriffe

Digitized by Google

unserer Zeitgenossen vollständig sowol von ihrer Verwirrung erlöst, die in einer nun ganz abgeschlossenen Periode des bloßen dilettantischen Enthusiasmus für das vaterländische Alterthum natürlich genug einreißen mußte, wie von der noch unmotivirtern Verachtung gegen alle diejenigen Erscheinungen der Vergangenheit, die durch ihre frische und kräftige Individualität der Suffisance des sogenannten gesunden Menschenverstandes Anstoß geben, so bedürfte es keiner solchen Ermahnung. Hätte unsere deutsche Philologie keine weitern Früchte getragen, als daß sie wenigstens die Möglichkeit geboten hat, die Begriffe nach der einen wie nach der andern Seite zu klären, so wäre dies schon ein sehr dankenswerther Dienst für die Nationalbildung. Bevor Benecke und Lachmann zeigten, was dazu gehöre, einen ältern deutschen Schriftsteller so zu verstehen, wie jeder Leser seine Lektüre zu verstehen wünscht, glaubte man mit gutem Willen, günstigem Vorurtheil für die hier verborgenen Schönheiten des Gedankens und der Sprache und einiger praktischen Uebung vollständig auszureichen. Nur aus diesem kindlichen Uebersehen der Schwierigkeiten, welche die männlich gereifte Wissenschaft aufdeckte und zugleich bewältigen lehrte, erklärt es sich, daß man das wahre Verhältniß dieses ganzen Literaturkreises zu unserer Gegenwart so weit misverstehen konnte, um sich der Täuschung hinzugeben, sie unmittelbar wieder ins Leben einzuführen. Die Nibelungen und die Minnesänger sollten von jedermann ebenso leicht als „Hermann und Dorothea“ und die Balladen Schiller's gelesen werden können. Eine besondere Vorbildung sollte dazu nicht nöthig sein, und der Schule wies man nur die Aufgabe zu, den Sinn der Jugend für diese Schätze der Vergangenheit zu wecken, indem sie an das Gefühl und die Phantasie appellirte. Von einer besondern Unterweisung in der ältern Sprache, von einer culturgeschichtlichen Einführung in diese fremdartige Welt von Gedanken und Formen war nicht die Rede. Der Enthusiasmus mochte über das alles hinweghelfen, wie er den Vorkämpfern eines solchen verschrobenen Pseudopatriotismus über alles, was ein ernstes Lernen nöthig gemacht hätte, hinweghalf. Diese an sich sehr unschuldigen Phantasien sind zerstoben, um niemals wieder mit dem Scheine einer ernsthaft gemeinten Forderung an das Leben und an die Schule aufgenommen zu werden. Jedermann ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß man, um altdeutsch zu verstehen, auch altdeutsch lernen müsse, und nur über die Art und das äußere und innere Maß dieses Lernens hat sich noch keine durchgreifende Klarheit des allgemeinen Urtheils gebildet, wie ja auch die Nächstbetheiligten und eigentlich Sachverständigen sich auf diesem Gebiete weder über die Principien noch über die Methode vereinigen konnten. Und doch scheint es uns so leicht, über beide sich zu verständigen, wenn man nur den obersten Grundsatz, daß es auch hier ein

Digitized by Google

wirkliches Lernen und kein spielendes Dilettiren gilt, in seiner vollen Bedeutung verstehen und im gegebenen Falle bei sich und andern zur praktischen Verwerthung kommen lassen wollte.

Unsere Verächter der ältern Literatur wissen freilich zum großen Theil nichts von der Existenz einer mit ihrer Pflege ausschließlich beschäftigten Wissenschaft, und insofern ist es vergeblich, zu hoffen, daß sie durch sie in ihrem Vorurtheile erschüttet werden sollen. Aber es wird doch von Tag zu Tag schwerer für sie, sich den Einflüssen zu verschließen, die durch die verschiedenste Art der Vermittelung von dort aus auf sie wirken. Der Gewinn der eigentlich gelehrten Forschung auf dem Gebiete unsers gesammten Alterthums wird von immer zahlreichern Händen für die Tagesliteratur verwerthet. Noch vor zehn Jahren wurden Themata aus diesem Gebiete in unserer Journalistik nicht oder höchst selten berührt. Wenn es geschah, so war der Eindruck auf das Publikum ein unbedeutender oder fremdartiger. Gegenwärtig hat sich dies vollständig geändert. Man hat die richtige Form, den Stil für diesen Stoff glücklich gefunden und handhabt ihn unter immer wachsender Theilnahme desselben Publikums, dem noch die Phrasen einer gleichfalls jetzt überwundenen Periode der selbstgefälligen Ueberschätzung des modernen Wesens anhaften. Das verpönte und verachtete Mittelalter hat sich so ganz im stillen, blos durch die Macht der in ihm selbst liegenden Anziehungskraft, mitten unter uns eingebürgert und seine Eroberungen dehnen sich immer weiter aus. Aber es ist dies nur dadurch möglich geworden, daß die eigentliche Wissenschaft so allseitig, so gründlich und so eifrig vorgearbeitet hat. Ohne einen Jakob Grimm gäbe es auch keine Feuilletonartikel über die Festgebräuche zu Johannis oder zu Weihnachten, über die Schwanensage, über die Frauennamen unsers Alterthums. Natürlich geht auch die ältere eigentlich freie und künstlerisch geformte Literatur dabei nicht leer aus, obgleich momentan noch das blos stoffliche oder culturgeschichtliche Interesse überwiegt. Der Weg von dem einen Gebiete zu dem andern ist ohnehin so nahe oder vielmehr beide laufen ohne alle fest zu bestimmenden Grenzen so ineinander, daß, was dem einen gilt, auch zugleich dem andern mit gehört. Es ist dies eine in jedem Sinne erfreuliche Erscheinung, deren Lebenskraft nicht von den Schwingungen der Mode abhängt, sondern für alle Dauer gesichert ist, wenn auch die äußere Form, die ihr das zufällige Bedürfniß dieses Tages gegeben hat, sich verändern muß. Es wird bald eine Zeit kommen, wo solche philologisirende Feuilletonartikel nicht mehr so häufig erscheinen, und vielleicht auch ganz verschwinden, aber bis dahin wird auf andere Art dafür gesorgt sein, daß die Liebe und das Verständniß unsers Alterthums in das ihnen gebührende Recht im Herzen unsers Volkes eingesetzt sind.

Digitized by Google

Der unmittelbare Zugang zu den Denkmälern dieser mittelalterlichen Literatur wird so lange das Vorrecht der eigentlichen Fachgelehrten bleiben, als unsere höhern Bildungsanstalten die ihnen zukommende Pflege der ältern deutschen Sprachstudien noch entweder ganz von sich abweisen, oder ungenügend erfüllen. Bei anderer Veranlassung haben wir darauf hingewiesen, daß gerade in diesem so wichtigen Unterrichtsfach eine gründliche Reform noththut. Sie ist hier so recht an der Zeit, wie man aus den stets sich wiederholenden Ansätzen und Versuchen der Praxis und der fortwährenden Beachtung, welche die Theorie diesen Bestrebungen zuwendet, ersehen kann. Daß in Wirklichkeit die Ergebnisse noch nicht günstiger sich gestaltet haben, daß mit Einem Worte der deutsche Unterricht auf unsern höhern Schulanstalten fast ausnahmslos ein Chaos von edeln Intentionen und armseligen Erfolgen darstellt, bestätigt nur die Nothwendigkeit der Reform. Wo so große Schwierigkeiten aller Art zu überwinden sind wie hier, wo gewissermaßen nicht blos die Methode, sondern auch der Lehrstoff erst noch geformt werden muß, kann man nicht die leichten und reichlichen Erträgnisse eines seit unvordenklicher Zeit wohlgepflegten Feldes erwarten. Unsere angebliche Erbtugend, die Geduld, muß sich auch hier bewähren und kann mit Hülfe eines Rückblicks auf die Zustände vor vierzig Jahren wol Kraft genug zu weiterer Ausdauer geben, wenn die Confusion des Moments diesen und jenen wohlmeinenden, aber leicht zu verblüffenden Kämpfer für die gute Sache außer Fassung bringt. Wir betonen auch hier wieder, was wir anderwärts forderten, und zwar mit Gründen, denen sich nicht leicht ein ernstlicher Einwand entgegensetzen läßt: unsere höhern Schulanstalten müssen den Unterricht in der deutschen Sprache auf dieselbe Höhe der innern Berechtigung erheben, die sie den andern eigentlichen Lehrfächern zuerkennen. Es darf auch hier nicht mehr gestümpert und dilettantisirt werden, nachdem die Wissenschaft der deutschen Philologie ins Leben getreten ist und die Dilettanterei aus diesem Felde geschlagen hat. Die ältere deutsche Sprache, die Sprache der classischen Literatur des Mittelalters soll dem in seiner Bildung bevorzugten Theile unserer Jugend ebenso gründlich und methodisch zu eigen gemacht werden wie Lateinisch und Griechisch oder Französisch und Englisch. Nur unter dieser Voraussetzung ist die Lektüre der Originaldenkmäler jener Periode als ein wirkliches Förderungsmittel der Gesammtbildung zu betrachten, wenn auch nur immer ein der Zahl nach kleiner Bruchtheil des ganzen Volks in der glücklichen Lage sein kann, sich mit ihnen vertraut zu machen. Brächte dieser Theil der Jugend unserer Nation die aus der Sache selbst als nothwendig sich ergebenden Kenntnisse sprachlicher und realer Art mit herüber in das Leben, so würde es sich von selbst verstehen, daß so Vorbereitete auch später die Originale, deren formale Schwierig-

Digitized by Google

keit sie nicht mehr zurückschrecken könnte, zu einem Bestandtheile ihrer Lektüre machten, ohne deshalb in die Zunft der deutschen Philologen und Alterthumsforscher einzutreten, so wenig wie die Lektüre eines antiken Classikers den Arzt oder Juristen zu einem magister liberalium artium stempelt, oder ein französisches und englisches Buch nothwendig nur einem Sprachmeister gehören muß.

Einstweilen aber gilt es, sich zu bescheiden. Unsere höhern Schulen leisten noch nicht entfernt das, was sie selbst zum Theil als ihr Ziel bekennen, und von den vielen hunderten halbwüchsigen Jünglingen, die jährlich in Deutschland Gymnasium und Realschule absolviren, bringt im höchsten Fall nur ein halbes Dutzend die Summe von Kenntniß in dem beregten Fache mit, ohne die jede Beschäftigung mit einem Erzeugnisse unserer mittelalterlichen Literatur nur dilettantische Zeitverschwendung ist. Die wenigen, die mit dieser bessern Ausrüstung ausgestattet sind, wie sie doch eigentlich alle mit sich nehmen sollten, die für reif zum Abgang gelten, verwenden sie fast ausnahmslos zur Grundlage eigentlicher Fachstudien auf dem Gebiete der deutschen Alterthumskunde oder einem verwandten. Sie treten dadurch aus dem Kreise, den wir hier im Auge haben. Sie sind nicht mehr die Repräsentanten der höchsten Stufe der allgemeinen Durchschnittsbildung, sondern eben nur Repräsentanten ihres Faches.

Für den Bildungskreis, der zum Verständniß unserer ältern Literatur überhaupt disponirt ist, wird darum fürs erste noch die Vermittelung durch die geeigneten Uebersetzer der natürlichste und lohnendste Weg sein. Es ist freilich nicht ausgeschlossen, daß ein gebildeter Mann oder ein gebildetes Mädchen durch eigene Studien sich den Vorrath von sprachlichen, literarischen und archäologischen Kenntnissen erwirbt, welcher nach unserer Erfahrung nöthig ist, um auch nur die Nibelungen oder Walther von der Vogelweide wirklich zu lesen. Hülfsmittel dazu gibt es in Menge und viele der tüchtigsten Vertreter der strengen Fachwissenschaft haben, durch die äußern Umstände genöthigt, sich auf diesem Wege alles erworben, was sie besitzen. Doch macht es einen großen Unterschied, ob solche Studien gleich mit dem Hinblick auf das letzte Ziel, die vollständige Aneignung aller bisherigen Ergebnisse der Wissenschaft und dann wo möglich noch das selbständige Hinausgehen über die von ihr einstweilen erreichte Grenze, begonnen werden, oder ob blos das allgemeine Interesse eines für Bildung überhaupt empfänglichen Sinnes, vielleicht auch nur eine zufällige Anregung der Phantasie das treibende Element ist. In dem einen wie in dem andern Falle, worin sich doch alle Liebhaber dieser Studien befinden — um sie nicht mit dem bedenklichen Namen Dilettanten zu bezeichnen — hält es ungemein schwer, den Geist zu der trockenen Strenge des methodischen Lernens zu

Digitized by Google

nöthigen, ohne die es doch zu weiter nichts als eben zu Dilettanterei kommt. Auf der Schule und in der Jugend, wo das eigentliche Lernen durch eine unanfechtbare Autorität aufgezwungen wird, fügt man sich selbstverständlich darein, aber nur mit Hülfe einer fast beispiellosen Selbstüberwindung in den spätern Jahren der Freiheit von dem Schulzwang.

Wenn sich solche strebsame Freunde unserer ältern Literatur rathen lassen wollten, so würden sie durch die Verzichtleistung auf den unmittelbaren Verkehr mit den Gegenständen ihrer Neigung ihren Vortheil am besten gewahrt finden. Unsere Uebersetzungsliteratur aus dem Bereiche der ältern Sprache ist bereits schon so ausgebreitet, und ihre Mittel sind so vervollkommnet, daß sie alle die Anforderungen erfüllt, die man an dieses Genre überhaupt nur stellen kann. Vergleicht man das tastende, ungewisse Verfahren, welches in den sparsamen Uebersetzungen aus dem Altdeutschen im Anfange dieses Jahrhunderts erscheint, mit der beinahe zur Routine schon abgeschliffenen Technik eines Simrock, so sieht man auch hier, wie viel auf diesem Felde gearbeitet worden und welcher Gewinn der allgemeinen Bildung daraus erwachsen ist.

Der Erfolg zeigt auch, daß diese Uebersetzungsliteratur ihr gutes Recht hat. Es liegt nahe, darüber zu spotten, daß wir uns selbst übersetzen müssen, aber welche moderne Nation von einigermaßen ausgedehnter Lebensdauer und innerer Entwickelung ist nicht in dieser Lage? Freilich wäre es besser bestellt um uns, wenn wie bei den Griechen die verschiedenen Perioden unsers geistigen Wachsthums so sanft ineinandergeflossen wären, daß das jüngste Erzeugniß des nationalen Geistes von selbst die Züge des urälteſten Typus nur eben in metamorphosirter Gestalt zeigte, je nach der Altersstufe der Nation. Sie bedurften keiner Uebersetzungen des Homer und des Pindar; wir besitzen in unserm Mittelalter freilich weder den einen noch den andern und kaum etwas Analoges in den Nibelungen und in Walther von der Vogelweide, und weil diese eben nur etwas Analoges für jene Grundsäulen einer ganz organischen Nationalbildung sind, können wir es uns gefallen lassen, sie einstweilen nicht im Original zu lesen, sondern in die Sprache des gegenwärtigen Tages übertragen zu lassen.

Wer es nicht selbst versucht hat, weiß die ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten nicht zu beurtheilen, mit denen ein Uebersetzer aus dem Altdeutschen zu ringen hat. Für den ersten Anschein ist die Sache leicht genug. Ein großer Theil des Sprachvorraths hat sich in wenig veränderter Gestalt bis auf unsere Zeit erhalten, Flexionen und andere Sprachformen sind wenigstens vom 12. Jahrhundert ab im wesentlichen dieselben geblieben. Man wird durch diese auffallende Congruenz aber

Digitized by Google

nur in Verwirrung gesetzt, sobald man sie praktisch verwerthen will. Nichts scheint natürlicher, als das mittelalterliche tugent durch unser heutiges Wort, das bis auf den Buchstaben ebenso lautet, wiederzugeben, zumal im Reime, wenn es sich etwa mit jugent findet. Leider aber würde damit die Sache, der geistige Gehalt des Worts aufs gröblichste alterirt, denn unser heutiges „Tugend" in dem uns allgemein geläufigen Sinn kann sich geradezu bis zu einem vollen Gegensatz des Begriffs von dem alten tugent entfernen, was nichts anderes als die durch Uebung erworbene Fertigkeit, die Tüchtigkeit, allenfalls die vollkommene äußere Haltung in Zucht und Sitte bedeutet. Von dem rein sittlichen Inhalt unsers heutigen Tugend ist in dem ältern Worte noch keine Ahnung. Soll also dem Sinne sein volles Recht geschehen, sollen in der Uebersetzung nicht blos leidlich klingende Worte, sondern auch das eigenthümliche Seelenleben der Vorzeit wieder erscheinen, so muß hier wie in unzähligen andern Fällen das Nächstliegende gänzlich verlassen und mit großer Mühe etwas herbeigeholt werden, was wieder aus andern etwa formalen Gründen neue Verlegenheiten bereitet. Bleiben wir bei unserm Beispiel: gesetzt das Reimwort Tugend wird aufgegeben, wie es ein in den Sinn der ältern Sprache eingedrungener Uebersetzer nicht anders kann, so fällt auch das andere, Jugend, gegen welches außerdem kein Bedenken zu erheben wäre, außer etwa das eine, allerdings gar nicht unwesentliche, daß beide Reimwörter in der Metrik des Mittelalters nur einen männlichen Reim — einen einsilbigen — bilden, während sie für die gegenwärtige Sprache weiblich — zweisilbig — gebraucht werden. So ist der Weg eines gewissenhaften und sachverständigen Uebersetzers mit tausend versteckten Dornen umgeben, zwischen denen er sich mit der größten Gewandtheit durchwinden muß. Der Leser liest natürlich über alle diese Bedrängnisse in ungetrübter Gemüthsruhe hinweg und wundert sich höchstens einmal über eine Härte und Geschraubtheit des Ausdrucks, die er auf Rechnung der Nachlässigkeit des Uebersetzers stellt, während sie doch auch für die geübteste Technik inmitten solcher immer wiederkehrenden Schwierigkeiten nicht zu vermeiden sind.

Unsere ältern Uebersetzer konnten sich freilich die Sache leichter machen, solange noch kein Benecke die Feinheiten der Sprache und kein Lachmann die Subtilitäten der Verskunst des Mittelalters aufgedeckt hatten. Seitdem ist das Geschäft erst so mühselig geworden, aber das Publikum hat auch den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil gewonnen, in den bessern Leistungen dieser Art die Originale so weit ersetzt zu erhalten, wie dies überhaupt möglich ist. Jene anfänglichen dilettantischen Versuche der Romantiker waren alles eher als eine getreue Wiedergabe der eigenthümlichen Physiognomie mittelalterlicher

Digitized by Google

Poesie. Denn um deren Wiederbelebung handelte es sich damals ausschließlich und handelt es sich auch jetzt noch vorzugsweise in dieser Uebersetzungsliteratur. Ebenso wenig konnte der Weg zum Ziele führen, den selbst ein Uhland betrat. In seinem Buche über Walther von der Vogelweide, der ersten Arbeit dieser Art von wirklich gründlicher Sachkenntniß und eindringendem Verständniß in den Geist der ältern Poesie, versucht er durch eine immerhin sinnige, aber jedenfalls sehr subjective Verschmelzung des ältern und modernen Sprachausdrucks die Aufgabe zu lösen, einen altdeutschen Dichter auch dem heutigen Leser, der nichts von der alten Sprache weiß, verständlich zu machen. Es gewährt noch jetzt großes Interesse, Uhland's von echt poetischem Gefühl für jene ihm so nahe verwandte Erscheinung erfülltem Versuch im einzelnen nachzugehen. Außerdem daß es eben ein Uhland war, begünstigte ihn auch seine eigene heimatliche Mundart, die ihm so häufig noch die Eigenthümlichkeiten der alten Sprache lebendig entgegenführte. Aber was dem Schwaben gleichsam angeboren war, mußte allen andern Nichtschwaben fremdartig und unverständlich erscheinen, beinahe ebenso, als wenn der altdeutsche Ausdruck in seiner vollen Eigenart ihnen gegenüberträte. So ruht auf diesem halb alterthümlichen, halb modern volksmäßigen Gebilde der Uhland'schen Umdichtungen von Walther's Liedern und Sprüchen zwar ein ganz eigener, gemüthvoller und heimlicher Reiz, aber eine Uebersetzung kann man sie doch nicht nennen, am wenigsten eine solche, die durch sich selbst das volle Verständniß des Inhalts und der Form des Originals ermöglicht. Wenn nun gar andere, minder Berufene das, was bei dem einen in jeder Hinsicht Berufenen ein freier und berechtigter Erguß einer gleichartig gestimmten Dichternatur gewesen war, zu einer bloßen Manier verwandelten und damit altdeutsche Dichterwerke nicht übersetzten, sondern eigentlich doppelt ungenießbar machten, weil weder der Kenner der ältern Sprache noch der Liebhaber sich darin zurechtzufinden vermochten, so befand sich das Publikum, das anfänglich mit enthusiastischem Vorurtheil diesen Versuchen zur Wiederbelebung unserer alten Poesie entgegenkam, in einer wunderlich peinlichen Situation. Daraus wurde es erst erlöst, als man diesen Irrweg ganz verließ, freilich nicht, ohne, wie es immer zu geschehen pflegt, nach der andern Seite hin häufig der Verlockung zu einem neuen, kaum minder bedenklichen nachzugeben. Es war auch hier nicht so leicht, die rechte Mitte zu finden, die doch nur allein Heil bringen konnte.

Die Versuchung lag nahe genug, das Publikum, dessen günstiges Vorurtheil für die altdeutsche Poesie unter dem Einflusse aller möglichen bösen Conjuncturen in kalte und verdrießliche Geringschätzung umzuschlagen begann, durch einen gewissen modernen Aufputz derselben anzulocken.

Digitized by Google

Im Grunde stand er ebenso schlecht wie jene erkünstelte Alterthümlichkeit mit ihren starren und trockenen Farben, aber er mundete doch jedenfalls dem gewöhnlichen Leser besser, einmal weil er ihm nur wirklich Lesbares und im gewöhnlichen Sinne Verständliches zu lesen zumuthete, und dann, weil der Stil dieser Art von Uebersetzungen an andere beliebte Muster der Zeit erinnerte. Als Typus dieser ganzen Richtung kann die Uebertragung des Wolfram von Eschenbach durch den außerdem so verdienstvollen pseudonymen San-Marte (A. Schulz) gelten. Sie hat ohne Zweifel viel dazu beigetragen, den Namen des großen mittelalterlichen Dichters bekannter zu machen, aber es ist noch eine Frage, ob sie das an sich so schwierige Verständniß seines Gehalts und seiner Form, überhaupt seines ganzen so singulären und absonderlichen Wesens gefördert hat. Denn die schroffen Ecken und Kanten, die zu seiner Physiognomie so nothwendig gehören wie zu der des Schreckhorns oder der Jungfrau, sind sorgfältigst abgeglättet und mit der Politur einer in Schiller's und der Romantischen Schule gebildeten Diction überzogen. Für den Kenner des Originals, d. h. für den, welcher sich wirklich in den Ton desselben eingelebt hat, kann der Eindruck einer solchen Annäherung an den modernen Geschmack nicht anders als barock genannt werden, auch ganz abgesehen davon, daß nicht blos die Seele, der innere eigenthümliche Hauch dieser Poesie, sondern auch das Material an sich vielfach im Interesse dieser vermeinten Vermittelung mit dem modernsten Geschmacke des heutigen Publikums gelitten hat. Die Uebersetzung verwandelt alle die pikanten scharfen Züge, die funkelnden Pointen, in denen die einzelnen Gestalten dieses Dichters blitzartig hervorbrechen und sich ebenso blitzartig bewegen, in wohlklingenden Phrasenfluß einer etwas breitspurigen dichterischen Rhetorik, etwa in der Art Tiedge's. Denn ein gewisses Dämmerlicht der Unklarheit ruht freilich auch noch in einer solchen ernst gemeinten Travestie über diesem wunderbarsten Sohn des deutschen Mittelalters, anziehend genug für solche Leser, die bei wohlklingenden und glatt gereimten Versen nicht gerade viel zu denken pflegen, sondern mit dem Ohrenschmause befriedigt sind. Für eine bloße Nachdichtung möchte eine solche Veränderung der ursprünglichen Tonart des Originals eher noch gestattet sein, weil sie eben keine Uebersetzung, sondern eine innerhalb gewisser Grenzen freie Schöpfung sein will. Unzählige Beispiele aus allen Zweigen der Literatur geben dafür Belege, und nur der Pedanterie könnte es einfallen, das gute Recht des spätern Umdichtens zu bestreiten. Aber in unserm Falle handelt es sich nicht darum, sondern um eine wirkliche Uebersetzung, die den Anspruch erhebt, das Original in vollem Sinne des Worts zu ersetzen, was einer Nachdichtung niemals zugemuthet werden wird. Denn neben ihr, in ihrer eigenen relativen Selbständigkeit,

Digitized by Google

bleibt das ursprüngliche Vorbild in seiner vollsten Selbständigkeit unverrückt stehen.

Wir können uns hier nicht länger bei andern ähnlichen Fehlgriffen aufhalten, wie z. B. bei dem glücklicherweise nur zu einem unbedeutenden Fragment gediehenen Versuche, die „Gudrun" in Hexametern zu übersetzen, wenn es dabei auf eine wirkliche Uebersetzung und nicht auf eine bloße freie Reproduction abgesehen war, was sich eben wegen der fragmentarischen Gestalt der Arbeit nicht deutlich erkennen läßt. Freie Reproduction wird man sich, wie schon gesagt wurde, überall gern gefallen lassen, warum nicht auch auf dem Felde unserer altdeutschen Poesie oder der altdeutschen Literatur überhaupt, denn es ließe sich auch gar manches Profaneres derselben dazu recht wohl verwenden. Aber für das Ziel, das wir hier im Auge haben, können wir diese Art von Thätigkeit nicht direct förderlich nennen. Höchstens nur insofern, als das Interesse des Publikums ganz im allgemeinen nach jener Seite hin in Bewegung gesetzt wird. Für uns bleibt die Forderung nach wirklichen Uebersetzungen zu vollem Rechte bestehen, auch wenn z. B. die Stoffe unserer ganzen mittelalterlichen Epik in den Versen unserer heutigen Dichter von neuem wieder der Nation nahe gebracht würden. Nur etwa eine so eigenthümliche Erscheinung wie Hermann Kurz' Umdichtung und Vollendung von „Tristan und Isolde" mag die Stelle einer wirklichen Uebersetzung vertreten. Hier hat sich die Individualität des modernen Dichters mit der seines Vorbildes so harmonisch verbunden, daß man diesem Producte das Prädicat einer in seiner Art vollendeten Wiedererweckung des Geistes und der Kunst Gottfried's von Strasburg zuerkennen darf. Aber es wäre selbst einem so unleugbaren Talent wie Kurz nicht gelungen, wenn nicht das Original an sich schon unter allen Erzeugnissen des Mittelalters der Empfindung und Stimmung, der Denk- und Ausdrucksweise der modernen Zeit am nächsten stände. Gerade das, was den mittelalterlichen Dichter unter den Menschen von damals isolirte, verbindet ihn mit uns und läßt ihn beinahe als einen der Unserigen erscheinen, der sich aus Laune in alterthümliche Gewänder versteckt hat.

In jedem Falle gibt es also einstweilen kein anderes Mittel, um die volle Eigenart der mittelalterlichen Literatur, namentlich der poetischen, auf die es aus begreiflichen Ursachen doch am meisten abgesehen sein muß, der modernen Bildung nahe zu bringen als Uebersetzungen. Eine äußere Bestätigung für ihr gutes Recht und die Bedeutung, die sie bereits erlangten, gewährt die Zahl der Auflagen, die viele von ihnen erreicht haben. Simrock's Uebersetzung der Nibelungen, Walther's von der Vogelweide, selbst Wolfram's von Eschenbach, gehören zu den verbreitetsten Büchern in unsern höher gebildeten Kreisen. Und doch

Digitized by Google

hat der alte Wolfram unter der Hand dieses Uebersetzers nichts von seiner abstrusen Herbe verloren: ein Zeichen, daß ein Theil des Publikums wirklich schon so weit fortgeschritten ist, um auch die eigenthümlichsten Gestalten der Vorzeit zu verstehen oder sich ihrem Verständniß wenigstens anzunähern. Die allseitig rege Thätigkeit wahrhaft berufener Kräfte wird ja doch nur ermöglicht durch ein belebendes Entgegenkommen des Publikums, das, wie aus diesen Thatsachen hervorgeht, definitiv erkannt hat, wie ihm nur auf solche Art der Blick in ein Gebiet eröffnet wird, welches außerdem ihm unzugänglich geblieben wäre.

So wenig wie freie Nachdichtungen kann eine bloße Wiedergabe des materiellen Inhalts unserer ältern Literaturproducte das leisten, was eine gediegene Uebersetzung leistet. Inhalt und Form sind bei der Poesie des Mittelalters, um bei dieser stehen zu bleiben, wo möglich noch enger miteinander verwachsen als anderwärts. Es läßt sich z. B. wol denken, und die Erfahrung hat es bestätigt, daß eine prosaische Paraphrase des Homer große Wirkung thut; wer aber wollte sich an einer solchen Bearbeitung des „Parcival" befriedigen? Als bloßes Hülfsmittel des Gedächtnisses und des literargeschichtlichen Wissens mag ein solches Unternehmen seine Berechtigung haben, aber wir streben nach einer viel umfassendern Einführung unserer alten Schätze in das heutige Leben der Bildung, als daß wir uns mit ihrer Verwerthung als bloßes Material des Wissens genügen lassen sollten. Noch weniger freilich werden wir für unsere Zwecke mit ihrer blos literargeschichtlichen Verwerthung zufrieden sein. Es ist nicht zu leugnen, daß hierfür so tüchtig und erfolgreich gearbeitet ist, wie sich nur immer nach der Länge der Zeit und der Schwierigkeit des erst allmählich wieder ausgegrabenen Stoffes erwarten ließ. Aber wie anderwärts wollen wir auch hier der Literarhistorie nur eine secundäre, helfende Stellung zuerkennen. Hier, wo die Veranlassung zu jener Selbstüberhebung dieser Thätigkeit, die wir schon früher charakterisirten, noch näher liegt als auf dem Gebiete der neuern und neuesten Literatur, muß um so energischer auf die Grenzen ihrer Berechtigung hingewiesen werden. Auch hier haben an sich höchlich anerkennenswerthe Leistungen, namentlich Gervinus' „Geschichte der deutschen Dichtung", unser gebildetes Publikum vielleicht mehr vom rechten Wege abgelenkt als auf ihm gefördert. Die apodiktische Souveränetät des Urtheils, das sich allerdings auf eine gewissenhafte Erforschung des Materials stützt, hat gerade hier, wo der Zugang zu den Quellen desselben so viel schwerer ist als in andern Literaturperioden, am meisten imponirt und die relative Selbstthätigkeit unsers Publikums bis zu einem gewissen Grade in Fesseln gelegt. Die Schuld liegt dabei freilich nicht auf Seite des Literarhistorikers, sondern auf Seite seiner Leser, aber der Schade ist doch ein allgemeiner. Glücklicherweise zeigt

Digitized by Google

sich an verschiedenen Symptomen, daß die unbedingte Machtwirkung dieser literargeschichtlichen Tyrannei von Tag zu Tag sich mehr zerbröckelt, in Wechselwirkung mit den immer mehr sich abklärenden Bestrebungen, selbst zu sehen und die Gaben, die uns unsere Vorzeit bieten kann, so zu genießen, wie sie geboten sind. Wozu die immerhin recht wohl gerathenen Confituren der literarhistorischen Küchenkunst, wenn die einfache Frucht selbst, wie sie vom Baume gepflückt wird, ebenso nahrhaft als wohlschmeckend ist? Jede neue gelungene Uebersetzung eines altdeutschen Werks ist ein neuer Baustein, um die Grenzmauer zu befestigen und zu sichern, die zwischen der bloßen literargeschichtlichen Auffassung unsers Alterthums und seinem lebendigen Dasein inmitten unserer modernen Bildung errichtet werden muß.

Der transatlantische Telegraph.

Von

Theodor Küster.

Zum dritten male hat menschliches Genie Fiasco gemacht in dem Versuche, das tiefe Seebett des Atlantischen Oceans entlang jenen Riesendraht zu legen, dessen elektrische Pulsationen zwei Welttheile miteinander verbinden sollen. Die fehlgeschlagenen Versuche sind nicht von einer gewöhnlichen, alltäglichen Art: ungeheuere Summen Geldes wurden an die Unternehmungen gewandt, und ein hoher Grad technischer und wissenschaftlicher Erfahrung ward für den transatlantischen Telegraphen in Anspruch genommen. Sollen diese wiederholt fehlgeschlagenen Hoffnungen entmuthigen — oder soll man gute praktische Lehren aus ihnen ziehen und in Erwartung eines günstigern Resultats das Experiment von neuem versuchen?

Acht Jahre sind nun vergangen, seit zuerst der Vorschlag gemacht wurde, Europa und Amerika durch einen unterseeischen elektrischen Telegraphendraht zu verbinden; etwa sieben Jahre, seit der erste zu diesem Zwecke gefertigte Draht brach, 380 Meilen von der Westküste Irlands entfernt. Dies verursachte einen Aufenthalt, der in seinen Folgen das damalige Unternehmen ruinirte. Der Draht ward mit sehr ungenügender Sorgfalt den Winter hindurch in den Regierungswerften zu Keham aufbewahrt, und erst im Spätsommer des Jahres 1858 nahmen ihn die Schiffe Agamemnon und Niagara an Bord, um das Experiment zu wiederholen. Am 5. August 1858 war derselbe zwischen Irland und Neufundland gelegt, und glaubwürdigen Berichten

Digitized by Google

gemäß fand vom 5. August bis 1. September desselben Jahres ein Depeschenwechsel zwischen Europa und Amerika statt, der die Anzahl von 300 Depeschen erreicht haben soll. Indeß konnten jene Depeschen nur mit großer Schwierigkeit ermöglicht werden, und es ist außer jedem Zweifel, daß von Anfang an der elektrische Draht nicht vollkommen in Ordnung gewesen. Eine genaue Besichtigung desselben, als er sich noch an Bord des Niagara befand, ergab, daß er sehr lädirt war; wurde er dennoch in seinem damaligen Zustande gelegt, so mußte er sich sehr bald als unbrauchbar erweisen. In der That, schon am 1. September 1858 hörte das elektrische Band zwischen Europa und Amerika auf, Lebenszeichen von sich zu geben.

Das Fehlschlagen der Linie durch das Rothe Meer und einiger anderer unterseeischer Telegraphenlinien hat die pecuniäre Vortheilhaftigkeit dieser Art von Unternehmungen sehr problematisch gemacht; hieraus erklärt sich das Zögern auf seiten des Publikums, die nöthigen Fonds zu unterschreiben, mithin der lange Zeitaufschub, bevor ein neuer Versuch zu Stande kam. Vergegenwärtigen wir uns die Eigenthümlichkeiten derjenigen der bisherigen Versuche, welche von günstigen Resultaten gefolgt waren, um dann die größere und wichtigste Frage der transatlantischen Linie näher zu beleuchten.

Der unterseeische Draht, welcher Dover mit Ostende verbindet, ward am 6. Mai 1853 gelegt. Er ist 70 (englische) Meilen lang, besteht aus 6 Kupferdrähten, umgeben von einem Guttaperchaüberzug und zum Schutz mit 12 Eisendrähten spiralförmig umwunden. Das so formirte Tau vermochte einer ausdehnenden Kraft von 50 Tonnen Gewicht zu widerstehen; sein eigenes Gewicht betrug 7 Tonnen per Meile, also etwa 500 Tonnen für die ganze Linie. Es ward fabricirt von der Firma Newall und Comp. in einem Zeitraum von hundert Tagen; die Herstellungskosten beliefen sich auf 33000 Pfd. St. Die Unterbringung des Taues an Bord des mit der Legung beauftragten Schiffes erforderte 70 Stunden, die Legung selbst von Dover bis Ostende 18 Stunden. Das Arrangement der innern Drähte erwies sich als nicht ganz zufriedenstellend und praktisch.

Nach der erfolgreichen Legung des Dover- und Ostende-Drahtes unternahm die Firma Newall und Comp. die Ausführung der unterseeischen Linie von Donaghadee in Irland bis Port Patrick in Schottland durch den Irländischen Kanal. Gewichts- und Größenverhältnisse waren dieselben wie im vorhergehenden Falle, nur waren die Leitungsdrähte anders arrangirt. Das Material ward in 24 Tagen mit einem Kostenaufwande von 13000 Pfd. St. hergestellt.

Die Linie des Mittelländischen Meeres, von gleicher Construction des Drahtes wie die Leitung durch den Irländischen Kanal, ward im

Digitized by Google

Jahre 1854 gelegt. Sie beginnt in Spezzia, geht hinüber nach der Insel Corsica, die sie von Norden nach Süden als Ueberlandlinie durchschneidet, verwandelt sich an der Straße von Bonifacio in eine kurze unterseeische Linie von nur 7 Meilen, und durchzieht dann in gleicher Weise wie Corsica auch Sardinien der Länge nach als Ueberlandlinie, eine Strecke von 203 Meilen. Am Cap Spartivento hört die Landlinie auf. Die Verbindung zwischen diesem südlichsten Punkte Sardiniens und dem Festlande von Afrika bot große Schwierigkeiten dar. Zwei Versuche schlugen gänzlich fehl, der dritte jedoch zeigte durch den errungenen Erfolg, daß Beharrlichkeit, unterstützt von richtiger Beurtheilung, in der Regel das gewünschte Ziel erreicht. Der Draht, ebenfalls von der Firma Newall construirt, bestand aus vier distincten Gruppen von Leitungsdrähten, die, soweit unterseeisch, durch achtzehn Eisendrähte geschützt waren, während das Küstenende von zwölf bedeutend stärkern Drähten umgeben war. Der Küstendraht war 6 Meilen lang. Die Entfernung zwischen Cap Spartivento in Sardinien und Bona in Algerien beträgt 125 Meilen.

Dasselbe Haus fertigte dann den unterseeischen Draht, welcher Malta und Corfu mit Sardinien verbindet. In diesem ist das elektrische Tau durch 7 schwache und untereinander gedrehte Kupferdrähte hergestellt, die wiederum durch eine starke Guttaperchahülle bedeckt und dann von 18 dünnen Eisendrähten geschützt sind; während das Küstenende eine Verpanzerung von 10 sehr starken Eisendrähten hat und folglich bedeutend stärker als der unterseeische Theil des Drahtes ist, dessen Gewicht 1960 Pfund per Meile beträgt. Die Gesammtherstellungskosten des Drahtes belaufen sich auf 125000 Pfd. St.

Die erwähnten Linien können als die Normen fast aller bisjetzt gelegten unterseeischen Drähte gelten.

Betrachten wir nun ein wenig näher die Beschaffenheit des transatlantischen Kabels von 1858. Die elektrische Leitung desselben bestand in einem aus 7 Kupferdrähten zusammengedrehten Tau (wenn man diesen Ausdruck als den in der That richtigen acceptiren will), von denen 6 sich um den siebenten wanden, und die insgesammt, soweit Elektricität in Betracht kommt, eben nur Einen Draht repräsentirten, der 107 Pfund per Seemeile von 2208 Yard (6624 Fuß) wog. Diese Leitung war sorgfältigst insulirt (geschützt gegen die Entweichung des elektrischen Stromes nach außen mittels Einschließung desselben in nicht leitende Körper oder Substanzen) durch eine dreifache Guttaperchabekleidung, deren Gewicht per Seemeile 261 Pfund betrug. Achtzehn Stränge besonders präparirten Eisendrahts, deren jeder aus 6 um einen siebenten gewundenen Drähten bestand, umgaben spiralförmig den innern Leitungsdraht, der indessen, bevor er diesen äußern Schutzpanzer

Digitized by Google

erhielt, mit einer Fütterung von in Stockholmtheer getränktem Hanf gewissermaßen wattirt war. Das Gewicht dieses Kabels in der Luft betrug über 20 Centner per Seemeile, während es sich im Wasser auf 13 Centner und einen unbedeutenden Bruchtheil reducirte. Dies machte ihn gleich 485mal sein Gewicht im Wasser oder fähig, sein eigenes Gewicht zu tragen in etwas weniger als 5 Meilen Wassertiefe. Seine Dehnbarkeit war auf eine Druckkraft von 3 Tonnen und 5 Centner geschätzt.

Das Mislingen dieses Unternehmens, bei welchem Europa und Amerika gleich interessirt waren, veranlaßte zahlreiche Discussionen und führte zu einer äußerst sorfältigen Untersuchung aller der Verhältnisse und Bedingungen, von denen man glaubte, daß sie einen solchen elektrischen Leitungsdraht zu influenziren im Stande seien. Die den elektrischen Strom regulirenden und betreffenden Gesetze wurden von den ersten Autoritäten der Wissenschaft einer durchgehenden Untersuchung unterworfen, und manche früher als richtig aufgestellte Schlußfolgerung wurde verbessert oder geändert. Man war bisher der Ansicht gewesen, daß ein gegen äußere Einflüsse geschützter unterseeischer elektrischer Leitungsdraht nach andern Gesetzen operirt als ein Leitungsdraht oberirdischer Construction, weil elektrische Erdströmungen den unterseeischen Draht influenziren, die ohne Einwirkung auf eine in freier Luft suspendirte Leitung bleiben. Ein einfaches Beispiel mag genügen, um dies dem mit den Gesetzen der Elektricität nicht vertrauten Leser anschaulich zu machen. Wenn ein durch Guttapercha oder eine andere nicht leitende Substanz isolirter elektrischer Draht mit den beiden Enden einer Voltaischen Batterie so verbunden wird, daß ein completer Zusammenhang hergestellt ist, so sagt man, daß ein elektrischer Strom ihn durchzieht, oder, mit andern Worten, daß eine elektrische Bewegungswelle in einer gegebenen Richtung durch ihn fortgepflanzt wird. Placirt man nun einen andern Kupferdraht neben den ersten, wennschon dieser weder mit jenem noch mit der Batterie in Contact kommt, so wird ein zweiter Strom oder eine zweite Welle erzeugt, oder besser, in den zweiten Draht hineingeführt. Dieser neueingeführte Strom mischt sich mehr oder weniger mit dem ursprünglich erzeugten. Wenn ein isolirter Draht in die Erde gelegt und eine elektrische Strömung in ihm erzeugt oder ihm mitgetheilt wird, so spielt die Erde die Rolle des zuvor erwähnten zweiten Drahts, indem sie einen Theil der elektrischen Strömung absorbirt. Nach sehr genauer Untersuchung und Prüfung dieses Problems ist Hr. S. A. Varley zu nachstehenden Schlußfolgerungen gekommen: Bei einem in freier Luft suspendirten Draht übt das isolirende Medium der atmosphärischen Luft die schützende Eigenschaft aus, welche bei dem unterseeischen Draht durch den Guttaperchaüberzug bewirkt wird. Die

Digitized by Google

Erde, als nächste ableitende Kraft, befindet sich in ziemlicher Entfernung vom Draht und nur auf Einer Seite desselben; es kann deshalb nur äußerst wenig Ableitung durch sie und nach ihr hin erfolgen. Doch sie findet immerhin statt, und man kann sich von ihrem Vorhandensein sehr gut überzeugen, wenn man sich auf einer Linie von sehr mäßiger Ausdehnung eines äußerst sensiblen Apparats bedient. Sowie man die Entfernung zwischen dem Draht und dem Erdboden vermindert, entwickelt sich eine stärkere Ableitung, und der Draht kann nach und nach der Erde so nahe gebracht werden, daß der Zustand dem einer unterseeischen Leitung gleich- oder fast gleichkommt, wo die Erde den Draht auf allen Seiten umschließt und nur durch die $^1/_8$ oder $^3/_{16}$ Zoll dicke Guttaperchabekleidung von ihr getrennt ist, eine Substanz, die außerdem eine bei weitem größere inductive Eigenschaft hat als die atmosphärische Luft. Es scheint demnach, daß die Verhältnisse und Bedingungen genau dieselben sind: die Differenz liegt eben nur im größern oder geringen Grade. Es geht indessen hieraus klar hervor, daß eine unterseeische Leitung größern Schwierigkeiten unterworfen ist als eine atmosphärische. Diese Schwierigkeiten nehmen zu mit der Längenausdehnung; Hemmnisse und Verspätungen gewinnen um so mehr die Oberhand, je größer die Entfernung wird, durch welche hindurch die elektrische Welle sich fortzupflanzen hat. Ein Impuls wird gegeben, indem man das eine Ende eines in der Luft suspendirten elektrischen Leitungsdrahts mit einer Voltaischen Batterie in Verbindung setzt; durch eine zu schnelle Aufeinanderfolge von Impulsen muß magnetische Verwirrung am andern Ende des Drahts entstehen. Bei einer unterseeischen, isolirten Leitung jedoch ist der Vorgang nicht ganz derselbe. Ein scharfer Unterschied ist hier zu machen zwischen dem einfachen Eintreffen einer elektrischen Strömung, die man als eine momentane betrachten mag, und der Erzeugung eines wirklichen telegraphischen Signals. Nachdem die Drähte genügend influenzirt sind, um eine wahrnehmbare elektrische Strömung zu entwickeln, werden die Strömungen, wenn zu schnell nacheinander entwickelt, da der Draht einer gewissen Zeit bedarf, um sich jeder ihm mitgetheilten Strömung wieder zu entledigen, sich vermischen, d. h. untereinander verwirren, und so, anstatt eine regelmäßige Aufeinanderfolge distincter Impulse am andern Ende der Leitung zu geben, nur eine unregelmäßige undulirende Strömung zur Folge haben. Diesem Uebelstande ist bei Leitungen von mäßiger Länge mittels Anwendung entgegengesetzter elektrischer Strömungen abgeholfen worden, indem auf solche Weise die vorhergehende Welle von der nachfolgenden absorbirt und weit schneller neutralisirt wird, als es der Fall sein würde, wenn man es dem Draht überlassen wollte, sich von selbst der ihm mitgetheilten elektrischen Strömung zu entledigen. Da in einer

Digitized by Google

atmosphärischen Leitung nur ganz unbedeutende Ableitung stattfindet, so kann sich auch nicht stationäre Elektricität in erwähnenswerther Menge anhäufen; dagegen würde eine unterseeische Leitung unbedingt nutzlos sein, wenn man diesem Umstande nicht die größte Aufmerksamkeit widmete.

Vorstehende Bemerkungen werden genügend erklären, weshalb die telegraphischen Signale auf der langen transatlantischen Linie mit so auffallender Langsamkeit von statten gehen. Man kennt die unerlaßlichen Bedingungen nunmehr sehr wohl, und man wird zweifelsohne bemüht sein, eine größere Rapidität in der Ladung und Entladung dieser ungeheuern Drahtlänge herzustellen, wenn die Legung derselben in die Meerestiefe aufs neue unternommen werden wird. Die große Genauigkeit und Empfindlichkeit, die den neuerdings construirten Instrumenten und Apparaten eigen sind, werden das Ihrige dazu beitragen. Die Atlantische Telegraphencompagnie besitzt Instrumente, deren Sensibilität so weit geht, daß schon der schwache Strom, den der Speichel aus dem Munde erzeugt, sie in Activität setzt und auf ein schmales Silberstück und ein Stückchen Zink in einer Entfernung von 500 Meilen wirken läßt. Es ist kaum möglich, sich ein sensibleres für den praktischen Gebrauch bestimmtes Instrument vorzustellen.

Die Erde besitzt ein Reservoir von Elektricität, und der über das tiefe Meeresbett gelegte Draht ist ebenfalls mit diesem mysteriösen Agens, mit dieser Kraft der Kräfte geschwängert. Sind Erde und Draht gleichmäßig davon erfüllt, so wird in keinem mit denselben verbundenen Instrument eine Indication fühlbar sein: die Balance bleibt ungestört, die magnetische Nadel stationär. Man influenzire jedoch eins von beiden mit der leichtesten Bewegung, die sich nicht auch dem andern mittheilt, und die Nadel gibt ein Signal. Dies ist das Princip, nach welchem das elektrische Band hergestellt und der Wissenschaft dienstbar gemacht wird; natürlich muß der Apparat so construirt sein, daß er dem höchsten Grade von Empfindungsfähigkeit entspricht.

Die elektrische Leitung des transatlantischen Drahts besteht aus 7 Drähten, deren 6 um den siebenten sich winden. Der Grund, weshalb man 7 Drähte zu Einem vereinigte, anstatt sich eines einzigen Drahts zu bedienen, ist der: man will dem elektrischen Strom größere Freiheit geben, indem man ihm eine ausgedehntere Oberfläche bietet. Es sind außerdem technische Rücksichten, welche einen Bund von Drähten zweckmäßiger erscheinen lassen als einen einzigen Draht. Der schlimmste Unfall nämlich, der einem unterseeisch gelegten Draht zustoßen kann, ist das Zerreißen desselben. Kupferdraht aber besitzt nicht in allen seinen Theilen gleiche Zuverlässigkeit der Güte und Stärke. Es kommt oft vor, daß 1 Zoll desselben, ja selbst der Bruchtheil eines Zolls, krystallinisch und deshalb dem Brechen beim

Digitized by Google

Auf- und Abrollen ausgesetzt ist. Indem man die Combination von 7 Drähten an Stelle eines einzigen benutzt, wird die Wahrscheinlichkeit eines das ganze Unternehmen vereitelnden Bruchs im Zusammenhange der Leitung fast gänzlich beseitigt; denn es ist kaum denkbar, daß sieben wunde Flecke auf demselben Punkte zusammentreffen, das Reißen eines einzelnen Drahts aber würde auf die Fortpflanzung der elektrischen Strömung in keiner fühlbaren Weise einwirken. Bei Anfertigung des transatlantischen Drahts ging man in allen Theilen und nach allen Seiten mit der größtmöglichen Sorgfalt zu Werke. Jeder Theil des Kupferdrahts ward der genauesten Untersuchung unterworfen und kein Draht verwandt, der eine geringere Leitungskraft als 85 Proc. von der des reinen Kupfers besaß. Die Isolirung dieser Leitung wird folgendermaßen hergestellt. Man überzieht den Centraldraht des Kupferkabels zunächst mit Chatterton's Compound (das ist Guttapercha, durch Beimischung von Stockholmtheer zähe gemacht), und zwar so dicht, daß er, nachdem die andern 6 Drähte spiralförmig um ihn herumgelegt sind, gegen den Zutritt atmosphärischer Luft vollkommen gesichert erscheint. Ebenso groß ist die mechanische Solidität des so geformten Kabels, denn es wiegt fast dreimal so viel wie das der alten atlantischen Leitung, nämlich 300 Pfd. per Seemeile, während das der letztern nur 107 Pfd. betrug. Der vollkommene Ausschluß der Luft, ein sehr wesentliches Moment, wird durch dies Verfahren erzielt, so glaubte man wenigstens mit vollster Gewißheit annehmen zu können. Einige Leitungen haben sich als ungenügend erwiesen, oder ihre Leitungsfähigkeit hat durch den Umstand gelitten, daß die Drähte bis zu einem gewissen Grade locker, nicht fest, nicht luftdicht genug in ihrer äußern sie isolirenden Hülle lagen. Nachdem so die eigentliche Leitung hergestellt ist, erhält sie einen zweiten Ueberzug von der obenerwähnten Chatterton-Composition und darauf das Kabel in abwechselnder Folge vier Guttaperchaüberzüge und drei dergleichen von Chatterton's Compound. Nur die reinste und beste Qualität der Guttapercha wird dazu benutzt. Nach Befestigung der letzten (Guttapercha-) Hülle, wiegt der nun so weit in der Fabrikation vorgeschrittene Leitungsdraht 400 Pfd. per Seemeile. Es ist genugsam bekannt, daß die Einwirkung von Hitze auf Guttapercha deren isolirende Kraft fühlbar beeinträchtigt. Die gesammte Leitung wird deshalb in Wasser von einer Temperatur von 75 Grad Fahr. versenkt, worin sie 24 Stunden bleibt und währenddem unausgesetzt elektrischen Versuchen unterworfen wird. Hat das Kabel diesen und andere die vollkommene Isolirung der Leitung darthuende Versuche bestanden, so wird der Proceß der Armirung vorgenommen, d. h. es wird mit dem letzten äußern Schutzpanzer von Eisendraht umgeben. Hierauf wird es sehr sorgfältig mit ostindischem Hanf (Jute) umwickelt, der zuvor

Digitized by Google

der Action von Catechu ausgesetzt worden ist, um ihn vor Zerstörung zu wahren, und nach Maßgabe, wie diese Umwickelung vor sich geht, wird das Kabel im Wasser aufgerollt. Sollte das Wasser irgendwo bis zum innern Leitungsdraht vordringen können, so würde es sofort die elektrische Strömung zur Erde ableiten, und der Fehler in der Isolirung würde sogleich entdeckt werden. Endlich windet man um diesen Ueberzug von ostindischem Hanf zehn aus homogenem Eisen fabricirte Drähte, deren jeder einzeln zuvor mit getheertem Manillagarn bedeckt worden, wodurch einerseits das Eisen geschützt, andererseits die specifische Schwere der ganzen Masse reducirt wird, durch ein sehr ingeniöses Verfahren, das zu beschreiben hier der Raum nicht gestattet, spiralförmig herum — und der transatlantische Draht ist fertig.

Da das Küstenende eines unterseeischen Telegraphendrahts den zerstörenden Einflüssen des Meeres in weit höherm Maße ausgesetzt ist als der Theil desselben, welcher auf dem tiefen Meeresgrunde ruht, so muß das Küstenende in demselben Maße sorgfältiger geschützt werden. Das hier in Rede stehende Küstenende ist das größte bisjetzt construirte. Von da an, wo die Leitung den Charakter des Küstenendes annimmt, ist sie daher mit einer starken Garndecke und diese wieder mit einem Panzer von 12 Strängen umwunden, jeder aus 3 galvanisirten Eisendrähten von ziemlich 1/4 Zoll Durchmesser bestehend. Das Gewicht des so construirten Küstenendes ist nahezu 20 Tonnen per Seemeile, sein Durchmesser 2 1/2 Zoll. Bei der Vereinigung des Küstenendes mit der Tiefsee-Leitung verkleinert sich der Durchmesser nach und nach, bis er sich auf die Dimensionen der letztern reducirt, was in einer Ausdehnung von etwa 500 Yards vor sich geht. Das Küstenende war auf der europäischen Seite (von der Valenciainsel westwärts) 28 Seemeilen lang. Auf diesem Punkte hatte es eine Meerestiefe von 100 Fathoms (etwa 600 Fuß) erreicht. Auf der amerikanischen Seite (von Hope's Content, Neufundland, östlich) würden nur etwa 8 Meilen Küstenende erforderlich gewesen sein.

Das Gewicht des Tiefsee-Kabels betrug gemäß officieller Angaben seitens der Compagnie etwas über 35 Ctr. per Seemeile von 2208 Yards in freier Luft; im Wasser nicht ganz 15 Ctr. auf die Seemeile, oder gleich elfmal seinem Gewicht im Wasser per Knoten; das heißt, es wird selbsttragend sein in einer Wassertiefe von 11 Meilen. Seine Spannkraft und Dehnungsfähigkeit konnte einem Druck von fast 8 Tonnen widerstehen. Die an Bord des Great Eastern eingeschiffte Kabellänge betrug 2300 Seemeilen; die effective Entfernung — von Valencia, im Westen Irlands, zu dem Heart's Content-Cap, in Trinity-Bai, Neufundland — ist 1670 Seemeilen. Die größte Tiefe auf dieser Strecke

Digitized by Google

würde 2400 Faden (14400 Fuß), oder etwas weniger als 2½ Seemeilen gewesen sein.

Hr. Saward, Secretär der Atlantischen Telegraphcompagnie, gibt über die Procedur des Versenkens eine sehr einleuchtende Erklärung. Er sagt: „Denken wir uns eine unterseeische Telegraphenleitung ganz so wie die obenbeschriebene, nach den besten bisjetzt bekannten Principien und, soweit elektrische Leitungsfähigkeit und Isolirung in Betracht kommen, vollkommen gut construirt. Diese soll in die See versenkt werden bis zu einer Maximaltiefe von 2½ Seemeilen, sodaß weder das isolirende Medium verletzt, noch dessen normale Elasticität gegen das dehnbare, doch vollkommen unelastische Leitungsmaterial selbst in Opposition geräth. Würde das Kabel in sehr tiefes Wasser hinabgesenkt, ohne zuvor noch besonders armirt zu sein, vorausgesetzt selbst, daß es vor dem Zerreißen durch Anwendung ganz besonderer Vorsichtsmittel und mit Hülfe sehr günstigen, ruhigen Wetters geschützt werden könnte, so ist es evident, daß, sobald die Guttaperchakabelkleidung bis zu den Grenzen ihrer elastischen Fähigkeit ausgedehnt würde (wie es höchst wahrscheinlich der Fall wäre, entweder beim Auslegen oder Abwinden des Kabels, durch das Manövriren des Schiffs, oder durch das eigene Gewicht des Kabels), auch das Kupfer im Centrum der Leitung bis zu einem correspondirenden Grade sich ausdehnen müßte; sobald nun die hierdurch veranlaßte Dehnung beseitigt wäre, würde die Guttapercha, indem sie vermöge ihrer Elasticität zu ihrer ursprünglichen Länge zurückkehrte, das ausgedehnte Kupfer ebenfalls mit sich zurücktreiben; dieses jedoch würde in jedem derartigen Falle Buckeln und Knoten bilden und dann beständig in Opposition, in Reibung, mit der Guttapercha gerathen, also einen zerstörenden Einfluß auf dieselbe ausüben. Dies würde schließlich in einem completen Durchbruch der Kupferleitung durch ihre äußere Hülle endigen, wodurch natürlich die Isolirung der erstern und die Zerstörung des Ganzen als eines elektrischen Leitungsmedii erfolgen müßte. Außerdem ist es, im Falle der Entdeckung eines elektrischen Fehlers an irgendeinem bereits versenkten Theile des Kabels während der Legung ins tiefe Wasser, von höchster Wichtigkeit, daß der leitende Ingenieur sich auf die Qualität und Stärke der Materialien so weit verlassen kann, um mit Zuversicht die zur Wiederaufwindung des beschädigten Theils erforderliche Kraft anzuwenden, ohne Gefahr für den guten, unbeschädigten Theil der Leitung befürchten zu müssen."

Solcher Art nun waren die Schwierigkeiten, auf die man gefaßt und denen zu begegnen man gerüstet sein mußte. In jedem Departement ward denn auch stets die äußerste Sorgfalt beobachtet. Leute erster Klasse wurden für das Unternehmen gewählt, und der Great Eastern begann seine Reise mit aller Aussicht auf ein glückliches Vollbringen der ihm

Digitized by Google

gestellten Aufgabe. Das traurige Mislingen der Expedition ist bekannt. Dr. Russel's „Tagebuch", dessen Inhalt auch in deutsche Blätter seinen Weg gefunden, hat uns von dem Verlauf der Unternehmung in Kenntniß gesetzt, von dem Augenblicke an, wo das Riesenschiff mit der Legung des Telegraphentaues begann (am 23. Juli 1865), bis zum 3. August, wo alle weitern Arbeiten als nutzlos aufgegeben werden mußten. Alles war vorbei! Der elektrische Nerv hatte aufgehört zu vibriren. Er lag ertödtet, in einer Länge von 1200 Meilen, auf dem tiefen Grunde des Atlantischen Oceans.

In einer Erzählung des Hrn. John C. Deane, der sich an Bord des Great Eastern befand, findet sich die folgende interessante Stelle: „Wir alle drängten uns um Hrn. Canning (den Oberingenieur), um das Kabel zu untersuchen, und die, ich kann sagen, einstimmige Schlußfolgerung, zu der wir gelangten, war, daß die Verletzung der Leitung das Werk von Mörderhand sein müsse, das Werk irgendeines Dämons in menschlicher Gestalt, der mit ruchlosem Vorbedacht ein Stück bei der Fabrikation der Leitung benutzten Drahtes in die äußere Hanfbekleidung hineingetrieben hatte, das einen Einschnitt durch die gesammte Guttapercha-Umhüllung bewirkte. Das eine Ende dieses Stücks Eisendraht war scharf wie mit einer Zange abgeknippen, das entgegengesetzte, durch die Hülle gedrungene Ende war kurz abgebrochen. Man kann sich leicht die allgemeine tiefe Entrüstung vorstellen, welche diese Wahrnehmung hervorbrachte. Herr Canning conferirte mit seinen Assistenten über die letzten zu ergreifenden Mittel. Man entschied sich schließlich, die Kabelarbeiter an Bord zu einer genauen Untersuchung der lädirten Stelle und Mittheilung ihrer Ansicht an den Oberingenieur aufzufordern. Dieselben hielten ein Meeting und gaben einstimmig ihre Meinung dahin ab, «daß der Unfall die Folge einer böswilligen That sein müsse». — Dies geschah am 31. Juli; am 2. Aug. ertönte der Ruf: «Da ist wieder ein Stück Draht!» — Nun war die Sache unrettbar verloren! — Hoffen wir, daß Zufall, ein schlimmer Zufall, — nicht böswillige Absicht das Fehlschlagen herbeigeführt: es wäre zu betrübend, glauben zu müssen, irgendein Mensch könne in dem Grade verworfen sein, um in solcher Weise die ungeheuern Interessen zweier großen Nationen — was sage ich? — der ganzen civilisirten Welt zu opfern und ein so großes, dem Gelingen so nahes Werk, zu dessen Vollbringung Industrie und Wissenschaft sich brüderlich die Hände gereicht, mit ruchlosem Muthwillen zu vernichten."

Wenig oder nichts ist bisjetzt veröffentlicht worden über den Zustand des Meeresgrundes auf der Strecke, auf welcher die Legung des transatlantischen Telegraphendrahtes stattfand. Keine vortheilhaftere Linie hätte gewählt werden können als eben die von Valencia nach Neu-

Digitized by Google

fundland. In den stillen dunkeln Tiefen des Oceans würde das Kabel ohne Störung zwischen Schlamm gebettet geruht haben. Der einzige Punkt, von dem man Schwierigkeiten befürchtet hatte, war die irländische Küste. Diese war als ein schroffer Abgrund von fast 300 Fathoms Tiefe geschildert worden. Eine sorgfältige Untersuchung durch Hrn. Hasthe, Commandanten von Ihrer Majestät Schiff „Porcupine" (Stachelschwein), machte jedoch aus dem schroffen Abgrund eine sehr allmähliche und keine wesentlichen Schwierigkeiten bietende Senkung des Meeresbodens.

Unendlich groß dagegen sind die Schwierigkeiten, welche dem Wiederheraufheben des Kabels aus der Tiefe, in der es begraben liegt, im Wege stehen. Professor Airy sagt: „Die ganze Frage bezüglich der Legung der unterseeischen Leitung war ein Problem höchst dunkler Art, dunkler als die Complication der Bewegungen eines planetarischen Körpers durch das Firmament." Wir mögen mit gleicher, wenn nicht größerer Wahrheit sagen, die Aufgabe, das Kabel aus mehr als zwei Meilen Wassertiefe wieder herauszufischen, ist bei weitem complicirter und verlangt Genie, Voraussicht, Berechnung, und mechanische Qualitäten vom höchsten Grade.

So warten wir nun mit Spannung auf das Resultat der nächsten Expedition, die für Anfang Sommer 1866 in Aussicht gestellt ist. Das Hauptaugenmerk für die Leiter derselben dürfte sein, daß man unfehlbare Mittel ausfindig und sich dienstbar mache, um im Fall eines plötzlichen Reißens des Kabels (ein Fall, der trotz aller Vorsicht und Vorkehrung doch eintreten und von neuem das immense in das Riesenunternehmen placirte Kapital gefährden kann) die separirten Enden schnell und sicher wieder an Bord zu bringen und zu vereinigen. Die Ausführbarkeit des Unternehmens ist bewiesen. Die Schwierigkeiten der Versenkung sind groß, es ist wahr; doch die Aufgabe wird vollbracht werden! In nicht ferner Zeit wird man telegraphische Depeschen zwischen England und Amerika in dem Maßstabe von acht Worten in der Minute wechseln, und das auf eine Entfernung von nahezu 2000 Seemeilen Oceanwasser, welche die beiden bedeutendsten Culturcontinente der Welt voneinander trennen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Uhland's literarischer Nachlaß.

Wenn je ein Unternehmen gerechten Anspruch auf Deutschlands warme Theilnahme hatte, so hat ihn die Herausgabe von Uhland's literarischem Nachlaß. Veranstaltet von Männern, welche in hervorragender Weise zu dieser Arbeit befähigt und berechtigt sind, veranstaltet mit der ganzen Pietät, die der edle Todte verdient, wird sie uns in Besitz der Resultate langjähriger geistiger Arbeit eines Mannes setzen, der mit zartester Empfänglichkeit für den feinsten Duft der Dichtung und Sage einen männlichen Ernst, einen Tiefblick, eine Selbstverleugnung verband, wie sie sich kaum zum zweiten mal finden dürften. Das Werk, dessen erster Band uns vorliegt und dem fünf bis sechs weitere Bände folgen sollen, führt den Titel „Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" (Stuttgart, Cotta). Zusammengedrängt auf einen Raum von wenig mehr als 50 Seiten, geht uns zuerst die ganze Sage von den Amelungen, den Nibelungen und den Hegelingen sowol in ihrer deutschen als in ihrer nordischen Gestaltung vorüber, dargestellt in einem Stile, welcher, allem Schmucke entsagend, jene Motive mit einer plastischen Klarheit bietet, die wol nie durch ähnliche Referate übertroffen, gewiß sehr selten erreicht worden ist. Was in Monaten nicht zu erwerben war, das ist hier oft auf Seiten niedergelegt. Es folgen Erklärungen, zuerst von geschichtlichen, sodann von mythischen, endlich von ethischen Standpunkten ausgehend. Die letztern besonders werden dem kundigsten Forscher ehrwürdig durch ihre Tiefe, dem naivsten Leser anziehend sein durch ihre Klarheit und Wärme. Und selbst noch in den letzten Abschnitten, welche Bemerkungen über die Formen und über die einzelnen Werke enthalten, wird auch der Laie sich freundlich weiter gelockt finden zu manchem ihm ferner Liegenden durch eine Menge Erörterungen, die allen verständlich und von allgemeinstem Interesse sind. Wir nennen beispielsweise nur die Erörterung über die poetische Einheit der Nibelungen, die Skizzen aus den Sagen der Heruler, Longobarden und Thüringer, und die mit einem Liebesmärchen des Orients in Zusammenhang gebrachte Sage, deren Held Friedrich von Schwaben ist. Einen großen Reiz gewährt die Lektüre auch durch die Wirkung, welche wir von des Verfassers Studien auf seine Dichtung geübt sehen: so, um nur Eins anzuführen, wenn uns auf Seite 294 aus einer etwas kahlen Geschichte Saxo's die herrliche Ballade „Der blinde König" aufblüht. Freilich, Uhland selbst redet nie von dem, was er geschaffen.

Von aufrichtigster Ehrerbietung gegen Uhland's Geist erfüllt, wie er auch aus diesen Schriften sich offenbart, möchten wir nur Eine Auffassung desselben eine befangene nennen, die von der Einheit der Nibelungendichtung. Hier scheinen tiefe Jugendeindrücke unverwischbar geblieben zu sein. Lachmann's und Grimm's Aufstellung einer Zweiheit der Dichtung läßt Uhland auf sich beruhen; einer Erörterung des Dichters Ludwig Bauer wird eine, wie uns scheinen will, viel zu weit gehende Theilnahme und Beistimmung gezollt; Hagen soll nur gegen alle Welt sonst untreu, gegen seine Könige makellos treu sein; daß er mit Rüdiger ohne Noth seinen Frieden macht,

Digitized by Google

obwol dieser zum Kampf auf Leben und Tod wider die Könige gekommen ist, daß er mit Volker ein Sonderbündniß schließt, als wären seine Herren nicht mannhaft genug, und manches Kleinere bleibt unberührt oder doch unerörtert in den sonst so gewissenhaften Darlegungen. Wir möchten sagen, daß hier ein schüchternes Stillstehen der Reflexion stattfinde. Gerade aber wie es hier dem Hagen nicht angerechnet wird, daß er seine Könige ins Verderben führt, so wird es in Uhland's „Herzog Ernst" dem Werner von Kyburg nicht abverlangt, daß er durch Loslösung seiner Sache von der seines fürstlichen Freundes dessen Leben zu Glück und Klarheit führe.

Sei es uns zum Schluß vergönnt, den wundervollen Klang von Uhland's Beredsamkeit in einigen Citaten ertönen zu lassen. So sagt er mit Bezug auf das Mittelalter (S. 4): „Der Zusammenhang und Fortschritt der Zeiten aber wird uns nicht zu der lieblosen und einbildischen Ansicht der Weltgeschichte verleiten, als wäre je die frühere Periode nur vorhanden gewesen, um die spätere zur Reife zu bringen, sodaß gerade nur um unsertwillen, die wir jetzt über dem Boden stehen, alle die gelebt hätten, die darunter liegen. Man hat das Mittelalter sonst wol eine tausendjährige Nacht genannt. Diese Nacht war wenigstens eine sternhelle. Sternbilder stiegen in ihr auf und nieder, welche nicht sichtbar sind, wenn die schattenlose Mittagssonne scheitelrecht auf die Häupter der Menschen leuchtet." Seine Behandlung der Heldensage charakterisirt er in folgenden schönen Worten (S. 8): „In der persischen Glaubenslehre hat jedes Ding seinen Ferwer, den Grundkeim und die innere Einheit seines Wesens, der jedoch für sich zur Erscheinung gelangen kann. Die Ferwer der dichterischen Schöpfungen sind es, was die Geschichte der Poesie aufzufassen und auf ihre Weise zur Erscheinung zu bringen hat." Dietrich's Unfertigkeiten veranlassen ihn zu der tiefsinnigen Bemerkung (S. 228): „Der Heldengeist scheint einem besondern Gesetze der Entwickelung zu folgen; erst wenn der urkräftige Stamm in die Höhe geschossen, breitet er die Aeste aus; zur gewöhnlichen Thätigkeit ungeschickt, bleibt die dämonische Kraft für übermenschliche Werke aufgespart." G. H.

Neue Novellen von Karl Frenzel.

Man ist gewohnt, von Karl Frenzel stets etwas Besonderes und Gediegenes zu erwarten, etwas, das weit über die heute beliebte Tagesliteratur hinausragt, und ebenso gewohnt, sich in seinen Erwartungen niemals getäuscht zu sehen. „Auf heimischer Erde. Neue Novellen in zwei Bänden" (Hannover, Rümpler) liegt uns als seine neueste Gabe vor. Hier fesselt uns, von allem übrigen abgesehen, gleich Eins: daß keine Person, von der Gräfin bis hinunter zum Arbeiter, zur bloßen Unterhaltung des Lesers, sondern zugleich auch deshalb da ist, um ihn zum Nachdenken anzuregen. Mit Einem Wort: es ist die Idee, welche sich, wie der Epheu um den Stamm, um jede dieser Personen und durch jede dieser Novellen schlingt, die Idee ist es, zu der uns Frenzel aufblicken läßt wie zu einem schönern Stern, der mit seinem Glanz unser Herz, unsere Seele erfüllt.

Digitized by Google

Gottlob! kein Blut, kein Verbrechen auf jeder Seite, auch keine Lektüre für zimperliche Pensionsfräulein! Mit schonungsloser Hand, oft bis zum Erschrecken, hat Frenzel die Menschenbrust vor uns enthüllt und aus ihr die Blitze oder die Sonnenstrahlen hervorgehen lassen zum Verderben oder zum Heil der Charaktere. So allein ist es des Dichters würdig, und die Mehrzahl unserer Novellisten sollte dieses „von innen heraus" beherzigen, sich aber nicht, um dem Publikum alles Nachdenken zu ersparen, dem „von außen her" ausschließlich in die Arme werfen. Stets wird der wahre Dichter nur die Nothwendigkeit, nie den blinden Zufall walten lassen. — Frenzel's Gabe besteht aus sechs Erzählungen: „Bei den drei Kiefern", „Beatrix", „Auf stiller Haide", „Pygmalion", „Der Saphir", „St.-Georg". Fragt man uns, welcher Erzählung der Preis gebührt, so möchte es kaum möglich sein, auf diese Frage mit Belegen zu antworten: denn nicht so leicht gibt es etwas Verschiedeneres als diese sechs Novellen. Viel zu weit würde es uns führen, wollten wir versuchen, sie nachzuerzählen; und wollten wir noch die feine Ausführung, den eleganten Stil, die geistvollen Reflexionen hervorheben, so hieße das nur abermals aussprechen, was an Frenzel längst anerkannt ist. Ihres innern Gehaltes willen sind diese Novellen so recht geschaffen, eine große Gemeinde zu finden; und wer sie nicht in der Verdauungsstunde und nicht mit Einem Auge liest, während das andere Auge die am Fenster Vorübergehenden mustert, der wird sich angeregt, gehoben, erschüttert fühlen. Danken wir dem Verfasser für den edeln Kern, den er uns in krystallener Schale dargebracht hat. Das Edle begeistert, es zieht uns hinan. K. N.-St.

Gildemeister's Byron-Uebersetzung.

Mit dem kürzlich herausgekommenen fünften und sechsten Band ist Otto Gildemeister's vortreffliche Uebersetzung der „Werke Lord Byron's" (Berlin, G. Reimer) beendigt. Es lag nicht in der Absicht des Uebersetzers, sämmtliche Werke des großen Dichters zu übertragen; vieles, hatte, wie er richtig empfand, nur ein vorübergehendes Interesse erweckt. Die Person des Dichters selbst ist uns in eine weitere Entfernung gerückt, mit größerer Ruhe als seine Zeitgenossen betrachten wir ihn, seine Freunde und Feinde, das Schicksal, das ihn traf, die ganze damalige Lage der Welt. Am lebendigsten und umfassendsten entrollt Lord Byron dieses Bild der gesellschaftlichen Zustände in seiner originalsten Dichtung, dem „Don Juan". In der Wiedergabe dieses Gedichts scheint uns Gildemeister sein Bestes geleistet zu haben. Seine Strophen haben das Springende, Glänzende des Originals, auch sie scheinen „nur so hingeschmiert" und sind doch, sieht man genauer zu, von vollendeter Arbeit, voll harmonischen Klanges. Außerordentlich glücklich weiß Gildemeister die komischen Reime und Wortspiele nachzuahmen. Den Pomp und die Erhabenheit Byron's haben auch andere Uebersetzer getroffen, in dem geistreichen, bald liebenswürdigen, bald boshaften Ton, in den meisterhaften Uebergängen aus dem Alltäglichen zu dem Großen und Pathetischen ist Gildemeister einzig. Wie Shakspeare's Dramen

Digitized by Google

das Zeitalter der Eliſabeth, Milton's „Verlorenes Paradies" die engliſche Revolution, ſo ſpiegelt Byron's „Don Juan" die Herrſchaft der Tories, der Heiligen Allianz, den Geſellſchaftszuſtand Europas während der großen Reaction wider, welche der Beſiegung Napoleon's folgte. Urſprünglich beabſichtigte der Dichter nur eine Art Carnevalſcherz; der Beifall, den „Beppo" gefunden, trieb ihn, in dieſem Tone eine neue, ausgedehntere Schilderung zu verſuchen. Unter der Hand wuchs ihm der Stoff; die Abſicht, Liebesgeſchichten zu erzählen und die Sitten der vornehmen Welt in ſatiriſchen Ausfällen zu geiſeln, erweiterte ſich zu einem tiefern Plan. Das politiſche Element, Byron's Haß gegen die Despoten, gegen weltliche und geiſtige Knechtſchaft traten in den Vordergrund. Blickt man nur auf den Stoff des Gedichts, ſo hat man eine Reihe loſe verbundener Abentener voll Liebe, Seefahrt, Sturm und Schlacht vor ſich; die Arabesken darum machen ſeinen unvergänglichen Werth aus. Am helllodernden Kaminfeuer, das ſelbſt in Venedig zuweilen nothwendig wird, in der Geſellſchaft ſeiner Freunde ſitzt der Dichter und plaudert von verjährten Liebesgeſchichten, ſpitzt ſeine Anekdoten, die jetzt venetianiſchen Maskenpoſſen, jetzt lüſternen Bildern von Boucher und dann wieder phantaſtiſchen Märchen gleichen, mit boshaften Bemerkungen über den Prinz-Regenten, die Ladies in der Heimat, über die Dichter der Seeſchule, und bläſt zwiſchen dem allen aus ſeiner türkiſchen Tabackspfeife bläuliche Rauchwolken empor, wie der alte Paſcha zu Ismail auf ſeinem Teppich, als die Stadt von den Ruſſen erſtürmt wurde. Plötzlich ſpringt er auf, wirft die Pfeife von ſich, Zweikämpfe, Stürme, Meerfahrten ſchildert er in glänzenden Farben, dazwiſchen ſteigt wie eine Feuergarbe ſeine Rede gegen die Tyrannen, gegen Caſtlereagh und die Tories empor. Dann hat er etwas von Mirabeau und Jeſaias zugleich. „Ich will predigen, bis die Steine ſchrei'n und den Tyrannen fluchen!" Nach dieſer Seite hin gehören der ſiebente und achte Geſang des Don Juan, welche die Erſtürmung Ismails durch Suworow ſchildern, zu dem Mächtigſten, was er geſchrieben. Der Nachwelt ruft er zu:

Wir werden nicht, du wirſt die Stunde ſehn.
Im Jubel des Millennium wirſt du nimmer
Die Dinge glauben, welche jetzt geſchehn,
Und darum dacht' ich, ſchild're ſie nur immer,
Indeß ſelbſt ihr Gedächtniß mag vergehn!
Doch wenn es fortlebt, werden ſie euch ſchlimmer
Vorkommen als die Wilden ferner Inſeln,
Die ſich die Haut, doch nicht mit Blut bepinſeln.

Wie eine Fabel wird es euch erſcheinen,
Was ihr von Thronen leſt, ſo fabelhaft
Wie uns ein Mammuththier, vor deß Gebeinen
Das heutige Geſchlecht verwundert gafft,
Oder wie Schrift auf Hieroglyphenſteinen,
Das heit're Räthſel künſt'ger Wiſſenſchaft;
Gottlob! ein Räthſel wird dies einſt hienieden,
Wie uns der wahre Zweck der Pyramiden.

An Reichthum der Erfindung, in der Kunſt der Verknüpfung tritt der „Don Juan" gegen Arioſto's „Raſenden Roland", mit dem er ſonſt eine innere Verwandtſchaft des Tons, der behaglichen und doch geiſtreichen Darſtellung

Digitized by Google

hat, zurück, aber er überragt ihn in der Stimmung, mit der Fülle der Gedanken, die er ausspricht. Durch und durch ist „Don Juan" eine moderne Schöpfung, eine Vermischung aller Stilformen, die in sich trotzdem eine eigenthümliche Harmonie bewahrt. Epos und Stadtklatsch, ein prophetisches und politisches Gedicht im edelsten Sinne des Worts, und wieder ein Pamphlet, darin der Dichter, auf den Leichen der Selbstmörder Romilly und Castlereagh, seiner Feinde, sitzend, ein bachantisches Evoë! anstimmt, langweilt, ermüdet „Don Juan" nie den Leser. Manche Seiten stoßen nicht nur englische Pruderie und Frömmigkeit, sondern auch einen Vorurtheilslosern ab, dennoch muß man, das Ganze betrachtend, Byron Dank wissen, daß er gegen die Bitten seiner Freunde taub blieb und nichts änderte. „Sie haben alle recht", schreibt er, „und ich habe unrecht. Aber bitte, lassen Sie mir doch dies Vergnügen. Zerhacken Sie mich mit Stumpf und Stiel; machen Sie mich meinetwegen zum Schauspiel für Menschen und Engel, aber verlangen Sie keine Aenderungen — denn ich thu's nicht . . . Die Seele dieses Genre ist seine Zügellosigkeit, wenigstens die Erlaubniß, zügellos zu sein, wenn man Lust hat." Gewiß hat die persönliche Satire im „Don Juan" an dem ungeheuern Aufsehen, das seine ersten Gesänge erregten, einen nicht geringen Antheil gehabt; dennoch wäre es ein Irrthum, darin und in einzelnen „Zügellosigkeiten", um Byron's Ausdruck beizubehalten, den bleibenden Werth dieser Dichtung zu suchen. Er beruht in dem Culturbilde, das sie entwirft, und in der Persönlichkeit, den Empfindungen und Gedanken des Dichters, die den Stoff beseelen und aus dem irdischen Staube zu den lichten Sphären des Wahren und Schönen in mehr als Einer schwungvollen und erhabenen Strophe emportragen.

K. F.

Correspondenz.

Aus Belgien.

19. November 1865.

X. Die Tagesordnung ist wie immer: Klerikal contra Liberal. Die Sache wird krankhaft und krampfhaft, da der Liberale weder befähigt ist noch den Muth hat, der Sache auf den Grund zu gehen. Was er will, das ist die alte Leierkastenweise: „Kauft meinen Bären, nehmt meinen Theriak!" Der Klerikale macht fanatische Anstrengungen, das Land mit seiner Presse zu überschwemmen, es kostet ihn ein heidnisches Geld: Wochenblätter von 8 Druckseiten werden zu 2 Frs. jährlich ausgeboten und natürlich wenig gekauft. Der „Catholique" zu Brüssel, der sich neben dem „Journal de Bruxelles" aufthut, trägt den Namen P. de Gerlache an seiner Spitze; es ist dies der leibliche Sohn des ersten Präsidenten am Cassationshofe, der als Historiker den Mohren Alba weißzuwaschen suchte. Der Titel des „Catholique" ist gothisch gedruckt, darüber schwebt ein schwarzes Kreuz und hinter diesem bösen Kreuz verbirgt sich Hr. Louis Veuillot, der Klopffechter vom weiland „Univers" zu Paris. Gleich in der ersten Nummer wurde die Fahne der Encyclica frischweg entrollt; selbst die Ultramontanen

Digitized by Google

erschraken. Es handelt sich nämlich um Durchführung des Stipendiengesetzes und um Vollendung des Gesetzes über die Verwaltung der Kirchengüter. Wie verlautet, wollen die Bischöfe einmal das Princip der Democratie adoptiren, nämlich die Enthaltung von jeder Mitwirkung, also passiven Widerstand leisten. Da ließe sich ihnen nun leicht ein tiefer Schnitt ins Fleisch appliciren, und auf liberaler Seite ist allerdings ein Schritt geschehen, der auf solche Absichten hindeutet. Der graue Doctrinär Tesch ist nämlich vom Justizministerium zurückgetreten, um künftig als „Staatsminister" seinen industriellen Errungenschaften zu leben. An seine Stelle rückt ein blutjunger wallonischer Abgeordneter, Hr. Bara, noch nicht 30 Jahre alt, und auf die Klerikalen ganz vortrefflich dressirt. Er speist Jesuiten zum Frühstück und nimmt ein Pfaffentränklein vor Schlafengehen. Ob Hr. Bara als Minister das wahr macht, was er als Deputirter so grausig theoretisch versprach, müssen wir abwarten. Jedenfalls bleibt sein Portefeuille in der Familie, denn Hr. Bara heirathet — Fräulein Tesch. Auch das ist jetzt zu sehen, wie der junge Minister die Fremdenpolizei handhabt, an der sein Vorgänger so unsterblich geworden. Die Hrn. Regeard und Longuet sind glücklich aus Belgien heraus und leben — in Luxemburg, wo bisjetzt nur Bankrottirer ein Asyl suchten; aber sie senden ihre Artikel vor wie nach gen Brüssel; die „Rive gauche" erscheint wieder, ein Belgier hat die Verantwortlichkeit übernommen und mit den Belgiern kann man nicht so umspringen wie mit den Fremden.

Noch schlimmer und ahnungsgrauender als die katholische Frage ist die mexicanische und die damit zusammenhängende Militärfrage. Die Anwerbung eines Freicorps für den Dienst des Kaisers Max ist das unpopulärste Ding, das sich unter Leopold's Regierung zugetragen. Entschiede das allgemeine Stimmrecht diese Angelegenheit, so käme eine Verdammung von 1000 gegen 1 heraus. Wenn man wagen sollte, ein neues Cavaleriecorps zu werben, wovon gemunkelt ward, so könnte leicht Blut fließen. Der Gegensatz zwischen Militär und Civil steigert sich unter solchen Verhältnissen ins Ungeahnte: wir erleben hier Sobbe-Putzki und Eulenburg. Der „Nouvelliste de Gand" hatte gegen die jetzige Armee-Organisation, gegen das große theure stehende Heer polemisirt, auf den Widerspruch zwischen einem democratischen Lande und einer Militärkaste hingedeutet. Da erscheinen fünf Offiziere im Redactionslocale, fallen über den greisen Hauptredacteur her und verarbeiten ihn mit Schlüsseln, Fäusten und Füßen. Als der arme Mann sich endlich bis zu einer Klingel schleppt und Lärm macht, reißen die Herren aus. Die Sache ist in den Händen der Justiz, glücklicherweise hier der bürgerlichen, die hoffentlich ein Exempel statuirt.

Was wunder, daß in solcher Stagnation des Lebens, bei solcher rückläufigen Wirthschaft, die Wogen des Freiheitsfanatismus über Bord schlagen, daß die misstimmte Jugend Excesse begeht, wie auf dem Studentencongresse zu Lüttich. Eine tollere geistige Orgie, eine wildere Saturnalie von Sturm und Drang ward in der That noch nicht erlebt. Und doch muß man sagen, die größte Lauterkeit der Gesinnung, die blankste Reinheit der Absichten sprach begütigend für die tolldreiste Jugend. Wenn alles ringsumher Corruption wird, so kommt regelmäßig der „Schrecken der Jugend". Zu Lüttich tagten vom 29. October bis zum 1. November 1200

Digitized by Google

jüngere und ältere Studenten — man kann es mit der Aula von 1848 zu Wien vergleichen — aus den belgischen Universitätsstädten Lüttich, Löwen, Brüssel und Gent, aus Holland, Frankreich, Rußland, Polen, Rumänien und Deutschland. Unser Vaterland war durch Einen Mann, Hrn. Dietz aus Klausthal, vertreten. Den jungen Franzosen muß man ihren Muth lassen, sie wagten es, sich laut und offen für scharlachrothe Republikaner auszugeben. Nach einer Begrüßung der Fremden im Stadthause, wo Bürgermeister Piercot die übliche Gastfreundsrede hielt, für welche ihn alle Moderados noch immer steinigen, begannen die Sitzungen des Congresses im Casino Grétry. Ein Hr. d'Hoffschmidt aus der Provinz Luxemburg präsidirte und zwar mit Talent und Geschick. Am ersten Tage ging es noch leidlich ruhig zu, die Belgier redeten gegen den Obscurantismus, gegen die bewußte Lüge der Ultramontanen und malten das goldene Zeitalter aus, welches die studirende Jugend im Bunde mit dem Volke herbeiführen werde. Als aber am Montag Hr. Dubosc aus Lyon vorschlug, Politik, Philosophie und Religion aus dem Spiele zu lassen, begann der Tumult. Hr. Burk (Lüttich): Der Unterricht sei ja doch die Erziehung des Gehirns (Rasender Beifall). Hr. Delbois (Paris): Jeder Mensch solle sich seine eigene Philosophie machen; gefalle ihm sein Vater nicht, so solle er sich einen „Bruder der Menschheit" wählen (das erinnert an den unvermeidlichen Hrn. Berton zu Paris im Jahre 1848, der bei allen Wahlen als Candidat de l'humanité auftrat). Hr. Foucher de Careil preist als Spiritualist Kant und Hegel. Hr. Casse (Pariser Energumen): Es handle sich darum, wer siegen werde, Gott oder der Mensch. Ein Lütticher will versöhnen und wendet sich an die „Bonapartisten" (schaudervoller Lärm: Es ist keiner da!) Hr. Burk entwickelt mit vielem Talent die Grundsätze Moleschott's und L. Büchner's; Hr. Regnard (Paris) preist die positive Philosophie des geistreich-gelehrten Auguste Comte. Hr. Robert (Brüssel) predigt Haß gegen die Autorität unter allen Formen, in der Religion, in der Politik, im socialen Wesen: „Die Wissenschaft muß die Himmelsdecke wie einen Papierbogen durchbrechen." Proudhon wird genannt, dreimaliges Vivat. Es wird abgestimmt (!) über Spiritualismus und Materialismus; der letztere siegt glänzend. Am dritten Tage Hexensabbat, die Politik mischt sich ein. Hr. Fontaine (Brüssel) will nichts gelten lassen als „Revolution" und „Socialismus"; dann erst könne der Unterricht reorganisirt werden. „Kein Gott, kein Erbthum, keine Autorität." Hr. Janson (Brüssel), ein oratorisches Talent, aber wild-excentrisch: Die Jugend solle sich ein Beispiel nehmen an Danton, St.-Just, Marat! Hr. Arnould (Antwerpen): der Unterricht könne nicht reformirt werden in der constitutionellen Monarchie, die nur ein Convolut von Widersprüchen sei. Hr. Casse (als Robespierre): Jeder müsse ausgeschlossen werden, der noch eine religiöse Idee bekenne, Gott und Staat sind abzuschaffen, die „Kraft" allein führt uns zur Freiheit! Die Wörter „Atheist, Republikaner, Socialist", regnen nur so im Saale. Vierter Tag: Sectionssitzungen nach Facultäten, öffentliche Berichte und Debatten. Die bestehenden höhern Lehranstalten erleiden die schonungsloseste Kritik, am schlimmsten fährt die Bergbauschule zu Lüttich. Das Charakteristische ist, daß stets die Schüler die Lehrer verdammen und daß die Lehrer durch ihre Abwesenheit glänzen. Nächster Congreß auf Ostern

Digitized by Google

1867 zu Brüssel. Hr. Cassé erklärt unter betäubendem Jubel, die französische Demokratie werde Belgien gegen den usurpirenden Despotismus schützen. Sehr brav, könnte sich die französische Demokratie nur zunächst selber schützen!

Eine Erscheinung von großer Tragweite bleibt natürlich der Congreß; die Welt hat erfahren, was in dem Dampfkessel des „beruhigten" Europa vorgeht, und sie kann die Größe der nothwendigen Sicherheitsventile danach berechnen.

Notizen.

Ernest Renan hat die beiden neuen Werke, denen man längst mit Spannung entgegensieht: „Les Apôtres" und „Saint-Paul", vollendet; sie werden in nächster Zeit und kurz nacheinander bei Michel Lévy in Paris erscheinen. Für Deutschland bringt die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig eine vom Verfasser autorisirte, nach den neuen Verträgen mit Frankreich in allen deutschen Staaten geschützte deutsche Uebersetzung beider Werke. Die Ausgabe der „Apostel" ist bereits im Januar, gleichzeitig mit dem französischen Original, zu erwarten; der „Paulus" wird etwas später folgen.

Seit dem Frühjahr dieses Jahres erscheinen zu Bielitz in Oesterreichisch-Schlesien „Neue Protestantische Blätter", redigirt von Dr. Th. Haase, welche sich die Aufgabe gestellt haben, in dem kirchlichen Streite der Gegenwart ein Organ der entschieden freisinnigen und auf dem Boden der freien Forschung erwachsenen Theologie zu sein. Zunächst sind es namentlich die Interessen der österreichischen Protestanten, welchen dieses Blatt gewidmet ist; aber darüber hinausgreifend verfolgt dasselbe in einer Reihe geistvoll geschriebener Leitartikel alle großen allgemeinen Fragen der Kirche sowie in größern und kleinern Originalcorrespondenzen die Kämpfe der Territorialkirchen.

Von Karl Stelter ist im Verlag der Bädeker'schen Buchhandlung in Elberfeld ein schön ausgestattetes Bändchen erzählender Dichtungen „Geschichte und Sage" erschienen, das dort stark gekauft wird ebenso wie Karl Siebel's „Gruß aus Rheinland" (Elberfeld, Reinhardt), eine Anthologie bis dahin ungedruckter Dichtungen rheinischer Poeten, mit Photographie eines Bildes versehen, das den Namen Adolf Schults' trägt. Von Adolf Schults enthält das Buch feurige Gedichte, die in keiner seiner Sammlungen befindlich; auch unter dem übrigen Inhalt sind hervorragende Namen mit dankenswerthen Gaben vertreten.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Physiologie des Geschmacks

oder

physiologische Anleitung zum Studium der Tafelgenüsse.

Den Pariser Gastronomen gewidmet

von

Einem Professor,

Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.

Von

Brillat-Savarin.

Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen

von

Carl Vogt.

8. Geh. Preis 1 Thlr.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin sind erschienen und durch alle Buchandlungen zu beziehen:

Jahrbuch

der

deutschen Shakespeare-Gesellschaft

im Auftrage des Vorstandes

herausgegeben durch

FRIEDRICH BODENSTEDT.

Erster Jahrgang.

In englischem Einband 3 Thlr.

Lieder des Leids

von

Albert Zeller.

Fünfte stark vermehrte Auflage.

Min.-Ausg. Gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Sgr. Geheftet 25 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Das soeben erschienene elfte Heft enthält:

Der Secessionskampf in der nordamerikanischen Union. Zweiter Artikel. — Zur Geschichte der Düngerlehre, mit besonderm Bezug auf Justus von Liebig. Zweiter Artikel. — Die Shakspeare-Gesellschaft und das Shakspeare-Jahrbuch. — Oesterreich seit dem Frieden von Villafranca. Zweiter Artikel. — Feuilleton (Literatur. Technologie).

Monatlich ein Heft von 5 Bogen zum Preise von 6 Ngr.

Die bisher erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 49.** 7. December 1865.

Inhalt: Die ältere deutsche Literatur und das heutige Publikum. Von **Heinrich Rückert.** III. — Musäus. Von **Karl Neumann-Strela.** — Der Antlaßritt im Brixenthale. Von **Wilhelm Mair.** — Gedicht von J. Herzfelder. — Literatur und Kunst. Friedrich Pecht's Lessing-Galerie. (Lessing-Galerie. Charaktere aus Lessing's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht. Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht. Dreißig Blätter in Stahlstich. Erste Lieferung.) — Correspondenz. (Aus Neuyork. Aus Wien.) — Notiz. — Anzeigen.

Die ältere deutsche Literatur und das heutige Publikum.

Von
Heinrich Rückert.

III.

Wer uns bisjetzt gefolgt ist, wird es gerechtfertigt finden, wenn wir unsere Ansicht über das Verhältniß unsers gebildeten Publikums zu der deutschen Nationalliteratur dahin zusammenfassen, daß wir es im ganzen und großen als zufriedenstellend bezeichnen. Es bleibt nur zu wünschen, daß der mit richtigem Instinct eingeschlagene Weg allseitig mit Energie und wo möglich auch mit klarem Bewußtsein des zu erreichenden Ziels verfolgt werde. Das ganze Verhältniß ruht auf einer gesunden Basis, und man hat alle die schädlichen Uebertreibungen und phantastischen Grillen vergessen, die einstmals hier so viel Schaden brachten. Unser Geschäft war hier leicht und angenehm. Es handelte sich nur darum, das Gewirre der Einzelheiten durch Verfolgung des sie innerlich zusammenhaltenden Fadens zu einer übersichtlichen und faßlichen Erscheinung umzugestalten und mit bescheidenen Winken die Gesammtheit und jeden einzelnen auf das hinzuweisen, was noch zu thun übrig ist.

Unwillkürlich scheint uns dabei begegnet zu sein, daß wir, wenn wir von den Beziehungen unserer ältern Literatur zu dem Leserkreise der Gegenwart sprachen, unter älterer Literatur eben nur die des Mittel-

Digitized by Google

alters verstanden, weil nur von dieser bisher die Rede war. Doch liegt uns eine solche Beschränkung fern, obwol sie praktisch beinahe allgemein gültig ist. Die Wissenschaft und das Interesse der Gebildeten wenden sich ihr immer nachhaltiger zu, wovon, um anderer Symptome zu geschweigen, allein schon das Gedeihen der seit vorigem Jahre von der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig unter Franz Pfeiffer's Auspicien herausgegebenen und von ihm würdig mit Walther von der Vogelweide eröffneten Sammlung der „Deutschen Classiker des Mittelalters" einen so erfreulichen Beleg gibt. Aber dem weiten Gefilde der Literatur zwischen den Grenzen des Mittelalters und der eigentlichen Neuzeit möchten wir eine ganz andere Werthschätzung zuerkannt sehen, als es bisjetzt geschieht. Wir glauben, um unsere Meinung gleich von vornherein fest zu formuliren, daß dieselbe noch in viel prägnanterm Sinne als jene mittelalterlichen Producte geeignet ist, ein Gemeingut der Gegenwart zu werden, und daß sie berufen ist, auf die weitere Entwickelung zunächst unserer modernen Literatur selbst und mittelbar auf den ganzen Volksgeist viel durchgreifender einzuwirken, als es jener ältern echt mittelalterlichen Literatur jemals möglich sein wird. Diese kann immer nur, wie wir deutlich zu machen versucht haben, innerhalb eines exclusiven Bildungskreises vollkommen heimisch werden. Das Niveau desselben muß sich immer in nicht unbeträchtlicher Höhe über dem der Durchschnittsbildung der Nation halten, und es wird daher immer nur einer relativ geringen Zahl besonders Begünstigter gelingen, es zu erreichen. Die Durchschnittsbildung, zu der im Laufe der Zeit unzweifelhaft immer zahlreichere Massen geführt werden, ohne daß freilich je der Traum einer Massenbildung, wie ihn unsere demokratischen Doctrinäre träumen, in Erfüllung gehen kann, ist für das Gesammtleben einer Nation unzweifelhaft von größerer Wichtigkeit als jene Geistesblüten eines in der Masse fast verschwindenden Häufleins von besonders und exclusiv Gebildeten. Wenn wir nun behaupten und auch zu beweisen gedenken, daß jene einstweilen noch fast verschollene Literatur des 16. Jahrhunderts ganz dazu geeignet sei, in diesen weiten Kreisen lebendig zu werden, so legen wir ihr einen Werth bei, der in sonderbarem Gegensatze zu ihrer Verkommenheit steht.

Diese Thatsache selbst ist leicht zu constatiren. Unsere deutsche Philologie hat bisher mit kaum der Rede werthen Ausnahmen ihre Bemühungen nur dem Mittelalter, seiner Sprache und Literatur zugewandt. Selten daß sie einmal einen Blick in jenes wüste Gefilde zu werfen sich veranlaßt sah. Unsere Literargeschichte hat mit derselben gewissenhaften Rüstigkeit, die sie überall zeigt, auch diese Massen zu bewältigen versucht, aber es ist ihr doch nur möglich geworden, sich allenfalls hindurchzuarbeiten, aber keineswegs den ganzen unendlichen und ungefügen

Digitized by Google

Stoff zu verarbeiten. Unser gebildetes Publikum weiß von dieser Periode nichts weiter als ihre Namen, die als Reminiscenzen eines literargeschichtlichen Cursus haften geblieben sind. Wer unter uns, die eigentlichen Fachleute und einige in stillen Winkeln versteckte Sonderlinge abgerechnet, hat Burkhard Waldis, Wickram, Rollenhagen oder auch selbst Fischart oder Hans Sachs gelesen? Allenfalls einige Fetzen in Chrestomathien, die gerade hier die wahren Lückenbüßer der Bildung vorstellen müssen. Der Eindruck, den man daraus mit fortnimmt, ist der ungenügendste, der gedacht werden kann. Wenn irgendeine Masse in der Literatur, so ist diese nur dazu geeignet, ganz oder gar nicht genossen zu werden. Alle ihre Mängel treten in grellster Weise heraus, sobald man den Versuch macht, sie zu zerstückeln, ihre Vorzüge wirken aber nur, wenn man sie in ihrer vollen unverstümmelten Gestalt gelten läßt. Daher denn auch die allgemein herrschende Ansicht, welche durch die unzureichende Darstellung dieser Periode in allen unsern Literargeschichten genährt und befestigt wird, daß es sich eigentlich nicht der Mühe verlohne, sich darum zu bekümmern.

Wie gewöhnlich, ist auch hier das Urtheil um so schneller fertig, je weniger sein Object gekannt ist. Es wäre eine eigenthümliche Aufgabe, wenn wir hier an dieser Stelle das ganze Material zu seiner Berichtigung und Läuterung zusammenbringen wollten. Wir fassen uns kurz und sagen nur: Bis auf diesen Augenblick hat diese Literatur, allerdings ohne daß man sich dessen bewußt wäre, nicht aufgehört, eine lebendige Macht erster Größe in dem Gemüthe unsers Volks zu sein. Das protestantische Deutschland haftet noch immer an Luther's Bibeltext und Kirchenliedern. Man weiß freilich, wie viel sie beide von ihrer ursprünglichen Art durch willkürliche und unwillkürliche Entstellungen eingebüßt haben, aber der Kern ihres Wesens ist doch dadurch nicht angetastet worden, und dieser ist es, der noch heute mit unwiderstehlicher Kraft wirkt, der es allen Widersachern unmöglich macht, sie aus dem Herzen des Volks zu verdrängen. Rechnet man, wie billig, dabei auch die Macht der Gewohnheit und Autorität auf der einen Seite, auf der andern die eminente Individualität Luther's selbst ab, so bleibt doch ein Rest übrig, der weder hierhin noch dorthin gehört, sondern dem ganzen Zeitalter, aus dem auch ein Luther den besten Theil dessen, was ihn zu Luther gemacht hat, schöpfen mußte. Was die heutige Welt und zwar nicht etwa eine bevorzugte und isolirte Klasse, sondern das ganze Volk in allen seinen Höhen und Tiefen als einen so lebendigen Besitz festhält, ist also im wesentlichen dasselbe wie das, was wir für den eigentlichen Kern jener ganzen Literaturperiode zu halten berechtigt sind. Von diesem Standpunkte aus kann man es Zufall nennen, daß nur ein Luther allein dem deutschen Volke so nahe geblieben ist, während ein

Digitized by Google

Hans Sachs und ein Fischart, die in jeder Hinsicht aus demselben Boden wie er aufwuchsen, vergessen werden mußten. Die Geschichte unserer äußern und innern Begegnisse seit der Reformation erklärt freilich zur Genüge, daß es gerade so kommen mußte, wie es kam, und daß es also kein Zufall war, der über diesen literarischen Dingen waltete, sondern ein weit angelegter Causalnexus. Aber mit einer solchen Erklärung ist der Schade, der dadurch geschehen ist, nicht ersetzt, und es wäre an der Zeit, nachzusehen, ob jetzt auch noch Hans Sachs und Fischart nothwendigerweise vergessen bleiben müssen.

Zwischen dem Geiste der mittelalterlichen Literatur und dem der Gegenwart besteht nur eine sehr weitläufige Verwandtschaft: der Geist der Literatur des 16. Jahrhunderts und das innerste Wesen unserer eigenen Zeit sind sich viel näher als alles, was der Zeit nach zwischen ihnen liegt. Das 17. und 18. Jahrhundert bis zum Beginn der heutigen Literaturperiode haben die Bahn der Vorzeit gänzlich verlassen und es versucht, durch unmittelbares Anlehnen an fremde Muster die Bildung der deutschen Nation äußerlich auf dieselbe Höhe zu bringen, die sie vormals erreicht zu haben schien. Diese ganze Periode ist nicht blos in der Literatur die unerquicklichste, welche Deutschland je durchgemacht hat, und ihre Producte verdienen nichts weiter als eine blos geschichtliche Beachtung, womit nicht gesagt ist, daß sie nur von den Literarhistorikern gekannt sein sollen. Auch für sie nehmen wir das Recht in Anspruch, welches aller vorhandene Besitz der Nation beanspruchen kann. Auch sie sollen aus der traurigen Verwahrlosung, in die sie versunken sind, erlöst und mit Hülfe der Wissenschaft allen denen zugänglich gemacht werden, die sich um eine gründliche Einsicht in die mannichfach verschlungenen Wege der Geistesentwickelung ihres Volks bemühen. Aber zu einem neuen Leben in der Bildung der Gegenwart kann weder ein Opitz, noch ein Lohenstein, noch ein Rist wieder erweckt werden.

Im vollen Gegensatz zu der fremdartigen und hohlen Gespreiztheit dieser spätern Literatur ist die des 16. Jahrhunderts auch da, wo sie von fremden Einflüssen angeregt ist, durch und durch national und von einer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit der Stimmung und des Ausdrucks, die eigentlich alle Form vernichtet hat. Gewiß erklärt sich daraus die sonst unbegreifliche Erscheinung, daß eine Zeit, die so viele Talente ersten Ranges hervorbrachte, doch kein einziges auch nur einigermaßen vollendetes Product der Literatur weder in Prosa noch in Versen erzeugte. Aber was ihr an sich und in den Augen der ästhetischen Kritik zum Tadel gereicht, ist für das Bedürfniß der Gegenwart einer ihrer Vorzüge. Eine eigene Literatur seit der classischen Periode besitzt alle möglichen guten Eigenschaften, nur nicht gerade die jenes

Digitized by Google

urwüchsigen Realismus und Naturalismus der Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts. Entsprechend der innern Bildungsgeschichte unserer Nation im Laufe des vorigen Jahrhunderts hat sich unsere Literatur zwar in gewissem Sinne allein aus dem Volke wie keine andere moderne entwickelt, aber in einem andern Sinne ist sie ebenfalls wie keine andere auch von Anfang an aus dem Volke herausgetreten und zur Sache einer Coterie von absonderlich Gebildeten geworden, wenn man es so schroff als möglich bezeichnen will. Eine abgezogene Haltung des Geistes und Gemüths, entfremdet oder erhaben über die Stimmungen und Empfindungen des Haufens, war ihre nothwendige Voraussetzung. Dieser verdankt sie ihren so unendlich reichen Inhalt an Gedankenmaterial, ihre unvergleichliche Tiefe sowie auch die relative Vornehmheit und Formvollendung in ihrem Aeußern. Aber ihre Tiefe steht doch immer in Gefahr, in obscure idealistische Verworrenheit umzuschlagen, und ihre äußere Eleganz gleicht oft nur zu sehr einer leblosen Glätte der Manier, durch welche die echte Kunst, ja überhaupt die Möglichkeit einer frischen Production überhaupt vernichtet werden muß, wenn sie noch weiter um sich greift. Beides sind Hauptfehler unserer modernen Literatur, und von vielen erkannt, wenn auch verschieden erklärt und benannt. Aber für den einen wie für den andern muß das Wiederaufleben jener ältern Literatur, ihre wirkliche Einführung in das Bewußtsein, in den Gebrauch und die Denkweise unserer Zeit heilkräftig wirken. Es ist nicht zu fürchten, daß der auch sonst so mächtig vordrängende Realismus unserer Gegenwart die Form unserer Literatur, wie sie einmal als Ergebniß unserer classischen Periode feststeht, ganz zersprenge und ihren idealistischen Kern ganz ausmerze, aber es kann nicht schaden, wenn die erste auch auf Kosten des ängstlichen Schematismus der ästhetischen Forderungen etwas handlicher wird und zugleich kräftiger in individualer Selbständigkeit sich ausprägt. Gegenüber der unleugbaren Abkehr der Zeitbestrebungen von dem blos idealen Gebiete ist doch schon in der stets wachsenden Macht der Wissenschaft ein Correctiv gegeben, das auch den innersten Kern unserer Literatur nicht in rohen Materialismus verwandeln lassen wird. Aber er kann ideal bleiben, und immerhin noch eine gute Dosis realistischer Substanz in sich aufnehmen. Hat ja doch wenigstens einer der eigentlichen Väter unserer Literatur, der jugendliche Goethe, mit aller Kraft des Gemüths sich in jene frische Quelle der gesündesten Natürlichkeit eingetaucht. Wie viel Hans Sachs und seinesgleichen auf die wahlverwandten Seiten seines überreichen Geistes gewirkt haben, setzt unsere Literaturgeschichte genügend auseinander, wenn es noch dessen bedürfte, da der Dichter selbst das beredte Zeugniß dafür fast mit überschwenglichem Dankgefühl ablegt. Der gereifte Goethe ist zwar durch seinen Läuterungsproceß im

Digitized by Google

Schmelzofen der hellenischen Classicität den Liebhabereien der Jugend entfremdet worden, denn als solche mußte ihm zeitweise jene so wohlberechtigte Sehnsucht frischerer Tage nach derberer Kost erscheinen, aber selbst bei dem alten Goethe hat die alte Liebe doch niemals geröstet: sogar in dem zweiten Theile des „Faust" finden sich noch genug Hans Sachsische Klänge, an denen der Schöpfer des „Jahrmarkts zu Plundersweilern" oder auch des „Götz von Berlichingen" recht wohl wieder zu erkennen ist. Es ist kein Vortheil für Schiller gewesen, daß er durch eine Combination von zufälligen Einflüssen und dem originalen Zuge seines Geistes diesen Einflüssen sich stets so verschlossen hat, daß nur das einzige „Wallenstein's Lager" davon befruchtet ist. Indessen läßt sich aus diesem Einen Erzeugnisse abnehmen, daß auch in Schiller's Geist ein sympathisches Element für den eigentlichen Kern und Gehalt jener Sprache und Empfindungsweise lebte, die ihm vom Standpunkt der geschulten ästhetischen Reflexion freilich nur als grenzenlose Roheit und kindische Unbeholfenheit erscheinen mußte.

Unsere Romantiker haben es bekanntlich nicht an enthusiastischen Lobpreisungen jener Literaturperiode und einzelner ihrer hervorragenden Vertreter fehlen lassen. Es wäre auch ungerecht, wenn man behaupten wollte, ihr Enthusiasmus sei um so grenzenloser gewesen, je weniger sie von der Sache selbst verstanden, oder es auch nur der Mühe werth hielten, sie kennen zu lernen. Sie wurden auch nicht blos durch die Formlosigkeit jener Erzeugnisse im Gegensatz zu der von ihnen bekämpften systematischen Classicität der antiken Kunst und der von ihr abhängigen modernen angezogen, obgleich dieses Moment für ihre Stellung zu unserer Vorzeit so schwer ins Gewicht fällt. Aber ein wirklich befruchtender Einfluß ist ihrer eigenen Poesie daraus nicht erwachsen und noch weniger der deutschen Literatur im allgemeinen. In ihrem subjectiven Eklekticismus fühlten sie nur das heraus, was ihrem eigenen Wesen einigermaßen homogen war, das übrige war für sie hier wie anderwärts, wo sie ebenso verfuhren, nicht vorhanden. Man darf wohl sagen, die eigentlich moderne Substanz des Geistes jener ältern Literatur, die für uns das Wichtigste ist und die ihr hauptsächlich das Recht gibt, auch jetzt noch und für alle Zukunft lebendig zu bleiben, ist ihnen immer verschlossen geblieben. Denn eine gewisse Emancipation der Subjectivität, worauf es den Romantikern allein ankam, liegt freilich auch in jenen kecken und selbstbewußten Producten, aber daneben auch noch eine gesunde Klarheit und Naturfrische der Empfindung und des Denkens, sowie vieles andere, was unsere Romantiker nicht brauchen konnten. Wer den „Titurel" als das Sublimat nicht blos unserer deutschen Poesie, sondern der Poesie aller Zeiten anstaunte, hatte für den wahren Hans

Digitized by Google

Sachs oder Wickram kein Verständniß, wenn er ihre Namen auch noch so laut pries oder auch in ihrer Manier zu sprechen versuchte.

Unsere Zeit ist nun einmal durch und durch demokratisch, und für ihre Literatur wird ebenso sehr ein Tropfen demokratischen Oels, und wahrscheinlich mehr als ein Tropfen, nöthig sein, wie ihn Uhland einst für den Kaiser des neuen deutschen Reichs forderte. Wir sind nicht zu vornehm, um ein solches Schlagwort zu gebrauchen, weil jeder damit am schnellsten und gründlichsten über unsern eigenen Standpunkt aufgeklärt wird. Jene ältere Literatur hat überreichen Vorrath von diesem heilsamen Chrisma, ja man kann wohl sagen, daß sie ganz und gar, wie keine andere gleiche Erscheinung irgendeiner Zeit und irgendeines Volks, davon durchzogen ist. Der Schuster Hans Sachs, Schuhmacher und Poet dazu, ist allein schon ein so origineller Prototyp volksmäßiger oder wahrhaft demokratischer Schriftstellerei, wie sich kein besserer wünschen läßt, und seine literarischen Zunftgenossen sind ihm zwar nicht an Talent, aber an dieser Art der unmittelbaren Identität mit dem Geiste der ganzen Zeit und des ganzen Volks vollkommen ebenbürtig. Wie weit ist doch noch unsere sogenannte Schriftstellerei für das Volk von dieser echten Volksthümlichkeit entfernt! Er und seinesgleichen haben nicht nöthig, von irgendeiner isolirten Höhe der Bildung herabzusteigen, um unter dem Volke zu verkehren. Wie seine Handwerksstätte mitten in der Straße, im Blicke und in der Armlänge jedes Vorübergehenden stand, so auch seine poetische Werkstätte. Sein Parnaß ist das nürnberger Straßenpflaster und dieses ist aus denselben Steinen verfertigt, und liegt auf gleicher Höhe mit dem aller andern Städte und Städtchen der Zeit. Die buntscheckigste Gesellschaft aus allen Theilen der Welt und allen Zeitaltern der Geschichte verkehrt auf ihm wie auf ihrem heimatlichen Boden; griechische Götter und Göttinnen, Heroen und Heroinen, römische Consuln und Senatoren, Patriarchen und Propheten des Alten Testaments, die heiligen Gestalten unsers eigenen Glaubens, Ritter, Frauen und Mönche des Mittelalters, Despoten und Helden des Orients und dazu noch alle Stände und alle Individualitäten der Gegenwart. Aber alle diese Leute sind nicht blos in die Gewandstücke der Tagesmode gehüllt, sondern auch durch und durch mit Mark und Bein zu Angehörigen der Zeit geworden, ohne daß der Dichter selbst weiß, wie es geschehen ist. Und so wie er macht es jeder andere: man lese nur eine Aesopische Fabel, wie sie Burkhard Waldis im guten Glauben erzählt, die uralte Weisheit seiner Zeit getreu wieder vorzutragen, oder Fischart's „Gargântua", wo auch die nahe Verwandtschaft des Geistes zwischen Rabelais und unserm deutschen Landsmann die unbeschränkte Freiheit der Umsetzung des fremden Stoffes in die nationale Eigenart nicht im geringsten ausgeschlossen hat.

Digitized by Google

Unsere neuere deutsche Literatur hat zu unendlichem Vortheil für den Reichthum und die Vielseitigkeit unsers Geisteslebens von allen Seiten her fremde Bildungselemente in sich aufgenommen und unter uns eingebürgert. Sie war ohne Zweifel berechtigt, deren ausländische Originalität zu wahren, solange daraus der Vortheil entspringen konnte, daß der deutsche Volksgeist sich der engen Schranken bewußt wurde, in welche ihn die Ungunst einer langen und traurigen Periode gepfercht hatte. Jetzt aber, wo die Schranken überall durchbrochen sind, ist es ebenso berechtigt zu fordern, daß jene fremden Gestalten sich in vollem Sinne des Wortes bei uns nationalisiren, und wie dies zu machen ist, lehrt eben unsere Literatur des 16. Jahrhunderts. Sie lehrt es nicht blos, sondern sie wird auch, wenn sie nur erst wieder in ihr natürliches Recht unter uns eingesetzt ist, uns von selbst dazu bringen.

Es kommt nun darauf an, die Mittel zu finden, um sie nach so langer Verwahrlosung und Vergessenheit in passender Gestalt unserm heutigen Publikum zugänglich zu machen, und wir wiederholen, was wir schon früher beklagten, es bleibt hierfür fast noch alles zu thun übrig. Wir begnügen uns hier nicht mit einer secundären Vermittelung wie bei der mittelalterlichen Literatur. Wer nur einen Blick in die deutschen Bücher der Zeit, von der wir hier sprechen, geworfen hat, wird begreifen, daß Uebersetzungen von ihnen nicht denkbar sind. Sie stehen uns dazu viel zu nahe und ihr eigenthümlicher Werth beruht eben großentheils darauf, daß sie auch ohne Uebersetzungen in ihrer vollen Eigenart und bis in alle Fasern hinein uns verständlich sein können, falls nur die rechten Hülfsmittel dazu geboten werden. Aus demselben Grunde wollen wir auch nichts von modernisirten Bearbeitungen wissen, wie sie die Romantiker mit einzelnen Werken aus diesem Kreise, gewöhnlich solchen, die für unsere Ziele am wenigsten förderlich sind, versucht haben. Wir vertragen hier auf diesem Gebiete noch weniger als auf irgendeinem andern jene Verschönerungs- und Verkleisterungskunst, die uns die wahren Züge des Originals zu Modejournalphysiognomien herabwürdigt. Wir brauchen das 16. Jahrhundert ganz, wie es leibt und lebt, mit Haut und Haaren, wenn man will in puris putis naturalibus. Sollte jemand daran Anstoß nehmen, so mag er selbst für das nöthige Feigenblatt sorgen, aber wir glauben, daß unsere Augen nunmehr wieder gesund genug geworden sind, um sich nicht daran zu ärgern Oder wollte man, was man einem Shakspeare unbedenklich gestattet, einem Fischart verweigern, blos weil er ein Landsmann ist und weil wir einstmals die Gewohnheit angenommen hatten, dem Fremden alle Ungezogenheiten lächelnd hingehen zu lassen und über jeden verschobenen Gewandzipfel des Landsmannes die Nase zu rümpfen? Auch diese leidige Gewohnheit ist Gott sei Dank! mit vielen andern

Digitized by Google

gleichen Kalibers im Begriffe, in die Rumpelkammer einer überwundenen Zopfzeit verwiesen zu werden, und das Herz unserer Jugend weiß eigentlich schon nichts mehr davon, wenn auch die Alten noch nicht davon lassen können. Wir sind noch um vieles gröber geworden, als wir vor etwa dreißig oder gar sechzig Jahren waren, aber zum Glück ebenso grob gegen die Fremden wie gegen unsere Landsleute. Es ist zwar an sich keine lobenswerthe Eigenschaft, aber unter besondern Umständen kann sie doch wenigstens zeitweise förderlich sein, wenn es sich darum handelt, daß eine Nation die ihr durch lange Erniedrigung eingetränkte Verzagtheit und Bedientenhaftigkeit abstreifen und sich zu Selbstvertrauen und Männlichkeit erheben soll. Wo wäre aber ein größerer Fonds von diesen Grundeigenschaften einer gesunden Volksseele zu finden als in jener Periode, und wie in ihrem öffentlichen Privatleben, so auch in ihrer Literatur! Frei von aller gedünsenen, echauffirten und innerlich hohlen patriotischen Renommisterei, ist sie in jedem Worte, in jedem Satze, in jedem Gedanken von dem kernigsten nationalen Selbstgefühl durchdrungen, dessen Wiedererwerb noch zu unsern frommen Wünschen gehört.

Wenn wir fordern, daß unser Publikum von heute jene Literatur in ihrer Originalgestalt sich zu eigen machen soll, so ist damit nicht gesagt, daß es auch in ihren Originaldrucken geschehen soll. Dies wäre nicht blos deshalb unstatthaft, weil sich verhältnißmäßig wenig davon erhalten hat und die wenigen Exemplare meist dem größern Leserkreise unzugänglich sind, indem sie oft zu den Hauptraritäten der Bibliotheken, öffentlicher oder privater, gehören. Sie kommen selten in andere Hände als in die der eigentlichen Leute vom Fache und der antiquarischen Curiositätenkrämer, und die erstern, die allein Nutzen daraus ziehen könnten, sind oft genöthigt, die größten Opfer zu bringen, um einen solchen hermetisch verschlossenen Schatz zu erlangen, ja häufig glückt es ihnen trotzdem nicht. Muß ja doch jeder Fachgelehrte gegenwärtig nach Berlin wallfahrten, wo in den Schreinen der großen königlichen Bibliothek die bekannte Meusebach'sche Sammlung geborgen liegt, wenn er die wichtigsten und allgemein genannten Werke jener Zeit, z. B. Fischart, in wirklich brauchbarer und origínaler Gestalt kennen lernen will. Aber auch wenn die Bücher des 16. Jahrhunderts besser, als sie es gethan haben, dem Moder, dem Mottenfraße, dem Feuer und vor allem dem Dreißigjährigen Kriege und der darauf folgenden Zeit der Perrükenliteratur mit ihrem systematischen Vertilgungskrieg gegen die rohen Ueberbleibsel der Vorfahren hätten widerstehen können, wenn sie demnach überall etwa so häufig und jedermann erreichbar wären wie etwa die Werke unserer ältern Classiker, eines Klopstock, eines Ramler, Hagedorn und anderer, so würden wir doch es nicht für gerathen finden, sie so wie sie sind unsern Lesern in die Hand zu geben. Sie bedürfen

Digitized by Google

keiner Uebersetzung und keiner Travestien, aber einer reinigenden Wiederherstellung ihrer ursprünglichen Gestalt, die oft nur in ihrem ersten Drucke erhalten und gewöhnlich schon in der zweiten Auflage durch maßlose Freiheiten und Leichtfertigkeiten der Drucker und Verleger, und ebenso maßlosen Leichtsinn des Verfassers gründlich verderbt ist. Sie bedürften aber noch weiter sachgemäßer Commentare, mögen diese nun als Specialglossen für die Sprache und Repertorien für den Inhalt angelegt sein, oder irgendeine andere praktische Form haben. Denn so innerlich nahe uns diese Literatur verwandt ist, so ist ihr äußeres Gewand doch oft fremdartig genug, oder doch wenigstens in Einzelheiten nur für denjenigen ganz verständlich, der durch besondere sprachliche und geschichtliche Studien sich in alle Details der Periode so eingelebt hat, wie es nur ein wirklich damals Lebender thun konnte oder wie es einem solchen von selbst mitgegeben war. Unsere allgemeinen Hülfsmittel der Lexikographie und Grammatik auf der einen Seite, der Geschichte und Literargeschichte auf der andern Seite genügen aber, weil sie zu allgemein sind, nicht, um auch nur etwa ein Fastnachtsspiel von Hans Sachs so zu verstehen, wie es verstanden werden muß, wenn es uns wieder ganz lebendig werden soll. Selbst das große Wörterbuch, welches die Grimm der Nation als ihr köstliches Erbe hinterlassen haben, erfüllt die Aufgabe, um die es sich hier handelt, nicht, obgleich es unter allen ähnlichen Werken ihrer Erfüllung am nächsten kommt.

Ohnedies ist bei der Art der Lektüre, wie sie hier statthaben soll, ein solcher weitschweifiger Apparat von Büchern ausgeschlossen. Um mit Genuß und Nutzen zu lesen, gehört für das gebildete Publikum im weitesten Wortsinne dazu, daß es bequem liest und nicht erst mühselig da nach Belehrung suchen muß, wo es sich nicht heimisch fühlt, was ihm immer bei Werken der streugen Wissenschaft begegnen wird. Es müssen Einzelausgaben hergestellt werden, in denen alles, Text und sprachliche und sachliche Erklärung vereinigt ist. Zum Glück können wir wenigstens auf Ein vorhandenes Muster hinweisen, das allen aus der Sache selbst sich ergebenden Anforderungen vollkommen entspricht. Wir meinen die bisherigen Bände der „Deutschen Bibliothek", welche von dem auch sonst um unsere Literatur so verdienten Heinrich Kurz in Aarau begründet ist und bei J. J. Weber in Leipzig erscheint. Sie ist bis zum siebenten Bande innerhalb weniger Jahre fortgeschritten. Hoffentlich ist dies ein sicheres Zeichen, daß der äußere Erfolg wenigstens so weit günstig ist, um weder den Autor noch den Verleger muthlos zu machen. Der Plan ist weit genug angelegt, um wenigstens einen großen Theil der wirklich hervorragendsten Werke des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, soweit in diesem letztern noch die alte Kraft und Fülle des volksthümlichen Geistes gegen den dürren Pedantismus der

Digitized by Google

Zeit Stand hält, in sich aufnehmen zu können. Der Zahl nach ist es freilich ein sehr kleiner Theil des vorhandenen Vorraths, aber wir dürften dankbar sein, wenn nur dieser erst wieder in Curs gesetzt wäre. Jeder, der diese schmucken, trefflich ausgestatteten und correct gedruckten Bände der „Deutschen Bibliothek" in die Hand nimmt — die nebenbei auch sich von dem gewöhnlichen Fehler unsers Büchermarkts, einem zu hochgegriffenen Preise, freigehalten haben — wird erkennen, daß hier wirklich das geleistet ist, was geleistet werden muß, damit jene Literatur wieder ein Eigenthum der Gegenwart werde. Jeder Gebildete kann mit Hülfe der literargeschichtlichen Einleitung, der unter dem Texte befindlichen sprachlichen Erklärungen, der sachlichen und sprachlichen Anmerkungen am Schlusse jedes Bandes Burkhard Waldis' Fabeln, die simplicianischen Schriften Grimmelshausen's, das Rollenhagenbüchlein, Wickram — dies ist alles bisher erschienen — so lesen und genießen wie etwa seinen Lessing oder Goethe. Ja vielleicht möchte auch diesen recht bald eine ähnliche gewissenhafte Pflege und eine ähnliche Sorgfalt der Erklärung zu wünschen sein, die dann aber auch ebenso wie der Herausgeber der „Deutschen Bibliothek" es verstehen müßte, alle gelehrte Weitschweifigkeit und Pedanterie fern zu halten und wirklich nur das zum Verständniß Nöthige, aber dieses auch ganz und klar zu geben. Möchte ihm nicht blos durch den Erfolg seines eigenen Unternehmens, sondern auch durch das Hervortreten anderer gleichstrebender gelohnt werden. Das Feld ist so überreich, daß von vielen Händen jede hier genug zu ernten findet, wenn sie sich nur die Mühe gibt, es vorher gewissenhaft zu bestellen.

Wenn wir auf diese Art unserm heutigen lesenden Publikum noch ein neues Feld eröffnet haben wollen, das ihm bisher ganz unzugänglich geblieben ist, so fürchten wir uns nicht vor dem Bedenken, seine dafür disponibeln Kräfte allzu sehr in Anspruch zu nehmen. Wo die innere Berechtigung so unabweisbar ist wie bei der Literatur des 16. Jahrhunderts, muß sich auch ein Weg finden, um die etwa vorhandenen praktischen Schwierigkeiten ihrer Wiedereinbürgerung in unsere Mitte zu beseitigen. Ihr eigener Werth, die von ihr ausströmende Kräftigung des Geschmacks und Urtheils, das Zusammenarbeiten aller derer, die vorzugsweise berufen sind, als Lehrer und Bildner des Volks zu wirken, werden es dahin bringen, daß man so viel Muße für sie findet, als sie verdient. Unsere Leihbibliotheken mit ihrem jämmerlichen Futter müssen freilich darunter leiden, und wir würden es als ein glückliches Symptom unsers aufstrebenden Volkslebens begrüßen, wenn wir wahrnähmen, daß sie zu veröden beginnen, oder ihre bisherigen Bücherbestände mit bessern vertauschen, weil ihre Kunden der alten schalen Kost überdrüßig geworden sind.

Digitized by Google

Wer aber überhaupt fürchtet, daß der schon jetzt beinahe zum Uebermaß ausgedehnten Vielleserei durch die Zuführung neuen Lesestoffs Vorschub geschähe auf Kosten der praktischen Interessen des Tags und der Thatkraft des Volks, dem geben wir zu bedenken, daß das Bedürfniß zu lesen nun einmal schon so weit verbreitet und so fest eingewurzelt ist, daß es doch unter jeder Bedingung befriedigt werden wird. Es kommt nur darauf an, ihm gediegene und gesunde Speise zuzuführen und die schlechte zu beseitigen. Auch zeigt das Beispiel der beiden eminent praktischen Länder der Gegenwart, England und Nordamerika, daß eine sehr weit verbreitete Gewöhnung zu lesen der Thatkraft des Volksgeistes keinen Abbruch thut, sondern sie im Gegentheil noch erhöht. Sie wächst im entsprechenden Verhältniß mit der Summe von Intelligenz und Geschmack, die durch Bücher dem Volksgeiste zugeführt wird. Aber es ist gewiß, daß, wenn auch die Zahl aller überhaupt im Umlauf befindlichen Bücher bei uns größer ist als dort, dort viel mehr wahrhaft gute Bücher in den Händen aller Volksklassen sind als bei uns.

Musäus.

Von

Karl Neumann-Strela.

Nicht wie ein Eckstein, sondern wie ein stellenweise blätter- und blütenloser Baum, der aber einen köstlichen, duftenden, immergrünen Zweig trägt: so steht Johann Karl August Musäus in der Literatur vor uns da. Nicht der Flammenkuß der Muse, nicht ein himmelhoch Jauchzen noch ein zum Tode betrübender Schmerz stempelten ihn zum Dichter — es war der Kampf um des Lebens Nothdurft, der ihm die Feder zwingend in die Hand drückte. Manchen wahrhaft poetischen Gedanken, der in seinem Herzen aufstieg, mußte er gewaltsam unterdrücken, selten nur durfte er auf den Lerchenschlag in seiner Brust lauschen; er mußte darbringen, was seinen Verlegern, welche ihm zwei Laubthaler für den Bogen zahlten, und seinen Lesern beliebte. Trotzdem hat er uns einen Schatz geschenkt, auf den, wie bereits unsere Großväter es gethan, auch noch unsere Enkel mit Freude und Dankbarkeit blicken werden: „Die Volksmärchen der Deutschen". Wol nicht ganz mit Unrecht wurden seine übrigen Schriften von der Flut der Vergessenheit hinweggespült, die „Volksmärchen" aber sind jenem köstlichen, duftenden, immergrünen Zweige zu vergleichen.

Digitized by Google

Nur als er sein erstes Werk: „Der deutsche Grandison", schrieb, durfte Musäus der innersten Stimme folgen. Ohne Weib und Kinder, im älterlichen Hause zu Eisenach weilend, kannte er noch keine Sorge um die Existenz. Er war im Jahre 1735 zu Jena von der Frau des Landrichters Musäus geboren, der später als Rath und Amtmann nach Eisenach übersiedelte. Eine heitere Fee stand an seiner Wiege und Wohlstand umgab den aufwachsenden Knaben. Nachdem er in seiner Geburtsstadt vierthalb Jahre theologischen Studien obgelegen, kehrte er als Magister und Mitglied der Deutschen Gesellschaft zu den Aeltern zurück. In diese Zeit fiel das Erscheinen von Richardson's, des englischen Autors, „Grandison", jenem Buche, welches nicht Thränen, sondern ganze Thränenbäche hervorgerufen hat. Es regte Musäus zu der Satire „Der deutsche Grandison" an, die ihm, wie leicht erklärlich, nur geringen Beifall eintrug, denn die noch „thränenseligen Gemüther" fühlten sich davon verletzt und eisig angeweht. Doch brachten auch einige gesündere Naturen dem Verfasser ihren Dank dar, und zu ganz besonderer Freude und Ermuthigung mußte es ihm gereichen, daß ihm die Herzogin-Witwe Anna Amalia von Weimar ein aufmunterndes Schreiben sandte. Wer von uns kennt noch Musäus' „Grandison"? Wer von uns Kindern einer beflügelten Zeit vermöchte diese zwei voluminösen Bände ohne Ermüdung zu Ende zu lesen? Die Geisel dieser Satire dünkt uns mit nervloser Hand geschwungen, der Witz darin nicht packend und schlagend genug, und der Pfeil, den der Autor abgeschossen, ohne Spitze! Damals aber lebte und las man bedächtiger und ermüdete nicht, ein ganzes Feld umzugraben, um hier eine gelungene Anspielung, dort ein sarkastisches Lächeln zu entdecken.

Mehrere Jahre vergingen, ohne daß Musäus — „Grandison" war anonym erschienen und der Name des Autors nur wenigen bekannt — aus seiner Verborgenheit hervortrat. Auch dachte er fürs erste nicht daran, die Muse aufs neue anzurufen, sondern widmete sich mit Eifer theologischen Studien und predigte einigemal mit Beifall. Da ereignete sich eine Begebenheit, die seine Aeltern momentan zur Verzweiflung brachte, die jedoch zum Wendepunkt für sein ganzes übriges Leben ward. Nach langem Harren nämlich hatte sich unserm Candidaten die Aussicht eröffnet, in dem Dörfchen Pfarrode die Predigerstelle zu erhalten — aber o Jammer! er, der am Morgen von der Kanzel herab die Bauern erbaute, eilte am Nachmittag desselben Tags in die Schenke und schwenkte ein rothwangiges Mädchen im Kreise herum. Der Magister tanzt! Das konnten die Pfarroder ihm nicht vergeben, und schleunigst erhoben sie beim Generalsuperintendenten in Eisenach einen Klageschrei, in welchen das Kirchenhaupt einstimmte und der sich lawinenartig fortwälzte von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Dank der auf-

Digitized by Google

geklärten Fürstin, die ungeachtet der warnenden Stimmen ihrer Geistlichkeit mit Einemmal Musäus' Reue und Trauer und seiner Aeltern Verzweiflung in Glückseligkeit verwandelte. Durch „Grandison" hatte sich ihr der Candidat genugsam empfohlen, jetzt eröffnete sie dem Bedrängten eine Zukunft, die ihm wie die Sonne einer neuen Welt erscheinen mußte. Sie berief ihn als Pagenhofmeister an den weimarischen Hof.

Was war Ilm-Athen im Jahre 1763? Nicht viel mehr als ein von dorfähnlichen Häusern umgebenes Schloß, höchstens ein winziges Landstädtchen. Noch zeigte sich nicht das Morgenroth am Himmel Weimars, das später so herrlich hier emporstieg und der ganzen Welt das neue Bethlehem des Geistes verkündete. Aber trotzdem däuchte es Musäus, er sei auf einen andern Stern versetzt, wenn er nun über das glatte Parket schritt, durch hohe Scheiben blickte, der gütigen Herrin vorlas und aus ihrem goldenen Spaniolböschen eine Prise nahm. Die Last des Amtes wär eine leichte, und Anna Amalia war so sichtbar bemüht, „alle Plackereien und Verdrießlichkeiten mit den Junkern" von ihm fern zu halten, daß man sich nicht wundern darf, wenn er ausrief: „Ich fühle mich so wohl wie ein Kind, das am Gängelbande die ersten Schritte thut." Und welches, hören wir fragen, waren die Schriften, die während dieser Periode des Wohllebens und der Sorglosigkeit von ihm ausgingen? Ein Achselzucken diene zur Antwort, denn außer einer komischen Oper: „Das Gärtnermädchen", einem Vorspiel: „Die vier Stufen des menschlichen Alters", einigen Recensionen in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" und wenigen Gelegenheitsgedichten — außer diesen gänzlich unbedeutenden Sachen, die besser gar nicht erwähnt würden, ist nichts anzuführen, womit er binnen sieben Jahren hervorgetreten wäre. Oft hat man es Goethe als Grille ausgelegt, daß er in seinem Arbeitszimmer keine Gemälde, keine Teppiche, keine seidenen Möbel dulden wollte — als ob ein Goethe nicht zu gut gefühlt, daß er einzig und allein durch Festhalten an dieser „Grille" eine dräuende Klippe glücklich umschiffte. Musäus sah sich im Gegentheil beständig mit Gemälden, Teppichen und Polstern umgeben, denn seine Wohnung hatte er im Witthums-Schlößchen.

Sieben Jahre, wie gesagt, weilte er an der Seite der Herzogin-Mutter. Im achten verließ er das Palais, um das Amt eines Pagenhofmeisters mit dem eines Professors am Gymnasium zu vertauschen — ein Wechsel, so sehr einem Fall aus dem Himmel vergleichbar, daß wahrhafter Mannesmuth dazu gehörte, sich gleich in der engen, fast ärmlichen Wohnung am Schweinemarkt (jetzt Herderplatz) zurechtzufinden. Doch zu seiner Ehre sei's gesagt, er fand sich nicht nur in den neuen Verhältnissen, sondern auch in der neuen Stellung mit einer

Digitized by Google

Freudigkeit zurecht, die unsere höchste Achtung verdient. Vielleicht war auch der Liebeshimmel, den ihm seine junge Gattin Juliane Krüger schuf, zu neu und sonnig, um ihn die Polster und Teppiche sonderlich vermissen zu lassen. Warum diese Verwandlung in einen Gymnasiallehrer geschah? Die Antwort darauf erlasse man uns. Wahrscheinlich erfreute sich die Vermählung mit dem „herzigen Julchen" nicht des Beifalls der hohen Frau. Nun ging es Tag für Tag mit dem Buche unterm Arm in die Schule. An Stelle des gestickten Hofkleides war ein brauner Rock mit Hornknöpfen, an Stelle des Chapeau-bas eine Mütze getreten, unter deren umfangreichem Schirm jedoch ein so freundliches, stets heiteres Gesicht hervorlugte, daß ganz Weimar den Professor lieb gewann. Der Kampf um des Lebens Nothdurft begann; jetzt hieß es schreiben und abermals schreiben die Nächte hindurch, denn die Besoldung, welche er bezog, reichte gerade nur hin, um nicht direct dabei zu — verhungern. Sollen wir ihn beklagen? Ja und nein. Es fragt sich sehr, ob er uns die „Volksmärchen" geschenkt hätte, wäre er als Pagenhofmeister ins Grab gestiegen. Wahrscheinlich wäre er nie, wenn er im Witthums-Schlößchen geblieben, über Oper und Gelegenheitsgedichte hinausgekommen; so aber spendete er neben viel Unbedeutendem doch den Einen köstlichen, duftenden, immergrünen Zweig: den Märchenschatz.

Alles in Einer Stube: Schreibtisch, Wiege, Kindergeschrei. Da pocht es. Es ist der Küster der Stadtkirche, er bestellt ein Neujahrslied und bringt dafür einen Thaler. Wieder pocht es. Hr. Jakob Elkan, der Hofjude, erscheint und wünscht gegen ein „anständiges Sümmchen" ein „Wort aus dem Herzen bei der Geburt des Erbprinzen". So geht's weiter. Aber die Sorgen müssen sich mehren, statt sich zu mindern, denn Musäus miethet eine theurere Wohnung, um Kostgänger aufzunehmen, meistens junge Livländer. Sechs oder acht Jahre verrauschten so, dann jedoch ward wieder zur Feder gegriffen, und auf Wunsch der Richter'schen Buchhandlung in Altenburg schreibt er vier Bände „Physiognomische Reisen". Selbstverständlich hatte Lavater's „Physiognomik" dieses Werk veranlaßt, aber obwol der Weise aus Zürich nicht ohne Glück darin persiflirt wird, müssen wir doch bekennen, daß Lavater's Schwärmerei eine weit bedeutendere Genialität bekundet als Musäus' Satire. Jener fesselt häufig durch feine Bemerkungen, dieser, dem überdies ein wunderlicher, holzschnittähnlicher, größtentheils ungehobelter Stil anklebt, zeigt auf jeder Seite, daß er einer solchen Aufgabe keineswegs gewachsen sei. Indessen ward ihm dafür so viel Beifall von nah und fern, daß sein Söhnchen am Fenster stehend ausrief: „Da kommt wieder einer, der den Papa loben will!" Mit diesem Werke hatte sich Musäus auch in Weimar eine angesehene

Digitized by Google

Stellung erobert. Wieland, Goethe, Schiller in Jena, Herder ꝛc., die ihn bisher wenig beachtet, hielten ihn von jetzt an ihrer Freundschaft werth. Anna Amalia lud ihn als Mitspieler nach dem ettersburger Liebhabertheater, wo er in Goethe's „Jahrmarkt zu Plundersweilern" als Kaiser Ahasverus und im „Médécin malgré lui" als Bauer azirte, auch rief sie ihn zur Aufführung des travestirten „Orpheus" ebendorthin, um, wie sie gegen Einsiedel geäußert, auch einmal vor ihm zu spielen, da er so oft vor ihr gespielt habe. Die durchlauchtige Frau hatte ihm also ihre Gnade keineswegs entzogen, wie man wol muthmaßen möchte, und daher nimmt es um so mehr wunder, daß sie nicht bestrebt gewesen, den oftmals Bedrängten zu unterstützen, die Last auf den Schultern ihres frühern Schützlings zu erleichtern; denn war auch das weimarer Ländchen nicht reich, so fehlte es doch nie an Geld für Theater, Parkbeleuchtung und Mummenschanz, und obwol Musäus nie klagte, sondern stets die Miene des Zufriedenen zur Schau trug, so durfte doch von dem scharfen Auge einer Amalia erwartet werden, daß es ihm bis auf den Grund zu blicken vermocht hätte.

Fortan erhellte ein wenig mehr Sonnenschein das Stübchen der Lehrerfamilie. Die „Physiognomischen Reisen" hatten den Namen des Verfassers weit hinaus getragen, und mehrere Buchhändler, die statt der zwei nun drei Laubthaler für den Bogen zu zahlen versprachen, erfreuten ihn mit Aufträgen. Rasch folgten „Die Straußfedern", denen sich „Freund Hein's Erscheinungen in Holbein's Manier" anschlossen. Letzteres Buch läßt sich stellenweise heute noch mit Vergnügen lesen. In engem Rahmen sind Skizzen und Balladen enthalten, die im Gegensatz zu Musäus' frühern Schriften knapp und klar entworfen und in einem Stil verfaßt sind, der nichts mehr von der wunderlichen, ungehobelten Holzschnittmanier an sich trägt. Die Idee, welche den Verfasser beseelte, mag damals originell gewesen sein. Ein alter Todtengräber nämlich, Namens Friede, traf in jeder Mitternachtsstunde mit dem Tode, einem würdigen Greise, auf dem Kirchhof zusammen, und ließ sich von ihm die Schicksale der zu ihren Füßen Ruhenden erzählen. Nach Hause zurückgekehrt, trug Friede das Gehörte in seinen Kalender ein, und so sind „Hein's Erscheinungen" auf uns gekommen. Fürwahr, ein gesundes, lehrreiches Buch, das, im Auszug aufs neue herausgegeben, ob seines moralischen Gehalts vorzugsweise unsere Jugend mehr anmuthen würde als die dutzendweise für sie geschriebenen saft- und kraftlosen Geschichten. Für den Bogen 3 Thlr.! Jetzt konnte der genügsame Musäus, seiner Meinung nach, einen ungeheuern Sprung thun. Und richtig, er griff zum Sprungstab, er miethete über der Ilm einen kleinen Garten und erbaute mit eigener Hand eine Hütte, groß genug, einen Tisch und ein paar Stühle zu fassen. Welcher

Digitized by Google

König hätte sich in seinem Reiche glücklicher gefühlt als Musäus auf diesem Stückchen Erde! Jede Freistunde, fast den größten Theil jeder Sommernacht brachte er hier rastlos arbeitend zu, und kehrte er dann heim, raufte er erst noch ein paar Dutzend Radieschen aus, die frugale Mahlzeit des kommenden Tags damit zu würzen. O hättet ihr ihn sehen können, wenn er hinauswanderte in sein „Elysium"! Nach dem Bericht eines Augenzeugen muß das ein gar sonderbarer Anblick gewesen sein. Den Rock über den Arm gehängt, die Weste aufgeknöpft, den Stock in der Linken und den großen rothen Regenschirm in der Rechten, der ihm zur Vertheidigung sowol gegen Gott Pluvius wie gegen Gott Boreas diente — so schritt er zum Thore hinaus, unbekümmert um die ihm Begegnenden. Allein die Weimaraner kannten den guten lieben Professor genügend und wunderten sich nicht mehr; ob aber die Gothaer, Koburger und Apoldaer über solch einen Aufzug nicht verwunderte Gesichter geschnitten haben, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Nach einer langwierigen Krankheit nämlich mußte Musäus auf des Arztes Drängen einstweilen die Feder beiseite legen, um sich durch größere Ausflüge wieder erholen zu können. Da wanderte er denn zu Fuß bald nach Gotha und Koburg, bald nach Apolda, aber immer in dem nämlichen Aufzuge; und einmal zog er, wie August von Kotzebue mittheilt, wieder in Weimar ein, mit einem Steckenpferde an seinen Rock gebunden, das er für sein zweites Söhnchen in Gotha gekauft hatte. Man kannte seine kleinen Eigenheiten, man lächelte darüber, und liebte ihn drum nicht minder.

Einst soll er im Walde zwei Kinder, die sich Märchen erzählten, belauscht haben. Dann ist er aus dem Versteck hervorgetreten, hat sich neben den Kindern niedergelassen, ihnen einen Dreier geschenkt und um Fortsetzung ihrer Erzählungen gebeten. So soll die erste Idee zu den „Volksmärchen der Deutschen" in ihm entstanden sein, und flugs ans Werk zu gehen, dazu schien die Zeit ihm ganz besonders günstig. „Die Feerehen", schreibt er einer Freundin, „scheinen wieder recht in Schwung zu kommen; Rector Voß und Amtmann Bürger vermodernisiren die «Tausendundeine Nacht» um die Wette, selbst die Feenmärchen sind in Jena das Jahr wieder im Nürnberg'schen Verlag von neuem gedruckt worden. Ich will mich an die Rotte anhängen, und lasse von meiner Drehscheibe jetzt ein Machwerk dieser Art ablaufen. Ich sammle dazu die trivialsten Ammenmärchen, die ich aufstutze und noch zehnmal wunderbarer mache, als sie ursprünglich sind, davon hofft nun meine liebe Frau, daß es ein ganz lucrativer Artikel werden soll." Nun entstand eine förmliche Revolution unter allen alten Weibern von Weimar. Sie hauptsächlich hatte Musäus zu seinem Zwecke ausersehen. O welche Ehre für die greisen Mütterchen, den Herrn Professor abends

Digitized by Google

besuchen und ganz ungenirt die Spinnräder mitbringen zu dürfen! Da ward ein Kreis geschlossen, und Musäus setzte sich in die Mitte; damit die Zungen geschmeidig blieben, ward ein Schälchen Kaffee credenzt, und dann begann das Vorplaudern unter Begleitung der schnurrenden Räder. Ganz Ohr war der Professor. Wenn der Redefluß stockte und die alten Köpfe tiefer und tiefer sanken, was regelmäßig in der neunten Stunde geschah, dann überließ Musäus seine Freundinnen getrost Morpheus' Armen; er aber eilte noch an den Schreibtisch und schrieb bis zum dämmernden Morgen das Gehörte nieder. Dieses Verfahren machte kein geringes Aufsehen in der Stadt. Besonders interessirten sich Anna Amalia und Goethe dafür; ja letzterer trieb einen schnauzbärtigen pensionirten Tambour, namens Rümpler (?), auf, dessen Bekanntschaft er in Ilmenau gemacht hatte. Bald wurden die Weiber zum Tempel hinausgejagt und statt ihrer setzte sich der Tambour, den Goethe verschrieben, hinter den Ofen. Der war erst der Rechte! Der erzählte Historien, wovon keins der Weiber eine Ahnung gehabt; und ohne Uebertreibung konnte Musäus schreiben: „Sie glauben nicht, wie ich meinen sakramentschen Kerl, meinen Ilmenauer, lieb habe." Im Jahre 1782 erschien zu Gotha der erste Theil der „Volksmärchen", dem rasch weitere vier Bände folgten. Ein allgemeiner Jubel brach los. Die Lesewelt fühlte, daß des Verfassers Quelle unmittelbar aus dem Herzen des Volks gesprudelt, daß er ohne sonderliche Zuthaten dargeboten, was der Volksmund ihm vorgeplaudert. Massenhaft liefen Dankbriefe, Glückwünsche, auch kleine Geschenke ein; jedes der Journale reichte dem Dichter den Kranz; Nachdrücke, gegen welche es damals entweder gar keinen Schutz oder nur sehr lästige Privilegien gab, blieben nicht aus; und irren wir nicht, erschien noch zu Musäus' Lebzeiten eine englische Uebersetzung. Aus seinem Nachlaß gab ein Hr. Fülleborn den sechsten Band heraus, und später veranstaltete Wieland eine Gesammtausgabe in fünf Bänden. Seitdem sind zwar bis auf den heutigen Tag Taschen- und Prachtausgaben mit Holzschnitten erschienen, aber zumal unsere Jugend sollte es sich doch angelegen sein lassen, weit öfter nach diesem Schatz zu greifen, als es in Wahrheit geschieht. Musäus' Gabe kann dreist an der Seite von Grimm's und Bechstein's Märchen in die Schranken treten und überragt z. B. des Dänen Andersen Märchen bei weitem. Andersen gefällt sich zu sehr in Künsteleien, affectirten Ideen, Wendungen und Reflexionen, die oft bei den Haaren herbeigezogen sind; man merkt gleich anfangs, wo er hinauswill, und wird verstimmt. Musäus hingegen, obwol er zuweilen eine gesuchte, durchaus nicht dahin gehörende Anspielung unterlaufen läßt, wirkt doch gerade durch seine aufrichtige Naivetät und ungezwungene Schlichtheit in der Darstellung so bedeutend. Wir kennen

Digitized by Google

z. B. kein schöneres Märchen wie „Liebestreue". Treffender als hierin geschehen können die Wandlungen, deren ein Frauenherz fähig ist, nicht aufgedeckt werden; von dem Gelübde an, welches Gräfin Jutta ihrem Gemahl leistet, bis zu ihrer Hochzeit mit dem schönen Pagen Irwin — wie vorzüglich ist das alles geschildert und dargestellt, alles lebt, ist greifbar. Und was die gebundene Rede betrifft, welche hier und da sich eingestreut findet, so hat Musäus auch darin, im Vergleich zu seinen frühern Versen, einen Riesensprung gethan; man höre nur die Seufzer, die Gräfin Jutta dem in den Kampf gezogenen Pagen nachsendet:

Ach Irwin Augentrost,
Ach Irwin Herzgespiel,
Ach Irwin Löschebrand,
Wie lange weilest du
Im Waffenfelde?
Die Rose blühet dir,
Die Traube glühet dir,
Winkt zum Genuß!
Du Lüftchen, das so sanft
Um meinen Busen spielt,
Eil' meinem Ritter nach,
Und weh' in sein bepanzert Herz
Den Duft von meiner Zärtlichkeit,
Daß er des Kampfs vergißt
Und nach dem Siege ringt,
Den Liebestreue krönt.

Auch „Melechsala", die bekannte Sage vom Grafen Ernst zu Gleichen und seinen zwei Frauen enthaltend, ist schwungvoll geschrieben und mit feiner Satire durchwebt. Schließlich wird des berühmten dreischläfrigen Bettes Erwähnung gethan und daran die Bemerkung geknüpft: „Ein Span davon, statt des Blankscheits in dem Schnürleibe getragen, soll die Kraft haben, alle Regungen von Eifersucht in dem weiblichen Herzen zu zerstören." „Die Entführung" hinterläßt den Eindruck, als habe sie der Erzähler in einem Anflug von Unzufriedenheit am Schluß übers Knie gebrochen, denn so sehr er uns anfangs für den Geistertumult im Schlosse Lauenstein zu interessiren weiß, so spärlich wird diesem überirdischen Einfluß schließlich Rechnung getragen. Dagegen finden sich in „Dämon-Amor" — „Stumme Liebe" — „Libussa" ꝛc. wieder alle obengenannten Vorzüge. Es muß den schärfern Beobachter ein Staunen ergreifen, wenn er diese „Volksmärchen" mit Musäus' frühern Schriften vergleicht. Auch diese Märchen entstanden ja keineswegs in der Absicht, der Kunst einen Tribut zu zollen — unser Freund schreibt ja: „Davon hofft nun meine liebe Frau, daß

Digitized by Google

es ein ganz lucrativer Artikel werden soll"; und doch, doch hat er sich damit gegen Willen und Erwartung zu einer Höhe emporgeschwungen, die seinen Namen weiter trägt von Geschlecht zu Geschlecht. Ob der Himmel auf diese Weise einen langjährigen, ohne jedes Murren, stets mit einem Lächeln auf der Lippe geführten Kampf mit Noth und Sorge belohnen, ob er den Lebensabend unsers Dichters vergolden wollte? Er fühlte schon jetzt, daß Freund Hein ihm bald seine Aufwartung machen, daß diese Märchen sein Schwanenlied sein würden. Dank ihm für diesen köstlichen, duftenden, immergrünen Zweig! Der ist so fest an den Baum Musäus gewachsen, daß kein Sturm ihn zu brechen vermag! Ein gewisser Literarhistoriker — sein Name ist uns entfallen — will jede „zweideutige, unanständige Stelle" ausgemerzt wissen; wir müssen jedoch bekennen, trotz eifrigen Suchens nichts dergleichen darin gefunden zu haben. Oder hält der weise Herr vielleicht ganz allgemein gehaltene rein menschliche Fragen und Aussprüche für „zweideutig und unanständig"? Wehe der Jugend, die über Musäus' Märchen erröthet!

Und auch der gehoffte pecuniäre Gewinn war ein solcher, daß unser Freund jetzt zur Ausführung einer Lieblingsidee, einen eigenen Garten zu besitzen, schreiten konnte. Von dem Honorar des ersten Theils hatte seine Frau bereits 50 Thlr. in Sicherheit gebracht und ausgeliehen — und später konnte er der Freundin schreiben: „Es ist seit einiger Zeit eine solche lebhafte Idee des Vergnügens, ein Eigenthum zu acquiriren, bei mir und meiner lieben Frau entstanden, daß diese, so sehr sie sonst die Kapitale liebt, entschlossen ist, meinen sämmtlichen Schriftstellererwerb anzuwenden, um ein Grundstück zu acquiriren, und zwar nur ein leeres, wüstes, aber sehr romantisches Plätzchen, das wir erstlich anpflanzen und bebauen wollen, nicht nur Gemüse darauf zu ziehen, sondern es mit viel hundert blühenden Blumen und Sträuchern zu bepflanzen, und ein kleines Feenschloß hineinzusetzen, das allenfalls zu einem Aufenthalt im Sommer dienen könnte, auch daselbst zu übernachten. Die ganze Anlage ist so gemacht, daß die Kosten mit 300 Thlrn., bestritten werden können." Dieses Plätzchen, nahe der Altenburg gelegen, ward also wirklich gekauft, ein kleiner Garten hergestellt und ein niedliches Haus gebaut, welches Anna Amalia mit Möbeln versorgte. Die hohe Frau, Goethe, Wieland und Herder sprachen zuweilen hier ein und dem sich krank fühlenden Dichter Muth zu. Aber trotzdem vernahm er die nahenden Schritte seines Freundes Hein. Er klagte auch jetzt nicht. Mit bewundernswerther Ruhe empfing er aus Herder's Händen das Abendmahl und sagte, daß er es zum letzten mal nehme; dann ordnete er sein Haus und schlief in Frieden hinüber. Das war im Jahre 1787. Freundeshand bestattete ihn auf dem Jakobskirchhof und

Digitized by Google

setzte zu Häupten des Hügels einen Stein mit einem Medaillon und der Inschrift: „Dem verewigten Johann Karl Musäus."

Es darf uns wahrlich nicht wundernehmen, daß er in die Gruft gesenkt ward, bevor sein Haar ergraut. „Wann er den lieben langen Tag seine mühselige Berufsarbeit vollbracht hatte, so setzte er sich des Abends nach dem Essen an seinen Schreibtisch, dichtete bis um 2 Uhr des Morgens, und rauchte Taback, und trank kalten Kaffee dabei." So berichtet Kotzebue, sein Freund und Zögling, der auch der Herausgeber seiner „Nachgelassenen Schriften" (Leipzig 1791) ist. Dadurch ward dem Namen Musäus indeß keine Ehre angethan, ja wir möchten behaupten, daß derjenige, dem dieser Nachlaß in die Hand fällt, ohne daß er von den übrigen Werken unsers Dichters Kenntniß besitzt, einen traurigen Begriff von dem Autor bekommen muß. Aus allen Ecken zusammengesuchte Papierschnitzel, auf Bestellung gearbeitete Gelegenheitsgedichte, gutgemeinte Verse an Julchen, vertrauliche Briefe ꝛc. füllen diesen Band, dem allerdings auch eine werthvolle Gabe beigefügt ist: Herder's Gedächtnißrede auf Musäus. Es thut schon um Herder's willen wohl, diese Rede zu lesen. Man fühlt ihm die Wehmuth nach, die ihn ergriffen, man fühlt es, daß er, bevor er ins Gymnasium ging, um dort den Schatten des todten Lehrers vor dessen Schülern vorüberziehen zu lassen, erst zu Hause so manches abgestreift hat, wovon er nun einmal nicht freizusprechen ist: die Bitterkeit, welche besonders die Frauen der großen Weimaraner zu nähren wußten, und eine gewisse stereotype Bekrittelung, die ihm trotz seiner zahlreichsten vorzüglichen Eigenschaften bis ans Ende seiner Tage anhaftete. Ist es nicht, als hörten wir sein sonores Organ, als blickten wir in seine klaren Augen, in denen eine Thräne der Wehmuth zittert, wenn wir unter anderm lesen: „Er ist todt, unser verdienter guter Professor Musäus. Er, dem jeder Mann und jedes Kind den Namen des Guten gern gibt und geben wird, wenn er an ihn gedenkt. Nie habe ich ein Wort von seinen Lippen gehört zum Nachtheil eines andern Menschen; vielmehr legte er die Fehler anderer zum Besten aus, und suchte zu entschuldigen, was er entschuldigen konnte. Er war gefällig und gesellig, ohne daß er je seiner Pflicht abbrach; vielmehr trug er die schwere Bürde seines mühsamen Lebens mit Heiterkeit, Gleichmuth, Fröhlichkeit, Scherz und guter Laune. Er seufzte nicht, er murrte nicht; zufrieden mit der Gegenwart, wenn sie ihm auch hart und drückend war, hoffte er eine leichtere Zukunft und arbeitete ihr froh entgegen. Du hattest keinen Feind in deinem Leben, weil du ihn nicht verdientest, du wirst ihn auch nicht nach deinem Tode haben; vielmehr wird die Fröhlichkeit deines Geistes auch in deinen Schriften zur Ehre deines Namens noch fortleben. Wir alle müssen früher oder später den

Digitized by Google

Gang gehen, den unser Freund und Mitbruder gegangen ist; lasset uns sterben, daß man uns bedauere, wie wir diesen Mann bedauern, der an Einfalt des Charakters und an Güte des Herzens ein Kind, an unverdrossenem Fleiß und an Liebe zum gemeinen Besten ein Mann, ein redlicher Mann war. Sanft ruhe seine Asche!" Und diese Worte eines Herder sind sicher der würdigste Schluß, den wir unserm Versuch, ein Bild von Musäus' Leben und Schaffen zu bieten, geben können. Ja, er steht fest in unserer Literatur, der Baum Musäus, denn seine Märchen wurzeln tief im Herzen des deutschen Volks.

Der Antlaßritt im Brixenthale.

Von

Wilhelm Mair.

Eine schöne Zeit war's, als wir, ein kleines Häuflein fröhlicher Studenten, zum Ziele unserer Herbstferienwanderung Tirol erwählten und nach jenen stillen Thälern trachteten, deren schneebedeckte mächtige Firnen weit hinausleuchten über die oberbairische Hochebene und oft schon in der Hauptstadt unsere bis dahin nie befriedigte Sehnsucht erweckt hatten. An einem köstlichen Herbstmorgen schritten wir durch den Kufsteinerwald das Innthal hinauf, die alte Fahrstraße entlang, mit ihren reizenden Ausblicken auf den in der Tiefe ruhig dahinziehenden Strom, auf die Langkampfnerau und den Angerberg, und dann durch das idyllische Kirchbüchel. Hier traten wir auf den ebenen Grund von Wörgl hinaus, wo uns links das Grattenbergl zunächst lag, in unserm Notizbüchlein angemerkt als Schauplatz jenes Treffens vom 13. Mai 1809, das Peter von Heß in dem Bilde Nr. 6 im Schlachtensaale der königlichen Residenz zu München veranschaulicht hat. Den baumlosen Rücken des Hügels krönt eine jener im Innthale so häufigen Kapellen, die meist auf reizenden Standorten erbaut sind. Aber nicht lange beschäftigte uns die historische Reminiscenz, mehr fesselte uns die Aussicht in das südöstlich gelegene Seitenthal, aus dessen sonnigen Gründen die Glockenform der Hohen Salve majestätisch in den klaren Aether emporstieg. Es überkam uns eine Ahnung von der herrlichen Berglandschaft, die sich dort nach beiden Richtungen bis an die Grenzpässe Paßthurn und Paßstrub hin ausbreitet. Erst nach langen Jahren war es mir vergönnt, jene damals so sehnsüchtig aus der Ferne betrachteten Regionen zu betreten. Aber ich habe, angezogen von ihrer Lieblichkeit, das Versäumte nachgeholt, wozu mir die öftere Ersteigung der Hohen Salve reichlich Gelegenheit bot. Die Besucher derselben

Digitized by Google

kennen den schönen Weg, an der Wörglerachen aufwärts, vorüber an der stillen Kneipe von Binnersdorf und der romantischen Schloßruine von Itter bis zu dem kleinen Marktflecken Hopfgarten, dessen unansehnliche Häuser und Gassen sich dicht an den Fuß der Hohen Salve herandrängen. Der Weg auf die Bergspitze, in welchen der über Itter führende einmündet, ist jetzt gut gebahnt; aus dem Brixenthale herauf hat in neuester Zeit der Wirth Wolfgang Mayr von Brixen einen Reitweg herstellen lassen; weniger bequem zu steigen, aber darum nicht minder schön ist der Weg, der aus dem Selbland auf den Salvenberg führt. Durch die Schlucht des Kampfangerbachs, in der die stattliche Kapelle Maria Rast steht, steigt man steil aufwärts zum Ramsenbauern, um über Salvenmoos und die beiden Albel (vier große Hütten für das Alpenvieh) auf die Höhe des Bergs zu gelangen.

Am 17. September vor fünf Jahren traf dort oben gegen Mittag unvermuthet eine fröhliche Gesellschaft zusammen. Robert von Schlagintweit, ein junger Arzt, ein noch jüngerer Chemiker, beide aus Marburg, und ein Professor aus Werthheim a. M. mit zwei sehr hübschen Töchtern, waren nach und nach von den aus Achenthal und über Brandenberg hereindräuenden Gewitterwolken zu uns auf die Höhe gejagt worden; zuletzt gesellte sich noch ein Dr. Schwarzenberger aus Königsberg dazu. Wir genossen das seltene Schauspiel eines tiefer ziehenden Gewitters mit seiner prachtvollen Beleuchtung und Wolkenbildung, und nach einem erfrischenden Gewitterregen einen heitern Abend. Das Brixenthal mit der stolzen Kirche des Orts lag reizend zu unsern Füßen; das Interesse wuchs, als wir aus kundigem Munde von der hier gebräuchlichen Feier des Fronleichnamsfestes berichten hörten. Den Münchnern ist der große Antlaß und seine Fronleichnamsfeier allerdings bekannt genug, und wer Spindler's Romane gelesen, erinnert sich vielleicht seiner Schilderung derselben; aber ein Antlaßritt, der, an den Schwedenkrieg erinnernd, seit mehr als einem Jahrhundert in getreuer Uebung bestehe, war uns neu, und einige aus der Gesellschaft wollten den Ernst der Sache nicht recht gelten lassen.

Zwei Jahre später machte ich mich mit einem innsbrucker Freunde zur rechten Zeit auf den Weg in das freundliche Brixenthal, und diesmal ward ich Augenzeuge des schönen Gebrauchs, welcher dort der Antlaßritt genannt wird. Wir trafen frühzeitig in Hopfgarten ein. Reges Leben herrschte bereits in den engen mit jungen Birken verzierten Gassen; die von allen Seiten zuströmenden Kirchgänger erhöhten die festliche Stimmung und sämmtliche Wirthshäuser waren von ihnen angefüllt, sodaß wir in den beschränkten Räumen des unserigen kaum noch Platz fanden. Doch beim Beginn des Hochamts entleerten sich die Stuben. Wir unterhielten uns noch geraume Zeit mit der liebenswürdigen Tochter

Digitized by Google

des Besitzers der hörbrunner Glasfabrik, der mit seiner Familie gleichfalls zur Kirche gekommen war. Die schöne Fanny, ein frisches, lebhaftes Naturkind, versetzte unsere ohnehin schon erwärmten Gemüther in eine Art poetischer Wallung. Unter den die Kirchenfeierlichkeit begleitenden Böllerschüssen fuhren wir sodann in die stille Haselau hinein, wo kühler Waldgrund und enge Schluchten mit prächtigen Wasserstürzen uns aufnahmen. An ihrem Ende öffneten sich die zwei Seitenthäler, die nach der Gerlos und ins Pinzgau hinüberweisen, und wo jenseit der Thalsohle am Fuße des Fleidringer Kogels das Dorf Westendorf liegt, beginnt das schöne Thal von Brixen. Es ist der Schauplatz des feierlichen Umritts, dieses religiösen Schauspiels, zu dem die Bauernschaft dreier Gemeinden sich vereinigt. Die Scenerie kann nicht reizender gedacht werden. Wenn man die schöne doppelthürmige Kirche von Brixen hinter sich hat, auf dem Wege nach Kirchberg, befindet man sich mitten im Thale. Dasselbe ist breit genug, daß unser Auge auf gedehnten blumigen Matten ruhen kann; umschlossen ist es vom Salvenberg, nordöstlich vom Wilden Kaiser, vor uns steigt das herrliche grüne Kitzbühlerhorn in die Höhe und südwestlich starrt die Felspyramide des hohen Rettensteins in die heitere blaue Luft. Welch eine Landschaft bei einem sonnigen Tage, wie der unserige war! In Kirchberg, eine kleine Gehstunde von Brixen und ebenso weit von Kitzbühel entfernt, am Eingange des schmalen Spertenthalgrundes, den der genannte Rettenstein malerisch schließt, machten wir halt. Das gute Wirthshaus gleich am Eingange des Dorfs hat geräumige Gelasse, und die langen Tafeln im obern Stock stellten zahlreichen Besuch in Aussicht, der denn auch nicht lange auf sich warten ließ. Ein- und Zweispänner von gar verschiedener Bauart und Eleganz rollten heran, besonders viel Weibervolk herbeibringend; die zierliche Landestracht umschloß mitunter sehr schöne Formen, und unter den schmucken Hüten dunkelten blaue Augen, denen man es ansah, wie gläubig sie einem Liebeswunder entgegenharrten. Da sahen wir auch die vielbelobte Frau Tiefenbrunnerin wieder, und empfahlen uns für freundliche Nachtherberge. Ihre muntern Augen grüßten uns als alte Bekannte, und wir plauderten eine Weile, nicht vergessend, ihr stattliches Aussehen zu berühmen sowie das seidene Gewand und das breite, vielfaltige violetseidene Schurztuch. Auch die Familie von Hörbrunn war angekommen, und unter fröhlichen Scherzreden füllten sich die langen Tafeln; selbst der Herr Dechant und sein Begleiter bewegten sich, zwar im Gefühl ihrer Würde, aber mit sichtlicher Unbefangenheit in dem geselligen Kreise.

Ich war inzwischen, durch die Wagenburg im Hofraume mich durcharbeitend, bis in den Pferdestall gekommen, wo ein stattlicher Brauner des Wirths eben gesattelt und aufgezäumt wurde, um einen der geist-

Digitized by Google

lichen Herren zu tragen. Das altmodische aber reiche Riemenzeug des Kopfgestells war mit karmoisinrothem Sammt aufgesteppt, oben zu beiden Seiten mit frischen Blumenbüscheln geschmückt, auch die Schweifwurzel mit einem hellfarbigen Band umschlungen und mit Blumen verziert. Es war 2 Uhr nachmittags herangekommen, als uns die Böllerschüsse in Brixen und das Geläute der Kirchenglocken, das auch in Kirchberg während der ganzen Feierlichkeit ununterbrochen andauerte, verkündeten, die berittene Procession habe sich in Bewegung gesetzt. Ich hatte mir aus Staffler's verdienstvoller Beschreibung von Tirol und Vorarlberg das Folgende darüber notirt: „Eine halbe Stunde östlich von Kirchberg der Weiler Klausen; an der Kapelle eine Tafel, die Vertreibung der Schweden im Jahre 1648 darstellend, die von Kitzbühel her ins Brixenthal einfallen wollten, mit der Inschrift:

Bis hieher und nicht weiter
Kamen die schwedischen Reiter.

Zur Erinnerung daran setzen sich am Frouleichnamstag die Bauern aus den Gemeinden Kirchberg, Brixen und Westendorf zu Pferde, angezogen im Costüm der alten Thalsitte, und versammeln sich im Hofraume des Pfarrhauses zu Brixen, ungefähr 160 Mann stark. Daß dabei Fahnen und ländliche Musik nicht fehlen, versteht sich von selbst. Von hier ziehen sie paarweise, der Pfarrer von Brixen im priesterlichen Ornate mit dem Sanctissimum ebenfalls zu Pferd und die Vicare von Kirchberg und Westerndorf neben ihm, langsam und in würdiger Haltung zur Kapelle am Klausenbach. Dort werden die vier Evangelien gesungen und die feierliche Benediction ertheilt, worauf sich der Zug in gleicher Ordnung zurückbewegt. Seit undenklicher Zeit der Antlaßritt."

Unsere Gäste hatten sich zum größten Theil auf die Straße begeben und bildeten vor dem Wirthshause mit den Bewohnern des Dorfs weit in dasselbe hinein Spalier. Als der Zug in die Flur von Kirchberg einritt, krachten am Fuß des Gaisbergs die Böller. Das Volk warf sich auf die Knie. Da ritten sie heran, an der Spitze die große, schöne, grüne tiroler Fahne mit dem Bildniß der Heiligen Jungfrau und dem Jesuskinde, meistens jüngere Männer, paarweise, alle das Haupt entblößt und laut betend. In der Mitte des Zugs acht Trompeter, ihnen folgten zwei weitere Fahnenträger, dann vier Ministranten mit Stangenlaternen in kirchlichem Gewande wie die drei ihnen folgenden geistlichen Herren; zwischen den beiden Vicaren der Pfarrer von Brixen, die in eine silberne Kapsel eingeschlossene heilige Hostie gleich einem auf die Brust herabhängenden Ordenskreuze um den Hals tragend; dann wieder paarweise die betenden Bauern. Es mochten an zweihundert Reiter sein, alle in Strümpfen und Schuhen und jenen kurzen Gebirgshosen, welche die Knie bloß lassen, weshalb die Tiroler

Digitized by Google

von den Franzosen „Ritter de trois visages" genannt wurden. Fast alles Volk zog hinter der Procession mit zur Klausenkapelle hinaus; die Zurückbleibenden, darunter auch wir Fremden, waren in Verlegenheit, wie wir die Stunde bis zur Wiederkunft der Cavalcade ausfüllen sollten. Da gab ein Ortskundiger den Rath, aus den Sonnengluten uns in die kühlen Räume des mitten im Dorfe gelegenen Bierkellers zurückzuziehen, was denn auch sogleich befolgt wurde. Nach und nach kehrten die Fußgängerinnen zurück, und der Schall der Trompeten rief auch uns wieder ins Freie. In derselben würdevollen Haltung und unter lautem Gebet bewegte der lange Zug sich wieder durch das Dorf, und noch lange folgten ihm unsere Augen, bis er sich zuletzt zwischen den grünen Hügeln in der Ferne verlor. Das war der Antlaßritt von Brixen.

Wir aber fuhren bald darauf an der noch vom Weihrauch umwallten Klausenkapelle und dem kleinen Schwarzsee vorüber in das viel tiefer liegende Thal der kitzbühler Achen hinein. Da lag das freundliche Kitzbühl, vielen Touristen noch völlig unbekannt. In seinem ausgezeichneten Tiefenbrunner'schen Gasthaus fanden wir vortreffliche Bewirthung und herrliche Betten; letztere gehören bekanntlich in den tiroler Wirthshäusern zu den Seltenheiten. Auf der damals noch kleinen Terrasse des Hintergebäudes mit seinem prachtvollen Anblick des kitzbühler Horns saßen wir bis spät in die Nacht hinein. Die Kitzbühler sind artige Leute und lassen den Fremden nicht allein bei seinem Wein sitzen. Erst nach Mitternacht suchten wir unser Lager auf; und siehe da, mein gesprächiger Freund ward immer stiller und stiller, sei es, daß die vielen Seidel Rothwein oder daß anderweitige ernste Gedanken ihn beschäftigten; die Lichter erloschen, und ich hörte nichts mehr von ihm als die schon im Halbschlummer gesprochenen Worte:

Bis hieher und nicht weiter
Kamen damals die schwedischen Reiter!

Gedicht

von **J. Herzfelder.**

Mein Beruf.

Nur Eine Stunde laß mich rasten,
Nur Einen Traum noch gib mir frei!
Dann will ich ringen, will ich fasten
Im Frondienst deiner Tyrannei.
Nur Einmal laß zu seinem Gotte
Das Flammenroß mit glüh'ndem Huf!
Dann mag es ziehn im alten Trotte,
Von dir gezügelt, mein Beruf.

Digitized by Google

Du hast mich herrisch losgerissen
Aus einer traumhaft schönen Welt
Und hast das pochende Gewissen
Zum strengen Wächter mir bestellt.
Wie drängt mich's oft nach jenen Räumen!
Wie eil' ich trunken bis ans Thor!
Da aber hältst du meinen Träumen
Die Pflicht als Schwert des Cherubs vor.

Da draußen rauscht wol manche Quelle,
Die ungehört vorüberzieht;
Manch Vöglein schwirrt um meine Zelle,
Doch singt es unbelauscht sein Lied;
Und dunkle Augen seh' ich flammen,
Die Thränen kenn' ich wohl darin:
Mein armes Lieb mag mich verdammen —
Du willst es so! — Es fahre hin!

Du gibst mir Brot. Dem Mann in Ketten
Reicht auch der Kerkermeister Brot.
Du willst vom Jugendwahn mich retten,
Doch solche Rettung ist mir Tod.
Selbst diese bittersüße Stunde
Hast du mir hämisch nur gewährt,
Daß mich mein eigen Lied verwunde
Wie einen Mann das eig'ne Schwert!

Literatur und Kunst.

Friedrich Pecht's Lessing-Galerie.

Noch zu rechter Zeit, um als willkommenes Weihnachtsgeschenk benutzt zu werden, erschien soeben die erste Lieferung des neuen Prachtwerks: „Lessing-Galerie. Charaktere aus Lessing's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht. Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht. Dreißig Blätter in Stahlstich" (Leipzig, F. A. Brockhaus), das sich würdig an die von derselben Verlagshandlung herausgegebene „Schiller-Galerie" und „Goethe-Galerie" anreiht. Der Gedanke, die Hauptgestalten der Lessing'schen Dramen durch die zeichnenden Künste wiederzugeben und so diese Werke in edelster Weise zu illustriren und zu beleben, ist ein glücklicher. Gerade das Bestimmte, Charakteristische dieser Figuren mußte den Künstler anziehen. Ihre Lebenswahrheit springt jedem ebenso gewiß ins Auge als der Schwung und die Idealität der Schiller'schen Helden. Meisterhaft hat Friedrich Pecht in dieser ersten Lieferung seine Aufgabe gelöst; Anmuth und Kraft, Feinheit und Richtigkeit, Eindringen in die Dichtung und geistvolle Wiedergabe des Erkannten vereinigen sich in seinen Zeichnungen. Die erste Lieferung enthält Lessing,

Digitized by Google

Eva König, Nathan, Sara Sampson, Sittah. Zeichnen sich die beiden ersten Köpfe durch Porträttreue, durch jenes gewisse Etwas aus, das uns im Anschauen die unzweifelhafte Gewißheit gibt: so und nicht anders kann der ideale, nicht der vorübergehende Ausdruck dieses Mannes, dieser Frau gewesen sein; so überraschen uns die andern durch die tiefe und wahre Erfassung des Dichters, die sich darin offenbart. Da ist nichts Geklügeltes, geistreich Hineinerfundenes; eng und fest schließt sich der Künstler dem dichterischen Vorwurf an, nur diesen will er zur Geltung bringen: die orientalische Pracht, die fürstliche Hoheit und kühle Verständigkeit Sittah's, die Leidenschaftlichkeit und den elegischen Schmerz Sara's; alles muß ihm zu diesem Zwecke dienen. Wie trefflich stimmt die Kleidung Sara's, dieser vielfaltige Ueberwurf, zu ihrer Lage, wie geschickt ist es, daß der Künstler uns Sittah beim Schachspiele zeigt! Zum Kopfe des Nathan hat Pecht das Porträt des Moses Mendelssohn benutzt, in dem Lessing und die Zeitgenossen das Urbild eines weisen und gerechten Mannes sahen. Geistige Ueberlegenheit und die Ruhe einer edeln Seele prägen sich in der breiten hochgewölbten Stirn aus, klug und milde blickt das Auge; weniger stimmt der allzu dichte und allzu starke Bart zu dem Ganzen. Nathan erhält dadurch einen Zug von dem Propheten, von dem Moses des Michel Angelo, der zu seiner einfachen, verständigen Auffassung der Gottheit nicht in vollster Harmonie steht. Dagegen ist die Stellung, die eine erhobene Hand, während die andere in den Bart greift, vortrefflich gewählt. Nichts erinnert an einen Lehrer, an einen selbstbewußten Philosophen; ein schlichter Mann erzählt ein Märchen, wir merken wol seine tiefe Bedeutung, aber in keinem bestimmten Zuge prägt sie sich aus. Nicht nur ist dies richtig aus dem Charakter der Scene, aus der Stellung Nathan's gegenüber dem mächtigen und unbeschränkten Sultan Saladin herausgefühlt, es entspricht auch auf das glücklichste einer Aeußerung, die man über Mendelssohn gethan hat: er hätte so leicht und so deutlich über das Dasein Gottes wie über ein neues Muster zum Seidenstoff gesprochen. Diesen Eindruck macht der Kopf des Nathan. Der begleitende Text ist von dem Künstler selbst in schlichter und entsprechender Weise, die Hauptmomente der Charaktere hervorhebend, verfaßt. Das ganze Werk soll aus sechs Lieferungen, jede zu fünf Blättern, bestehen. K. F.

Correspondenz.

Aus Neuyork.

Ende October 1865.

ö Unter heftigen Aequinoctialstürmen, welche die Küstenfahrzeuge scharenweise auf den Strand trieben und manches Menschenleben kosteten, hat der Sommer von uns Abschied genommen. Wir gehen allem Anschein nach einem harten Winter entgegen, hart in mehr als Einer Hinsicht. Das Brennmaterial steht schon jetzt so hoch wie in der Mitte des vorigen Winters, alle Preise sind im Steigen begriffen, dazu die Cholera im Anzuge (vor mehrern Tagen wurde ein Fall in Brooklyn berichtet, der die

Digitized by Google

unzweifelhaften Symptome der asiatischen Seuche haben sollte), und in unsern öffentlichen Zuständen wenig anderes vor uns als ein heißer Kampf und vielleicht betrübende Niederlage der guten Sache! Die Dankgebete an den allmächtigen Gott für die Wiederherstellung „des Friedens und der Eintracht", welche unser oberster Magistrat für den ersten Donnerstag im December in der ganzen Union anempfohlen hat, werden daher von vielen Seiten nicht eben sehr warm zum Himmel aufsteigen; vom Süden ist es begreiflicherweise kaum zu verlangen, daß er für die „Segnungen des aufgezwungenen Friedens" besonders dankbar sein solle, und im Norden wollen viele Leute überhaupt noch nicht an den Frieden glauben, vielen andern wollen die Segnungen dieses Friedens nicht recht einleuchten. Er, „der die Herzen und Nieren prüft", wird daher, so vermuthen wir, an dem ausgeschriebenen Nationaldankfeste kein besonderes Wohlgefallen finden. Schon die Proclamation selbst, mit welcher Präsident Andrew Johnson diese Danksagung ausschrieb, ist charakteristisch für den Geist unserer gegenwärtigen Regierung. Sie erinnert uns lebhaft an die schönen ersten Zeiten der Rebellion, wo die Hauptsorge der Regierung sich darum drehte, „die Gefühle der Herren Rebellen nicht zu verletzen". Derselbe Geist hat jene Proclamation dictirt. Wenn wir wirklich Ursache haben, dem Herrn der Welt und dem Regierer der Nationen jetzt schon für irgendetwas zu danken, so ist es die vorderhand wenigstens thatsächliche Befreiung der Union von der Sklaverei, denn diese ist zur Zeit so ziemlich die einzige Errungenschaft unsers mühsamen und kostspieligen Siegs. Man sollte es nun kaum für möglich halten, daß der Präsident der Vereinigten Staaten in der Ausschreibung eines National-Danksagungstags umhin gekonnt habe, diese Veranlassung besonders und mit Nachdruck zu erwähnen. Aber man hat dies in Washington doch zu Stande gebracht. Der „gehässigen Abolition der gehässigen Sklaverei" mit directen Worten zu gedenken, wäre sehr unzart gewesen, hätte die Gefühle unserer „verföhnten Brüder" im Süden verletzt; ganz übergangen konnte der Cardinalpunkt aber auch nicht werden, man half sich also mit einem diplomatischen Euphemismus (wir besitzen ja in Hrn. William H. Seward einen Diplomaten, der morgen in die Kanzlei des Fürsten Gortschakow eintreten könnte!): das Volk wird aufgefordert, sich beim Herrgott zu bedanken für die Segnungen des Friedens, der Eintracht und der Harmonie „mit einer großen Erweiterung der bürgerlichen Freiheit". In dieser zarten Andeutung einer fatalen „häuslichen Einrichtung im Süden", die uns einige Menschen und etwas Geld kostete und dann mit Ach und Krach auf dem Papier beseitigt wurde, haben Sie den Geist der gegenwärtigen Administration in nuce. Die stolze Dampffregatte der größten Republik wird bald aus den Ausbesserungdocks wieder auslaufen, von neuem vollbemannt, mit vollständigen Segeln, und die eine schadhaft gewesene Maschine mit amerikanischer Eilfertigkeit reparirt. Aber wir mistrauen der Solidität dieser Reparatur, sie kommt uns vor wie Flickwerk, und der Wind, der die Segel schwellt, bläst aus einer verdächtigen Ecke, aus der gewöhnlich Sturm kommt! Ohne Metapher zu reden, wir befinden uns im Stadium völliger Reaction, und, was das Schlimmste dabei ist, das reactive Fieber hat wenigstens drei Viertel des ganzen Volks ergriffen. Die große Unionspartei, die den Krieg durchführte,

Digitized by Google

geht ihrer Auflösung entgegen, das Massenvorurtheil bemächtigt sich wieder des Ruders, und die kleine Fraction der echten festen amerikanischen Patrioten, deren Kern die alte Abolitionspartei vor dem Kriege war, sieht sich von neuem in die Zeit zurückversetzt, wo Charles Sumner zuerst ganz allein, dann mit einem halben Dutzend Unerschrockener um sich herum im Vereinigten Staaten-Senate den Kampf gegen den Erbfeind kämpfte, und erst allmählich durch den unsinnigen, hartnäckigen Widerstand der Sklavenmacht zu einer das Volk mit sich fortreißenden, diesen Widerstand erdrückenden Majorität heranwuchs. Der Sieg des Amendements der Constitution wegen Aufhebung und ewigen Verbots der Sklaverei in den Vereinigten Staaten war der Höhepunkt des Einflusses der alten Abolitionspartei in der Nationalgesetzgebung, er wird gleichzeitig aber auch den Ausgangspunkt der rückläufigen Bewegung bezeichnen, denn die öffentliche Logik scheint vorderhand über die Gewinnung dieser Position nicht hinauszugehen. Auch diese Position ist zwar zur Zeit noch nicht vollständig gesichert, allein es ist wol anzunehmen, daß jenes Constitutionsamendement in kurzem definitiv ein Theil des Unionsgrundgesetzes werden wird. Dasselbe bedarf bekanntlich zu diesem Zwecke der Ratification durch die Legislaturen von drei Vierteln der die Union bildenden Staaten, d. i., wenn man die sämmtlichen Staaten (die rebellirenden wie ausgeschieden betrachtend, nach dem demokratischen Glaubensbekenntnisse) rechnet, von 27 Staaten. Von 23 ist die Ratification bereits erfolgt, die mangelnden 4 hofft man unter den die Wiederaufnahme in den Congreß suchenden Südstaaten zu erlangen. Und dann Hallelujа! dann haben wir die Abschaffung der Sklaverei verbrieft und besiegelt, schwarz auf weiß, auf Papier oder gar auf — Eselshaut; was brauchen wir mehr, um glücklich zu sein? Denn „was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen"! So raisonniren auch die respectabelsten und sonst aufgeklärtesten Organe der Unionspartei, wie die „New-York Evening Post" (die Zeitung des greisen Dichters Cullen Bryant); sie können nicht begreifen, wie man damit nicht zufrieden sein kann, und die natürliche Folge davon ist, daß sie, mit dem Strome der Reaction schwimmend, zu der klarern und fortgeschrittenern Ansicht der Radicalen in Opposition treten, die nicht dulden wollen, daß sich ein Pergament zwischen sie und die wahre Freiheit, das wahre Heil der Union eindränge. Die Opposition der republikanischen Presse gegen die „Radicalen" nimmt bereits einen feindseligen Charakter an, wie wir in diesen Tagen bei Gelegenheit einer Rede Wendell Phillips' in Boston und Neuyork beobachten konnten. Diese Rede des großen Massachusetts-Agitators, der er den Titel „the South victorious" („der Süden siegreich") gegeben hatte, war wenigstens für unsere Empire-City ein Ereigniß, und zwar ein erfreuliches, denn ihre Aufnahme von seiten einer den besten Klassen der Bürgerschaft angehörenden Zuhörerschaft von mehrern Tausenden in dem gefüllten Saale des Cooper-Instituts war enthusiastisch, und der nicht enden wollende Applaus bei den schärfsten Angriffen des Redners auf die Politik des Präsidenten Johnson zeugte dafür, daß die radicalern Ideen in einem wenigstens der Qualität nach sehr achtbaren Theile des Volks Wurzel geschlagen haben. Desto mehr blamirte sich der conservativere Theil der republikanischen Presse, indem z. B. die Kritik der sonst höchst anständigen „Evening Post" sich bis zum

Digitized by Google

wirklichen Schimpfen herabließ. Sie mögen aus diesen Anzeichen schließen, daß wir einer stürmischen Zeit in dem Anfang December zusammentretenden Congresse entgegensehen. Daß die Majorität desselben der allgemeinen Ansteckung der Reaction nicht entgehen wird, ist unschwer vorauszusehen, ebenso, daß die alte Garde der Freiheit sich nicht ergibt und wir somit nur ein neues Stadium des alten Kampfes zu erwarten haben.

Wenn man fragt, wer an dieser reactionären Wendung der Dinge eigentlich Schuld trägt, so muß die Antwort darauf zunächst wol lauten: Andrew Johnson, der Gewählte der republikanischen Partei, den jetzt die Demokraten aller Schattirungen in den Himmel erheben und als den Ihrigen reclamiren. Allein ungerecht würde es bei alledem sein, ihm allein alle Schuld der Reaction aufzubürden, oder den Mann deshalb persönlich verdammen zu wollen. Die Hauptschuld, daß er die von ihm befolgte Richtung einschlagen konnte, trägt nicht er, sondern die Institutionen, welche unter Umständen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten eine Macht einräumen, wie sie sich der Kaiser aller Reußen nicht unbeschränkter wünschen könnte. Der Wille und die Absichten Johnson's sind sicherlich patriotisch, er ist wohl überzeugt, den besten und namentlich den kürzesten Weg zur Wiederherstellung der Union eingeschlagen zu haben; daß ihm die Constitution die Mittel dazu in die Hand gab, und daß seine lebenslangen Ueberzeugungen ihn in eine Richtung zurücktrieben, die den noch immer nicht zu Ende gebrachten Principienkampf aufs neue hinausschiebt, können wir ihm billig nicht zum Vorwurf machen. Wenn bei dieser Gelegenheit die Mängel der Verfassung der Vereinigten Staaten sich handgreiflich herausstellen sollten, so müßten wir uns dieser Wendung der Dinge sogar noch besonders freuen. Aber eine demonstratio ad hominem müßte diese Beweisführung allerdings sein, denn zur Zeit gibt es wol nur erst sehr wenige Amerikaner, die nicht vor der Idee erschrecken, daß der Hauptfehler ihrer Verfassung in der monarchischen Spitze eines Präsidenten liegt. Gegenwärtig gewährt das unbeschränkte Begnadigungsrecht allein dem Präsidenten ein Uebergewicht bei der Gestaltung der nationalen Angelegenheiten, welches selbst durch spätere Handlungen der Nationalgesetzgebung nicht wieder aufgewogen werden kann. Der Schaden, der jetzt durch die präsidentliche Autorität angerichtet wird, ist nahezu für unwiederbringlich zu erklären, und es ist gewiß keine vollkommene demokratische Verfassung, welche einem einzigen Manne, seien dessen Intentionen auch noch so rein und patriotisch, gestattet, der Politik der ganzen Nation auf Jahrzehnte hinaus eine Richtung anzuweisen, der entgegengesetzt, welche sie angenommen haben würde, wenn unter denselben Umständen eine andere Persönlichkeit die Stelle des obersten Magistrats ausgefüllt hätte. Wir stehen im Begriffe, über diese Wahrheit eine empfindliche Lehre zu erhalten, denn wir erwarten selbst vom nächsten Congresse, und zwar in dem unwahrscheinlichen Falle der Nichtzulassung der Congreßmitglieder aus den reconstruirten Staaten, kein wesentliches Unschädlichmachen der vom Präsidenten eingeschlagenen Reconstructionspolitik. Aber die Hoffnung, daß das amerikanische Volk zu der Erkenntniß komme, worin die Hauptquelle des Uebels zu suchen, nämlich in der Constitution selbst, in der demokratischen Verfassung mit einer der Monarchie nachgebildeten Spitze ohne deren strenge Beschränkung auf die

Digitized by Google

reine Executive des Nationalwillens, liegt zur Zeit noch sehr fern. Die „Constitution as it is", ist der Götze der Nation, und Götzen sind nicht so leicht zu stürzen, wie wir auch anderwärts sehen. Der Raum verbietet mir leider, auf die Gründe meiner Befürchtungen für die nächste Zukunft der Union, welche nur eine stürmische sein kann, näher einzugehen. Ich muß mich damit begnügen, hervorzuheben, daß infolge der Politik des Präsidenten die politische Neugestaltung der Südstaaten in den Händen derselben Leute liegt, welche vor 1860 die Union regierten, die Secession und den Krieg veranlaßten, sich nach der Niederlage scheinbar unterwarfen, und jetzt den vom Präsidenten ihnen gewährten Spielraum eifrig benutzen, das verlorene Terrain wiederzugewinnen; daß die Congreßwahlen im Süden zum Theil zu Gunsten der rabiatesten Rebellen ausfallen (in Südcarolina wurde in diesen Tagen der fameſe Cavaleriegeneral Wade Hampton, der selbst Johnston's Capitulation verwarf, beinahe zum Governor gewählt!), daß die vorläufige Zulassung der südlichen Mitglieder in den Händen eines einzigen Unterbeamten des Congresses liegt, des Clerks des Repräsentantenhauses, daß diese also bis zu der vielleicht Monate nachher erfolgenden definitiven Entscheidung Sitz und Stimme erlangen, ihrem verderblichen Einflusse in- und außerhalb der Sitzungen daher Thür und Thor geöffnet ist, daß unter diesen Umständen die Gestaltung der Parteien im Congresse selbst noch durchaus ungewiß, und nur so viel gewiß ist, daß wir einer Periode stürmischer parlamentarischer Kämpfe entgegengehen, deren Ausgang bei dem wandelbaren Charakter des demokratischen Ungeheuers Volk nicht zu ermessen ist, manches wieder in Frage stellen und unsere Entwickelung um ein Jahrzehnt zurückwerfen, oder im besten Falle wenigstens aufhalten kann. Sollte ich in dieser Hinsicht zu schwarz sehen, so werde ich nicht der letzte sein, diesen Irrthum offen zu bekennen und mich seiner zu freuen. Uebrigens sollten wir Bewohner der Neuen Welt uns mit dem Beispiele der Alten trösten, in welcher die Rückschläge weit heftiger und dauernder gewesen sind; wir sollten daraus lernen, wie solche überhaupt zu den nothwendigen Elementen jeder fortschrittlichen Entwickelung gehören. Die jetzige Aufgabe der nordamerikanischen Republik ist eine ungeheuere: die Verschmelzung widerstrebender Rassen und Nationalitäten zur Darstellung eines einheitlichen, harmonischen, freien Gemeinwesens, zur Bewahrheitung des Satzes in unserer Unabhängigkeitserklärung, daß alle Menschen von Natur gleich sind, d. h. mit den gleichen Ansprüchen auf Freiheit und Glück geboren. Wenn wir sehen, wie die alten Culturstaaten Europas, ohne den ungeheuern Gegensatz entgegenstehender Rassen, in der Lösung einer ähnlichen Aufgabe nur äußerst langsam und unter fortwährenden Rückschlägen vorschreiten, so müssen wir selbst auf diesem Gebiete Nordamerika am Ende noch den Ruhm dampfschneller Entwickelung einräumen.

Das größte Interesse hat hier der Tod des Lords Palmerston, dieses alten Hemmschuhs für die Reformbewegung der englischen Nation, erweckt; man erwartet unter den Folgen desselben über kurz oder lang das ans Ruder Gelangen eines liberalern Regiments in England und damit auch die Ausgleichung der zwischen diesem und den Vereinigten Staaten noch obschwebenden Differenzen. Verwunderlich war uns die Besorgniß eines Bruchs mit den Vereinigten Staaten, welche noch immer ab und zu in

Digitized by Google

Frankreich auftaucht. Sie ist völlig unbegründet. Die Tendenzen unsers Präsidenten und seines Cabinets sind trotz der franzosenfresserischen Rede, die Hr. Johnson in Nashville als Präsidentschaftscandidat hielt, durchaus friedlich. Die Ansicht der Dinge ist eine verschiedene, je nachdem man unten vor dem Berge steht oder auf der Spitze desselben, je nachdem man auf unwegsamem Pfade sich nach dem „Weißen Hause" Bahn bricht, oder sich wesentlich in demselben eingerichtet hat! Und Hr. Seward kann zwar mitunter recht spitzig werden — z. B. wenn er es mit einem Ausschusse der englischen Aristokratie zu thun hat — er hat aber den allgemeinen Respect vor „faits accomplis", und wir hegen keinen Zweifel, daß, sobald die Constituirung des Kaiserthums in Mexico durch Verschwinden der letzten Reste des republikanischen Regiments sich jenen erst einmal angereiht, Maximilian nicht allzu lange auf die Anerkennung in Washington zu warten haben wird. Allein was wird das nordamerikanische Volk dazu sagen? Nur einige Journale werden etwas Feuer und Schlamm auswerfen, und dann wird die Masse dem Präsidenten nachtreten. The fact ist, wir können zur Zeit keinen Krieg brauchen, und die Vereinigten Staaten haben immer Regierungen de facto alsbald anerkannt. Dies ist vorderhand die wahrscheinlich sichere Lösung dieser Frage, so weit sicher, als sich der stets wandelbare Charakter demokratischer Gemeinwesen berechnen läßt.

Um Ihnen nach dem langathmigen politischen Lehrgedicht noch etwas Lyrisches zu geben, lassen Sie mich noch des großen Sängerkampfs gedenken, welcher unlängst in den Mauern dieses Babylon ausgefochten wurde. Einer der hiesigen Männergesangvereine — der Neuyorker Sängerbund — hatte ein Preisausschreiben erlassen für zwei der besten deutsch-amerikanisch-patriotischen Lieder, von denen Nr. 1 einen Preis von 100 Doll., Nr. 2 von 50 Doll. erhalten sollte. Die Bedingungen, die dabei gestellt wurden, waren die, daß ein für die deutschen Sänger Amerikas passendes Volkslied geliefert werden sollte, welches 1) eine Aufforderung zum Patriotismus für deutsche Adoptivbürger enthalten und 2) den hohen Beruf des deutschen Geistes in Amerika ans Herz legen sollte. Es waren gegen 200 Preisbewerbungen von etwa 133 Verfassern eingegangen, von denen, wie die bestellten drei Preisrichter, die Herren Friedrich Kapp, Dr. Fr. Schütz und Dr. K. Dilthey erklärten, eigentlich keins den Anforderungen der Preisaufgabe, hauptsächlich der, Volkslied zu sein, völlig entsprochen hatte. Der erste Preis wurde daher einem mehr dem höhern patriotischen Genre angehörenden Gedichte von E. A. Zündt (im Westen), der zweite einem mehr volksthümlich gehaltenen Liede nach der Melodie „Am Rhein, am Rhein" von Victor Precht (Neuyork) zuerkannt. Beide Gedichte, obgleich in der Form nichts weniger als tadellos, sind doch ehrenwerthe Proben der Cultur des deutschen Dichterwaldes auf dieser Seite des Oceans.

Digitized by Google

Aus Wien.

Ende November 1865.

E. C. Die große Landtagssymphonie in Oesterreich hat nun begonnen. Harmonisch kann sie nicht klingen, denn die Stimmung diesseit der Leitha ist sehr tief, jenseit sehr hoch. In Agram hat der erste Skandal bereits stattgefunden: der Austritt der Fusionspartei aus dem Landtage, der dadurch factisch beschlußunfähig wird. Und Agram soll das erste Wort zur Versöhnung und Ausgleichung der beiden Reichshälften sprechen! Die Sache läßt sich also vortrefflich an. Die deutschen Landtage haben sofort beinahe alle mit großer Majorität die Einsetzung von Ausschüssen beschlossen, welche über das Septemberpatent berathen und fast ohne Zweifel sehr scharfe Beschlüsse fassen werden. Selbst im böhmischen Landtage, wo doch die Parteien ziemlich gleich getheilt sind und auf den Bänken der Czechen so ziemlich die ärgsten Gegner der sistirten Februarverfassung sitzen, fand der Antrag Herbst's zu Gunsten der letztern doch noch 79 Stimmen. Die Resolutionen der erbländischen Landtage dürften dem Ministerium Belcredi wenig behagen, sobald sie erst eine nach der andern angerückt kommen; ob sie aber praktische Resultate haben werden, ist dennoch höchst zweifelhaft. Zwar hat das Manifest vom 20. September allen Völkern des Reichs die vielverheißenden Worte zugerufen: Frei ist die Bahn! — allein man muß sich für die westliche Hälfte der Monarchie den ungeschriebenen Zusatz hinzudenken: wenn ihr so gehen wollt, wie wir wollen. Unser Schicksal liegt für den Moment in ungarischen Händen und zwar nicht in denen des Fürsten Esterházy oder des Grafen Mailáth. So groß der augenblickliche Einfluß dieser Herren auch ist, so sehr namentlich dem Fürsten Esterházy das Ohr des Kaisers offen steht — sie selbst können Ungarn nicht lenken. Die letzten Wahlen haben nach zwei Seiten hin überrascht, nach der radicalen wie nach der altconservativen. Fast sieben Zehntheile der Gewählten gehören zur Partei Deák, die auf dem Landtage, oder wie ihn die Ungarn lieber nennen hören, auf dem Reichstage zu Pesth somit eine unbestrittene, herrschende Majorität bilden wird. Im Jahre 1861 hatten die Deákisten nicht im entferntesten diese Macht wie jetzt, die Verantwortung ruht heute auf ihnen allein. Vor vier Jahren unterschied sich ihr Programm wenig von dem der Beschlußpartei, ja es war für jeden Ausgleich gerade so unbrauchbar wie dieses. Die starke Pression der leidenschaftlichen Beschlußmänner drängte Deák, wie er selbst sammt seinen Freunden versicherte, so weit links. Nun fällt die Nöthigung fort, und wir wollen sehen, wie weit rechts Deák gehen will und darf, ohne seine Popularität im Lande zu verlieren. Denn diese Ungarn sind, sobald von ihrer alten Verfassung und der Revision der 1848er Gesetze die Rede ist, gar sonderbare Schwärmer. Auch ihre Vorliebe für adeliche Volksvertreter können sie noch immer nicht aufgeben; selbst in Pesth, wo doch ein bedeutender Bürger- und Handelsstand existirt, sind die bürgerlichen Candidaten Ráth und Schwarz ihren aristokratischen Gegnern unterlegen. Der Landtag besteht abermals fast ohne Ausnahme aus Adelichen; die volkswirthschaftlichen, überhaupt die praktischen Interessen, deren Pflege gerade in Ungarn so nothwendig wäre, werden daher wieder beiseite geschoben werden und die Debatten werden sich ausschließlich um die staatsrechtlichen Fragen drehen. Möglich, daß

Digitized by Google

die Erfahrungen der letzten Jahre, die mannichfachen Nachtheile, die Ungarn das Provisorium bereitete, und der Einfluß der wenigen wirklich weiter blickenden ungarischen Politiker, eines Eötvös und anderer, anständige Propositionen zu Wege bringen. Man hat von seiten der Regierung alles gethan, um den harten Sinn der Ungarn zu erweichen: man hat ihnen die Verfassung, die Anhänglichkeit der Deutschösterreicher, die treu erprobten Sachsen und Rumänen Siebenbürgens geopfert, um die Entscheidung über die künftige Gestalt des Reichs in ihre Hand zu legen. Factisch verlangt man von den Ungarn nicht mehr als die Beschränkung ihrer Forderungen auf jenes Maß, das Oesterreich fortzubestehen gestattet. Das können die Söhne Arpad's wahrhaftig gewähren. Thun sie es nicht, wird es nicht blos ein Unglück für das Reich, sondern auch für Ungarn sein.

Jeder Versuch von ungarischer Seite, den Frieden herzustellen, muß uns doppelt willkommen sein. Für den culturverachtenden Schwabenfresser haben wir nur Spott, mit dem ungarischen Politiker, der weiter sieht, als seine Schnurrbartspitzen reichen, können wir uns schließlich wohl verständigen. Eine neue große Zeitung, die vom 15. December ab hier in Wien erscheinen soll, gibt sich in ihrem Programm ausdrücklich als Organ des Ausgleichs, als Vermittlerin der Versöhnung. Hält die „National-Zeitung" — das wird ihr Name sein — Wort, dann füllt sie trotz der Unmasse in Wien erscheinender Zeitungen, deren Vermehrung nachgerade bedenklich wird, doch eine wirkliche Lücke aus. Denn die hiesigen Organe, welche für Ungarn kämpfen, thun dies ebenso schroff wie die pesther, sie sind reine Parteiblätter, die einseitig auf dem Boden der ungarischen Verfassung stehen und die Interessen des Reichs nicht beachten. Die „National-Zeitung", welche Dr. Unghai herausgibt, steht mit der Partei Deák in Verbindung, und hoffentlich wird auch die letztere ihre versöhnliche Tendenz da, wo es am meisten noththut, auf dem Landtage kundgeben.

Wien ruht indessen von der Anstrengung aus, die seinen Bürgern die Nichtwahl Schuselka's kostete. Der alte Volksmann ward richtig nicht gewählt, obwol seine Anhänger das Möglichste gethan und noch im letzten Augenblicke alle Reserven zusammengetrommelt hatten. Uebrigens herrscht hier eine schreckliche Gleichgültigkeit, die Indolenz des Pessimismus. Die Zeitungen erhitzen sich, das Volk singt die Marseillaise Altösterreichs: „Mir is alles ans, mir is alles ans" — aber nicht ob es Geld hat oder kans, denn das ist das Einzige, was den Leuten nicht gleichgültig zu sein pflegt. Wäre der Wiener nicht im Grunde seines Herzens so gemüthlich und harmlos, die jetzige Stimmung könnte gefährlich werden. So aber erleichtert man sich das Herz durch gute und schlechte Witze, erklärt, daß Oesterreich an „Belcretinismus" leide, und läßt den Dingen mit stumpfer Resignation ihren Lauf. Die neue Anleihe ist aufgelegt und die Subscriptionen können beginnen; — wer wagt, gewinnt. 138 Fl. Einzahlung für eine Obligation von 200 ist in der That ein gutes Geschäft, mahnt aber schon etwas an die freundlichen Dienste gewisser Helfer in der Noth. Man sieht, die intimen Beziehungen des Grafen Larisch zu Rothschild und andern Finanzgrößen haben eben keinen großen praktischen Werth, das wird jetzt sogar die „General-Correspondenz" begreifen.

Auch Hr. Alexandre Dumas hat begriffen, daß er etwas falsche An-

Digitized by Google

schauungen von Wien und den Wienern aus Paris mitgebracht. Die hiesige Journalistik griff ihn im ganzen zu derb an, der Ton ihrer Polemik war für einen gebildeten Franzosen nicht geeignet, aber in der Sache hatte sie vollkommen recht. Es gehört eine sehr hohe Meinung von der eigenen Persönlichkeit und eine sehr geringe von dem Auditorium dazu, mit lächelnder Miene seine Jugendgeschichte nebst einem Dutzend alter Anekdoten zu erzählen, wie es Alexandre Dumas in seinen beiden ersten „Causeries" gethan. In der ersten Viertelstunde war die Neugier des Publikums, das Interesse an der persönlichen Erscheinung des alten Romanciers mächtig genug, um zu fesseln. Man betrachtete die große fette Gestalt, das vollmondrunde, schmunzelnde Gesicht, das krause graue Wollhaar, die halb listig, halb gemüthlich zwinkernden Augen, kurz man sah Dumas an wie ein fremdes Wunderthier, das man für sein Geld im Käfig beguckt. Die erste Viertelstunde also unterhielt man sich, ohne viel auf das zu achten, was Dumas sprach, die folgenden sieben Viertelstunden langweilte man sich gründlich, war aber artig genug, manchmal zu lächeln, wenn Dumas lachte, und zu applaudiren, wenn er vergnügt sich die Hände rieb. Er unterhielt sich offenbar allein. Vielleicht, daß seine dritte und letzte „Causerie" etwas interessanter wird. Er hat sie, da er die Bosheiten der hiesigen Journale trotz seiner angeblichen Unkenntniß der deutschen Sprache sehr wohl verstand, um mehrere Tage verschoben und wird diesmal nicht mehr von sich, sondern von der literarischen Bewegung Frankreichs um 1830 und der Romantischen Schule sprechen. Allzu viele Hörer dürfte er aber kaum finden; die beiden ersten Vorträge haben zu sehr abgeschreckt.

Im Burgtheater gibt man Mosenthal's „Pietra". Den Inhalt der Tragödie kennen Sie, denn das Stück des österreichischen Dramatikers ward beinahe auf allen deutschen Bühnen früher gegeben wie hier. Eine Darstellerin der Titelrolle wie die Wolter wird aber schwerlich irgendwo zu finden sein. Für ihr eigenthümliches, leidenschaftliches Naturell gibt es auch wenige Rollen, in denen sie so ganz ihr Bestes thun kann. Es ist bezeichnend — auch für den heutigen Standpunkt der Schauspieler — daß sie bei den Proben nicht aus dem Lachen kam und bei der Aufführung hinreißend war, ebenso beweisend für ihr Talent wie für die Frivolität der heutigen „Deutschen Komödianten". Der Erfolg des neuesten Mosenthal'schen Stücks, das so ziemlich sein bestes ist, war glänzend, die Kritik dagegen verarbeitete es unbarmherzig. Da hier aber beinahe jedes neue Stück dasselbe Schicksal hat, so mag sich Mosenthal trösten. Auch die scheußliche Parodie der „Pietra", welche der „Figaro" unter dem Titel: „Das hintere Thürl" brachte, wird die Tantième nicht verringern, und Mosenthal ist praktisch genug, um sich über die Angriffe hinwegzusetzen, die man gegen ihn richtet. Das Burgtheater hat übrigens mit seinen Künstlern heuer wahres Unglück. Die arme Rettich liegt seit Monaten schwer krank, vielleicht hoffnungslos, Sonnenthal, seit Fichtner's Abgang die Hauptstütze des Lustspiels, hat vor einigen Tagen durch einen unglücklichen Zufall den Fuß gebrochen, einige dii minores sind unwohl. „Jetzt fehlt nur noch", sagte mir dieser Tage ein Mitglied des Burgtheaters, „daß ein Dachziegel der Wolter auf den Kopf fällt, sonst ist uns heuer schon alles passirt." Fräulein Röckel, welche gegenwärtig an der Burg gastirt, dürfte wahr-

Digitized by Google

scheinlich engagirt werden. Das junge Mädchen hat Talent und alles kommt ihr freundlich entgegen. Ihrer liebenswürdigen, anspruchslosen Erscheinung wie der allgemeinen Theilnahme an dem Geschicke des Vaters entsprechen die anfeuernden Worte der Kritik, die ganz schwach und sterblich ist, wenn es sich um eine junge Dame handelt, und nur den Poeten gegenüber den Bullenbeißer spielt.

In der Oper soll noch diese Woche die neue Oper August Langert's: „Des Sängers Fluch" in Scene gehen. Auch die Proben zur „Afrikanerin" dürften nächstens beginnen, d. h. wenn der große Streit geschlichtet ist, welche von unsern Primadonnen die Titelrolle singen soll. Der Zank darüber zwischen den Damen Dustmann, Bettelheim und Kainz-Prause währt nun schon seit Wochen. Ursprünglich war die letztgenannte Sängerin für die „Afrikanerin" bestimmt, allein sie würde die wenige Stimmkraft, die sie noch besitzt, wahrscheinlich über der Anstrengung einbüßen, welche die Partie der schwarzen Königin erfordert. Die giftigen Manzanillenblüten sind gefährlich — selbst auf den Bretern. Dem herrlichen Piano der Frau Dustmann fehlt ein entsprechendes Forte, und so wird wol nichts anderes übrigbleiben, als Ida Bettelheim's gewaltigem Contra-Alt die Rolle zu überlassen. Ob die rührenden Melodien Selika's sich in der tiefen Klangfarbe des Alts gut ausnehmen werden, steht dahin, allein wir haben eben keine Sopranistin, die „es aushalten kann". Unsere Coloraturprimadonna, die kleine Nachtigall, Fräulein von Murska, ist — durchgegangen. Ohne Urlaub, ohne Abschied verschwand sie, unter Zurücklassung eines ärztlichen Zeugnisses, daß das wiener Klima für ihre leidende Brust verderblich sei. Das mag wohl wahr sein, in Wirklichkeit aber hat das arme Fräulein, das eigentlich eine Frau ist, andern Kummer. Hat sie diesen überwunden, dürfte das wiener Klima für sie wieder ganz erträglich sein. Hoffentlich geschieht das bald, denn sonst kommt Director Salvi in die Lage, sich eine Coloraturſängerin ausborgen zu müssen, wie man schon von Graz den Spieltenor ausborgt, wenn man wieder einmal Dinorah hören will.

Die Vorstadtbühnen haben zur Eröffnung der Saison eine Reihe schlechter Stücke vorgeführt, über die man kein Wort zu verlieren braucht. Wien und Berlin wetteifern in diesem Handwerk um den Vorrang; spielen sie ja auch gleichzeitig einen neuen Act der preußisch-österreichischen Allianz- und Freundschaftskomödie, deren kümmerliche Inscenirung durch die frankfurter Affaire dem Publikum so recht anschaulich geworden ist. Ob der neue Act, der soeben begonnen hat, der letzte sein wird, wage ich nicht zu behaupten, aber es sieht fast so aus. Die Situation ist wieder genau dieselbe wie vor dem Vertrage von Gastein. Preußen hat bereits hier in Wien das Ansinnen ausgesprochen, Oesterreich solle seine Truppen aus Holstein zurückziehen, darauf aber geht man hier ganz gewiß nicht ein. Ich habe Ihnen schon vor vielen Monaten geschrieben, daß die österreichische Regierung den Mitbesitz ganz ernst nimmt. In dieser Hinsicht hat sich nichts verändert. Man läßt Preußen in Schleswig schalten, aber man denkt sich dafür in Holstein festzusetzen. Der Zorn darüber mag in Berlin groß genug sein.

Digitized by Google

Notiz.

Der Tod des berühmten Reisenden Dr. Heinrich Barth, welcher am 25. November in Berlin an einer Darm- und Magenentzündung starb, hat um so größeres Bedauern erregt, als der im kräftigsten Mannesalter stehende Gelehrte noch nicht die Muße gefunden hatte, die Resultate seiner großen Reisen in Centralafrika in abgeschlossenen wissenschaftlichen Arbeiten zu verwerthen. Barth ist am 16. Februar 1821 in Hamburg geboren und gab sich schon auf dem Gymnasium mit Eifer dem Studium des classischen Alterthums hin, ein Studium, das er in Berlin unter Böckh's Leitung fortsetzte. Er selbst hat mehrfach sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß er sich zu wenig mit den Naturwissenschaften beschäftigte, obgleich es ihn schon früh hinaustrieb, den Schlüssel zum Verständniß des Alterthums auf dem Boden zu suchen, auf dem die Geschichte desselben sich bewegte. So machte er eine Reise in die Länder des Mittelmeers, deren Ergebnisse er in dem Werk „Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeers" (Berlin 1849) niederlegte. Nicht lange nach seiner Rückkehr gelangte von England die Aufforderung nach Deutschland, ein deutscher Gelehrter möchte sich der unter Richardson's Leitung stehenden Expedition nach Innerafrika anschließen. Barth, der auf seiner ersten Reise mancherlei Beziehungen zu England und zu einflußreichen Persönlichkeiten dieses Landes angeknüpft, zögerte nicht, seine Bereitwilligkeit zur Betheiligung an dem Unternehmen zu erklären. So machte er jene großen Entdeckungsreisen, welche für die genauere Kenntniß der Geographie und Ethnographie des geheimnißvollen Erdtheils eine neue Epoche einleiteten. Er selbst beschrieb sie in dem großen Hauptwerk: „Reise und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika" (5 Bde., Gotha 1855—58), aus welchem später ein Auszug in zwei Bänden erschien (1859—60). Die mangelhafte Vertretung Deutschlands im Auslande nöthigte ihm bittere Klagen ab, denen er noch in einer der Redaction des Conversations-Lexikon eingereichten autobiographischen Skizze einen beredten Ausdruck gab. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich mit der wissenschaftlichen Verwerthung seiner Entdeckungen, erhielt auch, obgleich erst nach einer längern von ihm selbst bitter empfundenen Zögerung, die Professur der Geographie an der Universität zu Berlin, und wurde auch zum Präsidenten der berliner Geographischen Gesellschaft gewählt. Durch zwei Reisen nach Kleinasien und der Türkei, denen sich kurz vor seinem Tode eine Reise nach Dalmatien anschloß, unterbrach er seine Arbeiten über die afrikanischen Sprachen. Wenn er, was die Kühnheit seiner Reisen betrifft, in die Fußstapfen Alexander von Humboldt's trat, so ließ ihn die Richtung seiner Studien als einen Nachfolger Wilhelm von Humboldt's erscheinen. Jedenfalls hat die deutsche Wissenschaft an einem so thatkräftigen Gelehrten von eisernem Willen, um den uns England beneiden muß, einen unersetzlichen Verlust erlitten. Auch viele Tausende von schwarzen Brüdern, wie Petermann in seinem Nachruf sagt, beklagen den Tod des ihnen lieb gewordenen Fremden „Abdel-Kerin".

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lessing-Galerie.

Charaktere aus Lessing's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht.**

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Dreißig Blätter in Stahlstich.

4. In sechs Lieferungen zu je fünf Blatt nebst Text.
Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

Die „Lessing-Galerie" schliesst sich den von der Verlagshandlung herausgegebenen bekannten Prachtwerken „Schiller-Galerie" und „Goethe-Galerie" in der Idee wie in der Ausführung ebenbürtig an und darf somit auf gleich lebhafte und nachhaltige Theilnahme seitens des Publikums rechnen.

Neben Schiller und Goethe geniesst mit Recht Lessing, der Begründer unserer classischen Literatur, unter allen deutschen Dichtern die grösste Popularität. Seine poetischen Gestalten leben in der Vorstellung des Volks als Typen künstlerisch massvoller Charakterzeichnung; sie bieten daher dem bildenden Künstler den würdigsten, dankbarsten Stoff. Und wie gerade Friedrich Pecht es versteht, das Charakteristische in den einzelnen Schöpfungen der Dichter zu erfassen und in lebenswahren Gebilden darzustellen, hat er durch die „Schiller-Galerie" und „Goethe-Galerie" glänzend bewiesen. Auch seine die Hauptmomente der Charaktere in ansprechender Weise erläuternden Texte erfreuen sich des allgemeinsten Beifalls.

Die erste Lieferung ist soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst Subscriptionen angenommen werden. Sie enthält folgende Blätter nebst Text: Lessing, Eva König, Nathan, Miss Sara Sampson, Sittah.

Brockhaus' Weihnachtskatalog für 1865,

ein wegen seiner Reichhaltigkeit an gediegenen Werken besonders zu empfehlender Rathgeber bei der Wahl literarischer Festgeschenke, ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Hermann Hettner.

In drei Theilen. Gr. 8. Geh.

Erster Theil: **Die englische Literatur** von 1660 bis 1770. Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Zweiter Theil: **Die französische Literatur** im 18. Jahrhundert. Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Dritter Theil: **Die deutsche Literatur** im 18. Jahrhundert. Erstes Buch: Vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen 1648 bis 1740. Preis 2 Thlr. 4 Sgr.

Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrich's des Großen. Preis 3 Thlr. 6 Sgr.

Das dritte Buch (Schluß des Werkes) wird in kurzer Frist folgen.

Digitized by Google

Zu Festgeschenken geeignete Werke

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte und Dramen.

Album der neuern deutschen Lyrik, 6. Aufl., geb. 1⅓ Thlr., Prachtausgabe, geb. 3 Thlr. — **Boysen van Nienkarken, Leeder und Stückschen in Ditmarscher Platt**, geb. 1 Thlr. 18 Ngr. — **Gottschall's Dramatische Werke**, 1.—4. Bändchen à 15 Ngr. — **Gregorovius, Euphorion**, cart. 1 Thlr. — **Gutzkow's Dramatische Werke**, geb. 8 Thlr.; **Uriel Acosta; Zopf und Schwert**; geb. à 24 Ngr. — **Hammer, Schau um dich und Schau in dich**, 15. Aufl.; **Zu allen guten Stunden**, 3. Aufl.; **Fester Grund**, 2. Aufl.; **Auf stillen Wegen; Unter dem Halbmond; Lerne, liebe, lebe**: geb. à 1 Thlr.; **Die Psalmen**, geb. 2½ Thlr. — **Horn, Die Pilgerfahrt der Rose**, 3. Aufl., cart. 24 Ngr. — **Kalidasa, Sakuntala**, geb. 1 Thlr.; **Urvasi**, geb. 26 Ngr. — **Kortum, Die Jobsiade**, 11. Aufl., geb. 1 Thlr. — **Wilhelm Müller, Gedichte**, 4. Aufl., geb. 3 Thlr. 16 Ngr.; **Ausgewählte Gedichte**, cart. 20 Ngr. — **Das Nibelungenlied**, geb. 1⅓ Thlr. — **Schulze, Die bezauberte Rose**, 10. Aufl., geb. 1 Thlr., 1½ Thlr. u. 2 Thlr.; **Cäcilie**, 3. Aufl., geb. 3 Thlr.; **Gedichte**, 3. Aufl., geb. 1⅓ Thlr. — **Sturm, Gedichte**, 3. Aufl.; **Neue Gedichte**; **Für das Haus**: geb. à 1⅓ Thlr.; **Fromme Lieder**, 5. Aufl., geb. 1 Thlr.; **Neue fromme Lieder**, geb. 1⅓ Thlr.; **Zwei Rosen**, geb. 16 Ngr. — **Deutsche Classiker des Mittelalters**: I. **Walther von der Vogelweide**, herausg. v. **Pfeiffer**; II. **Kudrun**, herausg. v. **Bartsch**, geb. à 1⅓ Thlr.

Unterhaltendes und Belehrendes.

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin, 6. Aufl., geb. 2⅔ Thlr. u. 5 Thlr. — **Gutzkow, Die Ritter vom Geiste**, 3. Aufl., geb. 8⅔ Thlr.; **Der Zauberer von Rom**, 2. Aufl., geb. 7½ Thlr.; **Die Eurostauben**, cart. 12 Ngr. — **Goltz, Ein Jugendleben**, 2. Aufl. 2⅔ Thlr. — **Schücking, Ausgewählte Romane**, 12 Bändchen, geb. 7 Thlr. — **Lichtstrahlen: J. G. Fichte; G. Forster; Goethe als Erzieher; W. v. Humboldt; F. Schleiermacher; Shakspeare als Lehrer der Menschheit**: geb. à 1⅓ Thlr.; **Arthur Schopenhauer**, geb. 1⅓ Thlr. — **Joachim Nettelbeck**, geb. à 1⅓ Thlr. — **W. von Biedermann, Goethe und Leipzig**, 3 Thlr. — **Lewes, The Life of Goethe**, 2. edition, geb. 3⅓ Thlr. — **Oppermann, Ernst Rietschel**, geb. 2 Thlr. — **A. von Wolzogen, Rafael Santi**, cart. 1 Thlr. — **Moses Mendelssohn's Gesammelte Schriften**, 5⅓ Thlr. — **Buckle, History of Civilization**, geb. 6⅔ Thlr. — **Strauß, Ulrich von Hutten**, 6 Thlr.; **Das Leben Jesu**, 2. Aufl., geb. 3 Thlr. 12 Ngr. — **Bunsen's Bibelwerk**, 1. 2. 4. 5. u. 9. Band, geb. 2⅔ Thlr., 3 Thlr., 2⅓ Thlr., 2⅓ Thlr., 2 Thlr. — **Aus den Papieren einer Verborgenen**, geb. 2 Thlr. 16 Ngr. — **Volckmar, Hausaltar**, cart. 2 Thlr. — **Schwarz, Predigten aus der Gegenwart**, 1., 2., 3. Sammlung, geb. à 2 Thlr. — **F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen**, 3. Aufl., geb. 7 Thlr. — **Gregorovius, Wanderjahre in Italien**, 3 Bände, geb. à 2 Thlr. — **J. W. v. Müller, Reisen in Mexico**, 10 Thlr. — **Polak, Persien**, 4 Thlr. — **Speke, Die Entdeckung der Nilquellen**, 6 Thlr. — **Vámbéry, Reise in Mittelasien**, 3 Thlr. — **Jessen, Botanik**, 2½ Thlr. — **Schoedler, Chemie**, 3. Aufl., cart. 2½ Thlr. — **Staedler, Geographie**, geb. 2½ Thlr. — **Lewes, Physiologie**, geb. 3⅓ Thlr. — **Miß Nightingale, Krankenpflege**, geb. 26 Ngr. — **Winckell's Handbuch für Jäger**, 4. Aufl. herausg. v. **J. J. v. Tschudi**, geb. 9 Thlr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 50.** 14. December 1865.

Inhalt: Berthold Auerbach's „Auf der Höhe". Beurtheilt von **Gustav Hauff.** — Der Ritter Georg. Von **Hans Weininger.** — Literatur und Kunst. Briefwechsel Voltaire's und der Markgräfin von Baireuth. (Horn, Voltaire und die Markgräfin von Baireuth.) Ein Prachtwerk für die Jugend. (Illustrirter Handatlas zur Länder- und Völkerkunde. Im Verein mit Heinrich Leutemann herausgegeben von Ehrenfried Leeder und Theodor Schade.) — Correspondenz. (Aus London. Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Auerbach's „Auf der Höhe".

Beurtheilt von

Gustav Hauff.

Das neue Werk Berthold Auerbach's: „Auf der Höhe. Roman in acht Büchern" (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung), ist eine Dorfgeschichte und zugleich eine Hofgeschichte. Die Handlung spielt in einem deutschen Königreich, das nicht zu schwer zu errathen sein dürfte, obwol eine bestimmte Zeit und bestimmte Gegenden oder Städte nicht genannt sind. Es ist aber zugleich ein philosophischer Roman und enthält eine Verherrlichung der Spinozistischen Weltanschauung. Schon hier freilich müssen wir fragen, ob diese einander so entgegengesetzten Elemente, eine dem naiven Volksbewußtsein so fern liegende Weltanschauung wie die des Spinoza, und die einfache, kindlich religiöse Betrachtungsweise, die in der katholischen Kirche wurzelt, zur Einheit zusammengehen. Damit haben wir schon die Achillesferse des Romans berührt.

Der Roman erzählt, wie die Bäuerin Walpurga von ihrem Manne Hansei, ihrem neugeborenen Kinde und ihrer Wohnung, der Gstadelhütte am See, sich trennt, um Amme des ebengeborenen Kronprinzen zu werden: ein Auftrag, dem sie mit bestem Erfolg nachkommt. Während ihres Aufenthalts am Hofe fühlt sich der König, eine glänzende, ritterlich-

Digitized by Google

selbstherrliche Erscheinung, von der ihm wahlverwandten Hofdame, Gräfin Irma, angezogen und sinkt zum Ehebrecher herab. Dadurch, daß er auf Irma's freilich nicht so bös gemeintes Betreiben die Klöster im Lande wiederherstellt, verfeindet er sich mit den freisinnigen Bestrebungen der Abgeordneten. Irma's Vater, der zur Opposition gehörige Graf Eberhard, wird durch die briefliche Kunde, wie seine Tochter sich auf der Höhe ihrer Stellung nicht halten konnte, vom Schlage getroffen und stirbt unversöhnt mit seinem in der Eitelkeit des Residenzlebens sittlich verkommenen Sohn Bruno und mit dem Zeichen des Fluchs über die an seinem Bette kniende Irma. Auch ein von ihm selbst verfaßter Aufsatz, betitelt „Selbsterlösung", den sein Freund, der Leibarzt Gunther, ihm vorliest, hatte ihn nicht versöhnlich stimmen können. Irma flieht an den See, um ihrem Leben in seinen Wellen ein Ende zu machen, wird aber von Walpurga, die gerade mit den Ihrigen über den See fährt, um dem neidischen Gerede der Leute zu entfliehen und sich auf einem benachbarten Freihof niederzulassen, erkannt, gerettet und lebt nun in einsamer Selbstbeschauung vier Jahre auf dem Freihof, mit Holzschnitzerei und der Führung ihres sehr umfangreichen Tagebuchs beschäftigt. In der Nähe dieses Hofes, auf einem Berge, auf dem sie sich vorübergehend mit Walpurga's Ohm niedergelassen, erkennt Irma den König auf einer Jagd, ohne von ihm erkannt zu werden; sie geräth in krampfhafte Aufregung, ruft den in der Nähe wohnenden Leibarzt Gunther, in dessen Hause der König und die Königin sich gerade aufhalten, zu sich; dieser erscheint, findet sie unheilbar, liest ihr das obenerwähnte Glaubensbekenntniß ihres Vaters vor, wischt den Fluch des Vaters von ihrer Stirn und bereitet sie so auf ihre Auflösung vor. Die Königin trifft Irma noch am Leben und versöhnt sich mit ihr. Der König findet sie schon als Leiche. Der König und die Königin versöhnen sich vollständig miteinander und versenken sich in die Betrachtung des hinterlassenen Vermächtnisses Irma's, ihres Tagebuchs. Schon lange vorher ist der König durch Oberst Bronnen, zum Theil auch durch den Leibarzt Gunther von seinem Unrecht überzeugt und zur Erkenntniß der Schranken seiner Herrschermacht gebracht worden. Gunther erhält zwar infolge eines Mißverständnisses seinen Abschied; aber der freisinnige Bronnen wird anstatt des reactionären Schnabelsdorf erster Minister, und es beginnt eine wahrhaft constitutionelle Regierung. Wie der König sich zuletzt auch mit seinem Leibarzt Gunther aussöhnt, wurde oben angedeutet.

Im Vorstehenden sind selbstverständlich nur die Grundzüge des Romans gegeben. Alle Persönlichkeiten vorzuführen, die darin auftreten, und ihre Charaktere zu zergliedern, würde uns zu weit führen. Auerbach hat in diesem seinem ersten größern Roman das Facit aus seinen

Digitized by Google

bisherigen Leistungen gezogen; aber er läßt zugleich neue Gestalten auftreten, zeichnet neue Verwickelungen und läßt die Philosophie eine Bedeutung gewinnen, die seinen Dorfnovellen in dieser Ausdehnung fremd war, mit Ausnahme vielleicht der welt- und kirchenschmerzlich unterwühlten Erzählung „Lucifer". Der Roman vereinigt die bekannten Vorzüge Auerbach's in sich: eine ebenso einfache als edle Sprache, Maßhalten in Gebrauch von Fremdwörtern, originelle Figuren und geistreiche Gedanken in reicher Fülle, Gabe, mit der Natur zu sympathisiren und sie theils in Harmonie, theils im schroffen Contrast in die Empfindungswelt hereinzuziehen. Auerbach hat nicht umsonst Goethe's Erzählungskunst studirt und einen Vortrag darüber gehalten. Wir merken, daß er sich Goethe zum Muster genommen hat und ihm mit Glück nachstrebt. Er behandelt diesmal ein ähnliches Thema wie in der „Frau Professorin"; aber er führt uns nicht blos in die Residenz und in die Nähe des Hofes, sondern mitten in das Hofleben hinein; die Einfalt einer Frau vom Lande, ihr gesunder Humor und ihre Sittenreinheit üben einen heilsamen Einfluß auf die höhern Kreise; Walpurga löst ihre Aufgabe, und insofern schließt der Roman ein Moment der Versöhnung und der Annäherung verschiedener Klassen der Gesellschaft in sich, worin eben wieder ein Unterschied von der „Frau Professorin" liegt. Walpurga ist die gelungenste Figur des Buchs. Der Zusammenstoß der einfach richtigen Anschauung und Ausdrucksweise dieses Weibes aus dem Volke mit dem raffinirten, innerlich ungesunden und wurmstichigen Hofleben ist von ergreifender Wirkung. Wir nennen beispielsweise ihre Aeußerung über den Gebrauch der französischen Sprache am Hofe und über die Herbeischaffung einer Bonne aus der Französischen Schweiz, die kein Wort deutsch verstand; denn der Prinz sollte zuerst französisch sprechen lernen. Welche köstliche Figuren sind der Minister-Schnabelsdorf und der Theaterintendant Schöning, der den Namen „Salontiroler" führt!

Vielfach erinnert „Auf der Höhe" an den Vater der Dorfgeschichten, an Immermann's „Münchhausen", in welchem außer dem Hofschulzen und seiner Umgebung noch eine andere Welt, die aristokratische, auftritt, um in ihrer Nichtigkeit und innern Auflösung zu erscheinen. Nur findet sich bei Auerbach keine so naive Gestalt wie Lisbeth. Auch Walpurga nämlich ist naiv-humoristisch, und zum Wesen des Humors gehört es ja, überall seine besondern Gedanken und originellen Einfälle zu haben. Bei Lisbeth wäre nicht möglich, was Auerbach von Walpurga, wenn auch nur als vorübergehenden Zug, erzählt: „Sie merkte, alles, was sie sagt, wird berufen. Es kam eine eigenthümliche Verschüchtertheit über sie, die plötzlich wieder zu gewaltsamer Ausgelassenheit wurde; sie gefiel sich manchmal in Absonderlichkeiten; solche wurden ja immer

Digitized by Google

belächelt. Je mehr sich die Königin bemühte, immer einfach natürlich sich zu geben, um so gemachter und gezierter wurde nach und nach Walpurga; sie copirte sich selbst und ihre ehemalige harmlose Natürlichkeit; ihre ungeheuerlichen Wortverbindungen, mit denen sie das Kind liebkoste, brachte sie jetzt gern vor, wenn sie wußte, daß sie von der Königin gehört ward; ja sie fing einmal von selber an zu singen, und als sie geendet hatte, schaute sie nach der Königin und war sehr verwundert, fast beleidigt, daß diese gar nichts sagte. Hatte sie denn nicht schön gesungen?" Diese Koketterie, die sich bei Walpurga bald wieder verliert, ist ganz nach dem Leben gezeichnet. Eine solche erkünstelte Natürlichkeit findet sich z. B. bei den reisenden Tirolern sehr häufig. Das humoristische Element ergibt sich bei Walpurga übrigens ganz von selbst durch die von ihrer Umgebung beständig herausgeforderte Beziehung des Hoflebens auf das Bauernleben. Ebenso originell und humoristisch, nur häufig gesucht und zerrissen, ist Irma. Zu ihren originellen Gedanken kommt Irma, wie Walpurga, dadurch, daß sie den Muth hat, immer zu sagen was sie denkt, „und das kommt dann originell heraus"; sie will an die Stelle der Form ihre Persönlichkeit setzen. Es ist dasselbe Mittel, das schon Börne empfohlen hat in seiner „Anweisung, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden". Börne sagt hier: „Wer auf die Stimme seines Herzens hört, statt auf das Marktgeschrei, und wer den Muth hat, lehrend zu verbreiten was ihn das Herz gelehrt, der ist immer originell. Aufrichtigkeit ist die Quelle aller Genialität, und die Menschen wären geistreicher, wenn sie sittlicher wären. Drückender als die Censur der Regierungen ist die Censur, welche die öffentliche Meinung über unsere Geisteswerke ausübt. Nehmt einige Bogen Papier und schreibt drei Tage hintereinander ohne Falsch und Heuchelei alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch selbst, von euern Weibern, vom Türkenkrieg, Goethe, Fouk's Criminalproceß, vom Jüngsten Gericht, von euern Vorgesetzten — und nach Verlauf von drei Tagen werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das ist die Kunst, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden." Irma weiß der Verfasser gleich durch ihre Stimme zu malen; diese hatte etwas vom Schmettern des Buchfinken. Die Königin hingegen, eine weiche, schwärmerische Natur, eine deutsche Sakuntala, um mich so auszudrücken, hatte in ihrer Stimme etwas von jenem zum Herzen sprechenden Violoncellton, der nicht für laute Freude, wohl aber zum Ausdrucke des Innigsten gestimmt ist. Ein feiner Zug, der an bekannte Stellen in „König Lear" und in Goethe's „Iphigenie" erinnert. Irma ist von ihrem Vater in ihrer Jugend in ein Kloster geschickt und hier erzogen worden; denn ihr Vater wollte, daß

Digitized by Google

seine Kinder ganz als freie Naturen aus sich selbst erwüchsen; später sieht er freilich ein, daß er seine Kinder ausgesetzt hat. Sie kam an den Hof, schön, heiter und voll Uebermuth; sie war die freie Natur geworden, die ihr Vater gewollt. Sie selbst nennt sich in einem Briefe an ihre Freundin Emmy die „ewig verzogene" Irma. Hier liegen mehrere Fragen nahe. Wie kommt es, daß ihre Erziehung in einem Kloster keine tiefere Einwirkung auf ihre Entwickelung hinterlassen hat? Wie war denn diese Erziehung überhaupt beschaffen? Hat sich denn die katholische Religion auf einmal durch das Hofleben in einzelne geistreiche Bemerkungen über die Religion aufgelöst? Hier ist offenbar eine Lücke, ein Mangel in der Erzählung. Daß sodann der einsame Spinozist, der Feind des Hoflebens, seine Tochter ganz und gar in Kreisen aufwachsen läßt, die seiner Anschauung geradezu feindlich gegenüberstehen — diese auffallende Sorglosigkeit müßte denn doch etwas sorgfältiger, etwa durch bestimmte geschichtliche Züge begründet sein. Irma hat etwas Abspringendes, Unruhiges in ihrem Wesen; sie ist eine anstrengende Dame, denn sie führt ein fortwährendes Feuerwerk von geistreichen Bemerkungen auf, sie nimmt nichts wörtlich. Im Grunde ist es der geschäftige Müßiggang, die Langeweile und Heimatlosigkeit des Hoflebens, was sie zu dieser unnatürlichen Anspannung ihres Geistes und zur — Sünde verleitet. Vergleicht man Aeußerungen Goethe's über das Hofleben zu Weimar, namentlich eine Aeußerung nach seinem Besuch in Berlin: „Je größer die Welt, um so garstiger wird die Farce; keine Zote oder Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mitteln und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Geradsinn erhalten wollen bis ans Ende und lieber mögen das Ende vorrücken" — so wird man nicht sagen können, daß der Verfasser die Schilderung des Hoflebens absichtlich grell gehalten und die Wahrheit verletzt habe. Dies Hofleben brachte Irma zu Fall. Sie war gewarnt worden von Gunther, der ihr gerathen hatte, sich nicht einen Freund, sondern eine Freundin zu suchen, von Walpurga, als in der Gegenwart dieses Weibes an der Wiege seines Kindes der König zuerst sich eine zu weit gehende Vertraulichkeit gegen Irma erlaubt hatte, gewarnt von ihrem Vater, wenngleich nur andeutend und unbestimmt, als sie ihn vom Hofe aus besuchte, endlich von einer innern Stimme, die ihr zurief, zu ihrem Vater zurückzukehren und bei ihm zu bleiben. Zu ihrem Verderben kehrte sie an den Hof zurück. Dem König, der das Kecke, Geistreiche, Ungewöhnliche liebt, ist seine Gemahlin zu feierlich, zu langweilig. Um so mehr fühlt er sich wahlverwandtschaftlich zu Irma hingezogen; diese Beziehung fängt, wie in Goethe's Roman, mit scheinbaren Kleinigkeiten, z. B. mit dem Einhalten des gleichen Schritts an, bis sie zur That übergeht. (Vgl.

Digitized by Google

Goethe in den „Wahlverwandtschaften", S. 60: „Es ist mit den Geschäften wie mit dem Tanze. Personen, die gleichen Schritt halten, müssen sich unentbehrlich werden".)

Haben wir nun dem Roman reiches Lob gespendet, so dürfen wir doch seine schwache Seite nicht verschweigen, die Sättigung nicht mit Gedanken und Betrachtungen überhaupt, sondern mit der Spinozistischen Philosophie. Irma's Vater hat stets die Werke Shakspeare's und Spinoza's auf seinem Arbeitstisch liegen; in einer Spinozistischen Gemüthsverfassung entschläft er, oder „er taucht unter in Gott". Nach II, 341, findet Gunther, daß sein Freund den Hochpunkt doch nicht erreicht hat, nach dem er so redlich gestrebt; denn er hatte noch in der letzten Stunde nach einer äußern Handhabe (dem Aufsatz „Selbsterlösung") getrachtet und mußte sich das Errungene neu einprägen; hingegen nach III, 169, starb er in dieser „Selbsterlösung" frei und erhoben. Die Spinozistische Ueberzeugung, daß der Menschengeist ein Theil des Gottesgeistes ist und daß auch im scheinbar Verlorenen noch Gott ist, bewahrte ihn nicht davor, seine Tochter zu verfluchen, was freilich nach Gunther's Worten zu der sterbenden Irma nur ein Rückfall in die Endlichkeit war. III, 172, will der Leibarzt Gunther, ebenfalls ein Jünger Spinoza's, die durch die Untreue ihres Gemahls erschütterte Königin durch philosophische Betrachtungen trösten. Sie soll sich, verlangt er, zum Ganzen erheben, darin liege die Versöhnung; wer Gott liebe, müsse nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe. Dieser Gott ist freilich nur ein Gedanke, der Duft der Riesenblume, die man Welt nennt. Die Königin kann aber dem Leibarzt in diese Höhe nicht folgen und wird durch seine Belehrung nicht vor gehässiger Leidenschaftlichkeit gegen ihren Gatten geschützt. Gunther selbst sagt am Schluß des Romans zur Königin, er habe damals gefehlt, sofern er geglaubt habe, sie durch freies und umfassendes Denken zur Gerechtigkeit und von da aus zur wiedererweckten Liebe zu führen. Gefühle wollen sich nicht durch Gedanken beherrschen lassen; er hätte jede Einmischung vermeiden und die Königin in sich selbst Halt gewinnen lassen sollen. Aber die Königin, ist hierauf zu erwidern, bedurfte doch Zuspruch und fand die Quelle in sich selbst vertrocknet. Der Fehler liegt eben darin, daß Gunther, der doch schon in jenem philosophischen Gespräch mit der Königin weiß, daß Leidenschaften und Affecte sich nicht durch Ideen berichtigen lassen, dennoch diesen Weg einschlägt, anstatt als wahrer Seelenarzt die Krankheit der Königin homöopathisch, d. h. durch Gedanken, denen ein stark pathologisches Element beigemischt ist, zu behandeln. Ein solches Element liegt in der Religion im Bunde mit der Moral. Der Spinozismus hingegen führt den Menschen in eine schwindelnde Höhe, wohin nur einzelne Auserwählte, wie Gunther, dringen können; bei Eberhard mißglückte die

Digitized by Google

praktische Probe; um wie viel mehr bei der von Haus aus pathologisch angelegten Frau des Königs! Viel tiefer wirkt Walpurga auf die bereits von Mistrauen und Eifersucht erfüllte Königin ein, wenn sie in der Neujahrsnacht um 12 Uhr das Vaterunser dreimal mit starker Stimme spricht, sodaß die Königin ihr unwillkürlich laut nachspricht: „Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern", und weiter betet. Hier ist doch von Schuld die Rede; die Spinozistische Betrachtung aber lehrt, wie Gunther sagt: „Laster und Missethaten sind bei Licht betrachtet gar nicht wirklich; sie sind nichts als Mängel; sie können tausendfache traurige Folgen haben, aber sie bestehen nicht; die Tugend allein ist eine Wirklichkeit. Stellen Sie sich hierauf, und es sind nur noch Schatten, die Sie quälen." Ganz Spinozistisch äußert sich Irma in ihrem Tagebuch: „In allem Treiben der Menschheit walten Naturgesetze; hat man diese begreifen oder verstehen gelernt, dann ist keine Rede mehr vom Verzeihen, wenngleich Verzeihen mit eingeschlossen liegt in dem Erkennen der Naturnothwendigkeit." III, 270, heißt es ganz unumwunden: „Niemand hat einen freien Willen." Der einzelne Mensch ist nur „ein Tropfen im Meere der Menschheit, ein Strahl in der ewigen Sonne, das Menschenleben nur ein Schattenspiel an der Wand. Die Freiheit besteht in der Erkenntniß der Schranken, der Nothwendigkeit des Gesetzes. Der Wille ist nur die nach außen gewendete Erkenntniß." Erklärlich ist es nun, daß Irma in ihrem Tagebuch sich bald reuevoll schuldig bekennt, bald von aller Schuld freispricht. Man könnte nun für den Verfasser anführen, er lasse ja den Spinozismus sich als unmächtig erweisen und verwerfe ihn damit; aber wenn nur nicht, wie in andern Schriften Auerbach's, z. B. in „Goethe und die Erzählungskunst", so auch hier die Spinozistische Weltanschauung sich überall als die des Verfassers selbst offenbar herausstellte, wenn nur nicht Gunther's schließliches Geständniß zu spät hinter seiner ersten Rede herhinkte und diese selbst noch in ein schiefes Licht rückte. Der Spinozismus des Verfassers zeigt sich besonders darin, daß Gunther die „Selbsterlösung" Eberhard's der sterbenden Irma vorliest und diese Frieden und Versöhnung darin findet. Dies ist nun gründlich verfehlt, sofern das, was Unglück und Einsamkeit in Irma zum Theil wenigstens gezeitigt hatten, Reue und Besserung, dadurch wieder vernichtet oder doch sehr abgeschwächt werden muß. Früher, im Hofleben, hatte Irma den Glauben an Unsterblichkeit bewahrt, weil der Mensch sonst im Vergleich mit dem Thier, das seinen Tod nicht vorausweiß, elend wäre, wie auch Gunther diesen Glauben wenigstens nicht leugnen, nicht bestreiten will; aber die „Selbsterlösung" belehrt sie, daß die Sterbestunde diejenige ist, da der Mensch mit seinem Bewußtsein untertaucht, d. h. untergeht. Welche Frau wird mit einem solchen Bekenntniß scheiden?

Digitized by Google

Die philosophische Königin von Preußen, Leibniz' Freundin, obzwar eine „böse Christin", wie ihr Sohn meinte, freute sich auf ihrem Todtenbette, daß sie in einem andern Leben die verborgenen Gründe aller Dinge erkennen und die Antwort auf Fragen finden werde, die sie bei Leibniz vergeblich gesucht habe. Aber die geistreiche Irma schlummert unter pompösen Betrachtungen, hinter denen der reine Nihilismus steckt, ein. Gewiß wäre hier ein Vaterunser, wie Walpurga's bei der Königin, eher am Platze gewesen. Man mag die zwei ersten Proben von Spinozismus, so gut es nur eben gehen will, zu entschuldigen suchen; diese letzte aber ist nicht nur im Streit mit der Anschauung des Christenthums, sondern auch mit einer tiefern Auffassung des Sittengesetzes sowie mit den Regeln der Psychologie und Motivirung.

Auerbach stellt in einer Schrift: „Goethe und die Erzählungskunst" diesen als Muster hin. Kann er sich für den Schluß von Irma's Leben auf Mignon, auf Ottilie berufen? Ottilie hatte weniger gefehlt als Irma; aber Mittler's Vortrag über das sechste Gebot wirkt auf Ottilie um so stärker, da sie denselben nur zufällig vernahm; sie stirbt reuevoll. Goethe bekennt schon wegen dieser Stelle in den „Wahlverwandtschaften" sich nicht dergestalt zum Spinozismus wie Auerbach a. a. O. S. 63 (vgl. S. 5) will; er hat sich — hier wie sonst — nur so viel von ihm angeeignet, als seiner Natur gemäß war; ihn ohne weiteres einen Spinozisten zu heißen, wäre verkehrt. Die Verkennung des pathologischen Elements bei Spinoza, die fatalistische Weltbetrachtung, die Vermischung des Unterschieds zwischen gut und böse erlaubte Goethe nicht, „die systematische Weltbetrachtung Spinoza's als seine eigene zu erkennen". Spinoza wirkte auf Goethe „beruhigend" ein, wie dieser selbst sagt; aber „man denke nicht, daß ich seine Schriften hätte unterschreiben und mich dazu buchstäblich bekennen mögen". In den „Wahlverwandtschaften" verfolgt Goethe, wie Auerbach a. a. O. S. 59 sagt, bei der Peripetie rücksichtslos das Problem der Willensfreiheit, „doch führt er uns bei diesem gefahrvollen, abgrunddrohenden Punkte mit starkem Griff hinüber". Auerbach reißt uns wenigstens am Schluß in den Abgrund, an dem er nicht verweilen durfte, mit hinein. Goethe's schöne Seelen sind alle religiös angehaucht. Wenn daher Irma in ihrem Tagebuch sagt: „Ich glaube, Goethe wäre mir freundlich gewesen, wenn ich in seiner Zeit und Umgebung gelebt hätte", so erlaube ich mir, dies zu bezweifeln. Sie hätte für Goethe zu viel Geist, zu wenig Seele, zu viel Untersuchen, zu wenig Fühlen, zu viel Philosophie, zu wenig Religion (im Goethe'schen Sinne) gehabt. Eine Natur hätte er sie nicht genannt. Goethe selbst hat sich, um mich bildlich auszudrücken, etwa bis zur Mitte des Bergs erboben, aber in die höchste Region, „wo Hören und Sehen vergeht und nur noch das reine Denken übrig-

Digitized by Google

bleibt", auf diesen Gipfel des Spinozismus konnte er — dies verwehrte ihm seine Dichternatur — nicht vordringen. Daher hat er in den „Wahlverwandtschaften" mit philosophischen Erörterungen, wie oben bemerkt, Maß gehalten, und Auerbach ist in diesem Punkte nur zu seinem eigenen Schaden von ihm abgewichen. Auerbach hätte nach meiner Ansicht besser gethan, den im Anfang aufgenommenen Faden, den beabsichtigten Religionswechsel der Königin, fortzuführen und das ursprüngliche Christenthum, wie es von Christo selbst gelehrt ward, als das jenen spätern Erscheinungen zu Grunde liegende, aber in ihnen vielfach getrübte Element nachzuweisen. Damit hätte er an die Bewegung der Zeit angeknüpft, während uns doch der Spinozismus ebenso fern liegt wie sein religiöser Bruder, der ebenso einseitige alttestamentliche Monotheismus. Anklänge dieser Art finden sich im Roman, wie: die beruhigende Kraft des Vaterunsers und des Gebets überhaupt, die Betrachtungen über die Berechtigung der verschiedenen Bekenntnisse, namentlich Walpurga's naives Wort über die Thorheit und Verwerflichkeit des Glaubens, daß nur die katholische Kirche seligmachend und daß alle Nichtchristen von Gott ewig verdammt seien. Letzteres ist freilich die Lehre auch der protestantischen Kirche in ihren Bekenntnißschriften. Es ließ sich nachweisen, wie diese Verkehrungs- und Verdammungssucht unmöglich im Sinne Jesu sein könnte. Daraus ließen sich weitere Folgerungen ziehen. In Irma's Tagebuch lesen wir: „Wer sich rein fühlt, werfe den ersten Stein auf sie. Du größtes Wort, das je ein Menschenmund gesprochen und ein Menschenohr gehört! (Vgl. Ev. Joh. 8). Du theilst die Geschichte des Menschengeschlechts in zwei Hälften. Du bist das «Werde» der zweiten Schöpfung." Schon in einem Aufsatz über Lessing's „Nathan" („Morgenblatt", 1858, 29) findet Auerbach in diesem Wort Christi über die Ehebrecherin einen Kanon der Humanität, worin Gerechtigkeit und Liebe sich einen. Schade, daß Auerbach diesen Spruch nicht in den Mittelpunkt der Erzählung gestellt hat. Wie viele ähnliche Aussprüche Christi, z. B. in der Bergpredigt, von denen auch Varnhagen urtheilt, sie seien „himmlisch", sie enthalten die reinste Humanität, hätten diesem Spruch beigegeben werden können!

Es treten bei Auerbach verschiedene Culturstufen auf, von Hansei und Walpurga, die, abgesehen von einiger Aufklärung, in der katholischen Weltanschauung wurzeln und einem mehrfach dichterisch-schönen Aberglauben huldigen, und der zwischen Volksreligion und Spinozismus in der Mitte schwebenden Königin, bis hinauf zu der einsamen Höhe, wo Eberhard, Gunther und Irma stehen. Wenn nun, nach III, 433, die Masse immerhin Träger der Bildung ist und auch die Berufenen und Auserwählten zuletzt irgendwie im Volke wurzeln, wie ist es möglich, daß der Spinozismus, der dem Menschen seinen Hauptvorzug, die freie Kraft

Digitized by Google

der Persönlichkeit nimmt, in die Tiefen dringt? Kann der Spinozismus je allgemein werden? Wie würde ein Weib wie Walpurga über ihn urtheilen? Der Spinozismus, populär gemacht, verwandelt sich augenblicklich in Atheismus. In dieser Weltanschauung liegt etwas Dualistisches und Aristokratisches. (Vgl. III, 432.) Unbegreiflich ist mir nicht Auerbach's Spinozismus, wohl aber daß er nicht einsieht, daß der Spinozismus, wenn er die Ueberzeugung der Aristokraten des Geistes würde, eine tiefe Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volk befestigen müßte; denn das Volk würde immer über ihn so urtheilen, wie Jakobi über ihn geurtheilt hat, und ihn entweder als Atheismus verwerfen, oder durch ihn atheistisch und fatalistisch, d. h. materialistisch werden. In dem angeführten Schriftchen über Goethe nennt Auerbach Homer, Shakspeare, Spinoza und Goethe als ewig strahlende Sterne der Menschheit. Statt Spinoza aber möchte ich als Deutscher doch eher unsern Kant nennen, der mit seinem Einen Wort: „Du kannst, denn du sollst", hoch über Spinoza steht, und von dem auch auf dem Gebiete der Religion eine Bewegung ausgegangen ist, die, jetzt noch in der Gärung begriffen, für die Zukunft eine breitere und doch tiefere Auffassung des Christenthums verheißt, als die bisherige gewesen ist. An solche Ideen mag der für Humanität und Aufklärung wirkende Volksschriftsteller anknüpfen; als ausgesprochener Spinozist wird er immer nur ein einsamer Denker bleiben.

II, 88 lesen wir: „Schnabelsdorf (der nach S. 89 heute gut und gefällig sprach) bemerkte, er glaube, daß Lessing eine leise Andeutung an Macchiavelli geben wollte, den man im vorigen Jahrhundert noch falsch beurtheilte, indem er seinen Intriguanten Marinelli nannte. Es sind dieselben Vocale." Es läßt sich hier natürlich nichts beweisen. Mir ist es eher wahrscheinlich, daß Marinelli nichts anderes ist als eine Veränderung eines schon früher bei Lessing dagewesenen Namens, des falschen Spielers Riccaut de la Marliniére in „Minna von Barnhelm". Es sind nicht blos dieselben Vocale, sondern auch ganz dieselben Consonanten.

Ueber Lessing's „Emilia Galotti" sagt Auerbach: „Lessing ist in diesem Stück noch nicht zur Ruhe der Freiheit durchgedrungen, es ist ein Product der edelsten Melancholie, was man in unsern Tagen auch Zerrissenheit nennt; denn die Rechnung schließt am Ende nicht ab, es bleibt ein tiefer Bruch. Das kommt aber wesentlich davon her, daß ein großer weltgeschichtlicher Stoff aus der Römerzeit in das Cabinet und Lustschloß eines kleinen italienischen Fürsten verlegt ist. — In diesem Stück herrscht ein Pathos der Verzweiflung, das sich bis zur Schlußfrage spitzt: «Ist es nicht genug, daß Fürsten Menschen sind,

Digitized by Google

müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?» Man könnte annehmen, das Gefühl dieser Erkenntniß sei eine Strafe, die der Fürst sein Leben lang nicht mehr los wird. Der Fürst muß ein anderer werden von da an. Aber diese epigrammatisch gefaßte Erkenntniß der eigenen Schwäche und der Schlechtigkeit der Umgebung erscheint mir nicht als volle und factische Sühne. Eine Frage, und eine solche am Schlusse des Dramas, das uns versöhnt mit dem ewigen Gesetze entlassen soll — ist nur möglich, weil der Grundton des Ganzen sarkastisch ist und in den bittern Worten liegt: «Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.» Der ganze Mangel des Stücks, der unbeglichene Bruch liegt darin, daß Lessing die That des Virginius vom römischen Forum auf das Parket, aus der leidenschaftlichen Hand des Bürgers, der eben das Schlachtmesser in der Hand hat, in die des malcontenten Obersten Galotti verlegt hat. Die That des Virginius ist die Wendung einer großen politischen Katastrophe — nach ihr bricht die Revolution herein und sühnt; hier aber ist diese That folgenlos an den Schluß gesetzt und sühnt nichts. Darum entläßt uns das Stück mit einer Frage, die eigentlich eine Dissonanz ist." Man war befriedigt von dieser Auseinandersetzung (des Leibarzts Gunther), trotzdem anfangs sich eine seltsame Schärfe eingemischt hatte. Sie hob die ganze Sache und den doch etwas peinlichen Eindruck in die kühle kritische Atmosphäre. Nun kommt bei Auerbach Irma und setzt mit viel Witz auseinander, Emilia sei das Kind einer bösen Ehe, ihre Aeltern hätten nicht miteinander harmonirt; derselbe Fall würde eintreten, wenn Emilia sich mit dem langweiligen, hypochondrischen Legationsrath außer Dienst, der seine Frau eigentlich nur um des biedern Schwiegervaters willen heirathen will, verbinden würde; Emilia liebe den Prinzen, darum fürchte sie ihn; ihr notariell verschriebener Bräutigam werde nur ihr Mann, sei nie ihr Geliebter gewesen. Gunther gibt Irma (a. a. O. S. 110) recht; Emilia, sagt er, wäre mit Appiani nie glücklich geworden. Er setzt hinzu, auch bei dem Fürsten wäre Emilia bald enttäuscht worden; er sei nur ein eitler Dilettant und Genießling. Man weiß nun freilich nicht, ob und wie weit Gunther und Irma Auerbach's eigene Auffassung aussprechen. Doch ist im ganzen Roman Gunther diejenige Person, der Auerbach seine eigene Weltanschauung am folgerichtigsten in den Mund legt. Mag auch der leichtsinnige Ton, in dem Irma ihre Bemerkungen vorbringt, zu ihrer Charakteristik gehören, auffallend ist es, daß Gunther ihre Auffassung im allgemeinen bestätigt. Uebrigens ist der gegen das Stück ausgesprochene Tadel nichts weniger als neu, und Gunther hätte recht wohl sagen dürfen, daß er nur die Auffassung vieler Kunstrichter wiederholt. Ich finde es nicht passend, in einem Roman auf wenigen

Digitized by Google

Zeilen eine solche Streitfrage, mit deren Entscheidung Lessing's Stück steht und fällt, abzumachen. Auerbach hätte seinen Zweck, eine Art „Mausefalle" im Sinn Hamlet's aufzuführen, auch ohne diese Auffassung, wie sie in einem Hofcirkel ausgesprochen wird, erreichen können. Emilia, läßt sich recht wohl sagen, kann den Fürsten nicht lieben, denn sie kann ihn nicht achten; bei ihrer moralischen Strenge gegen sich selbst, bei ihrem religiösen Ernst, bei einem zur Selbstquälerei geneigten Temperament ist sie darauf bedacht, die Möglichkeit einer aufsteigenden Neigung zu dem Prinzen, von deren Schreckbild sie geängstigt wird, im Keime zu ersticken. Von einer Liebe zum Prinzen finde ich, mit Stahr, keine Spur. Am bestimmtesten ist diese Liebe betont worden von demselben Aesthetiker, der in Desdemona ein leichtsinniges, von Liebe zu Cassio erfülltes Weib entdeckt hat, von Moritz Rapp in seinem „Goldenen Zeitalter der deutschen Literatur". Emilia's und Appiani's Charaktere passen wohl zusammen; beide sind etwas schwermüthig und streng moralisch gesinnt. Wie die Ehe sich nachher gestaltet hätte, liegt nicht mehr im Gesichtskreis des Trauerspiels; offenbar aber wollte Lessing ihre Verbindung nicht als eine Convenienzheirath, sondern als ein auf reiner Zuneigung beruhendes Bündniß, das nur äußerlich wegen der Verschiedenheit des Standes als „Misbündniß" erscheint, hinstellen. Wenn Irma sagt, Emilia's Aeltern haben nie miteinander harmonirt, so kann ich ihr nicht unrecht geben — und diesen Punkt hat Stahr in seiner übrigens trefflichen Kritik des Stücks übersehen. Claudia hat nicht weit zur Kupplerin; sie wiegt sich in dem Gedanken an eine glänzende Zukunft ihrer Tochter als der Gemahlin des Prinzen. „Eitle, thörichte Mutter!" ruft ihr Odoardo zu (I, 4). Sie schweigt gegen ihren Gatten und verleitet auch Emilia zum Schweigen gegen Appiani. Einen Hauptheil der Schuld wollte offenbar Lessing auf Claudia werfen. — Wie kann Claudia, die von ihrer Tochter gehört hat, daß der Prinz diese bis auf die Treppe ihres Hauses verfolgt hat, zuerst sagen: „Nein, so weit durfte er nicht wagen dir zu folgen", und gleich darauf blos eine höfliche Schmeichelei, einen galanten Einfall darin sehen? So wenig kannte sie den Prinzen, daß sie von ihm, den Odoardo soeben noch einen Wollüstling genannt hat, dessen Verhältniß zur Gräfin Orsina und noch andern (vgl. IV, 7, am Schluß) stadtkundig war, nur zu sagen weiß: der Prinz ist galant. Entweder ist eine solche Mutter mit unbegreiflicher Blindheit geschlagen, die man nicht, wie gewöhnlich geschieht, mit der Schwäche des weiblichen Geschlechts entschuldigen darf, oder sie hegt — was nach meiner Ansicht Lessing zu verstehen geben wollte — schon seit längerer Zeit, seit dem ersten Zusammentreffen Emilia's mit dem Prinzen, das sie ihrem Gatten absichtlich verschwiegen hat, ehrgeizige Wünsche, die sie sogar am Hochzeitstage ihrer Tochter

Digitized by Google

nicht los werden kann. In allem übrigen kann ich nur auf Stahr's treffliche Kritik verweisen, durch die sich alle Einwürfe, die man gegen das Stück vorgebracht hat, von selbst erledigen und Lessing als ein Dichter erscheint, qui nil molitur inepte. Wir müssen — dies ist gegen den Leibarzt Gunther zu bemerken — bei „Emilia Galotti" unsere Schulerinnerungen gänzlich vergessen. Si duo idem faciunt, non est idem — gilt vollkommen von der That des Odoardo, die mit der des Virginius nur beziehungsweise zu vergleichen ist. Lessing's „Emilia Galotti" ist die Probe zur „Hamburgischen Dramaturgie". Am Schluß der letztern ruft Lessing aus: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter; fast sollte man sagen, dieser sei, keinen haben zu wollen." Darum schrieb Lessing eine bürgerliche Tragödie; der Sinn der Deutschen für politische Thatkraft war nicht geweckt, die antike Bewunderung des Tyrannenmords ist der christlich-kirchlichen Anschauung schnurstracks entgegengesetzt; wie konnte Lessing daran denken, den Deutschen schon damals das zu predigen, was Schiller's Aufgabe geworden ist? Der antike Stoff wurde also vollkommen umgedichtet, aber auch in dieser Umdichtung enthielt die Tragödie einen politischen Gärungsstoff, und nicht umsonst hat Goethe gesagt, Lessing habe in Emilia Galotti „seine Piquen gegen die Fürsten ausgespielt".

Lessing hat die Einwendung, die Gunther vorbringt, vorausgesehen, und sich in einem Briefe zum voraus vertheidigt. Freilich ist es, wie Gunther bemerkt, in Lessing's Sinn, sich autoritätslos zu verhalten; aber Einwürfe, gegen die Lessing selbst sich verwahrt hat, die schon oft vorgebracht und ebenso oft gründlich widerlegt worden sind, als neue, interessante Bemerkungen in einem für ein größeres Publikum berechneten Roman vorzutragen, dies streitet — namentlich wenn der Ton, den Irma anschlägt, nicht als völlig unstatthaft zurückgewiesen wird — wenigstens nach meiner Ansicht mit den Forderungen, die man an den Verfasser eines Romans stellen muß.

Digitized by Google

Der Ritter Georg.

Von

Hans Weininger.

Der heilige Georg war im Mittelalter das Vorbild wie der Schutzpatron der gesammten Ritterschaft. In allen Bedrängnissen und bei jedem schweren Anliegen gelobte sich der deutsche Ritter dem Sanct-Georg, und den Gefühlen seiner Dankbarkeit pflegte er dadurch Ausdruck zu geben, daß er diesem Heiligen entweder an dem Orte des Gelöbnisses oder an dem der überstandenen Lebensgefahr eine Steinsäule errichtete und diese gewöhnlich mit seinem Wappen schmückte. Wie dann im Laufe der Zeiten in Vergessenheit gerieth, wer und aus welchem Grunde man ein solches Steinbild errichtet habe, trat die Phantasie des Volks dafür ein, indem sie annahm, hier habe der heilige Georg zu Fuß oder zu Roß, mit Lanze oder Schwert, wie ihn der Künstler eben dargestellt, eins seiner vielen Wunderwerke vollbracht; ließ sich aber das Wappen noch erkennen, so erzählte man, die vom Ritter Georg aus der Gewalt des Drachen befreite Jungfrau sei diesem oder jenem Geschlechte entstammt. So hatte die Familie Heidecker auf dem Georgswasen bei Immendorf unfern Rain in Oberbaiern diesem Heiligen eine Votivsäule errichtet und das Volk die Sage daran geknüpft: alle Jahre an einem bestimmten Tage hätte dem Drachen, der sich vordem auf dieser Wiese sonnte, eine durch das Los bestimmte Jungfrau geopfert werden müssen; als nun das Los die Tochter des Ritters Heidecker getroffen — dessen Wappen, ein der Länge nach in Gold und Schwarz getheilter Schild, noch wahrzunehmen — und der verzweifelnde Vater sich nicht zu helfen gewußt, da habe sich der heilige Georg in seinem Lichtschimmer genaht und ohne viel Zeitverlust oder Kraftaufwand den scheußlichen Drachen getödtet.

Sanct-Georg galt als das irdische Abbild des kriegerischen Erzengels Michael, der nach der Offenbarung Johannis den Drachen in den Abgrund der Hölle stürzte; auch von ihm sagt die Legende, er habe als Prinz von Cappadocien einen Drachen erlegt und die Prinzessin Aja befreit, die von jenem verschlungen werden sollte, sei jedoch später als Christ von den Heiden zu Tod gemartert worden. Diese Jungfrau bedeutet die Kirche, der Drache das Heidenthum oder eine der Kirche feindliche Macht, der Heilige die christliche Ritterschaft, welche berufen ist, die Kirche zu schirmen.

Gefeiert als Schutzherr der Christen gegen das Volk der Heiden, heilig gepriesen als einer der huldvollsten und am höchsten geängsteten

Digitized by Google

Märtyrer bei der Christenverfolgung, breitete sich Georg's Verehrung sehr bald aus. Das Morgenland war der Schauplatz seiner Thaten, seiner Martern, und so war es auch hier zuerst, wo er als Heiliger angerufen wurde. Konstantin der Große ließ ihm zu Ehren eine Kirche in Konstantinopel erstehen; seinem Beispiele folgten sehr bald andere Städte des Morgenlandes. Nach der ältesten griechischen Legende wurde Kaiser Diocletian durch Apollo, dem er vor allen andern Göttern huldigte, angeregt, gegen die Christen zu wüthen. Georg, von christlichen Aeltern geboren, begab sich nach seines Vaters Tode aus seiner Heimat Cappadocien nach Palästina, und trat, nachdem hier auch seine Mutter verblichen, in des Kaisers Kriegsdienste, wo er es zu hohen Würden brachte. Als jedoch bekannt wurde, daß er sich zum Christenthum bekenne, überfiel man ihn in seiner Wohnung, schleppte ihn in einen feuchten Kerker und beschwerte seine Brust durch einen gewaltigen Stein, von dem ihn ein Engel befreite. Als er sodann auf ein Rad mit spitzigen Zacken geflochten wurde, befreite ihn gleichfalls ein Engel; in eine frische Kalkgrube geworfen, entstieg er derselben unversehrt, und auch zwei giftige Tränke eines Zauberers schadeten ihm nichts. Schließlich zwang er den Apollo, in Gegenwart des Kaisers zu bekennen, daß er kein Gott, sondern nur einer der gefallenen Engel sei. Da ließen ihn die erbosten Priester am 23. April 303 fesseln und ihm den Kopf vor die Füße legen. Erst mit Ende des 12. Jahrhunderts drang die Verehrung Sanct-Georg's in das Abendland, und zwar infolge des damaligen Kreuzzugs, dessen glücklichen Ausgang man diesem ritterlichen Heiligen zu verdanken glaubte. Die Christen hatten sich mit einem mächtigen Heere vor Jerusalem gelagert, wurden aber von den Heiden hart bedrängt. Da erschien einem Priester ein schöner Jüngling und sprach: „Ich verkünde dir gute Mär. Bringt Sanct-Georg's Reliquien vor die Stadt, so wird er euer Helfer sein.“ Man befolgte den Rath. Nun zeigte sich der heilige Georg als Ritter in schimmerndem Gewande, eine weiße Fahne mit dem rothen Kreuze in der Hand. Er forderte die Christen auf, ihm gegen den Feind zu folgen, und Jerusalem ward im Sturm genommen. Darum wird er im Abendlande in ritterlicher Rüstung hoch zu Roß dargestellt, zu seinen Füßen der erlegte Drache.

Was den Drachen — kampfbereit oder verendet — anbetrifft, so erzählt keine der ältern Legenden das mindeste von dem Kampfe Georg's mit einem solchen. Diese entstand erst im 14. und 15. Jahrhundert durch die Darstellung solcher Kämpfe in Stein, deren Allegorie dem Volke nicht mehr verständlich war. Sie ist in Wahrheit nur die auf das Christenthum übertragene Mythe von Perseus. Der Drache bedeutete den Winter, Andromeda die in dieser Jahreszeit gefesselte Vegetation,

Digitized by Google

und Perseus die Sonne, welche den Winter besiegt und die junge Saat gleich der Blütenwelt aus dem Schos der Erde befreit. Damit stimmt sogar der Name Georg — der Erdwirker — und sein Fest am 23. April überein.

Ueberreste einer ehemaligen Frühlingsfeier haben sich bisjetzt in einigen Gegenden Deutschlands unter dem Namen „Drachenstich" erhalten. Am ersten Sonntage nach dem Fronleichnamsfeste wird zu Furth, einem kleinen Grenzstädtchen des Bairischen Waldes, ein solcher abgehalten. Schon am Abend zuvor ziehen die benachbarten Böhmen in dichten Scharen ein und übernachten größtentheils auf dem Marktplatze, um den aus altersgrauer Vorzeit stammenden „Drachenstich" mit anzusehen. Nachmittags 2 Uhr nimmt das Schauspiel seinen Anfang. Unter dem Rathhause sitzt eine Königstochter aus unbekanntem Land, ein Goldkrönlein nebst Schleier auf dem Haupte, ihr zur Seite als Ehrenfräulein oder Gesellschafterin die sogenannte „Nachtreterin". Auf der entgegengesetzten Seite des Marktplatzes hat sich auch der scheußliche Drache eingefunden, ein mit grünbemalter Leinwand überzogenes und von zwei darunter verborgenen Burschen dirigirtes Holzgerippe. Langsam nähert er sich durch die Menge seiner Beute. Wenn es ihm gelingt, einer vorwitzigen Böhmin die breite Tellerhaube vom Kopfe zu reißen, so gilt das als ein Hauptspaß. Sobald er in die Nähe der jammernden Prinzessin gelangt, galopirt ein geharnischter Ritter daher, neigt vor derselben ehrfurchtsvoll seine Lanze und spricht:

Grüß Gott, grüß Gott, Ihr königliche Tochter mein!
Was macht Ihr hier auf diesem kalten Stein?
Mich dünkt, Ihr seid ganz trauervoll,
Die Sach', die Sach' steht nicht gar wohl?

Die Prinzessin entgegnet:

Ach, edler, treuer Rittersmann!
Mein' Noth und Treu' zeig' ich Euch an;
Ich wart' dahier auf Drachengreu'l,
Er wird mich schlucken in aller Gil!

Der Ritter versetzt nun:

Schad't nicht, schad't nicht, seid wohlgemuth,
Die Sach', die Sach' wird b'währt und gut;
Rufet zu mir und betet zu Gott,
Er wird uns helfen aus aller Noth!

Die Prinzessin erwidert bittend:

Ach edler, treuer Rittersheld,
Flieht weit hinweg, flieht weit ins Feld!
Sonst müßt Ihr Euer ritterliches Leben
Mit mir bis in den Tod aufgeben.

Digitized by Google

Darauf verkürzt der Ritter die Zügel seines Pferdes, nimmt die Lanze unter den Arm und spricht:

Ich als starker Rittersmann,
Das grausam Thier macht mir nicht bang.
Mit meiner Lanz' und Ritterhand
Will ich ihn räumen aus dem Land.

Während er sein Pferd ansprengen läßt, ruft ihm die Prinzessin noch nach:

Seht, seht Ihr Ritter und Herr!
Das grausam Thier tritt schon daher!

Eine mit Ochsenblut gefüllte Blase befindet sich in dem weitaufgerissenen Rachen des Scheusals. Diese muß der Ritter mit seiner Lanze zu durchstechen trachten, daß das Blut im Bogen herausspritzt. Trifft er die Blase nicht, so ist das ganze Spiel verdorben, Hohn und Spott verfolgen ihn solange er lebt. Da nach dem Lanzenstoß der Drache noch nicht zusammenbricht, so versetzt ihm der Held des Tages noch ein paar Schwertstreiche. Ein Pistolenschuß macht dem Leben des gefürchteten Thieres ein Ende. Voll Siegesfreude ruft nun der Ritter der Prinzessin zu:

Freud', Freud', Ihr königliche Tochter mein!
Jetzt könnt Ihr frisch und fröhlich sein,
Dem Drachen hab' ich geben seinen Rest,
Weil er die Stadt so lang gepreßt.

Einen Kranz in der Hand verneigt sich die Prinzessin und spricht:

Ach, edler, treuer Rittersheld,
Weil Er den Drachen hat angefällt,
Zu Seinem Schwerte und Ritterglanz
Verehr' ich Ihm ein'n schön Ehrenkranz.

Von der Bühne herabsteigend, windet sie ihm den Kranz um den Arm und sagt den Schlußvers:

Der Herr Vater und Frau Mutter werden kommen gleich
Und werden uns geben das halbe Königreich.

Die Prinzessin, der Ritter Sanct-Georg, die Nachtreterin, die Knappen und die Drachenseelen, die ihrem Amt wohl vorgestanden, ziehen nun in ein Gasthaus zum Rittertanz. Die Masse der Zuschauer verliert sich in den Schenken, bespricht das Schaustück, und die ganze Festlichkeit endet mit einem Trinkgelage.

Die Vorführung solcher Drachenkämpfe im Frühjahr oder Hochsommer — sei es in dramatischen Darstellungen oder in Festaufzügen —

Digitized by Google

hat in der Vorzeit jedenfalls eine größere Verbreitung gehabt. Dafür spricht auch die Thatsache, daß in den frühern großartigen und prunkhaften Fronleichnamsprocessionen ein Ritter mit einem Drachen oder eine Jungfrau, welche den folgsamen Lindwurm an einem Bande führt, eine altherkömmliche Erscheinung, ein stereotyper Bestandtheil derselben war. Bis zur Stunde noch wird zu München bei dem festlichen Umzuge am Fronleichnamstage ein außerordentlicher Prunk entfaltet, wenngleich die Hauptpersonen des Alten und Neuen Testaments nebst der Schar von Heiligen darin nicht mehr vorkommen, wie dies in frühern Zeiten üblich gewesen. Am meisten ließ es sich von bairischen Regenten der Herzog Wilhelm V. angelegen sein, durch in die Augen fallenden Prunk auf das Volk zu wirken. Die Aufzeichnungen des Licentiaten Müller aus dem Jahr 1580 lassen ersehen, wie der ganze Zug sich ordnete und Herzog Wilhelm V. wünschte, daß die einzelnen Hauptpersonen beschaffen sein möchten: „Gott Vater, eine lange gerade Starkhe wolformierte person, welche einen zimlich langen dikhen graben part vnnd vnter dem angesicht schöne reslete farb hat vnd nit gelb, Kupferfarb oder pfinnig aussieht, Sonder glatt vnder dem angesicht sey, fast einer solchen gestalt wie der alt Herr Doktor Sixt seligen ausgesehen oder wie der inderstorffer wierth ein gestallt hat. — Der Lazarus mueß eine dirre gelbe person sein vnd ein khlains dins pärtl haben, wie man denn allzeit einen Spängler, welcher gar tauglich darzue ist, braucht. — St. Augustinus soll ein langer Zimblich faister molscheter Mann sein, der gar khain part, oder nur ein wenig khnebel pärtle vnd einen zimblichen Kienzen (Doppelkinn) vnd fast ein gestallt hat wie der Ainhoffer gastgeb. — Die erste Maria (es waren deren 16) in der Miller Zunfft wie Sy Joseph vermehlet wirt, soll fein zichtig herein geen, nit vil umbsehen vnd die hendt aufheben sam (weil) sy bettet, doch khainen pater noster (Rosenkranz) haben." — Sanct-Georg, jederzeit durch einen vom Adel vertreten, erhielt seine hellblinkende und prachtvolle Rüstung, die Lanze und das reichgeschmückte Streitroß vom Hofe, sein Page war ein junger Adelicher, und eine Schwadron schwer Geharnischter bildete seine Schutzwache. Trompeter und Heerpauker eröffneten die Escorte des Drachentödters. Ihm voran ging die heilige Margaretha, den greulichen Lindwurm an einer rothen Binde führend. Eine Jungfrau trug ihr die schwerseidene Schleppe. Nach dem Umzug hatte St.-Jürgen der adelichen Jungfrau, welche die heilige Margaretha vorgestellt, nach altem Herkommen Stoff zu einem Seidengewande zu verehren.

Auf Bildern der griechischen Kirche erscheint Sanct-Georg gleichfalls hoch zu Roß, vor ihm jedoch ein Kind mit einer Gießkanne, welche Darstellungsweise wol eine Anspielung auf den befruchtenden Frühlingsregen und in Uebereinstimmung mit der ältern heidnischen Symbolik

Digitized by Google

den Namen Geurgos bezeichnen soll. Ganz im Gegensatze zu den Darstellungen in der katholischen Kirche werden dieselben in der griechischen noch so gegeben wie in den allerältesten christlichen Zeiten. Für jedes zu schaffende Bild ist genau die kirchliche Vorschrift vorhanden, wie der Gegenstand aufgefaßt und in Farbe wie Zeichnung ausgeführt werden soll. Den Malern wird ein Mönch oder Geistlicher beigegeben. Während die mit der Arbeit betrauten Künstler ihre Entwürfe auf die Wand zeichnen, liest der Kleriker die betreffende Stelle aus der Heiligen Schrift sowie die Vorschriften über Auffassung und Darstellungsweise laut vor, und wiederholt die Vorlesung, bis das Gemälde fertig ist.

Ganz vorzügliche Verehrung genießt Sanct-Georg am Kaukasus, denn bei dessen Bewohnern herrscht der Glaube, er verleihe seinen Verehrern Muth und kriegerische Entschlossenheit. Jede Gemeinde behauptet, ihr Heiligenbild sei tapferer als das der nächsten Ortschaften. Wolfgang Menzel deutet in seiner „Christlichen Symbolik" darauf hin, daß selbst die mohammedanische Religion auf diesen gefeierten Helden Ansprüche macht, indem er zu Mosul unter dem Namen des heiligen Dscherdschis verehrt wird, woselbst er vierzigmal die Feuerprobe bestanden haben soll. Auf dem Libanon befindet sich ein Grab des heiligen Georg, dessen auch Niebuhr erwähnt. Bemerkenswerth ist jedenfalls die Uebereinstimmung der christlichen Legenden mit der mohammedanischen Sage von Chisr. Dieser mythische Held befreit unter ganz ähnlichen Umständen eine Jungfrau von einem Drachen. Chisr aber steht dem berühmten Jungbrunnen vor, gilt als der erste aller Aerzte und bedeutet gleich dem Perseus wieder die verjüngende Frühlingskraft.

In Oberdeutschland ging aus der großen Adelsgesellschaft „Zum Georgenschild" der Schwäbische Bund hervor. Sogenannte Sanctgeorgenthaler, auf denen der ritterliche Heilige mit dem Lindwurm abgebildet war, sollten hieb- und schußfest machen, weshalb sie bis nach dem Dreißigjährigen Kriege von vielen Offizieren und Soldaten auf der Brust getragen wurden. Manches alte Stück in Münzsammlungen zeigt noch das angenietete Oehr, durch welches das um den Hals geschlungene Band lief.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Briefwechsel Voltaire's und der Markgräfin von Baireuth.

Unter den Papieren der Familie von Miedel in Baireuth fand sich ein altes Heft, auf dessen erstem vom Alter fast gebräunten Blatte in großen Schriftzügen die Worte standen „Lettres de Voltaire". Die Aufschrift rührte von der Markgräfin Wilhelmine, der Lieblingsschwester Friedrich's des Großen, her; das Heft enthielt 25 bisher mit zwei Ausnahmen noch unbekannte und ungedruckte Briefe Voltaire's. Dieselben wurden jetzt von Georg Horn unter dem Titel: „Voltaire und die Markgräfin von Baireuth" (Berlin, königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei) herausgegeben. Wie diese Briefe in den Besitz der Miedel'schen Familie gelangt, darüber erlaubt sich der Herausgeber nur einige Andeutungen. „Auf dem Verzeichnisse waren die Zeilen, die darüber hätten Aufschluß geben können, mit unverkennbarer Absicht fast ganz unleserlich gemacht worden; nur drei Worte waren noch lesbar und diese berechtigen zu der Annahme, daß nach dem Tode der Markgräfin das Manuscript nach Stuttgart gekommen war in den Besitz ihrer einzigen Tochter Friederike, der Gemahlin des Herzogs Karl von Würtemberg.... Die Herzogin von Würtemberg starb nach einer unglücklichen Ehe, von ihrem Gemahl getrennt, im Jahre 1780 in Baireuth und zwar, wie die mündliche Ueberlieferung sagt, an den Folgen eines Pflanzengifts, welches sie jeden Morgen zur Erhaltung eines frischen Teints in die aufgeritzte Haut zu träufeln pflegte. Ihr Nachlaß, darunter ihre Bibliothek und in derselben jedenfalls unser Manuscript, war versteigert und von dem betreffenden Mitglied der von Miedel'schen Familie, einem markgräflichen Hofkammerrathe, der künstlerische und wissenschaftliche Interessen verfolgte, erstanden worden." Diese Briefe Voltaire's nun, mit den Antworten der Markgräfin, die sich in Voltaire's gesammelter Correspondenz vorfinden, hat Georg Horn in deutscher Uebertragung herausgegeben; wir hoffen, daß auch die Veröffentlichung der Originalhandschrift nicht lange auf sich warten lassen wird. Durch eine geschickte Verbindung der einzelnen Briefe wie durch anderweitige Mittheilungen über ihren Inhalt erweitert sich das Ganze zu einem trefflichen Lebensbilde Voltaire's und Wilhelminens während der Jahre ihres brieflichen Verkehrs. Mit großer Kenntniß seines Gegenstandes verbindet Georg Horn eine Anmuth der Darstellung, die gleichsam ein gelungener Abdruck des Rococozeitalters ist; feinfühlig und geistvoll beurtheilt er die Charaktere des Dichters und der Markgräfin, er wird ihnen gerecht, ohne sich von ihnen blenden zu lassen.

Die Briefe beginnen am 26. Sept. 1742, wo Voltaire von Brüssel an die Markgräfin schreibt (er hatte sie im November 1740, als er zum ersten mal am Hofe Friedrich's verweilte, in Rheinsberg und Berlin kennen gelernt), und enden mit einem aus dem Landsitze Les Délices bei Genf datirten Schreiben vom 27. Sept. 1758. Wilhelmine hat es auf ihrem Sterbebette gelesen, sie verschied am Tage der Schlacht bei Hochkirch, am 14. Oct. desselben Jahres. Viel des Thatsächlichen enthalten die Briefe nicht und geben uns über das Verhältniß Voltaire's zu Friedrich keine neuen Aufschlüsse. Aber sie zeigen ihn und die Markgräfin von ihrer liebens-

Digitized by Google

würdigen Seite. Er wie Wilhelmine, wegen ihrer bekannten Memoiren über den Hof ihres Vaters, Friedrich Wilhelm's I., stehen in dem Ruf der Herzlosigkeit und unverzeihlicher Spottsucht. Zu den vielen guten und edlen Thaten indeß, die wir von ihnen wissen, gesellen sich diese Briefe, um Zeugniß von den bessern Eigenschaften ihres Herzens abzulegen. In beiden herrschten nicht allein Witz und Geist, sondern auch das Gemüth und die Liebe zum Guten. Wilhelmine lebte in unglücklicher Ehe, sie hatte, um die Versöhnung Friedrich's mit dem Vater herbeizuführen, sich selbst zum Opfer gebracht und den Erbprinzen von Baireuth geheirathet; später faßte sie Neigung zu ihrem Gemahl, er aber vernachlässigte sie. Zu ihrem Seelenschmerz kamen körperliche Leiden. Das Einzige, was sie aufrecht erhielt, war ihre schwärmerische Verehrung und Liebe für ihren Bruder. Es waren die Sonntage ihres Lebens, wenn sie an seinem Hofe in Berlin und Potsdam weilte; der Kummer über seine Gefahren und sein Unglück hat ihr mit das Herz gebrochen. Voltaire sah sie, wie bemerkt, im Jahre 1740 zum ersten mal; im Herbst des Jahres 1743 verbrachte er einige Tage in Baireuth und dem köstlich gelegenen Lustschloß der Eremitage mit ihr. An Maupertuis schrieb er damals: „Baireuth ist ein wunderlieblicher stiller Ort, man kann da alle Annehmlichkeiten eines Hofs ohne die Unbequemlichkeit der großen Welt genießen.“ Im Jahre 1750 begegneten sie sich wieder in Berlin und Sanssouci, damals feierte der König der Schwester zu Ehren das berühmte Carrousel auf dem Schloßplatze von Berlin. Während Voltaire's Aufenthalt an dem preußischen Hofe war der Briefwechsel zwischen ihm und der Markgräfin sehr lebendig; wesentlich ist es ein Gedankenaustausch; das Geschäftliche darin dreht sich darum, den Marquis von Argens, den Voltaire der Fürstin empfohlen, für ihren Hof in Baireuth, dem es an gescheiten Männern, an einer „Stütze der Conversation“ fehlt, zu gewinnen: es ist die Zeit, wo diese deutschen Höfe nicht ohne französische Sänger, Tänzer, Lakaien und Kammerherren bestehen konnten. Anekdoten finden sich nicht in den Briefen; in zierlich gewählter Sprache, in geistreichen Wendungen theilen sich beide mit, was im Augenblick flüchtig ihren Kopf und ihr Herz beschäftigt. Einmal versucht Voltaire in seinem Streit mit dem Könige ihre Vermittelung anzurufen, sie scheint es aber abgelehnt zu haben, sich zwischen die beiden mächtigen Gegner zu stellen. Die Aerzte riethen ihr, bei der Zunahme ihrer Krankheit, eine Reise nach dem südlichen Frankreich zu machen. Auf dem Wege dahin, im October 1754, berührte sie Kolmar, wo sich Voltaire damals aufhielt. Ein zärtliches Wiedersehen fand statt, begleitet, wie es im 18. Jahrhundert nicht anders möglich war, von einem glänzenden Souper, das Voltaire am andern Tage büßen mußte. In Lyon begegneten sich beide zum letzten mal. Oefters drückte Voltaire, von seinem Asyl am Genfersee, den Wunsch aus, nach Baireuth zu kommen, aber es blieb bei der Sehnsucht. Während der ersten Jahre des Siebenjährigen Kriegs nimmt der Ton der Briefe eine leidenschaftlichere Färbung an. Die Markgräfin ist in tiefster Seele von der Gefahr des Bruders erschüttert, Voltaire vergißt, wenigstens auf Augenblicke, die Kränkungen, die ihm der König zugefügt, und ist von Bewunderung seiner Heldengröße hingerissen. Und nicht thatlos bleibt diese Empfindung; Voltaire vermittelt die Briefe der Fürstin an die einfluß-

Digitized by Google

reichsten Personen seiner Bekanntschaft, an den Cardinal von Tencin, den Herzog von Richelieu, um zwischen Friedrich und Frankreich einen Frieden herzustellen. In diesen Sorgen und Mühen ist Wilhelmine gestorben; auf den Wunsch des Königs, im Drang seines Herzens schrieb Voltaire 1759 die berühmte Ode auf den Tod der Markgräfin, nach seiner „Ode an den Genfersee" die schönste, die er gedichtet. Den ersten Entwurf, den er dem König schickte, fand dieser nicht großartig und schwungvoll genug, darauf arbeitete Voltaire das Gedicht aus, wie wir es jetzt lesen. Mit einer gelungenen Uebertragung der besten Strophen desselben schließt Georg Horn seine interessante Monographie. *) K. F.

*) Unsere Leser werden sich der interessanten Briefe des Barons von Pöllnitz an die Markgräfin von Baireuth erinnern, welche, ebenfalls in dem Nachlaß der Familie von Miedel aufgefunden, durch Georg Horn im „Deutschen Museum", Jahrgang 1865, Nrn. 25 und 26, mitgetheilt worden sind. D. Red.

Ein Prachtwerk für die Jugend.

Eins der sinnreichsten und geschmackvollsten Werke ist vor kurzem zur Zierde des diesjährigen Weihnachtstisches erschienen: „Illustrirter Handatlas zur Länder- und Völkerkunde. Im Verein mit Heinrich Leutemann herausgegeben von Ehrenfried Leeder und Theodor Schade" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Die Herausgeber stellten sich die Aufgabe, Karten und Bilder sich gegenseitig ergänzen zu lassen. Die saubern und vortrefflich nach den neuesten Quellen ausgeführten 22 Karten werden von 243 Bildern in Stahlstich umgeben, welche uns Darstellungen der Landschaften, des Thier- und Pflanzenreichs, des Völkerlebens, der hervorragendsten Bauwerke der entsprechenden Länder zeigen. So umgeben z. B. die Karte von Asien Abbildungen der Chinesischen Mauer, der Bohea-Theehügel, chinesischer Dschonken und Gebäude; andere Illustrationen stellen den Kaukasus, den Sinai, einen Urwald, die verschiedenen Thiergeschlechter und Volksstämme des Erdtheils dar. Auf der Karte von Ostindien sehen wir einen indischen Tempel, die heilige Quelle des Ganges, eine Landschaft auf Ceylon. Besonders gelungen sind die Karten und Bilder der europäischen Länder; außer der Hauptkarte sind 13 Karten den einzelnen Theilen gewidmet. In ausgedehnter Weise wird dem Volksleben hier in Illustrationen Rechnung getragen. Da sind tanzende Derwische, ein türkisches Kaffeehaus, das Innere einer russischen Bauernhütte, der Rutschberg, und dann wieder in der feierlichen Procession des Palmsonntags der Papst. Das Ganze gewährt einen durchaus umfassenden und anschaulichen Ueberblick der Geographie, der Thierkunde und der Ethnographie, soweit er eben für ein jugendliches Alter geeignet ist. Gleichzeitig ist mannichfachste Anregung und systematischer Unterrichtsstoff geboten. Die künstlerische Ausführung ist von bewunderungswürdiger Sorgfalt und Feinheit. Wenn das Werk seiner ganzen Anlage nach zunächst für den Lernenden, für Knaben im reifern Alter und in höhern Klassen bestimmt ist, so bietet es doch auch dem Herangewachsenen, dem Freund der Erdkunde den reichsten Stoff zum Selbststudium und wird ihm einen dauernden Genuß gewähren. K. F.

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus London.

Ende November 1865.

MR. Der Tod Palmerston's hat seine Folgen. Mit ihm starb nicht nur eine Person, sondern auch eine Politik. In auswärtigen wie in innern Angelegenheiten wird das mehr und mehr fühlbar werden. Schon der bloße Personenwechsel hat hier und dort ändernd eingegriffen. Palmerston hatte ein ganzes Menschenalter hindurch die Einmischungspolitik in historisch unvergeßlicher Manier betrieben; in den letzten zehn Jahren seines Lebens aber, als die Handelsinteressen Englands sich von jeder Störung des ergiebigen Friedenhaltens scheu abwendeten, schrieb er Nichteinmischung unter seine Cabinetsfirma. Da Ausnahmen die Regel fixiren, so betrachten die Engländer die Häkeleien wegen Schleswig-Holsteins eben nur als eine extraordinäre Ausnahme. Russell's Nachfolger im auswärtigen Amte, Lord Clarendon, setzt die „Ausnahme" fort, und es ist kein Geheimniß, daß er in Wien „englisch lispeln" läßt in Sachen der schleswig-holsteinischen Frage. Mit welchem Erfolge, ist abzuwarten. In Amerika hat die Nachricht vom Tode Palmerston's gleichfalls Aenderungen, wenigstens in der Stimmung zur Folge gehabt. Während noch Anfang November die von dort herübergekommenen Blätter nur die Alternative discutirten: „Genugthuung oder Krieg" bezüglich jener großen Entschädigungsansprüche wegen der Piraterien verschiedener in englischen Häfen ausgerüsteter Alabamas, brachte die nächste Post andere Zeitungen und andere Melodie. Danach schreibt man dem Ableben Palmerston's die Bedeutung zu, daß mit ihm der bitterste Gegner der Vereinigten Staaten aus diesem Leben geschieden und demzufolge ein Krieg zwischen England und Amerika so gut wie „unmöglich" werden müsse. Das ist ein großes Wort gelassen ausgesprochen. Wie weit jene rasch geschriebenen Zeitungsartikel in diesem Falle die öffentliche Meinung verkünden, ist sehr zweifelhaft. Wie Memoiren oft eigenthümliche Aufschlüsse geben, wo die Facta des Historikers keine Klarheit geboten, so hat auch die große Privatcorrespondenz, die im Handelswege zwischen hier und drüben hin- und hergeht, ihre Bedeutung. Auszüge daraus kommen häufig in die englische Presse, die es sich zur Gewohnheit gemacht, einen unbegrenzt großen Sprechsaal für die Eingesandts dem Publikum offen zu halten, handle es sich nun um eine häusliche Brot- und Butterfrage oder um die Unverständlichkeit irgendeiner Laune der auswärtigen Politik. Nach solchen Notizen zu schließen, schiebt man officiell auch drüben, wie hier, einen Bruch so weit wie möglich hinaus. Antwort und Gegenantwort im Depeschenwechsel über die kitzliche Entschädigungsfrage folgen sich ohne Hitze und in höflichsten Umschreibungen, dabei aber auch in monatelangen Pausen beiderseits. Beweis genug, daß man sich nicht beeilen will, einem Ultimatum oder Ultimatissimum allzu nahe zu rücken. Bei Diplomaten wird ein altes Sprichwort oft rückwärts gelesen und lautet dann: „Thue ja nicht heute, was bis morgen Zeit hat." So geht es officiell zu. Die Presse hat natürlich diese Motive und also auch diese Geduld nicht, noch weniger das große Publikum in Amerika, und es ist ihm wohl zu verzeihen, wenn es nach der zweifelhaften Moral: „Wie du mir, so ich dir", mit Vergnügen

Digitized by Google

zufieht, wie der Feniercongreß einen Einfall in das britische Canada beschlossen und schon „fenische Alabamas" ausrüstet, um auf englische Handelsschiffe Jagd zu machen. Der Yankee sagt: „It serves them right" (das geschieht ihnen recht) nämlich den Engländern. „Sie lehnen alle Verantwortlichkeit für die ehemaligen Kreuzer der Südlinger ab, die in Liverpool und Glasgow gebaut und armirt waren, so sind auch wir nicht für die fenischen Manövers ähnlichen Stils verantwortlich. Wir werden Earl Russell seine eigenen Argumente heimzahlen, ihn mit seinen eigenen Worten schlagen, falls er etwas gegen die fenischen Kreuzer zu erinnern haben sollte." Daß es den Iren nicht auch am lebendigen Material für so riskante Unternehmungen mangelt, dafür sorgen jene zahllosen Rowdies, welche die Kriegsmuskete an den Nagel gehängt haben und wieder „von ihrem Talente" leben wollen. Groß ist hier die Erbitterung, daß die französische Presse das Sticheln wegen dieser und anderer Schwierigkeiten nicht lassen kann und „trotz der international visits, trotz der international exhibitions, ja vorausfichtlich trotz der directen Wünsche des Kaisers „sich in dem ergehe, was man «leider» in pariser Cafés gern lese". So nergeln die französischen Blätter noch immer wegen des bekannten Puffs, welchen die Yankees losgelassen mit der Veröffentlichung einer Liste der englischen Actionäre jener unfriedlichen Baumwollenanleihe, für welche die frühere Regierung der Südstaaten jenes edle Plantagegewächs im Wege des „Hoffnungskaufes" — wie der Jurist sagt — verpfändete. Die Liste umfaßte bekanntlich hohe officiöse Namen, auch die Namen verschiedener Eigenthümer von englischen Journalen und die von deren Redacteuren und Correspondenten mit Summen, die deutsche Zeitungsschreiber melancholisch machen könnten, welche letztere ja selten viel zu verborgen haben. Die Männer von der „Times" und der „Morning-Post" u. a. hatten seitdem die Aufzeichnung ihrer Namen für eine perfide Fälschung erklärt oder sich auf die naive Versicherung beschränkt, daß sie keinen „Schaden" bei der Anleihe gemacht. Wieder andere schweigen ganz. Am wüthendsten geberdete sich der Chefredacteur der „Times", über die Anmuthung, als sei er einer der betrübten Actionäre gewesen, die wegen der „weggeschwommenen Felle" sehr an einen sprichwörtlichen „betrübten Lohgerber" erinnern, — und kanzelte die betreffenden spottenden Collegen mit einem Hochmuth ab, der denn auch nicht verfehlte, ihm einige recht herbe Entgegnungen zuzuziehen. So widmete der „Star" ihm einen besondern Leitartikel, welcher einen eigenthümlichen Blick in die Zartheiten des journalistischen Verkehrs hierzulande erlaubt. So heißt es dort: „Konnte der Chefredacteur der «Times» erwarten, ein Privilegium dafür zu haben, sein ganzes Leben lang unbehelligt die Motive und die Laufbahn der besten und edelsten Männer zu verläftern, und, wenn einmal ein sonst nicht unglaubwürdiger Skandal seine werthe Person berührt, fordern, so ohne weiteres von vornherein für unschuldig gehalten zu werden? Welchen Mann von Werth und Wahrheit hat die «Times» nicht insultirt? Das Blatt hat auf die vagsten Gerüchte hin ja so oft seine Jagdgeschichten in der Gosse des Privatklatsches zusammengekratzt und seine Spalten zum Sprechsaal verleumderischer Einflüsterungen degradirt. Es war der Chefredacteur der «Times», welcher die Doctrin aufstellte, daß alles, wie roh und verächtlich auch, das über öffentliche Männer gesagt und vor

Digitized by Google

dieſen aus Nichtachtung unwiderlegt bleibe, von dem Journaliſten als anerkannt wahr behandelt werden müſſe. Seine Laufbahn als Chefredacteur iſt zu lange ſchon durch giftige «Schlangenſchleimſpur» (sic!) gekennzeichnet worden, als daß man ſeine Natur ſo ſchnell vergeſſen könnte. Von Nutzen war ſie indeß für ſeine Collegen in der Preſſe, wie etwa ein betrunkener Helot als böſes Beiſpiel eine Warnung für die ſpartaniſche Jugend wurde. Er ſcheint eine dünne Haut zu haben, weil ihn, der alle Welt angeifert, einmal als Unrechten ein Pfeil verletzt hat. Hoffentlich wird's ihm zur Lection dienen." So der „Star". Schwerlich findet man in der deutſchen oder franzöſiſchen Preſſe ſolche perſönliche Fehden unter den Chefs der „öffentlichen Meinung" wie die vorerwähnte. In Paris würde man ſogar ein tête-à-tête im Bois de Boulogne vorziehen. Dies alles gibt den Franzoſen Stoff zu allerlei Pointen, die man hier ſehr übel nimmt. Ein engliſches Blatt iſt ſo außer ſich über die Sticheleien, daß es ausruft: „Die Thatſache iſt, der Franzoſe mag den Engländer gerade ſo gern wie der Engländer den Franzoſen, und nicht mehr! Kommen ein Engländer, ein Franzoſe und ein Holländer zuſammen, ſo würden die erſten beiden ſofort willig mit dem letztern fraterniſiren, aber untereinander? nein! Gleich nach dem Waffenſtillſtand in der Krim gingen die engliſchen Offiziere davon und beſuchten die Ruſſen." Und das alles ſo ſchnell nach dem ſchönen Trinken zu Cherbourg und Portsmouth! Andere Hiebe hat die engliſche Preſſe zu „pariren", was aber nicht hindert, daß ſie „ſitzen" — ad vocem Irland. Die „ſcharfe Praxis" gegen die Fenier und ihre Preſſe bietet den Text dazu. Uebrigens verfährt man auch in Irland, wo es doch nicht einmal zu einer feniſchen Katzenmuſik gekommen, ſehr ohne „conſtitutionelle Umſtände". Auf Denunciation eines Bäckergeſellen hin erbrach die Polizei das Haus eines angeſehenen Friedensrichters in deſſen Abweſenheit, ſchnüffelte unter ſeinen Papieren herum und erklärte danach alles für ein Verſehen. Das Schiff Helvetia, welches von Neuyork nach Liverpool fährt, legt „wenn" es Paſſagiere für Irland hat, auch bei Queenstown an. Bei einer der letzten Herfahrten hatte es deren keine, dennoch wurde ein bewaffnetes Fahrzeug abgeſchickt und der Kapitän gezwungen, in jenen Hafen einzulaufen. Die darauf befindlichen Paſſagiere wurden zwangsweiſe gelandet, ſammt und ſonders arretirt, in eine Remiſe geſteckt und bis aufs Hemde viſitirt. Man nahm ihnen alle Briefe ab, erbrach und las ſie. Dann ließ man die Reiſenden mit entſchuldigungsreichem Achſelzucken als „unverdächtig" wieder gehen. Komiſch lieſt es ſich, wie oft, um ein einzelnes abgelegenes Haus zu viſitiren, eine Polizeimacht von 50—60 Mann ausmarſchirt und mitunter nur ein altes Mütterchen beim Kartoffelkochen überraſcht. Die Unterdrückung des feniſchen Journals „The Irish People", wobei man zum Ueberfluſſe auch die ganze Druckerei, die einem Geſchäftsmann auch für andere Arbeiten diente, nach dem dubliner Schloß ſchleppte, hat zu Entſchädigungsproceſſen gegen den Richter, der die Sache „riskirte", geführt; ſogar gegen den Vicekönig haben nicht weniger als vierzig gefangene Fenier wegen verfaſſungswidriger Maßregeln den Spieß umgekehrt. In manchen Fällen werden dieſe und jene Experimente John Bull viel Geld koſten. Er raiſonnirt zwar, aber bezahlt. Das iſt ein altes Sprichwort hierzulande. Geſchehen Uebergriffe, ſo deckt ſchließlich ein Haufen Gold die

Digitized by Google

Wunden zu. Das ist doch wenigstens „etwas" und tröstet auch irländische Idealisten.

Leider wird auch die Presse Englands blind, wenn sie en rage. Daß sie mit Ausnahme der «Daily News» und weniger anderer Organe die fürchterliche unverhältnißmäßige „Vergeltung" kühl und ruhig billigt, welche man in Jamaica gegen die Negerbevölkerung walten läßt aus Anlaß jener vereinzelten an zwanzig Weißen verübten Metzelei, erfüllt mit Trauer. Das erinnert an die grausige Methode englischer Standgerichte während der indischen Seapoy-Kriege, wo man Gefangene vor die Kanonenmündungen schnallte und sie durch den Schuß in Stücke riß. Man denke sich ein standrechtliches Hängen von einigen hundert Schwarzen ohne Unterschied des Geschlechts, und einen Kriegstanz von Soldaten aus dem Stamme der Maronen um die Galgen und „behängten Bäume", ausgeführt unter den Augen der englischen Commandeurs! Doch das geschah wenigstens auf der Insel selbst, geschah aus blinder Angst und Furcht, geschah, um einen kleinern Schrecken durch einen überwältigend großen Terrorismus zu erdrücken. Einige tausend Seemeilen sollten aber die Stimmung abkühlen. Doch englische Blätter daheim nennen den Galgen-Kriegstanz der Maronen ein „großartiges" Schauspiel. Wächst das am Baume der vielgepriesenen englischen Civilisation? Es ist die alte Schaudergeschichte. Der Engländer ist der letzte, Gerechtigkeit zu üben einem fern wohnenden Volke gegenüber, wenn ihm selbst ein Wehe zugefügt — ja auch ohne diesen Anlaß zu Zeiten, wie die Chronik Ostindiens und Australiens zur Genüge mit dichtbeschriebenen Blutblättern erzählt.

Das Publikum beginnt mit den Eisenbahn-Compagnien zu grollen, weil sie mit ihren zwangsweisen Landaufkäufen zu neuen und wieder neuen Concurrenzbahnen, über das Bedürfniß hinaus, das Netz immer enger zusammenziehen und den Grund und Boden über Gebühr zerstückeln, der schon zu enge für die Bevölkerung und ihre Bedürfnisse werde. Die Länge sämmtlicher Eisenbahnen in England betrug 1864 schon 13000 Meilen, zu denen das laufende Jahr allein 800 gefügt. Das angelegte Kapital beläuft sich auf 446 Millionen, also mehr als die Hälfte der enormen englischen Staatsschuld. Die Profite wuchsen in einem Jahre bis auf 34 Millionen Pfd. St., so viel als die Hälfte der gesammten Staatsrevenuen beträgt. Trotzdem sind die englischen Eisenbahncompagnien „arm", ihre Dividenden schmal. Da wird eine Viertelmillion oft von einer Compagnie auf Gerichtskosten verzettelt, denn die Rivalen gerathen sich alle Augenblicke in die Haare. So erhalten die Advocaten die fetten Austern und die Actionäre die Schalen. Eine andere Viertelmillion geht darauf für Entschädigungen, welche diese oder jene Compagnie für zerschmetterte Engländer, geknickte Arme und Beine und zerstörte Güter nach Eisenbahnunfällen zu zahlen hat, andere Viertelmillionen gehen darauf, weil man Land ohne Bedürfniß auf weite Strecken ankauft, nur um es einem Rivalen wegzuschnappen. Das Land bleibt dann wüste und unbenutzt. Dergleichen kann zu einer Calamität ausarten; es erklärt die Seufzer der Actionäre und das Wachsen der Schulden, denn die stete Vermehrung des Actienkapitals vermehrt die Bahnschulden und zerstückelt die Dividenden. Es gibt große Bahnen, die es kaum bis zu $1\frac{1}{2}$ Proc. halbjähriger Dividende bringen! Nur die Directionen, die Agenten und Landvermittler gedeihen wie die Kapaunen.

Digitized by Google

Der neue Lordmayor der City, Philipps, ist nicht, wie deutsche Blätter wissen wollen, ein deutscher Jude. Das war sein Vater. Er ist auch nicht als Schneidergesell, arm wie ein zweiter Whittington, in London eingewandert. Auch das war Philipps père. Der jetzige Lordmayor ist, wie englische Blätter versichern, englisch geboren und als ein „true John Bull" erzogen.

Sonderlinge sind in England nicht selten, haben sie aber besondere Courage, so werden sie populär. So ein Dutzend Waghälse, die bei der jüngsten Eröffnung einer neuen pneumatischen Eisenbahn in London als lebendige Fracht den „unterirdischen Schuß" mitmachten. Die dunkle Reise durch eine Tube oder Röhre von 4 Fuß Durchmesser und 4½ Fuß Höhe wurde in sieben Minuten zurückgelegt. Die Strecke betrug drei englische Meilen. Die Passagiere schossen an dem einen Ende hinein und am andern wieder hinaus, aber rußgeschwärzt und „die Sinne des Gesichts und Gehörs in sichtlicher Confusion". Einer beschreibt die Fahrt wie folgt: „Es ging rasend schnell. Alle Haare standen mir zu Berge, als ich wie ein Mazeppa auf meinen Mehlsack geschnallt dalag mit dem Gefühl, als risse man mich über einen holperigen Knüppeldamm im rapidesten Tempo. Das krachte, rasselte, schrillte und rumorte mir um die Ohren, und dazwischen heulten die Nebel-Schallsignale. Am wehesten thaten die Stöße, wenn es um die Ecke ging. Auf das Ohr macht dies alles den Eindruck, als sänke man in einer Taucherglocke tief in die See. Auf einen halben Tag konnte ich nicht gut hören. Ich thue das nie wieder. Das einzige Angenehme war, daß, obwol ich wohlgesättigt nach reichlichem Festmahl in die Röhre hineinschoß, ich in den sieben Minuten Erdfahrt einen wahren Wolfsappetit bekommen hatte." Dadurch wird die Naturgeschichte um ein Beförderungsmittel der Verdauung bereichert.

Aus Berlin.

30. November 1865.

E. Die augenblickliche Ruhe der auswärtigen Politik, die durch häusliche Scharmützel, wie z. B. durch den frankfurter Zwischenfall, wol kaum gestört wird, hat zu ihrem innern Gegenstück eine constitutionelle Resignation. Man erwartet die kommende Session ohne sonderliches Interesse, weil man sich den Verlauf derselben so ziemlich voraussagen kann, und weil man eine Zusammenberufung pro forma, d. h. pro forma constitutionis, gar nicht mehr für unmöglich ansieht. Die Vorgänge bezüglich des Herrenhauses sind auch nicht geeignet, die Aussichten auf Erfolg zu vermehren. Man ist also sozusagen in abwartender Stimmung; man weiß, daß sich die politischen Conjuncturen in nicht allzu langer Zeit durch auswärtige Ereignisse ändern müssen. Die Leidenschaften in Frankreich sind nicht für immer „beruhigt", und auf die Dauer kann man den Hunger einer Nation nicht allein mit auswärtiger Politik abspeisen. Entweder führt eine solche Politik zu großen Erfolgen, und dann muß sie auch das innere System ergreifen; oder sie bewegt sich in jenem Durchschnittserfolg, dann gewöhnt man sich an sie, und sie verfällt dem Schicksal, welches sie andern zuvor bereitet

Digitized by Google

hat. Wir haben uns an das Deficit des verfassungsmäßigen Lebens allerdings schon ein wenig gewöhnt; aber wir werden uns an kleine auswärtige Erfolge ebenfalls gewöhnen, und so wird unser Interesse wieder für innere Fragen frei und besser erregbar werden. Vorläufig bescheiden wir uns aber in unsern halb durchbrochenen Mauern mit weniger hohen Angelegenheiten. Wir haben zwar um kein Algerien zu sorgen wie die Pariser, und wir haben keine hohen Broschüren über afrikanische Angelegenheiten zu lesen. Unsere Streifzüge beziehen sich leider nur auf die Colonien des Geistes. Wir interessiren uns aber auch für die sonnengefärbten Helden oder vielmehr Heldinnen von der afrikanischen Küste. Wir haben sogar einen kleinen Krieg zu führen, um diese Provinz zu erobern. Allein wenn auch das ästhetische Interesse durch die Streitkünste sehr unästhetischer Schlachtordnungen auf dem Opernplatz gewahrt werden muß, so sind diese kleinen Amusements doch nur eine Illustration des Gesetzes von Angebot und Nachfrage. Die Billetansprüche, welche die „Afrikanerin" rege gemacht hat, sind ein schönes Zeugniß für die disponible Geldmenge. Während alle andern Arten von Nachfrage durch die Geldklemme ein wenig gezügelt werden, können alle Discontokrisen der Welt den Belagerern unsers Opernhauses nichts anhaben. Um dem Unwesen zu steuern, wird man am Ende schließlich doch noch eine Billetlotterie einführen müssen, durch welche die Bühnenverwaltung die Gewinne der Zwischenhändler an sich bringen könnte. Die lange Queue, welche man tagelang jeden Morgen vor dem Opernhaus aufmarschirt sehen konnte und deren streitbare Mannschaften immer zu je dreien Einlaß fanden, war jedenfalls ein kleines stehendes Heer und ihr Tagewerk jedenfalls volkswirthschaftlich noch weit unproductiver als das der Waffen. Dennoch ist nicht zu vermuthen, daß die Liebhaber der Meyerbeer'schen Musik den Müßiggang ihrer Commissionäre für verlorene Arbeit ansehen.

Da wir einmal bei der ökonomischen Seite der Dinge angelangt sind und selbst die socialen Püffe und gelindern Reibungen, welche vor dem Opernhaus ihre Rolle spielen, in Betracht gezogen haben, so können wir uns den Bedrängnissen unserer Commune gegenüber nicht schweigsam verhalten, ohne ein großes Unrecht zu begehen. Die Fünfmillionenanleihe hat die volkswirthschaftlichen Berather unserer Stadt in Bewegung versetzt. Berlin verspürt einige Lust, die Züge der pariser Kühnheit nachzuahmen und seine Wirthschaft fortan in größerm Stil zu halten. Anlagen und Unternehmungen sollen nicht von laufenden Einkünften abhängig bleiben; das Rathhaus, Parkanlagen und Schuleinrichtungen erfordern außerordentliche Geldmittel. Nun trifft aber die Anleihe auf Gegner, die zum Theil persönliche, zum Theil aber social-wirthschaftliche Motive haben, jeder Ausdehnung der Stadtwirthschaft im Wege der Anleihen den Krieg zu erklären. In der Anleihecommission war der Stadtkämmerer Hagen (berühmt von seinem Antrag im Abgeordnetenhause her und später in einen sehr fatalen Conflict mit dem Oberbürgermeister verwickelt) der einzige, der gegen die Maßregel stimmte. Die volkswirthschaftliche Gesellschaft, welche die Gewohnheit hat, laufende praktische Fragen zu rein theoretischer Discussion zu stellen, hat diesmal gleich in ihrer Eröffnungssitzung die städtische Anleihe vorgenommen und dieselbe in allen Richtungen und aus allen Gesichtspunkten bekämpft. Es stellte sich bei dieser Erörterung heraus, daß die

Digitized by Google

Ansicht des Berichterstatters, derzufolge Anleihen streng genommen überhaupt ein schlechtes Mittel der Wirthschaftsführung wären, gar nicht wesentlich, wenigstens nicht von den vorherrschenden Elementen der Gesellschaft bestritten wurde. Auch über die Schule und über communale Schuleinrichtungen hat sich Berlin eine derbe Lection zugezogen. Schuleinrichtungen, wurde geltend gemacht, seien weder Sache des Staats noch der Gemeinde; sie seien ganz ausschließlich der Privatspeculation zu überlassen und als Erwerbsgeschäfte zu betrachten. Eine Anleihe, von der anderthalb Millionen zu Schulzwecken bestimmt sind, kann daher schon um der Concurrenz willen, die dem Privatkapital durch die Unternehmungen der Stadt gemacht werden würde, keine Gnade finden.

Zur Entschädigung für derartige theoretische Verweigerungen ist man aber mit neuen Perspectiven auf Lebensgenuß sehr freigebig. Zur Zeit des seligen Rellstab war die alte „Tante" der Ort, wo man am besten gemüthliche Vorschläge machen konnte. Jetzt hat sie die Gemüthlichkeit abgestreift und scheint ihr früheres Vorrecht an andere Blätter abgetreten zu haben, die jetzt allerliebste, höchst erfreuliche, höchst volksbeglückende Vorschlägelchen machen. Wir wollen nicht von den Frauenbestrebungen reden. Das ist schon etwas Größeres, was allerdings auch bisweilen viel Gemüthlichkeit entbindet und manche schöne Phrase in die Feuilletons gelangen läßt, die besser bei der Tasse Thee geblieben wäre, von welcher sie gekommen ist. Nein, dieses Große steht im Hintertreffen; zuerst brauchen wir die Tasse Thee selbst, nämlich diejenige, welche dem Volke auf offener Straße geboten werden soll, nicht diejenige, aus welcher die Feuilletons aufdampfen. Die kohlensauren Hallen haben ein Stück der socialen Frage gelöst; die Bouillonhallen hatten, wenn auch mit wenig Glück, ein zweites Stück in Angriff genommen. Die Theebuden nun sollen die winterliche Seite des gesellschaftlichen Problems vollends bemeistern. Auch ist in der That diese Hoffnung gar nicht so unbegründet. Die allzu große Kälte und die erstarrende Betrachtung der Dinge könnte ein wenig aufgewärmt werden. Gelingt es doch noch immer nicht, das Eis des socialen Pessimismus in warme Begeisterung für die großen Reformacte umzuschmelzen, welche unser Zeitalter gesehen hat! Die Socialdemokraten kommen äußerlich zurück; es sind also gute Chancen für das wohlthuende Vorhaben vorhanden. Der arme Herr Schweitzer wird ohnedies von der rumgemischten Tasse Thee für diese Saison nichts haben können, wenn sich die Philanthropie mit den von der „National-Zeitung" projectirten Theebuden nicht etwa bis in die Stadtvogtei erstreckt. Er wird nicht die Wohlthat empfangen, über seine Hundertmillionenanleihe unter den segensreichen Einwirkungen dieser Philosophie des Proletarierthums kritische Betrachtungen anzustellen. Aber wir andern, die wir noch der glücklichen Freiheit genießen, werden, wenn nicht diesmal, so doch vielleicht ein anderes mal, den populären Thee schlürfen und uns zu unserer eigenen Gewissenserbauung sagen: Welch eine Macht der Civilisation, die dem, der einen Groschen hat, auf offener Straße den Luxus des Theegenusses zugänglich macht! Buckle ist leider schon todt; sonst würde er sicherlich die spätern Bände seiner „Geschichte der Civilisation" mit einem Kapitel über die Steigerung des Lebensgenusses auf offener Straße haben bereichern müssen.

Digitized by Google

Freilich hat unsere Civilisation auch ihre Schattenseiten; hohe Häuser stürzen ein und begraben ein halbes Hundert Menschen; andere ebenfalls hohe Häuser müssen ausgebessert werden und verbrauchen ebenso ein halbes Hundert. Die Hypothekenschulden stehen zu beiderlei Erscheinungen in einiger Beziehung; man kündigt einerseits Kapitalien und ist andererseits bedenklich gegen Aufhebung der Zinsbeschränkungen. In allem chaotischen Treiben wird aber die Fahne der wirthschaftlichen Freiheit hoch gehalten, die unklaren Köpfe werden von der volkswirthschaftlichen Gesellschaft abgekanzelt und das Princip „Leben und Lebenlassen" gilt als höchstes Gesetz — nur nicht von Büchern. Wir verwickeln uns hier in einen Knäuel von allerlei Interessen, von deren beunruhigender Mischung uns jedenfalls nur die höchst aufgeklärte Frauenarbeitsagitation, die jetzt hier so recht im Gange ist, erlösen kann. Wenn die berliner Damen erst die Buchführung gehörig erlernt haben, dann kommt vielleicht Ordnung in die kleine wie in die große Politik, ich meine, dann behalten vielleicht gewisse männliche Elemente der Gesellschaft einige Zeit für das Studium der Logik und für den Erwerb anderer guter Kenntnisse übrig.

Notizen.

Auf unserm Weihnachtstische liegen: der sechzehnte Jahrgang (1866) des „Düsseldorfer Künstleralbum", herausgegeben von Wolfgang Müller von Königswinter (Düsseldorf, Breidenbach), welcher treffliche Landschafts- und Genrebilder und manche hübsche, wenn auch keine hervorstechenden Gedichte enthält; ferner drei in C. F. Amelang's Verlag (Fr. Volckmar) in Leipzig erschienene Werke: „Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romanzen" (sechste Auflage), ein sehr elegant ausgestattetes, namentlich mit sinnigen Vignetten und Zeichnungen geschmücktes, in Bezug auf den poetischen Inhalt geschmackvoll ausgewähltes Album; „Hausandacht in frommen Liedern unserer Tage" von Julius Sturm, eine religiös-erbauliche Liedersammlung für gleichgesinnte Gemüther; „Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller", herausgegeben von Rudolf Gottschall (dritte Auflage), ein in der neuen Auflage noch glänzender als früher sich darstellendes Prachtwerk, dessen Inhalt eine durch eine Folge von Sammlungen aus den Werken Schiller's und Goethe's durchgeführte Parallele der beiden großen Dichter ist.

Rogeard, der Verfasser der „Propos de Labiénus", ist aus dem Großherzogthum Luxemburg ausgewiesen worden und hat sich zunächst nach Frankfurt a. M. begeben. Das Ausweisungsdecret beginnt: „In Anbetracht, daß der Herausgeber (des in Brüssel erscheinenden Journals «La rive gauche») in Nr. 37 erklärt, er wolle das religiöse und gleichzeitig das monarchische Princip bekämpfen... ꝛc."

Digitized by Google

Anzeigen.

Ein illustrirtes Prachtwerk für die Jugend.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirter Handatlas

zur Länder- und Völkerkunde.

Im Verein mit **H. Leutemann**

herausgegeben von

E. Leeder und **Th. Schade.**

Gross-Folio. 22 Blätter in Stahlstich und Farbendruck mit 243 Illustrationen. Cartonnirt 6 Thlr. 20 Ngr.

Geographie und Naturkunde sind diejenigen Zweige des Wissens, welche die Jugend am meisten ansprechen. Unter allen derselben zur Auswahl gebotenen Bilderwerken vereinigt aber keins beide Gebiete so miteinander wie der „Illustrirte Handatlas", indem er sowol anschauliche Karten (22) aller Welttheile und Hauptländer, als auch, und zwar in inniger Verbindung damit, charakteristische Abbildungen in Stahlstich (243) aus dem Völkerleben, der Thierwelt und der landschaftlichen Natur enthält.

Als Festgeschenk für die reifere Jugend, als belehrenden und dauernden Genuss gewährenden Bilderschatz für Familien gibt es kein passenderes und empfehlenswertheres Werk als den „Illustrirten Handatlas".

Eine Ausgabe desselben Werks mit ausführlichem Text kostet 8 Thlr. 24 Ngr., cartonnirt 9 Thlr., gebunden 10 Thlr.

Soeben erschien bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Wörterbuch

zu der

NIBELUNGE NOT (LIET).

Von

August Lübben.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Gr. 8. Geh. 22½ Sgr.

Gerhard Stalling in Oldenburg.

Bei **C. Gerold's Sohn** in **Wien** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ausgewählte Gedichte

von

Friedrich Halm.

Miniatur-Ausgabe. Eleg. geb. mit Goldschnitt 2 Thlr. 12 Ngr.

Friedrich Halm's Gedichte waren bisher nur in der Gesammt-Ausgabe seiner Werke zu haben; um dieselben nun durch einen billigern Preis weitern Kreisen zugänglich zu machen, haben wir uns zur Herausgabe obiger Sammlung entschlossen, welche gewiß allen Freunden des beliebten Dichters willkommen sein wird. Seiner eleganten Ausstattung wegen eignet sich das Werk besonders zu Geschenken.

Digitized by Google

Zu Festgeschenken geeignete Werke

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte und Prachtwerke; Atlanten.

Goethe-Galerie u. **Schiller-Galerie** von **F. Pecht** u. **A. von Ramberg**, geb. à 15⅓ Thlr. u. 16⅔ Thlr.; Prachtausgabe, geb. à 30 Thlr. — **Lessing-Galerie** von **F. Pecht**, 1. Lieferung 1⅓ Thlr. — **Neue Shakspeare-Galerie**, geb. 13 Thlr. u. 14 Thlr. — **Die Frauen der Bibel**, Drei Folgen, geb. 17 Thlr., einzeln geb. à 5¾ Thlr. — **Ernst Schulze, Die bezauberte Rose**, illustrirt von **F. Baumgarten**, geb. à 5⅔ Thlr. u. 8 Thlr. — **Washington Irving**, illustrirt von **H. Ritter** u. **W. Camphausen**, deutsch und englisch, geb. à 6 Thlr. — **Illustrirter Katalog der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862**, 1. Band geb. 8⅓ Thlr., 2. Band geb. 7 Thlr. — **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon**, 15 Thlr.; cart. 17⅔ Thlr., geb. 23⅓ Thlr. — **Illustrirter Handatlas**, cart. 9 Thlr., geb. 10 Thlr.; **Ausgabe ohne Text**, cart. 6⅔ Thlr. — **Lange's Geographischer Handatlas**, 6 Thlr., cart. 6⅔ Thlr., geb. 7 Thlr.

Encyklopädische Werke.

Brockhaus' Conversations-Lexikon, Elfte Auflage, 1.—6. Band, geb. à 1 Thlr. 28 Ngr. u. 2 Thlr., auf Velinpapier geb. à 3 Thlr.; **Zehnte Auflage**, geb. 23⅓ Thlr., 24 Thlr. u. 24⅔ Thlr. — **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon, Zweite Auflage**, geb. 7⅔ Thlr. u. 7 Thlr. 26 Ngr. — **Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon**, 7 Bände geb. à 2 Thlr. 24 Ngr. — **Allgemeines Handbuch der Freimaurerei**, 1. u. 2. Band à 3⅓ Thlr. — **Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon**, 1.—11. Lieferung à 20 Ngr.

Jugendschriften.

Kinderleben, illustrirt von **Ludwig Richter**, 5. Aufl., cart. 1 Thlr. — **Müller von Königswinter, Märchenbuch für meine Kinder**, cart. 1 Thlr. — **Das Märchen vom gestiefelten Kater**, 3. Aufl., cart. 15 Ngr. — **Eine Tigergeschichte**, 2. Aufl., 6 Ngr. — **Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein**, 3. Aufl., cart. 15 Ngr. — **Mme. de Beaumont, Le Magasin des Enfants**, geb. 1 Thlr. — **Arendts' Naturhistorischer Schulatlas**, 2. Aufl., geb. 1 Thlr. 26 Ngr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig (Weihnachten 1865) ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gedichte

von **Peter Krauß.**

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Simon von Montfort.

Tragödie in fünf Acten

von **Arnold Beer.**

8. Geh. 24 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 51.** 21. December 1865.

Inhalt: Studien über die französische Tragödie. Von **Emil Feuerlein.** I. Allgemeine Charakteristik. — Zwei Kämpfer für die deutsche Schule als Pflanzstätte humaner Bildung. Von **Heinrich Rückert.** — Literatur und Kunst. Hamerling's „Ahasverus". (Hamerling, Ahasverus in Rom, eine Dichtung in sechs Gesängen.) — Correspondenz. (Aus Prag.) — Notizen. — Anzeigen.

Studien über die französische Tragödie.

Von
Emil Feuerlein.

I.
Allgemeine Charakteristik.

In erfreulicher Weise hat sich die Aufmerksamkeit unserer Landsleute in den letzten Jahren dem französischen Drama zugewendet, hat die gelehrte Kritik sich seiner angenommen und ist seinem Verdienste um die Entwickelung des deutschen Dramas gerecht geworden. Noch sind aber, wenigstens bei der Tragödie, die Versuche, ihr Wesen zu ergründen und sie auf ihren wahren Werth zurückzuführen, nicht völlig befriedigend. Theils beschäftigen sich die einschlagenden Arbeiten nur mit einzelnen Stücken, theils erschöpfen sie den Charakter der französischen Schaubühne nicht ganz. Daher es von diesem Gesichtspunkte aus und wenn man uns vollends zugesteht, daß das Drama so gut als ein anderes Erzeugniß des Volksgeistes bei dem französischen Culturvolk einen specifischen Gehalt haben werde, nicht unangemessen erscheinen mag, eine eingehendere Untersuchung den Eigenthümlichkeiten gerade dieser Tragödie zu widmen.

Digitized by Google

Die bekannte älteste Kritik des französischen Dramas von allgemeinerm Standpunkte aus ist die Lessing'sche, vornehmlich dargelegt in der „Hamburgischen Dramaturgie" von 1767—69. Neben ihr darf aber eine frühere Arbeit auf romanischem Boden nicht ganz vergessen werden. Wir meinen J. J. Rousseau's berühmten Brief an d'Alembert über das Theater, den er schon 1758 schrieb aus Anlaß des Plans, der Stadt Genf ein Theater zu errichten. Wie Rousseau bei seinem Kampf gegen alle Wissenschaft und Kunst so gut wie bei seiner Bestreitung aller Gesellschafts- und Staatsordnung unwillkürlich seine Zeit und Umgebung, französische Zustände und Verhältnisse vor Augen hatte, so wirkte auch bei seinem Widerwillen gegen die Schaubühne seine individuelle Abneigung gegen die bestehende Bühne mit. Obschon er also in dem Briefe an d'Alembert nicht darauf ausgeht, das französische Schauspiel zu recensiren, vielmehr aus den Temperaments- und Gemüthsschwächen des Publikums auf dem Wege der Seelenkunde die moralische Unthunlichkeit der neuen Einrichtung abzuleiten sucht, so fällt doch die verderbliche Wirkung der vorausgesetzten, natürlich blos französischen Stücke auf die Ursache, d. h. auf sie selbst und deren Verfasser zurück, und die Kritik der theatralischen Wirkungen wird zu einer Kritik der Theaterstücke selbst. Fassen wir nämlich zusammen, welche Beschwerden theils aus den Eindrücken des französischen Repertoire auf die Zuschauer, theils aus directen Ausstellungen Rousseau's über die ganze französische Tragödie sich ergeben, so bestehen dieselben in Folgendem. Anerkannte Geschichtsrollen werden alterirt; aus einem Catilina wird ein großer Mann, aus einem Cato und Cicero werden lächerliche Figuren gemacht; im Zusammenhang damit steht die Empfehlung der bloßen von Sittlichkeit entblößten Geistesgröße, wie im „Mahomet", die Uebertünchung und Uebermalung der ärgsten Verbrechen, des Mords und der Blutschande durch reizende Darstellung der Thäter und schöne ihnen in den Mund gelegte Phrasen, stete Vorführung von erhabenen und hochgestellten Herren, die den Geschmack für die schlichte Menschheit verderben, von abscheulichen Ungeheuern und Schauerthaten, die den natürlich reinen Sinn des Publikums und seine Phantasie beflecken müssen. Vor allem aber hat der Mangel der Zuschauer an politischem Sinn und die Stumpfheit gegen die natürlichen und einfachen Mittel der Rührung die Dichter dazu verführt, das Motiv der Liebe in immer verstärkten Dosen und mit immerwährenden Variationen zu reichen, sodaß auf dem Theater eigentlich nur Romane unter dem Titel dramatischer Stücke Erfolg haben und man dem berühmten Verfasser von „Zaire" und „Nani" noch Dank wissen muß, den ehrwürdigen Lusignan und den guten alten Philipp Humbert der Lächerlichkeit, verliebt zu sein, entzogen zu haben. Dieses Vorwalten des Hebles der Liebe erscheint Rousseau um so

Digitized by Google

bedenklicher, als er den Liebeseindrücken die Kraft zuschreibt, sämmtliche übrige zu überwiegen. Er meint z. B., bei Racine's „Berenice", bei der er beiläufig das unmännliche, seinen großen historischen Charakter Lügen strafende Benehmen des Titus rügt, werden zuletzt alle Zuschauer den Titus allein stehen lassen und Berenice geheirathet haben, und Voltaire's „Zaire" genieße nur darum soviel Credit bei Männern, weil jeder lüstern denke: man gebe mir eine Zaire, und ich werde mich schon hüten, sie zu tödten, und bei den Frauen, weil keine Tragödie reizender die Macht der Liebe und die Gewalt der Schönheit zeige.

Von diesen Urtheilen darf man füglich die Voraussetzungen des fraglosen Uebergewichts des Gefühls über das Erkenntniß- und Willensleben bei dem die ästhetischen Schönheiten genießenden Publikum abziehen; aber auch so bleibt noch manches von diesen Einwendungen, vor allem die Abhängigkeit des französischen Dramas vom Publikum und von der sogenannten Gesellschaft und das Vorherrschen der Liebesverwickelungen übrig. Natürlich geht die Kritik unsers Lessing ungleich tiefer. Derselbe hat dem Theater der Franzosen meist gelegentliche Besprechungen in seiner „Dramaturgie", in der er eine Revue von den Aufführungen der hamburger Bühne von Berufs wegen zu geben hatte, gewidmet. Diesem Umstande ist einerseits eine empirische Vielseitigkeit der Betrachtung zu verdanken, andererseits aber auch die bei einer fragmentarischen Beurtheilung unausbleibliche Unbilligkeit zuzuschreiben. Als Lessing noch weniger von den Coulissen als vom Studirzimmer aus sich das französische Schauspiel besah, war er gerechter gegen dasselbe und wußte die Charakterzeichnungen und Seelengemälde desselben noch eher zu würdigen. Später läßt er sich oft gar zu gern von rasch gefaßten Vorurtheilen leiten. So kann nach ihm das Weib nie durch Ehrgeiz, allein durch Eifersucht sich zum Ungeheuer steigern; also wird in Corneille's „Rodogune" Kleopatra verworfen, der es doch auch nicht so ganz an Eifersucht fehlt; so wird das ganze Sujet des „Polyeuct" wegen des übernatürlichen Charakters der Bekehrung und der unheroischen Haltung christlicher Helden beargwohnt, als ob bei Corneille ein Deus ex machina irgendwie im Spiele und die Stellung des Märtyrers nicht heldenhaft genug wäre; so wird der schwache, feige Charakter des Felix im „Polyeuct" als Hebel der tragischen Verwickelung ohne weiteres abgewiesen, wie wenn bei Felix nicht Schwäche und Unstern sich in die Schuld theilten. Im übrigen hat Lessing die einzelnen ungünstigen Merkmale der fraglichen Tragödie fast vollständig angegeben: die Widersprüche mit der psychologischen Wahrheit, die von der gewaltsamen Festhaltung der Orts- und Zeiteinheit herkommen, die mannichfache moralische Unnatur der handelnden Personen, besonders der Frauen, die Nachlässigkeit, Ungenauigkeit, Unwahrscheinlichkeiten in der Beschreibung

Digitized by Google

der allgemeinen staatlichen oder bürgerlichen Constellationen, die nothwendige Erkältung der Leser durch die in diesen Dramen immer wiederkehrenden Abhandlungen aus dem Gebiete der Galanterie und der Politik, den Mangel an einer gehörigen, stetigen, innerlich und äußerlich bedingten Entwickelung der Leidenschaften und Affecte, dem bekanntlich Lessing in seinen eigenen Versuchen auf eine noch etwas mühsame Weise durch langgedehnte Wechselgespräche abzuhelfen gesucht hat. Tiefer hat er wirklich in das innerste Wesen seines Gegners hineingeblickt, wo er den französischen Mustern Schuld gibt, daß sie nicht, wie ihre Lobredner sagen, die Sitten gut, sondern stark ausgedrückt haben, und solches dahin motivirt: Man hat den Ausdruck überladen, hat Druck auf Druck gesetzt, bis aus charakterisirten Personen personificirte Charaktere, aus lasterhaften oder tugendhaften Menschen hagere Gerippe von Laster und Tugend geworden sind. Auch die Wirkung dieser Tragödien ist von ihm treffend angegeben, wenn er dieselbe nur auf bessernde Belehrung beschränkt, dagegen bei ihnen den tiefen ästhetischen Eindruck der griechischen und englischen Stücke, kräftige Erregung des Mitleidens, vermißt und mit aus diesem Grunde den kecken Ausspruch thut, daß die französischen Stücke Erzeugnisse von Dichtern, aber keine Tragödien seien.

Theils geschärft, theils gemildert wurde das Lessing'sche Urtheil von A. W. Schlegel. Geschärft, weil er das Unwahrscheinliche, Outrirte, Lächerliche, Geschmackwidrige, Ungeschichtliche in den französischen Dramen und in deren Aufführung gebührend hervorhebt; gemildert, sofern er, obwol gegen Corneille ungerecht, Voltaire's Fortschritte und Verdienste billigen Sinnes anerkennt und, indem er ein Stück um das andere vornimmt, das Schöne und Treffende darin, mit ausdrücklichem Widerspruch gegen Lessing, hier und da wahrnimmt. Die wahrhafte Schätzung hat er durch Hinweisung auf die positive und auf die negative Rücksicht, welche die Dramatiker ihrem Publikum angedeihen ließen, angebahnt. Er zuerst hat auf die Welt, gegen welche sich in erster Linie wendet das rhetorische Pathos der Franzosen, und auf die Gesellschaft hingedeutet, deren Geschmack und Bedürfnisse die förmliche Haltung der Rollen und die athemlose Anspannung in dem Gang der Begebenheiten fordern. Mit weniger Glück als in den Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur hatte Schlegel in seiner französisch geschriebenen Vergleichung der „Phädra" des Euripides und Racine's über das französische Drama abgeurtheilt. Er hat sich in der durchgängigen Bevorzugung des griechischen vor dem modernen Dichter als rechten Romantiker, d. h. als gewaltsamen Restaurator einer untergegangenen Weltanschauung gezeigt. Doch es waren bereits, ehe er auftrat, die neuen Gesichtspunkte in Deutschland aufgestellt worden, von denen aus die von Lessing ganz und von Schlegel halb geleugnete Existenz

Digitized by Google

einer echten Tragödie bei den Franzosen gerettet und die letztere in der Geschichte des Dramas untergebracht wurde. Es geschah dies durch niemand Geringeres als unsere beiden Dichterheroen. Sie stimmten darin überein, daß diese Bühne in formeller Beziehung eine bleibende Schule der Zucht, der Regel und des Maßes für alle Bühnen bilde; sie wollten ihrem Schauspielpersonal durch ihre Uebersetzungen der fremden Stücke Mittel zu strengerer Ausbildung in der äußern Form an die Hand geben und haben darob gewiß nicht die parteiischen Ausstellungen Schlegel's verdient.

Durch den ermunternden und belehrenden Vorgang Schiller's und Goethe's ist es der neuern Aesthetik möglich geworden, mehr und mehr dem französischen Drama gerecht zu werden, wozu wir in Folgendem auch unsern Beitrag geben wollen. Eduard Devrient berichtet in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" eine Thatsache, die ganz geeignet ist, in den specifischen Unterschied des germanischen und gallischen Schauspiels einen richtigen Blick thun zu lassen. Er erzählt von einem deutschen Theaterdirector Cormarten in Leipzig, der 1669 den Corneille'schen „Polyeuct" in deutscher Bearbeitung aufführte. Der Umstand, daß im ursprünglichen Stück alle Motivirung auf die Bühne gebracht, die Seelenzustände der Personen durch sie selbst in prächtiger Sprache auseinandergelegt, dafür aber alle Handlung hinter die Scene verwiesen wurde, erschien nicht volksthümlich. Also ließ Cormarten alles, was bei Corneille hinter der Scene geschieht und blos erzählt wird, auf der Bühne vorgehen, ja mehr als das und mehr, als nöthig und nützlich ist, in buntbewegten Auftritten von drastischer Wirkung erscheinen. Es ist ein neues Stück geworden, wie der Titel sagt „mit neuen Erfindungen anständig vermehrt". Keine Einheit des Orts mehr; aus dem Alexandriner ist jetzt glatte Prosa gemacht. Die Personen sind derber und kräftiger; Nearch ist ein Afrikaner voll glühenden Glaubenseifers geworden. Die Christenverfolgung wird gleich anfangs durch eine Rathssitzung mit Abstimmung auf für und wider veranschaulicht; die gefesselten Christen reden nach des Dichters Vorschrift allezeit beherzt und freimüthig. Die Zertrümmerung der Götterstatuen wird auf der Bühne dargestellt, Polyeuct's Schatten erscheint der träumenden Pauline; Nearch wird vor den Zuschauern greulich hingerichtet und noch ein ärgeres Spiel mit dem Grausen bei der Hinrichtung Polyeuct's getrieben; dem Felix muß sein weißer Geist erscheinen. In dieser Erzählung hat sich der überwallende Drang der deutschen Phantasie nach dichterischer Versinnlichung im Vergleich zu der abstract nüchternen Gegenüberstellung der Charaktertypen im französischen Drama vortrefflich veranschaulicht. Ja, hiermit ist die Grundlage des Unterschieds der beiden dramatischen Systeme angedeutet: der Deutsche läßt sich gern Theater vorspielen, der

Digitized by Google

Franzose spielt selbst Theater, spielt mit seiner eigenen Erscheinung Theater. Dem Deutschen ist die Erzeugung seines Dramas ein angenehmes Spiel der Phantasie, von der er bei seiner dichterischen Natur nicht lassen kann, dem Franzosen ist sie Ernst, ist sie der künstlerische Ausdruck seiner eigensten Selbstdarstellung, von der er auf den Bretern eine Doublette liefert, um den Reflex des Bildes, das er im Leben macht, im Abbilde der Kunst genießen zu können. Des Deutschen Betheiligung an der Bühne ist eine rein ästhetische, interesselose, die Betheiligung des poetisch begabten, von sich nichts wissenden Naturkindes; die des Franzosen ist eine subjectiv praktische, interessirte, die des in sich reflectirten, sich selbst bespiegelnden Culturmenschen. Dies alles im Zusammenhang mit dem Charakterunterschied der beiden Nationen, wonach die französische die große Nation sein, auf den Bretern des Lebens die Hauptrolle spielen, ihre Selbstheit gegen außen im Kriege, gegen innen in der Revolution behaupten und sie gegenüber der ganzen übrigen Welt, im großen wie im kleinen, mittels der Herrschaft der Mode so gut wie mittels der Herrschaft der Ideen geltend machen will, während die deutsche Nation, im Aether der Allgemeinheit des Gedankens lebend, diesem Element als dem über ihr stehenden im praktischen Handeln wie im Schaffen der Imagination sich unterordnet.

Diesen Prämissen zufolge ist den Wortführern der französischen Tragödie vollkommen zuzugeben, daß dieselbe ganz ursprünglich, naturwüchsig, naiv ist, daß hier durchaus keine künstliche Reproduction des Alterthums vorliegt, vielmehr diese Tragiker so gut an die Realität ihrer vom Alterthum weg in neumodische Gewänder gesteckten Figuren geglaubt haben als die anerkannt bona fide schaffenden Maler unserer alten Heiligenbilder. Aber die Sache ist nur die, daß im vorliegenden Falle das Ursprüngliche der Drang, zu repräsentiren, das Naturwüchsige das Bedürfniß, conventionell zu sein, das Naive die feststehende Voraussetzung, nicht naiv sein zu dürfen, ist, oder daß die französische Natur darin besteht, nicht natürlich, sondern bewußt, an sich selbst herumkünstelnd zu sein. Von dieser Seite stellt sie das gerade Gegenbild gegen das Griechenthum dar. Der Grieche führt sich, ohne es zu wissen, als ein natürliches Kunstwerk vor, der Franzose will sich zu einem Kunstwerk machen. Eben in der Macherei liegt aber ein unleugbarer Vortheil; sie enthält für die Bühne die Weisung, im Gedanken an die dramatische Aufführung, auf Schule, Disciplin, Regel zu halten, eine Weisung, welche das englische und deutsche Theater, bei ihrer Neigung zu phantastischer Ungebundenheit und Regellosigkeit, wohl brauchen können. Mit der Macherei ist aber von selbst der Mangel an einem organischen Herauswachsen aus dem Schoße einer frei producirenden Phantasie gegeben. Für diese Producte ist nicht das innere

Digitized by Google

Schaffen der Einbildungskraft, sondern der äußere Bestand der Gesellschaft mit ihren Manieren und Anstandsregeln maßgebend. Was auf der Bühne vorgeht, das darf den strengen Normen des gebundenen socialen Lebens nicht widersprechen; jeder französische Tragiker nach der Reihe bekennt sich von dem Urtheil und Geschmack seines Publikums abhängig und weiß das gar nicht anders, sieht es als selbstverständlich an; denn das Publikum, wie es leibt und lebt, will sich auf dem Theater wiedersehen, das französische Volk will in dem Spiegel, der ihm sein Bild im Ideal wiedergibt, sich anschauen, sich genießen. Wenn in dieser Stellung des Dichters zu Lesern und Zuschauern eine Gewähr für die eigentliche Bühnengerechtigkeit der Stücke und gegen manche Unnatur und Maßlosigkeit gegeben sein mag, so erhellt bei diesem durchaus conventionellen Gepräge des Dramas, daß in Frankreich der Dichter nicht in dem Grade, wie in England und Deutschland, ein Bildner der Nation sein kann; er führt dem Publikum das rein Humane, das allgemein Menschliche nur so weit vor, als es durch das Nationale beschränkt ist; die Bühne kann in diesem Land nicht über das normale Maß des singulären Volksthums sich emporheben.

Untersuchen wir von hier aus die Bestandtheile der französischen Tragödie. Wenn bei der großen Nation der Drang vorherrscht, zu repräsentiren, ihre Selbstheit im wirklichen wie in dem durch die Kunst nachgeahmten Leben herauszustellen, so muß das Hauptgewicht in ihren Dramen auf die auftretenden Personen, auf die Rollen fallen. Hier kann nicht, wie in der deshalb von Schlegel religiös genannten Tragödie der Griechen, das Fatum, auch nicht, wie bei Shakspeare, die in dem äußern Schicksal und in dem Innern der Charaktere sich vollziehende Weltordnung, oder, wie bei Goethe, die Innerlichkeit der Seelenkämpfe das Herrschende sein, von Schiller, der eine Mischung der genannten Elemente darstellt, zu schweigen. Nur bestimmte Selbstheiten, ausgeprägte Charaktere entsprechen dem Bedürfnisse dieses dramatisch thätigen Bewußtseins. Man will Personen sehen, die sich zeigen, die imponiren, Bewunderung erregen, und der Dichter muß also Subjecte herbeischaffen, die sich sehen lassen können, die nimmer aus sich etwas anderes zu machen brauchen, also im guten oder schlimmen zum voraus fertig, aus Einem Guß sind. Daher der generelle, schematische Zug in diesen Figuren, ihr antikisirendes Gepräge. Wirklich antik sind sie aber darum doch nicht; es fehlt ihnen dazu die Unbefangenheit, die ihnen zum voraus durch die Forderungen des Publikums, dem sie gefallen müssen, und durch die Aengstlichkeit des Dichters, der sie sehen lassen will, genommen ist. Oder vielmehr: es drückt sich in ihnen die ganze Befangenheit des Dichters, der aufs peinlichste ihre Bühnengerechtigkeit vor den Zuschauern berechnen muß, ab. Er erreicht, was er will;

Digitized by Google

es gelingt ihm, lauter glänzende Gestalten zu liefern, aber weil sie blos paradiren, weil sie blos gemacht und nicht von dem Genie empfangen sind, lassen sie das Gemüth und das Mitgefühl kalt.

Unstreitig haben die Helden und Heldinnen des französischen Dramas etwas Markiges, Consistentes, sie haben Substanz, Charakter, wie das Volk selbst, das sie erzeugt hat. Aber sie haben keine Individualität, sie sind fertige Typen von Affecten, Leidenschaften, heroischen Eigenschaften, stereotyp gewordene Tugenden und Laster. In den Shakspeare'schen Stücken haben die Helden eine innere Entwickelung; ihre Leidenschaft, ihr Pathos hat eine Geschichte; die Vorgänge ihres Gemüths laufen parallel mit der äußern Verwickelung fort; man sieht in eine ganze innere Welt hinein, in der reflectirt, vor- und zurückgegangen, geschwankt und überlegt wird; der Monolog bekommt besondere Bedeutung. Aber im französischen Drama ist der Held am Ende das Nämliche, was er von Anfang gewesen ist; nur seine äußere Geschichte rückt vorwärts, seine innere rückt keinen Schritt weiter; darum hat er auch mit seinem Gewissen nicht viel zu berathen, nicht wegen sittlicher Scrupel sich viel zu besinnen. Verwickelungen, aus denen er sich herausseht, sind natürlich da; sie sind schon mit der dramatischen Handlung gegeben, aber sie bringen keine längere Versenkung ins Innere, keine eigentliche Meditation und nur vorübergehend ethische Erwägungen, wie z. B. in August im „Cinna", hervor. Denn meistens haben sie nur eine praktische Seite und fordern nur eine Willensentscheidung gegenüber der Außenwelt. Da genügen auch statt der Monologe die sogenannten Vertrauten, diese Handhabe für das Werden der Entschließung zur That. Ist ja doch in letzter Instanz bei dem Guten nicht die Ueberzeugung des Rechten, bei dem Bösen nicht die Rechthaberei der Leidenschaft, dieser tragische Hebel bei Shakspeare, was das Gebaren des Helden bestimmt, sondern der Anstand, das Imponirende, das Sichsehenlassenkönnen im sittlichen und unsittlichen Habitus. Da gibt's nun auch eine Art Reflexion; man mustert sich vor dem Spiegel, man hat Acht auf sich selbst, daß einem nichts Ungehöriges, nichts die Schicklichkeit Verletzendes zustößt. Diese Helden und Heldinnen, „die immer das Publikum im Auge haben und gegen dasselbe hinausgekehrt bleiben, die Königen in den alten Bilderbüchern gleichen, welche sich mit Mantel, Krone und Scepter zu Bette legen", haben sich immer in der Gewalt, lassen ihre Empfindungen nie ganz heraus, unterdrücken, weil sie sich beobachtet wähnen, vieles von dem, was in ihrem Innern vorgeht, sind allezeit gehalten und zurückhaltend, weniger bekümmert, das Sitten- als das Anstandsgesetz zu verletzen, gewandt in wohlgesetzter Rede, zu gebildet, je das Gefäß ihres Affects überlaufen zu lassen, geschworene Gegner der nackten Natürlichkeit. Daß dieses formelle Wesen sich

Digitized by Google

besonders in der Beobachtung der Etikette, wofür einzig an das Wort Madame für die Heißgeliebteste erinnert werden soll, in theatralischen Auftritten, wie Voltaire im „Catilina" Cäsar im offenen Senat den Cicero gerührt umarmen läßt, und in der Galanterie aussprechen, daß das Gift der Galanterie die Liebe, ein Hauptmotiv dramatischer Verwickelung, beschädigen und sich als Aftergewächs den edelsten Pflanzen anhängen werde, wie denn bei Marivaux sogar der siebzigjährige Hannibal sich in die Tochter des Königs Prusias verliebt, ist zum voraus anzunehmen. Ebenso ist es klar, daß das strenge Wachen über Ehre und Würde jeder Person der frischen, aus des Herzens Tiefen quellenden Empfindung vielfachen Eintrag thun muß. Wie wohl thut es, wenn dennoch zuletzt die lange verschlossenen Schleusen der Seele unwillkürlich sich eröffnen, wenn die tückische Kleopatra in der „Rodogune" noch sterbend all ihren Haß dem eigenen Sohne ausdrückt oder im „Heraclius" von Corneille der vereinsamte Tyrann Phocas in sich selbst zusammenbricht, weil von den beiden zweifelhaften Prinzen, deren einer sein Sohn sein muß, keiner es sein will. Nicht aber, als ob das ängstliche Wachen über der Decenz die Franzosen immer vor Indecenz bewahrte. Wie lächerlich machen sie sich z. B. durch die Naivetät, mit der sie offen von der künftigen Nachkommenschaft als Förderungsmittel der politischen Plane, die im Gange sind, zu sprechen pflegen.

Die Person steht im Drama stets in Beziehung zu andern Personen. An sich betrachtet hat das Zusammentreffen, das Aneinandergerathen, das Gegeneinanderprallen, das Sichanziehen und Sichabstoßen der Personen in der französischen Tragödie etwas Plastisches, zumal wenn Pathos gegen Pathos, Leidenschaft gegen Leidenschaft steht und Kräfte gleichen Gewichts einander die Wage halten. Wie großartig ist in Voltaire's „Alzire" der vernichtende Kampf, den der ehrenfeste Naturſohn und der vorrechtsstolze Europäer gegeneinander führen, und wie wohlthuend ist die Versöhnung der Gegensätze in der Brechung des Eigenwillens auf beiden Seiten und in der Anerkennung der ewigen Wahrheit, was nur bei Zamor (s. später) besser ausgedrückt sein dürfte; wie stahlhart und gedrungen erscheinen die gegeneinandergestellten Figuren Corneille's! Aber gerade diese übermäßig drastischen, nur sich und ihren Affect vollenden Helden lassen ihre Umgebung, die sie zu Werkzeugen ihrer Leidenschaft heranbilden wollen, oft in jämmerlicher Schwäche erscheinen, wovon gerade Corneille in dem schwächlichen Sinne, welche der Geliebten zu lieb Staatsverschwörungen anzetteln muß, und in den beweinenswerthen Brüdern in der „Rodogune", diesen Puppen zweier weiblicher Furien, Zeugniß gibt. Bei ihm auch erweist sich die Uebertragung des Abstractums einer Pflicht oder eines Affects auf ein Subject als höchst bedenklich, z. B. in der Emilia des „Cinna," die für die Rachepflicht gegen August, ihres Vaters

Digitized by Google

Mörder, und für das Dankgefühl wegen der von ihm empfangenen Wohlthaten zu gleicher Zeit Raum hat.

Die Handlung bildet sich in der französischen Tragödie durch Collisionen und Conflicte, in welche die Helden durch die Situation hineingeführt werden, nicht also wie bei Shakspeare durch ihre das äußere Geschick erst herausfordernde Individualität und bei Goethe durch die Sensibilität ihres Gemüthslebens. Die äußere Geschichte, das Gerippe der Erzählung, ist die Hauptsache; das sozusagen sinnliche Aufmerken, das Aufmerken auf das, wie es fortgehen und wie es ausgehen wird, ist beim Hörer und Leser besonders angespannt. Es sieht zwar hier und da so aus, als ob die Verwickelung eine innerliche, der Conflict ein sittlicher wäre. Man wird aber nirgends einen tiefern Seelenkampf, nirgends eine ernstliche Gemüthsentzweiung finden, nirgends einer ethischen Arbeit des Individuums an sich selber begegnen. Wohl kann eine Collision zwischen Pflicht und Pflicht, Obliegenheit und Neigung, Sollen und Affect dasein, aber diese Collision hält sich auf der Oberfläche, ergreift nicht den Focus des Seelenlebens, langt nicht in das Gewissen hinein, zerreißt nicht den Zusammenhang des allgemeinen Lebensgefühls mit den Bewegungen des Wollens; nur nacheinander treten die collidirenden Momente auf und kommen im Innern zum Wort. Das simultane Dasein macht dem Ich noch nichts zu schaffen. Die Lösung betreffend, so ist unleugbar dem Dichter da, wo ihm ein allgemein gültiges, ethisches Problem vorschwebt, der tiefere sittliche Fund gelungen. Es ist schon auf den Schluß von „Alzire" hingewiesen worden; er enthält den Sieg der Gerechtigkeit in Geist und Geschick der Betheiligten, und hell leuchtet die Sonne des die Welt überwindenden Christenthums über dem Ausgang „Polyeuct's". Wo aber das universelle Problem nicht rein genug ergriffen ist, da sinkt der Abschluß. Wie unbefriedigend ist der halb gebrochene Mahomet am Schluß des Stücks, den Goethe, scheint's, aus diesem Grunde in der Uebersetzung weggelassen hat, und wie verscherzt sich die bereuende Phädra Racine's, Dank der unnöthigerweise von Grund aus unsittlichen Anlage ihres Charakters, all unsere Sympathie muthwillig dadurch, daß sie noch im Tode die Hauptschuld von sich weg auf eine dritte schiebt!

Der Boden, auf dem sich das französische Drama bewegt, ist durch die Wurzel dieser dramatischen Production bedingt. Man will sich im Vergrößerungsspiegel, man will sich da sehen, wo man sich am besten ausnimmt. Das führt von selbst auf die höchsten Regionen der menschlichen Gesellschaft. Die Orte, an denen die Tragödien spielen, sind die Paläste, die Höfe, die Cabinete der Fürsten, die aristokratischen Senate und Magistrate der Republiken. Entsprechend dem Wechsel der Moden im gemeinen Leben wechseln auch auf den Bretern die Farben, in die sich

Digitized by Google

die französische Selbstgefälligkeit hüllt. Da kommen nacheinander Griechenland und Rom, der alte und der neue Orient, das Palästina des Alterthums und das des Mittelalters, Spanien, Italien, das alte Frankreich, Amerika, China an die Reihe, und die Zeiten umfassen von den assyrischen Königsgeschlechtern bis in die mittlere und neuere Zeit hinein einen möglichst weiten Raum. Man würde unrecht thun, wenn man zu viel historische Treue von diesen Darstellungen fordern wollte; es fehlt hieran nicht so sehr, wie das Witzwort Schlegel's, man habe hier meistens verkleidete Franzosen vor sich, ihnen vorwirft; aber Hof- und Palastleben, überhaupt das Gebaren der höhern Stände ist ja überall und immer ein ziemlich nivellirtes, sodaß wenig Costümveränderungen nothwendig werden. Ein Hauptwagstück erschien es von Voltaire, daß er seine Landsleute selbst auf die Bühne brachte. Man hatte vor ihm nicht diesen kühnen Versuch unternommen, weil das Publikum sich gern in den bunten, fremdartigen und deshalb vornehmern Gewändern sah, und der Dichter nicht sicher war, ob er auch die Eitelkeit der Volksgenossen, die sich immer in der entsprechenden Größe dargestellt wissen wollten, befriedigen werde. Voltaire's Versuch konnte nicht anders als gelingen; denn mit ihm schöpfte er aus der frischen Quelle des Volksbodens; seine altfränkischen Rittergestalten in „Zaire" und „Tancred" sowie im „Herzog von Aiz" prägen den alten Ritterſinn in seiner ganzen Kraft und Biederkeit und in seiner noch naiven Galanterie ab.

In der bezeichneten Atmosphäre lassen sich zweierlei Arten von Dramen, solche mit individueller, empirischer, und solche mit allgemeiner, universeller Tendenz, unterscheiden. Die letztere Gattung, die es mit allgemeinen Mächten in der Ordnung der Welt, dem Christenthum, wie im „Polyeuct", der wahren und falschen Religiosität, wie im „Mahomet", mit Natur oder Cultur?, wie in „Alzire", zu thun hat, haben wir schon besprochen. Die Stücke mit nur empirischen Zwecken behandeln entweder das bloße Privatleben und sind Familiengeschichten mit Liebeshändeln und Liebesintriguen, Eifersuchts- und Racheaffecten, wie Racine's „Andromache", „Berenice", „Bajazeth", Voltaire's „Zaire", Corneille's „Cid". Oder sie sind gemischter Art, sodaß äußerlich angesehen das Hauptgewicht auf die Vorgänge des Privatlebens fällt, aber in denselben auch politische Entscheidungen gegeben sind, so in Racine's „Mithridates" und „Britannicus", in Corneille's „Cinna", „Horatius", „Rodogune". Endlich sind es ganz politische Dramen, bei denen das Erotische nur nebenher spielt, höchstens als politischer Hebel benutzt werden kann, so der „Tod des Pompejus" von Corneille, „Brutus", „Catilina" von Voltaire. Eine Fertigkeit in der Behandlung politischer Darstellungen wird man zum voraus von einem politischen Volk erwarten. Politische Erwägungen, Plane, Intriguen, Berathungen im Cabinet und im Senat

Digitized by Google

gelingen vorzüglich in solchen Händen. Da, wo glänzende Rhetorik, heroisches Pathos, ehrfurchtgebietendes Auftreten, Auseinandersetzung verschlungener Verhältnisse des öffentlichen Lebens, Entwirrung verwickelter Fäden der Politik am Platze ist, da zeigt sich die ganze französische Virtuosität. Wie würdig und im hohen historischen Stile sind von Corneille die Berathungen in August's Cabinet im „Cinna" und von Voltaire immer die Sitzungen der maßgebenden Behörden in den römischen Stücken und im „Tancred" gehalten! Ein anderes Element gehört aber auch in politische und geschichtliche Dramen, und es ist sehr bezeichnend, daß die französische Tragödie es nicht gehörig aufgenommen hat. Sie läßt nie das Volk in den Vordergrund treten, schiebt es vielmehr, wo es etwas zu thun hat, hinter die Scene; so erscheint es in der „Alzire", wo Zamor auf diesem Hintergrund so vortheilhaft sich abheben könnte, und in der „Zaire", wo die freigelassenen Christensklaven so passend ihre Freiheit feiern könnten, nur aus der Ferne, in der „Merope", in der „Semiramis", in Corneille's „Heraclius", bei der Entstehung der Heracliusterme und sonst nur in der Erzählung. In „Cäsar's Tod" tritt es allerdings bei Antonius' Rede auf, nicht aber, wie bei Shakspeare, vorher. Theils kann man mit dem Volke nicht glänzen, denn das Volk läßt sich gehen. Theils aber offenbart sich in diesem Beiseitelassen des Naturgrundes der politischen Vorgänge und Producte die ganze unorganische Entstehung dieses Dramas. Man darf nur Shakspeare's „Julius Cäsar", Goethe's „Egmont", Schillers „Tell", wo die Bürger auftreten, wo durch die Verhältnisse der niedern Stände die ganze geschichtliche Atmosphäre ihre Färbung erhält, mit diesen Stücken, in denen alles nur zwischen einigen hohen Personen vorgeht, vergleichen, und man erkennt den großen Unterschied zwischen einem organischen Gebild, wo alles naturgemäß erwächst und die zugespitztesten Charaktere ihre natürliche Basis am Volksboden haben, und zwischen einem gemachten, vom Verstande mühsam entworfenen Gemälde mit seinen Abstractionen der Leidenschaften und Affecte, womit die leeren Individuen äußerlich versehen werden.

Die bisher gemachten Beobachtungen concentriren sich in dem Momente des Baues, der ganzen Structur der Tragödie. Mit den an dem Unterbau, an der Breite des Daseins, an der epischen Seite des Dramas vorhandenen Mängeln ist eine um so straffere Anspannung, eine um so energischere Zusammenfassung der Handlung gegeben. Alles episodische Wesen fällt weg. Es ist eine Gewähr dafür da, daß, wenigstens soweit es die nothwendige Redseligkeit der Hauptpersonen, welche zugleich die Erzähler, die Rhapsoden abgeben müssen, erlaubt, die Handlung vorrückt, anstatt, wie bei den Deutschen sonst geschieht, nicht von der Stelle zu rücken. Nach Voltaire liebt man in Frankreich z. B. keine Unterhaltungen subalterner Personen, weil der Franzose zu ungeduldig ist, um auf diese Weise

Digitized by Google

interessante Scenen sich erst vorbereiten zu sehen oder durch lange Gänge erst zu einem schönen Palast sich heranführen zu lassen, vielmehr gleich in den Palast selbst eintreten will. Aber die Kehrseite dieses strammen Baues ist die verständig abgemessene, der Anschauung nichts Malerisches bietende, der Phantasie keinen Raum zu ihrem Ausspinnen und Sichausweiten gestattende Haltung des Stücks. Es will ja diese Bühne nichts anderes bieten eben, als wie sich auch die vorgeführten Personen unter den und den Voraussetzungen zeigen werden; ihre äußere Selbstdarstellung, die Art und Weise, wie sie vor den Beobachter hintreten werden, das ist die Pointe. Deswegen gehört die Ursache der entstandenen Verwickelung gar nicht auf die Scene, wird vor sie hinausverlegt, und man erfährt sie nur aus langen gelegentlichen oder auch oft wie an den Haaren herbeigezogenen Erzählungen der Handelnden. Eine Genesis der Leidenschaften, die der Anlaß der ganzen Verwickelung neben dem Hebel derselben, dem Zufall, werden sollen, ist zum voraus mit dem Willen der Dichter, etwas gleich Fertiges, etwas, was sich schon sehen lassen kann, vorzuführen, ausgeschlossen. Dieses Werden nimmt also auch keine Zeit in Anspruch, und darum kann die Einheit der Zeit im nüchternsten Sinne gewahrt und als Forderung von der Ungeduld des Zuschauers, nur Augenweide und Sinnennahrung aufzunehmen, gestellt werden. Auf Einem Raume, den man zur Noth nach Corneille als einen universellen Gesammtraum sich denken kann, wickelt sich wie bei einem Zweikampf alles ab; die Massenerscheinungen verbieten sich zum voraus auf der Bühne; Heldenpersönlichkeiten, die repräsentiren, will man sehen, im Vordergrunde sehen, ohne daß Nebensächliches ihnen zur Seite oder gar vor sie hin zu stehen kommt. Also ist der Dialog und wieder der Dialog das, was eigentlich den Bühnenraum, wenigstens bis auf den Schluß, wo eher Gruppenscenen vorkommen können, ganz in Beschlag nimmt, und wenn gehörig lange die gegnerischen Kräfte mit den Waffen der Dialektik sich gemessen haben und die letzte Entscheidung heranrückt — dann wird die Hauptkatastrophe meistens hinter die Scene verlegt, weil man nicht in jedem Falle gerade mit Anstand sterben lassen oder selbst sterben kann. Es ist längst gerügt worden, daß übermäßig vieles in den französischen Stücken nicht zur Aufführung kommt und nur aus Berichten dritter erfahren wird, sodaß man nach Schlegel meint, vom Parterre einem Schauspiel zuzusehen, aber von einem schlecht gewählten Platze aus. Man kann sagen: Der Cardinalmangel dieses Dramas ist der völlige oder doch theilweise Mangel der Vorführung der allgemeinen Situation, des Gesammtgebiets, auf dem die Dinge vor sich gehen. Dadurch gewinnt die Darstellung die Form eines Handels, der abgeschlossen wird, eines Processes, der sich entsponnen hat und geschlichtet werden soll. Die Umgebung, die

Digitized by Google

natürlichen Verhältnisse, das Volksthum, die Oertlichkeit, die Gegend, wo etwas vorgeht, sind so unbestimmt, so nivellirt und abgeblaßt, daß die Imagination nirgends weiter spinnen kann. Freilich, es soll ja auch kein Gesammtleben und erst als dessen höchste Spitze das Heldenthum dargestellt werden; man will nur gewisse Personen von seiten ihres Benehmens in einer so oder so verwickelten Lage erscheinen lassen, und da bedarf es durchaus keiner unmittelbaren Vorführung aller Gegenstände, die bei der Verwickelung thätig oder leidend betheiligt sind; es genügt eine blos mittelbare, eine bloße Acten- und Documentenkenntniß von ihnen; sie sind oft nichts weiter als eine Waare, um die sich der Proceß dreht. Mit Recht hat es schon Schlegel auffallend gefunden, daß man in Voltaire's „Waise von China" nur eins der Kinder, von denen das eine doch dem Stück den Namen gegeben hat, zu sehen bekommt. So halten sich auch im „Herzog von Foix" die Mauren, die doch dort eine thätige politische Rolle spielen, immer im Hintergrunde, und so operirt der Sultan in Racine's „Bajazet" auch nur aus dem Versteck heraus. Auch hätte gewiß ein Shakspeare und ein Schiller in des letztern „Andromache" des kleinen Asthanax sich angenommen und ihm ein Plätzchen auf dem Theater gegönnt.

Es hängt mit dieser Loslösung von aller concreten Situation ein anderer Mangel an der innern Seite des Baues, der nur das Gegenstück zu dem gerügten ist, zusammen. Mit einer unvergleichlich treffenden Bezeichnung hat Schlegel die verweilenden Ruhepunkte in diesem Drama vermißt und auf die contemplative Seite, die auch die lebendigste Hervorbringung der Kunst, die dramatische Poesie, haben müsse, hingewiesen. Athemlos setzt sich Intrigue um Intrigue, Wechselrede um Wechselrede, Zufall um Zufall fort. Gleich von Anfang an befinden wir uns in einer gespannten Luft, aus der wir nimmer hinauskommen, noch ganz anders als in Shakspeare's gewitterschwülsten Stücken, bei dem es sogar im „Othello" nie ganz an episodischen Ruheplätzen fehlt. Die handelnden Personen sind ganz Action und nur Action, gleich dem Volke selbst, das ohne lange Vertiefung in sich von Krieg zu Krieg, von Revolution zu Revolution vorwärts stürmt; und weil sich niemand Zeit zur Besinnung nimmt, tritt leicht der psychologisch nie ganz wahrscheinliche Zustand einer völligen Fesselung und Vernagelung des Urtheils und eine fatalistische Herrschaft des Zufalls ein. Man prüfe von diesen Gesichtspunkten aus nur „Semiramis", „Tancred" und „Zaire". Der Monolog, der Augenblick, wo der Handelnde einmal mit sich allein ist, kommt freilich auch; er dient aber nicht viel der innern Sammlung, er dient meist nur dem Aussprechen des eben werdenden oder gewordenen Entschlusses. Sieht man sonach die Personen des Dramas immer nur, wie sie sich in Parade setzen und nach

Digitized by Google

außen sich bewegen, immer nur im Verkehr mit der äußern Welt, und geht ihr ganzes Sein für uns in der bestimmten Handlung auf, in die sie durch ihre individuelle Situation hineingeworfen sind, so findet man sie nie in ihrem Heimwesen, beobachtet sie nie in ihrem Négligé, belauscht sie nie da, wo sie sich ohne Scheu und Rückhalt gehen lassen. Es fehlt damit ganz das gemüthliche und behagliche, es fehlt aber auch ein tieferes ethisches Element, der Focus der Charaktervertiefung, der in der nachdenkenden Betrachtung liegt.

Den bedeutendsten Gegensatz und Fortschritt hierzu bildet das deutsche Drama Schiller's und Goethe's. Wo finden wir je bei den Franzosen die Hingabe an die Erinnerung, wo das elegische Zurückschauen des Helden auf die glückliche von der sittlichen Collision noch nicht berührte Vergangenheit, wo die Momente idyllischer Seligkeit, wo das gewissenhafte Zurathegehen mit sich selbst bei widerstreitenden Bewegungen des innersten Menschen, wo die alles sagenden Aufblicke gen Himmel, wo die Vorausnahme der widerspruchlösenden Zukunft im ahnenden oder schauenden Geiste? Lauter Gemüthsvorgänge, deren sich eine Menge bei unsern Dichterheroen finden. Will man dafür das französische Drama wegen seines rastlosen Drängens auf die Action eher antik finden, so hat man unrecht. Die classische Tragödie hat ihre Ruhepunkte in den Chorgesängen. Es geht hier nämlich zwar den Handelnden selbst, weil sie sich aus einer einfachen, mit sich noch identischen Innerlichkeit heraus entscheiden, die Reflexion ab, aber dieselbe wird durch die Vertreter der unentzweiten Substanz, durch die Chorführer, ersetzt. Ueberhaupt gewährt hier der ganze Localton, den die Scene hat, und die rege Betheiligung des Volks oder sonstiger Massen, auch die häufigere Anwendung der Gruppenscenen, etwas, worauf der Blick verweilen kann. Doch darüber soll im mindesten nicht verkannt werden, wie durch das straffere Anziehen der Handlung und durch die stramme feste Haltung der Charaktere auf der französischen Bühne eine bleibende feste Unterlage für das moderne Drama gegeben ist, die der allzu großen Ergießung in eine lyrische, lehrhafte Breite, wie sie Goethe mitunter begegnet ist, Schranken setzen kann.

Digitized by Google

Zwei Kämpfer für die deutsche Schule als Pflanzstätte humaner Bildung.

Von

Heinrich Rückert.

Zwei gleichzeitig und in gleichem Verlag erschienene Bücher: „Friedrich Thiersch's Leben. Herausgegeben von Heinrich W. J. Thiersch. Erster Band"; und: „Aus Amerika über Schule, deutsche Schule, amerikanische Schule und deutsch-amerikanische Schule von Rudolf Dulon" (Leipzig, C. F. Winter), geben nicht blos dem Fachmann, sondern jedem einsichtigen Beobachter der deutschen Gegenwart reichen Stoff der Belehrung und des Nachdenkens. Das Einheitsband zwischen beiden Büchern ist durch die Ueberschrift summarisch angedeutet: es ist von so starker innerer Kraft, daß es beide als Erzeugnisse eines und desselben Geistes kennzeichnet, der nur durch Zeit und Ort, Individualität und äußere Lebensschicksale seiner Träger sich verschieden offenbart. Beide Männer, deren Lebenserfahrungen und Anschauungen hier in einem möglichst subjectiv gefärbten und daher um so lehrreichern Spiegelbilde geboten werden, haben ihre beste Kraft für die Idee der Schule als einer umfassenden Bildungsanstalt des ganzen Menschen eingesetzt. Ihr Ideal entnahm seine Grundzüge von der Wirklichkeit der deutschen Schule ihrer Tage; neue bahnbrechende Gedanken, wie sie die eigentlichen Reformatoren des Unterrichts- und Erziehungswesens, ein Basedow und Pestalozzi, erzeugten, lagen ihrer vorzugsweise praktischen Richtung fern. Beide haben auch niemals darauf Anspruch gemacht, für Erfinder neuer Methoden oder Entdecker neuer Ziele der Schule zu gelten. Sie würden beide ihre Lebensaufgabe für vollständig gelöst gehalten haben, wenn es ihnen gelungen wäre, in ihrem Kreise das zu leisten, was anderwärts unter günstigern Umständen die Schule wirklich leistete. Es ist ihnen nicht ganz gelungen, zunächst weil der Boden zu spröde war, auf dem sie arbeiteten; weil die Gegner, mit denen sie kämpften, in einer ungleich günstigern Position standen, gedeckt durch langverjährten Besitz und alle möglichen Vorurtheile ihrer Umgebung; vielleicht aber auch, weil sie selbst ihre Waffen nicht immer mit dem Geschicke und der Klarheit des Blicks zu führen verstanden, die auch der größten Begeisterung und Unerschrockenheit im Kampfe für eine heilige Sache zum Siege nothwendig ist. Doch, setzen wir gleich hinzu, ihre Kraft ist nicht umsonst vergeudet worden. Vieles, aber freilich nicht alles von dem, was sie wollten, ist doch erreicht worden und trägt die Bürgschaft eines noch vollständigern Siegs in sich. Die Kämpfer sind beide von der Wahlstatt abgetreten; der eine, Thiersch,

Digitized by Google

nach einem langen inhaltreichen Leben vor fünf Jahren im höchsten Alter durch den Tod abgerufen, der andere, Dulon, nach einer ungleich kürzern Wirksamkeit, die aber das ganze Jünglings- und Mannesalter vollständig verzehrte, durch eine unglückliche Verkettung trauriger Conjuncturen aus dem Kreise gerissen, den er sich selbst für seine Thätigkeit gezogen und als seine Lebensstimmung betrachtet hatte, und an der Schwelle des Greisenalters hinaus auf die öde Prairie im fernen Westen geschleudert, um dort zu verkommen, oder ganz von vorn anzufangen. Es ist zu fürchten, daß ihm damit das schlimmste Los gefallen ist: für sein eigentliches Ziel lebendig todt zu sein.

Baiern und Amerika sind unzweifelhaft auch in den Dingen, welche die Schule anbetreffen, so gründlich voneinander verschieden wie in allen übrigen. Aber Thiersch in Baiern und Dulon in Amerika haben wenigstens dieselbe Sprödigkeit des Bodens zu bekämpfen gehabt, wenn auch die Zusammensetzung seiner Bestandtheile eine andere war. In Baiern, zur Zeit, als Thiersch seine Wirksamkeit begann, im Jahre 1809, existirte zwar schon der Name und die äußere Form aller der Bildungsanstalten, die das übrige Deutschland besitzt: es gab eine Volksschule, lateinische Schulen und Gymnasien sammt Lyceen, daneben auch Realschulen, und über allen die Universität zu Landshut und die Akademie der Wissenschaften zu München. Vieles davon datirte aus derselben Zeit, wo auch das übrige Deutschland dieselben Anstalten hatte entstehen sehen, einiges war erst eine Schöpfung der jüngsten Vergangenheit; alles aber war von einem so totalen Widerspruch zwischen der gestellten Aufgabe und den wirklichen Resultaten paralysirt, wie es eben nur in dem damaligen Baiern vorkommen konnte. Es war die Zeit, in der Baiern mit Einemmal alle die Fortschritte auf allen Gebieten des Staats- und Volkslebens machen sollte, wozu andere deutsche Länder volle drei Jahrhunderte, vom Schlusse des Mittelalters bis zur Französischen Revolution, gebraucht hatten. Bis zum Jahre 1799, wo der Kurfürst Maximilian Joseph, später erster König von Baiern, zur Regierung gelangte, war für alle höhern Schulen das System der bisherigen Jesuitenschulen auch nach Aufhebung des Ordens in Geltung geblieben: die niedern Schulen, zumal die eigentliche Volksschule, hatten sich dem allmächtigen Einfluß der Geistlichkeit ebenso wenig entwunden, wie sie zu irgendeiner wirklichen Bedeutung auch nur für die Anfangsgründe der damaligen deutschen Volksbildung gelangen konnten. Lesen, Schreiben und Rechnen sollten zwar gelernt werden, wurden aber von den wenigsten Schülern so weit begriffen, daß ihnen im spätern Leben irgendein praktischer Nutzen davon blieb. Auf den sogenannten lateinischen Schulen, Gymnasien und Lyceen, sowie auf der Universität, die sich damals zu Ingolstadt befand, und erst im Jahre 1800 nach Landshut verlegt wurde, lehrten

Digitized by Google

noch dieselben Männer, die einst in den Schulen der Jesuiten gelehrt hatten, oder der von ihnen gebildete Nachwuchs. Die Methode war dieselbe wie auf jenen Schulen; die Unterrichtsfächer und Klasseneintheilung, wenn auch ihre Benennungen theilweise gewechselt und durch vielerlei, aber immer sehr schüchternes Experimentiren etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einige Neuerungen Eingang gefunden hatten, doch im wesentlichen dieselben wie 100 oder 200 Jahre früher. Ihr ganzer geist- und charaktertödtender Formalismus hatte durch jene wohlgemeinten Reformversuche ebenso wenig sich ausrotten lassen wie durch die stürmischen eigentlich revolutionären Maßregeln, die direct von Montgelas ausgingen. Denn er selbst, der rechte Prototyp der Vielregiererei, aber freilich auch, weil er noch mehr Lebemann als Staatsmann war, der gewissenlosesten Leichtfertigkeit im Regieren, hatte das Unterrichtswesen zu seinem speciellen Steckenpferde erwählt, wahrscheinlich weil er vermeinte, daraus ohne besondere Anstrengung ein recht in die Augen fallendes Paradepferd des aufgeklärten Despotismus zu machen. Im Inlande konnte Montgelas keine geeigneten Werkzeuge für seine Pläne finden, sie mußten daher von außen her und zwar aus dem protestantischen Deutschland geholt werden. Würtemberg, die Heimat der gediegenen Schulbildung und der systematischen Gelehrsamkeit, sowie die mitteldeutschen Länder, in denen sich seit der Reformation alle Zweige des Schulwesens ungefähr zu gleicher Blüte mit jenem süddeutschen Musterlande entwickelt hatten, lieferten das Contingent der Männer, welche die Baiern mit Gewalt und so schnell als möglich auf die Höhe der Zeitbildung heben sollten. So kamen Niethammer, Schelling, Roth und Breyer aus Würtemberg, Jacobi und Schlichtegroll aus Thüringen. Sie fanden in der neugestalteten und glänzend ausgestatteten Akademie der Wissenschaften ihren Platz, und einige erhielten daneben auch in den verschiedenen Oberbehörden für das Unterrichtswesen eine Stellung. Ebenso wurde auch Landshut mit fremden Professoren von festgegründetem Rufe bereichert. Aber alles dies half nicht viel. Das alte Wort Gustav Adolf's über München und das Baierland hätte sich auch mit geringer Veränderung auf diese importirte Bildung und ihre Organe anwenden lassen: ein goldener Sattel auf einem hölzernen Pferde. Was die Menschen nicht zu Stande brachten, sollte nach dem charakteristischen Aberglauben aller großen und kleinen Montgelas in und außer Baiern durch Decrete gemacht werden. Wie man in der Justiz, in der Administration, in den Finanzen des damaligen Baiern immer von neuem organisirte und reorganisirte, das hat der bekannte Ritter von Lang in seinen Memoiren mit dem nur ihm eigenen derben, aber im ganzen wahrheitsgetreuen Humor dargestellt, der hier und da freilich etwas zu sehr mit Galle gemischt ist. Aber wenn irgendwo, so galt auch

Digitized by Google

hier das difficile est satiram non scribere. Im Schulfach durch alle seine Branchen ging es nicht anders. Auch hier jagte ein Organisationsplan den andern, und alle zusammen machten aus der schon lange eingerissenen Verwirrung ein entsetzliches Chaos, in welchem auch die wenigen wirklich anerkennenswerthen Früchte der frühern vorrevolutionären Zeit, die Abrichtung der Jesuitenschüler in gewissen Fächern und Fertigkeiten, verfaulen mußten. Es ist unbegreiflich und zeugt von der unverwüstlichen Kraft eines gutangelegten jugendlichen Geistes, daß überhaupt noch irgendein Zögling der bairischen Schulen jener Zeit irgendetwas lernte. Die Masse der talentlosen Mittelmäßigkeit, für welche die Methode alles Unterrichts doch so recht eigentlich berechnet sein soll, fuhr freilich um so schlechter, und die Folgen davon sind noch heute von jedem Landes- und Volkskundigen wahrzunehmen, obgleich jetzt schon eine andere Generation jene so arg, wenn auch in guter Absicht mishandelte abgelöst hat. Nur insofern der Obscurantismus und das Pfaffenthum durch diese Schulreformen einen, wie es schien, tödlichen Streich erhielten, konnten sie von den einsichtigen und wahrhaft gebildeten Fremden, die sich an ihren oft so brutalen Excentricitäten betheiligen mußten, als ein Fortschritt zum Bessern angesehen werden. An sich war ihnen ebenso wol die Form als das Princip dabei gänzlich zuwider. Denn Montgelas wollte außer dem Tribut für seine grenzenlose Eitelkeit nichts weiter damit, als für seinen bureaukratischen Despotismus hinlänglich brauchbare Werkzeuge und ein zum Gehorsam geschultes Volk erziehen. Er war auch so weit einsichtig genug, um zu glauben, daß jeder Fortschritt an Wissen und Können, den das Volk macht, dem Staate in seinem Sinne zugute käme, d. h. daß die Leute dadurch wohlhabender, folglich auch zu bessern Steuerzahlern gemacht würden. Nicht einmal die Hoffnung einer vollständigen Niederlage des alten stockkatholischen Obscurantismus ist, wie sich gezeigt hat, in Erfüllung gegangen. Seine Vertreter waren nicht todt, wenn sie auch geschlagen waren; sie warteten in ihren versteckten Winkeln mit der ihnen eigenen zähen Ausdauer auf günstigere Zeiten, die nicht ausbleiben sollten. Der Kampf zwischen der modernen Bildung und ihnen ist weder im bairischen Volksleben, noch im Staate, noch im Unterrichtswesen bisjetzt ausgekämpft. Wäre das Neue von einer reinern Hand und mit größerer Gewissenhaftigkeit geboten worden, als es ein Montgelas konnte, so wäre sein Sieg zwar langsamer, aber vollständiger gewesen, und viele edle Kräfte, die mit getheilten Herzen für den Mann arbeiteten, den sie verachteten oder verabscheuten, aber an den sie sich doch klammern zu müssen glaubten, wenn sie nur überhaupt für die gute Sache etwas ausrichten wollten, hätten nicht die traurige Erfahrung gemacht, daß das Gute aus der Hand des Schlechten nimmer gedeihen kann.

Digitized by Google

Es ist schwer, Montgelas' Princip für das Unterrichtswesen festzustellen; wie überall, hatte er auch hier keins, sondern nur bestimmte praktische Ziele, zu deren Erreichung er sich von dieser und jener Modeansicht des Tags, wie sie sich ihm zufällig bot und seiner Laune convenirte, die Mittel herholte. Die von ihm ausgegangenen Schulpläne betonen überall den gefährlichen Satz, daß die Schule dazu da sei, um für das Leben zu lernen. Er verstand dies so, wie es andere Weltmenschen inner- und außerhalb der Schule immer verstanden haben, daß jede Viertelstunde, die die Jugend auf der Schulbank gesessen hat, ihr einen handgreiflichen, nach Pfennigen, Kreuzern und Gulden zu berechnenden Nutzen im Leben eintragen müsse, gleichviel ob sie sich dereinst dem ehrenwerthen Kaminfeger- oder dem Schneidergewerbe oder dem Studium der reinen Mathematik widmete. Daher denn auch seine Abneigung und demzufolge auch die Abneigung seiner Schulpläne gegen die classischen Sprachen, „die man im Leben zu nichts brauchen kann", und die Bevorzugung der Realien, welche die frühern Schulen in und außer Baiern gar nicht beachtet hatten. In einigen dieser Schulpläne ist beinahe das Ideal verwirklicht, welches von vielen angeblichen Vertheidigern der Bildungsbedürfnisse der Gegenwart noch immer ohne durchgreifenden Erfolg angestrebt wird, freilich nur auf dem Papiere verwirklicht, denn wo hätten diese Schulpläne mit ihrem gehäuften Unterricht in Naturgeschichte und Naturlehre, Anthropologie, Kosmographie, Völker- und Menschenkunde in dem damaligen Baiern Lehrer zu ihrer Durchführung hernehmen sollen? Zwar suchte man, ganz in der Weise des jesuitischen Unterrichtssystems, mit dessen letztem Princip auch das dieser falschen Aufklärung identisch ist, dem Mangel durch obligate Lehrbücher abzuhelfen, und der Lehrer sollte zu einer bloßen Vorlese- und Abfragemaschine, im besten Falle zu einem leidlichen Interpreten derselben herabgewürdigt werden. Aber auch so wollte es nicht gehen; die neuen Lehrbücher konnten nicht so zahlreich und schnell fertig werden, als man sie brauchte, auch wenn sie dutzendweise bestellt und fabricirt wurden, und die, welche wirklich zu Stande kamen, entsprachen dann doch wieder der unterdeß geänderten Laune des Ministers nicht. Der einzig praktische Weg wäre gewesen, statt der 30—40 fremden Gelehrten von weitausgebreitetem Ruhme, großen Ansprüchen und relativ geringer Neigung, in diese unerquicklichen Dinge sich tief einzulassen, ein halbes Dutzend gründlich vorgebildeter jugendlicher Lehrer aller Grade und Fächer aus den gebildeten Theilen Deutschlands kommen zu lassen und diese in alle bairischen Schulen zu vertheilen. An einem Vorrath von sehr tüchtigen Candidaten der verschiedenen Schulämter, die mit Freuden in eine solche „Versorgung" und in eine solche Thätigkeit eingetreten wären, fehlte es in dem damaligen Deutschland bekanntlich

Digitized by Google

nicht. Auch waren ihre Ansprüche nicht so hoch, als daß sie der bairische Staat nicht hätte befriedigen können, um so mehr, da es Montgelas' oberster finanzieller Grundsatz war, desto toller darauf loszuwirthschaften, je leerer die Staatskasse und je wankender der Staatscredit wurde. Aber es fehlte ihm doch der Muth, den eben nur eine wahrhaft sittliche Ueberzeugung geben kann, um eine solche so nahe liegende und von vielen Seiten öffentlich empfohlene Maßregel durchzuführen. Er hatte mit seinen Jacobi, Schelling, Niethammer schon die Aretin und Bolin und Tönning und mit ihnen das gesammte Ur- und Stockbaierthum sammt dem damit coalirten Pfaffenthum zu stark vor den Kopf gestoßen. Er hätte gern auch mit diesen Leuten in Frieden gelebt oder sie wenigstens nicht zu ganz unversöhnlichen Feinden machen mögen. Es ist zu bewundern, daß ein sonst so welterfahrener Mann wie er, der, wie man zu sagen pflegt, in allen Wassern gewaschen und mit allen Hunden gehetzt war, von einer Möglichkeit der Versöhnung mit diesen Gegnern träumen konnte. Die einzige Versöhnung war ihre Vernichtung, und dazu hätte die Verpflanzung einer ganzen Cohorte von Pionnieren der deutschen Cultur sehr wesentlich geholfen. Genug, Montgelas ließ es bei dem schon erwähnten goldenen Sattel auf dem magern Pferde. Dagegen versuchten einige der Fremden, sich durch weitere Verbündete und Gesinnungsgenossen aus dem Auslande zu verstärken, und in einzelnen Fällen glückte es ihnen auch damit. So setzten Niethammer und Jacobi im Jahre 1809 die Berufung des damals fünfundzwanzigjährigen Thiersch als Professor an dem einst stockkatholischen münchener Gymnasium durch. Beide hofften, an ihm den Mann zu finden, der nicht blos für seine jugendlichen Schüler, sondern auch für die Ausbildung der dem höhern Lehrfach sich widmenden Inländer das leisten würde, was man in Baiern vergeblich gesucht hatte und was doch geleistet werden mußte, wenn die gesammten Schulreformen nicht blos schön klingende Phrasen auf dem geduldigen Papier bleiben sollten. Da man vom Ausland nicht genug brauchbare Kräfte erlangen konnte, so mußte man sie im Inland selbst zu erwecken und heranzuziehen suchen.

Thiersch, der aus einer ehrenwerthen Familie des ländlichen Gewerkstandes im churfächsischen Antheil von Thüringen stammte, hatte auf der damals noch in ungebrochener classischer Integrität blühenden Fürstenschule zu Pforta die entscheidende Richtung für sein ganzes Leben empfangen. Zwar verband er auf der Universität aus äußern Rücksichten und nach dem damaligen allgemeinen Herkommen die Theologie mit der Philologie — er hat auch wirklich einigemal, sogar noch in München die Kanzel bestiegen — aber die Zeit und sein Geist waren nicht für die ehemalige, damals freilich schon entthronte regina scientiarum

Digitized by Google

gestimmt. In Leipzig wirkte Gottfried Hermann mit seiner frischesten Jugendkraft, und Thiersch wurde sein begeisterter Schüler, obwol seine spätere selbständige Bahn ihn doch nach einer ganz andern Richtung führte. Von Leipzig aus gelang es ihm, Göttingen, im Anfange des Jahrhunderts noch immer die eigentliche Musteruniversität des strengen Lernens, zu erreichen, wo Heyne, der Begründer der Alterthumskunde im modernen Sinne, auch den jungen, mit der formalen Seite der Philologie, linguistischen und factischen Studien wie wenige ausgerüsteten Thiersch dauernd an sich zog. Er ist im wesentlichen in seiner gelehrten Thätigkeit auf der Bahn Heyne's geblieben, und wie dieser hat er vorzugsweise die antike Kunst zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Hermann's Schule gab ihm vor vielen Nachfolgern Heine's, ja vor dem Meister selbst das Uebergewicht gründlicher und methodischer linguistischer Bildung, aber er behandelte sie doch nur als Hülfsmittel, nicht als Selbstzweck. Schon in Göttingen entfaltete sich in einer untergeordneten Schulstelle, die er durch Heyne erhielt, seine große pädagogische Begabung, und diese war es, die in Verbindung mit seiner gründlichen und eleganten Gelehrsamkeit die Blicke der Münchener auf sich zog.

Er rechtfertigte ihre Hoffnungen vollständig. Mit ihm zog ein in Baiern bisher unbekannter Geist wissenschaftlicher Gründlichkeit und freier Selbstthätigkeit in die Schüler ein, von denen viele, wie es sich leicht begreift, durch die Anregung eines solchen Lehrers für immer dem höhern Lehrfach gewonnen wurden. Was er auf dem Gymnasium und Lyceum begonnen hatte, setzte er durch sein philologisches Seminar fort, das als eine unter dem Schutze der Akademie stehende ihr affilirte Anstalt 1812 gegründet wurde und von Jahr zu Jahr mehr der Erfüllung seiner Aufgabe sich näherte, einen wirklich brauchbaren, mit allen Waffen der modernen Philologie ausgerüsteten Lehrerstand für die höhern Schulen in Baiern selbst zu erziehen.

Offenbar war Thiersch, trotz seiner verhältnißmäßig bescheidenen äußern Stellung als bloßer Lycealprofessor, doch derjenige unter der fremden protestantischen Colonie, der dem alten Ur- und Stockbaierthum die gefährlichsten Wunden schlug. Dazu kam, daß er in jugendlichem Muthe, oft wol auch mit leichtbegreiflichem und durch die Art der Gegner nur allzu sehr provocirtem Uebermuthe in Schrift und Wort nichts versäumte, um den tödlichen Haß aller Finsterlinge auf sich zu ziehen. Daher traf gerade ihn, nicht Niethammer oder Jacobi oder Schelling, der Dolch eines bairischen oder katholischen Fanatikers: ein Ereigniß, das seiner Zeit ungeheures Aufsehen machte und als Signatur der damaligen münchener Zustände gewissermaßen eine allgemein geschichtliche Bedeutung hat. Wir finden unter dem in seiner Biographie veröffentlichten Briefwechsel einen sehr interessanten Bericht darüber von

Digitized by Google

seiner eigenen Hand, einen Brief an seine Mutter vom 28. März 1811, gerade einen Monat nach dem Attentat.

Als ihn der Dolch nur verwundet, aber nicht getödtet hatte, so war die Wirkung des Bubenstücks die umgekehrte von der beabsichtigten. Montgelas und selbst der König rafften sich aus ihrer trägen Beschaulichkeit auf, und die Fremden, soweit sie nicht wie der friedliebende und zartbesaitete Jacobi schon selbst das ungastliche Land verlassen hatten, blieben von nun an unangetastet, aber freilich nicht minder grimmig gehaßt.

Thiersch erstieg von da ab rasch die Höhe seiner reformatorischen Thätigkeit, auf der er durch eine seltene Gunst des Geschicks bis in die 30er Jahre des Jahrhunderts sich zu halten vermochte. Sein unmittelbar praktischer Wirkungskreis erweiterte sich auch noch durch die Uebersiedelung der landshuter Universität nach München. Die neue Universität galt eine Reihe von Jahren hindurch als die erste unter allen ihren deutschen Schwestern, und Thiersch' Ruf als Mann der Wissenschaft sowie als Lehrer machte den Beinamen eines praeceptor Bavariae, der ihm später einmal halb im Scherze gegeben wurde, für jene Zeit zur vollen Wahrheit. Die ganze Generation der bairischen Gymnasiallehrer, die in den 20er und 30er Jahren die Universität durchlief, verdankte ihm einen großen Theil ihrer Bildung, und umgekehrt sah er die Früchte seines rastlosen Eifers wie einer vollständigen innern Umwandelung des Geistes an den gelehrten Schulen seines Adoptivvaterlandes reifen. In dieser Zeit seines gesegnetsten Wirkens, wo er mit einer nur ihm möglichen Vielseitigkeit auch andern großen Interessen des Tags sich hingab — wir erinnern nur an seine häufig geschmähte Thätigkeit für die Befreiung der Griechen und die Gründung des bairischen Königthums in Griechenland, an seine Bemühungen für die Organisation der jährlichen Zusammenkünfte der deutschen Philologen, an denen er bis zuletzt den regsten persönlichen Antheil nahm und mit seiner gerade hier so seltenen praktischen Gewandtheit und coulanten Umgangsform das eigentlich zusammenhaltende Element darstellte —, in dieser auch für eine mehr als gewöhnliche Arbeitskraft schon hinlänglich ausgefüllten Zeit hatte er doch noch Kraft genug übrig, um einerseits als wissenschaftlicher Schriftsteller den strengsten Anforderungen der so hoch gesteigerten Disciplin gerecht zu werden, andererseits um alle möglichen praktischen Fragen des Tags, vorzugsweise auf seinem eigentlichen Gebiete des höhern Unterrichts, in gehaltvollen und formgewandten, ja oft formvollendeten Gelegenheitsschriften von mitunter sehr großem Umfange durchzusprechen.

Vorzugsweise gehören hierher die zu drei starken Bänden vereinigten Hefte „Ueber gelehrte Schulen" von 1826—31, in denen er mit stetem

Digitized by Google

Hinblicke auf die bairischen Verhältnisse und auf die hier von ihm und Gleichgesinnten fortwährend betriebenen Reformen des gelehrten Schulwesens doch zugleich ein allgemeines Idealbild derselben entwarf, von dessen absoluter Gültigkeit er bis zu seinem Lebensende überzeugt blieb. Es ist, kann man sagen, sein pädagogisches Testament und zugleich das Glaubensbekenntniß einer noch jetzt vorwiegenden Majorität unter den Lehrern und Erziehern des zu höherer Bildung bestimmten Theils der deutschen Jugend. Insofern hat das ursprünglich nur aus Gelegenheitsschriften zusammengesetzte Werk einen bleibenden Werth und eine allgemein culturgeschichtliche Bedeutung. Wir behalten uns vor, den Kern der darin entwickelten Ansichten im weitern Verlauf dieser Darstellung zu geben und wenden uns wieder zu dem begonnenen Abriß der äußern Thätigkeit des Mannes.

Der erste Theil des Buches erhielt sogleich eine praktische Anwendung, indem Thiersch Mitglied der Commission wurde, welche der König Ludwig in den ersten glücklichen Jahren seiner Regierung zu einer gründlichen Reform des gesammten bairischen höhern Schulwesens einsetzte. Wie öfter war auch hier Schelling an Thiersch' Seite und sein wesentlichster Mitstreiter im Kampfe gegen die auch im Schoße dieser Commission vorhandenen Feinde der idealen und humanistischen Bildung. Ungefähr gleichzeitig beschäftigte man sich mit der Reorganisation der 1826 nach München verlegten landshuter Universität. Sie hatte seit ihrer ersten Verlegung von Ingolstadt sich vollständig durch den überwiegenden Einfluß fremder, natürlich meist norddeutscher und fast ausnahmslos protestantischer Capacitäten umgewandelt, aber die alten Statuten der Jesuitenuniversität des 16. Jahrhunderts galten im ganzen noch und konnten, wie die Freunde der geistigen Freiheit und des Fortschritts recht wohl sahen, gelegentlich auch wieder zu neuem Leben im Dienste des alten Princips erweckt werden. Dazu waren noch allerlei Schrullen des modernen Polizeistaats mit seiner chinesischen Ausschließlichkeit, seiner Spionage und seinem albernen Argwohn gegen die Wissenschaft, namentlich gegen Professoren und Studenten deutscher Universitäten, gekommen. König Ludwig, selbst einst ein freier Bursche auf der freiesten Universität des damaligen Deutschland, der Georgia Augusta, erwies sich auch hier, wie überall in seinen ersten Regierungsjahren, als ein Beschützer der liberalen Ideen. München wurde im wesentlichen nach den von Thiersch im zweiten Bande seines Werkes, der sich mit den deutschen Hochschulen beschäftigt, entwickelten Grundsätzen umgestaltet, und der von da an beginnende Flor dieser Universität, der bis in die Zeit der katholisirenden Reactionsperiode unter dem Ministerium Abel dauerte, ist auch insofern zum großen Theile als das Verdienst von Thiersch anzusehen. Auch diesmal

Digitized by Google

hatte ihm Schelling mit seinem großen persönlichen Einfluß auf den König treulich beigestanden, gerade so wie in dem Kampfe für die Reform der bairischen Gymnasien und lateinischen Schulen. Aber die eigentliche Last des mündlichen und schriftlichen Kampfes gegen unzählige Feinde ließ der große Weltweise auch hier seinen unermüdlichen Freund tragen.

Der 1829 vom König genehmigte Reformplan für das gesammte gelehrte Schulwesen in Baiern war der letzte Sieg, den die von Thiersch vertretene Sache auf diesem Boden erfocht. Es gelang nicht einmal, das, was schon auf dem Papier fertig und scheinbar unerschütterlich fest durch die königliche Unterschrift dastand, unverstümmelt in die Praxis überzuführen. Allerlei heimlich schleichende Einflüsse, zuletzt von der jesuitisch-ultramontanen Cabale ausgehend, die damals noch in tiefster Verborgenheit operirte und andere Dupirte für ihre Zwecke vorschob, wußten es dahin zu bringen, daß schon 1830 eine Reorganisation in beliebter Montgelas'scher Weise die noch nicht einmal wirklich gewordene Organisation zum Theil annullirte. Zwar enthielt auch noch der Studienplan von 1830 manche wesentliche Grundzüge des frühern, aber in vielen und wichtigen Dingen, namentlich was die Stellung der Lehrer, das Verhältniß der Lyceen zu den Gymnasien ꝛc. betraf, war er ein offenbarer Rückschritt nach der guten alten Zeit der Jesuitenschule.

Von da ab erlosch Thiersch' Einfluß auf die obersten Unterrichtsbehörden des Staats immer mehr, bis er endlich, gerade so wie der von Schelling, Niethammer, Poff und andern Vertretern der protestantischen und humanistischen Bildung, gleich Null wurde. Es kam die Zeit des Abel'schen Regiments und der Restaurationsversuche des alten katholischen Baierthums im ganzen Staate, also auch in Kirche und Schule. Thiersch hat niemals die Waffen gestreckt und sich auch nicht dem Kampfe durch bequemes und vornehmes Ignoriren der Gegner entzogen, wie es Schelling that, der, als es ihm in Baiern zu finster wurde, der neuaufgehenden Sonne in Berlin nachzog. Thiersch hat bis zu seinem Lebensende in München ausgeharrt, schwerer gedrückt als irgendein anderer durch den unversöhnlichen Haß seiner alten, jetzt triumphirenden Feinde, denn es war genau dieselbe Clique, die einst den Dolch des Meuchelmörders auf ihn gezückt hatte, welche jetzt sein Werk in die Hände nahm, um davon so viel als nur möglich zu vernichten. Die Uebergabe eines großen Theils der katholischen gelehrten Schulen an geistliche Orden, die Einführung confessioneller Unterschiede in eine Reihe von Unterrichtsfächern — katholischer und protestantischer Geschichtsunterricht ꝛc., — die Bemühungen des königlichen Centralschulbücherverlags, eines gehorsamen Werkzeugs der Ultramontanen,

Digitized by Google

die alten cassirten Ausgaben der antiken Classiker, wie sie einst die Jesuiten gefertigt und gebraucht hatten, auf allen Schulen wiedereinzuführen und in ihrem Gefolge auch den ganzen übrigen Apparat der jesuitischen Schulcompendien, waren ebenso viele schwere Niederlagen, die seine Sache erlitt. Keine davon konnte er abwehren, aber er hat sich in jedem einzelnen Falle bis zum letzten Hauche dagegen gewehrt, und wenigstens so viel erreicht, daß seinen Feinden der Sieg unendlich erschwert und verzögert wurde und daß er ihnen nur zum geringsten Theile gelang. Denn alles dies war ja nur der erste Schritt zum Ziele. Daß sie nicht viel über diesen ersten Schritt hinauskamen und daß sich der Stamm des Baums, den Thiersch einst gepflanzt hat, zwar arg verstümmelt, doch noch lebenskräftig erhielt, ist wiederum sein Verdienst.

Hiermit sind wir an die Stelle gelangt, wo wir Thiersch' gesammte didaktische und pädagogische Principien in einer gedrängten Skizze vorführen können. Da sie noch jetzt, wie schon bemerkt, nicht blos von einem Theile der Theoretiker festgehalten werden, sondern auch die Schulpraxis wesentlich beherrschen, so verlohnt es sich für jeden, dem die Lebensfragen unserer Zeit ein Gegenstand des Interesses sind, ihnen näher zu treten. Wir haben den Vortheil, uns dabei auf die ebenso sachkundige wie klare und bündige Darstellung seines Biographen und zugleich seines natürlichen Vertheidigers zu stützen und können die Hauptsachen meist mit dessen eigenen Worten geben.

Er sagt: Thiersch strebte nicht nach unerreichbaren Zielen. Er sah seine Ideale gediegener Bildungsanstalten in andern Theilen Deutschlands verwirklicht, und sein Verlangen war, daß Baiern dem Besten, was in dem großen Vaterlande sich findet, nacheifere. Der gelehrte Unterricht entwickelt sich naturgemäß in drei Stufen, der Lateinschule, dem Gymnasium und der Universität. Es finden sich nicht alle drei Anstalten in irgendeinem deutschen Lande in gleicher Vollkommenheit, aber für die unterste Stufe konnten die Präceptorschulen Würtembergs, ein köstliches Erbtheil des Reformationszeitalters, als Muster aufgestellt werden, für das Gymnasium die sächsische Fürstenschule Pforta, für die Universität die Alma Mater in Göttingen.

Im ersten Bande seines Werks über gelehrte Schulen entwickelte Thiersch die Grundsätze, welche zum Gedeihen der Lateinschulen und Gymnasien führen können. Er vertritt den Werth der echten Geistesbildung für Staat und Kirche, die hohe Bestimmung der Schulen, die altüberlieferte Würde des Lehrerstandes. Er zeigt die bildende Kraft des Unterrichts im Lateinischen gegenüber den ungenügenden Versuchen, die Grammatik am Deutschen und am Französischen zu lehren. Er erweist die hohe Bedeutung des Griechischen für die Theologie und für

Digitized by Google

die Rechtswissenschaft. Er führt die moralischen und politischen Gefahren, welche bei dem Studium der Classiker drohen, und die sich bei jeder andern Literatur auch finden, auf das richtige Maß zurück. Die Schwierigkeiten der zwei alten Sprachen sollten schon in der Lateinschule besiegt werden, damit der Knabe, wenn er mit vierzehn Jahren in das Gymnasium eintritt, angeleitet werden könne, an dem Inhalt der edelsten alten Schriftsteller sich zu erfreuen und zu bilden. Am rathsamsten ist es, die Lateinschule unter ein eigenes Rectorat zu stellen und mit Präceptoren wie in Würtemberg zu besetzen. Das Lateinische muß früh begonnen werden, die lateinische Grammatik und Uebersetzungen aus dem Lateinischen sind die beste Anleitung zum grammatischen Verständniß und zur Handhabung auch der Muttersprache. Die Lateinschulen sollten auch solchen offen stehen und empfohlen sein, die sich einem technischen oder bürgerlichen Berufe widmen, indem auch diesen die dadurch gewonnene geistige Kräftigung zugute kommt. In einem Staate, dessen Verfassung allen einen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten gestattet, ist es um so mehr die Aufgabe, den Staatsbürgern reichere Gelegenheit als bisher zur geistigen Ausbildung zu verschaffen. Neben dem Gymnasium mögen Realschulen und polytechnische Anstalten sich aufbauen und in ihrer vollen Bedeutung anerkannt werden, dem Gymnasium aber sollen die classischen Studien als unverkümmerter Besitz erhalten werden. Das Gymnasium ordnet sich nach alten Vorbildern und nach der Natur der Sache in vier Klassen, um die Jünglinge in die Hauptgebiete der alten Literatur einzuführen, in die Werke der Poesie, der Geschichtschreibung, der Beredsamkeit und der Philosophie. So schließt sich in der höchsten Klasse an die Lesung der Alten die Einleitung in das Studium der Philosophie, bestehend aus einem Unterricht in der althergebrachten formalen Logik und in den Hauptmomenten der Geschichte der griechischen Philosophie.

Bei dem Geschichtsunterricht darf nicht das für die Gymnasien unerreichbare Ziel umfassender und zusammenhängender Kenntniß gesteckt werden; tabellarische Uebersicht und Einprägung der Hauptsachen ins Gedächtniß genügt als Vorstufe für spätere Studien. Deutsche Aufsätze, zu denen der Schüler den Stoff aus sich selbst schöpfen soll, sind in der Lateinschule und im Gymnasium vom Uebel; sie müssen der Universität aufbehalten bleiben; jenen Bildungsstufen angemessen sind Aufsätze und Reden, in denen gegebene Stoffe aus den Alten reproducirt werden. In Beziehung auf Mathematik werden die Forderungen mäßig gestellt, vielleicht zu mäßig. Auch dies geht aus dem Bestreben hervor, die Hauptkraft dem classischen Studium vorzubehalten und dabei die Jugendfrische gegen Ueberbürdung zu beschützen. Wöchentlich 26 Schulstunden sollten das Maximum bleiben. Die Absicht ist nicht, Philologen

Digitized by Google

zu erziehen, oder die Alterthumswissenschaft mitzutheilen, sondern wie sich der Religionsunterricht zur Theologie verhält, so soll sich der Gymnasialunterricht in den Classikern zur Philologie verhalten.

Für die Disciplin sind nicht die Schulen der Jesuiten das Vorbild, eher die englischen Anstalten wie Eton, mit den Modificationen, welche deutsche Sitte und Gemüthsart verlangt. Strenge Zucht, mit Schonung für die Eigenthümlichkeit des Knaben und Jünglings, ein Geist der Ordnung und Gesetzmäßigkeit, unbedingte Achtung vor dem Ansehen des Lehrers, wo er auf seinem Rechte steht, aber Achtung auch vor dem Jünglinge, wo er sich in dem Kreise des Fleißes und der Wohlanständigkeit bewegt, alles durchdrungen von männlichem Ernste und würdevoller Feierlichkeit — so zeichnet Thiersch das Bild der rechten Disciplin.

In Bezug auf die Universitäten wird vollkommene Studienfreiheit verlangt. Der Collegienzwang wirkt schädlich auf die Lehrer, geisttödtend auf die Zuhörer, er wird unvermeidlich zum Schutze für die Mittelmäßigkeit bei Lehrern und Schülern. Controle über den Besuch der Vorlesungen ist unausführbar, die Semestralprüfungen, wie sie in Landshut bestanden und unter verschiedenen Formen anderwärts entweder hergebracht waren oder erst eingeführt wurden, sind in ihrer Wirkung gleich Null, die Frequentationszeugnisse laufen auf Täuschungen hinaus. Die Freiheit, welche dem Studirenden gestattet, die Vorlesungen der ausgezeichnetsten Lehrer zu wählen und das, was etwa mittelmäßig gelesen wird, sich durch Privatstudium anzueignen, hebt die ihrem Berufe gewachsenen Lehrer, entlarvt die unfähigen, setzt sie verdientermaßen außer Thätigkeit und schafft Raum für jedes höhere Streben der Jugend. Nur so können Professoren und Studenten in jenes edle Verhältniß zueinander treten, wie es in den Philosophenschulen des Alterthums oder bei den Zuhörern der großen Doctoren des Mittelalters bestand. Akademische Freiheit ist zur Ausbildung des Charakters nothwendig. Es muß für jeden im Leben ein Zeitpunkt eintreten, wo er auf die Probe gestellt wird, welchen Gebrauch er von seiner Freiheit zu machen gedenkt. Die akademische Disciplin muß vom Senate verwaltet werden; übergibt man sie der Polizei, so wird sie zugleich unwirksam und entwürdigend; die Professoren sind es, welche, mit väterlicher Autorität und wissenschaftlicher Gravität ausgestattet, am wohlthätigsten auf die Sitte und das Benehmen der akademischen Jugend wirken können. Von nur specifisch bairischem Interesse ist die Polemik gegen das philosophische Biennium, welches auf der landshuter Universität dem Fachstudium vorherging. Da die Sache selbst beseitigt ist, so mag sie hier übergangen werden.

Die Theorie und Praxis hat seitdem Thiersch' Grundsätze über die

Digitized by Google

Lebensbedingungen deutscher Universitäten im wesentlichen als richtig anerkannt, wenn auch im einzelnen in Bezug auf die akademische Gerichtsbarkeit sich die Ansichten verschiedenartig gestaltet haben. Nur da, wo der mittelalterliche Grundgedanke, auf dem alle unsere heutigen Universitäten ruhen, entweder als ein zu enger und den unendlich gesteigerten Forderungen der Neuzeit unangemessener, oder als ein zu idealistischer und deshalb gefährlicher für die Jugend, den Staat oder das ganze öffentliche Leben angefochten wird, hat sich auch dagegen Widerspruch erhoben. Doch ist dieser noch zu wenig abgeklärt, auch praktisch von zu geringem Einfluß, als daß wir hier, wo es uns darauf ankommt, uns über die Hauptsumme der Wirksamkeit eines der einflußreichsten deutschen Schulmänner der Neuzeit zu verständigen, länger dabei verweilen möchten. Wir wenden uns zu seiner bis zu einem gewissen Maße praktisch gewordenen Idee des gelehrten Unterrichts vor der Universität, nicht um sie zu kritisiren, sondern nur um auf ihren genetischen Zusammenhang mit der Persönlichkeit ihres Vertreters hinzuweisen und dadurch zugleich den Maßstab zu ihrer Beurtheilung und zur Beurtheilung ihrer Erfolge an die Hand zu geben.

Thiersch war, wie sein ganzes Leben zeigt, eine durchaus praktische Natur von großer Receptivität. Er hielt sich stets an das Gegebene und faßte auch dieses nicht sowol in seinem allgemeinen Zusammenhange mit dem Gesammtgeiste und dem Gesammtstreben der Zeit auf, als vielmehr in den greifbaren Erfolgen, die es innerhalb seines eigenen Gebiets erzielte. So blieb Schulpforta sein Ideal eines Gymnasiums, und zwar das Schulpforta, auf dem er selbst das geworden war, was er war. Ein gutes Stück von Pietät, wie sie jedem wohlorganisirten Manne wohl steht, wirkte dabei auch mit, aber hauptsächlich war es doch die Eigenthümlichkeit seines Geistes, der nie von dem concreten Falle abstrahiren und sich auf einen allgemeinern Standpunkt stellen konnte, was ihn dazu bewog, Zustände, die unterdessen selbst unhaltbar geworden waren, wie eben die alte Classicität der Pforta oder der würtemberger Schulen, als Ideale für die künftige bairische oder deutsche Schule überhaupt aufzustellen. Er war mit Leib und Seele Philolog und empfand, daß er die humane Bildung, die Gewandtheit des Geistes, die Fülle der Kenntnisse, deren er sich ohne alle ihm so oft mit Unrecht vorgeworfene Eitelkeit bewußt war, aus der Quelle des Alterthums geschöpft hatte. Daher sollten auch alle andern, die dessen würdig waren, sollte die ganze zu höherer Bildung bestimmte Jugend auch daraus trinken, und zwar gerade in denselben Zügen und in demselben Maße, wie er es gethan, da er jung war. Freilich dachte er nicht daran, aus allen Lateinschülern Candidaten der Philologie zu machen, aber er konnte auch nicht sehen, daß, wenn seine Principien in der Reinheit und Strenge,

Digitized by Google

und in dem ganzen Umfange, wie er sie aufstellte und für die Praxis bestimmte, jemals praktisch werden könnten, dadurch eben nur künftige Philologen aus allen unsern Lateinschülern gezogen werden müßten. Er übersah dabei unter anderm auch, daß die nicht philologischen Fächer, die er gleichsam als Nachtisch statuirte, eigentlich auch nicht einmal so weit in sein System paßten, daß er sie nur mit hineinbrachte, weil sie einst in Pforta auch schon neben den philologischen dageweſen waren und es doch nicht verhindert hatten, daß die Schüler mit einem tüchtigen Vorrath von Classicität hinaus ins Leben treten. Es waren Concessionen gewesen, die selbst diese in strengster Selbstgenügsamkeit der altererbten „bewährten" Methode befangene Schule dem Fortschritte der Zeitbildung und ihren Ansprüchen hatte machen müssen; natürlich hatte sie so wenig als möglich, und das wenige so viel wie möglich nur als Schein gewährt, aber es war doch geschehen. Thiersch versuchte es mit ungefähr ebenso viel, den Forderungen seiner Zeit an eine Erweiterung der Unterrichtsgegenstände die Spitze abzubrechen, ungefähr mit demselben Erfolge, wie es zu einer eingeschränktern Zeit in Pforta geschehen war. Auch er mußte zugeben, daß sein Hauptzweck, die Alleingültigkeit der classischen Bildung, nicht mehr erreichbar sei, ohne daß er sich klar machen konnte, warum das so sei. —

Was Thiersch für Baiern der Hauptsache nach geworden ist, der Begründer eines systematisch geordneten höhern Schulwesens, das versuchte der andere der beiden Kämpfer mit noch weiter gesteckten Zielen auf einem noch viel schwerer zu bewältigenden Boden. Dulon wollte nicht die deutsche gelehrte Schule, oder die deutsche Volksschule, oder die Realschule, oder wie die verschiedenen Stufen und Gattungen der Schule heißen mögen, nach Amerika verpflanzen, sondern die Methode und die Principien der deutschen Didaktik und Pädagogik. Mit ihnen sollte die deutsch-amerikanische Schule erstehen, wie schon der Name sagt, etwas Neues, aber aus zwei schon vorhandenen Grundstoffen zusammengesetzt. Jeder davon sollte das Beste, was in ihm war, geben, um durch gegenseitige Vermischung ein Neues, noch Besseres hervorzubringen, eine Schule, wie sie in dieser Vollkommenheit noch nirgends gefunden worden war, aber gerade gut genug, um der hohen Mission, die ihr Begründer dem deutschen Element in Verbindung mit dem einheimischen in Amerika zuerkennt, vorzuarbeiten. Hören wir ihn selbst, was er von dieser Ergänzung der beiden Nationalitäten hofft und wie er sie sich möglich denkt: „Geneigter Leser! Ergänze, wenn du es kannst, den Deutschen durch den Amerikaner, oder den Amerikaner durch den Deutschen, und du schaffst den mächtigsten Träger und Beförderer humaner Cultur, der je gelebt hat, du erzeugst einen Menschen, der nur unter den edelsten Griechen, nur unter den stolzesten Männern aus der

Digitized by Google

Zeit der Römertugend seines gleichen findet. Die Ergänzung müßte allerdings der rechten Art sein. Gediegener, auf tüchtiger Sachkenntniß basirter Fleiß, Achtung vor dem Recht und vor dem Wort, Talent jener Geselligkeit, die beim schäumenden Becher Befriedigung für Geist und Herz gewährt und verlangt, Gründlichkeit in der Erkenntniß, Tiefe in wissenschaftlicher Auffassung, rege Empfänglichkeit für die Gedanken, deren Ziel und Inhalt das allgemein Menschliche ist, reiches, tiefes, vielseitiges Gemüthsleben — das sind die Lichtseiten des deutschen Nationalcharakters. Ergänze sie durch die Gewandtheit und Kühnheit des praktischen Amerikaners, durch das Berechtigte und Große in seinem Patriotismus, durch die stolze Sicherheit seines Auftretens, durch seinen Scharfblick in der praktischen Combination, durch die Sicherheit und Leichtigkeit in seinem Auffassen und Anfassen des sich Darbietenden, durch das Großartige und Noble in seiner Liberalität!"

Wenn die Schule in richtiger Auffassung ihres Wesens überhaupt das Ziel hat, den Gewinn der bisherigen Geistesarbeit auf intellectuellem und sittlichem Gebiete der neuerstehenden Welt der Zukunft zu überliefern und diese durch eine solche Ausrüstung zu befähigen, nicht blos das bisher erreichte Ziel ihrerseits auch wieder zu erreichen, sondern sich selbst ein noch weiteres und höheres zu stecken, so wird ganz folgerichtig es die deutsch-amerikanische Schule sein müssen, durch welche die in Amerika aufwachsende deutsche Jugend, die schon nach Millionen zählt, befähigt wird, die Geistesschätze ihrer alten väterlichen Heimat in sich aufzunehmen und sie durch diejenigen ihrer neuen Heimat zu ergänzen und zu vermehren. Theoretisch läßt sich gegen diese Formulirung der Aufgabe nichts einwenden. Denn es wäre eine sonderbare Beschränktheit, wenn die deutsche Schule in Amerika das bleiben wollte, was sie in Deutschland war. Was hier durch den Boden und die Umgebung, von der sie abhängt, zu ihrer nothwendigen Lebensbedingung gehört, wird dort auf einem andern Boden und in anderer Umgebung keine lebendige Bedeutung für sie haben. Unsere Volksschulen, unsere Lateinschulen, Gymnasien und Universitäten passen, so wie sie sind, nur für Deutschland, weil sie in Deutschland erzeugt sind. Aber die Schwierigkeit beginnt schon, wenn man das allgemein Gültige von jenem blos localen Elemente scheiden will. Jeder wird nach seinem subjectiven Standpunkte hier anders verfahren. Unser Kämpfer äußert sich darüber mit großer Sicherheit: „Deutsche Schulen, deutsche Gymnasien, deutsche Seminare und Universitäten, ohne Vermittelung nach Amerika verpflanzt, würden eine traurige Rolle spielen, würden suchen und nicht finden, arbeiten und nichts erarbeiten. Es lebt sich schwerer in dem sturmbewegten Meere des amerikanischen Lebens als in dem gutgeschulten, ehrbar verständigen Deutschland. So muß die deutsch-amerikanische

Digitized by Google

Schule auch schneller leben. Sie muß schneller arbeiten, schneller fortschreiten, schnellere Erfolge erzielen. Allerdings kann sie nicht gegen das unwandelbare Gesetz der geistigen Entwickelung ankämpfen. Aber sie kann und soll die Praxis vor Augen haben. Sie soll mit amerikanischem Scharfblick das praktisch Bedeutsame auffinden, soll, während sie der Geschichte ihre Bedeutung zugesteht, auch den Naturwissenschaften gerecht werden und sich gleichwol in der Masse des Lehrstoffs beschränken. Sie wird weniger als die deutsche Schule das ganze Gebiet der einzelnen Wissenschaften durchdringen, wird weniger daran denken können, alle Theile der allgemeinen Geschichte, alle Theile der Physik, der Chemie ꝛc. zu verarbeiten. Noch viel weniger wird sie mit amerikanischer Leichtfüßigkeit von Schriftstellern zu Schriftstellern eilen dürfen. Sie lehrt «Studiren». Sie begnügt sich, wo die Zeit drängt, in vielen einzelnen Dingen anzuregen, die Lust zu wecken, die Wege zu bahnen. Aber was sie treibt, das bringt sie zum deutlichen Verständniß, das macht sie zum dauernden Eigenthum. In der Methode, der altbewährten deutschen Methode keine Spur des Zugeständnisses. Keine text-books, keine recitations — das freie, lebendige Lehrerwort in seiner immer frischen Kraft, die muntere, einschneidende Frage mit ihrer kräftigen Anregung, der fröhliche, heitere Verkehr mit seinen für Geist und Herz gleich heilsamen Früchten. Keine einseitige Gedächtnißarbeit — Production im Empfangen, Schaffen im Aufnehmen, Selbstthätigkeit im Verarbeiten, Prüfen, Suchen, Auffinden nach kräftiger Geistesarbeit. Kein Zugeständniß in der Disciplin, keine merit-rolls, keine Sündenregister, keine Checks, keine Dressur, keine militärische Abrichtung! Ein freier, heiterer Verkehr, ein rüstiges und munteres Streben, väterlicher Ernst und, wo es sein muß, väterliche Strenge im Bunde mit freundlichem Wohlwollen und gewinnender Herzlichkeit." — Wir zweifeln nicht, daß Dulon selbst die von ihm gegründeten Schulen nach diesem Programme geleitet hat: gewiß, wenn es in dem Geiste durchgeführt werden kann, in dem es gedacht ist, so muß es zwar nicht glänzende und augenblickliche, aber durchgreifende und sichere Erfolge haben. Daß sein Schöpfer selbst sie nicht erzielt hat oder vielmehr, als sie schon erzielt waren, wieder verloren hat, erklärt sich nach den an sich schon sehr lehrreichen Personalien seines Buches. Er wurde durch die gewissenlose Betrügerei und kalte Tücke einiger deutscher Collegen, denen er zu viel vertraut hatte, aus seiner blühenden Schule in Neuyork verdrängt und genöthigt, sich nach dem fernen Westen zu flüchten, um dort zunächst für seine bloße Existenz zu arbeiten. Wäre er selbst mehr Deutsch-Amerikaner im schlechten, aber leider gewöhnlichen Wortsinne gewesen, so würde er seinen Vortheil besser wahrgenommen haben. Freilich würde er dann überhaupt nicht dazu gestimmt gewesen sein, für eine Idee alles ein-

Digitized by Google

zusetzen, noch dazu für eine, die selbst im Falle ihres glänzendsten Gelingens doch nur immer einen dürftigen äußern Lohn gewährte. Denn Geld machen läßt sich mit der deutsch-amerikanischen Schule so wenig wie mit der Schule in unserm Vaterlande. Wer für sie arbeitet, weiß, daß ihr einziger Lohn ein ebenso ideeller wie ihre Aufgabe ist. Das heißt freilich nicht, daß unsere Männer vom Schulfach Hungers sterben sollen. Wenn man aber erwägt, was unsere blutarme Schule trotz ihrer Armuth geleistet hat, so wird man beinahe versucht zu glauben, daß eine gewisse Knappheit und Dürftigkeit des Leibes dazu gehöre, um den Geist frisch und thatkräftig zu erhalten. Eine pinguis Minerva ist immer ein seelenloses Monstrum gewesen und wird es stets und überall sein.

Die echten Deutsch-Amerikaner sind damit gewiß auch einverstanden, aber freilich nur, weil es so am bequemsten für sie ist und es sie keinen Cent kostet. Sie können immerhin pathetische Reden über die hohe Mission des Deutschthums in Amerika halten, aber für die Schule, die doch, wie sie selbst verkündigen, eins der wirksamsten Mittel dazu ist, brauchen sie sich nicht anzustrengen. Dulon hat wie mancher andere vor und neben ihm es erfahren, was es mit dieser Lagerbierbegeisterung unserer Landsleute auf sich hat. Er ist von ihr immer im Stiche gelassen worden, nicht blos wo es sich um Geld, sondern auch da, wo es sich nur um ein muthiges Vertreten in der öffentlichen Meinung handelte. Um so ehrenvoller, daß weder er noch andere nach solchen niederschlagenden Erfahrungen an der Zukunft ihrer Idee verzweifeln. Es wird noch manches Marthyrium kosten, bis sie auch nur ihren ersten Sieg erringt, aber von jeher sind die Schlachtfelder des Geistes durch das Blut heldenmüthiger Märtyrer gedüngt, um andern die Früchte des Siegs in den Schos fallen zu lassen, die dem Kampfe in behaglicher Gemüthsruhe zugesehen haben.

Literatur und Kunst.

Hamerling's „Ahasverus".

Die hervorragende Stellung, die Robert Hamerling unter den modernen lyrischen Dichtern einnimmt, verdankt er einer gewissen Tiefe seiner Gedanken und der Formvollendung seiner Sprache; Erfindung und Leidenschaft sind ihm nur in geringerm Grade zu theilgeworden. Für ein größeres Publikum enthalten seine Gedichte „Venus im Exil" und „Germanenzug" zuviel des Abstracten, Entlegenen; die Philosophie und die Symbolik verwirren zu oft das naive Gefühl des Lesers, dessen erster Zweck doch immer Unterhaltung, man wolle das Wort einmal im edelsten Sinne fassen, bleibt. Mit seiner neuesten Dichtung „Ahasverus in Rom, eine Dichtung

Digitized by Google

in sechs Gesängen" (Hamburg, E. Richter), tritt Hamerling der allgemeinen Empfindung, dem allgemeinen Verständniß näher. Dem Stoff nach ist sein Gedicht episch, aber unter der Hand ist ihm die Thatsache dennoch wieder in die Symbolik, in die philosophische Lyrik umgeschlagen. Ahasverus erlebt in Rom die Hauptmomente der Herrschaft Nero's: eine Nachtscene in der Schenke Locusta's, ein Bacchanal in den Gärten des Kaisers, den Untergang Agrippina's, eine Scene im Amphitheater, den Brand Roms, den Fall Nero's. Durch Schilderungen in Wort und Farbe sind diese Dinge, halb Wahrheit, halb Sage, das Gemeingut der Gebildeten geworden. Der erste Mangel der Hamerling'schen Dichtung liegt in der Gestaltung seines Helden. Sein Ahasverus ist der Chorus, der jede Handlung Nero's mit einer Betrachtung begleitet. Wenn er in Nero's Seele zuweilen den Funken zu einer neuen That wirft, so geht die That als That doch nicht von ihm aus. Daß Agrippina zu dem Bacchanal kommt, daß sie mit dem Prachtschiff untergeht, daß später die Legionen sich empören und Nero auf seiner Flucht mit einem deutschen Leibwächter in die Katakomben, in eine Christenversammlung geräth, ist durchaus nicht, weder äußerlich noch innerlich, Ahasverus' Werk. Nero ist der thätige, Ahasverus der betrachtende Mensch; beide stellt der Dichter gegenüber als Symbole höchster Lebenslust und tiefster Todessehnsucht. In Ahasverus soll sich aber zugleich auch die Menschheit verkörpern, die immer ist, deren Wesen unter allen Wandlungen erhalten bleibt. Der Zweck, die Absicht des Dichters ist es, der Gegenwart in der Geschichte des kaiserlichen Rom ein Spiegelbild ihrer eigenen Genußsucht und Verworfenheit, zu entrollen, er will uns „eine Epopöe des Sinnentaumels, der Sättigung und Uebersättigung des Lasters, nach dem Punkt, wo sich's erbricht", singen. Auf der einen Seite Idealität, Philosophie, Symbolik, auf der andern der Staub und Schmuz der Realität in Juvenalischer Uebertreibung. Zu einer Harmonie hat Hamerling beide Seiten nicht zu vereinigen gewußt. Die ganz modernen Anschauungen und philosophischen Betrachtungen wollen durchaus nicht zu der Naivetät des Alterthums passen. Nero redet wie Lord Byron und Schopenhauer. Juvenal's Schilderungen sind nackt, aber sie tragen nicht wie die Hamerling's den Philosophenmantel, den sie einen Augenblick zurückschlagen, um ihre Blöße zu zeigen. Statt der Handlung drängt sich überall die Beschreibung von Festen, Gärten, Schiffen, Gemächern in breitester Ausführlichkeit vor, die an französische Romane erinnert; nicht eine Perle am Gewande der Agrippina wird uns hier erspart. Daneben hat die Rede ein freies Feld. Um historische Wahrheit in der Localfarbe hat sich der Dichter nicht bemüht, er häuft eine Fülle von Notizen und Anekdoten zu einem Berg zusammen: aber das ist ein Scherbenberg, nicht der Palatinische Hügel mit der Kaiserburg. Rudolf Gottschall hat ein ähnliches Problem, die Darstellung der indischen Philosophie, indischer Sitten in seiner „Maja" glücklicher und vollendeter gelöst. Auch bei ihm bietet die Einkleidung zu mancher Entgegnung gerechtfertigten Anlaß; innerhalb dieses Rahmens jedoch welche Wahrheit, Tiefe und Glut des Colorits, wie fein ist jeder Zug dem indischen Leben und Denken nachempfunden! Bei Hamerling streitet gleichsam der Aar seiner Gedanken mit der unförmlichen Schildkröte seines Stoffs, er kann sie nicht emportragen. Einzelnes in diesen Schilderungen ist außerordentlich

Digitized by Google

glänzend, bunt, malerisch; aber man fragt mit Lessing: was hat dies alles mit der Leidenschaft und der That der Helden zu thun? Andere Scenen stoßen durch ihre Abscheulichkeit ab; um das Zusammentreffen Nero's und Agrippina's so zu gestalten, daß der Blick ohne Widerwillen, starr vor Entsetzen, darauf ruhen könnte, müßte man Michel Angelo oder Shakspeare sein. In den Reden bewundern wir wieder die tiefe und tragische Weltanschauung Hamerling's; es gelingt ihm, die Wesenheit des Christenthums wie der deutschen Barbaren charakteristisch in den Aeußerungen des Priesters und des Soldaten wiederzugeben, allein die Unwahrscheinlichkeit der Handlung, die moderne Färbung läßt uns zu keinem rechten Genuß kommen. Durchaus irrig scheint uns der Gedanke zu sein, für die Gegenwart eine Parallele in der Zeit der Cäsaren zu finden. Wie unendlich bürgerlich und harmlos nehmen sich die Feste in Compiègne, eine Kaiserkrönung in Moskau, eine Königskrönung in Königsberg gegen die Bachanalien aus, die Hamerling schildert! Dazu kommt, daß die Schrecklichkeiten, welche Satiriker und Gegner der Kaiser auf deren Haupt gehäuft, nicht alle erwiesen, viele sichtlich Uebertreibungen sind, daß sie ebenso an Furchtbarkeit, wie der Untergang des Leonidas an Erhabenheit, im Lauf der Jahrhunderte gewachsen sind. Einen Stoff ergreifen, den schon so manche andere Hand geformt, ist immer mislich; Hamerling's Gedicht berührt sich zu nah mit Gutzkow's Drama „Nero," um nicht zu Vergleichungen herauszufordern. Die eigenthümlichen Vorzüge des Dichters finden sich auch hier, eine edle Sprache, der leider, um sie klangvoller und melodischer zu machen, der Reim fehlt, ein Mangel, der auf die Dauer eine ermüdende Eintönigkeit erzeugt, und ein reich gebildeter, sinnender Geist; in dieser Hinsicht verdient „Ahasverus in Rom" die Anerkennung und Beachtung derer, die in der Dichtkunst nicht flüchtigen Reiz, sondern ernsten Gehalt suchen. K. F.

Correspondenz.

Aus Prag.

22. November 1865.

E. S. „Nicht eine Schlacht, ein Schlachten war's zu nennen." So könnte man von der Wahlschlacht sagen, deren Schauplatz dieser Tage unsere Stadt gewesen. Landtagswahlen und Gemeindewahlen! Das gab ein Rennen und Jagen, ein Agitiren und Hetzen, daß man sich mitten in die Wahltumulte jenseit des Oceans versetzt glaubte und nicht daran dachte sich in der sonst so spießbürgerlichen Hauptstadt Böhmens zu befinden. Wir sind allerdings nicht so „constitutionell reif" wie die Herren jenseit der Leitha, bei denen blutige Schädel zu der obligaten Scenerie der Wahlspectakel gehören; allein viel fehlt uns nicht dazu. Wer die czechischen Blätter in den letzten Tagen las, der konnte beobachten, daß sie vollständig die amerikanische Methode befolgten, ihre Gegencandidaten als blutdürstige Unmenschen darstellten, an denen vom Wirbel bis zur Zehe auch nicht das geringste Gute gefunden werden könne, während die Candidaten der Partei als heilige Engel voll Milde und Sanftmuth geschildert wurden, als wahre Phänomene in dieser jammererfüllten Welt. Und erst am Wahltage

Digitized by Google

selbst, da wurde in den einzelnen Stadttheilen eine förmliche nationale Wahlpolizei organisirt, um einerseits so viel als möglich Neulinge zu ködern, andererseits um scharfe Controle über die Parteiangehörigen zu üben. Kranke wurden aus ihren Betten aufgescheucht und mittels Wagen zur Stelle gebracht, Schüchterne durch Drohungen aller Art mürbe gemacht, und die Entschiedenen, welche den Muth hatten, für die Deutschen zu stimmen, mußten es sich gefallen lassen, von einem wahren Hagel urwüchsiger czechischer Schimpfworte auf das hartnäckigste betroffen zu werden. Am meisten waren die Wahlmanöver der Czechen auf die Israeliten gerichtet, die allerdings eine wichtige Potenz bei den Wahlen sind. Da bekanntlich Muth der geringste Erbtheil des Stammes Jakob ist, so rückten die Czechen den israelitischen Wählern derb an den Leib, zeigten ihnen die geballten Fäuste und fragten sie in aller Freundschaft, ob sie etwa Lust hätten, sich der Wuth des czechischen Pöbels auszusetzen, oder ob sie lieber fein national sein wollten. Dieses Dilemma war für die Israeliten in der Vorstadt Smichow, wo ein Landtagsabgeordneter zu wählen war, etwas zu stark, und da sie ihre Haut nicht zu Markte tragen, andererseits aber auch nicht mit den Czechen stimmen wollten, so blieben sie hübsch ruhig zu Hause und stimmten gar nicht. Auf diese Weise kam es aber, daß der Candidat der czechischen Partei den Sieg errang. Muthvoller und wirklich mit anerkennenswerther Charakterfestigkeit benahmen sich jedoch die Israeliten Prags, als sie diese Woche für den Josephstadtbezirk, den ehemaligen Ghetto der Hauptstadt, einen Abgeordneten in den Landtag zu wählen hatten. Trotz aller Schmeicheleien und Drohungen, an denen es die Nationalen in bunter Abwechselung nicht fehlen ließen, trotzdem das Terrain durch czechische Emissare seit Wochen unterwühlt worden war, wählten die Israeliten dennoch den Candidaten der deutschen Partei. Ebenso wurde auch im Kleinseitner Bezirke Prags der deutsche Landtagscandidat gewählt.

Während so die Ergänzungswahlen für den Landtag zu Gunsten der Verfassungspartei ausfielen, war hinzegen das Resultat der Gemeindewahlen für die Deutschen kein günstiges. Von den 30 Stadtverordneten, welche neu gewählt wurden, gehören 24 der czechisch-nationalen Partei an, und die Minorität, in der sich die Deutschen im Gemeinderathe befinden, ist wenn möglich noch eine auffälligere geworden. Die Czechen sind factisch, was Gemeindeangelegenheiten betrifft, die Herren, und daß sie eine solche Präponderanz zu benutzen verstehen, haben sie genugsam bewiesen. Hingegen sind unsere Deutschen von einer wirklich naiven Gutmüthigkeit und suchen nur immer den lieben Frieden zu erhalten. Während man, um nur ein kleines Beispiel anzuführen, hier keinen Nachtwächter anstellt, der nicht correct czechisch und von der lautersten nationalen Gesinnung ist, verliehen dieser Tage die deutschen Gemeinderäthe einer berühmten, selbstverständlich ganz deutschen Badestadt in Böhmen die Stelle des Bade- und Communalarztes einem der enragirtesten Czechen, einem bisherigen Turnwart im „Sokol".

Morgen wird der böhmische Landtag eröffnet. Die Deutschen werden diesmal einen sehr harten Stand haben, und wir fürchten, sie dürften um einige traurige Erfahrungen bereichert den Landtagssaal verlassen. Die Parteigruppirung im böhmischen Landtage war bisher so, daß etwa 70 Abgeordnete der deutschen Partei und genau so viele dem czechischen Lager

Digitized by Google

angehörten. Zwischen diesen beiden Gruppen stand in der Mitte die ebenso starke Gruppe der Großgrundbesitzer, welchen also bei allen wichtigen Fragen die Entscheidung anheimfiel, indem sie sich bald den Deutschen, bald den Czechen zuwendeten. In den ersten beiden Landtagssessionen, als noch Schmerling auf dem Zenith seiner Macht stand, schloß sich die überwiegende Menge der Großgrundbesitzer der deutschen liberalen Partei an, und nur ein kleiner Bruchtheil unter Führung der reactionären Grafen Leo Thun und Clam-Martinitz klammerte sich an die Nationalen, weil er von diesen eher ein Heil für die Reaction erwarten konnte. Im vorigen Jahre, als der Stern Schmerling's im Erbleichen war, machten die Großgrundbesitzer meistens eine Schwenkung nach der czechischen Seite und die Deutschen erlitten in mehrern wichtigen Fragen, z. B. in der Sprachenfrage, bedauerliche Schlappen. Nun, da Schmerling gefallen und sein Werk, die Februarverfassung, sistirt, oder eigentlich noch viel mehr als sistirt ist, wird natürlich die Position für die Deutschen im Landtage noch viel ungünstiger. Die Hauptfrage, deren Beantwortung uns die nächsten Tage bereits bringen werden, ist die, ob jene Gruppe der böhmischen Aristokratie, an deren Spitze Fürst Carlos Auersperg stand und welche unter dem frühern Régime mit ostensibler Festigkeit für die Februarverfassung eintrat, noch an diesem Principe festhalten und Hand in Hand mit den liberalen Deutschen gehen wird, oder ob sie auch der Herrschaft der Reaction Zugeständnisse macht und das Sprichwort „Tempora mutantur ꝛc." abermals mit einer neuen traurigen Illustration vermehrt. Viel erwarten wir, aufrichtig gestanden, von dem Verfassungsenthusiasmus unserer Hochtories nicht. Es zeigte sich schon in den letzten Tagen bei Gelegenheit der Landtagswahlen für den Großgrundbesitz, daß manche Herren unserer Aristokratie den ganzen Landtag am liebsten dorthin schicken würden, wo der Pfeffer wächst, und an seine Stelle wieder die ehrwürdige ständische Versammlung wünschen, in welcher nur Männer vom reinsten blauen Blute sitzen sollten. Der rothe Frack soll wieder zu Ehren kommen! Das ist ein Lieblingswunsch gewisser österreichischer Kreuzzeitungsritter. Während das „adeliche Wahlcomité der conservativen Partei" sonst bei den Wahlen für den Großgrundbesitz, zu dem doch auch viele Bürgerliche gehören, schon des äußern Scheins wegen einige solche als Candidaten vorschlug, sind diesmal die Candidaten nur aus den Reihen der hohen Aristokratie genommen worden. Es verräth dieser Umstand, daß man in jenen gewissen Kreisen bereits fühlt, die neue Aera habe einen „günstigern" Umschwung hervorgebracht, bei welchem man mit den Bürgerlichen nicht mehr so viel Federlesens zu machen brauche als in den letzten Jahren.

Auf dem Gebiete der Kunst läßt sich ebenfalls nichts besonders Erfreuliches melden. In unserm deutschen Musentempel herrscht die Mittelmäßigkeit, und keine hervorragende Erscheinung bietet Stoff zu Betrachtungen. Der Intendant des deutschen Theaters, Dr. Pinkas, ist vor einigen Wochen gestorben, und seine Stelle nimmt jetzt der vom Landesausschuß hierzu bestimmte Dr. Görner ein. Inwiefern derselbe eine rege Wirksamkeit entfalten wird, soll uns die Zukunft lehren. Von Novitäten, welche uns in den jüngsten Tagen vorgeführt wurden, erwähnen wir das Lustspiel „Die Verse Friedrich's des Großen" von Sacher Masoch, und zwei kleinere Lust-

Digitized by Google

spiele „Il baccio" und der „Held der Reclame" von unserm fruchtbaren Julius Rosen. Das erstgenannte Lustspiel hat zwei Vorzüge für sich: viel Poesie und viel Patriotismus, geräth jedoch manchmal mit der reellen Wirklichkeit in Conflict und läßt an einheitlicher Gestaltung manches zu wünschen übrig. Die Fabel des Stücks gestattet übrigens auch manchen Vergleich mit der gegenwärtigen politischen Lage; denn das Bemühen von Kaunitz, am französischen Hofe die höchsten Kreise für eine Allianz mit Oesterreich zu stimmen, und das Streben des preußischen Gesandten, ein cordiales Verhältniß dieser beiden Mächte zu vereiteln, bietet gewiß manches Analogon zu den politischen Ereignissen der Gegenwart. Weit harmloserer Natur sind die Rosen'schen Stücke. In „Il baccio" dreht sich alles um einen Kuß, welcher eigentlich der „Kuß" der berühmten Sängerin Artot sein sollte, durch eine materiellere oder wenn man will poetischere Auffassung aber dazu Veranlassung gibt, daß sich zwei junge Leute heirathen. Das lassen wir uns gefallen, denn ein Kuß hat noch zu weit schlimmern Dingen geführt als zum Heirathen; wenn jedoch der Verfasser im „Held der Reclame", um abermals eine Heirath partout zu Stande zu bringen, einen gewöhnlichen Hanswurst zur causa movens macht und diesem Spielzeuge alle Verwickelungen in die Schuhe schiebt, so möchten wir doch glauben, daß hierbei der Wahrscheinlichkeit etwas allzu stark ins Gesicht geschlagen wird und daß selbst der Titel „Schwank" gegen solche Vorwürfe nicht zu schützen vermag. Die Diction ist, wie in den meisten Rosen'schen Lustspielen, eine elegante und zuweilen durch manchen treffenden Witz gewürzt, allein die Situationen, in welche die Helden des Stücks versetzt werden, tragen den Charakter des Gekünstelten, Unnatürlichen an sich. Wir sind auf die neuen Producte der Muse unsers heimischen Lustspieldichters begierig, welche uns in den nächsten Wochen vorgeführt werden sollen.

Notizen.

Bonaventura Genelli's Umrisse zu Dante's „Göttlicher Komödie" sind in neuer Ausgabe, herausgegeben von Dr. Max Jordan (Leipzig, Alphens Dürr) erschienen, mit erläuterndem Text in deutscher, italienischer und französischer Sprache. Es sind Contouren, aber von Meisterhand entworfen, die mit dem Aufgebot geringer Mittel doch einen großen Eindruck hervorbringen. Warmes Leben pulsirt in diesen nur im Umriß hingezeichneten Gestalten; die Composition ist durchweg im Geiste des Dichters entworfen, alles Uebergewaltige ist trotz der kühnen Auffassung vermieden, ebenso alles Geschmacklose in Verkürzungen und Verwickelungen.

Hans Köster's „Ulrich von Hutten" ist am weimarischen Hoftheater mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Einen gleichen Erfolg fand Rudolf Gottschall's zweiactiges dramatisches Gedicht: „Die Rose vom Kaukasus", bei seiner Darstellung in Leipzig.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Märchenbuch für meine Kinder.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

8. Geh. 25 Ngr. Carton. 1 Thlr.

Ich leg' euch auf den Weihnachtstisch,
Ihr Kinder, diese Mären.
Les't sie mir fleißig, froh und frisch,
Und merkt euch, was sie lehren.

Ich nahm sie aus des Volkes Mund,
Der ist von Gold, wahr und gesund;
Aufs neue thu' ich hier sie kund
Im luft'gen Spiel der Reime.

Mit diesen Versen führt der bekannte rheinische Dichter ein Buch ein, in dem er zur Ergötzung für jung und alt einige der beliebtesten Volksmärchen der Deutschen (Der starke Hermel, Der schlaue Hick, Die sieben Schwaben, Aschenbrödel, Die sieben Raben) in Reime gebracht hat. In gebildeten Familienkreisen wird sich Müller's auch äußerlich elegant ausgestattetes „Märchenbuch" bald als eine liebe und werthe Gabe heimisch machen und namentlich eine der willkommensten Gaben für den Weihnachtstisch bilden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke

von

Rudolf Gottschall.

8. Geh. In Bändchen zu je 15 Ngr.

Erstes Bändchen. **Pitt und Fox.** Lustspiel in fünf Aufzügen.
Zweites Bändchen. **Mozepha.** Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.
Drittes Bändchen. **Die Diplomaten.** Lustspiel in fünf Aufzügen.
Viertes Bändchen. **Der Nabob.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von Rudolf Gottschall's Dramen, die zum Theil bereits beliebte Repertoirestücke der deutschen Theater geworden sind, waren bisher erst wenige im Drucke erschienen. Der Dichter legt dieselben jetzt in einer durch vielfache Erfahrungen gereiften Form dem Publikum vor. Theaterdirectoren und Bühnenmitgliedern wie überhaupt allen Freunden der dramatischen Literatur wird diese Gesammtausgabe gewiß willkommen sein.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. Januar 1866 beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags 3 Uhr mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinung jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Redaction wird es sich wie bisher angelegen sein lassen, das Blatt nach allen Seiten immer mehr zu vervollkommnen. Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1½ Ngr.

Digitized by Google

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mischna-Lese
oder
Talmud-Texte.

Religiös moralischen Inhalts.

Größentheils in vocalisirtem Urtext mit deutscher Uebersetzung und erläuternden Anmerkungen zur häuslichen Erbauung und Belehrung von **S. A. Wolff.**

1. Heft **Emunad Itecha.**

5 Bog. Lex.-8. Geh. Subscriptionspreis 15 Ngr.

Aus dem reichen Inhalt heben wir besonders hervor:

Sitte, Gebrauch und Lebensart. — Ausnahmeverhalten und Sonderlingsgebaren. — Jnhara. — Rabau. — Salomo's Rath und Rabbi Jose's Wahlspruch. — Heilige Genossenschaften (barmherzige Brüder). — Kranken-(Verpflegungs-) und Beerdigungsvereine. — Die „letzte Ehre". — Unbeschränkte und gesetzlich beschränkte **Ausübung gottgefälliger Handlungen.** — Verhältniß verfeinerter Liebesdienste zu andern menschenfreundlichen Thaten. — Mosaisches Armenrecht und Gerechtsame der Armen. — Rabbinische Erklärung von Spr. Sal. 22, 28 und Kap. 23, 10—11. — Titel, Amt und Würden. — Wider Thierquälerei. — Reine und unreine Thiere. — Rechts- und nicht rechtsgültiger Kauf beweglicher Güter. — Die beschauliche Rechtslehre. — Ein Mann, ein Wort. — Der Zweck heiligt kein gottloses Mittel. — Der Mensch muß vor Mitmenschen so rein erscheinen wie vor Gott. — Religiöse Kinderzucht, oder: Praktische Anleitung, die Kinder zur Mäßigkeit, Religion und Tugend anzuhalten. — Erforderliche Eigenschaften (Attribute) eines Volkslehrers (Predigers) und eines Vorbeters (Chasan). — Jsraels höchste Freudenfeste. — Ende gut, Alles gut. — Die Lehre von der Auflösbarkeit unhaltbarer u. s. w. Eide und Gelübde: traditionell; ihre biblische Begründung unrichtig und unwahr. — Die Lehre von der Auflösbarkeit der Eide u. s. w. und das Kol Nidre. — Meineid und Eidesbruch: ein religiöses Verbrechen. — Das talmudische und mosaische Recht über Meineid u. s. w. — Weshalb nach mosaischem Recht kein Meineid als solcher obrigkeitlich gestraft, der Meineidige vielmehr pure abolirt werden konnte ꝛc. ꝛc.

Leipzig, Carl B. Lorck.

In **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Rechte
der
Jsraeliten, Athener und Römer,
mit Rücksicht auf die neuern Gesetzgebungen
für Juristen, Staatsmänner, Theologen, Philologen und Geschichtsforscher in Parallelen dargestellt.

Ein Beitrag zu einem Systeme und zu einer Geschichte des Universalrechts
von
Dr. Samuel Mayer,
Rechtsanwalt in Hechingen.

II. Band: Das Privatrecht.

Gr. 8. Broch. Preis 2 Thlr. 22½ Sgr.

Der I. Band, welcher das öffentliche Recht behandelt, erschien 1861 und kostet 2 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 52.** 28. December 1865.

Inhalt: An die Leser. Studien über die französische Tragödie. Von Emil Feuerlein. II. Besondere Charakterzüge der drei großen Tragiker. — Literatur und Kunst. Eine Biographie Scharnhorst's. (Schweder, Scharnhorst's Leben.) Ein Roman von Heinrich Mahler. (Mahler, Im Oberthale. Ein schlesischer Waldroman.) Aus dem Nachlaß Edward Robinson's. (Robinson, Physische Geographie des Heiligen Landes.) Literarhistorische Unterhaltungen. (Ettmüller, Herbstabende und Winternächte, Gespräche über deutsche Dichtungen und Dichter.) — Correspondenz. (Aus Belgien. Aus Kiel.) — Anzeigen.

An die Leser.

Durch den leidenden Zustand meiner Gesundheit sehe ich mich zu meinem lebhaften Bedauern bereits seit geraumer Zeit außer Stand gesetzt, der Herausgabe des „Deutschen Museum" denjenigen persönlichen Antheil und die unausgesetzte Sorgfalt zu widmen, die ich ihm seit seiner Gründung, also seit nunmehr funfzehn Jahren, zuzuwenden nach Kräften bemüht gewesen bin. Unter diesen Umständen gereicht es mir zu besonderer Befriedigung, den Lesern hiermit anzeigen zu können, daß Herr Dr. Karl Frenzel in Berlin vom 1. Januar 1866 an als Mitherausgeber in die Redaction des „Deutschen Museum" eintreten und die specielle Leitung des Blattes übernehmen wird. Der Name des Hrn. Dr. Frenzel ist so allgemein geschätzt, seine Verdienste als Kritiker, Literarhistoriker und Dichter erfreuen sich einer so lebhaften Anerkennung, daß es überflüssig erscheint, hier noch ausdrücklich darauf hinzuweisen, und sei daher nur bemerkt, daß bei der Uebereinstimmung, die in dieser Hinsicht zwischen den

Digitized by Google

Herausgebern stattfindet, die leitenden Grundsätze, welche das „Deutsche Museum" so lange verfolgt hat, unverändert dieselben bleiben. Das „Deutsche Museum" wird es auch in Zukunft als seine vornehmste Aufgabe betrachten, unabhängig vom Einfluß der Coterien allen edlern Bestrebungen auf dem Gebiete der nationalen sowol wie der wissenschaftlichen und künstlerischen Entwickelung als Sammelpunkt zu dienen; es hofft, dabei auch fernerhin auf die Theilnahme und das Wohlwollen rechnen zu dürfen, die ihm bisher, bei Lesern sowol wie bei Mitarbeitern, in so reichlichem Maße zutheil geworden.

Dagegen werden in der äußern Einrichtung und Erscheinungsweise des Blattes mit Beginn des neuen Jahrgangs einige Aenderungen eintreten, in Betreff deren die Verlagshandlung nachstehend das Nähere mittheilt.

Schließlich werden die Herren Mitarbeiter sowie überhaupt alle, welche mit dem „Deutschen Museum" in Briefwechsel stehen, ersucht, ihre Sendungen fortan nicht mehr an den Unterzeichneten, sondern ausschließlich entweder an Hrn. Dr. Karl Frenzel in Berlin (Lindenstraße Nr. 112), oder direct an die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig richten zu wollen.

Stettin, im December 1865. Robert Prutz.

Das „Deutsche Museum" wird vom Jahrgang 1866 an in wöchentlichen Nummern von 2 Bogen erscheinen. Um die Aufnahme der Zeitschrift in Lesecirkel und öffentliche Locale sowie das Abonnement seitens einzelner Privaten zu erleichtern, wird **der Preis des „Deutschen Museum" künftig nur 10 Thaler jährlich** betragen, statt 12 Thaler, wie bisher.

Bestellungen auf das „Deutsche Museum" werden zum Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Die erste Nummer des neuen Jahrgangs ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Leipzig, im December 1865. F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Studien über die französische Tragödie.

Von

Emil Feuerlein.

II.

Besondere Charakterzüge der drei großen Tragiker.

1. Corneille.

Pierre Corneille, mit vollem Recht im Sinne der Franzosen le grand Corneille genannt, war von ihren drei anerkannt großen Tragikern Corneille, Racine, Voltaire der am meisten dramatische Dichter, in der Tragödie bahnbrechend, in der Komödie vorbereitend, unerschöpflich fruchtbar in neuen und den entlegensten Stoffen, unausgesetzt producirend bis zu seinem einundsiebzigsten Jahre (1629 „Melite," 1675 „Suriena"), Theoretiker, wo es mit dem Dichten nicht mehr gehen wollte, im Leben unpraktisch und ungewandt, von Charakter naiv und ehrlich, wie es dem Genie ansteht, mit allen Schrullen der Ungeselligkeit, des übermäßigen Selbstbewußtseins, zuletzt mit der greisenhaften Eitelkeit des Mannes behaftet, der einer stillen, und doch auf äußere Anerkennung angewiesenen Culturarbeit hingegeben ist. Corneille wuchs zum Dichter auf in einer Zeit der Gärung und Zerrissenheit, die sehr wohl geeignet war, das dramatische Gepräge, das sie selber hatte, einem empfänglichen Geiste aufzudrücken. Die Wirren und Kämpfe, die Entscheidungen und Erfolge, die Richelieu's Laufbahn bezeichnen, mußten auf die Entwickelung des im Jahre 1604 geborenen Dichters einen wesentlichen Einfluß üben, mußten ihn auf den Boden verweisen und seine Einbildungskraft auf dem Gebiete heimisch machen, auf dem die bedeutendsten Interessen des Menschengeistes aufeinanderstoßen, die stärksten menschlichen Kräfte zu ihrer Entfaltung gelangen, das höchste Selbstgefühl wie das tiefste Weh des Menschenherzens zum Worte kommt. War es aber die eigene Zeit, die den aufstrebenden Dramenschreiber auf dem Terrain der Geschichte und Politik fesseln mußte, so war es nicht weniger das seiner Geburt vorausgegangene gleich großartige, durch die Tradition von Zeitgenossen noch erreichbare Zeitalter der großen religiös-politischen Conflicte, was zum Studium des Menschenherzens vollauf Anlaß und Nahrung bieten mochte. Es war eine zerklüftete, in allerlei Parteibildungen und Sonderinteressen gespaltene Welt, der Corneille angehörte, eine Welt, in der von Zeit zu Zeit organisirende Geister und Kräfte, ein Heinrich IV., ein Richelieu, Ordnung und Einheit hervorbrachten, ohne sie von innen heraus heilen zu wollen oder zu können. Daher bildet auch durchaus die Welt der Conflicte den Ausgangspunkt der Dramen unsers Dichters. Allein so

Digitized by Google

wenig die genialen Größen des 16. und 17. Jahrhunderts, ihrem Volk und ihrer Zeit entstammt und gebunden an sie, dieselben sittlich emporheben konnten, so wenig gelingt es für gewöhnlich seinen Helden, sich in freier sittlicher Selbstbestimmung über die empirische Wirklichkeit, deren Kinder sie sind, hinaufzuschwingen. Es ist die Situation, und zwar meist die geschichtlich bedeutende Situation mit ihren vielen Seiten und ihrer mannichfachen Anregung zu Entschließungen und Handlungen, was die Figuren Corneille's erzeugt. Seine Dramen stellen ganz den Reflex dar, den die Situation auf die handelnden oder leidenden Individuen und auf deren Verhältnisse untereinander wirft. Die Mannichfaltigkeit dieses Reflexes bedingt die Verschiedenheit, die oft dramatisch höchst interessanten Gegensätze der Charaktere. Die Großartigkeit der Lage muß nothwendigerweise großartige Persönlichkeiten schaffen, und von jeher ist diese Eigenschaft den dramatischen Rollen Corneille's zuerkannt worden.

Allein der Druck, unter dem diese Helden und Heldinnen entstehen, die fertige Situation, in die sie, ohne selbst eine freie Entwickelung zu haben, gleich hineingezwängt werden, geht ihnen das ganze Stück hindurch nach; man sieht ihnen zeitlebens ihre mit Zwang und Drang erfolgte Geburt an, sie bekommen etwas Gezwungenes und Geschraubtes und müssen, um das ihnen aufgebürdete Pathos ja nie zu verlieren, sich immerfort Gewalt anthun. Da lastet eine Ehrenpflicht, da ein Versprechen ewiger Liebe und Treue, hier eine Kindesschuld, dort eine Obliegenheit gegen das Vaterland auf den Schultern einer Person; der Dichter bemüht sich, dieses Pflichtgefühl nothwendig zum Affect zu erheben, aber neben diesem Affect kann ein anderer, vielleicht von Natur stärkerer einhergehen. Da die Objectivität principiell das Maßgebende ist, so wird das Subject nicht frei von den in entgegengesetzter Richtung einwirkenden Impulsen und muß sich mit ihnen eben, so gut es geht, abfinden, entweder den einen nach dem andern zufriedenstellen, womit in das Handeln eine oft lächerliche Zerfahrenheit kommt, oder einen davon gewaltsam unterdrücken, was eine widernatürliche Ueberschreitung des Pathos bedingt. Ist aber vollends, wie bei den ursprünglich schlimmen Individuen, die Leidenschaft das allein Herrschende, so fällt hier zwar der Uebelstand einer Zerreißung des Gemüths weg, denn die böse Person ist ein ganzes, mit sich identisches Wesen, dafür aber erscheint das Böse bei dem Fehlen eines psychologischen Processes in der Gestalt wirklicher Besessenheit. Besonders den Franzosen selbst ist es aufgefallen, daß in Corneille's Frauenwelt die ganze Wildheit und Unbändigkeit der, sei's auf sittlichem, sei's auf selbstischem Wege entstandenen Leidenschaft vorherrsche; und wer wollte diesen Charakterzug den Frauen unsers Tragikers, von der bösen Kleopatra und der mistrauischen Rodogune an, von der koketten Emilia im „Cinna", der tobenden Pulcheria und

Digitized by Google

ränkespinnenden Leontine in „Heraclius“ bis zu den ursprünglich sanften, aber leicht in Feuer und Flamme zu versetzenden Naturen der Chimene im „Cid“, der Cornelia im „Pompejus“, der Camilla im „Horatius“ abstreiten? Es mag diese zweifelhafte Auszeichnung der weiblichen Hälfte der Rollen überhaupt davon herrühren, daß Corneille nicht blos aus einer großen, sondern auch aus einer kleinen Welt herausschreibt, einer Welt, in der die Frauen Bedeutung über Gebühr und selbst zeitweise eine direct politische Stellung besessen haben. Nur reicht dieser Umstand zu Erklärung der großen Menge der furies adorées nicht aus. Man muß noch die Erwägung hinzunehmen, daß gerade das Weib bei seinem relativ unentzweiten, aus Einem Stück bestehenden Wesen des Dichters Bedürfniß einer gegen die Collisionen möglichst festen, in gerader Linie fortstürmenden Leidenschaft befriedigt und so recht eigentlich das gesuchte Product der Situation abgibt.

Die endliche Wirklichkeit, haben wir gesehen, drückt der Person, die nicht frei gegen sie reagiren kann, die immer und ewig in ein Netz endlicher, ihrer Natur nach fast gleichstehender Conflicte verstrickt bleibt, den Stempel der Unfreiheit innerhalb verschiedener Affecte oder Eines Hauptaffects auf. Ein ganz Anderes entstände, würde es sich von einer unendlichen Aufgabe handeln; das An- und Fürsichsein, das Reich der Allgemeinheit läßt das Individuum frei, übt keinen Druck auf das ihm seine eigene Unendlichkeit entgegenbringende Subject aus. Merkwürdig, Corneille hat ein Stück, das diesem Erfordernisse entspricht. Es ist dieses sein „Polyeuct,“ der die ihm neuerlich zutheil gewordene Vergleichung mit der Sophokleischen „Antigone“ in vollem Maße verdient. Im „Polyeuct“ ist das Dasein der Wirklichkeit mit ihren Widersprüchen nicht übersehen. Der jämmerliche Felix zahlt bei seiner nur aufs Endliche angelegten Natur derselben seinen vollen Tribut, und bei den andern geschieht die Losreißung von der Endlichkeit nur mit Selbstüberwindung; aber eben die stufenweise von einer Person auf die andere über- und immer intensiver fortgehende Resignation stellt die Erhebung der Individuen zu ihrer unendlichen Aufgabe, zu ihrem Leben für die Idee dar. In Sever und Pauline ist die echteste, edelste Humanität ausgeprägt, und selbst der Charakter des Märtyrers behält, ungeachtet der himmlischen Verklärung, der er entgegensieht, noch so viel von seinem gemüthlichen Zusammenhang mit den Verhältnissen auf Erden bei, daß er uns nicht durch abstracte Heiligkeit erkältet. Und mit Recht ist vollends von den Wirkungen seines Opfertodes gesagt worden, daß wir „mit ihnen vom Individuum weg zu den großen Ordnungen Gottes, denen alles Menschliche dienen muß, aufblicken“.

Auf dem geschichtlich politischen Boden, den Corneille zum Rahmen und zum Herd der dramatischen Verwickelung gemacht hat, sind die Con-

Digitized by Google

flicte, die den gesammten Gang der folgenden Handlung bestimmen, Parteikämpfe. In seinem „Cid" ist es die zufällige Position der Angehörigen von zwei Familien gegeneinander, im „Horatius" der Wettkampf Roms und Albas um die Herrschaft, im „Cinna" die Feindschaft zwischen den alten Republikanern und dem Usurpator, in „Rodogune" der Streit zweier Kronprätendentinnen, in „Heraclius" eine sich fortspinnende Rivalität zweier Dynastien, in „Pompejus' Tod" die natürliche Position zweier Herrscher, von denen einer das Weltregiment anspricht, der andere gegen diesen Anspruch sich zu behaupten sucht. Aus solchen allgemeinen Conflicten oder Zusammenstößen von Macht gegen Macht wachsen nun die persönlichen Fehltritte hervor, nicht unmittelbar, sondern vermittelt durch besondere natürliche oder gesellschaftliche Bedingungen, z. B. im „Horatius" durch die Verwandtschaft der zufällig zum Entscheidungskampf ausersehenen Brüderdrillinge, der Horatier und Curiatier. Wo nun wie hier unter den endlichen Zwecken die Wahl eine leichte ist, wo, vollends bei der Versetzung auf den classischen Boden, das Vaterland von selbst über alle Bande des Bluts den Vorrang hat, da liegt die Aufgabe für den Dichter noch einfach, und seitens der natürlichen Verwickelung und Auflösung empfiehlt sich „Horatius" als das zweitbeste Stück unsers Autors. Der entstandene Conflict reflectirt sich hier auf eine ganz ungesuchte, ungezwungene Art in den verschiedenen Individualitäten. Vor allem bildet die weibliche Gruppe einen schönen Contrast mit der männlichen. Indem die Frauen, ohne dem Ansehen des Staats mit einem Wort entgegenzutreten, ihren ganzen Schmerz über das ihnen angesonnene Verwandtenopfer ausdrücken und gleich den klagenden Frauen in „Richard III." die Größe ihres Grams gegenseitig vergleichen, bleiben sie, selbst als Camilla, frisch gereizt durch den prahlenden Bruder und zuvor verstimmt durch einen widerlichen Anbeter, sich zur Verfluchung Roms hinreißen läßt, ganz innerhalb ihrer Sphäre. Unter den Männern hebt sich die ansprechende Gestalt des sanften, zarten, aber männlichen und pflichtgetreuen Curiatius gegen die trotzigen römischen Figuren, des Vaters Horatius mit einem Anflug an die Bonhommie des Alters und des Sohnes mit dem ganzen siegessichern Jugendübermuth, trefflich ab. Auch die Nachwirkung, die der furchtbare Zweikampf in der Erstechung der eigenen Schwester erhält, ist, weil dieselbe dadurch mit dem Geliebten im Tode sich vereinigt, nicht zu grausam. Trotz seiner Fehlerlosigkeit ist „Horatius" kein besonders beliebtes Stück; bei dem Mangel größerer Verwickelungen hat der Dichter zu sehr mit endlosen Zwiegesprächen nachgeholfen, und man fühlt, wie gut hier besonders die Staffage des Volks in beiden Lagern thun würde. Dagegen kommen in seinen beiden im ganzen beliebtesten Stücken, im „Cid" und „Cinna", sehr deutlich die oben hervorgehobenen nothwendigen

Digitized by Google

Uebel seiner Methode zum Vorschein, im „Cinna" überdies mit geschmackwidrigen Zwischenfäden vermehrt, die das Ganze vollends verderben. Die Situation im „Cid" ist von Schiller gerühmt worden. Wir können das, was er, natürlich von der Schule des kategorischen Imperativ aus, ein Meisterwerk der tragischen Bühne nennt, hier nicht entdecken, können die echte Tragik in den feindseligen Positionen, in welche die beiden Liebenden durch ihre Ehrliebe und Kindespflicht gegeneinander kommen, und das Achtungswerthe der Aufopferung ihrer Neigung vor dem höhern Forum der moralischen Pflicht nicht in diesem Grade finden, müssen im Gegentheil den beiden Rollen eine starke Halbheit in Fühlen und Thun beimessen. Fühlte Rodrigo ganz, was er der in der Tödtung des Vaters tödlich verletzten Geliebten schuldig geworden ist, so würde er sich nicht damit begnügen, im Kampfgewühl, in dem er nach eigenem Geständniß sich ernstlich vertheidigt hat, oder von der Hand der Geliebten, die doch im entscheidenden Augenblick gelähmt sein würde, oder gar von dem Schwert seines Gegners im Turnier, was zum voraus Chimene und die Ehre verbieten, seine Strafe zu suchen; er würde den Stoß gegen die eigene Brust führen. Und brächte Chimene, wie sie sollte, ihre Herzensneigung der Pietät zum Opfer und bethätigte sie diese Pietät in der Weise der Pflicht und nicht der Leidenschaft, so bliebe für sie nichts anderes übrig als völlige Resignation, sie würde dem Vater zulieb auf den Geliebten und dem Geliebten zulieb auf die Rache an des Vaters Mörder verzichten, sie würde den Geliebten vergessen und des Vaters Andenken in der Stille ihr Leben widmen. Die innere Getheiltheit aber zwischen ihrer Herzensangelegenheit und ihrer Kindespflicht, die von dem erst durch die Situation ihr aufgedrungenen Pathos herrührt, lähmt von vornherein ihren rächenden Arm, da der freiwillige Affect über den erzwungenen, die freie Wahl des Herzens über die Pietät das Uebergewicht behaupten muß; und der blos halbe Ernst des Mädchens bei ihrer Rächeraufgabe macht aus ihrem ganzen Verhältniß zum Geliebten eine Art oft schnippischer Neckerei, aus der tragischen Situation eher, als der Dichter will, eine komische. Daß trotz allem und allem die Liebe ihr Hauptsache, die Pflicht nur Nebensache ist, verräth sie auf einmal, indem sie Rodrigo beschwört, sich doch im Turnier Mühe zu geben, um sie nur von dem widrigen Sancho zu befreien, und verräth der Dichter selbst, wenn er den König eine längere Probe mit ihr machen läßt, wieviel Neigung zu dem alten Geliebten noch vorhanden sei.

Wenn im übrigen „Cid" durchaus die Idealität des Liebesverhältnisses wahrt, so ist in diesem Punkte „Cinna" am schwächsten. Allerdings kommen wir da auf einen wunden Fleck bei Corneille zu sprechen, der in einem allgemeinerm Zusammenhang mit seinem Wesen steht, gleich-

Digitized by Google

zeitig erhaben und gewöhnlich, anstandsvoll und trivial zu sein. Er kann sich zwar das Zeugniß geben, daß in seinen Dichtungen die Liebe nur den ihr gebührenden zweiten Rang einnehme, aber vielleicht mit aus diesem Grunde erfreut sie sich in ihnen auch keiner zarten und edeln Behandlung. Im „Cid" tröstet Diego den bekümmerten Sohn, daß es nur Eine Ehre, aber so viele Geliebten gebe; im „Horatius" heißt der Alte die verzweifelnde Camilla nicht immer an den gefallenen Bräutigam denken: sie könne jeden andern Römer bekommen. Sogar im „Polyeuct" fährt dem hochherzigen Sever gegen die alte Geliebte heraus: Wenn er ihre Fertigkeit besäße, über die frühere Liebe so schnell hinwegzukommen, so hätte er es bald dahin gebracht, in den Armen einer andern sich zu trösten. Und in „Pompejus' Tod" wird Cäsar, hier zudem der Typus des redseligen Professorenthums, gegen Kleopatra galant, man weiß nicht warum, da diese Französin über keinerlei Liebesreiz zu gebieten hat, bis man erfährt, daß es ihm nur um „junge Cäsaren" zu thun ist. Nun aber erst „Cinna". Die bedeutungsvolle geschichtliche Collision zwischen den Republikanern und August ist durch ein sich kreuzendes Liebesverhältniß, das den Knoten der ganzen Verwickelung bildet, elend verdorben. Wenn man schon übergenug daran hätte, daß Cinna nur auf Befehl Emilia's handelt und beim Auftreten des Maximus darauf rechnet, in ihm jetzt den Republikaner von echtem Schrot und Korn zu begrüßen, so bekommt man hier nicht blos wie in „Cid" einen gutmüthigen Liebhaber, sondern einen erbärmlichen Liebes- und Staatsintriguanten erster Sorte. Emilia selbst ist gänzlich modern; sie, die Trägerin einer Idee, von der man nach deutscher Vorstellung ein weibliches Sichbescheiden erwartet, ist stolz, kokett, spöttisch. Sie weist des Maximus Anerbieten, von ihm sich flüchten zu lassen, nicht etwa durch ausweichendes, schamhaftes Antworten ab, sondern wundert sich höhnisch, wie er in seinem Ungemach gerade auf Liebe kommen könne; sie rühmt sich sogar vor August offen: wie sie Cinna verführt habe, so könnte sie noch andere genug zu Verschwörungen verführen. Bei diesem ungemessenen Einfluß der Galanterie auf Seite der Republikaner kann die Monarchie durch eine ernstere Auffassung des Lebens, durch eine sittliche Haltung imponiren. Gewiß war für den Dichter bei der ganzen inhaltsschweren Conception die politische Entwickelung seines Vaterlandes mitbestimmend; unwillkürlich wird ihm die auch moralische Ueberlegenheit August's zum Emblem des gerechten Siegs der das Gemeininteresse vertretenden centralisirenden Gewalt über die erbärmlichen, von selbstischen Motiven geleiteten Factionen, der Spruch des Kaisers: „Soyons amis, Cinna!" eine Mahnung an das Königthum, wo keine Gefahr mehr da ist, Milde und Schonung walten zu lassen. Aber er hätte etwas, das ihm freilich nicht die Zeitgeschichte und nicht die römischen Annalen an die Hand geben konnten,

Digitized by Google

sich nicht sollen entgehen lassen: die idealere Auffassung August's. Im Selbstgespräch läßt er einmal den Glücklichen sich daran erinnern, er sollte doch verzeihen, da die Verschwörer im Grunde nur seine eigene Undankbarkeit wieder gegen ihn selbst beweisen. Ein Wink fürwahr, einige Tropfen Selbstdemüthigung in den Spruch des Herrschers über die Verschworenen einzumischen.

„Rodogune" verdient von dem ungünstigen Vorurtheil, das von Lessing und Schlegel her auf ihr lastet und das nur dem politisch noch nicht gebildeten Sinn dieser Kritik zuzuschreiben ist, befreit zu werden. Wer eine Katharina von Medicis in der Geschichte seines Volks vor sich hatte, der konnte auch eine Kleopatra dichten,' das Weib, das gleich Shakspeare's Bösewichtern erklärt: „Ich will einzig nur mich zur Vertrauten haben." Lessing findet es unnatürlich, daß ein Weib durch bloße Herrschsucht Furie werden kann, während nur Eifersucht, die Kleopatra ausdrücklich nicht besitzen wolle, diese Wirkung thun könne, substituirt aber dann auf einmal der Herrschaft den Ehrgeiz, der seiner Natur nach schon eine Fortführung der Rache und ein so grundloses Forttoben gegen eine unschädliche Gegnerin ausschließe. Ein Blick in die Verwickelung in der „Rodogune" ergibt, daß Kleopatra auch wirklich nicht von positiver, sondern von negativer Herrschsucht beseelt ist; sie will nicht mehr Gewalt, als sie schon hat, an sich reißen, aber um so zäher festhalten, was in ihrem Besitz ist und was sie allerdings schon längst hätte abgeben sollen. Dieses Festklammern an der Regierung wird, da ihr jemand das Scepter nehmen will und dieser jemand zufällig auch ein Weib ist, von selbst zugleich Eifersucht, die ja nicht einzig nur durch den Wettstreit auf dem Gebiet der Liebe erweckt wird. Daß sie aber in ihrem Hasse fortfährt, das hat seinen guten Grund, denn Rodogune ist nicht unthätig, bedroht sie sogar mit dem Tode und würde sie, selbst zur Königin geworden, sicherlich weit genug vom Throne entfernt halten. So viel Stoff sodann die beiden guten Söhne der Kleopatra zur Satire geben mögen, so ganz ohne Beispiel sind in Frankreich die von einer Mutter beherrschten Könige seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht gewesen.

2. Racine.

Jean Racine, geboren 1639, gestorben 1699, ist der Dichter des Zeitalters Ludwig's XIV. Corneille weist die Züge einer gärenden Zeit auf: drastischen, natürlich pathetischen Sinn, Angeregtsein von den umfassenden Bewegungen und Entwickelungen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Interesse für Politik und Geschichte, wie es nur aus einer lebendigen Betheiligung an werdenden, neuen Volkszuständen erklärlich ist; Racine gibt in seiner ganzen Erscheinung das Bild einer zu ihrer Reife gekommenen, in sich gesättigten Aera wieder, das Bild des Siècle de Louis XIV.

Digitized by Google

Der erste Dramatiker Frankreichs war in der Entfaltung seines Talents durch eine kampf- und verwickelungsvolle Gegenwart bestimmt, von deren Stürmen er bei seinem einsamen Dichterleben persönlich wenig berührt wurde; der zweite entwickelte sich, nimmer miterregt durch eine erregte Zeit, durch Studium und Leben, in steter Berührung mit einer Welt, deren Wogen sich allmählich legten. Wenn Corneille aus einer Wirklichkeit voll dramatischen Interesses heraus seine Gebilde selbstständig schuf, so war für seinen Nachfolger die idyllische Region der Gesellschaft der Focus, das Modell, die Unterlage seiner Erzeugnisse, wie auch Voltaire in seiner Weise versichert, erst mit Racine sei die Tragödie ein Ausdruck reicher und wahrer Empfindungen geworden, weil jetzt erst die Gesellschaft ihre vollendete Ausbildung erhalten habe. Racine hat immer viel enger mit den Mitmenschen zusammengelebt als der abgeschlossene Corneille; er ist in dem entscheidenden Alter vom sechszehnten bis neunzehnten Jahre nach Port-Royal gekommen und dort in bleibenden Umgang mit der Frauenwelt gewesen, er hat nachher in Paris mit seinem Boileau und andern alle Reize der Freundschaft unter Gleichgestimmten und eines regen schöngeistigen Verkehrs genossen, er hat viele Zeit bei Hof und in den vornehmsten Cirkeln zugebracht. Bei seiner von Haus aus weichen, empfänglichen Natur war ihm die Befriedigung des Publikums durch seine Arbeiten noch mehr Bedürfniß als für Corneille; wenn dieser den Beifall als sein Recht forderte, so sah jener es arglos als seine Pflicht an, den Forderungen seiner Umgebung zu entsprechen. Hat er doch seinem Sohn aufgegeben, den Leuten, die seine Tragödien nicht würdigen wollen, zu versichern, er habe alles, was er konnte, gethan, um dem Publikum zu gefallen, und hätte gern noch mehr thun wollen! Auf eine ganz natürliche Weise dachte er sich die ideale Verherrlichung des Bodens, auf dem er lebte, als die Aufgabe seiner dramatischen Dichtungen; daher sein Streben nach Glätte, Eleganz, Decenz, Reinheit der Diction, bei dessen Hervorhebung die bisherige Kritik nur zu sehr die häufige Härte und Willkür in der Phrasenbildung übersehen hat. Mit dieser Aufgabe war aber von selbst eine Beschränkung des Plans und Zwecks seiner Schöpfungen gegeben. Während Corneille die Privaterlebnisse und Schicksalswirren seiner Personen als Mittel benutzte, eine allgemeine, großartig geschichtliche Entscheidung daraus hervorgehen zu lassen, ist für Racine das Geschichtliche der bloße Rahmen, darin er die Genrebilder der persönlichen Kämpfe und Verwickelungen seiner Helden und Heldinnen aufstellt.

Man geht nicht fehl, wenn man ohne weiteres beide Dichter mit den Bezeichnungen naiv und sentimental einander gegenüberstellt. Nicht leicht ist je auf einen Dramatiker der Terminus des Sentimentalen mehr anwendbar gewesen als auf Racine. Er war Gemüths-

Digitized by Google

menſch, höchſt ſenſitiv, von viel innerm Leben, religiös erregbar, empfindſam bis zu Thränen, nicht ohne den Humor des Sentiments, an Frauenumgang gewöhnt, liebesempfänglich, vertrauteſter Freundſchaft oder innigſten Familienlebens bedürftig, auf ſeine Ehre beim Publikum ſehr eiferſüchtig, ein Mann, der durch ungünſtiges Urtheil über ſeine Leiſtungen empfindlich verſtimmt und durch die Schmälerung der Hofgunſt unglücklich gemacht werden konnte. Es iſt klar, daß die Ausſtattung, die dieſer Dichter durch Natur und Leben bekam, ihn vornehmlich zu Seelengemälden befähigen mußte. Eine gründlich pſychologiſche Auffaſſung, bei der er Corneille's Härten in der Porträtmalerei und in dem raſchen, ſprungweiſen Umſchlagen der Stimmungen und Geſinnungen durch concrete Pinſelſtriche und die Kunſt der Individualiſirung glücklich vermied und durch ſeinen religiöſen Sinn in der ethiſchen Zeichnung der Perſonen gefördert wurde, macht ſich in ſeinen Charakteren bemerklich. Selbſtverleugnung, Entſagung, Pflichttreue, bei dem wärmſten, überwallendſten Gemüthe Sieg der Pflicht über die Neigung, der ſittlichen Intelligenz über die Regungen der Empfindung — das iſt der hauptſächlichſte Gehalt dieſer Dichtungen, die uns Deutſchen ſchon darum näher gerückt werden, weil ſie eher als die Corneille's und ſogar auch Voltaire's an Stoffe erinnern können, die von den vaterländiſchen Dichtern bearbeitet worden ſind. Man hat neuerdings bei „Mithridat" und „Phädra" wegen der Behandlung geſetzlich verpönter Liebesverhältniſſe an den Schiller'ſchen „Don Carlos", bei „Britannicus" an Leſſing's „Emilia Galotti" erinnert. Nimmt „Britannicus" durch ſeine kunſtvolle Compoſition eine Hauptſtelle in der Reihe dieſer Dramen ein, ſo gebührt an ethiſchem Gehalte dem „Mithridat" wegen des ſittlichen Adels der beiden Liebenden und wegen verſöhnenden Abſchieds, welchen Mithridat vom Leben nimmt, ſowie der „Berenice" wegen der unter harten Kämpfen der Selbſtüberwindung zuletzt errungenen Reſignation der Heldin der Vorrang.

Da es die Geſellſchaft iſt, deren verklärtes Abbild in ihren Wirren und Händeln, in ihrer Liebesluſt und ihrem Liebesſchmerz Racine uns wiedergibt, ſo muß er den Rollen, um die ſich auf dieſem Boden alles dreht, nothwendig eine beſondere Sorgfalt widmen. Des Weibes Herz hat Racine ſo genau und ſo allſeitig gekannt, wie man nur durch alle möglichen Arten des Umgangs und Verkehrs mit der Frauenwelt dazu in den Stand geſetzt werden kann. Familienleben, Salon, intime Freundſchaften müſſen ihm den Schlüſſel zu den für viele verborgen bleibenden Fächern des weiblichen Weſens gegeben haben, und, dank ſeiner verwandten und reinen Natur, hat ihn ſeine Welt- und Menſchenkenntniß in dieſem Gebiete nur in der Menſchenachtung bekräftigt. Es mußte mit den Frauen gelebt, ſympathiſch mitgefühlt und mitgelitten,

Digitized by Google

ja ihr Wohl und Wehe auch schon zum eigenen Wohl und Wehe gemacht haben, vor allem wer eine Phädra, diese Mischung einer so tief sinnlichen, dem Augenblick hingegebenen und doch dabei so reflexionsfertigen, überlegenden Natur, aber auch wer in „Bajazet" (Roxane dort ist eine Corneille'sche Furie) eine Atalide mit allen Schwankungen und aller Treue des weiblichen Gefühls, in der „Andromache" eine Hermione mit ihrer Laune, Ränkesucht, Eitelkeit neben dem zähen Festhalten der unbewußten Weibesnatur an dem einmal Ergriffenen, oder eine Iphigenie mit ihrer gutmüthigen Billigkeit gegen einen Vater, der sie opfern will, oder im „Britannicus" eine Junia mit der sichern Divinationsgabe für ihr Unheil, oder im „Mithridat" eine Monima mit ihrem ersten pflichtgetreuen Verzicht auf den heißgeliebten Xiphanes und nachherigem sittlichen Scrupel über den ihr von der Eifersucht des Mithridat doch abgenöthigten Verrath der Liebe seines Sohnes zu ihr — zeichnen konnte.

Einen Vorzug vor Corneille bildet bei unserm Dichter auch seine classische Bildung, die er im Port-Royal sich anzueignen Gelegenheit fand und der wir seine griechischen Stücke verdanken. In diesen besonders stellt es sich recht heraus, daß er der sentimentale Tragiker, der Dramatiker des Ethos ist. Da, wo das Pathos hingehört hätte, geht er fehl. Es gibt nichts Zerfahreneres als seinen Orest in der „Andromache". Und wie tief steht in seiner „Iphigenie" der verliebte Achill, dem sich auch noch eine liebeskranke Eriphile anhängen muß, hinter dem des Euripides trotz dessen Schwächen zurück! Auffallend, könnte man denken, während Racine's „Phädra" für den, der von Schlegel's Urtheil sich nicht überrumpeln läßt, fast um ebenso viel die Euripideische übertrifft. Da sieht man aber recht in das Geheimniß der Begabung des modernen Dichters hinein. Ungeachtet beide antik sind, so ist doch Iphigenie ein naiver, Phädra ein sentimentaler Stoff. Unter der Hand des neuern Tragikers ist, wie man richtig gefunden hat, aus der antiken Schilderung der Hingabe Iphigeniens an das Vaterland eine Schilderung der Liebe Iphigeniens und Achill's, aus einem weltgeschichtlichen Stoff ein kleines Genrebild aus dem Kreise der Galanterie geworden; aber der ursprünglich sentimentale Vorwurf der an Liebe leidenden Phädra konnte von einer Zeit, die ganz anders als das Alterthum die Falten des Menschen- und besonders des Weiberherzens kannte, mit großer psychologischer Meisterschaft gelöst werden.

Wir haben bisher Racine in seiner ersten Lebensperiode und von Einer Seite seines Wesens uns in die Erinnerung zurückgerufen. Man würde ihn nämlich verkehrt auffassen, wenn man ihm die bisher bezeichneten Richtungen und Stimmungen seines Temperaments für Eigen-

Digitized by Google

schaften des Charakters anrechnen, wenn man dem Manne, der im Stande war, bei der Einkleidung einer Novize zu weinen, hieraus eine Schuld, die seinen Willen träfe, machen wollte. Im Gegentheil hat er sich fortwährend als einen besonnenen Mann, der sich in der Gewalt hatte, als einen Mann von viel Willensstärke gezeigt. Sonst hätte er nicht in seiner Jugend die Schranken, die sich seiner dramatischen Ausbildung entgegenstellten, so thatkräftig durchbrochen, hätte nicht als Mann den Kampf mit den jansenistischen Vorurtheilen gegen das Theater aufgenommen, hätte sich nicht zeitig den Banden der Schauspielerin Champmeslé auf Nimmerwiederkehren entzogen, hätte vor allem nicht in den reifern Mannesjahren (er war 38 Jahre alt) die dramatische Laufbahn, die bei ihm speciell identisch mit einem einseitigen Welt- und Gesellschaftsleben war, im Angesichte einer von Religion und Gewissen ihm gestellten ernsten Lebensaufgabe, der Sorge für seinen innern Menschen, mit einem geregelten häuslichen und beruflichen Leben vertauscht. Hat man schon seine Entfernung von dem Drama im Vergleich mit Corneille's Ausharren dabei als ein Zeichen seiner geringern Begabung dafür angesehen, so hatte man nicht unrecht; das Genie muß fortproduciren, während das nur mehr glättende und polirende Talent abbrechen kann. Aber ein anderes war das Verbleiben an der Bühne bei dem weltscheuen, unerschöpflich zeugenden Corneille und bei einem blos in der Gesellschaft gedeihenden Dramatiker. Bei diesem, dem seine Religiosität und sein mehr äußerliches Leben in der dramatischen Laufbahn das Gewissen gar wohl beunruhigen konnte, war der Austritt aus derselben und der Eintritt ins Familienleben ein sittlicher Act, der Anfang zu einer Vertiefung seines moralischen Menschen. Und wirklich blieben auch die Folgen für seine Vervollkommnung als Mensch und als Dichter nicht aus. Der Denker wurde bei ihm durch den Hofmann (er war bekanntlich königlicher Kammerherr und Hofhistoriograph, auch oft Lector bei Hof und Begleiter des Königs in der Campagne) nicht so aufgezehrt, daß er nicht durch allgemeinere Zeitfragen angeregt worden wäre, wie er z. B. einen Plan zur Verbesserung der Verwaltung im Interesse des verarmenden Volks für die Maintenon ausarbeitete. Und derselbe, der einst nur mit einer „Phädra" dem Mistrauen der Religiösen gegen seine Bühnenthätigkeit begegnen konnte, hat 12 und 14 Jahre nach seinem Rückzug von dem öffentlichen Schauplatz in „Esther" und „Athalie" Werke geschaffen, die ebenso viel ethisch-religiösen als ästhetischen Gehalt haben. In den hier eingeführten religiösen Chören hat die französische Tragödie sich selbst übertroffen, hat sie zum ersten und einzigen male die episch-lyrische Unterlage der dramatischen Verwickelung angewendet, sowie in der Hereinziehung von Volkselementen auf die natürliche Wurzel der geschichtlichen

Digitized by Google

Entwickelung und Lösung hingedeutet. Es ist die ewige Gerechtigkeit, die mit ehernem Tritte durch die Hallen der Paläste geht und über Dynastien um Dynastien ihr ernstes Gericht hält, was in der „Athalie", diesem Schwanengesang nicht minder der Glanzzeit Ludwig's XIV. als ihres Dichters, hindurchtönt. Was ein Kritiker über die Schlußworte des Hohenpriesters an den jungen theokratischen König äußert, findet auf das ganze Stück seine Anwendung, natürlich bei völliger Unbewußtheit des Verfassers: „Es klingt wie ein Epilog auf das dahinschwindende 17. Jahrhundert und die mit ihm vergehende Herrlichkeit der glänzenden Monarchie Ludwig's XIV."

3. Voltaire.

Voltaire wird, wenn man die neuere Literatur über die französische Tragödie durchgeht, theils in positiven Aeußerungen, theils dadurch, daß man ihn neben Corneille und Racine keiner Aufmerksamkeit zu würdigen pflegt, hinter seine Vorgänger gestellt; ja Hettner versichert geradezu, er sei den letztern nicht ebenbürtig und seine Tragödien seien jetzt selbst in Frankreich veraltet. Diese Ungunst erklärt sich einestheils nur daraus, daß er, der nicht reiner Tragiker war, unmöglich seinen Personen und Situationen die Gemüthswärme einhauchen konnte, die den Leser bei den Dramen Racine's und Corneille's ohne irgendwelche Störung anweht. Der Umstand, daß Voltaire neben dem Dichter Philosoph und Historiker ist, gibt seinen dramatischen Erzeugnissen einen ausgedehnten Horizont, welcher der Phantasie nicht erlaubt, wie sie wol sonst gewohnt ist, im Genusse der Verwickelung und Entwickelung liebgewonnener idyllischer oder romantischer Verhältnisse sich zu ergehen. Sodann mag es der Anerkennung dieses Dichters Eintrag thun, daß er im Unterschied von den Vorgängern, ungeachtet seiner ganzen dramatischen, oft pedantischen Loyalität, doch vom englischen Theater mit und ohne Willen zu sehr beeinflußt ist, um nicht von selbst Vergleichungen mit Shakspeare herauszufordern, die natürlich zu seinen Ungunsten ausfallen müssen. Wie dem aber sei, wir möchten schon dem bloßen Gefühl nach den Verfasser von „Algire", „Zaire", „Tancred" nicht gegen die Schöpfer eines „Polyeuct" oder einer „Phädra" und „Athalie" zurücksetzen.

Wir haben Corneille's Thätigkeit aus der gärenden, selbst dramatisch angelegten Zeit, die ihn erzeugte, die Racine's aus der zur Ruhe gekommenen, nur noch mit ihren individuellen Herzensangelegenheiten beschäftigten Gesellschaft erklärt. Voltaire's Muse ist auch wieder das Kind der Gärung, aber nicht einer Gärung auf dem festen Boden der Wirklichkeit, wie sie die Zeit und die Dichtung des ersten Tragikers darbot, sondern auf dem Boden des Geistes. Dieser Mann repräsentirt die Zeit der Aufklärung oder das Zusichselbstkommen des Bewußtseins. Die Form,

Digitized by Google

in der das Bewußtsein über sich klar wird, ist die überall um sich greifende Reflexion, das jederzeit geschäftige Raisonnement, die für alles Merkwürdige sich interessirende Bildung, bei Voltaire persönlich die Polyhistorie im Bunde mit der Eleganz des französischen esprit und dem scharfen, schlagfertigen judicium.

Durch das reflectirende Verfahren des Voltaire'schen Denkens im Gegensatz gegen ein systematisches, producirendes Verfahren des Philosophen vom Fach ist bei ihm die Möglichkeit dramatischer Leistungen bedingt. Sein Philosophiren ist noch nicht der Monolog, den der Gedanke mit sich selbst führt, sondern der Dialog der verschiedenen Gedanken und Betrachtungsweisen über eine Sache, wie sie in dem philosophischen Jahrhundert bei der Beweglichkeit des Raisonnements auf einmal zu Tage treten. Seine Art zu denken ist an sich ein dramatischer Act, weil hier der Geist noch nicht auf die Wurzel der Gegenstände zurückgeht, sondern erst die verschiedenen Seiten, welche deren Oberfläche darbietet, nebeneinander zum Worte kommen läßt. Daraus ergibt sich eine umfassende dialektische Thätigkeit im Geiste des Autors, die den Geschöpfen seiner Phantasie, den Personen und den Verwickelungen seiner Dramen zugute kommen muß. Man hat es schon darin verfehlt, daß man in dem Tragiker Voltaire zu viel auch den Mann der philosophischen Production gesehen hat, statt bei seiner Virtuosität in der Reflexion zu bleiben. So darf man nicht ohne Einschränkung sagen, er habe in seinen Dramen hauptsächlich nur seine vorgeschrittenen Ideen unter das Publikum bringen wollen. Seine Ideen sind noch nicht in der Art herausgearbeitet wie bei einem Schiller, der z. B. das feste Princip der Gedankenfreiheit durch seinen Marquis Posa aufstellte. Er ist noch zu viel der glänzende Esprit, der vielbewegliche, auf der Oberfläche der Dinge sich herumtreibende Verstand, als daß er sich in den Gedanken versenkt und abstracte Ideen, wie es nach ihm Rousseau that, erzeugt hätte. Dadurch aber wird er eben zum Dramatiker, der ja die Dinge von vielen Seiten zu handhaben hat, vorzüglich geschickt. Man ist z. B. oft geneigt, in seinem „Brutus" eine Verherrlichung wenn nicht der Republik, so doch der politischen Freiheit zu sehen. Das ist jedoch so wenig von dem Dichter beabsichtigt, daß er den Gegnern der Freiheit, dem königlich gesinnten Arius und dem unrömischen Messala, ebenso viel oder noch mehr dialektische Fertigkeit und politische Erfahrung zu Verfechtung ihrer Ansichten leiht als den Republikanern. In der „Merope" andererseits wird dem abscheulichen Usurpator Polyphont Verstand genug zur Bekämpfung der Legitimitätsidee gewährt. Beides ein Zeichen dafür, daß hier nicht die Gesinnungstüchtigkeit des Denkers, sondern die vielseitige Reflexion des Dialektikers thätig ist, wie denn nur diese, nicht jene den Dramatiker fördern kann.

Digitized by Google

Materiell wird, wie angedeutet worden, durch das Erwachen des Raisonnements das Zusichselbstkommen des Bewußtseins erreicht. Wenn auch der Gedanke noch nicht erzeugt, wenn er erst blos herumdenkt, so ist doch die Selbstheit bei diesem Herumdenken in energischer Weise thätig und rührig geworden, weiß nun von sich, scheidet sich bei diesem Acte von ihrem bloßen Natursein, ihrem Gegebensein ab. Es ist gewiß nicht zufällig, es ist vielmehr ein großer culturgeschichtlicher Fortschritt, daß Voltaire die Franzosen auf ihre Bühne brachte. Er hat nämlich damit nichts anderes gethan, als dem erstarkten Selbstgefühl seiner Nation einen Ausdruck gegeben, und auf diesem Felde lieferte er, wie bemerkt, weil von dem Eigensten selbst am tiefsten gemüthlich ergriffen, sein Bestes. Wie gelungen sind der biderbe, ehrenfeste Lisoix im „Herzog von Foix", der ritterliche Tancred, in „Zaire" der wackere Nerestan und der ehrwürdige Lusignan! Und wie dramatisch wird die Situation durch die kräftige Färbung, die selbst der Stolz des französischen Bewußtseins, das Vaterland, gegenüber von allem, was nicht es selber ist, bekommt! Wie großartig ist der Contrast des siegenden Vaterlandes gegen den brutalen Eigenwillen des Herzogs von Foix, oder der frischen Heldenkraft Tancred's gegen die abgelebte Ritteraristokratie der Syrakusaner, der belle France im heiligen, feenhaften Hintergrunde gegen das düstere Haremsleben des Orients in der „Zaire".

Doch der französische Geist wurde zur Zeit Voltaire's nicht allein seiner nationalen, er wurde auch seiner universalen Selbstheit sich bewußt, er wurde seines unveräußerlichen Rechts gegenüber von jedermann und in jeder seiner Lagen inne. Bis zur Blasphemie steigert sich die selbstische Unbändigkeit der vom Fatum getroffenen Ehegatten in dem ersten Voltaire'schen Drama „Oedipus", und noch will es dem Dichter und ehemaligen Jesuitenzögling, dem die Ansprüche der menschlichen Selbstheit in ihrer ganzen Stärke vor das Bewußtsein getreten sind, in der „Semiramis" nicht gelingen, einer Verbrecherin aus ihrer selbstischen Gewissenlosigkeit heraus zur Anerkennung der ewig waltenden Gerechtigkeit zu verhelfen. Um so gerechtfertigter, wenn auch zu herb, ist in dem Stoff der „Algire" die Idee der Rechtsgleichheit betont, bekanntlich das, was das eigentliche Pathos der erst negativ abwehrenden, noch nicht positiv aufbauenden Freiheitsrichtung Voltaire's bildete. Nach einer vortrefflich eingeleiteten Verwickelung zwischen den starren Vertretern ihres Princips, dem Kind der europäischen Verbildung, Gusman, und dem trotzigen Natursohn Zamor, welchen in den ihnen zur Seite gestellten vermittelnden Charakteren die beste Schattirung beigegeben ist, thut der tödlich Verwundete seinem Mörder, der Christ dem Heiden, der Repräsentant des geschichtlichen Rechts dem Repräsentanten des Naturrechts,

Digitized by Google

ausdrückliche Abbitte. Ein Ausgang mit offenbarer Parteinahme der Philosophie des 18. Jahrhunderts für das Kind der Natur, dem wenigstens keine förmliche Reue zugemuthet wird.

Es waren nicht allein formelle Punkte, wie nationale Selbstheit, Vernunftrecht, Uransprüche, Rechtsgleichheit, was sich dem erwachenden Bewußtsein darbot. Die Aufklärung hatte auch ihre materiellen Für und Aber. Weil man sich in dem Gewande der natürlichen Religion gegenüber der positiven gefiel, so entdeckte der polyhistorische Spürsinn der Aufklärung in der Geschichte auch einen empirischen Urtypus für die natürliche Religion. Es war dies das Christenthum, welches man bei seiner einfachen, exacten Religions- und Sittenlehre hierfür nehmen konnte. Voltaire wäre gar nicht er selbst gewesen, wenn er nicht China und unter diesem Titel die einfachste, nicht positiv oder national gefärbte Religion und Lebensweisheit in einem Drama verherrlicht hätte. Er that es in der „Waise von China", worin das mit sittlichem Ernst und mit den feinsten Pinselstrichen gezeichnete Ehepaar Zamti und Idama durch seine musterhafte Uebung aller Pflichten des Patriotismus, der Aeltern- und Gattenliebe einen Proselyten an dem Welteroberer Dschingis-Khan macht und ihn zum Friedensfürsten und Culturbeförderer umwandelt.

Da es allgemeine Momente sind, welche in diesen Dramen maßgebend zu werden und im Kampf mit ihren Gegensätzen durchzudringen suchen, Thesis und Antithesis aber, z. B. Vaterland und Eigenwille, Unrecht und Vorrecht, Pflicht und Gewalt im Dialog gleichgestellt sind, so hat diese Polarität, dieses Gleichwiegen die Folge, daß hinter den Versuchen der Principien, sich geltend zu machen, die Individuen selber zurücktreten und weniger bestimmt als bei den nicht philosophirenden Tragikern der Held des Dramas bezeichnet werden kann. Wer z. B. möchte im „Herzog von Foix" mit Bestimmtheit sagen, welches der Held des Stücks sei: dieser Herzog, oder sein Bruder Vamir, oder Lisoix? In „Zaire": Orosman oder Nereſtan? In „Algire": Zamor oder Gusman? In „Brutus": Titus oder Brutus? In „Cäsar's Tod": Brutus oder Cäsar? Im „Waisen von China": das exemplarische Ehepaar oder Dschingis-Khan? Gegenüber der das Ganze beherrschenden Idee stehen die Individuen alle erst in zweiter Linie, und will man eins derselben zu seinem Liebling, zum Gegenstand seiner Sympathie machen, so thut einem die Wahl wehe, ob man sich für den ursprünglichen Vertreter der Idee oder für den gegen sie zuerst Ankämpfenden, aber von ihr doch zuletzt sittlich Ueberwundenen entscheiden will. Es liegt vielleicht in diesem Mangel an einem ganz entschiedenen Helden, der bei mehr romanhaften, biographisch gehaltenen Tragödien, wie bei „Tancred" und „Semiramis", wegfällt,

Digitized by Google

mit der Grund, warum Voltaire von dem deutschen und französischen Publikum seinen beiden Vorgängern nachgestellt wird.

Nicht zu vergessen ist auch, daß der philosophische Tragiker der nüchtern verständige, skeptische Geist ist, der Herzens- und Gemüthsbedürfnisse nicht blos nicht kennt, sondern wol auch verspottet und verhöhnt. Allbekannt ist seine Kälte gegen die Religion. Soweit diese Kälte die Toleranz zu ihrer Lichtseite hat, ist z. B. in der Person der Zaire die rührende Weitherzigkeit einer unverschrobenen Natur meisterhaft dargestellt, und erweist sich dieses Drama hierdurch und durch den Contrast in den Vertretern des christlichen Frankreich, wie ohnedem schon durch die Enthüllung des Geschwisterverhältnisses zwischen Nerestan und Zaire, als ein Vorläufer von Lessing's „Nathan". Aber schon in „Algire" steht das Christenthum, das als solches sich in der Rolle des Gusman vor dem blutigen Zamos beugt, wenn es sich auch sittlich sehr erhaben zeigen mag, ziemlich im Nachtheil; die spätere Satire gegen den Leibniz'schen Optimismus tritt schon im „Oedipus" in ihrem Werden auf, und im „Mahomet", diesem „Tartufe mit dem Schwerte", wie ihn Hettner nennt, wird mit der Figur Sopir's und den erwachenden Gewissensregungen in Saide und Palmire alle natürliche Moralität in die möglichst weite Entfernung von dem Positiven der Religion verlegt. Doch noch mehr als die Religion hat eine andere Herzenssache, die Liebe, unter dem Unglauben unsers Dramatikers zu leiden. Wenn Lessing allerdings mit dem Ausspruch „Kanzleistil der Liebe" bei Orosman und Zaire zu weit gegangen und z. B. bei Algire von treuer Liebe nichts zu vermissen sein möchte, um wie viel einleuchtender hätte die Verliebung des Christenmädchens in den Sultan zu Förderung unserer Sympathie mit ihr motivirt werden müssen! Im übrigen, wie ironisch, ja frivol wird mit diesem Naturmysterium sonst wol umgegangen! Da wird von einem das Mädchen wie eine Waare behandelt, auf die er großmüthig verzichtet habe (Lisoix), hier dem Gegner untergeschoben, seine Treue gegen eine Frau müsse eine sinnliche Neigung zu ihrer Grundlage haben (in „Mariam"); da meint eine Heldin in ihrer Zartheit, ihr Beschützer müsse nothwendig gegen sie Liebe empfinden (ebendort); hier besinnt sich ein Greis, ob die Vorliebe, die ihn zu einer Jungfrau hinzieht, nicht doch noch ein Liebesgefühl sei (Sopir); hier scheut sich ein grauer Bösewicht nicht, seine widrige Wollust zu bekennen („Mahomet"); dort wird die Hand einer Frau lediglich zu Befriedigung eigener Herrscherplane gesucht (in „Eriphile", „Merope", „Semiramis"), ja zuletzt kann man aus Gründen der Politik ein recht „hitziger Freier" werden (Polyphont).

Was den Bau der Dramen betrifft, so kann unserm Dichter neben seinem Eklekticismus in der Auffindung von Vorgängen das Talent der

Digitized by Google

eigenen Erfindung nicht abgesprochen werden. Man denke hinsichtlich der Verflechtung der Thatsachen, wenn man mit Lessing „Merope" und „Semiramis" preisgibt, an die „Waise von China", „Herzog von Foix", „Tancred", „Zaire", und hinsichtlich der Gruppirung der Charaktere besonders an „Algire". Nur hütet er sich nicht gehörig vor stereotypen Wendungen, besonders auch in der Schürzung des Knotens. Bei seinen Vertrauten hat er nicht viel Variation. Einer, der sich selbst nicht kennt, kehrt in „Oedipus", „Eriphile", „Semiramis", „Merope" wieder, in den drei letzten auch ein Kronräuber, eine zu heirathende Königswitwe, ein im Verborgenen aufwachsender Thronerbe. Ein misverstandener Brief erzeugt in „Zaire", „Tancred", im „Geretteten Rom", in „Nanine" die Verwickelung. Ein Versteckspielen des Zufalls oder der Menschen muß hier und da zu Lösung des verschlungenen Knotens herhalten. Im „Herzog von Foix" muß z. B. dieser Herzog eine gute Weile in dem Glauben bleiben, als ob der von ihm bereute Befehl der Ermordung seines Bruders bereits vollstreckt sei; in „Semiramis" ist zum Schaden des Stücks der von Corneille einst aufgestellte Grundsatz, daß eine Oresteaufgabe nicht durch den absichtlichen, sondern durch den unabsichtlichen Streich gelöst werden, der Sohn also die todeswürdige Mutter nur durch Zufall tödten dürfe, ausgeführt worden. In den römischen Stücken erweisen sich die eigenen Zusätze zu der Geschichte, beziehungsweise zu Shakspeare als keine glücklichen: im „Brutus" wurde von manchen schon die ganze Rolle der Tullia, der Geliebten des Titus, beanstandet, jedenfalls fehlt ihr alle Naivetät. Im „Geretteten Rom" bleibt die ganze Erscheinung einer Frau Catilina mitsammt ihrer pomphaften Selbsterdolchung vor dem Senat frostig, und im „Tod Cäsar's" verletzt das Vaterverhältniß Cäsar's zu Brutus und das aus demselben hervorgehende schwankende Benehmen beider den Geschmack.

Alles in allem genommen wird es richtig sein, was ein neueres Urtheil ausspricht, daß fast durchgängig Voltaire's Sujets und Plane besser seien als ihre Ausführung, und dürfte hiermit dieses Tragikers culturgeschichtliche und dichterische Bedeutung treffend gewürdigt sein.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Eine Biographie Scharnhorst's.

Im Laufe der letzten Jahre, in denen das deutsche Volk das funfzigjährige Gedächtniß seiner glorreichsten Thaten beging, die Erinnerung an sie in festlichen Versammlungen, in lebendigem Wort und in der Schrift neu zu erwecken und zu beleben suchte, hat auch die historische Literatur sich gerade dieser herrlichen Epoche mit neuem Eifer zugewendet, und aus dem liebevollen Vertiefen in die Zeit der Befreiungskriege ist eine ganze Reihe von Werken hervorgegangen, welche entweder die Kenntniß der ganzen Zeit oder die Würdigung einer bestimmten in ihr besonders hervorragenden Persönlichkeit zu fördern sich zur Aufgabe gestellt haben. Viele davon waren freilich nur auf die festliche Gedächtnißzeit selbst und damit auf eine nur vorübergehende Wirkung berechnet; doch sind wir auch durch Werke erfreut worden, welche nicht bloße Festgaben waren, sondern auch für die Dauer einen besondern Werth haben und in der neuern historischen Literatur einen hervorragenden Platz einnehmen. Zu diesen gehörte namentlich die Darstellung, welche G. H. Pertz von dem Leben des Feldmarschalls Gneisenau gegeben hat, deren ja auch in diesen Blättern ausführlicher Erwähnung gethan worden ist. Nach ihrer hoffentlich bald zu erwartenden Vollendung fehlt unserer historischen Literatur aber noch immer eine umfassende Biographie des Mannes, der mit als der bedeutendste Held der Befreiungskriege, ja eigentlich als der Schöpfer der in ihnen sich in so wunderbarem Glanze entwickelnden nationalen Wehrkraft mitten zwischen Stein und Gneisenau tritt, — eine eingehende Biographie Scharnhorst's. Es ist ein tragisches Verhängniß, das ihn noch vor der Erringung des recht eigentlich durch die Kraft seines Geistes angebahnten und ermöglichten Sieges dahingerafft werden ließ, sodaß er nur an der oft so entmuthigenden und hoffnungslosen Vorarbeit theilnehmen, nicht aber den herrlichen Lohn derselben mit genießen konnte. Um so mehr aber sollte man ihm sein Recht zutheil werden lassen, und in der Reihe großer biographischer Denkmale, welche die Helden der Befreiungskriege feiern, sollte ein besonders glänzendes und großes Scharnhorst's nicht fehlen!

Bei der großen Fülle der zuverlässigsten officiellen Quellen, dem Reichthume an Erinnerungen seiner Zeitgenossen, Mitarbeiter und Mitstreiter müßte sich gerade von der Thätigkeit Scharnhorst's ein besonders eingehendes und genaues Bild entwerfen lassen, das für die politische Geschichte jener denkwürdigen Zeit nicht weniger werthvoll sein würde als für die Geschichte der militärischen Entwickelung Preußens und die Entfesselung der bisher im Volke gebunden ruhenden kriegerischen Kraft. Welch überreiches Leben sich bei einer so eingehenden und im großen Maßstabe angelegten Biographie Scharnhorst's vor unsern Augen entfalten müßte, läßt sich schon annähernd abnehmen aus dem Interesse, das eine wenig umfangreiche, über keine bisher unzugänglichen Quellen gebietende Darstellung seines Lebens und Schaffens in uns erregt, und wir müssen dieselbe daher doppelt willkommen heißen.

„Scharnhorst's Leben. Von O. F. Schweder, Premierlieutenant

Digitized by Google

im 4. westfälischen Infanterie-Regiment Nr. 17" (Berlin, E. S. Mittler und Sohn), hat sich die Aufgabe gestellt, das für Scharnhorst noch fehlende biographische Denkmal einstweilen in kleinerm Maßstabe zu errichten. Daher sind darin auch keine neuen Quellen benutzt, sondern mit Hülfe der vorhandenen Literatur ist ein zunächst für den größten Leserkreis berechnetes, durchaus ohne wissenschaftliche Prätensionen auftretendes, im guten Sinne des Worts populaires Leben des großen Kriegsmannes zusammengestellt worden. Namentlich sind auch die so zahlreich erhaltenen Briefwechsel der bedeutenden Zeitgenossen gehörig ausgebeutet, viele Stellen daraus direct mit in die Darstellung hinübergenommen und in dieselbe verflochten worden. Allerdings macht infolge dessen die Darstellung etwas den Eindruck des nur äußerlich Zusammengesetzten, der Mosaikarbeit, und fehlt es ihr an der rechten Einheit und consequenten Geschlossenheit. Die aufrichtige Begeisterung des Verfassers für seinen Helden aber, die wohlthuende patriotische Wärme, die das Buch durchhaucht, läßt solche kleine Mängel schnell vergessen, und mit Stolz und Freude folgt man dem Verfasser durch das Leben Scharnhorst's. Auch sind die großen politischen Verhältnisse, die für Scharnhorst's Leben und Wirken den Hintergrund bilden, mit kurzen und kräftigen Zügen skizirt, sodaß ein gerade bei biographischen Darstellungen dieser Art so häufig störendes Ueberwuchern des Nebensächlichen, das Wiederholen bekannter und jedem zur Genüge geläufiger Dinge glücklich vermieden ist. Und so macht denn das Buch, abgesehen von einzelnen hin und wieder störenden stilistischen Unebenheiten, einen sehr erfreulichen Eindruck und wird, wie wir hoffen, gerade in dem Leserkreis, auf den es besonders berechnet ist, auch recht zahlreiche und dankbare Leser finden. Auch hat gerade das Leben Scharnhorst's etwas Erhebendes und, man möchte sagen, Erbauliches, vor allen Dingen deshalb, weil wir in ihm einen gewaltigen, zu den bedeutendsten Dingen berufenen Geist nicht leicht und spielend, sondern in ernstester Arbeit all die kleinlichen Hemmnisse und Schranken, die sich ihm entgegenstellen, niederwerfen, ihn endlich — und das ist das Mühsamste — selbst den Neid und die Mißgunst zum Schweigen bringen und sie, wenn auch widerstrebend, zur Anerkennung seiner Größe zwingen sehen!

In dem ersten Abschnitt wird die Kindheit Scharnhorst's, seine erste Entwickelung in Vaterhaus und Schule geschildert. Interessant ist die Berichtigung eines weitverbreiteten Irrthums, welche gleich hier gegeben wird. Scharnhorst ist nämlich nicht, wie man bisher meinte, am 10. November 1755 geboren, sondern am 12. November, und die schöne Combination, wonach er, der große Kriegsheld, seinen Geburtstag mit den großen Geisteshelden Luther und Schiller theilt, welche namentlich bei der Schillerfeier zu so manchem guten und ernsten Wort die Veranlassung gegeben hat, erweist sich demnach als unrichtig. Auch mit dem „Bauernsohne" Scharnhorst verhielt es sich nicht ganz so: sein Vater war Quartiermeister in dem hannoverischen Dragonerregiment Estorf, kam aber durch seine Frau Friederike Wilhelmine Tegtmeier in den Besitz des Freihofes Bordenau. Scharnhorst's Jugend war eine trübe und schwere, und eine tiefsinnige Fügung des Schicksals ist es, daß zu derselben Zeit, wo der kleine Gneisenau zu Schilda in äußerster Dürftigkeit die Gänse hütete, Scharnhorst von seinem Vater, der während des langwierigen wegen des Besitzes von

Digitized by Google

Bordenau schwebenden Processes eine kleine Besitzung gepachtet hatte, in der von der Dorfschule nicht beanspruchten Zeit mit dem Hüten der Schafe beschäftigt wurde.

Allerdings besserte sich seine Lage, seitdem der Proceß zu Gunsten seines Vaters entschieden war, sehr bedeutend, und dadurch wurde es ihm auch ermöglicht, seiner Neigung zum Kriegswesen zu folgen. Funfzehnjährig wurde Scharnhorst in die militärische Akademie aufgenommen, welche der Graf Wilhelm von Lippe, damals einer der gefeiertsten Kenner des Kriegswesens, auf der kleinen Festung Wilhelmstein am Steinhudermeer begründet und recht eigentlich zu einer Musteranstalt herausgebildet hatte. In dieser trefflichen, von dem auch durch hohe Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Grafen persönlich geleiteten Schule legte Scharnhorst den Grund zu seiner tiefen militärischen Bildung, und schon damals sog er ihrem ersten Keim nach Ideen ein, welchen er dann auf einem ganz andern, so viel großartigern Schauplatz Leben und Wirklichkeit geben und durch die er dereinst der Retter seines tiefgekneckteten Vaterlandes werden sollte. Nach dem im Jahre 1777 erfolgten Tode seines trefflichen Lehrers trat Scharnhorst in hannoverische Dienste und wußte sich durch seine hohe geistige Begabung, seinen Eifer für Förderung und Ausbildung namentlich des militärischen Wissens so viel Achtung und Anerkennung zu erwerben, daß er bereits 1782 als Lehrer an die damals neubegründete Artillerieschule in Hannover berufen wurde. In dieser Stellung wirkte dann Scharnhorst nicht nur durch das lebendige Wort in der anregendsten Weise, sondern er war auch literarisch für Verbreitung und Vertiefung des militärischen Wissens rastlos thätig. Im Jahre 1793 fand er Gelegenheit, das bisher Gelernte und Gelehrte zum ersten mal in praktischer Ausübung zu bethätigen, und da zeigte es sich denn gleich aufs glänzendste, daß er mit seinem, für die militärische Bildung aufgestellten Princip, Wissen und Können müsse Hand in Hand gehen, durchaus recht habe, und daß er selbst die von ihm angestrebte Vereinigung in sich aufs vollkommenste darstellte. Als Artilleriehauptmann machte Scharnhorst den Feldzug der englisch-hannoverischen Armee unter dem Herzog von York mit und erwarb sich, während die Truppe im allgemeinen keine besondern Lorbern heim brachte, den allerglänzendsten Ruhm. Namentlich waren es die von ihm geleitete heldenmüthige Vertheidigung von Menin und das gleichfalls nach seinem Entwurf ausgeführte Durchschlagen aus der unhaltbar gewordenen Festung, welche aller Augen auf ihn lenkten. Die Ueberreichung eines Ehrensäbels und Beförderung zum Major waren von seiten seines Königs nur der gerechte Ausdruck des lauten Beifalls, der Scharnhorst von allen Seiten in wärmster Weise gezollt wurde. In den folgenden Jahren finden wir Scharnhorst dann als Generalquartiermeister bei dem hannoverischen Theil der Observationsarmee in Westfalen; 1796 trat er ganz in den Generalstab über; aber schon 1801 nahm er seinen Abschied aus dem hannoverischen Dienst, weil ihm das freigewordene Commando eines Regiments, auf welches er gerechnet hatte, nicht gegeben wurde. Unter Vermittelung seines Gönners, des Herzogs von Braunschweig, trat Scharnhorst noch in demselben Jahre als Oberstlieutenant im dritten Artillerieregiment in preußische Dienste.

Digitized by Google

Und damit war er an den Platz gekommen, wo er dem Vaterlande nie zu belohnende Dienste leisten sollte. Zwar fehlte es in der noch ganz in den Ansichten Friedrich's des Großen und dessen längst unbrauchbar gewordenen Militärformen befangenen preußischen Armee nicht an zahlreichen Stimmen, welche sich über den aus der Fremde gekommenen Doctrinär, den „Professor" lustig machten, der die jungen Herren Offiziere anhalten wollte, nach Art der Schule zu arbeiten und zu lernen, ja, sich einem förmlichen Examen zu unterwerfen. Neid und Misgunst aber mußten sich, wenn auch oft mit nur schlecht verborgenem Unwillen, seinem gewaltigen Geiste und tiefen Wissen sowie seinem offenen, praktischen Sinne beugen; in der Zeit der tiefsten Schmach, wo das scheinbar noch aufrecht erhaltene Gebäude preußischen Ruhms auf einmal in einem donnernden Fall zusammenstürzte, gehörte Scharnhorst zu den wenigen, die ihre Pflicht ganz und voll thaten; in der Zeit der Ohnmacht und Demüthigung ist er dann der erfindungsreiche, immer neue, bisher ungeahnte Hülfsquellen auffindende und erschließende Waffenschmied; und als dann die von ihm geschmiedeten Waffen gegen den Feind geführt werden, ist er selbst das erste große, blutige Opfer, das der für die Freiheit begonnene Krieg verschlingt. Wahrlich, ein Leben, so groß und inhaltreich, dabei so echt menschlich, daß man immer wieder und wieder zur Betrachtung desselben hingezogen wird!

H. P.

Ein Roman von Heinrich Mahler.

Sowol dem Stoffe als der Darstellung nach ist eine kaum glaubliche Verwilderung in unserer Unterhaltungsliteratur eingerissen. Urtheilslos verlangt die große Menge des Publikums immer nur nach Neuem, nach sogenannten „spannenden" Geschichten aus Criminalacten und Polizeiberichten. Bei dieser Treibjagd der Talente ist an die Ausbildung des einzelnen nicht mehr zu denken; es gehört ein energischer Wille dazu, sich von den Verlockungen zur Vielschreiberei, gerade im Fache der Erzählung, frei zu halten. Heinrich Mahler, der sich durch seine frischen Schilderungen aus dem letzten schleswig-holsteinischen Kriege bereits weitern Kreisen bekannt gemacht hat, scheint uns ein Talent zu besitzen, das in ruhiger und stetiger Entwickelung Ansprechendes und annähernd Vollkommenes leisten könnte, falls er es als erste Aufgabe ansieht, seine Gestalten und Erfindungen zu vertiefen. Das neueste Werk des Verfassers: „Im Oderthale. Ein schlesischer Waldroman in vier Büchern" (2 Bde. Berlin, C. S. Liebrecht), ist, der Vorrede nach, zum Theil im Lager, in Broacker, entstanden, und sein Vorzug besteht ebenfalls in den lebendigen Schilderungen. Die Fabel erhebt sich nicht aus den Sphären gewöhnlicher Unterhaltungsliteratur und regt in keiner Weise einen Leser, der Tieferes sucht, an. In der Verknüpfung des Idyllischen und Tragischen ist ein gewisses Streben des Verfassers nach künstlerischer Vollendung nicht zu verkennen: er hätte sich nur zuerst an einem weniger umfangreichen Stoffe versuchen sollen. Die Sprache verdient im allgemeinen das Lob der Verständlichkeit und Klarheit; es ist schon viel, wenn sie nicht gemisbraucht wird.

K. F.

Digitized by Google

Aus dem Nachlaß Edward Robinson's.

Unter dem Titel „Physische Geographie des Heiligen Landes von Edward Robinson. Aus dem Nachlasse des Verfassers zur Ergänzung seiner frühern Schriften über Palästina" (Leipzig, F. A. Brockhaus), hat die Witwe des berühmten gelehrten Reisenden einen Theil von dessen literarischem Nachlaß herausgegeben, welcher bestimmt war, einen Abschnitt zu bilden in dem „Systematischen Werke über die physische und historische Geographie der Bibel", zu welcher der Verfasser unermüdlich seit einem Vierteljahrhundert, auch auf mehrern Reisen und Forschungen an Ort und Stelle Material gesammelt und zum Theil auch deren Resultate in zwei besondern Werken veröffentlicht hatte. Es war ihm aber nicht vergönnt, das große Werk zu vollenden: es sind nun bald drei Jahre, daß der verdiente Mann, sechs Jahre nach seinem ehemaligen Mitforscher Dr. Smith, von irdischer Thätigkeit abberufen wurde, zum großen Leid aller Fachgenossen der biblischen und geographischen Wissenschaft. Mit Dank wird man daher diese „Physische Geographie" aufnehmen, welche nicht nur für die Wissenschaft der Bibelkunde, Geographie und Geologie von Wichtigkeit ist und, von der Herausgeberin mit Verweisungen auf die neueste Literatur ausgestattet, die Anerkennung der Wissenschaft bereits gefunden hat, sondern auch für den gebildeten Laien und alle, welche ein Interesse haben, über die physischen Verhältnisse des Heiligen Landes sich eine klare Anschauung zu verschaffen, eine willkommene Gabe sein wird. Insbesondere fällt auf eine Menge von Stellen der Heiligen Schrift daraus ein helleres Licht; an einigen Stellen ist auch die Lutherische Uebersetzung sachlich berichtigt; der Gebrauch des reichhaltigen Buchs ist durch ein fast 40 Spalten einnehmendes Register bedeutend erleichtert. Merkwürdig, wie jenes Land in der Welt- und Culturgeschichte ist, zeigt es sich auch seiner natürlichen Beschaffenheit nach; wir erinnern nur an die bekannte Thatsache, daß der Spiegel des Todten Meeres 1300 Fuß unter dem des Mittelmeeres sich befindet und daß ein großer Theil des Landes sammt dem so interessanten Hinterland Haurân, dessen genauere Kenntniß wir besonders dem Consul Wetzstein verdanken, vulkanisch ist. Indeß müssen wir uns begnügen, hier nur ein paar Einzelheiten aus der reichen Menge herauszuheben. Historisch und zum Theil physikalisch interessant sind z. B. folgende Bemerkungen: über Elias Opfer, das Thal von Sichem und Fluch und Segen auf den Bergen Ebal und Garizim, die Lotsäule am Khasm Usdum (Sodom), Lage von Kapernaum, Saul's Kampf gegen die Philister bei Socho, Sared, der Bach Krith (bei Jericho), Salem des Melchisedek (Jerusalem), die Taufe des Kämmerers durch Sanct Philippus, die große Traube der Kundschafter, Joseph's Verkaufung, die Brunnen, welche Abram und Isaak graben ließen (noch existirend), Jakob's Brunnen bei Sichem (desgleichen). Andere besondere Merkwürdigkeiten sind z. B. der Zerka Main, welcher als heißer Fluß (durch die Quellen von Kallirhoë) in das Todte Meer fließt, die Asphaltmassen in letzterm und seine früher oft übertriebenen Eigenthümlichkeiten, die Sandbank an der Kisenmündung, der Phialasee, eigentlich (wie der Laacher) ein ehemaliger Krater, der Adonisfluß, der relative Quellenreichthum in Palästina gegenüber

Digitized by Google

Aegypten, Spuren von ehemaligem Zuckerbau. Bei alledem ist nicht zu vergessen, daß der Verfasser meistens als Augenzeuge spricht und manchen Punkt zwei bis dreimal besucht hat. Bei dieser Selbständigkeit im Urtheil ist aber auch die ganze Darstellung so klar, daß man zwar wünschen kann, es möchte dem Verfasser noch vergönnt gewesen sein, auf einer neuen Karte alle Verbesserungen nachzutragen, aber doch insofern den Mangel einer Karte in dem Buch leicht verschmerzt, als man durch dieses selbst ein plastisches Bild und ohne Mühe eine richtigere Vorstellung im einzelnen bekommt als auf den gewöhnlichen Karten. Die letztern lassen sich vielmehr vielfach danach berichtigen, z. B. Kurn Surtabeh, die westlichen Wadys, die Jordansquelle bei Tell el Kady, u. a.

Zur Charakterisirung des reichen Inhalts geben wir aus der Uebersicht nur die Hauptkapitel an. Nach der Einleitung folgt: I. Oberfläche. Allgemeines. 1. Berge und Hügelland, 2. Thäler, 3. Ebenen; II. die Gewässer. 1. Flüsse ꝛc., 2. Seen, 3. Quellen, 4. Brunnen ꝛc., Wasserleitungen; III. Klima. 1. Jahreszeiten, 2. Temperatur, 3. Winde; IV. Geologische Züge. 1. Allgemeine Kalksteinformation, 2. Sandstein, Conglomerat, Mergel, 3. Vulkanische Striche, 4. Erdbeben. Leider konnte der Verfasser infolge einer Augenoperation ein paar Zusatzartikel nicht mehr ausarbeiten; dagegen bietet ein Anhang die physische Geographie der syrischen Küste.

Diese wenigen Andeutungen werden genügen, dem von der Wissenschaft anerkannten Werke auch einen weitern Leserkreis zu erschließen. A.

Literarhistorische Unterhaltungen.

Handelte es sich bei Besprechung des vorliegenden Bandes: „Herbstabende und Winternächte, Gespräche über deutsche Dichtungen und Dichter. Von Ludwig Ettmüller. Erster Band. Achtes bis zwölftes Jahrhundert" (Stuttgart, J. G. Cotta), nur um diesen selbst, so würden wir mit leichtem Herzen manches Empfehlende sagen. Ist doch des Verfassers Beruf zu solcher Arbeit durch vieles früher von ihm Erschienene hinlänglich erwiesen. Laien, die über „Heliand" und Otfried's Werk, über „König Rother" oder das Alexanderlied sich unterrichten wollen, werden hier eine Fülle von Stoff vorfinden; sie werden selbst von der Farbe dieser Dichtungen eine gewisse Anschauung erhalten, und der Verfasser bleibt über einzelnes Dunkle, was dann unterläuft, nicht leicht eine Erklärung schuldig. Dies rühmen wir an dem Werke. Da aber der Band, so wie er ist, keinen Abschluß bietet, so mögen wir manche Bedenken nicht unterdrücken, weil wir durch Aussprechen derselben der Fortsetzung nützlich werden möchten.

Des Verfassers Art zu referiren dürfte an sich nicht zu billigen sein und auf die Dauer schwerlich fesselnd bleiben. Wir erhalten in seinen Referaten eine Zusammensetzung aus der Sprache der Gedichte und unserer eigenen, welche ein bedenkliches Mittelding zwischen sonst und jetzt wird und durch welche die Berichte überdies zu ermüdender Ausdehnung anschwellen.

Digitized by Google

Der Verfasser sollte immer thun, was er nur selten gethan hat: er sollte über das Ganze in seiner eigenen Sprache Rechenschaft geben und dann durch kleine Theile der Dichtungen den Ton derselben charakterisiren, was natürlich am besten durch treue Uebersetzung geschieht. Ferner möchten wir vor Einseitigkeit des Urtheils warnen, welche sich bereits in Ueberschätzung der Volkspoesie gegenüber den höfischen Dichtern und in Ueberschätzung des Alten gegenüber dem Neuern andeutet. Wer von „König Rother" sagen läßt: „Ich wüßte nichts an diesem Gedichte auszusetzen", der sollte wahrhaftig nicht kleine Seitenhiebe nach Werken, wie etwa die Hartmann's von Aue, und auch nicht nach Tieck's „Kaiser Octavianus" führen. Wenn wir hierin eine archaisirende Richtung mit Besorgniß wahrnehmen, so ist uns diese auch in der Sprache nicht erfreulich gewesen. Warum sollte in einem Werke, das für ganz Deutschland bestimmt ist, das Imperfect von stehen nicht so gebildet sein, wie es Lessing, Schiller und Goethe gebildet haben? Und warum sollte der Verfasser lieber von einem „Verkommniß" unter „Verkommenen", als von einem Vertrage unter Betheiligten sprechen wollen? Auch würden wir es für weiser halten, wenn in der Gesellschaft, welche sich über deutsche Dichter unterhält, den Damen nicht das Amt gelehrter Erörterungen übertragen würde. Daß Damen dazu gelehrt genug sein können, geben wir gern zu; aber sie würden dann nicht so naive Fragen thun, wie sie in dem Werke zum Besten wenig unterrichteter Leser ihnen in den Mund gelegt werden. Unter die Gesellschaft hat der Verfasser zwei Caricaturen gestellt, um verrottete Lebensauffassungen des Adels zu geißeln. Vielleicht hätte er besser gethan, das zu unterlassen. Wie die Figuren sind, möchten sie zu wenig Wahrheit haben; mäßiger gehalten, verlören sie vielleicht ihre Wirkung. Freilich leben wir in Tagen, wo solche Lockungen nicht überflüssig, ja sogar kaum entbehrlich sind. Könnte doch auch von der Gegenwart ein Abu Seid von Serug sagen:

So gethan ist diese Zeit,
Daß die Weisheit büßt die Starrheit
Ihres Sinnes, wenn sie nicht
Treten will in Dienst der Narrheit.

Wir wiederholen, daß wir dem Verfasser und dem Werke mit diesen Vorschlägen nützen möchten und durchaus dem Unternehmen unsere Empfehlung nicht versagen. G. H.

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Belgien.

20. December 1865.

G. Den 10. December, 11 Uhr 45 Minuten vormittags, hat in seinem Schlosse zu Laeken bei Brüssel unser König Leopold Georg Christian von Sachsen-Koburg den Geist ausgehaucht. Leopold I. war der erste König der Belgier; sein ältester Sohn und Nachfolger, der Herzog von Brabant, Leopold II., ist seit Karl V. der erste Fürst, welcher im Lande selbst geboren, durch den Willen des Volks zur Regierung gerufen wurde. Es ist gewiß ein seltenes Beispiel, einen König im Alter von 75 Jahren nach 34jährigem Regieren inmitten der Achtung und Liebe der großen Majorität seines Volks, unter dem Titel „Landesvater" allgemein geehrt, mit einem wahren römischen Stoicismus das Leben verlassen zu sehen; noch seltsamer klingt die Märe, wenn man vernimmt, daß dieser König, durch die Revolution, nicht etwa als Usurpator, sondern aus der Ferne vom Volke herbeigeholt, den Thron bestieg, und daß dieser Thron, den man nur haltbar glaubte, solange die Weisheit des Gründers ihn schützen würde, noch stabiler und dauerhafter erscheint, seitdem der erste Wechsel in der Person des Monarchen stattgefunden hat. Die Ereignisse der letzten Tage geben selbst den Republikanern zu denken.

Wir können hier nicht eine Beschreibung der verschiedenen Trauer- und Krönungsfeierlichkeiten geben, welche sich im ganzen Lande einander folgten. Nur einiges weniger Bekannte dürfte hier am Platze sein.

In dem unendlichen Chorus aller möglichen öffentlichen Organe, erstens über den Tod des Königs und zweitens über die Person seines Nachfolgers, haben wir nur zwei grelle Stimmen vernommen. Zwei Zeitungen, zwei katholische Zeitungen haben sich unzufrieden ausgedrückt über Leopold's I. Thun und Wirken; die erste „Le Journal d'Anvers" in Belgien, die zweite „Le Monde" in Frankreich. Diese Publicationen waren der Meinung, des verstorbenen Königs Freundschaft mit der liberalen Partei (?) habe das Land nahe an den Abgrund gebracht, sie hofften, sein Nachfolger käme noch früh genug, um die Nationalität zu retten, um „Glauben, Religion ꝛc. wieder in die vertrockneten Herzen der Belgier zu pflanzen". Man denke sich nun die Wuth der Anhänger solcher Ideen, als Leopold II. am 17. December nach seiner Eidesleistung in der Kammer unter unbeschreiblichem Beifallsklatschen folgende Worte sprach: „Meinerseits habe ich nie einen Unterschied unter den Belgiern aufgestellt. Sie sind alle dem Vaterlande treu, und ich vereine sie alle in einer gemeinsamen Liebe; ich stelle mich außerhalb der Parteikämpfe und überlasse dem Lande, über diese zu richten." — Diejenigen, welche in Brüssel einer der großartigen Ovationen beiwohnten, welche in den letzten Jahren dem verstorbenen Könige zutheil wurden, glauben vielleicht eine Vorstellung zu haben von dem, was in der letzten Woche dort geschah. Dieses wäre jedoch ein Irrthum. Ich begnüge mich damit, zu sagen, daß der Enthusiasmus beim Einzug des neuen Königs,

Digitized by Google

die Trauer beim Begräbniß des verstorbenen, die Menschenmenge, die Exaltationen der Armee, der Nationalgarde und des Volks vollständig unbeschreiblich waren. Man denke sich das großartigste Freudendelirium, — und man wird weit unter der Wahrheit bleiben. Wir wollen hoffen, daß ein so gewaltiges Schauspiel auch andern Völkern Nutzen bringen wird; wir wollen hoffen, daß der Erzherzog Joseph von Oesterreich, der Prinz von Preußen, der Herzog von Bassano (Gesandter des Kaisers der Franzosen) und alle die Fürsten, Gesandten und Notabilitäten von ganz Europa, in ihre respectiven Länder zurückgekehrt, ein wenig nachdenken über den Unterschied zwischen wirklicher Liebe eines Volks und angestifteten Vivats, über den Unterschied zwischen einem ehrlichen Manne, der sein Wort hält, und dem ehrlosen Treiben der Junkerparteien, und endlich über den wohlthuenden Anblick eines Volks, welches Preß-, Versammlungs-, Unterrichts- und Gedankenfreiheit besitzt und dennoch seinen Fürsten liebt.

Leopold I. liegt nun begraben in Laeken neben seiner längst dahingeschiedenen Gemahlin, der Königin Luise, und zwar auf katholischem Boden. Dieses hat seine ganz specielle Wichtigkeit. Leopold war Protestant, und die religiöse Frage der Beerdigung hat ja in Belgien den Anstoß gegeben zur ganzen freigeistigen Bewegung und zur Bildung der weitverzweigten Gesellschaften, welche sich mit der Beerdigung ohne die Hülfe irgendeines Priesters beschäftigen. In diesem speciellen Falle hat nun der Erzbischof von Mecheln sehr zuvorkommend die Erlaubniß ertheilt zu dem ketzerischen Entweihen des katholischen Bodens. Man muß gestehen, daß unser Klerus tolerant wird. Jetzt kommt aber die Schattenseite. Die „Gazette de Liége" behauptet, Leopold I. habe sich kurz vor dem Sterben bekehrt und sei katholisch gestorben. Die Herzogin von Brabant soll ihm nämlich eine Kette, mit dem Muttergotteskild versehen, umgehängt haben, und zwar nachdem die zukünftige Königin ihn um Erlaubniß gebeten und er ein dreimaliges: Ja, ja, ja! hatte hören lassen! Ist diese Komödie nicht unbezahlbar? So weit ist der Klerus in Belgien gekommen! Merkwürdig klingt daneben ein Circular des Großen Orients von Belgien, wo es heißt: „Leopold Georg Christian von Sachsen-Koburg, König der Belgier, mit dem Orden chev ∴ R ∴ D ∴ 30° G2.: versehen, ist gestern gestorben mit der Ruhe und Einfachheit des Gerechten und dem Stoicismus des wahren Maurers ....." Ganz Belgien wie es leibt und lebt spiegelt sich in diesem Kampf um eine Leiche ab.

Ehre dem Ehre gebührt! Als constitutioneller Monarch hat Leopold 34 Jahre lang seine Pflicht gethan. Seinen Schwur hat er gehalten, und sind am Ende seiner Laufbahn Fehler begangen worden (Mexico, Antwerpen), so haben seine Minister die Verantwortlichkeit dafür. Daß der Gründer der belgischen Dynastie und der belgischen Autonomie geachtet und geliebt war, bewiesen die unzähligen Trauerfahnen, Kränze, Insignien, die unabsehbare Menschenmasse, welche ihn in der tiefsten Stille zur Ruhestätte brachte, und die Anwesenheit von 14 Fürsten und 12 außerordentlichen Gesandten. Diese Liebe ging sogar plötzlich auf seinen Sohn über, welcher bisjetzt nichts gethan hat, um sie zu verdienen.

Der erste Fortschritt, welchen wir wahrscheinlich recht bald zu signalisiren bekommen werden, ist die Abschaffung der Spielbank in Spaa.

Als eine von Frankreich herübergekommene Skandalgeschichte sei der berühmte

Digitized by Google

Proceß Sandou contra die Doctoren Tardieu, Parchappe, Mitivié und Blanche erwähnt. Sandou klagt diese Aerzte an, ihn als gesunden Menschen für verrückt erklärt und ins Narrenhaus gesperrt zu haben, und zwar einzig und allein um dem Herrn Minister Billault zu gefallen, welcher den Advocaten Sandou (einen Democraten) auf diese Art sich aus dem Wege räumen wollte. Sandou hat selbst plaidirt und bewiesen, daß er nichts weniger als verrückt ist; er hat die unsaglichen geistigen Leiden berichtet, welche er bei sechzehnmaliger Einkerkerung erduldet; er hat die genannten Aerzte für ewig gebrandmarkt durch die Veröffentlichung ihres kriechenden Verfahrens vor einem Minister; er hat die ganze imperialistische Corruption nochmals entlarvt und sich schließlich mit dieser Plaidoierie für zufriedengestellt erklärt, seinen Antrag auf Schadenersatz zurückgezogen und dem Publikum überlassen, zwischen ihm und Billault zu entscheiden.

Aus Kiel.

18. December 1865.

E. B. In den letzten Wochen hat es nicht an aufregenden Vorgängen in hiesiger Stadt sowol wie im übrigen Lande gefehlt. Ueber eine Angelegenheit, die wochenlang alle hiesigen Kreise beschäftigte, über die Entdeckung der Bespionirung eines der herzoglichen Räthe, des Geheimraths Sammer, durch einen seiner Boten, die man auf eine Bestechung seitens preußischer Offiziere zurückführt, werden demnächst die Gerichte zu erkennen haben, wenn es nämlich wahr ist, was „Kreuzzeitung" und deren flensburger Filiale, die „Norddeutsche Zeitung", gemeldet haben, daß der Generallieutenant von Manteuffel die Behörden in Itzehoe und Altona ersucht habe, die „Itzehoer Nachrichten" und die „Schleswig-Holsteinische Zeitung" wegen der von ihnen über diese Sache gebrachten Mittheilungen zur Rechenschaft zu ziehen. Hier in Kiel ist man auf die Ergebnisse eines solchen richterlichen Einschreitens doppelt gespannt, da man der festen Ueberzeugung ist, daß von der betroffenen Seite keinerlei andere Mittheilungen über die sehr delicate Angelegenheit gemacht wurden als solche, die man mit Beweisen belegen kann. Die officiösen Dementis, welche die „Kreuzzeitung" und die „Provinzial-Correspondenz" hinsichtlich der Angaben der Blätter über die Sache veröffentlicht haben, sind bekanntlich von der „Kieler Zeitung" energisch zurückgewiesen worden und ergaben sich auch auf den ersten Blick als Versuche, von der eigentlich behaupteten Thatsache ausweichend abzulenken.

Fast noch größeres Aufsehen als die „Affaire Baxmann", wie die Bestechungs- und Bespionirungs-Angelegenheit nach dem Namen des ungetreuen Dieners genannt wird, machte die zweimalige Beschlagnahme der „Kieler Zeitung" durch die hiesige Polizeibehörde, das will sagen: auf Befehl der Landesregierung und der österreichischen Statthalterschaft. Die Veranlassung zu der ersten hatte der Abdruck einer Adresse gegeben, welche

Digitized by Google

von den 7 Vereinen der Stadt Wilster und deren Umgegend infolge der eckernförder Vorgänge an den Herzog Friedrich gerichtet und worin derselbe als der rechtmäßige Landesherr angeredet worden war. Bei der zweiten Beschlagnahme fand man den Stein des Anstoßes in einem Correspondenzartikel, den die „Kieler Zeitung" aus der in Braunschweig erscheinenden „Deutschen Reichs-Zeitung" entlehnt hatte. Dieser Correspondenzartikel schilderte eine Ovation, von den aus Schleswig-Holstein gebürtigen Zöglingen der Baugewerkschule in Holzminden dem auf der Reise nach Arolsen durchpassirenden Herzoge Friedrich dargebracht. Rechnet man eine vor einigen Wochen von der holsteinischen Regierungsbehörde verfügte Beschlagnahme der „Itzehoer Nachrichten" wegen eines Gedichts mit der Ueberschrift: „Der VIII." hinzu, und erinnert man sich des Regierungserlasses, welcher der Presse verbot, den Herzog als Souverain der Herzogthümer ꝛc. zu bezeichnen, so liegt es auf der Hand, daß auch die österreichische Verwaltung Holsteins gleich dem preußischen Gouvernement in Schleswig das Erbrecht des Augustenburgischen Herzogshauses in Abrede stellt und den Wiener Frieden nebst den gasteiner Abmachungen als Quellen eines neuen schleswig-holsteinischen Rechts betrachtet wissen will.

Die Thatsache, daß die Herzogthümer in einer für sie so wichtigen Zeit, wie die letzten zwei Jahre es waren, ohne jegliche Theilnahme ihrer Landesvertretung ruhig über sich ergehen lassen mußten, was andere über sie verfügten, ist schwerwiegend genug, um die Wagschale, in der das Verdienst des Befreiungswerks ruht, bedenklich in die Höhe zu schnellen. Selbst in Holstein, wo die Regierung aufrichtig bemüht ist, Wohlthaten zu spenden, ohne gerade aus ihnen direct politisches Kapital zu schlagen, stellt sich in jedem einzelnen Fall, ganz abgesehen von der großen staatsrechtlichen Frage, die Nothwendigkeit heraus, die Stände zu hören. Und da diese nicht berufen werden, so herrscht in Holstein schlechterdings nichts anderes als jener aufgeklärte, wohlwollende Absolutismus, dessen Grundsatz ist: „Alles für das Volk; nichts durch das Volk!" Unmöglich kann ein freigesinntes, seiner selbst und seiner Ziele sich bewußtes Volk auf längere Zeit unter einem solchen Regiment sich wohl fühlen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibelgeschichte.

Das ewige Reich Gottes und das Leben Jesu

von

Christian Carl Josias Bunsen.

Herausgegeben von Heinrich Julius Holtzmann.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein aus Bunsen's Nachlaß erscheinendes Werk, dessen Hauptbestandtheil ein Leben Jesu bildet, hätte wol jederzeit Beachtung gefunden, wird aber gegenwärtig, wo diese Frage durch die Werke von Renan, Strauß, Schenkel, Schleiermacher u. a. in den Vordergrund getreten ist, um so größeres Interesse erregen.

Es bildet den neunten Band von Bunsen's „Bibelwerk", ist aber gleichzeitig unter obigem Titel separat erschienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mirandola, die Herrnhuterin. Fra Tedesco.

Zwei Novellen von

Robert Waldmüller (Edouard Duboc).

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Robert Waldmüller, als einer der gewandtesten Novellisten bekannt, bietet hiermit der Lesewelt zwei neue werthvolle Gaben. In der ersten auf deutschem Boden spielenden Erzählung zeichnet er in einem fesselnden psychologischen Gemälde die leisesten Regungen des menschlichen Herzens mit frappanter Wahrheit; die zweite ist von der südlichen Glut des italienischen Himmels durchleuchtet und gibt ein farbenprächtiges Bild leidenschaftlicher Liebe. Beide Novellen bekunden auch in der Form die Meisterschaft des Verfassers.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Physische Geographie des Heiligen Landes.

Von

Edward Robinson.

Aus dem Nachlass des Verfassers zur Ergänzung seiner frühern Schriften über Palästina.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der durch seine Werke über Palästina auf beiden Hemisphären rühmlichst bekannte Gelehrte hat in vorliegender „Physischen Geographie des Heiligen Landes" einen Theil der Resultate seines über ein Vierteljahrhundert fortgesetzten unermüdlichen Forschens niedergelegt und systematisch zusammengefasst. Das Werk ist innerlich fertig und abgeschlossen von der Hand des kürzlich verstorbenen bewährten Forschers der Nachwelt hinterlassen worden und wird als nothwendige Ergänzung, ja als systematischer Abschluss seiner frühern Schriften über das Heilige Land dem wissenschaftlichen Publikum hoch willkommen sein.

Digitized by Google

Bei **Schmorl & von Seefeld** in Hannover erschien soeben:

Das Leben des Weibes
in Spruch und Lied unserer Dichter.

Herausgegeben von

Dr. F. Feinecke.

In Sprüchen und Liedern unserer Dichter verschafft uns der Herausgeber tiefe Blicke in das Frauenleben; wir hören das erste verständliche Lallen des Kindes, das ganze ahnungsreiche Leben der Jungfrau zieht an uns vorüber, — wir verstehen den Jubel der Mutter, — kurz, das Frauenleben in allen seinen Freuden und Leiden, seinem Wünschen und Hoffen, von der Wiege bis zum Grabe, entrollt sich unsern Blicken. — Bei der vorzüglichen, des Inhaltes würdigen Ausstattung, dem geschmackvollen Einbande und dem billigen Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. empfiehlt sich das Werk ganz besonders zu einem Weihnachtsgeschenke.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Persien.
Das Land und seine Bewohner.

Ethnographische Schilderungen von

Dr. Jakob Eduard Polak,

ehemaligem Leibarzt des Schah von Persien und Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Der erste Theil dieses jetzt vollständig vorliegenden Werks hat bereits große Aufmerksamkeit erregt. Ein Deutscher, der Persien nicht blos flüchtig als Tourist durchstreift, sondern neun Jahre lang sich daselbst aufgehalten und in seinem Beruf als Lehrer und Arzt wie in seiner Stellung zur Person des Herrschers die seltenste Gelegenheit hatte, das öffentliche und häusliche Leben, den Charakter und die Sitten aller Schichten des persischen Volks kennen zu lernen, veröffentlicht hiermit ein umfassendes detaillirtes Gemälde von Persien und seinen Bewohnern. Eigenthümlichen Werth erhält das Werk durch die vom Verfasser mitgetheilten medicinischen Beobachtungen; doch bietet es nicht minder Ethnologen, Statistikern, Industriellen wie überhaupt jedem Leser viel Neues und Interessantes über die gegenwärtigen Zustände jenes alten, in politischer und commerzieller Beziehung für Europa wichtigen Culturlandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Nibelungenlied.

In Romanzen.

Von

Ferdinand Naumann.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die „Zeitung für Norddeutschland" sagt über dieses Werk: „Es ist dem Verfasser gelungen, eine Bearbeitung des Nibelungenliedes zu liefern, die den Charakter sowie den Reiz des ursprünglichen Gedichts beibehalten, das etwa Ermüdende fortgelassen hat und das Interesse des Lesers bis zum Schlusse fesselt und steigert, ohne daß die veränderte Form dem großartigen Eindruck des Gedichts in der Urform Abbruch thäte."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

BRUBACHER